Heer- und Querſtraßen

oder

Erzählungen,

geſammelt

auf einer Wanderung durch Frankreich,

von

einem fußreiſenden Gentleman.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Willibald Alexis.

Erſter Theil.

Berlin,

verlegt bei Dunder und Humblot.

1824.

Kgl. Univ-Bibl.
Berlin

Washington Irving

gewidmet

von

seinem Verehrer und Freunde

dem Autor.

Vorrede, Prolog, Vorwort
oder
Einleitung.

Eine Vorrede muß, ihrer Natur nach, Sprünge machen, nie ganz aus dem Wege herausgehen, nie ganz im Wege bleiben.)

Dryden.

Kennten alle Leute, die zum Vergnügen reisen, nur die Hälfte des Vergnügens beim Fußreisen, so würden Postmeister und Fuhrherren bald nur auf Die rechnen können, welche das Glück oder Unglück haben, verheirathet zu seyn, und auf verweichlichte Burschen und alte Junggesellen.

Welcher lebenskräftige junge Mensch würde freiwillig seine schöne Zeit in

der Einſamkeit einer Poſtkutſche vergeuden oder ſein Geld einer Diligence zahlen, wenn er bedenkt, in welcher Schnelligkeit ſie ihn über Alles hinwegführt, was vernünftiger Weiſe einen Menſchen intereſſiren kann?

Wer, mit geſunden Gliedmaßen und gefühlvollem Herzen begabt, möchte die Geſellſchaft der Natur ſelbſt verbannen, ſeinen Körper in ein öffentliches Fuhrwerk einkerkern und die jungen Gedankenknoſpen in der ſchweren Luft erſticken?

Können wir ein Volk, wenn wir es ſo durchfliegen, kennen lernen? Kann der Fremde, unter Reiſenden, von denen jeder ſelbſt auf der Reiſe an der Wahrheit ſeiner Erſcheinung zweifeln möchte — kann er von dem Kaufmann, der im Winkel an den Fingern rechnet; — vom Liebenden, deſſen Gedanken in grad entgegengeſetzter Richtung des Wagens flie-

gen, und deſſen Augen noch ſo voll von ſeiner entfernten Geliebten ſind, daß er in der mürriſchen alten Dame, welche auf dem Vorderſitz ihren Papagoi füttert, ſie zu ſehen glaubt; vom Freunde, vom Vater oder Kinde, welche, dem häuslichen Wiederſehn entgegen eilend, glauben, daß der Wagen rückwärts gehe — kann er unter dieſen die wahre Nationalität des Volkes kennen lernen?

Nein, nein, mein Freund! Ergreifen Sie Torniſter und Stock, und ſchreiten aus! Verweilen Sie auf dem Wege. Miſchen Sie ſich unter das Volk, als kämen Sie durch Zufall, und nicht aus Neugier hin. Opfern Sie hier einen Tag, dort eine Woche. Seyn Sie freigebig, aber nicht verſchwenderiſch. Erregen Sie Dankbarkeit, aber keinen Neid. Die Belehrung muß gelegentlich kommen, nicht herausgepreßt werden.

Befolgen Sie dies Recept, und Sie werden sehn, wie ersprießlich es für Sie seyn wird.

Man wird mir vielleicht antworten: Nicht jedermann hat so viel Zeit; — wo Sie ein Jahr haben, hat ein Anderer vielleicht nur einen Monat. Dann, antworte ich, verwenden Sie auch ihren Monat mit Vortheil. Messen Sie am Ende die Gemüther, welche Sie kennen lernten, nicht die Meilen, und haben Sie auch nur einen Distrikt eines fremden Volkes durchzogen, so sind Sie besser unterrichtet, als wenn Sie von Calais nach Paris und von da nach Florenz, Rom und Neapel galoppirt wären.

Aber ein mürrischer Opponent mag sagen: Alles verlorene Mühe! — mag mich versichern, daß die meisten Menschen lediglich reisen, um davon zu spre-

chen *), oder daß, Voyager est un triste plaisir **) — er mag das Schottiſche Sprichwort citiren: „Send' einen Narren nach Frankreich, und er wird als Narr zurückkommen;" — er mag auch höchſt ernſt, wenn es ihm beliebt, deklamiren:

Dans maint auteur, de science profondé,
J'ai lu, qu'on perd à trop courir le monde — ***)

und hinzufügen: daß wenn es Kenntniß gilt, er dieſe auch zu Hauſe erlangen kann; daß die äußern Züge aller Länder ſich ähneln, daß Städte und Dörfer überall aus denſelben Stoffen beſtehen, und daß

*) La curiosité n'est que vanité; le plus souvent on ne veut savoir que pour en parler: on ne voyagerait pas sur mer pour ne jamais en rien dire, et pour le seul plaisir de voir, sans espérance de s'en entretenir avec personne. Pascal.

**) Madame de Stael.

***) Gresset.

der Menſch überall derſelbe iſt, ein — zweibeinig Thier ohne Federn. Weshalb denn ſo weit ſich verſteigen, um den äußern Schein der Dinge kennen zu lernen, oder ſogar die Winkel und Falten der menſchlichen Natur?

Ein ſolcher Vernünftler würde bald von dem ganzen Rudel Derer, welche, Menſch oder Mond anbellend, durch fremde Länder ſtreichen, angebelfert werden, und die überall herumſummenden und ſchnurrenden Dronen würden ihn zerſtechen, er aber würde keinen Tropfen Honig zurück bringen.

Und doch liegt etwas Wahres in der Beſchuldigung meines Calumnianten. Die Natur hat alle Dinge von demſelben Stoffe gemacht, und ſie faſt nach demſelben Verhältniß zugeſchnitten. Der Menſch, das große Meiſterwerk, iſt überall derſelbe: fünf bis ſechs Fuß hoch,

und siebzig Jahr lebend; viergliedrig und mit zwei Händen, mit fünf Sinnen, vier und dreißig Organen des Gehirnes, und mit einer, zwei, oder mehr Ideen, wie dem nun ist. Dies ist seine gewöhnliche Gestalt und eine durchgreifende Erklärung. Zuweilen erscheint ein Ungeheuer, aber der Freund des Wunderbaren sucht vergeblich nach einer Gruppe Cyklopen, oder nach einem Gigantenstamm. Die größeren Werke der Schöpfung sind alle in bestimmte Gränzen eingezwängt. Allerdings ist das Clima hier heiß und dort kalt, aber ein Feuer oder ein Paar Blasebälge können den Geist mitten durch diese Scenen aus der kalten in die brennende Zone und vice versa versetzen. Unsichtbare Ungeheuer, Pfeiler und sogar Tempel können durch Schiffe zu uns gebracht werden. Freilich können wir nicht Berge und Ströme versetzen; ist man

aber mit verkleinerten Modellen zufrieden, so laßt uns zurückkehren zu unsern eigenen romantischen Hügeln und lieblichen Strömen, und es fehlt uns nichts als ein Vergrößerungsglas, um Alles zu finden, was die Natur Hohes und Schönes erschaffen hat.

Und doch genügt Uns, die wir die Theorien der Physiologen verlachend, den Menschen für besser als ein Thier halten, dies Alles nicht. Um ihn wahrhaft kennen zu lernen, müssen wir reisen. Seine Gestalt, seine Thaten — von denen sprechen die Beschreibungen und die Geschichte. Aber sein Geist, seine Gefühle werden uns allein erschlossen, seine Aehnlichkeit, seine Verschiedenheit mit uns werden uns allein klar durch wirkliche Mittheilung des Herzens zum Herzen, der Seele zur Seele, wenn jede künstli-

che Anstrengung verschwunden, jede schlaue Vorsicht zur Ruhe verwiesen ist.

Dies Alles kann nicht zu Hause geschehen; wenigstens kann ich so nicht das zweifüßige Thier meiner Heimath kennen lernen. Hier bewege ich mich in einem angewohnten Kreise. Jeder Engländer ist ein Bruder des andern, und wenn auch Einer aus einem andern Tone bläst als der Andere, ist die allgemeine Aehnlichkeit doch immer vorhanden. Ich gehe in eine andere Gegend der Insel, und stoße auf neue Gesichter, aber kein einziger Geist scheint mir fremde. Ich bilde mir ein Alles zu wissen, was in einem so ehrlich aussehenden Kopfe vorgeht, aber der Geist drinnen hat oft nur einen Schleier übergedeckt, mir seine Geheimnisse zu verbergen, und wie eine Klapperschlange stürzt der bisher verborgen gehaltene Gedanke auf mich los, wenn ich es grade am we-

nigſten vermuthe. So kommt es, daß wir eben ſo unfähig ſind, den Charakter unſerer Landsleute zu erkennen, als wir nicht einmal unſern eigenen zu ſchildern vermögen.

Blicke ich auf die natürlichen Züge meines Vaterlandes, ſo trifft dieſelbe Analogie. Die grünen Auen, die Roſenwangen, die ſchönen Geſtalten ſind mit meiner Jugend aufgewachſen und ganz mit mir eins geworden. Jedes Ding iſt mir wohl bekannt, weil ich ſo lange in ſeiner Nähe war, und obgleich ich vom eigenen Herde mich mag entfernt haben, ſo bin ich doch noch nicht die Linie paſſirt. Harmoniſch bin ich auf und abgegangen vom dolce zum forte, vom major zum minor, vom Hauptthema zu ſeinen Variationen und umgekehrt; aber in drei oder vier Tagen längſtens bin ich gewiß, auf mei-

nem eigenen Stuhle zu sitzen und an meine eigene Thür zu klopfen.

Aber laßt mich nur über den Canal, und augenblicklich fühle ich den Zauber der Einbildungskraft. Wenn ich auch noch Dover im Gesicht habe, athme ich schon freier. Mir ist heißer, obgleich das Klima dasselbe ist. Ich schreite vorsichtiger aus, obgleich der Weg von demselben Stoffe und der Boden ganz derselbe ist. Ich sehe die Sterblichen um mich — blühend, verwelkend, todt — grade wie bei uns. Ich sehe die Gesichter vor mir an. Ich spionire. Ueberall entdecke ich etwas Neues oder gar ein Wunder, und dennoch lese ich immer wieder in demselben alten Buche, es ist nur neu eingebunden. Aber so geht es. Nur der Antrieb zu unserer geistigen Thätigkeit fehlt; und wir finden einen so gewaltigen Unterschied zwischen den Men-

schen in Frankreich und denen in England als zwischen einem ehrlichen gut Englisch zubereiteten Stück Schöpsenfleisch und einer côtelette à la Maintenon.

Laßt uns dann reisen, und wenn wir dies mit offenen Augen thun (nämlich geistigen) so werden wir weiser zurückkommen als wir ausgingen, aber nicht um ein Haar mehr wissend. Das Ende vom Lied ist: die menschliche Gebrechlichkeit. Hier erniedrigen den Menschen Umstände, dort erheben sie ihn; in diesem Jahrhundert zeigen sie ihn in edlem, in jenem in schlechtem Lichte. Und doch ist er zu allen Zeiten, in allen Ländern derselbe, durstend nach Vervollkommnung, aber, den Naturgesetzen dieses Strebens gemäß, verurtheilt, überall zu finden, daß er der Vervollkommnung nicht fähig ist.

Das Vorurtheil, mit welchem wir zu kämpfen haben, ist Krankheit unserer

Natur. Jede Nation ist damit behaftet, aber wir brauchen es noch zum Einimpfen. Wir hegen und pflegen es wie ein Gegengift gegen irgend etwas Schlechtes, und nehmen bei unserer Abreise aus England eine gehörige Portion mit, als wäre es ein Amulet

Sans quoi le coeur, victime des dangers,
Revient chargé de vices étrangers.

Aber laßt uns unsere Illiberalität im wahren Lichte betrachten! Sie ist das nothwendige Uebel der Absonderung, und eine Taxe, die wir für unsere Sicherheit zahlen, und daher vielleicht weder ein Fehler noch ein Unglück. Beiden verdanken wir es, daß wir in manchen wesentlichen Vortheilen des Lebens über unsere Nachbarn erhaben sind — aber sind wir es in allen! Daß wir die unliebenswürdige Thorheit haben, es zu glauben, ist Thatsache, hier ist aber nicht der Ort

nach den Gründen zu fragen. Genug, sie existiren, und nach einer langen Ausbildung machen sie den Engländer zu Einem, der, finster und mürrisch, und, wie die Donnerwolke mit Elektricität, so mit Vorurtheilen beladen, an den Französischen Küsten landet.

Alles, was er zuerst betrachtet, ist eine Art moralischen Blitzableiters, um den Blitz seiner Verachtung anzuziehen. Das schlaffe Volk, die schmutzigen Wirthshäuser, die bettlerartige Erscheinung des flachen Landes, und der unangenehme, wilde Anblick der Städte mit ihren furchtbaren Barrieren und ihrer ängstlichen Polizei geben ihm traurige Kunde von der Französischen Lebhaftigkeit, Freiheit oder Fröhlichkeit. Er stürmt durch diese Vorposten von Ansichten und Nachrichten, und erreicht die Hauptstadt. Dort sieht er nichts als glänzendes Elend und trostlose

Größe; Paläſte und Promenaden, die einen mitten unter hölzernen Baracken, die andern im Kothe. Indem er ſo die Oberfläche der Dinge betrachtet, galoppirt er weiter, kehrt in einer verſchiedenen, oder gar in derſelben Richtung zurück, ſieht in jedem neuen Orte das Gegenſtück zu dem, was er verlaſſen hat, und hebt zuletzt, wenn er auf den Steindamm von Dover ſpringt, die Hände dankbar in die Höhe, weil er ſich wieder auf dem einzig beneidenswerthen Punkt der Erde befindet*).

Eine andere Klaſſe, die jene Reiſen-

*) Ich muß hier eine Aeußerung Voltaire's herſetzen, welche ſo im Geiſt der wahren Philoſophie geſchrieben iſt, daß, wäre ſie nicht in einer fremden Sprache, ich ſie als Motto würde vorgedruckt haben. Si les nations de l'Europe, au lieu de se mépriser injustement les unes les autres, voulaient faire une attention moins superficielle aux ouvrages et aux manières de leurs voisins, non pour en rire, mais pour en profiter, peut-être de ce commerce mutuel d'observations, naîtrait ce goût general qu'on cherche si inutilement.

den verachtet, und es beſſer zu machen denkt, ſiedelt ſich in Frankreich an — aber wo? In einer ihnen wohl empfohlenen Stadt, wo, mit ihren Landsleuten umherſchwärmend, Alles, Geſellſchaft, Sitten, Zeit, ja ſogar das Temperament, möglichſt nach Engliſchem Fuß eingerichtet iſt. Sie treffen auch wohl dort mit Franzoſen zuſammen, und ſehn Franzöſiſche Charaktere, aber die erſtern auf der Maſquerade, die letztern von ihrer ſchlechten Seite. Eine verkehrte Nacheiferung treibt die Einheimiſchen. Ihnen fehlt die ſchlichte Einfalt des Landlebens und ſie haben nicht die Schätze an Belehrung, welche Paris darbietet. Dennoch machen ſie Anſprüche auf Alles und ſtehn im Verhältniß zur Hauptſtadt wie ein kleiner Teich zu einem großen Fluſſe. Auf ſeiner Fläche ſpiegelt jener die größten Gegenſtände, ohne weder die Tiefe zu beſitzen,

um sie aufzufassen, noch die Kraft, um ihr Gewicht zu tragen.

Nicht in den Städten, am allerwenigsten in Französischen Städten, können wir erwarten, treu nationale Bilder zu finden. Noch steht aber ein Feld für den treuen Beobachter offen — der Aufenthalt auf dem Lande, wo er, fern von Englischem Stolz und Französischer Anmaßung, den Unterschied zwischen Beiden entdecken kann. Hier mag eine Familie sich niederlassen, denn wenn wahre Geselligkeit, Gutmüthigkeit, wahre Höflichkeit, und Gemüth auf Erden leben, so findet man sie gewiß im Umgange eines solchen ruhigen Cirkels. Daß es auch hier Fehler giebt, ist leider nur zu wahr; aber was verlangen wir? Vollkommenheit? — O weh!

Doch, ich will Erzählungen schreiben, und keine Abhandlungen, will statt Spekulationen Thatsachen geben, nicht

Verſuche, ſondern Beiſpiele. Ich wollte lieber an einem Vorurtheile rütteln, als eine Pyramide erbauen, und da ein Strohhalm oft beim Wägen den Ausſchlag geben kann, ſo mag vielleicht auch dieſes Buch noch einen unentſchiedenen Geiſt zum Entſchluß bringen. Als ich meinen Wanderſtab bei Seite ſtellte, und die Feder ergriff, um einen Theil meiner Erfahrungen nieder zu ſchreiben, ſo geſchah dies, um auch mein Scherflein zu einem Werke der Nationalgerechtigkeit beizutragen. Meine Mittel ſind ſehr einfach, meine Anſprüche weniger als gering. Die öffentliche Nachſicht wird für mich das beſte Gegengift gegen die Strenge eines Einzelnen ſeyn, und wo ich weiß, daß keine Gunſt zu erflehen iſt, darf ich im alten Geiſt des peripatetiſchen Stolzes den Akademikern verächtlich Trotz bieten.

Des Vaters Fluch.

Wer, was er mal hörte, will wieder erzählen,
Muß immer prüfen, und die Worte wählen:
Sonst erzählt er seine Geschichte nicht treu,
Und Worte, oder gar die Thaten werden neu.

Chaucer.

Erſtes Kapitel.

Da ich immer ohne Führer und Compaß reiſe, ſo iſt es gar nicht mein Verdienſt, wenn ich mitunter auf reizende Gegenden ſtoße, und mit unterhaltenden Leuten zuſammentreffe. Ich habe Frankreich von Gränze zu Gränze durchzogen; bin über die großen Heerſtraßen hinweg und querfeldein ins offene Land gegangen; bin da vorbeigeeilt, wo die große Menge neugierig ſtehen bleibt, und habe mich dagegen verweilt an Orten, von denen weder der Ruf noch die Mode etwas weiß, indem ich immer der Luſt des Augenblickes und meiner Phantaſie folgte. Der Zufall hat mich oft

zu so angenehmen Begebenheiten geführt, daß ich nie nach einem andern Piloten verlangte. Ja, hätte ich bei meiner Auswahl eine Goldwage gebraucht, ich würde doch nirgends so viel Vergnügen gefunden haben, als in dem Distrikt, welcher Le Perigord heißt, und in der angränzenden Gegend.

Als ich, längs dem Flusse Dordogne, einher spazirte, lagen schon weit hinter mir die Berge von Auvergne. Doch verweilte ich gelegentlich, um die Strahlen der Herbstsonne zu betrachten, wie sie die fernen Gipfel beschienen. Lebendig standen vor meinem Geiste jene wundervollen Massen, und ich verwunderte mich, daß so Wenige unter unsern Reisenden ihre geheimen Reize entdeckt hätten, — bis ich daran dachte, daß man mit vierrädrigen Wagen nicht hinauf kann.

Ich hatte die Dordogne gesehn mitten in diesen rauhen Bergen — die von Vulkanen geboren, von Lava genährt, und von Basalt umschlossen sind — als kleinen wilden Strom,

der mit dem Eigensinn eines ungestümen Kindes sich fortstürzt. Weiterhin schien sie mir ruhig, in sanfter Lieblichkeit, gleich einem zarten Mädchen, durch Gruppen kleiner Anhöhen von wildem, doch immer grünem Ansehn zu fließen. Jetzt ging ich an ihren weit von einander getrennten Ufern, und erblickte sie in voller Schönheit und im Bewußtseyn ihrer Würde, längs an Reiz ihr verwandten Ebenen dahinströmen, indem Gruppen stattlicher Bäume, von meiner Einbildungskraft in entzückte Liebhaber umgewandelt, über ihre fortfließende Geliebte mit niederhangenden Zweigen, die theils grüßend, theils um aus den Wellen zu nippen sich niederbeugten, mir zu trauern schienen. — Noch ein wenig weiter, dachte ich bei mir, und die stolze Schönheit sinkt in die See, in der alle Ströme sich endlich auflösen! — und schon war ich im Begriff eine Menge Analogieen herauf zu citiren, als ich durch das Aufschwirren eines Volkes Rebhühner hinter mir erweckt wurde. Ich drehte mich um, und sah,

wie mein Hund fest auf einen entfernten Punkt hinblickte. Ich spannte den Hahn meiner Flinte, aber das Wild war fort. Ranger kam langsam und mit einem solchen ärgerlichen und mißbilligenden Blicke heran, als, der Bemerkung erfahrener Jäger zufolge, das treue dienende Wesen annimmt, wenn, nachdem es selbst seine Pflicht wohl erfüllt hat, es anzeigen will, daß wir in der unsrigen nachlässig gewesen sind.

Bei allen meinen Wanderungen begleitet mich mein Hund; nur nicht etwa, weil ich menschliche Gesellschaft hasse! Wo jedoch finden wir einen Freund, der uns so gleicht, dessen Gedanken und Gefühle so mit den unsern verschmolzen sind, daß er mit uns denken, sprechen, stille stehn, weiter gehn, essen, trinken, schlafen würde, alles in völliger Eintracht mit uns? Eine solche Wahlverwandtschaft giebt es unter Menschen nicht, und ohne eine solche mag ein Wandersmann, wie ich, lieber allein gehn. Es giebt freilich Unternehmungen und Vergnügungen, wo zwei ziem-

lich verwandte Geiſter ganz gut zuſammen paſſen mögen. Ich habe Stunden, ja Tage in inniger freundſchaftlicher Verbindung verbracht, und ich hoffe ſogar auf Wiederholung dieſes Zuſammenlebens, wenn einſt der gereifte Verſtand auch die erſten Früchte früherer Verbindungen wird reifen gemacht haben. Will man aber Monate lang in fremden Gegenden wandern, mit fremden Leuten umgehn, und doch kein Fremdling bei ihnen bleiben; will man mit dem Geiſte frei umher ſchweifen und träumen: dann muß man keinen Geſellſchafter weiter mitnehmen, als ſeinen Hund; da braucht man nicht höflich zu ſeyn und ſich zu geniren; das arme Weſen muß jeder Laune ſich fügen. Sind wir luſtig, muß der Hund es desgleichen ſeyn, ſind wir verſtimmt, läuft er ſtumm einher, und denkt ſo tief, — oder ſcheint wenigſtens ſo tief als wir zu denken. Wenn wir eſſen, hat auch er gewiß Hunger; ſind keine Lebensmittel da, ſo murrt er nicht. Legen wir uns nieder zum Schlafen, ſo iſt er

unſer Wächter, und wir mögen ihn rufen wann wir wollen, er iſt den Augenblick friſch auf. Bei dieſer Geſellſchaft iſt es natürlich, daß man auch die der Flinte wählt. Sie verſchafft Beſchäftigung und Vergnügen für Menſch und Thier. Sie gilt als Paß durch Berge und Wälder, als Entſchuldigung für das Nichtsthun, als Heilmittel wider ärgerliche Gedanken; ſie benimmt das bettelhafte und vagabundenartige Anſehn eines jungen Burſchen, der mit Stock und Torniſter reiſet. In Frankreich läuft man wenig Gefahr, angehalten zu werden. Ich rede nicht von den Umgebungen der Städte, Feſtungen und Militair-Poſten. Dieſe haben ſchon einmal in ihrem Gefolge die mancherlei Uebel — Verdacht, kleine Tyrannei und Beleidigungen. Aber in den glücklichern Theilen des Königreiches, wo der Landmann ſtatt des Kriegers herrſcht, wo auf den nicht von den Soldaten zerſtampften Feldern Familienväter einherſchreiten, da findet ſich ein Reiſender wie zu Hauſe. Ein

herumreitender Gendarme fragt wohl zuweilen nach seinem Passe, aber ein ausländisches Gesicht genügt hier schon allein zu seinem Schutze. Da ich indessen mit beidem wohl versehen war, so wanderte ich ganz ungekränkt als — privilegirter Mensch. Niemals vertrieb mich auch ein sauerblickender Wächter aus einem Gehege, und oft lud mich der ehrliche Eigenthümer selbst im Vorübergehn ein, sein Wild zu tödten, und mit ihm zu speisen.

Doch, jetzt wieder zurück. — Die Vögel waren wild, und flogen hoch auf nach der Anhöhe zu meiner Linken. Ich entdeckte sie in einem dichten Gebüsche, hinter welchem eine junge Anpflanzung sich erhob. Dorthin wandte ich mich, und Ranger führte mich bald zu meiner Beute. Ich schoß, und meine Vögel fielen. Die Uebrigen flatterten unter wildem Geräusche auf, und verloren sich in der Anpflanzung.

Es war ein warmer Morgen. Ich bestieg eine Anhöhe, welche eine reizende Aus-

ſicht und zugleich Schutz vor der Sonne darbot. Dort warf ich mich nieder unter dem Schutze einer Akazie, meine Flinte neben mir, und Ranger nicht weit davon. Es war einer der ſchönſten Augenblicke meines Lebens. Mir ſchien es, als thronte ich auf dem Gipfel der Ruhe. Tief unter mir lag die fruchtbare Ebene von Bergerac, an beiden Seiten von Hügelketten begränzt, und in beinahe gleiche Theile von dem breiten und ruhigen Strome getheilt. Die waldige Landſchaft war mit Dörfern beſäet, und zeigte hier und dort die ſchlanken Schornſteine eines aus dem Laubwerk ſich erhebenden Schloſſes, oder den Rauch irgend einer geringern Wohnung, verborgen in einer Maſſe von Nußbäumen, deren Laub den Landmann vor der Hitze ſchirmt, und deren Frucht ſeine Hauptnahrung iſt. Auch ließen ſich drei oder vier kleine Städte entdecken, von denen ich eine ſchon zuvor fern am Horizont erblickt hatte.

Es war die Zeit der Weinleſe; zahl-

lose Gruppen froher und emsiger Traubenpflücker waren in den Thälern umher zerstreut, und ihre lustigen Gesänge und Ausbrüche der Fröhlichkeit schallten von allen Seiten in die reine Morgenluft. Einige Jäger strichen den Fluß entlang durch das Thal, und zuweilen drang der Knall der Flinte scharf durch die verdünnte Luft. Das Gebell eines schlecht erzogenen Hundes und der Jubel des Landvolkes, wenn ein Rebhuhn oder Hase ihren Verfolgern entkommen waren, kamen so deutlich bis an mein Ohr, a's geschähe alles dies dicht neben mir. Leicht und schwer beladene Schiffe schwammen lustig und ungehindert den Strom entlang; die Steuermänner waren nicht beschäftigt und die Passagiere sorgenlos am Bord gelagert. Eine einsame, nur von einem einzigen Bootsmann geleitete Barke steuerte gegen den Strom. Ohne Segel und Wimpel, bildete sie einen schlagenden Gegensatz zu denen, welche so schnell vorüber flogen. Selbst die Luft war ihr feindlich, und schien in den

vollen Segeln der andern zu ſpielen, gleich den leichtſinnigen und werthloſen Schmeichlern, der den Günſtlingen des Glückes zufächeln. Alle flogen ſchnell um einen Vorbug, welcher ſie meinen Augen entzog. Andere kamen nach, und verſchwanden eben ſo ſchnell aus meinen Blicken, nur das einzelne Boot ſchien, indem es gegen Wind und Strom zugleich kämpfte, obgleich es ſich immerfort bewegte, doch immer ſtille zu ſtehn. Ich fühlte wohl, daß wenn ich mit Bildung von Gleichniſſen mich unterhalten wollte, ich den zu vergleichenden Gegenſtand in der Nähe hatte, aber ich fühlte das ohne Bitterkeit und Mißvergnügen, und ſchien mich in dem Augenblicke über das böſe Geſchick zu erheben.

Die Luft war ſo ſtill und klar, daß die Töne der verſchiedenen Glocken, ſowohl derjenigen, welche zum Gebete riefen, als derer, welche nur die Stunde — ich weiß nicht welche — anſagten, meinem Ohre ganz gleich klangen. Das Summen eines jeden Würm-

chens tönte aus dem allgemeinen Gesumme um mich herum, besonders hervor, ja sogar der Ruderschlag des armen Bootsmannes hallte wieder durch den kleinen Hain, an welchem ich saß. Ich würde schwerlich angeben können, wie lange ich hier lauschend und entzückt mochte gelegen haben, wäre ich nicht noch mächtiger durch den Ton einer Clarinette angeregt worden, welche ein nicht schlechter Virtuos in einem entfernten Schiffe blies. Die Töne kamen wild und schwach über den Strom, und drangen schneidend in meine Brust. Es schien keine wirkliche Musik, sondern gleichmehr den hinströmenden Harmonieen, welche zuweilen den Träumer durch bezauberte Gefilde führen. Mir kam es vor, als erwachte ich aus einer solchen Phantasie, und indem ich aufsprang, faltete ich meine Hände und hob sie gen Himmel. Es schien mir, als sey die Welt voll Freude und Friede, und ein ganzes Heer cynischer Philosophen hätte mich vom Gegentheil nicht überzeugen können. Un-

achtſam auf meine Bewegungen, ging ich wald-ein, wurde aber bald auf dem verſchlungenen Fußpfade in meinen Betrachtungen geſtört. Ich glaubte, Seufzer in meiner Nähe zu hören. Unmöglich, ſagte ich, es iſt Einbildung! Während mein Geiſt in einem Extreme ſchwelgt, warnen ſeine Phantaſieen mich vor dem andern. Ich ſtand, lauſchte, hoffte aber — keinen Ton zu vernehmen. Es war indeſſen nur zu wahr. Die Klagetöne wurden immer deutlicher, und als ich mich durch das Geſträuch dahin drängte, von woher ſie kamen, ſah ich zwei weibliche ſchwarz gekleidete Geſtalten ſchnell von dem Orte forteilen, nach welchem ich ſtrebte.

Alles glich einer Viſion meines überhitzten Gehirnes. Ohne zu wiſſen was ich that, drang ich durch eine leichte Umzäunung von Myrthenbäumen und Lorbeeren, und fand mich an einem Orte, den man wohl einen heiligen nennen könnte. Es war eine Laube von blühenden Stauden, deren jede an ſich ſchon meine

Aufmerkſamkeit möchte gefeſſelt haben, wäre dieſe nicht gänzlich durch die melancholiſche Haupt-Verzierung abgezogen worden. In der Mitte erhob ſich ein Raſenhügel, auf welchem eine kleine, einfache Marmor-Urne ſtand. Zwei Kränze von friſch gepflückten Blumen hingen darum. Außer folgender kurzen Inſchrift mit ſchwarzen Buchſtaben, fand ſich daran kein Zeichen der Trauer:

Dem Gedächtniß unſerer armen
Schweſter.

Alles ſchien eben erſt angelegt. Der Raſen war friſch aufgedeckt, den Marmor hatte noch kein Regentropfen berührt, die Blumen waren noch in vollem Duft, und die ganze Scene athmete eine friſche und heilige Feierlichkeit. Da, wie geſagt, meine Gefühle mir eben die höchſte menſchliche Glückſeligkeit vorgeführt hatten, ſo ward ich nicht wenig betroffen. Dumpf und thränenlos ſtand ich da, ich hätte, ich weiß nicht was, geben mögen, hätte ich nur ſprechen oder weinen können; und ich verwünſchte

den Ungeſtüm, welcher mich zu dem Einbruch getrieben hatte, der mir jetzt faſt wie ein Kirchenfrevel vorkam.

Mir blieb, um mein Verſehen einigermaßen gut zu machen, nichts übrig, als ſchnell davon zu eilen. Ich ſtürzte mich wieder in das Gehölz, und fand bald einen Ausgang. Ich ging auf einem Raſenflecke weiter, und fühlte mich mit jedem Schritte, der mich von jener Scene entfernte, erleichtert. Indem ich mich ſo mit niedergeſenktem Blicke und in Gefühlen vertieft fortbewegte, gewann ich unbemerkt eine Richtung, welche derjenigen, die ich nehmen wollte, ganz entgegengeſetzt war. Grade auf das Haus gerieth ich zu, gegen deſſen Beſitzer ich eben geſündigt hatte. Als ich es bemerkte, wollte ich umkehren, wurde aber daran von zwei jungen Leuten in tiefer Trauer, welche mir entgegen gekommen waren, verhindert. Ich wollte dem Tadel, wo nicht gar einer Beleidigung zuvorkommen, wurde aber zu meiner Verwunderung nicht allein höflich, ſondern

ſogar herzlich begrüßt: „Willkommen, mein Herr!“ ſagte der Jüngere. „Kommen Sie herein. Unſer Vater erwartet bereits Ihre Ankunft!“ — „Meine Herren!“ erwiederte ich: „Sie halten einen leichtſinnigen Störer der Ruhe für einen unerwarteten Beſucher! Ihr Vater kennt mich nicht, und ich bitte, den Fehler, den ich mir zu Schulden kommen ließ, nur meiner Unwiſſenheit zuzuſchreiben.“ — „Wenn Sie ein Fremder ſind,“ erwiederte der Jüngere: „ſo haben Sie gerechten Anſpruch auf unſere Gaſtfreundſchaft. Treten Sie bei uns ein. Sie ſind zwar zu einer traurigen Zeit gekommen, indeſſen iſt der Tag des Schmerzes beinahe ſchon vorüber, und unſere Freunde verſammeln ſich jetzt, die übrigen Stunden mit uns zu verbringen.“ — Im Weſen beider jungen Leute lag etwas aus Traurigkeit und Höflichkeit ſo einnehmend zuſammengeſetztes, und der ganze Auftritt war ſo überraſchend und, wie ich glaubte, auch ſo intereſſant, daß ich ihre Einladung annahm. Sie

baten mich so dringend, einzutreten, als ob es ihr Wunsch sey, daß ich der Einladung folgte, und dies war die sicherste Art meinen Widerstand zu überwinden. Beim Hineingehn, entdeckten sie mir, daß sie mich für einen von ihrem Vater erwarteten Gästen angesehn hätten, und verscheuchten alle meine Bedenklichkeiten mit der Versicherung, daß Viele heut Mittag bei ihnen speisen würden, welche wenig mehr als ich mit der Familie bekannt wären.

Doch war ich immer noch nicht mit meinen aufgeregten Gefühlen zu mir selbst gekommen. Ich bat meine gastfreundlichen Führer, vor mir einzutreten, und mich als einen Fremden anzumelden, welcher ohne Plan und Ziel aus einer benachbarten Stadt ausgewandert und in zu großem Eifer einem Wilde zu weit gefolgt sey. Mit dem, den noch unverbildeten Franzosen so eigenen freundlich offenen Wesen willigten sie in meine Bitte, und überließen mich meiner Freiheit, während sie mich anmeldeten. So gewann ich Zeit, mich zu er-

holen, und den Platz, wo ich mich befand, näher zu betrachten.

Das Haus war klein und niedrig. Die weißen Mauern, das Ziegeldach und die grünen Fensterladen würden mich berechtigt haben, es für ein artiges Bauernhaus zu halten, hätten nicht seine ungeheuren Schornsteine, die unregelmäßig angebrachten Gemächer und der schmutzige Hofraum, der Einfachheit und Gemüthlichkeit widersprochen, welche man sich bei jener Bezeichnung denkt. Weite Anbauten waren überall wie zufällig angehängt. Wirthschaftsgeräth lag rings umher auf der unordentlichen Diele. Der Unrath stieg bis an die Fenster der Wohnung. Unordnung schien überhaupt zu herrschen, und während ich die treffliche Lage betrachtete, welche die Natur dem Orte verliehen, that es mir leid, daß von Seiten der Menschen so wenig gethan war.

Die Besitzung lag anmuthig zwischen dem Flusse und der Anpflanzung. Ein jäher Abhang auf der Seite wo ich stand, trennte sie

von einem höchſt romantiſchen Thale, durch welches ein kleines Bächlein ſich nach dem Fluſſe zu ſchlängelte. Ueberall ſanfte Schattirungen des grünen Laubwerkes, auf welches die nach Weſten ſich neigende Sonne ihre goldenen Strahlen warf.

Faſt wäre ich wieder in meine frühere Träumerei verfallen, wenn mich nicht der Jüngere der freundlichen jungen Leute eben ermahnt hätte, ins Haus zu treten. Augenblicklich ſtreifte ich den Mantel meiner Gedanken zurück, und trat mit dem Entſchluſſe, erſt zu beobachten, und dann zu denken, in das Vorzimmer. Hier war bereits eine große Geſellſchaft verſammelt. Alle waren in ſchwarzen Kleidern, mit Ausnahme Derer, welche nach meiner Meinung ſie am erſten hätten tragen ſollen, denn ich erkannte ſogleich den Hausherrn und ſeine Gattin an ihren trüben Blicken und den Plätzen, welche ſie unter den Gäſten einnahmen, obgleich ſie allein nicht in Trauer erſchienen. Meine Führer ſtellten mich ihrem Vater vor, welcher

mit einem, den gebildeten Mann verkündenden, feinen, doch dabei mehr edlen als höflingsartigen Wesen, mich willkommen hieß. Er führte mich zu seiner Frau, die in der That tief vom Schmerze getroffen schien, und kein Wort sprach. Auch in den Blicken der Gäste zeigte sich der Kummer, allein in sehr verschiedenen Abstufungen. Umsonst aber suchte ich unter ihnen die beiden Gestalten, welche mir in der Anpflanzung entschlüpft waren.

Nach einem flüchtigen Ueberblick auf die ganze Versammlung, mischte ich mich unter eine Gruppe, welche sich leise unterhielt, und musterte stillschweigend von hier aus die ganze Scene, in die ich so seltsam gerathen war. Vorzüglich fesselte die Ausschmückung des Zimmers meine Aufmerksamkeit, denn hier fand sich Alles, was nur der gute Geschmack erfinden und Pariser Kunstfleiß ausführen kann. Die blauseidenen, mit gesticktem Musselin besetzten und sehr geschmackvoll façonirten Fenstergardinen, die reichen Teppiche, der Ue-

berfluß an Spiegeln, und die prachtvollen Kaminverzierungen, ſtimmten übel mit dem bäueriſchen Aeußern des Hauſes zuſammen, und würden mich in noch gröſſeres Erſtaunen verſetzt haben, wenn ich nicht eben in dem echt Franzöſiſchen Charakter der Unbeſtändigkeit den Grund dazu gefunden hätte. Aber in dieſem Zimmer ſchien überall eine zarte Hand gewaltet zu haben, und Eleganz herrſchte durch und durch. Keine überladene Vergoldung verunzierte die ſchön polirten Mahagonitiſche oder das am obern Ende des Zimmers befindliche Pianoforte. Eine Harfe war da, einfach und von claſſiſcher Form. Die an den Mauern hangenden Gemählde waren keuſchen Inhalts, und treffliche Kopieen Italieniſcher und Spaniſcher Meiſter. Eben ſo hingen wohlausgeführte und nett eingefaßte Familienportraits umher. Einige mußte ich für außerordentlich ähnlich halten, beſonders die von Vater und Mutter. Sie mochten in der erſten Zeit ihrer Ehe gemahlt ſeyn, denn das Coſtüm glich dem vor

ungefähr dreißig Jahren modern gewesenen, und auf ihren Lippen schwebte ein lächelnder Ausdruck, welcher in seltsamem Widerspruch mit ihrer gegenwärtigen Erscheinung stand.

Die beiden jungen Leute hingen hier als Schulknaben, mit Lockenköpfen und lustigen Gesichtern, in Lebensgröße; mit einem großen Hunde zwischen sich, bildeten sie eine artige Gruppe. Nebenbei stand ein ausgewachsener junger Mann in Husarenuniform mit feurigem Blick und kräftiger Gestalt. Endlich kamen, um die Familienstücke zu schließen, drei liebliche weibliche Figuren in halber Länge, von denen das eine mehr als die beiden andern, weil es mit schwarzer Gaze bedeckt war, meine Aufmerksamkeit fesselte. Gern würde ich den Schleier aufgehoben haben, denn dieser geheimnißvolle Flor spannte meine Neugier außerordentlich. Ich glaubte, unter der Beschattung, das fliegende Gewand einer weiblichen Gestalt zu erblicken. Ich dachte an die Todtenurne, und meine Ungeduld wurde immer quälender.

Einige unter den Gästen kamen mir entgegen mit der in diesem Lande der Höflichkeit gewöhnlichen Zuvorkommenheit. Vor allem geschah dies aber von Einem, dessen Vertraulichkeit mit der Familie mich schließen ließ, er sey ein Verwandter derselben, und werde jedenfalls mir bessere Auskunft geben können, als die Uebrigen, welche lebhafte Theilnahme und Achtung zugleich zurückzuhalten schien. An diesen schloß ich mich vorzüglich an, und bald gab mir die Ankündigung zur Mittagstafel Gelegenheit, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Wir wurden in den Speisesaal geführt, wo ein Tisch für zwanzig Personen gedeckt stand. Ich entfernte mich geflissentlich von der Wirthin, bei welcher mich sonst die Höflichkeit der Familie würde placirt haben. Ich sah die beiden jungen Damen schweigend eintreten und sich niedersetzen; auch von diesen zog ich mich schnell zurück und nahm meinen Platz an der Seite des vorhin erwähnten Herrn ein.

Bald knüpfte sich zwischen uns eine Unter-

terhaltung an, und er benachrichtigte mich, auf eine meiner absichtlich hingeworfenen Fragen, daß die Frühstückstafel heut Morgen eben so auserlesen und reichlich besetzt gewesen sey als die vor uns stehende. Ich wagte es, nach der Ursach einer so ungewöhnlichen doppelten Feier an Einem Tage zu fragen. Flüsternd unterrichtete mich mein Gefährte, der Grund davon liege in den üblichen Trauerbesuchen nach dem Tode eines Verwandten. Einige Tage, sagte er mir, erlaube man den Leidtragenden, nach dem Begräbniß ganz ihrem Schmerze zu leben. Dann aber würde es Pflicht der ganzen Nachbarschaft, herbeizuströmen, als solle bei dieser Gelegenheit die ganze Kraft der Trauernden angestrengt werden. Er sagte mir, die Sitte verlange in ganz Frankreich, daß Trauerbesuche in schwarzer Kleidung abgestattet würden, doch seyen — fügte er auf meine Bemerkung, daß unser Wirth und seine Frau nicht schwarz erschienen, hinzu — die Aeltern der Verstorbenen von der Sitte nicht zur Anlegung der Trauer-

Farbe genöthigt Dennoch ſähe man Ausnahmen, wo Aeltern ſich dieſes Vorrechts begäben, und ebenfalls das Zeichen der Trauer um den Tod ihrer Kinder trügen; der gegenwärtige Todesfall böte aber keine ſolche Ausnahme von der Regel dar.

„Eine Tochter iſt geſtorben?“ fragte ich, indem meine Augen unwillkührlich nach dem mit Krepp behangenen Bilde ſich richteten. Ehe er noch antworten konnte, bemerkte ich aber, daß mein Blick einem Theil der Familie aufgefallen war — vielleicht, daß ſie auch meine Frage gehört hatten. Die Lippen der jungen Damen zitterten, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen; der Vater wurde hochroth, und führte ſchnell das Glas zum Munde, als wolle er ſeine Verlegenheit verbergen. Ich hätte weinen und erröthen mögen; das erſtere aus Mitgefühl, das letztere meines Verſtoßes gegen die edlere Sitte wegen.

Mit dem Entſchluſſe, über mich Herr zu werden, wandte ich mich von der bisherigen

Unterhaltung ab, und schloß mich der allgemeinen an. Alle schienen bemüht, die Gedanken der trauernden Familie von dem Gegenstande ihrer Trauer abzuziehn, und auch die Anstrengung der letztern, eine gehörige Fassung zu behalten, war sichtbar. Und doch schien ihre Herzen etwas, das schwerer als gewöhnlicher Kummer ist, zu belasten; ein tiefes Gefühl eines schwer zu ertragenden Leidens spiegelte sich auf jedem Gesichte. Wenn der Vater zuweilen in seinen Bemühungen die Unterhaltung aufrecht zu erhalten, nachließ, starrte er vor sich hin, als verlange er wegen quälender Gewissensbisse nach Trost. Wenn die jungen Leute dann und wann nachdenkend wurden, überflog ihr schönes Antlitz eine Röthe, welche den Unwillen über eine angethane Schmach verrieth. Die Töchter wagten kaum zu sprechen, als fürchteten sie den Ausbruch ihrer Gefühle. Die Kraft der Mutter schien dahin. Doch fand man bei alle dem nichts von dem Adel eines tugendhaften Schmerzes,

nichts von reiner Ergebung, nichts von der ſüßen Wehmuth über den Verluſt eines würdigen und liebenswerthen Freundes, in der ſonſt die Seele ſo gern ſchwelgt, noch endlich die melancholiſche Geſchwätzigkeit, welche den Gram zugleich mit vielen unnützen Worten fortſchafft. Von alle dem fand ſich nichts, — keine Erinnerung, bei welcher das wunde Herz hätte ruhen können. Alles war hoffnungsloſe Angſt, es waren bittere Thränen der Verzweiflung.

Auch die anweſenden Gäſte ſchienen von gleichem Gefühl bewegt. Ihre abgewandten Blicke ſagten: „Wir haben keinen Troſt, — denn wir wagen es nicht zu ſagen, daß ſie in unſerer Achtung lebt.“ So glaubte ich mir ihr Benehmen auslegen zu müſſen, und ich bemerkte, daß dieſe allgemeinen Gefühle auch mich anzuſtecken anfingen. Die Anſtrengungen ein allgemeines Geſpräch wach zu erhalten, ließen allmählig nach. Ein Gegenſtand wurde zwar nach dem andern herbeigezogen, um es wieder zu erwecken, Alles aber umſonſt. Die

Schüſſeln wurden faſt unberührt fortgetragen, die Flaſchen ſtanden ungeleert. Sogar die gewöhnlichen Höflichkeitsfloskeln der Gäſte bei Mahlzeiten wurden verabſäumt, und die ganze Geſellſchaft erhob ſich mit einemmale ſchweigend und bereitete ſich zum Abſchied.

Mein Tiſchnachbar hatte mich bei unſerer gegenſeitigen Bemühung, irgend ein Geſpräch wenigſtens unter uns Beiden im Gange zu erhalten, benachrichtigt, daß er der Arzt der Familie, und Einwohner der Stadt ſey, nach welcher ich heut zureiſen wollte. Er machte mir den Vorſchlag, mit ihm zu gehen. Gern nahm ich ihn an, und da ich merkte, daß er ungeſtört von ſeinen Freunden Abſchied nehmen wolle, verſprach ich ihm, draußen auf ihn zu warten. Die Gäſte fingen jetzt an ſich zu beurlauben. Herzlich drückten ſie den Familiengliedern, Einem nach dem Andern die Hand. Nur ausdrucksvolle Blicke wurden gewechſelt, kein Wort geſprochen. Ich ſelbſt ſchlich mich heimlich fort, denn wenn man auch anfänglich

vielleicht mich als mitwirkend zur allgemeinen Zerſtreuung mochte angeſehn haben, ſo fühlte ich doch nur zu gut, daß ich jetzt den von gleichen Gefühlen bewegten Kreis durch meine Anweſenheit nur ſtöre.

Als ich das Haus verließ, war es noch Tag. Um fünf Uhr hatte die Mahlzeit angefangen, und ſeitdem waren zwei lange Stunden verfloſſen. Die Sonne war untergegangen; der Halbmond ſtand durchſichtig und doch voll Schatten am Himmel, gleich einem Geiſte in den Lüften. Die Abendröthe war ſehr ſchön. Es ſchien, als habe die Sonne bei ihrem Abſchiede von der Erde, noch ihren Segen über dieſelbe ausgeſchüttet, denn jede Erſcheinung athmete Luſt und Frieden. Die geſchäftigen Töne des Morgens waren verhallt. Durch die tiefe Stille hörte man nur die rufenden Stimmen unter den umherflatternden Vögeln und das Schlagen der Wachteln. Mein Geiſt war aber diesmal nicht gleichgeſtimmt mit dieſer Ruhe der Natur; noch ſtörte mich

die schmerzvolle Unruhe der kaum verlebten Auftritte am ruhigen Genusse, und ich war der Meinung, daß Donner und Sturm sich besser für meine Stimmung würden geschickt haben; doch bald verjagte auch jetzt die Zauberkraft der Natur alle die finstern Geister, welche ihre Macht über mich ausgeübt hatten. In dem Maße als der Eindruck von außen mich mehr und mehr erfüllte, verlangte mich auch danach, meinen Gefühlen Luft zu machen. Der Himmel weiß, daß der Augenblick ganz und gar nicht zum Dichten geeignet war, und dies wird, wie ich hoffe, der geneigte Leser bedenken, wenn er folgende von mir in jenem Momente mit der Bleifeder niedergeschriebene Verse liest:

1.

Wie süß ist's, gehn im stillen Hain,
Wenn dich allein verlangt zu seyn,
  Wenn schon verraucht des Sommers Gluth,
Und Blatt um Blatt fällt allgemach
  Dort wo hinab mit brausender Wuth
Vom Felsen sich stürzt der Bach.

2.

Oder auf heidigem Bergesrücken
Wenn ihn die Sonnenstrahlen erblicken,
Und über die ganze Landschaft hin
Im Rosenlichte fährt der Abend,
Und Aug und Sinn blicken freudig hin,
In der schönen Ruhe sich labend:

3.

Wenn klagend durch den Hain, die Luft
Hinsäuselt, athmend der Bäume Duft,
Und wir einsangen Kräuter-Hauch
Und trauern um die schönste Blume,
Die des Todes Hauch aus dem Blüthenstrauch
Fortriß aus dem Heiligthume:

4.

So geht es stets: mit rauher Hand
Löst er das feste Freundschaftsband,
Der Herzen innigen Bund;
Und lauert, daß der tiefe Harm,
Mit heißem Mund gebeugt zum Grund,
Den Leichenstein macht warm.

Ich schloß grade meine Brieftasche, als mein neuer Bekannter mich einholte, und

wir Arm in Arm uns auf den Weg machten, indem Ranger in ehrerbietiger Entfernung uns folgte. Bald erfuhr ich von meinem Gefährten, daß er nicht allein der Arzt, sondern auch der vertraute Freund jener Familie sey; er meinte jedoch keine Pflicht zu verletzen, wenn er mir einige Auskunft über die Personen gäbe, deren Verhältnisse meine Neugier so sehr erregt hatten. Im Gegentheil hielt er sich für verbunden, mich selbst von den Umständen zu unterrichten, welche der ganzen Umgegend bekannt waren, aus Furcht, ich möchte sie sonst, aus Unkenntniß und Uebertreibung entstellt, durch das Gerücht endlich erfahren.

So bat ich ihn denn, mir Alles mitzutheilen, was nicht Geheimniß bleiben solle, und er willfahrte sogleich meiner Bitte, indem er alle meine Fragen so genau als möglich beantwortete und mich mit dem Kummer der Familie vertraut machte. Der Weg nach der Stadt betrug drei *) Meilen. Wir gingen langsam im Mondenschein einher, und dennoch mußten

*) Nämlich Englische.

wir in der Vorſtadt unſere Schritte noch verkürzen, damit der Erzähler ſeine Geſchichte beendigen könne. Als er auserzählt und ich nichts mehr ihm abzufragen hatte, trennten wir uns. Der Mond ſtand hoch am Himmel, als ich ſeine Fußtritte nicht mehr hörte, und er ſeine Wohnung erreichte, aber die Morgenſonne röthete ſchon den Oſten, ehe ich mich ſelbſt auf mein Bette in dem kleinen Wirthshauſe niederſtreckte — nach einer, in mehr als gewöhnlich ſchmerzlicher Aufregung verbrachten Nacht.

Viele Monate ſind vergangen, ſeit ich dieſe Geſchichte erzählen hörte, und durch Zeit und Entfernung iſt der erſte Eindruck derſelben ſchon viel ſchwächer geworden; dennoch hoffe ich, obgleich alle Umſtände mir nicht mehr ſo lebenskräftig als damals erſcheinen, und die Auftritte, welche ich hier zu beſchreiben verſucht, die Friſche ihrer Wirklichkeit verloren haben, wenn ich nur etwas Leben in die von mir gezogenen Skizzen legen kann, inniges Intereſſe für dieſelben zu erregen.

Zweites Kapitel.

Der Vater dieser unglücklichen Familie besaß ein kleines, aber unabhängiges Vermögen. Er bewirthschaftete sein Landgut, welches ihm ungefähr sechshundert Pfund jährlich einbrachte. Bei diesem Einkommen lebte er geachtet und zufrieden, indem er seine Kinder erzog, mit seinen Nachbarn in gutem Vernehmen stand, und die Armen unterstützte.

Ein beneidenswerther Zustand, wer glücklich in der Zurückgezogenheit leben kann, und nicht nach den Auszeichnungen der Welt, welchen unausbleiblich Kränkungen folgen, zu streben braucht! Einen solchen genoß Herr Le

Vaſſeur, und doch war dieſes Glück der Grund ſeiner Unfälle. Die Revolution hatte die Hoffnungen dieſes Mannes mächtig gehoben, denn er hatte nichts von erblichem Range zu ſchüzzen und zu bewahren. Er war aus einer angeſehenen, aber nicht adlichen Familie, und erblickte, wie ſo viele andere feurige Geiſter, irdiſches Heil und irdiſchen Segen in der Vernichtung aller der Unterſcheidungen, welche dem Fortkommen niedriger Geburt Schranken in den Weg ſezten. Gleich nach ſeiner Verheirathung mit einer liebenswürdigen und gebildeten Frau, war er nach Paris gegangen und erwartete dort die Erfüllung aller ſeiner Viſionen von allgemeiner Glückſeligkeit. Bald verſchwand dieſe thörige Hoffnung. Die Ausſchweifung in der Freiheit ſchien ihm ſelbſt nicht einmal Sicherheit für einen freien Mann zu gewähren, und er zog ſich, obgleich noch immer im Herzen ein eifriger Republikaner, von den heftigen Auftritten zurück.

Er bezog wieder sein väterliches Gut, blickte von fern auf die Gräuel der Zeit, und suchte nur ihren Strom von dem ihm zunächst befreundeten Kreise abzuhalten. In der Nachbarschaft hatte er einen nicht unbedeutenden Einfluß, den er durch seine achtungswerthen Grundsätze und sein festes Benehmen erworben. Strenge Rechtlichkeit leitete ihn überall, und wenn er zuweilen irrte, lag der Fehler in seiner Ansicht der Dinge, nicht in seinem Herzen. In den Tagen der Wuth bildete er einen glücklichen Gegensatz zu den Ungeheuern rings umher. Er war ein eben so fester als warmer Freund der Freiheit. Er gehörte zu den Wenigen, welche den Weg zwischen Anarchie und Despotismus sahen; ja er gehörte zu der noch geringern Zahl Derjenigen, welche Kraft und Tugend genug besaßen, ihn zu betreten. Er liebte die Freiheit und hatte tief in ihren köstlichen Quellen geschöpft, aber nicht bis zur Berauschung; und er schrak zurück vor den Ausschweifungen ihrer weniger behut-

ſamen Prieſter. So ſtand er im öffentlichen Leben.

Im Privatleben war Beſtändigkeit ſein Charakter. Er war ein trefflicher Gatte und Hausherr, und mit den Jahren wurde er ein liebevoller und ſorgſamer Vater. Aber Le Vaſſeur war unglücklicher Weiſe von der Ungläubigkeit ſeiner Zeit angeſteckt. In ſeinen frühern Jahren hatte er bei einigen ausgezeichneten Lehrern die ſophiſtiſchen Irrlehren eingeſogen, und ſogar bedeutende Fortſchritte in einer unwürdigen Philoſophie gemacht. Er hielt den Menſchen der idealen Vervollkommnung für fähig, und indem er dieſem Phantome folgte, war er genöthigt, viele der ſchönſten menſchlichen Gefühle aufzuopfern.

Er wünſchte ſeinen Charakter nach antiken Modellen zu bilden, aber gleich Allen, welche dahin ſtreben, durch Kraftanſtrengung ihre Gefühle aus der natürlichen Bahn zu reißen, trafen auch ihn häufig ſehr heftige Leiden. Er wollte ſtoiſch ſeyn, aber die Na-

tur hatte ihn nun einmal ſanft geſchaffen. In ſeiner ſtrengen Anſicht vom Rechte verwarf er die Gnade. Indem er auf die Sprache des Herzens nicht achten wollte, gab er nur der Vernunft Gehör, doch als die Vernunft reif wurde, erkannte er ihre Unzulänglichkeit. Als er dieſe Göttin jener abgöttiſchen Menſchen in den Hallen, welche man ihr geweiht nannte, aufgerichtet erblickte, da bemerkte er erſt, daß die Vernunft weder die Macht noch das Anſehn wahrer Göttlichkeit behaupten könne; daß, anſtatt ihren Regeln zu gehorchen, die Menſchen ihre Vorſchriften beliebig auslegten; daß, während jeder Mund ein Orakel war, nicht einmal die Attribute der Gottheit konnten erklärt werden; und während er die halbnackte Dirne durch die Straßen führen ſah als ſiegesfrohe Repräſentantin des unſterblichen Geiſtes, da ſtarrte er zurück, und fragte ſich: ob es ein Traum ſey?

Dies heilte ihn von ſeiner erſten Verirrung. Unwillig dachte er darauf, ein geiſtiges

Reinigungsmittel sich zu bereiten, welches in der Essenz alles Weisen und Guten bestehen sollte. Plato, Aristoteles, und viele andere spekulative Philosophen halfen ihm bei seinem Nachforschen; nur Ein Gesetzgeber wurde unwillkührlich von ihm verworfen. Allzulange hatte er das Christenthum mit Verachtung angeblickt, als daß er jetzt noch hätte Lehren daraus zu schöpfen glauben können. Er vermochte nicht, durch die Abgeschmacktheiten, mit welchen es von menschlicher Schwachheit umbaut worden, hindurch auf die göttliche Reinheit der Grundsätze selbst zu blicken; doch duldete er, daß seine Kinder in diesem Bekenntniß auferzogen wurden, weil es nun einmal die wieder eingeführte Form des Gottesdienstes war. Aber die jungen Leute durchschauten nur zu gut in seiner negativen Billigung der christlichen Grundlehren den kalten Zwang, und Le Vasseur sah sich genöthigt, als er bemerkte, daß sein Beispiel sie der besten Stütze gegen ihre Begierden beraube, strenger aufzu-

treten, und artete unbemerkbar in einen Tyrannen ſeiner freigebornen Kinder aus. Sie fühlten dies wol, und obgleich ſie ihn nicht fürchteten, ſo liebten ſie ihn auch nicht, weil allein auf die, aus einer wohlbegründeten Zuneigung hervorgehende Zärtlichkeit die Liebe der Kinder zu ihren Eltern gebaut werden kann.

Le Baſſeur's Kinder waren von der Natur ſehr begünſtigt. Der Charakter eines jeden zeigte in verſchiedenen Abſtufungen viel Schönes und Glänzendes, und wären dieſe Naturgaben nach ſtrengeren Grundſätzen geregelt und zuſammengehalten worden, würde man der menſchlichen Vervollkommnung in der That näher gekommen ſeyn. Aber dieſer moraliſche Verband fehlte. Den Knaben galt der Krieg für das höchſte. Ein unerſchrockenes Blut rann in ihren Adern, und doch war es nicht heißer, als ihr Herz gefühlvoll. Sie glaubten, ihr Leben nur für das Wohl ihres Vaterlandes zu beſitzen. Unwillkührlich kam ihnen das Gefühl ihrer Würde, und ſie neig-

ten nur wenig den Kopf, wenn ein Fremder sie grüßte, oder Jemand, der ihnen untergeordnet war, ihnen in den Weg trat; foderte aber ein anderer Stolzer Achtung für seinen Werth, so runzelte ihre Stirn von selbst, und ein Spott schwebte um ihre aufgeworfenen Lippen.

Dies war die gute Seite sowohl ihres Charakters, als überhaupt der bessere Charakterzug des ganzen Landes. Aber ihnen fehlte die Reinheit der Seele, die Stütze im Unglück, welche ihnen einen über das verfolgende Schicksal erhabenen Standpunkt angewiesen hätte. Sie hatten keine festen Grundsätze vom Recht, und demnach auch keine echte Kenntniß vom Unrecht. Wenn sie vom rechten Wege abirrten, so schien es, als geschähe dies aus Grundsatz. Gingen sie recht, glich es einem Zufall. Schöne Gefühle und gute Handlungen schienen unwillkührlich und gegen ihre Grundsätze sie zu überkommen, während das ungebundene Leben bei ihnen gewissermaßen eine gesetzliche Gestalt annahm.

Wunderbare Unbeſtändigkeit bei Einzelnen findet man überall, aber allein in Frankreich ſcheint ſie der allgemeine Charakter zu ſeyn. Andere Länder ſind entweder ſehr ſittlich, oder ganz das Gegentheil, und ein ganzes Volk kann ſo gut wie jeder Einzelne gut und ſchlecht genannt werden; die aber, welche den franzöſiſchen Geiſt kennen, wiſſen, wie ſchwer es iſt, zu beſtimmen, welcher Charakter vorwalte.

Die Zuckungen der Revolution warfen jedes Ding zurück in ſein altes Chaos. Der Geiſt ging unter im Materialismus, und die geſelligen Einrichtungen verfielen zugleich mit den Grundſätzen, auf welchen die Ordnung baſirt worden iſt. Eheliche Treue wurde zum Spott, und jungfräuliche Keuſchheit zum Vorwurf. Die Frauen ſanken ſo tief, als ſie während des ſchlechteſten Zuſtandes der griechiſchen Geſelligkeit unter der Herrſchaft der Sophiſten geweſen waren, während die ſchändlichen Lehren jener Sekte jetzt zur Ausführung kamen.

Der Einfluß der Regierung diente, entſetzlicher Weiſe, dazu, alle weibliche Keuſchheit von Grund aus zu vernichten. Während man die Heirath lediglich zu einem Civil-Akt machte, verſetzte man ihrer Heiligkeit den Todesſtreich, und während man die öffentliche Ausſchweifung unterſtützte, zeigte man auch dem Einzelnen den Weg zum Laſter. Die Frechheit der Litteratur, das Spiel mit dem Antiken, die Luſt für die Bildhauerkunſt — in ihrer ganzen geadelten Unſchicklichkeit — dieſe und tauſend ähnliche Urſachen brachen die Schranken der Sitte; und die Gefahr wurde immer unwiderſtehlicher, weil alle dieſe Verführer von der Eleganz anempfohlen wurden und in dem Schleier von Gefühl und Geiſt erſchienen.

Ich will nicht verſuchen, die allgemeine Unreinheit zu beſchönigen, ſondern wünſche nur theilweiſe Verirrungen zu entſchuldigen; ich will nicht Weihrauch im Tempel der Schuld ſtreuen, ſondern nur Mitleid für einige ihrer geopferten Prieſter zu erregen verſuchen. Wäre

ich nicht fähig dazu; hätte ich es auch nicht unternehmen ſollen, Le Vaſſeur's Geſchichte zu ſchreiben. Doch war es nicht ſeine Schuld, wenn die Anſteckung auch ſein Haus erreichte. Er kämpfte hart dagegen, der Strom aber war gegen ihn; und er hatte nur ſo viel Kraft, als grade genügte, ihn ſelbſt vor dem Ertrinken zu ſchützen.

In der ganzen Nachbarſchaft war kein junges Mädchen mit Recht ſo bewundert, als jede ſeiner beiden Töchter. Sie waren ſchön, liebenswürdig und gebildet. Sie tanzten und ſangen beſſer als faſt alle ihre Geſpielinnen, anderer Vorzüge nicht zu gedenken, welche die Menge nur erlangen kann. Ihres Vaters Reichthum — denn dafür galt ſein Vermögen in der Nachbarſchaft — machte es ihm möglich, ſeinen Kindern in der Muſik und im Zeichnen Unterricht geben zu laſſen, und ſie ließen die Gelegenheit nicht ungenutzt vorüber gehn. Er hatte ſelbſt viel Sinn für die Künſte. Seine Wände waren mit guten Gemählden

und Kupferſtichen geziert, und in ſeinen Zimmern und Gärten ſtanden Abgüſſe der beſten Statuen des Alterthums. Alles war claſſiſch, und Le Vaſſeur wollte ſeinen Kindern Kenntniß von republikaniſcher Tugend durch Gegenſtände beibringen, welche auch zugleich ihren Geſchmack veredeln ſollten. Er erreichte hierdurch gewiſſermaßen, was er wünſchte. Sie wuchſen auf in republikaniſchen Grundſätzen, aber ſie fühlten ſich nicht zur Aeußerung einer gleichen Thatkraft mit ihren Vorbildern hingezogen. Die Söhne vergötterten faſt den zweiten Brutus, ſie dachten aber nur mit Entſetzen an den erſten. Die Töchter billigten die heroiſche Strenge der Spartaniſchen Mutter, aber ſie ſchauderten vor Virginius, als vor einem Ungeheuer, zurück.

Eine Folge der Gaſtfreundſchaft des Hauſes war, daß man daſelbſt immer Beſuch und unter andern den von Offizieren eines in der benachbarten Stadt ſtehenden Cavalerie-Regimentes antraf. Dieſe Offiziere zogen die

Aufmerksamkeit der Jugend beiderlei Geschlechtes in der Umgegend in hohem Grade an. Sie tanzten und sprangen auf ganz verschiedene Art, und ritten und schossen bei weitem besser, als die jungen Leute vom Lande. Sie waren daher überall gern gesehn, und in manchen Häusern beständige Gäste. Während des letzten Krieges in Spanien wurden die Regimenter fortwährend gewechselt, und da hier nun einmal eine der Haupt-Cavalerie-Stationen auf dem Wege von Paris nach Bayonne war, so strömten von allen Seiten Frankreichs Truppen dieser Gattung hieher.

Le Vasseur's beide älteste Töchter waren jetzt aufgewachsen, und zwei ihrer Schwestern näherten sich der Mannbarkeit. Da sie jedoch bis jetzt von keiner Neigung irgend ernstlich gefesselt worden, so hoffte ihr Vater, sie würden ihre festere Zuneigung einem der jungen Leute aus der Nachbarschaft schenken, welche zwar weniger glänzende Eigenschaften besaßen, dagegen begründetere Ansprüche auf ihre Ach-

tung hatten. Doch ging hierin seine Hoffnung zu weit. Seine Kinder, obwohl noch frei von jedem ernsteren Eindruck, hatten zu gut die feinere Bildung ihrer militairischen Bekannten aufgefaßt, um noch den andern besonders geneigt zu bleiben. Die wenigen Offiziere, welche jetzt noch Muße fanden, in der Nachbarschaft Bekanntschaft zu machen, wurden von dem zwar immer gastfreien, aber jetzt zurückhaltendern Vater wenig aufgemuntert, indem dieser so viel möglich seine Freunde vom Lande bei sich sah. Ein solcher Wechsel gefiel den jüngern Mitgliedern der Familie sehr wenig, und die Mutter, welche im Glück ihrer Kinder lebte, versuchte gelegentlich ihrem klügern Gatten Einwendungen dagegen zu machen, aber vergeblich.

Der älteste Sohn war jetzt siebzehn Jahr alt, und es ward, in Uebereinstimmung mit seinen Wünschen, beschlossen, daß er in einem der nach Spanien bestimmten Regimenter, in welchem schon viele seiner Freunde dienten, ein-

treten ſolle. Dies wurde bewirkt, und der junge Held ging, nach einem zärtlichen Abſchiede von ſeiner Familie, nach der Gränze. Mutter und Schweſtern weinten unaufhörlich, und die beiden jüngern Knaben fühlten ſich durch den Vorzug, welchen zwei oder drei Jahre mehr, die er zählte, ihrem Bruder verſchafft hatten, tief gekränkt. Sie ſeufzten nach der Mündigkeit und der feinen Uniform ihres Bruders, und bauten bereits Schlöſſer, um den künftigen Ruhm gut anzulegen.

Dieſer Umſtand machte einige Nachgiebigkeit für Alle nothwendig, denn ſelbſt der Vater fühlte ſeine ſtoiſche Feſtigkeit durch die Trennung von ſeinem Sohne in etwas erſchüttert. Auch der junge Le Vaſſeur war zu Thränen gerührt, aber ſchluchzend betheuerte er, als er des Vaters Hand an die Lippe drückte, daß er um dieſer Schwäche willen kein ſchlechterer Soldat ſey — und er war es in der That nicht. Im Gegentheil war er um deshalb ein beſſerer Soldat, denn dieſe

weiche Gesinnung besänftigte den thierischen Muth zur eben so tapfern, aber mehr besonnenen Entschlossenheit des Mannes. Er zeichnete sich in manchem Treffen eben sowohl durch Kühnheit als durch Menschlichkeit aus. In den Schreckensscenen, welche im Spanischen Kriege täglich ihm vor die Augen traten, erblickte er nur neue Gründe, seine sanfteren Gefühle auszubilden, und überließ es Andern, daraus Gründe zur vergeltenden Grausamkeit zu entnehmen. Doch, ich greife der Geschichte vor.

Drittes Kapitel.

Unter den Gästen, welche die erneute Geselligkeit in Le Vasseur's Hause zusammenbrachte, befand sich ein junger Mann, Namens St. Croix, welcher, nachdem er, wie so viele andere seiner Landsleute, die militairische Laufbahn erwählt hatte, eben aus Spanien in Folge einer schweren Verwundung zurückgekehrt war, und jetzt bei seinem Vater, einem benachbarten Eigenthümer, von gleichem Vermögen und beinahe denselben Grundsätzen als Le Vasseur, sich aufhielt. Dieser junge Mann würde zu jeder Zeit interessant gewesen seyn, vorzüglich aber war er es in dieser Zeit, da

er erſt vor Kurzem eine Gegend verlaſſen hatte, auf welche jetzt die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Freunde mußte gerichtet ſeyn. Die Vertraulichkeit, welche in ſeiner Kindheit zwiſchen ihm und Le Vaſſeur's Familie geherrſcht hatte, wurde jetzt erneuert, und er erſchien in der That als ein nothwendiger Anhang zu derſelben. Tagelang verweilte er in der Familie. Er liebte die Jagd, und des Morgens beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit den Knaben. Er kannte die erſten Regeln des Ackerbaues, und beſuchte zuweilen mit dem Vater deſſen Oekonomie-Einrichtungen. Er liebte die Muſik und ſpielte mehr als ein Inſtrument. Dies ſicherte ihm die Gunſt der Töchter, und ohne müde zu werden, beantwortete er allo möglichen Fragen der Mutter über Spanien. Ich brauche daher nicht zu ſagen, daß er ihr Günſtling war. Kurz, in aller und jeder Hinſicht zeigte er ſich den Anforderungen, dem Geſchmack und den Gedanken des ganzen Kreiſes gefällig. Ungeachtet aller dieſer äußern

Vorzüge war er ohne Sitten und Grundsätze. Sein Ehrgeiz war gränzenlos. Er strebte und hoffte, Ruhm zu erwerben, mit dem Feuer und der Hitze der Jugend. Auch sein Selbstvertrauen kannte keine Gränzen, und er zweifelte gar nicht daran, sein Glück erzwingen zu können. Er wünschte, reich zu werden, als Mittel zur Auszeichnung, und verschmähte die ländliche Besitzung, die er einst zu erwarten hatte, eben so als die Zurückgezogenheit ihrer Lage. Er war eine Zeit lang im Gefolge König Josephs zu Madrid gewesen, und vordem in der Leibgarde des Kaisers, bei welcher Gelegenheit er lange in Paris gestanden. Dort hatte er, indem er sich als Hof- und Weltmann ausbildete, auch alle Laster der Höfe und Hauptstädte eingesogen, und galt selbst dort als vollendeter Roué.

An seinem Geburtsorte war ihm nichts glänzend genug, nichts stand ihm hoch genug, um ihn in seiner Sättigung noch zu reizen; höchstens fand er, was er brauchte, um seine gröbere

Luſt zu befriedigen. In Le Vaſſeur's Familie ſah er eine angeborne Eleganz, von einer Art, welche freilich von den künſtlichen Verſchönerungen des modernen Lebens abwich, dieſem doch aber mehr als anderwärts nahe kam; er erblickte Schönheiten, wie ſie nur der größte Lüſtling begehren mag. Mit Erſtaunen bemerkte er die Anmuth, mit welcher dieſe Landmädchen tanzten, ihr gefühlvolles Spiel, ihren ſeelenvollen Geſang, ihre fließende und beredte Unterhaltung, ihre von gewöhnlichen Redensarten und ſchleppender Betonung geläuterte Sprache. Dieſes alles mußte freilich bei ihm Verwunderung erregen, in ſo fern es ungewöhnlich war; wer aber ſtieß nicht zuweilen auf Beiſpiele von ſolchem angebornen guten Geſchmack und ſelbſtangeeigneter Bildung?

Eugenia, die älteſte unter den Töchtern, zog vorzüglich St. Croix's Blicke auf ſich, und ſchien auch den meiſten Werth darauf zu legen. Sie beſaß eine glänzende Schönheit und in die Augen fallende Reize, welche ein ausgearteter Modegeſchmack den mehr verborgenen

vorzieht. Sie war in der Musik am weitesten vorgeschritten, munterer als Agnes, und die unentwickelten Reize der jüngern Geschwister kamen noch nicht in Betrachtung.

Eugeniens Geist war frei, und ihre Sprache hielt Schritt mit der raschen Entwickelung ihrer Gedanken. Sie sprach unaufhörlich, und im allgemeinen gut, aber sie ging oft weiter als ihre Kräfte reichten, und ließ sich oft in Gespräche über die allertiefsten Gegenstände mit einem Leichtsinn ein, welcher ihre Nichtachtung Anderer sowohl als ihre Unfähigkeit bekundete. Agnes dachte beinahe eben so, sie sprach weniger als ihre Schwester. Sie spottete nie über die Religion, sie ahnete, daß selbst in dem Aberglauben derselben etwas Heiliges liege, und fühlte sich sogar häufig zur Reue darüber gestimmt, daß sie nicht von ihr begeistert werden könne. Die Mutter erfreute sich an Eugeniens Talenten und ihrer Entwickelung, dem Vater aber verursachten sie manche sorgenvolle Stunde. Er würde Alles darum gegeben ha-

den, sie gut verheirathet zu sehen, und er glaubte, daß ein Mann wie St. Croix sich ganz zu ihrem Gatten eigne. Von diesem Gesichtspunkt aus, munterte er Beide in ihrer fortschreitenden Vertraulichkeit auf; aber was Agnes betraf, so glaubte er keinen Grund zur Besorgniß zu haben. Es lag etwas in der nachdenkenden Ruhe, die selbst ihre glücklichsten Momente begleitete, welches ihm Sicherheit ihretwegen versprach. Ihr Herz war so empfänglich wie das der Schwester, es war aber mehr Ordnung in den Aufwallungen desselben, und obgleich ihre Gefühle aus derselben Quelle zu entspringen schienen, so flossen sie doch alsbald in einem ganz verschiedenen Canal fort. Ich kann diese Parallele nicht weiter verfolgen. Meine folgende Geschichtserzählung wird ihre Charaktere besser, als es meine Beschreibung vermag, entwickelt zeigen.

Einige Monate ging dies so gemächlich fort. Lustfahrten nach schönen Gegenden in der Nähe machten die geselligen Vergnügun-

gen der Familie aus. Häufige Briefe von der Armee gaben Nachricht von der Gesundheit und der guten Haltung des jungen Soldaten. Sein Platz zu Hause wurde fast ganz durch St. Croix ausgefüllt. Vater und Mutter waren durch die Aussicht, diesen wirklich zum Sohn zu erhalten, entzückt, und die jüngern Mädchen betrachteten ihn ganz als einen Bruder. Mehr noch sahen ihn die Knaben als solchen an, und was Eugenien betraf, so gab sich diese ganz der Liebe hin. Alle Gefühle, welche sie so lange in ihrer Brust gefangen gehalten hatte, brachen nunmehr unwiderstehlich hervor. Ihre ganze geistige Thätigkeit trug jetzt das Gepräge glühender Liebe, und sie erschien, sprach und sang ähnlicher einem phantastischen als einem wirklichen mit menschlichen Gefühlen begabten Wesen.

Auch St. Croix schien voll Gluth und Leidenschaft, sein Wesen verrieth aber nicht das selige Entzücken, welches seine anmuthige Geliebte durchglühte. Gegen sie war er ganz

Hingebung und Liebe, dagegen ſchien er mit ſich ſelbſt nicht einig. Sein Weſen zeigte von Unruhe und Beglückung, und grade in den Augenblicken, wo er glücklich war, ſchien er ſehr unglücklich zu ſeyn. Kurz, er fühlte Qualen des furchtbarſten Zwieſpalts, welche nur den Geiſt eines laſterhaften und doch zugleich liebenden Mannes treffen können; er war die Beute in dem Kampfe zwiſchen Ehrgeiz und Begierde. Er liebte Eugenien wirklich mit der allerheftigſten Leidenſchaft, aber er jagte zugleich mit gemüthloſer Begeiſterung nach dem Ruhme. Eine Heirath mit Eugenien würde ihn für immer in ſeiner Laufbahn gehemmt haben; ſollte er ſie verlieren, ſo mußte ihm dies die Freuden der letztern verbittern. Die Auszeichnung, nach welcher er ſtrebte, ließ ſich nur vermittelſt einer hohen Verbindung erreichen, — die Vereinigung mit Eugenien würde ihn mit einemmale in ſeine frühere Unbedeutenheit haben zurückſinken laſſen. Er betrachtete von allen Seiten ſeine Ausſichten und

seine Lage, und wog die Gründe für und gegen; es dauerte aber lange, ehe er sich zu dem Entschlusse zwang, das eine, was er begehrte, zu genießen, ohne darum die andere Leidenschaft aufzuopfern.

Er war nicht ganz ohne jene besseren Gefühle, welche mehr oder weniger allen seinen Landsleuten angehören; jene angebornen wohlwollenden Gesinnungen, welche auf ihre Besitzer, selbst nachdem sie von der Tugend abgefallen sind, noch einen hellen Schein werfen, aber nur zu oft den dunkeln Schatten der Schuld überschimmern. Lange zauderte er, bevor er sich entschloß, Eugenien zu verführen. Ich kann indessen kaum dies Wort gebrauchen, denn er fand auf ihrer Seite nur wenig Schwierigkeit zu überwinden. Sie war schon durch die Gleichgültigkeit gegen seine Sträflichkeit auf ihren Fall vorbereitet, und wenn einige Angst sie befiel, war es mehr vor Verletzung des äußern Anstandes, als aus Scham.

Ich bin nicht willens, die Seiten dieses

Buchs durch Aufzählung der Fortschritte in dieser sündlichen Leidenschaft zu beflecken, noch schreibe ich, um dem lüsternen Geschmacke zu fröhnen; auch habe ich nicht Lust, über die Verirrung einer zarten Seele vom Pfade des Rechten empfindsam zu deklamiren. Eugeniens Seele wußte nichts von wahrer Tugend, und ich will nicht versuchen, ein unedles Mitleiden für einen, keine Theilnahme verdienenden Gegenstand zu erregen. Ohne Zaudern stürzte sie sich in die Arme ihres Geliebten, und fand in seiner Gluth alles, was sie von Trost bedurfte. Er sprach niemals von Heirath, und sie kümmerte sich auch wenig um diesen Punkt. Sie fürchtete sich weder vor den Schmerzen, welche sie ihrer Mutter vorbereitete, wie zärtlich sie auch dieselbe liebte, noch die Schmach, welche sie ihren Brüdern bringen mußte, noch die Gefahr, in welche sie ihre Schwestern brachte. Sie glaubte so viel Macht zu besitzen, um in ihnen Allen kein Gefühl der Kränkung aufkommen zu lassen,

und war so von St. Croix's Treue überzeugt, daß sie bereit war, sie Alle aufzuopfern, sollten sie sich einer Verbindung widersetzen, welche, ihrer Meinung nach, immer dauern mußte. Doch schauderte sie zuweilen vor ihres Vaters Strenge. Vor dieser Furcht suchte sie sich indessen durch die Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, ihr Geheimniß zu verbergen, zu schützen; und, sollte sie ja entdeckt werden, so konnte sie ihn auch dagegen mit einer Masse von Vorwürfen wegen seiner Nachsicht, welche zu ihrem Vergehen den Grund gelegt hatte, überhäufen.

Wir wollen glauben, daß sie bei diesen Betrachtungen sehr unangenehme Stunden verlebte. Aber sie flohen schnell vorüber. Ihr Kummer war nicht auf Reue begründet, und diese macht allein den Kummer hoffnungslos. Sie warf sich selbst gar nichts vor, denn vor sich selbst konnte sie Alles, was sie gethan hatte, rechtfertigen, sowohl aus den Grundsätzen ihrer

Lieblingsschriftsteller, als aus dem Beispiele einiger ihrer Freundinnen.

Aber Le Vasseur konnte nun einmal Denjenigen nicht beistimmen, welche Frauenzimmern, deren Beispiel einst zur Auflösung der sittlich geselligen Bande mitgewirkt hatte, über ihre Familie und den Kreis ihrer speciellen Freunde hinaus wiederum Zutritt bei sich verstatteten. Getreu seiner Abneigung gegen den Grundsatz, mußte er ihn auch auf Diejenigen, welche ihm folgten, erstrecken; und ob es ihm auch mißglückte, das Gefühl des Schicklichen und Rechten seinen Kindern einzuflößen, so entfernte er doch in der That von ihnen alles Unreine. Kein Frauenzimmer von verdächtiger Aufführung wurde in seinem Hause zugelassen, und wenn seine Töchter gelegentlich eine ihrer nicht unbescholtenen Gespielinnen sahen, so geschah es nur heimlich.

Während hiedurch der Kreis ihrer geselligen Unterhaltung beengt wurde, führte dies Verfahren doch nicht zum Ziele. Da man sonst nirgends

so peinlich war, konnte auch diese strenge Ausschließung aus einem Hause, wenn gleich eines der angesehensten in der Gegend, wenig bewirken, und Le Vasseurs eigene Familie hielt so gut als seine Nachbarn ihn für allzu strenge. Ich habe wenig vom Charakter seiner Frau gesprochen, weil sich in der That wenig davon sagen läßt. Sie war liebenswürdig, sanft und gefällig, widersprach selten, indem sie meinte, daß Opposition nur Unglück herbeibringe; sie war nachsichtig gegen die Schwächen der Kinder, um sie nicht in ihrer Heiterkeit zu stören, und verheimlichte ihre Fehler vor dem Vater, aus Furcht vor seiner Strenge. Da sie indessen einzig und allein für das Wohl ihrer Kinder und nach dem Willen ihres Gatten lebte, so dachte sie, auch jenes müsse so von diesem abhängig seyn, als sie selbst von demselben war; und als sie in der Folge über das Unglück ihrer Tochter weinte, so geschah dies mehr, weil es ihres Gatten Unwillen erregte, als weil sie der Fehltritt selbst kränkte, oder sie

auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß sie selbst an dem Unglück mit Schuld sey.

So weich war Madam Le Vasseurs Charakter, und die beiden Extreme, durch welche ihre Kinder steuern mußten, waren demnach, die herbe Strenge des Vaters und die Nachsicht der Mutter, beide unvereinbar, und eines immer gegen das andere wirkend. Ich fühle, daß ich unwillkührlich die Fehler, welche ich zu rügen habe, zu bemänteln suche. Es mag seyn; da aber meine Erzählung mehr als Eine Moral enthalten soll, so hoffe ich, das Beispiel, welches ich hier gebe, werde mehr für als gegen sich haben.

Die immer zu flüchtige Zeit rollt noch weit schneller fort bei jeder Art der Freude, aber bei keiner mehr als bei der sträflichen.

Als Eugenie auf die vier, seit dem Anfange ihrer Verbindung verflossenen Monate zurückblickte, war sie erstaunt. Es schien unglaublich. Die Zeit lag vor ihr wie ein leeres Blatt. Nichts von Gedanken, Gefüh-

len, Handlungen darauf geſchrieben. Ein körperloſer Geiſt war dahin geflogen ohne Spuren zu hinterlaſſen. Sie erinnerte ſich, daß ſie glücklich geweſen war, und ein verwildertes, nachläßiges Weſen zeigte ſich bei Allem, was ſie ſprach und that.

St. Croix war immerfort um ſie, ohne an ihrer Selbſtvergeſſenheit Theil zu nehmen. Er war eben ſo leidenſchaftlich als ſie, aber nicht ſo durchaus in der Luſt verſunken. Sie dachte nur an ihn, er nur an ſich ſelbſt. Ihre Bethörung würde zu einer unvermeidlichen Entdeckung geführt haben, hätte nicht der Liebhaber einen mehr begränzten Antheil von Empfänglichkeit beſeſſen. Seine ganze Aufmerkſamkeit war dahin gerichtet, die Entdeckung ihres Geheimniſſes durch den, welchem ſie am furchtbarſten geweſen wäre, zu verhüte.

Le Vaſſeur bemerkte Eugeniens Benehmen nur mit Vergnügen. Er hatte die Tugend zu ſeinem Hauptſtudium gemacht, ſo daß er keine Muße gewonnen, auch das Laſter zu

beobachten, und hätte er jetzt über das Benehmen seiner Tochter Rechenschaft geben sollen, so würde er die Offenheit ihrer Unschuld darin gesehen haben.

Oft wunderte er sich zwar über St. Croix's unruhiges Wesen; aber er sah, daß er in heftiger Liebe für Eugenien entbrenne, und dachte an kein Hinderniß ihrer Verbindung. Die Gesinnungen von St. Croix's Vater waren, wie er wußte, sehr günstig, und er fühlte auch, daß er selbst ein Mann sey, mit welchem man nicht scherzen dürfe, und daß für jemand, der schon so weit gegangen war, keine Wahl übrig bleibe.

Madam Le Vasseur sah unthätig dem Gange der Dinge zu, zufrieden, daß ihr Gatte seine Einstimmung gab, und daß ihre Tochter glücklich war. Nur die Brüder waren über die Verbindung unzufrieden, weil St. Croix sich von jetzt an ganz ihren Spielen entzog, und die jüngern Mädchen hielten die Liebe für allzu überschwänglich. Agnes allein war mehr

intereſſirt, denn — ſie war in allem die Vertraute ihrer Schweſter. Wird hierbei unſer Herz nicht empört, und muß es nicht, für den Augenblick die Schmach ſelbſt vergeſſend, die Quelle verwünſchen, aus welcher dieſe entſprang? Wie furchtbar mußte die allgemeine Schändlichkeit das Zartgefühl in jeder weiblichen Bruſt befleckt haben, ehe eine Schweſter an dem Buſen der Schweſter ein ſolches Geheimniß niederlegen konnte! Welche gottloſen, alle Tugend verhöhnenden Lehren mußten aus öffentlichen, von einer Regierung gebilligten Schriften ausgegangen ſeyn, ehe ſich ein Buſen fand, willig, dieſes Geheimniß zu bewahren!

Agnes war indeſſen wirklich die Vertraute ihrer Schweſter, und einer getreuern Bruſt hätte das Geheimniß nicht anvertraut werden können. Ihre ganze Anſtrengung ging dahin, der Entdeckung deſſelben vorzubeugen, und St. Croix von der Nothwendigkeit, Eugenien zu heirathen, zu überreden. Ihr Scharfblick ſagte ihr, daß er daran ganz und gar nicht

denke, und sie hatte in so weit seinen Charakter erkannt, daß sie wußte, kein geringer Beweggrund könne ihn dazu vermögen. Aber sie erblickte zugleich auch durch seine verderbten Grundsätze einen schwachen Schein von Wohlwollen und Ehre und aufwallende ritterliche Gefühle, welche sie zum siegreichen Kampfe gegen Egoismus und Ehrgeiz zu führen hoffte. Mit Eugenien, fühlte sie wohl, sey es noch nicht Zeit sich in ein solches Gespräch einzulassen. In ihrer romantischen Flüchtigkeit sah sie keine Grundlage, auf welcher solche Rücksichten hätten Eingang finden können, und sie ließ sie ihrer Thorheit gewähren, bis einst die Noth, dringender als Vernunft und Selbstsucht, zu ihr reden würde.

Dieser Augenblick war jetzt erschienen — denn die bethörte Eugenie fühlte, daß die Beweise ihres Verständnisses bald zu Tage liegen mußten. Ihr erstes Gefühl war Entzücken, beim Gedanken Mutter zu werden, und ihr Entzücken verrieth sich gegen St. Croix im

leidenſchaftlichſten und beredteſten Erguſſe ihrer Liebesbetheurungen. Indem ſie ihm ihre Hoffnung vertraute, fürchtete ſie nur, daß das Uebermaß des Entzückens ihn übermannen werde. Wie troſtlos und leer war ihr Herz, als ſein Ausruf des Schreckens in ihr Ohr drang. Er ſelbſt war faſt verſteinert, verlor die Beſinnung und ließ die ganze Bitterkeit ſeines Ingrimms in einer Fluth von Vorwürfen gegen ſeine unglückliche Mitſchuldige aus, ja er ſah ſie beſinnungslos auf den Boden der Laube niederſinken und ſtürzte in der Heftigkeit ſeiner Wuth ohne Gefühl für Mutter und Kind hinweg.

So traf ihn Agnes; und er erzählte in abgebrochenen Worten was ihm ihre Schweſter vertraut hatte. Auf ſeinem Geſichte erblickte ſie, was in ſeinem Innern vorging, aber ſie verlor weder die Geiſtesgegenwart noch zeigte ſie irgend Verwunderung. Bereits ſeit einiger Zeit hatte ſie dieſe Mittheilung erwartet, und war nicht erſtaunt, daß Eugenie zu-

erſt vor dem, der ſo innig mit ihr verbunden war, das Uebermaß ihrer Freude ausgeſchüttet hatte.

Mit ihrer gewöhnlichen Faſſung und einer Beimiſchung der Strenge ihres Vaters, erwiederte ſie ganz ruhig dem bewegten St. Croix: „So iſt keine Zeit zu verlieren, Sie müſſen ſie, ohne den geringſten Verzug heirathen!“ — Sie heirathen! rief der Sünder aus. Thorheit! Nie, nie! Sie träumt nicht einmal von ſolchem Verderben! — „Verderben! Wem?“ — Mir, mir, zu meinem ewigen Verderben! Was! meine Hoffnungen eines dauernden Ruhmes niedertreten, hinwerfen die goldnen Früchte meines Ringens vor die Füße Derjenigen, welche mich zu dieſer Verbindung verleitet hat! Niemals! — „St. Croix!“ erwiederte Agnes, „ich habe keine andere Hoffnung, Sie zu Ihrer Pflicht zurückzuführen, als durch Ihr eigenes Herz. Ich will nicht einmal die ungerechte Anſchuldigung bekämpfen, welche Sie eben gegen ſie ausgeſpro-

chen haben, und die den Vorwurf auf meine unglückliche Schwester zurückwerfen soll. Hätte sie auch wirklich Sie gelockt, so haben Sie doch Ihr Schicksal an das ihrige gebunden, und, wären Sie selbst mit einem Feinde so verbunden worden, so müßten doch die so geschlossenen Bande ewig dauernd seyn.“ Ruhig gefaßt verließ sie ihn, und ging nach der Laube. Er sprach kein Wort, blickte ihr aber unverwandt mit einer Art Verwunderung nach, bis er sie in den nach Eugeniens Laube führenden Baumgang einbiegen sah; und als er die anmuthige Gestalt nicht mehr erblicken konnte, fühlte er sich wie von einem Zauber, der ihn an den Ort gefesselt hatte, befreit. Mit zerrissenen Gefühlen stürzte er hinweg, aber Agnes letzte Worte tönten ihm noch immer ins Ohr.

Er entfloh heimlich aus dem Garten und man konnte ihn eine Stunde lang unruhigen Schrittes im benachbarten Weinberge umhergehen sehen. Eine Stunde tiefen Nachden-

kens war für ihn nichts Ungewöhnliches, aber ein stundenlanger heftiger Kampf zwischen Ehrgeiz und Ehrgefühl war nun in seiner Brust; denn im Allgemeinen waren beide einig bei ihm, wenigstens seiner Meinung nach. Diesmal aber mußte er sich ihre Zwietracht eingestehen, denn seine Gefühle sagten ihm laut von dem Kampfe. Um sich zu vertheidigen, daß er Eugenien verlassen wolle, hatte er ein Heer von Gründen bereit, von denen der hauptsächlichste der war, daß er ihr niemals die Ehe versprochen habe. Dann stieg der Zweifel in ihm auf, ob er es nicht hätte thun sollen. Ihre Hingebung gegen ihn entsprang wenigstens aus ihrem gränzenlosen Zutrauen, und er konnte es sich auch nicht verbergen, daß wenn sie Bedingungen gemacht hätte, er ihr würde Alles zugestanden haben. Kurz seine Verwirrung war außerordentlich, und er litt während dieses geistigen Kampfes; aber so oft seine Gedanken ausruhten, und oft sogar mitten durch ihren fieberhaften Sturm,

hörte

hörte er Agnes mit übernatürlichem begeiſtertem Weſen ſprechen: „Und wären Sie ſelbſt mit einem Feinde ſo verbunden, die ſo geſchloſſenen Bande müßten ewig dauernd ſeyn.“ Ob es dieſer prophetiſche Ausruf geweſen, oder der Reiz ſeiner natürlichen guten Gefühle, konnte St. Croix ſelbſt niemals unterſcheiden, aber es wurde ihm plötzlich klar vor der Seele, daß ein Mann in ſeiner Lage verpflichtet ſey, das Schickſal ſeiner Mitſchuldigen zu theilen, und wenn er auch Glück, Ruhm und Leben aufopfern müſſe. Sein Seelenkampf endete mit dieſer Ueberzeugung, und in dem Entſchluſſe, danach zu handeln. Doch müſſen wir auf einen Augenblick zu der von den Folgen ſeiner unbeſonnenen Aufwallung Leidenden zurückkehren.

Viertes Kapitel.

Als Agnes in die Laube trat, fand sie Eugenien besinnungslos auf der Erde liegend. So betroffen sie auch war, schrie sie doch nicht auf, und verlor auch nicht in nutzlosen Klagen die kostbaren Augenblicke zur Erweckung der Leidenden. Sie flog nach dem kleinen, den Garten durchfließenden Bach, und ihre Geistesgegenwart lehrte sie augenblicklich etwas, was einer Andern unter solchen Umständen würde entgangen seyn. Sie tauchte ihr Taschentuch in das Wasser, und rannte damit zur Laube zurück. Dann hielt sie es an die Schläfe der Schwester, und hatte bald die

Freude, sie wieder aufleben zu sehen. Ich will nicht bei dem traurigen Bilde verweilen, welches das arme Opfer darbot. Zuerst stieß sie einen lauten Schrei aus, als sie ihre Schwester da erblickte, wo ihr unmenschlicher Geliebter zuvor gestanden. Alles, was geschehen war, zog im Todeskampfe vor ihrer Stirn vorüber, und mit oft wiederholtem Geschrei rief sie nach dem Vater ihres Kindes. Agnes versuchte, sie zu besänftigen, aber vergebens. Sie ließ sich nicht beruhigen, und die Töne ihrer klagenden Stimme drangen bis in das Haus, und sogar in das abgelegene Studierzimmer ihres Vaters.

Zuerst stürzten ihre beiden Brüder, welche sich zu ihrer Morgen-Jagd vorbereitet hatten, mit Flinten nach der Laube. Ihre ungestümen Anfragen waren bald durch Eugeniens hervorgestoßene, wilde Bekenntnisse beantwortet, deren überladenes Herz erleichtert schien, so oft sie einen verzweiflungsvollen Vorwurf gegen sie selbst und gegen den, um des-

sentwillen sie litt, ausstoßen hörte. Agnes wäre gern Eugeniens raschem Geständniß und dem auflodernden Zorn ihrer jugendlichen Zuhörer zuvorgekommen. Ihre Anstrengungen waren indessen fruchtlos, denn die Bekennende schrie immer wieder und wieder ihr Bekenntniß aus, und St. Croix wurde eben so oft niedriger Schändlichkeit angeklagt. Jetzt ließen die Brüder ihrer Wuth vollends freien Lauf. Mit einem Blick unwilliger Theilnahme auf ihre Schwester, stürzten sie ins Gebüsch, und entschwanden Agnes bittendem Blikke, welche, auf dem Boden knieend, das Opfer der Heftigkeit und Erschöpfung in ihren Armen hielt.

Diener und Arbeiter kamen jetzt heran, und dann die Mutter. Jedem wurde das entsetzliche Geheimniß enthüllt; doch gehe ich über die Wirkung, welche diese Entdeckung auf jene gewöhnlichere Beobachter machen konnte, hinweg, um die Scene, welche jetzt folgte, zu beschreiben. Le Vasseur kam zuletzt

in die Laube. Das Geschrei, welches ihn aus seiner Ruhe erweckt hatte, war schwächer geworden, als er sich dem Orte näherte. Aber die Trauertöne seiner Tochter erregten seine Aufmerksamkeit. Selten hatte er Klagelaute aus Eugeniens Munde gehört. Le Vasseur's durchschauender Geist traf sogleich das Rechte. Als er zuhörte, stockte sein Blut, und ein Todeskrampf und Wuth zugleich bedrohten sein eigenes Leben. Seine Augen schwammen, und hätte er sich nicht an einen Baum gehalten, würde er niedergefallen seyn. Es dauerte einige Momente, ehe er sich bewegen konnte; und während dieser Zwischenzeit hörte er bei der fortwährenden Selbstanklage genug, um allen Zweifel zu entfernen und um alle Kraft des empörten Vaters aufzurufen.

Er trat in die Laube. Zorn und Schmerz hatten sein Gesicht todtenbleich gefärbt. Die Heftigkeit seiner Aufregung machte ihn taumeln, und von der Wuth hervorgepreßte Thränen standen an seinen finstern Brauen. Die-

ner und Arbeiter wichen vor ihm. Seine Frau fuhr zurück, und Agnes ließ ihr Haupt auf den Buſen ihrer Schweſter fallen, die ſie ſo lange in ihren Armen getragen hatte. Eugenie allein ſchien wie zauberhaft durch des Vaters Blick feſtgebannt. Ihre Augen ſtarrten wild auf ihn, als er ſich langſam mit über dem Haupte zuſammengefalteten Händen ihr näherte. Er ſprach nicht, ſondern blickte ſie nur feſt an. Einen Augenblick ſchloß er ſeine Augen, ſeine Brauen waren zuſammengedrückt, ſeine Lippen fieberhaft an einander gepreßt, ſeine Hände zitterten über dem Kopfe, und dann — als hätte die kurze furchtbare Vorbereitung ihm volle Kraft gegeben — ſprach er: „Höre, Tochter der Schande! höre auf den Fluch deſſen, der Dich nicht mehr als ſein Kind erkennt! Ich verfluche Dich im Augenblick Deiner Nöthe, und ich flehe, daß ſie Dein Lebelang dauern mögen. Ich ſtoße Dich aus meinem Herzen und aus meinem Hauſe,

und flehe zum Himmel, daß ewiges Unglück auf Deinem einsamen Pfade Dir folge!“ .

Diese Worte stieß er mit entsetzlicher Stimme aus, und als die Zuhörer wieder aufblickten, war der Vater aus der Laube fortgestürzt, und abermals lag der Gegenstand seiner Verwünschung besinnungslos auf der Erde.

Agnes erholte sich zuerst von dem Entsetzen, welches Alle befallen hatte. Ihre Mutter schwamm in Thränen, aber sie konnte nicht weinen. Die Quellen des Gefühls schienen in ihrer Brust erstarrt, und eine Eismasse drückte ihr Herz. Sie empfand in dem Augenblicke, daß nichts in der Natur auch nur halb so schrecklich sey, als eines Vaters Fluch, und schauderte beim Gedanken, daß es nur ein Zufall sey, welcher ihn ihr gespart und auf ihre Schwester gewälzt habe. — Aber es war keine Zeit zum Denken. Sie sah Eugeniens Leben auf dem Spiele stehen, und befahl den Leuten — in offener, aber wie sie fühlte, in gerechter Widersetzlichkeit gegen ih-

res Vaters Spruch — die Schweſter ins Haus zu tragen. Madam Le Vaſſeur gab weder ein Zeichen der Mißbilligung noch der Zuſage. Die Diener waren ſchon gewohnt, Agnes' Befehle als Geſetze anzuſehen, und auch die Menſchlichkeit trieb ſie jetzt, der unnatürlichen Anordnung des Vaters nicht nachzukommen. Sie trugen die Beſinnungsloſe fort. Als ſie dem Hauſe zugingen, ſahen ſie Le Vaſſeur in einem Nebenwege ſtehen, die eine Hand in bewußtloſer Angſt geballt, die andere feſt auf ſeinen Kopf gedrückt, als wolle er den wilden Geiſt, der durch ſein Gehirn irrte, feſthalten. Unterwegs ſah er auf die traurige Proceſſion, und ließ ſie ins Haus gehen. Die Andern erfreute dieſe ſtillſchweigende Billigung von Seiten des Vaters, nur Agnes zitterte von neuem, als ſie ſeinen regungsloſen Zuſtand erblickte.

Man trug Eugenien auf ihr Zimmer, und ſetzte ſie an ein offenes Fenſter. Durch die bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ange-

wandten Mittel, brachte man sie wieder zu sich selbst. Sie lebte auf, und weinte bitterlich im Kreise ihrer Mutter und Schwestern, als ein neuer Gegenstand der Unruhe und des Schreckens das Unglück dieses verhängnißvollen Tages vermehrte. Man hörte einen Schuß vom Weinberge her. Eugenien tönte er ahnungsvoll ins Ohr. Auch Agnes fühlte eine Vorbedeutung bei einem Tone, der sonst so gewöhnlich und für sie ganz harmlos war; aber alle ihre Aufmerksamkeit ging in dem Augenblicke dahin, die zu beruhigen, deren ganzes Schicksal vielleicht von der Nachricht des nächsten Moments abhing.

Während die Schwestern in der Heftigkeit ihrer Gefühle hinausblickten, zeigte sich ihnen ein klägliches Schauspiel. Die Brüder kamen aus dem Weinberge, zwischen sich St. Croix's blutigen Leichnam tragend. Eugenie sprang auf, und stürzte in wildem Entsetzen aus dem Hause, indem ihr die kaum weniger erschrockenen Zuschauer folgten. Bald erreichte

sie den, welchen sie suchte; und ehe noch Jemand es hindern konnte, stürzte sie auf ihren blutenden Geliebten, indem sie sich selbst als die Ursach seiner Ermordung anklagte, und Flüche auf Flüche gegen ihre Brüder ausstieß, von denen sie natürlich schloß, der Schuß sey von ihnen gefallen. St. Croix war indessen nicht todt, nur sein Blut strömte aus, und hier zeigte sich wieder Agnes außerordentliche Geistesgegenwart. Sie sandte Boten aus nach zwei oder drei Richtungen, einen Wundarzt herbeizuholen; sie stillte den Blutfluß, welcher aus St. Croix's Brust strömte, und der ihn jetzt besinnungslos auf sein Lager, welches er sonst in der Ruhe überkräftiger Gesundheit eingenommen, hingestreckt hatte. Der Blutverlust hatte ihn ohnmächtig gemacht, und er hörte weder von der Todesangst der einen, noch von der Vorsorge der andern Schwester. Die unglückliche Eugenie war nicht länger fähig, die qualvolle Unruhe zu ertragen. Sie sah ihren Geliebten auf seinem Bette hinge-

ſtreckt, ſeine Augen geſchloſſen — wie ſie glaubte, für immer — und, erliegend der übermächtig drückenden Angſt, wurde ſie wiederum in heftigem Fieberanfalle auf ihre Kammer gebracht.

St. Croix's Unfall trug ſich folgendergeſtalt zu. Wir verließen ihn im Abwägen deſſen, was er zu thun habe; doch hatte ich ſchon im Voraus erwähnt, daß er ſich entſchloſſen, Eugenien für ſein ſtrafbares und ungerechtes Benehmen die einzige Genugthuung zu geben, indem er ſich mit ihr auf immer verbände. Er kehrte nach dem Garten zurück, das Herz voll von dieſem Entſchluſſe, und von dem Drange ihn zu äußern gequält, als ihm die Brüder, welche ihn um das ganze Gehöft geſucht hatten, entgegen traten. Ihre jugendliche Bruſt brannte voll Kraftgefühl, und ihr Geiſt war faſt zerſtört von dem traurigen Gemählde, welches ſie ſo eben erblickt hatten. Der ältere von Beiden trat grade auf St. Croix los, und redete ihn ſtolz an: „Sind Sie ein Mann? Ich weiß, Sie ſind ein Schurke.

Hier nehmen Sie die Flinte (indem er ihm die seines Bruders hinreichte). — Ihre Stellung genommen! — ausgelegt — festgestanden! — Sie haben nur noch Einen Moment zu leben." — Mein lieber Adolph. — „Was! Schurke, geht Dir das Herz aus?" Das war genug. St. Croix war eben so ungestüm als sein junger Gegner. Die Zauberkraft eines Wortes hatte sein Blut entzündet. Er nahm die Vogelflinte und legte an. Adolph that, zwanzig Schritte von ihm, dasselbe. Der jüngere Bruder gab das Signal; aber ehe er es noch aussprechen konnte, hatten noch einmal St. Croix's bessere Gefühle gesiegt; er spannte den Hahn nicht. Das Signal zum Feuern war nun gegeben, und Adolph gehorchte ihm nur zu wohl. Fast die ganze Ladung drang in St. Croix's Brust, welcher, besinnungslos, von nun an alles Gefühl verloren hatte, bis er durch die mühvolle Arbeit der Wundärzte, die den Schrot herauszuziehen versuchten, erweckt wurde.

Die Jünglinge, welche sein Leiden verursacht hatten, waren tief betrübt. Sie schauderten vor sich selbst zurück, wie es ja jedem Menschen geht, wenn er das Unglück gehabt hat, auch in der rechtlichsten Sache, Blut zu vergießen. Sie gingen ihren Vater um Trost an, aber er konnte ihnen keinen geben, er bedurfte dessen mehr als sie. Die geliebte Tochter — der sonst hochgeehrte Freund — Beide in drohender Todesgefahr. — Seine väterliche Nachsicht gemißbraucht und sein Zutrauen betrogen. Sein beleidigter Stolz — seine verwundete Ehre, alles Leiden, was nur einen Mann wie er treffen kann, war auf ihn in einem furchtbaren Sturme gehäuft worden, dessen unerwartete Schnelligkeit jedes einzelne Schrecken noch vergrößert hatte. Er stand in der That ohne Trost, und, was das Schlimmste war, ohne den Trost, den herbeizurufen nicht in seiner Macht lag; denn die Religion war's, welche ihm fehlte, um ihn durch diese Stunde der Versuchung zu führen. Philoso-

phie und Tugend halfen ihm nicht; er zeigte das traurige Beispiel eines starken Geistes, der von noch stärkern Gefühlen überwältigt wurde. Er hatte alle seine Kräfte zusammengenommen, als er den schrecklichen Fluch über seine Tochter aussprach; aber ein solches Aufbieten aller Verzweiflung lag nicht in seiner Natur. Es war die äußerste Anstrengung jenes künstlichen Charakters, welchen er durch jahrelangen Kampf gestrebt hatte, sich zu eigen zu machen. Es genügte für den Augenblick, aber auch nicht weiter. Während seine Lippen noch vom Fluche zitterten, sah er schon einen Theil seiner Befehle verletzt, aber er sah diese Verletzung, ohne Macht sie zu hindern; und nachdem er in Ausübung seiner stoischen Tugend am höchsten gediehen war, erlag er seiner menschlichen Schwäche.

Ich vermag nicht den Zustand seines Geistes während der Tage zu schildern, bis St. Croix und Eugenie außer Gefahr erklärt wurden. Heftig kämpfte es während dieser Zeit

in ihm, was er thun solle. Sein natürliches Gefühl sagte ihm, er müsse seiner Tochter verzeihen in Hinsicht ihrer Leiden, während sein angenommener Charakter ihn drängte, sie auf immer von sich zu weisen. Der Streit endete, wie man immer erwarten kann, wenn die Natur mit der Kunst im Streit liegt. Der Sieg fiel auf die Seite der Gnade, und Le Vasseur's guter Geist sagte ihm, daß er recht gegangen sey.

St. Croix hatte wiederholentlich während seiner Krankheit Le Vasseur versichern lassen, daß seine einzige Hoffnung die sey, wie er Eugeniens Kränkung wieder gut und sie glücklich machen könne. Sein Vater war der Unterhändler, und die ganze Nachbarschaft vereinigte sich mit den Mitgliedern der beiden leidenden Familien beim Bitten um Gnade. Le Vasseur war erfreut, eine so gute Entschuldigung zu finden, und er suchte sich, aus seiner Nachgiebigkeit gegen ihre Bitten ein Verdienst zu machen, da doch jedermann sah,

daß sein eigenes Herz am meisten darnach verlangte.

Seine erste Zusammenkunft mit St. Croix war theilnehmend, aber die mit seiner Tochter außerordentlich rührend. Während ihrer Fieberanfälle glaubte sie oft ihren Vater zu sehen, oft hatte sie ihn bei Namen gerufen. Zuweilen flehte sie ihn an, zuweilen forderte sie ihn heraus. Einmal überhäufte sie ihn mit den allerzärtlichsten Benennungen; ein andermal überlud sie ihn mit schrecklichen Verwünschungen. Agnes wurde durch diesen Zwiespalt im Herzen ihrer Schwester aufs tiefste getroffen; sie wünschte sich den Tod, ehe ein solcher Zustand je ihr Loos werden möchte.

Endlich war Eugenie außer Gefahr, und schien, entweder vermöge ihrer gesunden Natur, oder, was wahrscheinlicher ist, weil die ärztliche Dazwischenkunft nicht allzubedeutend gewesen war, nur wenig von ihrer früheren Kraft verloren zu haben. Nach wenigen Tagen machte sie schnelle Fortschritte im Wohl-

befinden. Dennoch war sie, obgleich sie nicht das abgezehrte, trübe Aussehn, welches einem Englischen Fieberpatienten noch wochenlang nach seiner Genesung anklebt, hatte, nur der Schatten ihrer früheren Lieblichkeit. Sie sah bleich und erschöpft aus, und es schien, als habe ihr Geist mehr noch als ihr Körper gelitten. Sie glaubte, ihr Geliebter sey todt, und die Aerzte hielten es für gefährlich, sie für den Augenblick zu enttäuschen. Als sie ihre völlige Besinnung wiedergewonnen hatte, dachte sie nur an St. Croix und an die melancholische Hoffnung, ihn im Grabe wiederzufinden. Unter verschiedenen Vorwänden weigerte sie sich, die zu ihrer Erhaltung nothwendigen Speisen zu sich zu nehmen, und so wurde es dann unumgänglich nothwendig, sogar auf Gefahr eines Rückfalles, sie von der Wahrheit zu benachrichtigen, welche sie allein zur Fortsetzung des Lebens bewegen konnte.

Hierzu hielt man ihren Vater am besten geeignet, und er willigte darin, sie zu sehen,

um ihr seine Vergebung zuzusichern, und ihr die Nachricht mitzutheilen, welche seiner Verzeihung erst den wahren Werth verleihen mußte. Eugenie erwartete begierig diese erste Zusammenkunft; denn, im Gefühl, daß sie nicht leben könne, war sie doch unglücklich, diese Welt, ohne von des Vaters eigenen Lippen seinen Segen gehört zu haben, verlassen zu müssen. Ihre Mutter und Agnes hatten ihr zwar schon oft seine Verzeihung zugesichert, aber sie war damit nicht zufrieden. Sie bat so dringend, ihn zu sehn, und wurde durch die von den Aerzten angerathene Verzögerung so gequält, daß diese zuletzt der Meinung waren, die Aufregung ihrer Gefühle beim Zusammentreffen sey weniger zu fürchten, als die Folgen ihrer fortgesetzten Angst.

Endlich wurde die Stunde des Besuches bestimmt; der Vater verkündete seine Bereitwilligkeit in ihr Zimmer zu treten; der Zeitpunkt näherte sich. Sie hatte diese Nachricht mit freudiger Fassung empfangen, und schien

ruhig vorbereitet auf den bedeutungsvollen Auftritt, doch bald zeigten sich Spuren von Unruhe, eine seltsame Gedankenfolge und verkehrte Ausdrück. Eine Fieberglut überzog ihre bleichen Wangen, und zuweilen blickte sie so wild nach der Thüre, als wolle sie wieder in ihr hitziges Fieber verfallen. Zuletzt wurde der Zustand ihrer nervösen Reizbarkeit für sie so beängstigend, daß sie bat, ihr Vater möge sie heut nicht besuchen. Ihre Mutter wurde abgesandt, diesen Wunsch vorzutragen, aber kaum war sie eine Minute fort, als die launenhafte Leidende ihre Schwester Agnes beauftragte, ihre Bestellung zurück zu nehmen und um den Besuch zu bitten. Nicht wenig bewegt bereitete sich der Vater, zu kommen, hatte aber kaum die Thür erreicht, als eine der jüngern Schwestern ihn abermals bat, zurück zu bleiben. Er zog sich deshalb, als Agnes und seine Frau hineintraten, zurück, hatte aber kaum wieder sein Studierzimmer erreicht, als die zweite der jüngern

Schwestern ihm eine neue Einladung von der durch Angst geplagten Kranken überbrachte, welche die letzte Sendung widerrief und um seinen augenblicklichen Besuch bat.

Fast wurde Le Vasseur durch diese Anzeigen des Elendes seines Kindes überwältigt. Hätte noch ein Gefühl der Kränkung in ihm geathmet, würde es durch die Tiefe ihrer Betrübniß völlig verwischt worden seyn, und als er sich, auf ihre Bitte, noch einmal nach ihrem Zimmer begab, hätten ihm beinahe die Füße den Dienst versagt. Er nahm indessen alle seine Kraft zusammen, und kam bis an die Thüre. Hier aber hielt er inne, und wünschte fast, daß Eugeniens Beängstigung noch einmal aufsteigen möge, damit er die eigene verbergen könne. Er griff so stark an die Klinke, daß das Geräusch seine Ankunft verkünden mußte, aber keine Stimme tönte ihm entgegen um seinen Eintritt zu verbitten. Nun hustete er laut, weil er wußte, daß man ihn daran erkennen würde. Alles blieb indessen still. Jetzt bat er die Tochter,

welche bei ihm war, sacht hinein zu gehen, um zu sehn, ob Eugenie auch nicht schlafe, und blickte, als sich die Thüre öffnete, hinein, in der Hoffnung den schweren Athem zu hören, welcher den Schlummer einer Kranken verkündet. Aber seine Gattin erschien und bat ihn einzutreten. Ihm blieb keine Wahl. Er konnte nicht zurück, und strengte sich nun an, seine Festigkeit wieder zu gewinnen. Seine gewöhnliche Strenge im äußern Auftreten und in seinen Worten, war jetzt vergessen, und in dieser Probestunde siegte der Mensch vollkommen über den Philosophen.

Eugenie hörte ihn eintreten, aber sie sah ihn nicht. Sie wagte nicht, aufzublicken. Ihr Auge schien wie mit einer Haut überzogen. Jedes Glied zitterte. Heftig schlug das Herz, und ihre Phantasie malte ihr den Vater grade so, wie sie ihn zuletzt erblickt hatte. Die ganze schreckliche Erinnerung überkam sie, und Schrecken zuckte durch die ganze Gestalt. Sie verbarg ihr Haupt unter die Bettdecke und

ſchrie laut, ſie könne nicht, ſie wage nicht ihn anzuſehen. Er nannte mit zitternder, weicher Stimme ihren Namen. „Eugenie, mein Kind!“ waren die einzigen Worte, welche er ausſprechen konnte; aber der Ton, in welchem er ſie ſprach, wirkte wie ein Zauberſchlag auf die Gefühle der Tochter — ſo beklagend, ſo ausdrucksvoll, ſo ungleich ſeiner gewöhnlichen Rede. — Eine Laſt von Furcht war von ihr abgewälzt, und wie elektriſch von Freude durchglüht, blickte ſie auf, und ſah ihren Vater. Kann er es ſeyn? — fragte ſie ſich unwillkürlich ſelbſt — kniend bei ihrem Bette — die Augenbrauen nicht zuſammengezogen — die Lippen zitternd — die Stimme von Seufzern erſtickt, und die Augen Thränen vergieſſend! Sie ſtieß einen Schrei, halb vor Entzücken, halb vor Verwunderung aus, und ſtürzte ſich in die Arme, welche ſich weit geöffnet hatten, um ſie an eines Vaters Herz zu drücken.

Fünftes Kapitel.

Zwei Jahre nach diesem Tage erschien der Friede in Frankreich, und in Le Vasseur's Familie war noch einmal Glück und Ruhe zurückgekehrt. Eugenie war indessen Mutter zweier schönen Kinder geworden; ihr ältester Bruder kehrte, bedeckt mit ehrenvollen Wunden, und mit wohlerworbenem Ruhme, aus Spanien zurück; die beiden Knaben waren zu stattlichen Jünglingen aufgewachsen; die jüngern Schwestern entfalteten sich; und Agnes war im Besitz des einzigen Gutes, welches ihr bisher gefehlt hatte, eines Geliebten.

Eugeniens und St. Croix's Heirath — sie

war unmittelbar auf ihre Geneſung gefolgt — war ein allgemeines Freudenfeſt für die Bekannten der Familie geweſen. Es lag in der Begebenheit etwas ſo intereſſantes, ſo romantiſches und ſo rührendes, daß jedermann ſich mit den Liebenden freute.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren fröhlich und anmuthig. Muſik am Morgen, und Tanz am Abend. Schaaren theilnehmender Freunde folgten dem jungen Paare zur Mairie und zur Kirche, denn der durch das Geſetz erforderte Civilcontrakt wurde noch durch die Ceremonien der Kirche geheiligt. Manche Sträuche wurden ihrer Blumen beraubt, um den Brautpfad zu ſchmücken; doch die ſchnell welkenden Blumen in den Sträußen ſchienen als ganz beſondere Warnungen für die Hauptperſonen im Zuge gelten zu können. Sie, die gedankenloſe Eugenie, ging einher, ſchön und erröthend, aber nicht vor Scham, ſondern vor Freude. Ihr Antlitz glich nicht dem, welches ich einſt an einer lieblichen Braut erblickte.

Bei Jener färbten alle Gefühle jungfräulicher Scham in dem einen Augenblicke hochroth die Wange, während im nächsten das Blut, ins Herz zurück kehrend, dieses zu heftigern Schlägen trieb und farblos ihr Gesicht ließ. Sie erinnerte mich an die schönen Momente, welche mir einst eine Bergkette gewährt hatte, als ein mit weißem Schnee bedeckter Gipfel einen Augenblick im rosigen Lichte des Sonnenwiederscheins glänzte, um dann, als der Sonnenstral hinter den Bergen verschwand, wieder so weiß und rein als vorher zu werden.

Eugeniens triumphirender Blick sprach nur ihren Sieg über das Mißgeschick aus. Obgleich sie kaum dem Rande des Grabes entwichen war, so zog sie doch für ihre Seele keinen Vortheil aus ihrer Rettung, sondern kehrte zur Welt mit doppelter Lust an ihren werthlosen Eitelkeiten zurück. Sie dachte nicht an die Vergangenheit, sie blickte nicht in die Zukunft hinaus, sondern klebte an der Freude der Gegenwart, wie die geflügelten Stun-

den, welche so schnell und so wonnig über ihre Lebensspanne dahin flohen. St. Croix führte sie am Arme, und auf seiner bleichen Stirne zeigten sich zuweilen Falten der vorübergehenden Erinnerung. Er benahm sich indessen gut, und sein Wesen zeigte zwar nicht von Entzücken, wol aber von Festigkeit. Le Vasseur's ganze Familie folgte. Die Mutter vergoß Fluthen von Freudenthränen, die Schwestern verhehlten nicht ihre Seligkeit. Die Söhne gingen frei und selbstgefällig einher, und auch Le Vasseur stimmte in die allgemeine Zufriedenheit ein.

St. Croix und seine Frau bezogen bald das Haus seines Vaters, der in der Einsamkeit seines Wittwerstandes über den Zuwachs seiner Häuslichkeit sehr erfreut war. Diese Freude dauerte indessen nur kurze Zeit, denn binnen Jahresfrist starb er in Folge der traurigen Zeitumstände, welche seinen schwachen Körper allzusehr erschüttert hatten. St. Croix wurde demnach Herr seines ganzen Eigen-

thums, und da er weder Bruder noch Schwester hatte, war seine Lage sehr vortheilhaft. Mit der eigenen Leichtigkeit eines Franzbsischen Philosophen, vergaß er jeden Gedanken an seine früheren Aussichten, verbannte gänzlich die dunkle Hoffnung auf Ruhm, und beschäftigte sich, indem er seinen eigenen Grund und Boden bewirthschaftete, mit Allem was in den Landbau schlägt und worin seine Nachbarschaft sich so auszeichnete.

Eugenien öffnete sich als Hausmutter ein weites Feld, ihren natürlichen Charakter zu entfalten. Die Wärme ihres Herzens fand jetzt Kanäle, in welche es ihr erlaubt war, sie auszugießen, und da ihre wilderen Gefühle jetzt an einen bestimmten Gegenstand gebunden waren, schien die Gefahr, vom Ausbruch derselben zu leiden, geringer. Zärtlich hingen an ihr die alten Bekannten, und von keiner Seite erinnerte sie eine Kränkung an ihren früheren Fehltritt.

Aber mitten in ihrem scheinbaren Glücke

erstarrte oft ein Gegenstand der bittern Reue ihre wärmste Lust, und in der Blüte ihrer Freuden nagte ein Wurm an ihrem Herzen. Obgleich sie weder in ihrer eigenen Achtung, noch in der ihres Gatten, oder ihrer Mutter, oder ihrer Freunde gesunken war, so sah sie doch nur zu klar, daß sie auf immer die ihres Vaters verloren habe. Schmerzlich empfand sie sein nicht zu verbergendes Mißfallen. Er schien ihre Gesellschaft sogar in seinem eigenen Hause zu vermeiden, und sie fühlte wiederum eine Abneigung, ihm in dem ihrigen zu begegnen. Kurzum, sie kamen beide wenig zusammen; wohingegen der jüngere Theil der Familie sich häufig sah.

Es schien, als wende Le Vasseur die innige Liebe, welche er für seine älteste Tochter verloren, mehr und mehr seiner Agnes zu. Sie war schon immer sein Lieblingskind, und glich ihm mehr als alle andern in den bessern Zügen seines Charakters. Bei Gelegenheit des Leidens ihrer Schwester war sie ihm nä-

her getreten, denn sie wußte, daß er sich selbst tief gekränkt und leidend fühle, und obgleich sie himmelweit verschieden von ihm über Eugeniens Schuld dachte, so hütete sie sich doch wol, ihre Meinung über einen Gegenstand, wo die seinige so bestimmt war, auszulassen. Während er Alles that und erfüllte, was Agnes irgend wünschen konnte, während er das ganze Haus neu nach ihrem Geschmacke decorirte, und hierbei die herbe Strenge seines Charakters im Uebermaß der Gefälligkeit vergaß, so versäumte er doch keine Gelegenheit, mit der ganzen Kraft seiner Vernunft auf den Gegenstand zurück zu kommen, welcher sein gegenwärtiges Benehmen veranlaßt hatte. Er war sichtbarlich unzufrieden mit der Rolle, welche er gespielt hatte. Er sah, daß er die beste Gelegenheit verspielt habe, den Charakter jener unbeugsamen und unversöhnlichen Tugend zu behaupten, welchem er sein ganzes Leben geweiht hatte. Er fühlte sich jetzt so unbedeutend gegen das, was er gewesen war, so her-

abgesetzt in den Augen Derer, welche ihn als das Muster republikanischer Festigkeit betrachtet hatten; und er war sich selbst geständig, von dem Piedestal seines Stolzes herabgestiegen zu seyn, um sich mit allen gewöhnlichen Menschen zu vermischen.

Diese Demüthigung war für ihn weit schrecklicher, als aller Beifall, welchen er erhalten hatte, ihn erfreuen konnte. Er hatte gesehn, daß so viel Schlimmes für die Welt von Denen ausgegangen war, welche man für die besten hielt, daß er viel lieber gefürchtet als geliebt seyn wollte; und indem er durchaus mit dem letzten Beispiele seiner Schwäche unzufrieden war, so verlangte ihn fast zuweilen nach Gelegenheit, seinen Charakter wieder durch eine Probe seiner Strenge zeigen zu können.

Doch waren dies nur vorüberfliegende Gedanken, welche in seinen bessern Stunden ihn flohen. Es waren die Verirrungen seines erkünstelten Charakters; seine natürlichen Gefühle sträubten sich dagegen, und er dachte so-

gar zuweilen in der Fülle seines Herzens, er habe wirklich besser daran gethan, seinen Ruf von dem Tadel unbarmherziger Strenge zu befreien, als wenn er gefürchtet hätte, ihn mit dem Flecken des Wankelmuthes zu beladen. „Sollte indessen," pflegte er zu sagen, „noch einmal dies begegnen . . .!" — aber er konnte nie den Satz ganz aussprechen, noch erlaubte er seinen Gedanken, ihn sich ganz zu denken. Hatte Le Vasseur schon vor dem unglücklichen Zufalle, welcher zu Eugeniens Verheirathung führte, sich nach einem Gatten für sie umgesehen, so wünschte er jetzt, um so mehr, für seine andern Töchter bei Zeiten anständige Partien zu finden. Doch wußte er immer nicht, indem das schreckliche Beispiel ihm vor Augen schwebte, wie er seinem Wunsche werde nachkommen können. Er war, von je an, den sogenannten vernünftigen Heirathen abgeneigt gewesen, welche ohne Berathung des Herzens geschäftsartig nach Französischer Sitte abgemacht werden, und bei denen im Allgemeinen

die Liebe etwa in dem Verhältniß zur Heirath ſteht, als bei uns die Freundſchaft zu kaufmänniſchen Verbindungen. Es wird nämlich das Vermögen des Mannes in die eine, das der Braut in die andere Schale gelegt, und findet es ſich, daß ſie leichter iſt, ſo wird ihre Familie, ihre Verbindung und was ſonſt noch an ihr geldintereſſant iſt, mit hinzugeworfen, um das Gleichgewicht hervorzubringen; ſelten aber vermögen Schönheit, Bildung oder Tugend nur das Zünglein in Bewegung zu ſetzen.

Meine Erzählung iſt ein Beweis, daß es auch Ausnahmen giebt, und Le Vaſſeur hatte zur Genüge die Gefahren einer auf gegenſeitige Liebe gebauten Verbindung geſehen. Das Wagniß einer ſolchen Verbindung machte ihn zittern, und er fühlte ſich bange, wenn ein angenehmer junger Mann einen Beſuch in ſeinem Hauſe machte. Die Heftigkeit, oder wenigſtens die Strenge ſeiner politiſchen Grundſätze, waren ihm vor allem hinderlich zu der Erreichung ſeiner

Wünsche. Die Landesintereſſen wurden immer getheilter, die gegenſeitige Erbitterung heftiger, der Parteigeiſt ſtieg höher und höher, und der Parteihaß wurzelte ſo tief, daß er den Ruin aller geſelligen Verhältniſſe nach ſich zog.

Der Sturz des Kaiſerthums und die Wiedereinſetzung der Bourbons brachte, wie aller Welt bekannt iſt, den wildeſten Kampf der Meinungen hervor, aber wer nicht die entfernten Wirkungen, welche aus dieſen großen Reibungen hervorgehen, betrachtet hat, kann ſich keine Vorſtellung von allen den Uebeln machen, die den Bewegungen im Großen nachfolgen. In der überfüllten Hauptſtadt kann man dieſe Folgen nicht bemerken. Dort bewegt ſich jeder geſellige Kreis um ſeine eigene Achſe, und unterbricht nicht die Bewegungen der andern, ſondern bildet mit ihnen ein allgemeines Syſtem. Dort geht Alles ſeinen Gang, als hätte ſich nichts verändert. Die Schauſpielhäuſer, die Spazirgänge, die Kirchen ſind voll wie immer, und die Menſchen ſehen ſich an,

ohne die Stirne zu runzeln oder die Naſe zu rümpfen, weil ſie unter den Millionen nicht jede einzelne Meinung unterſcheiden können. Nur Wenige ſind durch ihr offenes Bekenntniß vor Allen kenntlich. Einer kann nicht in der Straße den Andern anhalten, und ihn nach ſeinem Glaubensbekenntniß fragen, und die tauſend vermiſchten Schattirungen verſchmelzen ſich allmählich zu einem allgemeinen Colorit, während die fortwährende Reibung gegenſeitiger Gefühle jede Unterſcheidung auf den Geſichtern verlöſcht. Auf dieſe Art entſteht die ſtädtiſche Politur auch in den ſchlechteſten Angelegenheiten des Lebens; aber ganz anders iſt es in den abgeſchloſſenen Provinzial-Diſtrikten. Hier wird Jedermanns Handlung von Jedermann gemuſtert. Niemand kann ſich verbergen, weder unter der Menge, noch ſonſt wo. Bei der geringen Bevölkerung wird jeder Einzelne von allen Andern bemerkt, und Jedermann trägt ſo deutlich den Stempel ſeiner Meinungen an

sich, als hätte er um seinen Hals ein Parteienschild hangen.

In ruhigen Zeiten halten hier die Menschen zu ihrer gegenseitigen Unterstützung zusammen, aber wenn der Augenblick kommt; wo ihr Interesse sich trennt, werden die Bande, welche sie früher vereinigten, eben so scharf zerschnitten, als sie früher fest zusammengeknüpft waren. Man trennt sich von einander so plötzlich wie feindliche Metalle im Schmelztiegel, und jede Gestalt tritt abgesondert hervor. Dann schaaren sie sich wohl zusammen, aber keine Anmuth waltet vor in den neuen Verbindungen, und die neue Geselligkeit gleicht einem Flickwerk, wo verschiedene Farben, unabhängig von einander, neben einander glänzen.

So greift in allen Verbindungen eine allgemeine Verunstaltung um sich, und die Mannigfaltigkeit, welche allen Erscheinungen den größten Reiz gewährt, geht verloren. In jedem häuslichen Kreise wird das Vorurtheil genährt, während jedes von der Familie getrenn-

te Glied unfähig zu seinen Verrichtungen erscheint, und, anstatt der allgemeinen Harmonie der Natur behülflich zu seyn, einem Geschwüre auf ihrem schönen Antlitz gleicht.

Le Vasseur unterstützte aus allen Kräften dies die Moral zerstörende System. Sein Götze war die Beständigkeit, und während er ihr nachging, übertrieb er häufig die besten Gefühle. Er war ein strenger Republikaner, und während der hundert Tage, als Buonaparte's Rückkehr den Weltenlauf zu ändern drohte, glaubte Le Vasseur eine herrliche Gelegenheit zur Wiedereinführung der Regierungsform zu erblicken, welcher er sich ganz gewidmet hatte. Kühn verbreitete er seine Ansichten, und hoffte alle die, welche gleiches Sinnes mit ihm waren, um sich zu versammeln. Viele traten hervor, und wäre gehörige Zeit gewesen, ihre Entwürfe zur Reife zu bringen, so wäre Alles vielleicht weit schlimmer geworden. Aber Europa's Schicksal konnte auf die langsame Entwickelung dieser Utopischen Pläne nicht

warten, und Ludwig wurde noch einmal auf den Thron gesetzt, dessen Glück und Sicherheit, wie man jetzt erkannte, nur auf eine constitutionelle Basis konnte gegründet werden.

Le Vasseur versank zwar wieder in häusliche Ruhe, aber er entfernte aus seinem Hause alle die, welche durch Thaten und Worte das regierende Haus unterstützten. St. Croix war nicht so strenge. Als Soldat, war er mit Männern von allen Meinungen und Grundsätzen zusammengekommen, und sogar auch mit solchen, welche ohne alle Meinungen und Grundsätze waren. Von seinen Kameraden hatte er den Mangel an den letztern überkommen, und während er von Liberalität bei Anknüpfung seiner Freundschaften redete, hatte er in der That völlige Ungebundenheit im Sinne. Er ging mit Nachbarn von ganz verschiedenen politischen Grundsätzen, als seine eigenen und die seiner Familie waren, um, und Agnes traf mit ihren Geschwistern in seinem

Hause Leute, denen der Zutritt in das ihrige durchaus versagt war.

Ganz besonders liebenswürdig und anziehend erschien für Agnes unter diesen Männern der junge De Monigny, der Sohn eines Emigranten, welcher aus England mit dem Könige zurückgekehrt war, und, da er unwiderruflich seine großen Besitzungen verloren, ein nur wenig einträgliches Amt in der St. Croix's Besitzung zunächst gelegenen Stadt erhalten hatte. Der Sohn, welcher, gleich den meisten jungen Leuten in seiner Lage, sehr arm und zugleich unthätig war, wurde bald mit St. Croix vertraut und oft in sein Haus eingeladen. Es gelang ihm aber, noch größern Eindruck auf Agnes' Bewunderung und Achtung zu machen. Eine schöne Gestalt und ausdrucksvolle Haltung waren seine geringsten Vorzüge. Der Ernst in seinem Wesen stimmte wohl überein mit dem ihrigen, und seine tiefere und doch angenehme Unterhaltung schien aus gebildetem Geschmacke und unverdorbner Natur her-

vorzugehen, und machte einen für ihn vortheilhaften Abstich gegen St. Croix's oberflächliche und leichte Gespräche. De Monigny war von seiner Kindheit an in England erzogen. Er sprach die Sprache des Landes wie ein Eingeborner, hatte Englands Literatur, seine Verfassung und die Sitten des Volkes studirt, und seine Beobachtungen nicht ohne Nutzen gemacht. Bei aller Wärme für die Nationalehre, welche keinen Franzosen ganz verläßt, bemerkte er doch auch die mannigfaltigen Fehler seiner Landsleute; aber er kannte dabei ihre Vorzüge, so gut als die Irrthümer des Volkes, welches er eben verlassen hatte. Er hatte dahin gestrebt, sich einen Charakter aus den bessern Eigenschaften beider Nationen zu bilden; und da er zu den wenigen Glücklichen gehörte, deren Gefühle ihrer Vernunft unterthan sind, deren Herz ihrem Kopfe gehorcht, so erreichte er auch seine Absicht. Auf diese Art war er in seinem dreißigsten Jahre, als Agnes ihn zuerst sah, ein in jeder Hinsicht

trefflich ausgebildeter junger Mann, dessen Charakter von der steifen Englischen und der flatterhaften Französischen Jugend studirt werden sollte.

Agnes hatte grade das zwanzigste Jahr erreicht, ein Alter, in welchem die Frauen im südlichen Frankreich ihre Reife, sowohl geistig als körperlich erhalten. Wenn dort dem weiblichen Geschlechte die üppige Blüte, welche die Mädchen dieses Alters in England auszeichnet, und das bezaubernde, unschuldige Wesen entgeht, so besitzen sie andere Reize, und zwar solche, die fast von demselben Werthe sind. Ein Auge, dessen Feuer nur durch den darin liegenden Geist gemildert wird, einladende Lippen, schön wallende Locken, und Zähne wie Perlen, während unter ihrer herbstlich gefärbten zarten Haut das frische Blut in beständigem Umlaufe den Wangen zwar eine weniger glänzende, aber desto zartere und sinnigere Färbung giebt. Ihren ausdrucksvollen Blick, ihre Kenntniß, ihr sanftes Wesen, der glückli-

che Mittelweg zwiſchen Empfindſamkeit und Gleichgültigkeit, ihre leichte und anmuthige Geſtalt — alles dieß beſaß Agnes. Kein Wunder alſo, daß dem gleichen Geſchmacke zwiſchen ihr und Monigny eine gegenſeitige Leidenſchaft folgte.

Der Geliebte war indeſſen kein Knabe, und die Geliebte kein Kind. Sie erkannten ihre gegenſeitige Gefahr. Er war ganz ohne Geldmittel, denn das geringe ihm von ſeinem Vater bewilligte Einkommen konnte Dieſer jeden Augenblick zurückrufen, und er wußte, daß an ſeine Einwilligung zu einer ſolchen Heirath gar nicht zu denken war. Agnes ihrerſeits erinnerte ſich an Eugenien. Dabei dachte ſie an die genißbrauchte Güte ihres Vaters; ſie wußte, daß ſein Glück von dem ihrigen abhängig ſey, und ſie fürchtete, daß es eine Unmöglichkeit ſeyn werde, ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung zu erhalten. Solche Hinderniſſe ſtanden den Liebenden im Wege, aber ſie beachteten ſie zu ſpät, denn ſie liebten ſich ſchon, und

eine ſo mächtige und ſo wohl begründete Zuneigung würde auch die Warnungen einer noch ſtrengern Philoſophie, als die ihrige war, verworfen haben.

Eugenie erkannte bald die Gefühle ihrer Schweſter, und ſie freute ſich beinahe über die Gefahr, welcher ſie dieſelbe ausgeſetzt glaubte. Da ſie an ſich gar nichts ſträfliches in dem erblickte, was ſie ſelbſt zugelaſſen hatte, ſo gab ſie ſich eher Mühe, ihrer Schweſter die Bahn leichter zu machen, als ſie von derſelben abzuhalten. Unkundig vom eigentlichen Grunde dieſer ihrer Gefühle — welcher doch kein anderer als Egoismus und Neid, die erſte Folge ihrer Schuld war — wünſchte ſie, Agnes möchte in dieſelbe Schlinge fallen. Nothwendig müſſe ſie alsdann, war ihre Meinung, ſo wie es ihr ſelbſt einſt widerfahren, ihrem Vater entfremdet werden, oder doch, indem ſie ſeinem Stolz eine neue Wunde ſchlage, ſeine beſondere Strenge gegen ſie mildern. Sorgfältig unterhielt ſie daher die

auflodernde Flamme, und ungeduldig fragte sie oft ihre Schweſter nach den Fortſchritten ihrer Leidenſchaft,

Agnes vertraute indeſſen Niemandem ihre Liebe. Einige Monate lang hörte ſie die Betheurungen ihres Geliebten an, und enthüllte ihm allein die Stärke ihrer Zuneigung. Gern würden ſich Beide die Augen verbunden haben, aber ſie konnten ſich nicht vor der gänzlichen Hoffnungsloſigkeit ihrer Liebe blind machen. Keiner von Beiden gehörte indeſſen zur Klaſſe der unthätigen Liebenden, welche vom Gewicht ihrer Verzweiflung zu Boden gedrückt, und nur von ihrer Sinnenluſt noch gereizt werden. Agnes rechnete etwas auf ihres Vaters unbegränzte Zuneigung. De Monigny wußte, daß er die Liebe und Achtung ſeiner Eltern beſaß; und Beide kamen überein, einen Verſuch zu machen, die Strenge ihrer gegenſeitigen Verwandten etwas zu erweichen. Agnes kannte zu gut die Unmöglichkeit, Le Vaſſeur's politiſchen Widerwillen zu beſiegen,

aber sie hatte die schwache Hoffnung, durch wohl berechnete Anstrengungen, eines seiner persönlichen Vorurtheile zu schwächen. Mehr verlangte sie nicht.

Bei jeder schicklichen Gelegenheit lobte sie die besondern Verdienste ihres Geliebten, aber vorsichtig, um nicht des Vaters Argwohn zu erregen. Da sie aber immer wieder auf denselben Gegenstand zurückkam, und so lebhaft über den Charakter Jemandes sprach, der ihr, wie sie vorgeben zu wollen schien, ganz gleichgültig war, mußte es den Verdacht Le Vasseur's erregen, und bei einem dieser Gespräche sagte ihm die Wärme, mit welcher Agnes diesmal unvorsichtig diesen Gegenstand verfolgte, nur zu deutlich, daß ihr Herz gefangen sey. Obgleich er ihn nie gesehn hatte, so betrachtete er doch De Monigny zugleich mit seiner ganzen Partei als einen Feind. Kaum aber überzeugte er sich, daß seine Tochter ihr Herz einem für ihn so verabscheuungswürdigen Man-

ne geſchenkt habe, als er ſich auch ſchon für den unglücklichſten unter allen Menſchen hielt.

Er brach nicht in wilde Wuth aus, auch kam kein Wort des Tadels von ſeinen Lippen. Er ſah aus, als wäre das Unglück mit aller Gewalt über ihn gefallen, und ſchien von der Größe deſſelben niedergebeugt.

Agnes ſah die innere Bewegung ihres Vaters, und dieſes verwundete ihre Seele. Sie wandte ſich zu ihm mit den allerzärtlichſten und ſanfteſten Ausdrücken — verſicherte ihn, daß nichts ihrer Dankbarkeit und Liebe zu ihm gleich käme, daß ihr Herz durch die Theilung zwiſchen zwei Gegenſtänden, die gleich unwiderſtehlich und doch ganz verſchieden wären, Stärke und Beſtändigkeit erhalten würde. Sie blickte ihn mit ihren thränenden Augen feſt an, und bat ihn zu antworten; er aber ſprach kein Wort. Die Kraft, welche den Unwillen äußern ſollte, war todt; aber ſeine Blicke waren Dolche.

Agnes war furchtbar bewegt. Es war

das erstemal, daß sie ihrem Vater einen schmerzlichen Augenblick gemacht hatte, und sie fühlte, daß ihre Beleidigung vorsätzlich sey. Aber trotz dieser Gewissenslast, welche ihr Unglück vermehrte, kam ihr doch nie der Gedanke, ihren Geliebten zu verlassen, in den Sinn. Sie stürzte sich auf die Kniee, und ergriff ihres Vaters Hände. Sie drückte sie wild an ihr Herz, fühlte aber keinen Gegendruck. Sie drückte sie an ihre Lippen, und die herabstürzenden Thränen sprachen mächtiger als Worte, aber alles schien verloren bei Le Vasseur's starrem Kummer. Sie flehte um seine Vergebung, um sein Mitleid, rief jeden edlen Zug in seinem Charakter an, jede freie Regung, jedes väterliche Gefühl. Lange Zeit erreichte sie nichts anderes als ein kaltes Anhören ihrer Worte. Endlich, als schiene er wieder zu erwachen, kehrte auch das Leben in ihn zurück. Seine Augen wendeten sich auf seine Tochter, aber nicht mit ihrer gewöhnlichen Zärtlichkeit. Starr und ausdruckslos war

der Blick, und der tiefſte Kummer lagerte auf den Augenbrauen. Er ſprach, und Agnes hörte auf ſeine Worte wie Eine, die auf Tod und Leben angeklagt iſt, ihr Urtheil anhört. Er redete ſie feierlich an; kurz, aber kräftig, deutete er ihr die möglichen Folgen ihrer Verbindung an, die Uebel, und nach ſeiner Anſicht, auch die Thorheit derſelben. Alles dies wurde mit entſetzlicher Kälte geſprochen, einer Kälte, von der ſie fühlte, ſie könne nur der Vorbote einer ſchrecklichen Entſcheidung ſeyn. So war es auch in der That, denn er ſchwor, niemals ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung zu geben, und daß, wenn ſie auf ihre Erfüllung beſtände, es auf ihre Gefahr geſchähe; nur wenn ſie dieſe gänzlich aufgäbe, könne er ſie wieder als ſein Kind anerkennen.

Er verließ ſie mit ruhiger und abgemeſſener Strenge. Agnes blieb einige Augenblicke in Gedanken verſunken, aber allmählich gewann ſie ihre gemüthvolle Klarheit wieder, und ver-

rieth, als sie mit ihrem Vater am Mittagstische zusammen kam, auch keine Veränderung in ihrem Ansehn oder Wesen. Er dagegen war still und voll Kummer; in seiner Brust schien es finster und verzweiflungsvoll zu kämpfen, aber viel zu tief, als daß der Kampf durch gewöhnliche Aeußerungen sich verrathen hätte. Agnes schien bereits den Kampf überstanden, und über ihre ferneren Schritte entschieden zu haben. Die Furcht vor ihres Vaters Entscheidung war überwunden, während er wiederum jene Entschlossenheit, die sie mit ihm gemein hatte, fürchtete, aber in weit höherem Grade, weil die ihrige natürlich, die seinige aber erst durch Kunst hervorgebracht war. Vergeblich hoffte sie, ihre Herrschaft über sich fortzusetzen, und er bestrebte sich eben so vergebens, ihren Ton anzunehmen. Ein gegenseitiger Zwang war die Folge dieser verschiedenen Gesinnungen; Beide führten ihre Rollen wie nach gegenseitiger Verabredung durch. Er hatte daher nichts einzuwenden, als nach mehreren

Ta-

Tagen die Mutter vorſchlug, Agnes möge einige Zeit über in Eugeniens Hauſe zubringen. Le Vaſſeur baute große Stücke auf Agnes' Verſtändigkeit, und war der Meinung, daß wenn er ſie ganz ſich ſelbſt überließe, er mehr zur Erreichung ſeiner eigenen Abſicht thäte, als wenn er durch Strenge ihren Ungehorſam reize.

Sechstes Kapitel.

Bei St. Croix erwartete sie der ungeduldige de Monigny. Auch er hatte eben so fruchtlos seines Vaters eingewurzelte Abneigung zu überwinden versucht. Das einzige, was der beleidigte Vater ihm zugestehen wollte, war das unbedeutende Jahrgeld, welches er ihm bisher gezahlt hatte; und mit dieser kärglichen Unterstützung wollte der feurige Liebhaber es wagen, sich und seine Geliebte zu unterhalten. Die Mittheilung der gegenseitig fehlgeschlagenen Versuche und ihres doppelten Kummers schien ihre Herzen nur noch inniger zusammen zu knüpfen, denn keine Verbindung ist fester, als die auf gegenseitiges Unglück gebaute.

St. Croix und Eugenie, welche im Ver-

trauen und Rathe der Liebenden saßen, waren bei dieser Zusammenkunft gegenwärtig. Nie hatten sie ihn so unmännlich, sie so überwältigt gesehen. Beide versuchten durch das freundlichste Zureden, sie zu trösten; da sie aber alles vergebens fanden, überließen sie die Liebenden sich selbst.

Sichtlich verkümmerte Agnes von diesem Tage an. Die seelenvolle Anmuth auf ihrem Gesichte schien von einer hoffnungslosen und unendlichen Betrübniß fortgewischt. Ihr Auge war trübe, und ihre Wange nicht mehr blühend. Kein wohlgefälliges Lächeln spielte auf ihrer trockenen farblosen Lippe. Ihr Haar war unordentlich, und die Arme hingen schlaff herab. Zwar hörte ihr Ohr auf alle Töne, die freudigen aber erweckten kein Echo in ihrem Geiste, und nur die des Kummers und der Klage hallten hier wieder, während die immer brennenden Gedanken ihre Schönheit und ihre Glückseligkeit verzehrten.

Ihr Vater sah, wie sie dahin welkte, und schien beinahe gleich ihr hinzuschwinden. Ihr

Geheimniß wurde der ganzen Familie bekannt, und während Alle die peinliche Lage von Vater und Tochter theilten, machten sie manche unglückliche Versuche, sie zu verbessern. Die männlich ernsten Vorstellungen des ältesten Sohnes, St. Croix's und Eugeniens Bitten, die schweigenden Thränen der Mutter, die zärtlichen Liebkosungen der jüngern Kinder — Alles war bei Le Vasseur umsonst. Er hatte sich auf einen Felsen des Entschlusses gestellt, von welchem ihn nichts herabbewegen konnte; aber bei seinem blinden Selbstvertrauen konnte er die Gefahr nicht bemerken. Er glaubte, durch seinen kräftigen Widerstand endlich den Sieg zu gewinnen, und als Einer nach dem Andern, von Denen, welche ihn in Agnes' Angelegenheit bestürmten, sich zurückzog, wartete er nur auf die Stunde, wo sie selbst sich ihm unterwerfen und den Geliebten ihres Vaters wegen aufgeben werde.

Aus diesem Grundsatze verhinderte er es auch nicht, daß sie sich mit de Monigny sah,

indem er, gar nicht an einem für ihn glücklichen Ausgange zweifelnd, hierdurch einen größern Triumph für sich voraus sah. Dieses Gefühl ging übrigens keinesweges aus einer selbsüchtigen oder unwürdigen Eitelkeit hervor, sondern er dachte nur, zu welchem guten Beispiele es für seine andern Kinder werden könne, und sah voraus, daß es im Verhältniß seiner Strenge einflußreich seyn werde. Agnes war daher häufig bei St. Croix's, und sah sich mit de Monigny oft und ohne Zwang. Seine Leidenschaft schien mit jeder Stunde zu wachsen, und immer heftiger drang er bei jedem neuen Hinderniß auf die Heirath. Ihre Liebe war zärtlicher, im Aeußern ruhiger; aber ihre Freunde, bekümmert durch ihren kläglichen Anblick, drangen in sie, sobald sie das Alter erreicht haben würde, in welchem die Gesetze es ihr erlaubten, sich mit ihrem Geliebten, auch gegen den Willen ihres ungerecht hartnäckigen Vaters, zu verbinden. Auch de Monigny stürmte mit Gründen, und

Agnes ſelbſt wurde ſich klar, daß es dahin endlich doch werde kommen müſſen.

Als aber der Tag ihrer geſetzlichen Mündigkeit herangekommen war, verſuchte ſie es noch einmal, Le Vaſſeur's Hartnäckigkeit zu verſöhnen. Grade in der Stunde, wo ſie ihr ein und zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, überraſchte ſie ihn plötzlich auf ſeinem Zimmer, und warf ſich an ſeinen Hals. Er verſtand und fühlte, was ſie wolle, und umſchloß ſie für einen Augenblick mit ſeinen Armen. „O mein Vater! mein theurer Vater!“ rief Agnes, „treibe mich nicht bis zur äußerſten Verzweiflung. Du weißt nicht, was Du durch Deine Strenge thuſt. Erlaube mir glücklich und geachtet zu ſeyn. Du mußt, Du mußt!“ — Ihr Schluchzen machte ihr das fernere Sprechen unmöglich, aber ihre krampfhaften Anſtrengungen dazu, ſagten, daß ſie noch einen Schatz von Gründen beſitze. Sie würde fortgefahren haben, aber ihr Vater bat ſie, indem er ſich ſanft von ihr los machte, mit

kaum vernehmbarer Stimme, sie zu verlassen. Sie wollte durchaus nicht verstoßen seyn. Sie hängte sich an ihn, als er sich von ihr los zu machen strebte. Ihre Thränen rollten auf seine Wangen, und es schien ihr, als vermischten auch seine eigenen sich mit den ihrigen. Doch wenn dies auch war, so hatten sie doch nicht Kraft genug, seinen festen Entschluß hinweg zu waschen. Er sammelte alle Festigkeit seiner Stimme, und wiederholte seinen Entschluß, sie lieber todt, und sich selbst todt zu sehn, als die erbetene Einwilligung zu ertheilen. Zuletzt sah er sich genöthigt, sie entschlossen von sich abzuwehren, um aus einem Kampfe zu entkommen, in welchem er verzweifelte, seine Kraft bis zum Ende zu erhalten.

Diese unglückselige Zusammenkunft war die letzte, in welcher sie ihren Vater überhaupt sah. Sobald sie ihre Geistesgegenwart, und Kraft genug, wieder gewinnen konnte, verließ sie das Zimmer. Ohne Verzug, und ohne mit irgend Jemand sich zu berathen, stürzte sie

aus dem Hause, und eilte mit allen Zeichen wilder Verzweiflung über den Weg nach dem Hause ihrer Schwester. Hier benachrichtigte sie de Monigny, St. Croix und Eugenien von dem Ausgange ihres Versuches. Ihr Entschluß war nun unwiderruflich. Nach Vorschrift der Gesetze wandte sie sich schriftlich an ihren Vater mit der Bitte um seine Einwilligung zu ihrer Heirath. In aller Form wurde sie ihr abgeschlagen. Noch folgten zwei Anfragen und zwei abschlägige Antworten, bestimmt und fest. So war denn nichts verabsäumt, was die Sitte erfoderte, und nachdem alle nöthigen Förmlichkeiten beobachtet waren, führte de Monigny seine verlobte Braut zu dem öffentlichen Beamten, vor welchem der Contrakt feierlich abgeschlossen wurde. St. Croix und Eugenie begleiteten sie, sonst Niemand. Wie ganz abweichend von den frohen Brautzügen! Wie verschieden von Eugeniens eigener kostbaren und frohen Hochzeit! Statt der fröhlichen Menge, welche Blumen und Wün-

sche dem jungen Paare zuwirft, zog nur hier und dort die Neugier ein Paar Müßiggänger herbei. Die Freunde beider Familien hielten sich entfernt, und wenn zufällig Einige dem Brautzuge begegneten, so wandten sie sich eilig abwärts, als drohe hier Ansteckung. Einige Bettler sprachen ihre erlernten und immer bereiten Glückwünsche, und so betraten Beide das öffentliche Amt. Der Maire, ein vertrauter Freund von de Monigny's Vater, hatte sich aus einem kalt hingeworfenen Entschuldigungsgrunde seiner Obliegenheit entzogen. Der Greffier, welcher den Contrakt einregistrirte, sah ebenfalls düster aus, und strebte sichtlich dahin, auf sein häßliches Gesicht ein Pfropfreis von dem Mißmuthsbaume seines Obern einzuimpfen, während der lumpige Schreiber, der das Siegel aufdrücken sollte, in seinem gemeinen und brummigen Wesen das Mißfallen der Obrigkeit verdoppelt wiederzugeben trachtete, und das Wappen der Stadt mit solcher Gewalt aufdrückte, als wolle er

damit ansagen, ein unterdrückter Fluch helfe ihm dabei.

Alles war leer und freudelos. De Monigny's Blicke zeigten nichts von begehrendem Liebesfeuer, und Agnes war das lebendige Bild des Unglücks. St. Croix und Eugenie fühlten die Ansteckung, und in dem großen stillen Gemache bemerkte man keine Glückwünsche, keine Umarmungen. Man ging hinaus. Keine heiligere kirchliche Feier folgte der Civilform, da das Gesetz ja nicht mehr verlangte. Sie waren vereinigt — dies war genug. Man kehrte nach St. Croix's Hause zurück; keine frohen Töne wurden am folgenden Morgen gehört, und auf keinem Gesichte strahlte neue Freude.

Die neu Verheiratheten wollten nicht länger in St. Croix's Wohnung bleiben, und bezogen deshalb eine kleine, schnell zu ihrer Aufnahme eingerichtete Hütte auf seiner Besitzung. Freudelos und traurig enthielt sie gar nichts, woran man fast überall die Wohnungen der Neuvermählten erkennt. Fehlen auch

Eleganz oder selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse, so findet sich doch fast, ohne Ausnahme, auch in der niedrigsten Hütte, wo jugendliche Ehegenossen ihren ersten Wohnsitz aufgeschlagen haben, ein Anstrich höhern Glückes, Gleichgültigkeit gegen irdische Sorgen, ein Himmel voll seliger, Armuth und Mißgeschick verachtender Lust. Stieß man aber je auf eine Ausnahme, so war es in Agnes' und ihres Gatten hoffnungsloser Hütte.

Es war Sommer; und die durch nichts geschützte Hütte nahm alle sengenden Sonnenstrahlen auf. Der hart getretene Flur, die rohen Kalkmauern, das schlechte Hausgeräth, eine unwissende, ungebildete Magd, Alles verkündete die äußerste Dürftigkeit, und „Elend" schien an die Mauern geschrieben. Einige freundliche Nachbarn würden gern, wie St. Croix und Eugenie thaten, durch Geschenke ihre hoffnungslose Lage erträglicher gemacht haben, aber sie wurden mit einem Stolze, welcher aus der Bitterkeit der Seele hervor-

ging, zurückgewiesen. Selbst die freundlichen Besuche einiger Wenigen, welche von den Unglücklichen nicht assen wollten, wurden abgelehnt, und nur der Arzt, der alte und treue Freund der Familie, angenommen. Sogar Eugeniens und St. Croix's Gegenwart schien anfangs lästig, ihr Besuch wurde bald ganz abgelehnt, während Madam Le Vasseur's und ihrer andern Kinder Bemühungen, die unglückliche Agnes zu sehen, ebenfalls umsonst blieben.

Um indessen das, dieser seltsamen Absonderung zum Grunde liegende Geheimniß zu entdecken, beschloß die Mutter, sich durch eine List Eintritt bei ihrer Tochter zu verschaffen. Sie eilte demgemäß in einer rauhen Nacht, wo Finsterniß und Regen ihre Ankunft nicht vermuthen ließen, von St. Croix geführt, nach de Monigny's Hütte. Eugenie konnte, da sie auf dem Punkte, wieder Mutter zu werden stand, sie nicht begleiten.

Es waren grade vier Monate seit Agnes'

Heirath verstrichen, und ihre Mutter hatte seit einigen Wochen mit ihren oft wiederholten Bitten, Eintritt zu erlangen, nachgelassen. Ihre Angst wurde, als sie sich der einsamen Hütte näherte, unbeschreiblich groß. Sie dachte an die Bequemlichkeiten in ihrem eigenen Hause, und an die vergleichsweise so große Eleganz, welche Eugenien umgab. Sie fragte sich, welche der beiden Schwestern das bessere Loos verdiene, und die Bitterkeit der sich von selbst ergebenden Antwort überwältigte sie fast. Sie weinte laut, und kaum vermochte St. Croix beim Weiterführen sie von einer Aeußerung ihres Schmerzes, die sie verrathen hätte, abzuhalten. Dicht am Hause hielten sie einen Augenblick an, um das leise Gemurmel drinnen zu hören, und sie sahen durch die halb geöffneten Fensterladen die unglücklichen Bewohner dieser Unglückshütte. Beide saßen an einem schlechten, bäuerischen Tische. Eine einzige auf dem Kamine stehende Lampe warf ihr melancholisches

Licht auf die eingefallenen und bleichen Gestalten der Ehegatten. Agnes nähte emsig, und de Monigny schien mit theilnehmenden Blicken ihr Trost zuzusprechen.

Madame Le Vasseur konnte es nicht länger ruhig ansehn. Sie drückte die Thür auf, denn in diesen entfernten Distrikten sind die Häuser nirgends verschlossen, und wenn Räuber je die Gegend betreten hätten, würden sie am allerwenigsten von de Monigny's Besitzungen gereizt worden seyn. Beim plötzlichen Aufgehn der Thür sprang dieser vom Sessel auf, und sein bleiches Gesicht färbte sich, als er die Störer seiner Ruhe erkannte, vor Aerger roth; aber er unterdrückte seine Bewegung und wandte sich nur zu Agnes, welche in der ersten Ueberraschung, und ihrem kindlichen Gefühle folgend, aufgestanden war, um ihre Mutter zu umarmen. Aber Madame Le Vasseur schrak auf einen Augenblick zurück. Tausend Gedanken übermannten sie im Augenblik-

ke, denn sie erkannte nur zu gut auf den ersten Blick, an Agnes' verrätherischer Form, daß sie hoch schwanger sey. Wie ein Blitz durchzuckte auch Agnes jetzt das Bewußtseyn ihres Zustandes. Sie versuchte ihr Kleid zurecht zu legen, und als ihre Mutter, das erste peinliche Erstaunen bekämpfend, vorstürzte, um ihre Tochter zu umarmen, wurde das Bewußtseyn ihrer Schuld so furchtbar, daß sie matt in den Stuhl zurücksank.

Was hierauf folgte, läßt sich besser denken als beschreiben. St. Croix eilte erstaunt zurück, um Eugenien die unerwartete Nachricht zu hinterbringen, während Madame Le Vasseur die übrige Nacht dazu verwandte, der Tochter ihre Vergebung und manche herzlich gemeinte, aber gemeine Trostgründe zuzusprechen, ohne daß die verzweifelnde Zuhörerin auch nur ein Wort davon gehört hätte.

Der grauende Morgen brachte der betrübten Gruppe keine Hoffnung, sondern

zeigte nur der Mutter die Zerstörung aller Schönheit ihres einst so blühenden Kindes. Ihre Angst war unerträglich, und sie sah, daß sie nur Agnes' Kummer vermehre, welche so schon von der Ueberzeugung, daß der Fluch ihres Vaters der Entdeckung unmittelbar folgen werde, ganz darnieder gedrückt war. Daher bat sie ihre Mutter, das Geheimniß vor ihm zu bewahren, damit sie, wenn sie sterben sollte, es zugleich mit in die Gruft nehme. Sie äußerte keinen Vorwurf gegen ihn, noch suchte sie ihren Fehler mit seiner Hartnäckigkeit zu beschönigen, ja sogar da nicht, als sie ihrer Mutter bekannte, daß der Tag, an welchem er ihr jede Hoffnung entrissen, es gewesen, wo die gegenseitige Verzweiflung de Monigny zum Vergessen seiner Pflicht, und sie zum Fall ihrer Ehre, gebracht habe. Ruhig blickte sie auf die Vergangenheit, und bereitete sich nur melancholisch auf die Zukunft vor; während Gedanke und Gefühl um die Furcht vor der

Verwünschung sich drehten, welche sie einst, obgleich gegen eine Andere gerichtet, zu Boden geworfen hatte.

Um ihre Furcht zu beschwichtigen, versprach ihr die Mutter verschwiegen zu seyn; und nachdem sie ihr besonders die Versicherung gegeben, daß der Vater nichts erfahren solle, verließ sie ihre Tochter etwas beruhigter. Nach ihrer Rückkehr zu St. Croixs, beschloß sie indessen, einstimmig mit diesen, ihren Gatten von Allem in Kenntniß zu setzen. Alle waren darüber einig, daß, wenn Er, welcher seit ihrer Verstoßung durch seine Liebe für sie am meisten gelitten hatte, Agnes' wahrhafte Leiden nur vernähme, viel von seiner natürlichen Zärtlichkeit zu erwarten stehe. Voll der schönsten Hoffnungen eilten sie zusammen in sein Haus, und ohne bestimmten Plan ihrer Mittheilungen, brachen sie mit ihrem Geheimniß heraus, Alle zugleich, weil Keiner einzeln es wagte, und weil sie glaubten, daß er ih-

ren vereinten Bitten nicht werde widerſtehen können.

Le Vaſſeur hörte ſie ſchweigend an. Ein Lächeln bewegte ſeine Lippe. Sie hielten es für ein Zeichen ſeiner Ungläubigkeit, aber es war Verzweiflung. Seine Hände zitterten, ſeine Farbe ging und kam, er ſank auf ſeinen Stuhl zurück, brach in ein lautes, krampfhaftes Gelächteraus, und er würde wahnſinnig geworden ſeyn, hätte ihn nicht ein Strom von Thränen erleichtert. Es waren die erſten ſeit vielen Tagen. Als er ein wenig zu ſich ſelbſt kam, wankte er nach der Thüre; es lag eine großartige Würde in ſeiner Bewegung, welche unbedingte Folgſamkeit verlangte. Sie verließen ihn, und in weniger als zehn Minuten ſahen ſie einen Diener aus dem Hofe forteilen, mit einem Briefe in der Hand.

Sich ſelbſt gern täuſchend, wie es ja in der menſchlichen Natur liegt, glaubten Madame Le Vaſſeur, Eugenie und auch St. Croix,

daß der Brief Agnes' Begnadigung enthalte. Noch einmal traten sie in Le Vasseur's Zimmer, ängstlich die Bestätigung ihres Glaubens hoffend. Sie wurden hereingelassen. Le Vasseur saß auf seinem Stuhle ruhig und ohne Leidenschaft. Sie fragten heftig, was der Brief enthalte? — Plötzlich aufstarrend, mit einem Blick des Wahnsinns und entsetzlicher Kraft der Stimme, rief er aus: „Meinen Fluch!"

Einige Stunden, nachdem Madame Le Vasseur Agnes am Morgen verlassen hatte, wurden die Wirkungen der plötzlichen und lange dauernden Aufregung bei der Letztern sichtbar. Sie fühlte alle Zeichen der nahenden Entbindung, und ihr Gatte eilte nach der nah gelegenen Stadt, um den dort wohnenden, mit dem Geheimniß der Familie ganz vertrauten Arzt herbei zu rufen. Kaum aber hatte de Monigny seine Wohnung aus dem Gesicht verloren, als der Diener mit Le Vas-

ſeur's Briefe ankam. Das unwiſſende Dienſtmädchen händigte ihrer Herrin ſogleich denſelben ein, und Agnes, als ſie ihres Vaters Hand erkannte, öffnete ihn mit dem Ungeſtüm der Hoffnung. Sie vergaß für einen Augenblick ihren Kummer, und dachte im Zauber der Erwartung nicht an ihr Leiden. Schnell flog ihr Auge über die wenigen Zeilen des Billets, als die erſchrockene Magd ſie mit einem durchdringenden Schrei, dem Zeichen einer heftigen Erſchütterung, auf das Bette niederſinken ſah. Gekreiſch des wilden Wahnſinns und die Stimme der Todesangſt wechſelten, und hörten erſt mit einem heftigen Gliederzucken auf, welches in ein und demſelben Momente einem zarten Mädchen die Geburt gab und die unglückliche Mutter tödtete.

Als de Monigny in Begleitung des Doktors nach Hauſe kehrte, vernahmen ſie die ſchrecklichen Töne. So wie ſie jedoch dem Hauſe näher kamen, hörte das Schreien auf,

und als sie eintraten, war Agnes schon todt. Die unglückliche Magd, welche an ihrem Bette stand, dachte nicht daran, ihrem Herrn entgegen zu gehen; und als er athemlos plötzlich in ihr Zimmer trat, traf ihn dieser Anblick.

Agnes wurde am folgenden Abende ganz im Stillen auf einem benachbarten Kirchhofe beerdigt. Ihre Hand hielt auch noch im Tode den unglücklichen Brief, der ihr Todesurtheil enthielt, indem man vergeblich versucht hatte, ihr denselben zu entreißen. St. Croix und die jüngern Brüder folgten ihr zum Grabe. Der älteste floh, überwältigt von der doppelten Schmach, die seine Familie befallen, und der übertriebenen Strenge, welche das Elend vollendet hatte, aus seines Vaters Hause. Eugenie war furchtbar erschüttert, als sie das Schicksal ihrer Schwester erfuhr, aber die Furcht Derjenigen, welche meinten, die Nachricht würde ihr Leben gefährden, war übertrieben.

Das Kind war, als ich dieſe Nachrichten hörte, wohl und geſund, und hatte bis zu jenem Tage keinen Biſſen Nahrung erhalten, außer aus den Händen ſeines untröſtlichen Vaters.

La vilaine tête.

„Diejenigen, welche durch Zufall irgend ein unauslöschliches Merkmal an ihrem Körper tragen, sind, mehrentheils, wenn sie nicht der Tugend ermangeln, glücklich.“

Lord Bacon.

Erſtes Kapitel.

Ich miethete ein Boot auf der Garonne, im Herbſte, jener verrätheriſchen Jahreszeit, wo die mannigfaltige Färbung des Laubes, wie die Röthe der Schwindſucht, uns das Abſterben der Natur, während wir ihre Lieblichkeit bewundern, vergeſſen läßt. Ich ſegelte den Fluß entlang bis Pauliac, einem kleinen, wenige Meilen von ſeiner Mündung belegenen Hafen, einer Art von Standplatz für Schiffe, die nach Bordeaux beſtimmt ſind, wie Graveſend im Verhältniß zu London.

Die Umgegenden der Garonne ſind hier recht ſchön, man kann ſie indeſſen nicht male-

risch nennen. Der Strom ist zu breit, seine Ufer sind nicht hoch genug, und die entferntere Landschaft ist zu flach, um ihr jenes für Reisende so beliebte Beiwort zu verschaffen. Aber es giebt einige interessante Punkte, z. B. Lormont, ein Dorf auf der rechten Seite, hauptsächlich von Schiffbauern bewohnt, wie aus den vielen Wracks und ausgebauten Schiffen, welche am Strande stehen, ersichtlich ist. Hinter den Häusern erhebt sich hier eine Anhöhe welche, da sie bis oben mit Weingärten bedeckt ist, einen sehr angenehmen und sogar romantischen Anblick gewährt. Einige Dörfer von geringerer Bedeutung; hie und da Landhäuser, welche den Honoratioren in Bordeaux gehören; das runde Fort in der Mitte des Flusses, welches von seiner Gestalt den Namen le pâté trägt; und die Flecken Bourg und Blaye, mit der Citadelle des letztern Ortes — dies sind die hauptsächlichsten die Aufmerksamkeit fesselnden Punkte. Dann sieht man die auf und nieder fahrenden Schiffe, die Se-

gel gespannt, und die Herzen froh, wenn der Wind gut geht; lavirend und arbeitend, wenn er entgegen ist. Hie und da sieht man ein Dampfboot, mühsam, gleich einem Holländischen Kaufmann, sich bewegend, indem es in Rauch gehüllt ist und weder zur Rechten noch Linken sich wendet, während viele kleine Fischerboote lustig durch die Wellen tanzen und die Flut durchschneiden.

Vielleicht habe ich den Schönheiten der Garonne nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber man muß bedenken, daß ich sie von Bordeaux kommend beschrieben habe, und zwar wie sie Jemandem erscheint, welcher, erfüllt von dem Entzücken über schönere Gegenden, dahin gelangt ist. Segelt man aufwärts den Strom, so wird der Eindruck, nach einer Seereise von einigen Wochen, ganz anders. Ich weiß dies aus Erfahrung, denn ich erinnere mich wohl, daß, als ich, ermüdet von dem furchtbarsten Tosen und Werfen in der Bucht von Biscaya, anlangte, ich den Leucht-

thurm von Cordoan für ein architektoniſches Kunſtwerk und den bleichen Sand an der Mündung des Stromes für das ſchönſte ländliche Gefilde, und als wir höher ſtiegen, jeden Erdfleck für ein kleines Eden anſah.

Ich brauche meinen Leſern nicht zu ſagen, daß der Zuſammenfluß der Garonne und Dordogne oberhalb Blaye, die Gironde bildet, — einen ausgebreiteten See mit allen Eigenſchaften des offenen Meeres. Wenige Meilen unterhalb der Vereinigung beider Flüſſe verließ ich das Boot in der Nähe von Pauliac; Ranger folgte mir ſammt meiner auf einer vierſtündigen, müßigen Fahrt geſammelten Langenweile.

Indem ich Medoc beſuchte, hoffte ich — das Gleichniß paßt ſich, meiner Meinung nach, für einen Jäger — zwei Vögel mit einem Schuſſe zu tödten; nämlich, den Anbau der Weine, welche für unſern Gaumen unter dem Namen Clairet ſo wohlſchmeckend ſind, in der Nähe zu ſehen, und mich zwei oder

drei Tage einer guten Jagd zu erfreuen, wie sie mir von einem Freunde in Bordeaux zugesagt war. Aber der Mensch ist selbst nur ein Spiel des Zufalls, und seine festesten Vorsätze werden oft ohne seinen Willen durch irgend eine unwillkührliche Neigung, gleich einem Volk Rebhühner, auseinander gesprengt. Am Morgen meiner Ankunft in Pauliac bedurfte es nur des Anblicks eines alten Schlosses, um alle meine Vorsätze mir aus dem Sinn zu schlagen.

Nachdem ich früh aufgestanden war und den Weg nach den Besitzungen meines Freundes eingeschlagen hatte, sah ich das erwähnte Schloß auf dem Wege, und fragte einen alten Bauer, wem es gehöre. Er hielt einen Augenblick in seiner Arbeit, die Hecken zu beschneiden, inne, und antwortete, indem er sich zu mir kehrte: „Der Marquise de la Roche-Jacquelin."

„Wirklich!" — rief ich — „ist sie denn hier?" — „Hier! Jedermann, der etwas von

der Marquiſe weiß, weiß auch, daß ſie in Paris iſt," — erwiederte er, wie es ſchien, über meine Unwiſſenheit verwundert, und mit ſo tadelndem Tone, als habe er mich in Verdacht, mich einer Bekanntſchaft gerühmt zu haben, auf welche ich auch nicht den geringſten Anſpruch hätte.

„Wahrhaftig, mein Freund," entgegnete ich: „ich weiß ſo ziemlich viel von der Marquiſe, obgleich ich ſie nie ſah, und mich um ihre Wohnung nicht bekümmerte."

Unſere Unterhaltung endete hier, und ich wanderte, nachdem ich ihm einen guten Morgen gewünſcht hatte, ins nächſte Dorf. Ein Strom von Gedanken rauſchte vor meinem Geiſte vorüber, und der eben genannte Name hatte alle Schleuſen meiner Erinnerung geöffnet. Mein Sinn dachte nur an die Vendée, welche ſo berühmt geworden war durch das treffliche Werk der intereſſanten Frau, deren Eigenthum ich jetzt betrat. Hier ſtiegen in mir alle die Gedanken wieder auf, welche mich ſo

oft in der Vendée — dem faſt geheiligten Boden — belebt hatten, und ich fühlte den Puls anſchwellen, das Herz heftiger ſchlagen, wie immer, wenn an Orten weilend, welche durch glorwürdige Thaten unſterblich geworden ſind, ich, in ſtiller Huldigung, des Heldenmuthes in ſeinem eigenen Heiligthum gedachte. Dies iſt mir in allen Theilen von Frankreich immer das Intereſſanteſte geweſen; der Gedanke ſchwelgt in kühnen Verbindungen; alles, was mit Tugend und Großſinn verwandt iſt, wird erweckt; Mitgefühl und Kummer bemächtigen ſich der Seele; wir denken an heldenmüthige Hingebung, und fühlen die tiefſte Kränkung über den Ruin ihres herrlichſten Tempels.

Die beraubte und verwüſtete Vendée iſt nicht mehr das, was ſie war. Ihr Angeſicht hat ſich zwar nicht verändert, aber die ihre Züge lebendig machenden Bewegungen ſind vorüber. Die dicht bewaldete Landſchaft iſt noch immer dieſelbe; die grüne Laubmaſſe, die rieſelnden Bäche, die Hügelketten, die zerſtreu-

ten Dörfer, sind immer noch wie sonst. Einsame Schlösser erheben immer noch hier und dort ihre rothen Dächer über die alten Eichen, und manche geschwärzte Mauer bekundet die Stelle, wo andere gestanden, und was diese einst zerstörte. Auch Menschen sind noch dort; kurz das Land existirt noch Hinsichts aller sichtbaren Zeichen des Lebens: — aber der Geist fehlt. Die milde und doch hartnäckige Natur des Volkes ist nicht ganz umgeändert; die Leute sind noch immer gastfreundlich, wohlwollend und tapfer; ihre Hütten und Herzen sind dem Fremden offen; sie theilen mit ihm ihr dürftiges Mahl, schütten ihm ihren Kummer aus: — aber der Feuermuth des Geschlechtes ist gebrochen. Ihr Muth blickt noch zuweilen bei unerwarteten Gelegenheiten hervor, aber ihre frühere durchgehende Unerschrockenheit ist vermittelst aller der künstlichen Anstrengungen, welche die Tyrannei von ihnen erpreßt hat, erstorben. Es fehlt den Bauern der Vendée das belebende Beispiel.

Sie sehen nicht mehr ihre angebeteten Herren mit ihnen in ehrenwerther Gemeinschaft leben; — sehn sie nicht mehr die mächtigen Arme, nicht um die Vasallen zu unterdrücken, sondern ihnen hülfreich zu seyn, ausstrecken; — nicht mehr ihre Unterthanen wie sonst, nicht durch Lehre, sondern durch Handlung, im Rechten unterrichten; — hören sie nicht mehr die Religion sie lehrend, nicht durch Verfolgungsgeist, sondern durch Frömmigkeit; — nicht mehr die Segnungen des Friedens durch häusliche Verdienste ihnen zeigen; nicht mehr sie zum Kampfe durch geistanregende Worte, wie die folgenden, führen: „Wenn ich vorgehe, folgt mir; weiche ich zurück, tödtet mich; sterbe ich, so rächet mich!“ *)

Diese Gedanken drängten und wogten in mir, als ich nach der Dorfschenke ging, deren Wahrzeichen ein in die Wand gesteckter verwelkter Tannenzweig war, und darunter eine

*) Henri de la Roche-Jacquelin.

schlecht gemalte Tafel, welche ein Paar lustige Trinkgesellen mit Gläsern in der Hand, neben einem blau schäumenden, ungeheuren carmoisinrothen Kruge sitzend, darstellte. „Gutes Märzbier," mit großen Buchstaben darunter geschrieben, war der Schlüssel zu dieser Hieroglyphe, und ein Einladungszeichen für den durstigen Reisenden. Sicher, in einem Wirthshause willkommen zu seyn, wo jeder Wanderer mit einem Sixpence in der Tasche zu Hause gehört, trat ich ein, und fragte, ob ich für die Nacht ein Bette haben könne. Einige kleine Bedenken von Seiten des Wirthes, einige verdächtige Fragen der Wirthin nach meinem Passe, und einige schlaue, aus Argwohn und Coquetterie zusammengesetzte Blicke der dickköpfigen sonneverbrannten Tochter — endeten damit, daß meine Bitte mir zugestanden und mir eine kleine Hinterstube mit der Aussicht auf den Garten angewiesen wurde. Nachdem ich so in den Besitz gesetzt war, sah ich mich nach einer höchst wichtigen und

in Jedermanns, besonders aber in den Angelegenheiten Derer, welche ihre ganze Garderobe auf den Schultern tragen, nöthigen Gehülfin um — nämlich nach einer Wäscherin.

„O ja," sagte die Wirthstochter: „es ist eine Waschfrau im Dorfe. Soll ich sie herholen?"

„Ich bitte darum, aber erst um mein Frühstück." — Die Waschfrau kam demgemäß, und als ich ihr ein Glas Wein aus meiner Flasche anbot, dankte sie mit einem Accente, der nur aus der Vendée seyn konnte. „Was! Ihr seyd auch aus der Vendée?" rief ich. „Ach ja, lieber Herr," sagte sie: „und obschon es sehr lange her ist, daß ich sie verlassen habe, ist doch meine Aussprache so fest, als wäre sie in mein Herz gegraben." Sie wischte hier eine Thräne aus dem Auge. Das arme Weib hatte ein sehr häßliches Gesicht, und was ihre übrige Gestalt betrifft, so kann ich nur mit Milton sagen, sie hatte „einen Leib,

geſchaffen für den Kopf," und gebe hier wieder eine Probe, daß Ebenmaaß nicht allemal für die Schönheit vortheilhaft iſt.

Indeſſen ſicherte ihr Geburtsort der armen Frau meine ganze Achtung zu. Wir kamen tief ins Plaudern, und auf alle meine Fragen über die berühmte Madame de la Roche-Jacquelin und ihre Familie gab ſie mir gehörige Auskunft. Davon, wie intereſſant es auch für den gefühlvollen und neugierigen Leſer ſeyn mag, will ich indeſſen, weil es den Privatverhältniſſen angehört, mancher Beiſpiele ungeachtet, keinen öffentlichen Gebrauch machen.

Unſere Unterhaltung wandte ſich zu Erzählungen über die Vendée, und ſo verſtrich ein halber Tag, ehe die alte Waſchfrau mein kleines Packet von zwei Hemden, zwei Paar — doch, was geht das den Leſer an — zuſammenband, und mir einen guten Abend wünſchte. Mein Geiſt war voll von dem Ge-

hörten, und indem ich Weingärten und Rebhühner darüber vergaß, zeichnete ich mir die Skizzen der folgenden wahren Geschichte auf, welche ich bei fernerer Muße in die gegenwärtige Form gebracht habe.

Zweites Kapitel.

Keine Wahrheit liegt mehr zu Tage, als die, daß die Zeiten der Verderbniß das beste Feld zur Entfaltung der Tugend liefern; und niemals bewährte diese Wahrheit sich mehr, als in der Französischen Revolution. Viele Leute finden es unangemessen, Beispiele von Tugenden mit dem Gedächtniß jener Begebenheit aufzubewahren, und doch zeigten sich Beispiele der Großmuth, Menschlichkeit und Ehre selten so häufig, weil sich selten so viel Gelegenheit zur Ausübung derselben, als hier, darbot. Eigenschaften, wie diese, begreift man am besten durch Hervorhebung des Gegensatzes, und

meistentheils können sie auch erst zur Ausübung kommen, wenn die entgegengesetzten Laster herrschend sind. Thörige Menschen und thörige Leidenschaften treten uns von selbst entgegen, die guten muß man aufsuchen, wenn man sie beobachten will. Das Böse nimmt immer den Vorgrund in jedem geselligen Gemälde ein, aber es verbirgt nicht, sondern hebt nur noch mehr heraus die angenehme und milde Perspektive. Frankreich und die erwähnte Periode bilden einen Beleg zu dieser moralischen Ausführung. Es war die Vendée, wo die menschliche Natur im Allgemeinen am allerschlechtesten erschien, und eben hier war es, wo mehr Beispiele von Tugend als irgend sonst wo hervortraten. Hier waren die wildesten Leidenschaften losgelassen, Franzosen kriegten gegen Franzosen, der Sohn kämpfte mit dem Vater, der Bruder stand gegen den Bruder, und doch blühten hier zwischen Raub, Haß und Rache, alle zartern Gefühle des Herzens.

Nicht wo die Sonne scheint, der Himmel lächelt:
In Sturmwind eingehüllt, im Schmerzgewande!

Der Vendéekrieg ist voll hohen, aber auch schmerzlichen Interesses. Das Schicksal der Anführer der Eingebornen fesselt vor Allem unsere Aufmerksamkeit; aber das Leiden war so allgemein, es war eine so völlige Gleichheit im Elend, daß wenn wir die Hinopferung des Häuptlings betrachten, wir zugleich die seiner Schaaren bewundern müssen. Wollte ich großartige Gefühle schildern, verlangte ich nach einem Helden mit romantischen Gaben und Begebenheiten, ich könnte sie hier in reicher Fülle finden; doch darauf ging ich nicht aus, ich wähle einen einfachen Stoff und geringere Handelnde, indem ich, um der Wahrheit willen, alle Aussichten auf höheres Interesse fahren lasse.

Mitten in dem Theile dieser unglücklichen Provinz, welcher Le Bocage heißt, stand ein einfa-

mes zerstreutes Dorf von ungefähr zwanzig Häusern. Aber diese waren sämmtlich so unregelmäßig von einander entfernt, daß sie einen Raum einnahmen, welcher zusammengenommen eine zehnfach größere Zahl gefaßt hätte. Dieses Dorf lag weit entfernt von jeder Heerstraße, und da es von undurchdringlichen Wäldern und Hügelketten umgeben war, so kann man sich keine abgesondertere Lage denken. Dessen demüthigen Bewohner kannten die Welt nicht, und verlangten auch nicht nach Kenntniß derselben. Ihr Seelsorger, ein milder, liebenswürdiger Mann, versicherte sie, daß er freiwillig der Welt entsagt habe, und daß das Loos der Weltleute nicht glücklicher als das ihrige sey. Auch der Seigneur, welcher in dem nahe gelegenen Schlosse lebte, gab einen Beleg zu der Wahrhaftigkeit des Pfarrers, denn auch er hatte seit geraumer Zeit den Vergnügungen des höhern Weltlebens entsagt, und lebte unter seinen Bauern, mehr wie ein Vater, denn als Herr. Diese beiden Autoritäten

waren Alles in Allem für die ehrlichen Geſchöpfe, über die ſie mit der äußerſten Sanftmuth die Herrſchaft führten. Man konnte nichts Liebenswürdigeres denken, als das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen dieſen armen Leuten, ihrem Pfarrer und ihrem Herrn. Es herrſchten zwar ſtufenweiſe verſchiedene Gefühle, aber Alles ſtimmte ſo wohl in einander, daß es thörig ſeyn würde, den Unterſchied hervorheben zu wollen.

Die Kirche war ein niedriges Gebäude, wie es für die Demuth des Lehrers und ſeiner Heerde ſich geziemte. Der einfache Altar und die rohen Mauern bildeten einen ſchlagenden Gegenſatz zum Pomp der größern Stadtkirchen, und ungeachtet alles deſſen, was ich von „der Majeſtät der Religion“ und der „Pracht des Gottesdienſtes“ gehört habe, ſo zweifle ich doch, ob die Vergoldungen und Verzierungen einer Römiſchen oder Pariſer Kirche jemals eine andächtigere Verſammlung ſahen, als die, welche dieſen beſcheidenen Tempel füllte. - -

Doch war nichts von Fanatismus unter ihnen bekannt. Sie erfüllten ihre Pflicht zu gut, um Muße zu Uebertreibungen zu haben; selten suchte Schuld sie in ihrem Kreise heim. Der würdige Seelsorger weinte zwar oft über die Schwächen, welchen leider Alle unterworfen sind, aber er lächelte eben so oft über den unschuldigen Eifer, mit welchem seine Pfarrkinder sich selbst eines Verbrechens anzuklagen strebten. Sie beichteten sehr oft, die ihnen auferlegte Buße war immer leicht und ihre Absolution gewiß. Sie waren indessen eben so froh als fromm, und fanden sich so gern beim Tanzen als beim Gebet ein. Sie vernachläßigten weder ihre Andacht, noch vergaßen sie ihre Vergnügungen. Der Grasplatz vor der kleinen Kirche war die Scene ihrer sonntäglichen Festlichkeiten, und weder die Religion noch die Erholung litt von dieser Nähe. Der gute Priester war gewöhnlich bei dem einen sowohl als bei dem andern Feste als Vorsizzer zugegen. Ruhend im Schatten einer Ulmen-

gruppe, die so alt war als die epheube-wachsenen Kirchmauern selbst, verdelte er durch freundliches Zusehn die Vergnügungen. Im Dorfe waren drei bis vier Musiker, und das ländliche Concert zog oft den Seigneur mit seiner Familie und wer zufällig als Gast im Schlosse war, nach dem Rasenplatze. Es herrschte unter den Einwohnern eine beinahe republikanische Gleichheit, aber sie war nicht von den Träumen der Eitelkeit und des Ehrgei-zes, denen sonst selbst Republikaner unterworfen sind, gestört. Sie waren Alle gleich arm, gleich fleißig, wohlgelaunt und glücklich. Man brauchte nur eine Familie abzuschildern, um das Ge-mälde von allen zu geben.

Auch die Hütten waren beinahe alle gleich; nur eine zeichnete sich durch die beson-dere Schönheit ihrer Lage und Nettigkeit aus. Eine Französische Bauerhütte giebt selbst jetzt, wo die politische Lage der Bauern sich so bedeutend gebessert hat, von außen keinen erfreulichen Anblick. Zu jener Zeit that sie es

noch weit weniger, und auch in unserm Dorfe zeigten sich, so gut wie in jedem andern, Unreinlichkeit und Schmutz. Nur Eine Wohnung also machte eine erfreuliche Ausnahme von diesem allgemeinen Vorwurf. Sie stand abgesondert von den andern, am Rande eines zwischen dem Dorfe und dem Walde fließenden Baches, und war von einem netten Blumengärtchen umgeben. Die Mauern waren mit grünen schlängelnden Gewächsen überzogen, und blühende Stauden ringsum angepflanzt, die im Winter sorgsam vor dem Frost gehütet, im Sommer zu Lauben gewunden wurden. Der, wie gewöhnlich, in der Mitte des Gartens, der Hausthüre gegenüber, gegrabene Brunnen zeigte weder eine nackte Häßlichkeit noch geschmacklose Verzierungen. Seine ungefähr drei Fuß über den Boden sich erhebende Mauer war von einer niedlichen Myrthen- und Rosen-Hecke umgeben, welche zur Zeit der Blüte und Schönheit, einen Ueberfluß der schönsten Blumen zur Schau bot.

Einige Weinreben hatten sich längs der Fronte des Hauses gezogen, und sorgsam waren durch einen bretternen Verschlag die Stämme unterhalb geschützt. Auch im Innern stimmte Alles zu der Nettigkeit von außen. Das zur Küche und zur Wohnung zugleich dienende Zimmer war zwar nur dürftig, aber äußerst sauber eingerichtet. Die kupfernen Kessel blinkten an den Mauern, und Stuhl und Tisch waren kreideweiß von beständigem sauberm Scheuern. In der Schlafkammer stand ein gutes Bette, ein anderes in einem kleinen Verschlage bei der Küche, und zwei Kleiderschränke waren ganz mit zwar grobem aber ungeflicktem Leinenzeuge angefüllt, einem Luxus des Französischen Bauers, der nach unsern Begriffen über alles Maaß geht.

Diese kleine und doch so beneidenswerthe Hütte gehörte einer alten schwächlichen Frau. Die einzige Stütze und der einzige Trost derselben in der Welt war ihre Enkelin, welche sie als Waise von der Wiege auf erzogen hat-

te. Dies gute Mädchen war Alles, was sie nur wünschen konnte, mit einer einzigen Ausnahme. — Sie besaß Alles in ihrer Lage nützliche, bis auf einen Vortheil, den gern — wir müssen es gestehen — Wenige ganz vermissen. Jeannette war liebenswürdig, freundlich; sie hatte ein sanftes Herz; sie war eine gute Spinnerin, eine thätige Wirthschafterin, fromm; aber — die Schönheit gehörte durchaus nicht zu ihren Besitzthümern, denn sie war nicht allein nicht hübsch, sondern wirklich häßlich. Dieser gänzliche Mangel persönlicher Schönheit hatte ihr im Dorfe den Beinamen: la vilaine tête zugezogen. Damit der Leser selbst über das Recht oder Unrecht einer solchen Benennung entscheiden könne, folge hier ihr Conterfey, an dessen Treue man glauben kann, da es von einer befreundeten Hand gezeichnet ward.

Jeannette war — doch die Feder widerstrebt im Fortfahren! — es ist, in Wahrheit, eine undankbare Arbeit und nicht auszu-

halten! — Wie mannigfach hat man ſich abgemüht, die Schönheit zu beſchreiben! Da iſt es noch eine Luſt, ſich im Denken zu vertiefen, wenn man, obſchon vergeblich, verſucht, mit Feder oder Pinſel die Eindrücke dem Papiere zu vertrauen, welche ſie auf unſer Herz zurückgelaſſen hat; wenn man die unauslöſchlichen und doch mit Schatten untermiſchten Rückerinnerungen, welche feenartig, lieblich und immer verſchwindend, vor unſerer Phantaſie vorübertanzen, uns zum Verfolgen locken, und, wenn wir verfolgen, pfeilſchnell fliehend unſere Bemühung verlachen, — wenn man dieſe zu ſchildern verſucht. Wie oft habe ich in dieſer hoffnungsloſen Arbeit mich abgemüht! Wie trachtete ich in meiner Beſchreibung, dem Geſichte und der Geſtalt, die immer vor meinen Augen ſchwebten, Gerechtigkeit anzuthun! Wie ſtörte mich oft das lebendigere Hervortreten des einen ſchönen Zuges, während ich noch an den andern dachte; Alles zerfloß dann in die gemeinſame Schönheit! Auch jetzt ſchei-

nen

nen sie noch vor meinem Blicke zu schweben, mit der Lieblichkeit, die keiner Folie bedarf, und welche Zeit und Entfernung, statt sie zu schwächen, nur reinigen. Doch — zu meiner Heldin zurück, zur armen, armen Jeannette. Es giebt Fälle, wo es am Besten ist, den Leser ganz sich selbst zu überlassen — hier ist ein solcher. Die Phantasie mag das Bildniß vollenden, welches ich angefangen hatte, ohne Furcht, durch Uebertreibung fehl zu gehn. Sie mag es malen so uneinnehmend wie möglich, und sie wird doch nicht zu weit gehen.

Ganz außer der Regel verlangte Jeannette wenig nach dem, was sie nicht besaß, und dachte lieber an das, wodurch die Natur ihr den Schaden wieder gut zu machen versucht hatte. Sie wußte, sie sey häßlich, sehr häßlich; aber sie fühlte auch, daß sie stark und gesund und nicht krüppelhaft sey. In der Hütte ihrer Großmutter waren keine Spiegel, um ihre Mängel ihr zu zeigen, und die Nachbarn waren zu gutmüthig, um ihr die

Spiegeldienste zu erweisen. Ich glaube wahrhaftig, sie dachte so selten an ihr Gesicht und hörte so wenig davon reden, daß sie von seinen Eigenthümlichkeiten nur durch den pflichtgetreuen Bach, in welchem sie ihr häusliches und das ihr anvertraute Leinenzeug aus dem Schlosse wusch, etwas erfuhr. Dies nämlich war ihre Hauptbeschäftigung, und während sie sich stolz auf ihr geschicktes Waschen dünkte, war sie schon früh im Dorfe als die beste savonneuse bekannt, und ihre und ihrer Großmutter Hauben und Halstücher waren als die besten und weißesten berühmt. Diese frühe Vervollkommnung gereichte ihr späterhin, wie wir sehn werden, zum Vortheil.

Man kann leicht denken, daß Jeannette weder an Liebe noch Heirath dachte. Sie kam gewiß nie dazu in Versuchung. Doch fehlte es ihr nie an einem Tänzer; der kleine Garten, ihr Stolz, wurde freiwillig von den jungen Burschen im Dorfe bearbeitet; ging irgend etwas in der Hütte entzwei, so

half gewiß, wer im Dorfe davon etwas verstand, es unentgeltlich wieder in Stand sezzen, und an ihrem jour de fête konnte kein Mädchen angenehmere, obgleich immer nur ländlich einfache, Geschenke aufweisen. So groß ist die Macht der Tugend, und so hoch wird sie vom Französischen Bauer geschäzt, daß Jeannette nie erfuhr, was es heiße, vernachläßigt oder zurückgesetzt werden. Es ist wahr, sie hieß la vilaine tête, doch sind Spottnamen auf dem Lande keinesweges Zeichen der Bosheit. Man nimmt dort, wie es überall seyn sollte, den Scherz als Scherz auf, und die bittern Sticheleien unter Gebildeten kommen bei den derberen Vergnügungen des Landlebens nicht auf. Jeannette ertrug ihren Beinamen mit froher Laune, und wurde allmählich ganz daran gewöhnt. Sie wußte, daß er ihr angemessen sey, und gab sich damit zufrieden, daß sie kein Recht sich zu beklagen habe, da die Wahrheit bei Personen ihres Standes selten oder nie verhüllt erscheint. Sie

hatte jedoch zugleich einen andern Namen, welcher ſelbſt ein empfindlicheres Gemüth getröſtet haben würde, ſie hieß auch — „die gute Jeannette.“ Dieſer Name war ihr eben ſo unwillkührlich als der andere beigelegt worden, denn ſie war, um den gewöhnlichen Ausdruck umzukehren, „eben ſo gut, als häßlich“ — und das wollte viel ſagen. Wenn nur ein Kind ſich unwohl befand, oder ein altes Weib klagte, oder Thiere und Menſchen ſonſt etwas befiel, war Jeannette unter den Erſten, welche ihren Beiſtand anboten, und hielt auch am längſten in der Unterſtützung aus. Sie hatte dabei den groſſen Vortheil: niemals Neid zu erwecken; denn war eine ihrer Geſpielinnen auch noch ſo wenig hübſch, ſo konnte ſie ſich doch immer noch tröſten, wenn ſie auf Jeannetten ſah, und war ſie auch noch ſo unglücklich, ſo fand ſie Troſt in ihren Worten. Bei allen Vorfällen verlangten ihre Freunde nach ihrem Rathe, und was noch ſeltſamer ſcheint, man nahm ihn eben ſo gern an, als man danach

fragte. Um kurz zu seyn, sage ich: sie war vom ganzen Dorfe, von Jung und Alt, geliebt und gesegnet.

So möchte sie ihren Weg ruhig verfolgt haben und in ihrer glücklichen Dunkelheit den Strom des Lebens abwärts gefahren seyn, hätten nicht die öffentlichen Angelegenheiten, welche die Gegend aufregten, sie aus ihrer Ruhe herausgetrieben. Es mag zweifelhaft seyn, ob sie Unsterblichkeit verdiene oder nicht. Wäre jenes auch der Fall, so könnten diese Zeilen doch nicht hoffen, ihr diese Belohnung zu sichern. Jeannette war grade achtzehn Jahr, als der Frieden und die Ruhe des Dorfes durch den Schall der Lärmglocken gestört wurde. Ach wie schmerzlich brach dieser Ton durch die Stille der Nacht in die Ohren Derjenigen, welche seine Bedeutung kannten! Jeannette gehörte nicht zu diesen. Sie hatte zwar mit ihren Gespielinnen viel von den vorhergehenden Begebenheiten gehört. Jeden Tag waren Nachrichten von fernen Aufständen und Bewegun-

gen eingelaufen; aber in der Fröhlichkeit der Jugend glaubten sie nicht, daß jemals eine solche Störung bis zu ihnen dringen könne, und sie hatten keine Ahnung von allen den Gräueln, von denen sie so bald Augenzeugen werden sollten. Jeannette lag im Bette, und sprang beim ersten Laut der Lärmglocke in ihre Kleider. Sie blickte aus dem Fenster, um zu wissen, wo das Feuer herkäme, denn sie glaubte, dies sey die Ursache des Geläutes. Aber es war überall dunkel, und keine Flamme röthete die über den Horizont fortziehenden Wolken, oder die Bäume, deren hohes Laub die Hütte beschattete. Die Luft bot ihren Blikken nichts dar, und der Wind war kaum stark genug, um die Blätter zu bewegen. Diese ungewohnte Ruhe der Natur glich einem Todesschlafe. Jeannette horchte nun auf die Glocke mit einer Furcht, welche keine sichtbare Gefahr ihr hätte einflößen können; sie schauderte zusammen, ohne zu wissen weshalb? Zuletzt hörte sie Murmeln von Stimmen, und eine

Trommel wurde laut geschlagen. Bewegungen zusammentretender Leute ließen sich bald unterscheiden, so wie fernes Gewehrfeuer. Jeannette zitterte an jedem Gliede; sie stahl sich aus der Schlafkammer, um heimlich durch den Garten zu schleichen und in der nächsten Hütte nach der Ursach so beunruhigender Töne sich zu erkundigen. Sie trat in die Küche, und erstaunte nicht wenig, ein Flüstern im Zimmer ihrer Großmutter zu hören. Die Thüre öffnend erkannte sie bei dem matten Schimmer der kleinen Lampe die alte Frau, wie sie mit zwei ihrer Nachbarinnen inbrünstig auf den Knieen lag und betete. Bei Jeannettens Eintritt fuhren sie plötzlich in die Höhe, während diese selbst, durch ihre Bestürzung erschreckt, sich in die Arme ihrer Großmutter warf und in Thränen ausbrach.

Als sie etwas zur Ruhe gekommen, beschloß Jeannette, dem Wege nach zu gehen, welcher vor ihrem Garten vorbei führte und zur Verbindung der unregelmäßig zerstreuten

Hütten diente. So viel hatte sie von den traurigen Besucherinnen ihrer Großmutter erfahren, daß der Lärm draußen von der Zusammenkunft der Dorfmannschaft mit den benachbarten Bauern herrühre, welche durch die Vermittelung des Seigneurs und des Pfarrers bewirkt worden, nachdem Beide, müde ihrer Unthätigkeit, sich endlich entschlossen hätten, den Kirchsprengel zur Unterstützung der, weiter vorwärts, kämpfenden Gegner der Revolution aufzubieten.

Jeannette beschloß, sich auf den Weg zu machen, um als Augenzeugin mehr von dem Vorgange zu erfahren. Sie setzte ihr Vorhaben ins Werk, aber eine vergleichsweise große Stille war dem Aufruhr gefolgt. Nichts konnte sie unterscheiden, als den wohl bekannten Grund und Boden, worauf sie ging. Indem sie aber dem Gemurmel immer mehr sich entfernender Stimmen folgte, erreichte sie bald den Hügel, auf welchem die Kirche stand. Das große Portal öffnete sich, und zum Er-

staunen unserer Heldin schoß ein Lichtstrahl heraus, welcher mit wildem und feierlichem Glanze die schlanken Ulmen rings umher erleuchtete. Die pechschwarze Nacht machte den Gegensatz noch schlagender, und das immer stärkere Rauschen in dem unsichtbaren Laube glich dem Wehruf der geheimnißvollen, aufgeregten Natur. Einzelne Gruppen von Bauern liefen zuweilen quer über den hellen Platz vor der Kirchthüre, indem sie aus dem tiefen Dunkel der einen Seite plötzlich hervorkamen, und schnell in die düstere Nacht auf der andern verschwanden. Einige traten in die Kirche, Andere standen still in sehr tiefen und bewegten Gesprächen — Alle aber waren bewaffnet. Ihre nervigen Arme hatten mit blinder Kraft alles gepackt, was irgend als Werkzeug der Rache dienen konnte, und so waren denn ihre Waffen auch von der verschiedensten Art. Jeannette, bleich und zitternd, hatte sich gegen einen Baum gelehnt; sie wurde zuweilen durch Schüsse, welche von sich

nähernden Bauerhaufen ausgingen, erſchreckt. Indeſſen flammten ſchon auf allen Höhen in der Nähe Feuer empor, welche in Säulen von Rauch und Lohe aufſteigend, einen dunkelrothen Schein auf die Wälder unten warfen. Während Jeannette mit Angſt und Beben dieſe gewaltige Scene um ſich her bewunderte, tönte ein ſchmetternder Schall aus dem heiligen Gebäude. Sie ſprang in die Höhe, wie elektriſch getroffen. Er hatte etwas ſo unnatürliches, ſo dämoniſches im Vergleich zu dem ſanften Murmeln des Gebetes, welches ſonſt durch die heiligen Hallen athmete, daß ſie für einen Augenblick an der Wahrheit deſſen, was ſie gehört, im Zweifel war. Aber ein zweiter weit lauterer und noch mehr gedehnter Ton überzeugte ſie von der Wirklichkeit, und ſie eilte nun, innerlich getrieben, nach der offenen Thür, um ihre Neugier zu befriedigen. Doch hielt ſie eine Weile unter dem Gewölbe der Vorhalle an. Viel Volks beiderlei Geſchlechts füllte die Kirche. Alle ſtanden, und während

sie aufmerksam auf die Rede des Pfarrers hörten, flimmerten hunderte von Bayonnetten, Piken und andern Kriegsinstrumenten über ihren Köpfen. Der Altar war heller als bei gewöhnlichen Gelegenheiten erleuchtet, und auf den Stufen stand der Seigneur, in einer seltsamen Rüstung. Neben ihm der Pfarrer in vollem Priestergewande. Der erstere wäre eine Gestalt für Salvator Rosa's Pinsel gewesen, kühn, rauh, unbeugsam. Seine ganze abenteuerliche Erscheinung trug etwas von der romantischen Anmuth eines freien Bergbewohners an sich. Um die Weste war ein lederner Gurt geschnallt, dessen gewaltige Buckel zwischen zwei rauhen Pistolengriffen hervorblickte; seine linke Hand hielt den Griff eines alten verrosteten Schwertes, während die andere sich auf die Mündung eines mit Stahl beschlagenen Karabiners stützte. Seine schwarzen Augen schossen Feuer, und auf seine gepreßten Augenbrauen fielen einige Rabenlocken von der, mit einem carmosinrothem Tuche

umwundenen Stirn herab. *) Den Prieſter hätte man für eine der entkörperten Geſtalten aus Raphael's herrlichſten Schöpfungen halten können. Sein Geſicht trug den Ausdruck der Ruhe und Begeiſterung; ſeine blauen Augen glänzten, als hätte ein himmliſches Licht ſie entzündet, während ſein Prieſterkleid noch den Adel der ſchlanken Geſtalt erhöhte, und die bleichen Wangen zuweilen von dem lebendig circulirenden Blute feurig geröthet wurden. Der Seigneur ſtand feſt und wie eine Bild-

*) Dieſer, den Vendéehäuptlingen gemeinſame Kopfſchmuck kam unter ihnen nach dem Beiſpiele ihres heroiſchen Kriegsgenoſſen, Heinrich de la Roche-Jacquelin, auf, welcher ſich auf dieſe Weiſe zuerſt in den Gefechten mit den Revolutionairen kenntlich machte. Es war zugleich ein Zeichen zur Richtung der feindlichen Kugeln, wie ſeinen Freunden zur Nachahmung. „Feuert auf das rothe Tuch!“ riefen häufig die Republikaner, und bezeugten hierdurch den ungewöhnlichen Muth ihres Gegners. Nun aber erlaubte Heinrichs Ehre es ihm nicht mehr, ein Zeichen abzulegen, welches er anfangs aus Zufall angenommen, und nun auch folgten alle ſeine tapfern Cameraden ſeinem Beiſpiel, um ihn dieſer beſondern Gefahr nicht länger allein auszuſetzen. (Siehe die Memoiren der Mad. de la Roche-Jacquelin.)

säule, als hätte die Kraft eines unerschütterlichen Entschlusses auch alle äußere Bewegungen erstarrt. Der Pfarrer hatte in der Fülle der Beredsamkeit seine Hände erhoben, während er die Versammlung anfeuerte. Der Entfernung wegen hörte die verwunderte Jeannette nur einen Theil der Rede. Sie verstand indessen genug, um zu begreifen, daß er seine Zuhörer zum Kampf aufmunterte und ihnen Sieg versprach. In den ersten Augenblicken des Erstaunens glaubte sie, es sey Alles nur ein Spiel der Einbildungskraft, und wollte an dem, was vor ihren Augen geschah, zweifeln. Waren es nicht vielleicht freche Betrüger, die zu einer Mummerei angekleidet erschienen? Konnte dies der freundliche Seigneur seyn? Dies, der milde und sanfte Prediger der Versöhnung? — So gestalteten sich die natürlichen Zweifel der ununterrichteten Jeannette. Aber es ist nicht ungewöhnlich, daß Verfolgung die widersprechendsten Gefühle erweckt, und daß langes Dulden sich, durch den Haß gegen die Unterdrückung,

in wilde Rachſucht umwandelt. So war es auch jetzt mit dieſem aufgeregten Haufen der Fall, welcher die alten Tage, wo der Hohepriester Joad den Aufſtand gegen die Tyrannei der Athalia predigte, wieder zu erwecken ſchien, oder die neuern Zeiten, wo Peter der Einſiedler ſeine unwiderſtehliche Beredſamkeit über die Kreuzfahrer ausſtrömen ließ.

Jeannette hörte mit halb feſter, halb widerſtrebender Ueberzeugung auf die Rede des ehrwürdigen Geiſtlichen. Die Worte ſchienen ſeiner Begeiſterung zu entſtrömen, und bei jeder Pauſe tönte wiederholentlich die Zuſtimmung der entflammten Menge. Der geſchickte Redner ſah, daß er gewonnen Spiel habe. Die tiefe Andacht war mit Aufwallungen des Muthes untermiſcht, und als die allgemeine Begeiſterung am höchſten geſtiegen ſchien, nahm er vom Altar eine Fahne von weißer Seide. Wiederum zur Verſammlung gekehrt, entfaltete er das ſchneeweiße Banner über ſein Haupt. Als es um ihn wallte, ſeine langen

grauen Locken von der Luft bewegt wurden, seine ganze Gestalt so wunderbar strahlte und sein Körper von Feuer durchzuckt schien — do glich er einem mehr als sterblichen Wesen. Eine Zeitlang blickte das Volk auf ihn in schweigender Ehrfurcht, und wartete nun auf seine volltönenden kräftigen Worte. „Hier, meine Kinder," rief er endlich, „hier ist das Banner Eures Gottes, Eures Vaterlandes und Eures Königs!" Die Menge wurde von neuem durch sein blitzendes Auge entflammt, und der lange fortgesetzte Ruf: „Gott, Vaterland und König!" schallte durch die Kirche. „Laßt uns nun dies heilige Symbol der Tugend und der Tapferkeit weihen!" Mit heiligem Eifer vollendete er die Ceremonie. Nach diesem hub er noch einmal an: „Wer will nun das heilige Banner bewahren?" Kaum hatte er die Frage ausgesprochen, als ein Haufe junger Männer über die Schranken des Altars sprang, und, mit gezückten Schwertern, in edlem Wettstreit, nach der Fahne griff. Der Seigneur

half dem Pfarrer, die Eifrigen zurück halten, und rief mit erhabner Stimme: „Nein, meine Freunde — die Ehre sey mein. Es ist das einzige, was ich voraushaben will. Im Uebrigen ziehen wir zusammen ins Feld. Mann an Mann wollen wir fechten — siegen, oder wenn's seyn muß, sterben. Seht immer auf dies Zeichen unserer Rache. Während es über mir wallt, ist der Pfad des Ruhmes nicht weit, fällt es zu Boden — so grabt Eurem Standartenträger ein Grab!" Die Jünglinge wichen dem Ausspruche ihres Häuptlings, und abermals tönten begeisterte Ausrufungen, man stürzte sich einander in die Arme, während das Schwertergeklirr und das Wirbeln der Trommeln eine wilde und seltsame Begleitung zur allgemeinen Begeisterung gab.

Der Pfarrer winkte mit der Hand. Alles wurde still. „Erhebt Eure Stimmen nunmehr zum Throne der Gnade — Euer kunstloser Preisgesang trage zum Himmel das Ge-

bet der Chriſten und die Gelübde der Patrioten!“ Nach dieſer Anrede hub der Chor der Bauern einen Geſang von roher und kräftiger Melodie an, in welchen die ganze Verſammlung entzückt einfiel. Die Weiſe war mehr kriegeriſch als religiös, und irgend Jemand hatte ſchnell einige Stanzen, welche ſich zur Melodie zu eignen ſchienen, untergelegt. Sie lauteten:

1.

Was zaudern wir noch, wenn laut ſtürmend die Glocken
Aufwecken die Dörfer, zum Kampfplatz uns locken:
Auf! auf! eh' der Feind uns bedecket mit Schmach.
Zu dem Kampfe, Vendéer, unſerm Fahnenhort nach!

2.

Laß wallen, o Führer, — Du wahrſt es vor Schmach, —
Hoch unſer weiß Banner, wir folgen Dir nach:

Schamroth wird der Mörder des Königs erblicken
Sein dreifarbig Banner vor dem weißen in Stücken.

3.

Heran ihr Rebellen, ihr seht uns bereit;
Unsere Herzen zum Sturm, unsere Schwerter zum Streit,
Für Kirche und Heimath, der gilt unsre Rache.
Gott mit uns! Für König und Vaterlands Sache!

4.

Auf! auf! edler Führer! Himmels Segen und Heil
Ruht auf unsern Waffen, es gilt jetzt Eil!
Schwert 'raus! und die Scheiden, die mögen verderben.
Wir schwören beim Banner, zu siegen oder sterben.

Die Wirkung des Gesanges war um so größer, da die ganze Versammlung darin einstimmte. Das wilde Getöse eines solchen Lie-

des war betäubend, verfehlte aber doch nicht seine Wirkung. Als die letzten Töne verhallten, redete der Pfarrer noch einmal mit kurzen Worten zur Menge. Sein Blick hatte sich verändert — seine Augen waren mit Thränen angefüllt. Seine Stimme ging ihm aus, als er den Segen sprach. Er sprach ihn so sanft und milde, wie ein guter Vater, der von seinem geliebten Kinde Abschied nimmt. Vorhin hatte er die Geister aufs höchste entflammt, jetzt erweichte er die Herzen. Er empfahl ihnen an, so barmherzig zu seyn, als er überzeugt war, daß sie tapfer seyn würden, und suchte sie davon zu überzeugen, daß wahrer Muth immer mit Menschlichkeit vereinigt sey. Dann sprengte er über sie das Weihwasser, das Symbol des heiligen Thaues der Gerechtigkeit aus, und rief ihnen endlich Lebewohl nach, als sie unter Anführung des Seigneurs aus der Kirche zogen. Seine letzten, fast mit ganz erschöpfter Stimme gesprochenen Worte waren: „Geht vertrauensvoll, meine Kin-

der; der Gott der Schlachten führe und schütze Euch!“

Die Menge strömte an Jeannetten vorüber, ohne sie zu bemerken, und fast ohne von ihr bemerkt zu werden. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den gerichtet, dessen glühende Beredsamkeit sie hier gefesselt hatte. Sie sah ihn endlich auf eine Bank niedersinken, als auch die Letzten die Kirche verlassen hatten. Nur Zwei oder Drei, welche zu ihm gehörten, standen ihm zur Seite, und er schien mit emporgehobenen Augen und zitternden Lippen den Rest eines unbeendeten Gebets zu murmeln. Jeannette kehrte nach Hause zurück, weil sie dort ängstlich erwartet zu werden vermuthete. Als sie von der Anhöhe herunter stieg, sah sie sich überall um. Die Signalfeuer waren fast ausgebrannt. Hier und dort nur flammte es noch einmal auf, und anderwärts glimmten rothe Kohlenhaufen. Einen Augenblick am Fuß des Hügels inne haltend, kehrte sie sich nach der Kirche um. Man war im Begriff, die

Thür zu schließen, und der Lichtstrahl verschwand. Niemand war in der Nähe, Alles schien verlassen. Fast alle Weiber aus dem Dorfe hatten mit denen, welche ihren Männern und Vätern folgten, den abziehenden Kriegern das Geleite gegeben. Das schwache Licht aus wenigen Hütten sagte Jeannetten, daß Greise und Sieche zurückgeblieben seyen. Als Jeannette zum eigenen Hause kam, war das Licht in ihrer Hütte der einzige Gegenstand, den sie bemerkte, und sie hörte nun weiter nichts mehr, als die fernen Tritte der fortziehenden Menge und den wilden, schwellenden Gesang ihrer lauten Chöre.

Doch ich muß hinweg von den Einzelheiten dieser furchtbaren Nacht, und darf nicht bei unglücklichen Begebenheiten verweilen, welche schon so oft und gut geschildert worden. Von dieser Zeit an hörte man keinen Laut der Freude in dem einst so glücklichen Dorfe, mit Ausnahme des Jubelgeschreies bei gelegentlichen Siegen, welches aber mehr dem

Jauchzen des Tigers, als Tönen natürlichen Entzückens gleich kam. Die Kirchenglocke rief nicht mehr zum Gebet, ihr Geläute verkündete von jetzt an nur Blut und Kampf. Ackerbau und gesellige Lust machten lebendigern Beschäftigungen Platz. Exerciren und andere militairische Uebungen beschäftigten die jungen Leute, wenn die Waffen ruhten, und die Alten hatten keinen Muth zur Arbeit. Die Sonntagsbälle riefen nicht mehr die Dorfmädchen zu unschuldiger Lust. Sorgen zeigten sich auf jedem Gesichte, und matte Blicke zeugten von schlaflosen Nächten und unruhigem Gemüthe. Jeder Tag war schwanger mit neuen Begebenheiten — ein Treffen, eine drohende Gefahr, ein hart erkämpfter Sieg. Mancher wackere Jüngling aus dem Dorfe lag unbegraben auf der fernen Wahlstatt, und Andere kehrten nach dem Treffen verwundet, kraftlos und verstümmelt zurück, um hier zu sterben.

Hierbei verrichteten die Weiber die verschiedenartigsten Geschäfte. Da sie den Heeren

der Vendéer nicht folgen konnten, blieb der größere Theil zurück, versah die Wachtposten auf den Bergen, und patrouillirte gleich erfahrnen Soldaten. Viele verkleideten sich auch als Männer, gürteten Schwerter um, und traten in Reih und Glied, indem sie die Sorge für die Aeltern den Kindern, Schwachen oder Furchtsamern überließen. Unsere Heldin gehörte zu den Letztern, denn sie war sehr sanfter und sogar weichherziger Natur, dagegen aber äußerst nützlich, wo sie als Weib handeln konnte. Die Kirche war zum Hospital umgewandelt worden, und unter der Leitung des würdigen Pfarrers und der Beihülfe eines Wundarztes galt sie bald als eins der besten Pflegehäuser für die Kriegsopfer. Das Haupthospital der Vendée befand sich zu St. Laurent, einer Stadt am Flusse Serre, in einer beträchtlichen Entfernung von unserm Dorfe, und dort hielten sich vorzüglich die Barmherzigen Schwestern, Soeurs de la Charité, jener herrliche Orden auf, dessen Verdienste die Thor-

heiten aller der andern, den Schein der Religion tragenden geiſtlichen Corporationen, zur Hälfte wieder gut macht. Da ihnen ſomit der Beiſtand der Schweſterſchaft fehlte, ſo waren die Dorfſrauen genöthigt, die Dienſte zu verrichten, zu welchen Jene ſonſt ganz allein beſtimmt waren. Bald ſchickten ſich auch die ſanften Bäuerinnen zu dem ſchweren Unternehmen an; und die Kenntniß der einfachen Heilkräfte der Natur, mehr aber als alles dies, die überall unter dieſem Stande in Frankreich vorwaltende wohlwollende Geſinnung, eignete ſie ganz beſonders zur Erfüllung ſolcher Pflichten.

Die abgeſchloſſene Lage des Dorfes verſchonte es einige Zeit von der wirklichen Gegenwart eines der beiden Heere. Es lag entfernt von der Heerſtraße, und wurde nur um Fourage und Rekruten angegangen. Bald aber trieb die weit ausgebreitete Macht der Republikaner die edlen Krieger der Vendée immer mehr zurück und in die verzweifelteſten Lagen. Das Dorf wurde nun das Hauptquartier eines

der

zurückgebliebenen Royalistencorps und bot seinen Bewohnern einen ganz neuen Anblick dar. Kanonen, Bagagewagen und Kavalerie zogen fortwährend hindurch; Trommeln und Trompeten lärmten, und es gab häufige Musterungen; kriegerisches Geräth füllte jeden Winkel der Hütten; Soldaten, wenn wir die ungeübten Banden der Vendéer so nennen dürfen, sahen zu Thüren und Fenstern hinaus, schliefen auf den Bänken davor, oder trieben sich müßig und gruppenweise im Innern umher. Man schlachtete Rindvieh zum Unterhalt für die Soldaten; die Gärten wurden zerstampft und von Marodeuren geplündert; kurz alles Unglück und alle Unordnung, welche ein Streifcorps über die von ihm eingenommenen Ortschaften bringt, traf unser Dorf. Der Seigneur gehörte zu denen, welche, nach mannigfachen Gefahren, einmal wieder ihr eigenes Dach erreicht hatten, um eine kurze Zeit lang der wenigen Ruhe sich zu erfreuen, welche beständige Sorge ihm vergönnte. Der comman-

dirende General war natürlich mit seinem Stabe im Schlosse einquartiert, und Jeannettens Ruf verschaffte ihr das Amt als Wäscherin bei der ganzen Genossenschaft. Dies beschäftigte sie Tag und Nacht; doch da sie für ihre Mühe gut belohnt wurde, so murrte sie deshalb nicht, und sparte sorgsam einige Wochen lang alles Geld, welches sie empfing, für den Nothfall auf.

Die von Zeit zu Zeit ausgeschickten Parteigänger brachten gelegentlich (doch nicht häufig) Gefangene mit sich zurück. Bei der allgemeinen Versammlung der Vendéeanführer, welche vor einiger Zeit zu Chollet statt gefunden, war beschlossen worden, daß kein Quartier gegeben werden solle, und die blutgierige Art des gegenseitigen Fechtens erlaubte auch in der Folge nur selten, Ausnahmen von dieser allgemeinen Verfügung zu machen. Die wenigen Gefangenen sparte man kurze Zeit auf, um von ihnen Erkundigungen einzuziehen; ihr endliches Schicksal war sehr traurig. Gegen sie

ſchien jedes menſchliche Gefühl erſtorben, und der Grundſatz entſetzlicher Vergeltung herrſchte bei ihren erbitterten Feinden. Mit offenen Wunden, und ganz erſchöpft fortgeſchleppt, kamen ſie ins Dorf gewöhnlich mehr todt als lebendig, und nachdem ſie von den Anführern befragt worden, warf man ſie in irgend eine Hütte oder Scheune, die zum Gefängniß umgewandelt war, wo ſie dann meiſtens bei gänzlicher Vernachläſſigung ſtarben. Doch manches Herz blutete heimlich für die Unglücklichen, und das Mitleid triumphirte ſelbſt hier über die wilderen Leidenſchaften, ſo daß einige der Unglücklichen verſchont wurden, welche ſpäterhin die Güte ihrer Erretter belohnten; Fälle, welche die menſchliche Natur vor dem Vorwurf gänzlicher Schlechtigkeit bewahrten.

Als Jeannette eines Nachts emſig bei der Zurichtung von Wäſche, welche ſie Tags darauf im Schloſſe abliefern ſollte, beſchäftigt war, wurde ſie durch ein leiſes Klopfen an die Hausthür aufgeſtört. Ohne Zaudern öffnete ſie den

Riegel, da sie ja wußte, daß das Dorf von Freunden besetzt war; und doch fuhr sie erstarrt zurück, als sie sah, wer draußen vor ihr stand. Es war ein Soldat in der Republikanischen Uniform. Er trug die Nationalcokarde, die aber hier als kein gefährliches Zeichen seiner Meinung und Absicht gelten konnte, denn er war unbewaffnet. Sein Gesicht war bleich, und die offene Stirnwunde mit dem herausgeströmten, geronnenen Blute, machte sein Ansehn noch geisterähnlicher. Ein Arm war mit einem groben Schnupftuche verbunden, und er trug ihn in einer aus seinem Halstuche gemachten Binde. Er trug weder Schuh noch Strümpfe. Seine Kleider waren überall zerrissen und mit Staub und Koth bedeckt. Kurz, die Gestalt konnte nicht kläglicher seyn. Er bat Jeannetten mit hastigem Tone und dringender Stimme, ihn hineinzulassen und die Thür hinter ihn zuzumachen. Sie willfahrte ihm, denn in seinem Blick und Wesen lag etwas, das ihr jede Furcht benahm. Der Fremde

de war jung, und ungeachtet seines erbärmlichen Zustandes waren doch die unauslöschlichen Züge der Schönheit nicht zu verkennen. Dazu kam eine rührende Sanftheit der Stimme, und seine gefährliche verzweifelte Lage erweckte mit einemmale das Mitleid, welches so schwer von einem noch zartern Gefühle zu unterscheiden ist. Jeannette war eine eifrige Royalistin, und Schaudern hatte sie bis dahin beim bloßen Gedanken an einen Republikaner erfüllt; doch plötzlich schien dieser, sonst so glühend sie überkommende royalistische Widerwille, erstarrt zu seyn, und ich fürchte, ich werde, was unsere arme Heldin betrifft, reinen Wein einschenken müssen. Ja, ihre lange zurückgehaltenen natürlichen Empfindungen wurden mit einemmale frei; die tausend zarten Regungen des Herzens, die so oft schon hier und dort, ohne bestimmte Richtung hervorgebrochen, waren in Einem Momente zurückgekehrt, zu Eines geworden, und hatten diese Richtung erhalten. Sie empfand den plötzlichen

Anflug eines Entzückens, welches so trefflich durch den Ausdruck: „Liebe beim ersten Erblicken," charakterisirt wird.

La Coste, so hieß der Fremde, benachrichtigte Jeannetten kurz, daß er, als feindlicher Soldat, heut in einem Treffen in der Nähe zum Gefangenen gemacht und ins Dorf geschleppt worden sey. Am Nachmittag wäre er von den Royalistischen Offizieren ausgefragt, und nachher in ein elendes Scheuer geworfen worden, wo er allen Jammer eines Gefängnisses, aber keine sichere Verwahrung gefunden habe. Die Sorglosigkeit seiner Wachen hätte es ihm möglich gemacht zu entschlüpfen, und als er sich einen Versteck aufsuchen wollen, sey er von dem erleuchteten Dorffenster angezogen worden. Er habe wohl gewußt, sagte er, daß sein Unternehmen sehr gefährlich sey; da er indessen durch das Fenster nur ein einziges Weib, und zwar ein junges (er konnte sich nicht überwinden, ein hübsches, nicht einmal ein interessantes — Worte

die doch so gewöhnlich sind, daß sie nichts bedeuten — zu sagen) erblickt habe, so hoffe er, ihr Mitleid würde mächtiger seyn als jedes feindliche Gefühl. Er bat sie nun, ihn zu beschützen und zu verbergen — und sie that es. Es war keine Zeit zum Besinnen, wenn sie auch dazu geneigt gewesen wäre; doch wird man mir auch leicht glauben, daß sie daran gar nicht dachte, denn der größte Theil meiner Leser wird mir zugeben müssen, daß wenn man sein Herz übergiebt, man auch nicht schwierig darin ist, sein Haus mit zu übergeben. Sie führte ihn leise in ihr kleines Schlafgemach, und bestand darauf, daß er ihr Bett einnehme. — Sollte Jemand daran Anstoß nehmen, so bitte ich zu bemerken, daß Jeannette ein einfaches Landmädchen war, nicht gewohnt an zarte Rücksichten — unschuldig und häßlich — wie auch, daß es hier Tod und Leben galt. Sie wärmte Wasser, und wusch damit seine verletzte Stirn und die wunden Füße. Ihre Erfahrung vom Hospital her war jetzt von

unendlichem Werthe, und sie machte mit solcher Lust von ihren Kenntnissen Gebrauch, daß sie selbst darüber erstaunt war. Zunächst verband sie nun seinen Arm, und gab ihm vom geringen Vorrathe in der Hütte etwas zu essen, und eine Flasche Wein, welchen beiden er sehr bereitwillig zusprach. Jeannette hatte genug von Wunden gesehen, um zu wissen, daß die seinigen nur leicht waren; und, obgleich sie auch nicht ganz in den Theorien über den animalischen Appetit bewandert war, so ward ihr es doch klar, daß wo ein mit dem von ihm gezeigten ähnlicher vorhanden, die Gefahr nicht allzugroß sey. Auch war es ihr nicht im geringsten unangenehm, daß Spuren von Schläfrigkeit im Gesichte des Kranken sich einstellten. Sie bat ihn sogar, sich dieser Neigung frei hinzugeben. Seine Höflichkeit ließ ihn noch einige schwache Einwendungen machen, doch ihrem Andringen und seinem eigenen Verlangen gehorsam, nickte er ihr zuletzt unwillkührlich Beifall zu, und schloß seine Augen mit diesem

entsetzlichen Vergehen gegen alle Galanterie. Jeannette hatte jetzt die Freude, ihn in einen tiefen Schlaf versinken zu sehn; sie selbst nahm nunmehr Besitz von einem Armsessel am Küchenfeuer, und quälte sich die ganze Nacht mit Gedanken über ihr seltsames Abenteuer und mit Plänen, wie allen den Gefahren zu entgehen sey?

Ihre Gedanken waren ernster und peinlicher Art, doch verband sich damit ein heiteres Spiel der Gefühle, über welches sie sich durchaus keine Rechenschaft abzulegen wußte. Sie fühlte wohl, daß während sie einen Feind ihrer Sache schütze, sie der Sache selbst schade; daß während sie einen Mann verberge, namentlich wie dieser Mann von ihr verborgen ward, sie zum wenigsten etwas Unschickliches thue. Sie wußte auch, daß ihr im Fall der Entdeckung ein scharfer Tadel bevorstehe, es vielleicht gar ihr übel gehen und sie bestraft werden könne. Aber in ihr erhob sich zugleich ein höheres Gefühl über den Partei-

geist, über Sprödigkeit und sogar über Klugheit, und es schien als würde ihr zugeflüstert, daß ihre Furcht übertrieben, ihre Gefahr nur Einbildung sey. Sie wunderte sich, was dies für ein Gefühl seyn könne, und wagte sich doch nicht zu fragen, welches es sey? Sie fühlte sich wie betäubt von einem Schwindel, und doch gefiel ihr der Zustand so, daß sie ihn nicht fort wünschte. Sie überlegte und überlegte, betrachtete ihre Lage von allen Seiten, und fand doch überall keine Veränderung, so wie gewisse Bildnisse, man mag sie von welcher Seite man will, betrachten, immer ihre Augen starr auf uns zu richten scheinen. So fühlte sie sich durchaus gedrängt, den jungen Mann zu retten. Ihr Entschluß war demnach gefaßt, es auf alle Fälle zu thun, und beim ersten Morgenschimmer ging sie in den Verschlag, um es ihm zu entdecken. Er schlief noch. Jeannette wünschte, daß er wache, und suchte sich deshalb zu überreden, daß ihr Wunsch bloß auf seine eigene Sicherheit bedacht sey; aber

es verlangte ſie auch nebenbei nach dem Ausdruck ſeines Dankes, welcher, wie ſie wohl wußte, dem Plane, den ſie ihm mitzutheilen habe, folgen werde, denn der ſanfte Ton ſeiner Stimme klang noch immer in ihren Ohren. Sie konnte indeſſen nicht den Muth gewinnen ihn zu ſtören, und kehrte ganz leiſe zur Küche zurück. Die Lerche ſchwang ſich indeſſen himmelwärts, und auch das Gezwitſcher der kunſtloſeren Sänger der Lüfte riefen Jeannetten an's Fenſter. Als ſie es öffnete, rauſchte ihr die Luft friſch und freundlich entgegen, und ungeachtet ihrer Gefahr fühlte ſie ſich nie ſo leicht und glücklich. Neubelebt und froh ſah ſie hinaus, aber ihr Herzblut ſchien plötzlich erſtarrt, als ſie von einer gegenüberliegenden Hütte drei oder vier Bewaffnete herankommen ſah, von denen ſie mit Recht vermuthete, daß ſie zu dem Wachpoſten gehörten und ihren flüchtigen Feind aufſuchten. Sie ſprang in ſein Verſteck, und da ſie nicht die Macht hatte zu ſprechen, ſo ſchüttelte ſie ihn wach und

zum Gefühl seiner Gefahr. Die Zeit war kostbar, Sicherheit das erste Bedürfniß, und um diese zu erhalten, mußte er sichs gefallen lassen, mit einem großen Haufen schwarzer Wäsche bedeckt zu werden. Indem Jeannette dies verrichtete, ließ sie ihm nur ein kleines Luftloch zum Athmen an der Wandseite des Bettes. Als dies abgemacht war, stellte sie ihr Geräth in der Küche zurecht um sich den Schein der Wäscherin zu geben; und kaum war sie damit fertig, als schon die Thüre ohne weitere Umstände von den gefürchteten Spürern aufgerissen wurde. Man muß die Beweggründe dieser Leute indessen nicht mißverstehen, und glauben, daß in ihrem Betragen irgend eine Kränkung ihrer Freunde aus dem Dorfe gelegen hätte. Sie zweifelten nicht an der Loyalität derselben; aber ihre eben so bekannte Menschenliebe konnte Verdacht erregen. Auf die ersten Fragen wußte Jeannette durchaus nicht zu antworten. Sie zitterte sichtlich, und die lauten Nachfragen dieser Inquisitoren weckten die Alte in ih-

rer Schlafkammer. Dieſe, welche die letzte Zeit über in beſtändiger Furcht vor den Revolutionairen geweſen war, ſtellte ſich ſogleich in den rauhen, jetzt in ihr Gemach dringenden Geſtalten die wirkliche Erſcheinung, welche ihre Einbildungskraft ſich ſchon ſo oft vorgezaubert hatte, vor. Ihr Geſchrei ſchien die Soldaten in ihren Argwohn zu befeſtigen. Mit noch größerer Härte meldeten ſie der Alten die Abſicht ihres Beſuches, und fingen ohne Verzug ihr Geſchäft an. Kaum hatte dieſe ihre wahre Abſicht gehört, und war von ihrer eigenen Sicherheit überzeugt worden, als ihre Gefühle eine neue Wendung erhielten, und die Wuth ſich des Sitzes bemächtigte, welchen ſo eben die Furcht verlaſſen hatte. Sie ließ ihren Ingrimm in einen ſolchen Sturm von Vorwürfen aus, wie ſie gewöhnlich ſchwache Leute auf diejenigen ihrer Freunde loslaſſen, von denen ſie keine Vergeltung fürchten. Die Soldaten lächelten und fuhren im Suchen fort. Sie ſteckten ihre Köpfe in jeden Winkel, und wo dieſe zu klein waren, fuhren ſie mit den Bayon-

netten hinein. Sogar das keusche Bett der alten Frau wurde bei dieser genauen Visitation entheiligt, und erst nachdem sie sich für überzeugt hielten, daß kein lebendes Wesen unter den Bettdecken laure, gingen sie nach Jeannettens Verschlag, um dort ihr Forschen zu wiederholen. Eben wollten sie auf gleiche Weise den aufgethürmten Wäschhaufen untersuchen, als das alte Weib ausrief, dies sey des Generals Leinenzeug, sich ihnen heftig widersetzte, und Alles that, um das Zeug vor der Durchbohrung, das ganze Geheimniß aber vor der Entdeckung zu bewahren. Jeannette stand stumm und fast besinnungslos, indem ihr nicht die Geistesgegenwart gegeben war, welche uns fähig macht, unsere Gefühle zu überwinden, oder die Macht giebt, sie täuschend zu verbergen. Die alte Frau aber stimmte, als sie merkte, daß ihre Einrede die Soldaten wenigstens stutzig gemacht hatte, einen höhern Ton an, und drohte mit Strafe für die Kränkung, welche sie auf diese Art einer bei der gerechten (nehmlich der königli-

chen) Sache angestellten Beamtin (nehmlich der Waschfrau) zufügten. Die Soldaten kamen nun zur Besinnung, und sahen wie Agenten aus, welche ihre Vollmacht überschritten haben. Sie warfen heimlich forschende Blicke auf die alte Frau und Jeannetten. Das Wesen der Erstern entwaffnete aber den Argwohn, während die Blicke der Letztern ihn zu verscheuchen schienen. Im ganzen Benehmen der alten Frau sprach sich die beleidigte Unschuld aus, und der müßte gewiß ein tüchtiger Physiognomiker gewesen seyn, der ein Geheimniß auf unserer Heldin ausdruckslosem Gesichte gelesen hätte. Erfolglos mußten sie abziehn, und noch vor Nacht wurde die ganze Verfolgung, wichtigerer Umstände wegen, ganz aufgegeben.

Die Annäherung der siegenden Republikanischen Armee war an diesem Tage im Hauptquartiere angekündigt worden; und im Rathe der Anführer war unser Dorf als der allergeeignetste Punkt zur Vereinigung

der Royaliſtiſchen Diviſionen, um eine allgemeine Schlacht zu wagen, beſtimmt worden. Es gab demnach viel Geräuſch und Bewegung; während Jedermann nur an das bevorſtehende Treffen dachte, wurde Jeannette mehrere Tage lang in ihren Liebesdienſten für den intereſſanten Verwundeten nicht geſtört. Ich gehe über die mannigfachen Schwierigkeiten hinweg, welche ſie einzeln zu überwinden hatte, um ihn vor ihrer Großmutter zu verbergen. Dies geſchah mit einer Geſchicklichkeit, welche ſie ſelbſt in Erſtaunen ſetzte, wenn ſie an ihre frühere Unerfahrenheit in der Verſtellung dachte, und welche auch La Coſte zur Bewundrung zwang, wenn er ſie mit dem, was der erſte Eindruck ihm verſprochen hatte, verglich. Er hatte eine weniger ſchwere, aber deſto ermüdendere Rolle zu ſpielen; er mußte den Zuſtand einer Halb-Exiſtenz erdulden, wo der Körper genöthigt iſt leidend und träge zu liegen, während der Geiſt immer thätiger und kräftiger wird, und der feurige Sinn das Ge-

häufe, welches seine Regungen und Bewegungen umschließt, zersprengen möchte. Er lag fast den ganzen Tag im Bette, und wurde von der ungeheuren Leinenmasse, mit welcher seine vorsichtige Beschützerin ihn immer bedeckte, fast erstickt. Wenn er den Druck und die Erschöpfung nicht mehr aushalten konnte, kroch er wohl zuweilen aus seinem Versteck, und genoß, durch einige von Jeannetten, scheinbar zum Trocknen, vor Thür und Fenster gehangene Wäsche hinreichend geschirmt, die Freiheit, einigemal im Verschlage (er war drei Schritte gut und gern lang) auf und abzugehn, kroch aber bald wieder unter sein Verdeck. Nachts war seine Lage erträglicher. Der Himmel war glücklicher Weise immer finster und mit Wolken bedeckt, und er konnte ohne Gefahr in dem offenen Fenster die frische Mitternachtsluft einathmen; ja zuweilen wagte er sich sogar kühn bis in den kleinen Garten hinaus, indem er der Luft, einmal wieder die Erde zu

betreten und das Gefühl halber Freiheit zu genießen, nicht mehr widerstehen konnte.

Doch nöthigte ihn die Furcht vor der Entdeckung, welche nicht allein ihm Verderben gebracht, sondern auch seine Retterin gefährdet hätte, von diesem einzigen Trost in seinem Gefängniß nicht zu weit Gebrauch zu machen. Wenn er in seinen Verschlag zurückkehrte, war er gewiß, immer ein für seinen, mit der Genesung wachsenden und keineswegs seiner körperlichen Beschränkung angemessenen Appetit, wohlbesetztes Tischchen vorzufinden. Alle körperliche Schmerzen waren vorüber, denn Jeannettens einfache Mittel hatten jedes Hinderniß zur Wiedergewinnung seiner Gesundheit beseitigt. Es wurde demnach eine bedeutende Menge Brot, Käse und Eier verzehrt, was der alten Frau, welche jeden Morgen so viel Nahrungsmittel verschwinden sah, als sonst für drei oder vier Tage für sie und Jeannette zusammen würden genügt haben, ganz unbegreiflich erschien. Die Letztere

war namentlich eine besonders schlechte Esserin, und doch behauptete sie jetzt, einen Hunger zu haben, welcher an Gefräßigkeit gränzte. Was aber der Großmuttter noch weit sonderbarer vorkam, war, daß dieser außerordentliche Hungeranfall sich immer in der Nacht kund gab. Gegen Bratwürste hatte Jeannette von Jugend auf eine erklärte Abneigung gehabt. Die alte Frau erinnerte sich sehr gut, daß, als das arme Mädchen im sechsten Monat ihre Mutter verloren hatte und mit ihr zugleich ihre natürliche Nahrung, ein zartfühlender Nachbar, welcher gerade eine wohlschmeckende Bratwurst aß, dem immer schreienden Kinde, um es zu beschwichtigen, einen Bissen davon reichen wollen, daß aber der zarte Gaumen des Kindes von diesem Geschmacke so beleidigt worden, daß sie niemals ihren Widerwillen gegen Bratwürste hatte überwinden können. Und doch ließ Jeannette jetzt, als ein Nachbar ihrer Großmutter zwölf Stück dieser Delicatessen zum Geschenk gemacht, nur zwei da-

von zu ihrer ursprünglichen Bestimmung gelangen. Die übrigen unterschlug sie, und schien durch diese freundliche Hinneigung ihre lange Feindseligkeit gegen diese Geschöpfe wieder gut machen zu wollen. Auch der Wein, den sie früher kaum gekostet hatte, wurde ihr jetzt durchaus nothwendig. Sie verlangte täglich ein Maas, welches mehr betrug, als sie früher in einem ganzen Monat verbraucht hatte. Anstatt bei ihren Bekannten um Lebensmittel anzuhalten, die sie für ihren Pflegbefohlnen herbeizuschaffen hatte, nahm sie lieber aus dem Vorrath der Großmutter, weil sie die Verwundrung ihrer Alten weniger fürchten zu müssen glaubte, als den Verdacht ihrer jüngern Freundinnen. Sie versuchte Jene zu überreden, daß ihr Appetit von ihrer vermehrten Arbeit herrühre, aber dies genügte der alten Frau nicht. Ueberzeugt, daß hier ein Wunder im Spiel sey, strengte sie umsonst ihre Vermuthungskraft an, um es aufzuklären, und als sie zuletzt fand, daß es für ihr Vermögen zu groß sey, wandte

sie sich an ihren Heiligen, dessen Namen ich nicht kenne, dessen Macht oder Wille aber diesmal nicht ausreichte. Unermüdete Anrufung und Gebet wurden umsonst eine ganze Woche versucht. Das Geheimniß blieb unenthüllt, und da die Frömmigkeit der Frau, gleich der mancher andern Dame, welche auf bei weitem größere Heiligkeit Anspruch macht, durch den Mangel unmittelbarer Eingebung geschwächt wurde, so gab sie ihre Hoffnung, die Frage durch übernatürliche Kräfte zu lösen, auf, und stand auf dem Punkte, zu irdischer Weisheit ihre Zuflucht zu nehmen. — Ja, sie hatte sich schon entschlossen, den Pfarrer um Rath zu fragen, als die schnelle Entwickelung der Begebenheiten ihr sowohl den Trieb als die Gelegenheit dazu benahmen. Zur selben Zeit beschäftigte sich Jeannette unaufhörlich zu Gunsten ihres Schützlings. Sie versah ihn mit einem Paar Schuhen, den besten unter den zwei Paaren, welche sie besaß, und — möge kein Anbeter weiblicher Schönheit in

Ohnmacht fallen, wenn er hört, daß sie ihm recht gut saßen, ja eher noch zu weit waren; denn der Fuß des jungen Grenadiers maß nicht um ein Zehntelzoll in der Länge mehr, und bei weitem weniger in der Breite, als jeder Fußtapfen unserer Heldin im Kothe, wenn sie den Winterweg des Dorfes entlangging. Sie versah ihn auch mit Strümpfen aus ihrem geringen Vorrathe (doch bin ich nicht unterrichtet genug, um auch von diesem Verhältniß zu reden). Des Nachts beschäftigte sie sich, seinen eigenen Anzug ganz umzuändern. Seinen Militairrock verwandelte sie in einen ganz gewöhnlichen bürgerlichen, trennte alle kriegerischen Zeichen ab, und machte aus dem Kragen eine Mütze. Zehn Nächte lang schlief sie in dem gedachten großen Stuhle und verrieth daher schon deutliche Zeichen von Ermüdung und Abspannung. Ihr Patient merkte dies, und fühlte doppelt schwer ihre Güte und ihr Leiden. Er betrachtete seinen Versteck als eine Entwürdigung, und glühte bei dem Ge-

danken vor Scham, daß seine Kameraden bei ihrem vermuthlich siegreichen Einzuge ihn versteckt unter einem Bündel schmutziger Wäsche finden sollten.

Die Vorbereitungen zur Schlacht waren jetzt ihrem Ende nahe. Die Stellung der Royalisten war durch alle mögliche Mittel befestigt worden. Auf allen Anhöhen waren Redouten errichtet, Bäume hatte man unten in den Ebenen gefällt, die Bäche gehemmt, um sie gegen den vorrückenden Feind loszulassen; kurz, nichts war versäumt, um die tapfern Bauern zu unterstützen, deren Muth noch frisch war, die aber in der Taktik nichts durch Erfahrung gewonnen hatten. Täglich fielen Scharmützel vor, und einzelne Kanonenschüsse hallten von den Höhen des Dorfes wieder.

Auf beiden Seiten konnten die Truppen nur mit Mühe zurückgehalten werden. Verstärkungen kamen den Royalistischen Linien zu, der von allen Seiten hervordrängende siegreiche Feind hatte seine Bataillone dicht vor

den Redouten aufgestellt. Der folgende Morgen eines düstern Abends war zum Angriff bestimmt. Die Bewegungen der Republikaner gaben davon deutliche Kunde, und ihre unternehmenden und verzweifelten Gegner erwarteten mit Begier die Dämmerung. Man wußte von jeder Bewegung im Dorfe, und durch Jeannetten erfuhr sie der emsig fragende La Coste. Sein Entschluß kann errathen werden. Er war fest bestimmt, allen Gefahren trotzend, seinen Versteck zu verlassen und einen Versuch zu machen, zur Republikanischen Armee sich durchzuschleichen. Jeannette wandte dagegen nichts ein, sie wußte, daß es vergeblich seyn würde, und die gewisse Aussicht, ihn zu verlieren, machte sie unfähig zu Gründen und Bitten. Sie willigte in seinen Plan, ohne etwas dafür zu thun. Dumpfe Gefühllosigkeit schien sich ihrer bemächtiget zu haben. Als der Abend kam, wurde ihre Beängstigung immer größer, ohne daß sie den Grund anzugeben wußte. Wer kann genau sagen, was da-

hin-

hinter liegt; doch wer hat nicht auch ein solches Gefühl in der schweren Stunde hoffnungsloser Trennung empfunden?

Es wurde schnell dunkel, und der Regen goß in Strömen herab, als wolle er die Flucht begünstigen. Die alte Frau war zu Bette gegangen, in der Hoffnung, Ruhe vor dem wirren ängstlichen Treiben um sie herum zu finden. Jeannette hatte eine kleine Mahlzeit für La Coste bereitet; als sie ihm jedoch diese anbot, vermochte er nicht sie anzurühren! Dieser plötzliche Mangel an Appetit war keine geringe Probe seines gefühlvollen Herzens. Jeannette erkannte dies sehr wohl, und konnte sich nicht der Thränen erwehren. Aber sie wandte sich von ihm ab, damit er ihre Schwäche nicht bemerken, oder wenigstens nicht davon angesteckt werden möchte. Sie öffnete einen Schrank, nahm daraus eine kleine lederne Börse, welche die Früchte ihrer Arbeit in vielen Wochen enthielt, und drückte sie ihm in die Hand. Er lehnte dies Geschenk durch viele Zei-

chen mit der Hand ab, denn er vermochte nicht zu sprechen; aber sie bestand immer fester darauf, zwar schweigend, doch so eindringend, daß er zuletzt einwilligte, und den Beutel in die Brusttasche steckte, mit den Worten: „Bis Morgen, wenn es denn seyn muß.“ Hätte er gewußt, daß er ihre ganze Baarschaft enthalte, würde er ihn dann wohl unter irgend einer Bedingung angenommen, oder der Hoffnung Raum gegeben haben, mit welcher er den Zufälligkeiten des andern Morgens entgegen ging? Ich glaube nicht.

Der endliche Augenblick des Scheidens war da. La Coste sah deutlich Jeannettens Verzweiflung. Sie betrübte ihn, in ihm regte sich aber kein ähnliches Gefühl. Ihn trieb es immer mehr und mehr zur Abreise, denn er fühlte nichts von der verzweiflungsvollen Lust, welche den Liebenden treibt, immer und immer zaudernd, den schmerzlichen Moment zu verlängern. Jeannette war nicht so ganz in ihren eigenen Kummer vertieft, daß

sie nicht seine wahre Herzensmeinung errathen, oder seinen Zartsinn verstanden hätte, welcher ihn immer noch in ihrer Nähe zurückhielt. Sie überwand sich, sie öffnete das kleine Fenster. Er ergriff eifrig die ihm so gegebene Erlaubniß, und sprang in den Garten. Sie zeigte noch einmal auf den Pfad nach dem Walde, wo er einen Ausgang jenseits der Royalistischen Linien zu finden hoffen konnte. Er preßte ihre kalten Hände an seine Lippen, und sagte mit zärtlichem Tone: „Gott segne Dich, meine Erhalterin! Erwarte mich morgen.“ Schwach flüsterte sie ihm zu: „Lebewohl!“ und im Augenblick war er in der Dunkelheit verschwunden. Das Plätschern des Regens ließ sie nicht einmal seine Tritte hören. Die arme Jeannette sank in ihren Stuhl zurück, von Schmerz ganz überwältigt.

Furchtbar dämmerte der Morgen. Kanonen und Musketen verkündeten seine frühsten Strahlen. Bei den ersten Schüssen starrte Jeannette aus einem mehrere Stunden langen

Zuſtande der Bewußtloſigkeit auf. Sie wußte nicht, ob ſie geſchlafen habe, denn ſelbſt nicht einmal ein flüchtiger Traum hatte ſie während ihrer Ruhe heimgeſucht. Sie hatte vielleicht in einer wachenden Starrſucht dageſeſſen, ohne Merkzeichen, woran ſie die Stunden hätte meſſen können. Sie erinnerte ſich keines Umſtandes, als der letzten Bewegungen des Fliehenden und ſeiner Worte: „Erwarte mich morgen.“ Ihr Erſtes war, auf- und nach dem Fenſter zu ſpringen, um zu ſehn, ob ſie vielleicht noch von fern ſeine Geſtalt erblicken könne, aber der erſte Strahl des Morgenlichtes ſchreckte ſie zurück. Wie war die Nacht vergangen, und wo war er? Die Donner der Artillerie antworteten, und die Wirklichkeit überkam ſie, mit der Schnelligkeit, welche den Gedanken vernichtet, zugleich aber die Gefühlsnerven mit neuer Kraft ſpannt. Sie riß die Hüttenthür auf, und rannte, als hätte ſie kein anderes Gefühl und läge ihr nichts anderes ob, als ihn zu entdecken, mit der äu-

ſterſten Schnelligkeit auf den nächſten Hügel in der Richtung nach der Schlacht hin. Als ſie kaum den Gipfel deſſelben erreicht hatte, tönte ihr Siegsgeſchrei entgegen. Sie erblickte die Frauen vom Royaliſtiſchen Heere, unter wilden und frohen Gebärden, mit Tüchern winken, tanzen und ſingen, während ſie, in einer Rauchwolke unten, die große Maſſe der Vendéer auf die Republikaniſchen Linien losgehen und Alles vor ſich niederwerfen ſah. Ihr Ungeſtüm hatte ſie getrieben, dem wohl überdachten Plane des Feindes vorzugreifen; denn kaum hatten ſeine Kanonen angefangen zu ſpielen, als Jene mit einer eben ſo unerwarteten als unwiderſtehlichen Bewegung ihnen entgegen ſtürzten. Ihre Anführer, wohl kundig, welchen Nutzen ſie aus dieſem Sturme ziehen konnten — welches in der That auch ihre einzige Kunde in der Kriegskunſt war — ſtellten ſich mit ihrem gewohnten Edelmuthe an die Spitze der übrigen. Die Republikaner unterhielten zwar einen Augenblick ein mörderiſches Feuer, doch

wurden ihre Linien bald durchbrochen. Gleichwohl war sowohl der Vortheil auf der einen, als die Unordnung auf der andern Seite nur von kurzer Dauer. Der Muth der Republikaner blieb unerschüttert, und nachdem ihnen einige Zeit zum Athemschöpfen durch ein augenblickliches Zurückprallen der allzuheftigen Gegner gegeben worden, wandten sie sich mit aller Ausdauer der Veteranen und wandelten das Glück des Tages um. Die Vendéer drehten sich, aber nicht zur Flucht. Sie setzten den vordringenden feindlichen Kolonnen keine wohlgeordnete Massen entgegen, sondern zwangen ihre Gegner, indem sie sich in zerstreuten Gruppen hinter die Hecken warfen, sie einzeln anzugreifen, und das Gefecht wurde zum blutigen Gemetzel zwischen Mann und Mann. Wenn persönliche Tapferkeit das einzige Hülfsmittel zwischen gleich wackern Feinden ist, welche auf gleiche Weise, jeder für seine Sache, begeistert sind, so giebt allein die Mehrzahl den Ausschlag. Dieses

Uebergewicht war auf Seiten der Republikaner, aber ihre mehrere Kenntniß in der Taktik war hier von keinem Nutzen. Selbst ihre Generale waren genöthigt, von ihrer Wissenschaft des Maneuvrirens, der Kriegszucht und ihrem Commando abzusehen, und zu Fuß mit irgend einem trotzigen Bauer, welcher sie, durch seine Art zu fechten, seine Gleichheit anzuerkennen zwang, zu streiten. Die Vendéer hatten nun das Thal verlassen, und als sie sich sehr schnell auf die Höhen zurückzogen, flohen die erschrockenen Frauen unter dem wildesten Angstgeschrei nach dem Dorfe zu. Nur eine blieb zurück. Es war Jeannette, welche stumm und erwartungsvoll Alles beobachtete. Von dem Augenblicke an, wo sie den Gipfel des Hügels bestiegen hatte, waren ihre Augen fest auf die blutige Scene unter ihr gebannt gewesen. Die Furcht fand bei ihr keinen Eingang, und überhaupt schienen alle ihre Bewegungen den gewöhnlichen Lauf verlassen zu haben. Sie hörte das wilde Schlachtgeschrei — das Pfei-

ſen der Kugeln — das Klirren der Schwerter — das Todesſtöhnen, ohne eine der innern Bewegungen, welche ſonſt, beim geringſten Tone von Gefahr oder Leiden, in ihr zum Vorſchein kamen. Der einzige Laut, den ſie immer zu hören glaubte, war La Coſte's Abſchiedswort. „Erwarte mich morgen" wiederholte ſie ſich fortwährend ſelbſt, und trotz der Unwahrſcheinlichkeit, der Gefahr und ſogar des Todes, glaubte ſie mit unerſchüttertem Vertrauen an die Erfüllung ihrer Erwartung. Ihr ſtarrer Blick hing unverwandt an jeder Gruppe der verzweiflungsvoll Streitenden, und haftete da am längſten, wo die tödtlichſten Waffenthaten erfolgten, denn etwas ſagte ihr, daß dort ſein Platz ſeyn werde. Wenn ein Republikaner todt zu Boden fiel, fuhr ſie voll Ahnung zuſammen; wenn dagegen einer von ihrer eigenen Partei unter den Streichen ſeiner Gegner niederſank, fühlte ſie ein Herzklopfen, welches ganz etwas anders als Schmerz ausdrückte. Ein oder zweimal erſchrak Jeannette,

während dieſer ihrer entſetzlichen Spannung, über den Zuſtand ihrer Gefühle. Sie hatte indeſſen keine Zeit ſich darüber Rechenſchaft zu geben, und ich — habe ſie auch nicht.

Die freiere Lage des höheren Terrains machte es den Republikanern möglich, von allen Seiten die Feinde zu beſchießen, und die Vendéer wurden, wie eine zerſtreute Heerde von den Fluten eines gewaltigen Stroms, von den Siegern vor ſich hergetrieben. In wilder Verwirrung ſtürzte Alles nach dem Dorfe, und auch Jeannette wurde, betäubt vom Geräuſch und erdrückt vom Gedränge, mit fortgeriſſen. Die Vendéer ſchienen alle von Einem Geiſte beſeelt, denn jeder Einzelne ſtürzte aus der Maſſe fort nach der Kirche zu, als hoffe er dort Schutz, oder den Tod unter ihren heiligen Mauern zu finden. Das Schiff der Kirche war ſchon bis zum Erſticken voll; der Pfarrer las eben drinnen die Meſſe vor einer eben ſo vermiſchten als kläglichen Verſammlung von erſchrockenen Weibern, verwundeten

und verzweiflungsvollen Soldaten und den unglückſeligen Weſen, welche ihre traurigen Krankenlager in dieſem geweihten Hospitale inne hatten. Eine kleine Schaar eingeborner Krieger leiſtete unter Anführung des Seigneurs verzweiflungsvollen Widerſtand, um ihr Dorf vor dem Feinde zu ſchützen, und machte es ſo dem großen Haufen der Fliehenden möglich, ſich dicht geſchaart im Kreiſe um die Kirche zu ordnen. Auf den Knieen, oder der Länge lang auf dem Boden liegend, flehten ſie zum Himmel um Hülfe, und ſtürzten dann, mit augenblicklichem Enthuſiasmus erfüllt, muthig entſchloſſen wieder ins Feld. Die Uebermacht des Feindes trieb indeſſen Alles zurück, und ſobald er ins Dorf eingedrungen war, fing er ſeine grauſame Art des Kriegführens an, indem er nach der Reihe die Hütten in Feuer ſteckte. Die unſerer Heldin ſtand, da ſie ganz vorn an ſowohl am Bache, als auch am Wege lag, zuerſt in Flammen. Sie ſelbſt ſah die Reisbündel rund umher geſtellt, ſie ſah den Rauch,

und das ausbrechende Feuer. Sie ſchauderte zuſammen; gern hätte ſie geſchrien, die Stimme verſagte ihr aber den Dienſt. Als die Thür praſſelte, glaubte ſie das ſchwache Wehklagen einer weiblichen Stimme zu vernehmen! Es mag wirklich ſo geweſen ſeyn — denn ſeit dieſer Stunde ſah ſie ihre Großmutter nie mehr, und erfuhr nie mehr etwas von ihrem Schickſal. Das zerbrechliche Geſtell der Hütte ſtand bald in Flammen. Die Republikaner ſprangen durch die auf allen Seiten hervorbrechenden Feuerſtröme vor, und das Jammergeſchrei der Frauen und Kinder tönte, mit den wilden Verwünſchungen der ergrimmten Männer aus dem Dorfe, wie das mißtönende Geheul, das nach der Darſtellung der Dichter einſt aus der Hölle hervordrang und mit dem Siegesgeſchrei der feurigen Höllenſtürmer ſich vermiſchte. Jede Hoffnung ſchien für die Vendéer verloren. Sie wurden bis über die Kirche hinaus zurückgedrängt, und die Vorderſten unter den Feinden hielten mit kirchenſchände-

rischer Hand ihre Fackeln an die heiligen Mauern. Das durch viele hundert Sommer trocken gewordene Holzwerk faßte schnell Feuer. Die Versammlung stieß einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte sich auf die Mordbrenner draußen. Dies Herausstürzen war furchtbar. Die Republikaner thaten nichts dagegen, denn die dämonischen Leidenschaften wichen augenblicklich dem natürlichen Wohlwollen des Französischen Herzens. Sie konnten ihre Waffen nicht gegen die fliehende Menge erheben, sondern sahen ruhig, ohne ein einziges mal zu feuern und hierdurch den panischen Schrecken der Menge zu vermehren, zu, wie sie sich auf den Feldern zerstreute.

Grade in diesem Augenblicke war die Messe beendet. Ohne sich stören zu lassen, hatte der Pfarrer die Ceremonien, mitten unter den furchtbaren Tönen um ihn, vollendet. Er stieg jetzt die Altarstufen herab, und indem er hoch den Kelch trug — dessen Inhalt durch den Glauben eines solchen Wesens wohl in

der That in das dürfte verwandelt werden, was seine geheiligte Einbildungskraft darin erblickte — folgte er der fliehenden Menge, und trat als der letzte Flüchtling mitten durch die Flammen in aller Majestät und Würde der Heiligkeit aus der Kirchenthüre. Er sprach kein Wort, sondern einen Augenblick still stehend, blickte er auf die vieltausend Bewaffneten, welche die kleine Anhöhe umgaben. Die Wirkung war zauberhaft. Alle, wie elektrisch getroffen, kehrten um und flohen. Keine Stimme rief sie zum Stehen. Keine Standarte war aufgerichtet, die Fliehenden zu sammeln. Alles floh wild durch einander. Die Vendéer sahen diesen unerklärlichen Auftritt. Ihnen schien dies über menschliche Möglichkeit hinaus zu gehn, und sie glaubten an ein göttliches Wunder. Der Gedanke durchzückte sie wie die Flamme der Begeisterung, und indem sie ihren sie immerfort anfeuernden Häuptlingen folgten, stürzten sie noch einmal nach der Kirche hin. Der Pfarrer trat vor, umstrahlt

von dem Flammenſchein, welchen ſeine eifrigen Zuſchauer zum Heiligenſcheine machten, und ſang mit der äußerſten Anſtrengung, welche ihm ſein ſchwacher Körper erlaubte, den Chor ihres Schlachtgeſanges. Jedermann ſtimmte ein, und der Strom ergoß ſich gegen die Feinde. Bei jedem Schritte wurden die Vendéer durch Haufen ihrer beim Vorrücken des Feindes gebliebenen Kameraden aufgehalten, aber mit ſtürmiſcher Rachewuth fielen ſie auf ihre Schlachtopfer, und ein ſchreckliches Blutbad erfolgte. So ſchrecklich dergleichen Scenen auch an ſich ſchon ſind, ſo entlehnen ſie doch zuweilen von den Umſtänden den Charakter übertriebener Grauſamkeit, und heute zeigte ſich ein ſolcher; denn das Mordhandwerk ſchien aus den Händen Derer geriſſen, für die es gewiſſermaßen geſchaffen iſt, die Männer überließen das Morden ſchwächern Händen, und Kinder ſpielten unter den Leichnamen und tauchten ihre unſchuldigen Finger in Blut.

Bald war das Dorf von den verhaßten

Feinden geräumt, aber eine ſtarke, von dem klugen und erfahrenen Weſtermann auf den Höhen aufgeſtellte Reſerve hielt die Vendéer im Weitervorrücken auf, und wand ihnen zum letztenmale den Sieg aus den Händen. Doch drängten ſie noch immer vor, und der erſte unter den Tapfern war der Seigneur, welcher von dem Gedanken, daß der Muth auf dieſem Grund und Boden ihm mehr als Andern angehöre, getrieben ſchien. In der Linken trug er das Banner, und mit ſeinem Schwerte hieb er ſich einen Weg durch das dickſte Gedränge der Feinde. Jeannette, welche vom Strome mit fortgeriſſen wurde, ſah ihn, einen Augenblick durch einen Kreis der Feinde von ſeinen Gefährten abgeſchnitten, und mit verzweifeltem Muthe fechtend. Im nächſten ſank die weiße Fahne ſchon unter die Häupter der Streiter, und als ihr Blick wieder den unglücklichen Träger erfaßte, ſah ſie ihn ſelbſt verſtümmelt und leblos in den Armen von

vier oder fünf ſeiner Soldaten nach dem Dorfe zu getragen werden.

Mit dem Tode ihres geliebten Anführers und dem Fallen des Banners ſchien auch der Muth der Seinigen zu ſinken, obſchon wirkliche Flucht ſich nicht mit dem Muthe ihrer Offiziere vertrug. — La Roche-Jacquelin, Lescure, de Marigny, Bonchamp, ſind Namen, welche dieſe Verſicherung bekräftigen; aber ſie wichen dennoch, Schritt für Schritt, ihren blutigen Weg vertheidigend. Jeannette, deren perſönliche Furcht und Hoffnung in dem allgemeinen Schrecken rund umher untergegangen war, vergaß jedes beſondere Gefühl, und glaubte ihr Herz müſſe bei der Betrachtung des allgemeinen Unglücks brechen. Sie ſprach einige kurze Gebete, welche ihr einfielen, und erfuhr, was wohl auch uns größtentheils begegnet iſt, daß ſolche Stoßgebete in Augenblicken der Noth und Angſt wenig frommen. Ihre Gedanken fielen mit einem male auf den heiligen Mann, der in dieſem Augenblicke ſowohl durch ſein Amt

als durch seine Tugenden, der Macht am nächsten zu stehen schien, in der allein Hoffnung und Heil ist. Nach allen Richtungen hin stürzte sie über das Schlachtfeld, und wandte sich — ach wie oft! schaudernd von den zerfetzten und blutigen Opfern des schrecklichen Tages, von den wilden Flüchen des sterbenden Feindes, von dem Bekannten, von dem Freunde, der taub und todt in den Flammen seiner Hütte lag. Zuletzt entdeckte sie den heiligen Vater, und warf sich, nachdem sie über die Leichen zu ihm geflogen, vor ihm auf die Knie, und suchte sich mit dem Saume seines Mantels zu bedecken. Er beugte sich grade über einen verwundeten Republikaner und verrichtete in wahrer Frömmigkeit die heiligen Gebräuche der Kirche für den sterbenden Sünder. Große Haufen Todter und Sterbender umgaben ihn. Viele der Letztern, von beiden Parteien, strengten sich an, zu ihm hin zu kriechen. Mit durchdringendem Geschrei begehrten Einige seine Hülfe, während Andere, unfähig ihren

Wunſch auszuſprechen, ihre ſterbenden Blicke auf ihn richteten, als könne allein ſchon der Strahl ſeines Auges Troſt in ihre Seelen gießen. Der Feind drängte immer mehr, und ein dichter Schauer von Kugeln flog umher. Jeannette vergaß in ihrem Schrecken die Heiligkeit ſeiner Beſchäftigung und die Ehrfurcht, mit welcher ſie ſonſt den Prieſter betrachtete; ſie ſchlang ihre Arme um ihn, und flehte zu ihm in Todesangſt, ſie zu retten. Ruhig wandte er ſich nach ihr um, erkannte ſie, und ſprach grade noch, auf den Himmel weiſend, die Worte: „Mein Kind“ — als ſeine Stimme ihn verließ, und er, aus ihren Armen ſinkend, auf die Erde fiel. Zwei Musketenkugeln hatten ihr Ziel getroffen, ſeine Bruſt durchbohrt, und das Blut ſtrömte aus ſeinem ſchuldloſen Herzen. Der warme Strom bedeckte Jeannettens Kleider. Einen Augenblick ſtarrte ſie auf ſeinen hingeſtreckten Körper und rannte dann in wilder Todesangſt nach ihrer Woh-

nung, indem der Inſtinkt ihre Schritte zu leiten ſchien.

Wie durch ein Wunder gerettet, rannte ſie unverſehrt durch die heiße erſtickende Luft in der Richtung nach ihrer ehemaligen Hütte. Nur mühſam erkannte ſie dieſelbe wieder, denn nicht die Hälfte der Mauern ragte noch geſchwärzt über die Flammenglut hinaus. Der Garten war ganz zerſtört. - Die Reben, welche einſt ſo anmuthig über ihrer Thür hingen, waren blattlos und zuſammengeſchrumpft, und die Aeſte der ſchönen, einſt die Hütte beſchattenden Akazien waren abgeſengt und praſſelten in den Rauchſäulen, die ihre Entſtellung verbargen. Noch manche andere traurige und ſchlagende Gegenſätze gegen ihr ehemaliges Glück mußte das arme Mädchen bei der Zerſtörung ihrer Heimath erblicken. Sie ſchritt die Aſchenhaufen entlang und ſuchte nach ihrer alten hülfloſen Verwandtin, aber vergebens. Auch keine Spur von Allem, was im Hauſe ſich befand, war den Flammen ent-

ſchlüpft — es war Alles verzehrt. Jeannette bedeckte, indem ſie ſich der Verzweiflung ganz überließ, ihr Geſicht mit beiden Händen und ſank auf den Aſchenhaufen nieder.

Das Schlachtgetös entfernte ſich immer mehr. Das Fechten dauerte zwar noch fort, jedoch jenſeits des Dorfes; dagegen ſtreifte mancher Einzelne auf dem Wege, mit einem ſo wilden ſtarren Blicke, welcher Höllengeiſter würde bezeichnet haben. Jeannette blickte noch einmal in die Höhe, aber nicht voll Hoffnung. Mechaniſch und nicht abſichtlich ließ ſie ihr Auge auf die Schreckensſcene rund umher ſchweifen. Sie hatte ja weiter nichts, worauf ſie hätte blicken ſollen, denn der, bei welchem allein vielleicht ihre Gedanken verweilen durften, war entweder in der Schlacht gefallen, oder hatte ſie vergeſſen. Wie groß war deshalb ihr Erſtaunen, als ſie einen Republikaner den Bach entlang kommen ſah, gleich als fände er in deſſen Wendungen den Weg zu ihr hin, und ihren Namen rufen hörte.

Die Stimme klang ſchwach und heiſer — vermuthlich von Erſchöpfung und Arbeit. Ihr kam dieſe Stimme zwar unbekannt vor, und doch, konnte es die eines Andern, als ſeine ſeyn? Sie ſprang auf, und ihm entgegen. Als er ſie bemerkte, verdoppelte auch er die Schritte, und in ſeinen kräftigen Bewegungen fand ſie Feuer und Muth der Jugend. Er war zu weit entfernt, als daß ſie ſeine Geſichtszüge hätte unterſcheiden können, aber das Bild, welches in ihr lebte, füllte den Zwiſchenraum aus, welcher noch zwiſchen ihm und ihr war. Sie ſah, daß er irgend etwas über dem Kopfe hielt, als wolle er ihr dadurch anzeigen, daß es für ſie beſtimmt ſey. Unwillkührlich ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus, als ſtände er vor ihr, ſie zu umarmen. Doch im ſelben Augenblicke, wo er über den Bach ſprang, um ſchneller ſich ihr zu nähern, ſchoſſen drei oder vier in den Wald zurückgehende Vendéer ihre Karabiner auf ihn ab, und er fiel todt ins Waſſer. Jeannette hörte die Schüſſe und ſah

ihn fallen, aber konnte — wollte nicht glauben, daß er nicht mehr aufstehen werde. Sie stürzte nach dem Ort. Er war aufs Gesicht gefallen. Die Arme waren weit von ihm am Quellrande ausgestreckt, indem die eine Hand fest die Muskete, die andere aber Jeannettens lederne Börse hielt. Sie schauderte entsetzt zusammen, als sie auf dies Zeugniß eines hohen Ehrgefühls und — wie sie glaubte — einer Zuneigung hinblickte. Doch selbst in dieser Stunde der Angst sprach die Vernunft zu laut, um den letztern Glauben fest werden zu lassen. Kaum wissend, was sie that, sprang sie ins Wasser, und hob den Körper auf. In diesem Augenblicke kamen aber die Vendéer heran, und ungeachtet aller Bitten und alles Schreiens und Widerstrebens, rissen zwei von ihnen sie mit sich in den Wald, während Andere den Leichnam plünderten und ihn dann verächtlich ins Wasser stießen.

Am Rande des Waldes warf Jeannette noch einen Blick auf den traurigen Ort, wo

ihre Hoffnungen begraben lagen, zurück. Sie unterſchied nichts in dem Rauche, der über den Ruinen des Dorfes aufſtieg und in den entfernten Flammen, welche die Kirche verzehrten. Grade als ihre Führer ſie ins Dickicht riſſen, ſtürzte das Dach des heiligen Gebäudes mit lautem Krachen ein, und das vom Winde herüber getragene Gejauchze verkündete die wilde Freude der Zerſtörer.

Der Inhalt der Börſe wurde ſchnell vertheilt. Man bot Jeannetten von ihrem eigenen Gelde einen Antheil, aber ſie nahm nichts an. Einzig und allein erbat ſie ſich und erhielt auch das ſchwarzſeidene Halstuch, welches ſie zu erkennen glaubte und ein Stück Papier, auf welches etwas geſchrieben ſtand. Sowohl Jeannette als alle Andere waren zu unkundig, um es zu verſtehen; ſie hegte indeſſen die Hoffnung, Jemanden zu finden, der den Inhalt leſen könne. Sie hatte nicht gewußt, daß La Coſte die dort ſeltne Fähigkeit beſaß, ſchreiben zu können. Er hatte es ihr nie geſagt. Und doch hing

ſie in ihrem gegenwärtigen Elend ſo gern an dem Glauben, daß er zu beſcheiden geweſen, ihr dies zu entdecken, eben ſo gewiß, als ſie davon überzeugt war, daß dies Stück Papier von ihm herrühre. Sie ſteckte das Papier in ihren Buſen, und band das Schnupftuch um ihren von Schmerz und Drang benommenen Kopf. Einige Stunden wanderte ſie mit ihren Gefährten am Ausgange des Waldes umher, und hörte gleichgültig ihre verſchiedenen Klagen und Drohungen von Rache gegen die Sieger an. Endlich kam der Abend. Sie benutzte das Dunkel und trat aus dem Dickicht hervor. Bald erreichte ſie das Ufer des Baches und eilte nach der traurigen Stelle. Dort lagen Leichname in Menge umher, aber es war unmöglich, einen daraus zu unterſcheiden. Der Strom floß röthlich gefärbt; — ſchwaches Todesgeſtöhn drang zuweilen von den Sterbenden her, welche ſeine blutigen Wellen beſpülten — ſonſt hörte man nichts bis auf den Hauch des Abendwindes und das Gemur-

mel

mel der Rotten fühlloſer und düſterer Republikaner, denen es oblag, ihre gefallenen Freunde zu beerdigen. Sie waren ſehr thätig, und der Klang ihrer Spaten, wenn ſie auf Wurzeln, Steine oder andere feſte Gegenſtände ſtießen, traf Jeannettens Ohr, um auf ſolche angemeſſene Weiſe dieſen ſchrecklichen Tag zu ſchließen. Sie ſchwankte nach den Ruinen des Dorfes. Schwach und herzenskrank, hatte ſie grade nur ſo viel Kraft, bis dahin zu gelangen, und ſank erſchöpft, und, wie ſie glaubte, zum Tode nieder.

Sie lebte indeſſen, um andere, noch ſchrecklichere Tage zu ſehen. Erſt mit dem nächſten Morgen trat das ganze Gefühl der Verlaſſenheit ein, das dem Verluſt des Glückes nicht unmittelbar folgt, und dem die peinigende Angſt, deren Heftigkeit uns noch über die Verzweiflung emporhebt, nicht mehr beigeſellt iſt. Die Stunde des erſten Schmerzes iſt gewiß nicht zugleich die des tiefſten Kummers, denn die Gewalt der Gefühle ſchwächt die Wir-

kung derſelben. Die Sehnen des Herzens ſcheinen angeſpannt, als trotzten ſie der wirklichen Qual, und der Schlag trifft mit einem ſo allgemeinen Drucke, daß kein einzelnes Gefühl ihn ganz erfaſſen darf. Aber wenn der Geiſt in ſeiner Spannung nachläßt, wenn das Gedächtniß uns die verlorenen Segnungen verhalten kann, und wir das Unheil fühlen können, welches ſie zerſtörte; — wenn das Herz in einem kalten und verlaſſenen Raum zu ſchweben ſcheint, als rinne kein Blut hindurch und als werde es von keiner Fiber berührt, dann beginnt unbeſchreiblicher Kummer zu herrſchen. Dies empfand Jeannette, als die neuen Sonnenſtrahlen auf ihr Elend ſchienen. Erſtarrt, fieberhaft, zerriſſen, ganz verlaſſen, hob ſie ihr ſchweres Haupt nach dem Lichte empor. Sie ſtand auf, und wünſchte, indem ſie ſich nach dem Bache hin wandte, in ſeinem ruhigen Strome das ſie verzehrende Feuer ertränken zu können. Aber angelangt, ſchrak ſie mit unausſprechlichem Widerwillen zurück, als

ſie das Waſſer noch immer mit dem Blute des vorigen Tages gefärbt erblickte. Sie wandte ſich um, nach dem Dorfe. — Das Dorf! — Es gab kein Dorf mehr. Alle Spuren deſſelben ſchienen verſchwunden. Alle Häuſer waren zerſtört, die Gärten umgeriſſen, die Bäume waren zerſplittert, die Aeſte abgehauen und lagen zerſtreut umher, ja die Erde ſelbſt war zur Ruine geworden. Wege und Aecker erſchienen zu einer lockern Maſſe umgepflügt und noch immer beſäet mit den unbeerdigten Leichen der Vendéer und allen Mordgeräthen. Kein lebendes Weſen ſtörte die Oede, oder war Zeuge des grauſen Auftrittes.

Jeannette wandte ſich nach der Gegend des Schloſſes, welches am andern Ende des Dorfes lag. Bald entdeckte ſie es, und zu ihrem großen Erſtaunen ſchien es unverletzt. Rauch ſtieg aus ſeinen ſchlanken, dunkeln Schornſteinen, aber es war das Zeichen einer guten Mahlzeit und nicht der Zerſtörung. Als

sie sich näherte trat ein wild aussehender Republikaner heraus, und fragte in ungestümem Tone, was sie verlange? Sie sank beinahe auf die Erde und verlor den Gebrauch der Sprache. Er aber ging sie schärfer an, setzte ihr das Bayonnet auf die Brust, und fragte sie unter schrecklichen Flüchen, welcher Partei sie angehöre? Das erschreckte Mädchen hatte jede Besinnung verloren, und fast ohne zu wissen, was er gefragt hatte, stammelte sie instinktartig das ihren Lippen und Gefühlen geläufigste Wort hervor: „Royalistin.“ Er stieß sie zwar nicht nieder, faßte sie aber beim Haar und zog sie ins Schloß, wo von den Siegern eine kleine Besatzung zurückgelassen worden, während der größere Theil nach Nantes marschirt, eine einzelne Division aber zur Verfolgung der zerstreuten Vendéer aufgebrochen war. Der Offizier im Schlosse ließ Jeannetten, nachdem er ihr Verbrechen gehört hatte, in eine Hofscheune werfen, wo man den un-

glückſeligen Reſt der Dorfbewohner eingeſchloſſen hatte.

Als ſie ſich unter dieſen alten Freunden ihrer glücklichſten Tage — jetzt die Gefährtin ihres Elends — erblickte, überfiel ſie ein unbeſchreibliches Gefühl des Vergangenen. Alle hatten ſich indeſſen wenig mehr als Seufzer, Thränen und Klagen mitzutheilen. So verſtrich eine Nacht in Eintönigkeit des Elends. Man reichte ihnen einige ſchlechte Lebensmittel, welche den Hunger nur noch reizten, der, ungeachtet die Poeten anders meinen — auch im tiefſten Leiden der Seele hörbar ſpricht.

Bei Tagesanbruch mußten ſie auf den Hof hinaus kommen. Die Unglücklichen waren auf Alles vorbereitet und dabei gleichgültig gegen Alles. Aber der Tod hatte die Rechnung noch nicht mit ſeinen Schlachtopfern abgeſchloſſen. Nachdem Jeder ein Stück Brot bekommen, wurden ſie unter Bedeckung der Schloßwache auf den Weg nach Nantes getrieben, welche Stadt, wie man ſie benachrichtete, ihre end-

liche Bestimmung war. Stumm und tief gebeugt machten sie sich auf den Weg. Als sie ihre geliebte Gegend für immer verließen, wandten sich Alle noch einmal nach derselben um. Auf einen einzigen Blick sahen sie genug, um zu verzweifeln. Das Gemälde des vorigen Tages zu vervollständigen, stand nun das Schloß in Flammen, weil die Sieger beschlossen hatten, auch nichts vom Dorfe unzerstört zu lassen. So zogen diese Krieger durch ihr Vaterland — Verwüstung war das Monument ihrer Siege, und eine Einöde das Denkmal ihres Ruhmes.

Als die Gefangenen weiter zogen, war es ihnen sehr leicht, den Marsch ihrer Vorgänger zu entdecken. Trümmer, Gemetzel und Tod bezeichnete ihre Wege, aber kein überlebender Unglücklicher war zu finden, welcher das Schicksal seiner Gefährten hätte erzählen können. Endlich traten sie aus den waldigen Schluchten der Vendée, und vor ihnen standen, als sie die sanften Krümmungen der Sevre erreichten, zum ersten

male die mannigfaltig geschmückten Gegenden, aber nicht in ihrer Schönheit. Die tief gekränkten Gemüther konnten keine Freude an solchen Gegenden empfinden, und was vermag alle Lieblichkeit, wenn der Geist nicht für sie gestimmt ist? Wie fruchtlos mag der reichste Anblick vor unsern Augen sich ausbreiten, wie wenig wirkt alle vereinigte Größe auf uns, wenn die Seele dafür nicht gestimmt ist! Wir nennen diese Landschaft schön, oder jene erhaben — förmliche Phrasen, hergebrachte Bezeichnungen! — aber aus dieser ganzen Fülle von Lieblichkeit und Glanz finden wir nichts, was fähig wäre einen verwandten Eindruck auf uns zu machen, wenn die Kräfte unserer Seele nicht damit harmoniren. Dies war bei den unglücklichen Vertriebenen nicht der Fall. Die verschiedenen Gefühle ihrer verstörten Gemüther hervorzuheben, würde eine traurige und schwere Aufgabe seyn. Bei meiner unglücklichen Heldin verlor sich jeder Gedanke in tödtliche Gleichgültigkeit. Unbemerkt von ihr

floß die Loire, an welcher sie am dritten Tage anlangten. Die hohen Ufer des Flusses, hier und dort mit Schlössern, Abteien, Dörfern und Vorwerken geschmückt, erhoben sich umsonst vor ihren Augen. Die malerischen Weingärten, auf über das Wasser hinausragende Felsen gepflanzt, die in ihrem Laube versteckten in Kalkklippen eingehauenen Wohnungen der Winzer, alle diese lieblichen Bilder waren für die verlassene Jeannette verloren.

Noch eine Nacht, und Nantes zeigte sich ihrem Blicke. Hätte irgend etwas das Gefühl des leidenden Mädchens erwecken können, so würde es gewiß der erste Anblick dieser schönen Stadt gethan haben. Ihre Ausdehnung längs den Ufern des Flusses, der schön mit einer doppelten Reihe edler Bäume besetzte Quai, welcher den breiten klaren Strom einfaßt, auf welchem grüne Inseln sich spiegeln und dem Wasser eine scheinbare Tiefe geben, gewährt die herrlichste Aussicht; und ben die Seichtigkeit dieses reizenden Flusses ist für

mich eine ſeiner erſten Schönheiten. Gern ſehe ich ſein mit Kies bedecktes Bette, und freue mich, wenn des Sommers überall Sandbänke ſich hervorthun und Heerden von Rindern und die ſpielende Jugend ſich darauf erluſtigen.

Die traurige Truppe marſchirte weiter. Während ihrer langen Wanderung ſchien die rauhe Strenge ihrer Bedeckung etwas vom Mitleid gemildert worden zu ſeyn. Man hatte die Gefangenen fortwanken laſſen, ohne Beleidigung oder Kränkung; doch als ſie jetzt ſich der großen Niederlage der Verbrechen und Grauſamkeiten näherten, ſchien die Grauſamkeit ihrer Führer im Vorgefühl derjenigen, welche hier auf die Gefangenen wartete, neuen Stoff zu finden. Kaum war ihre Ankunft an den Barrieren, in der Vorſtadt bekannt geworden, als ein Haufe müſſiger Schurken herauskam, ihnen ein ſchreckliches und höhniſches Willkommen zu bieten. Jeannette ſank faſt nieder vor Erſchöpfung, ſie war über und über von Staub bedeckt, und da ſie zu keiner Zeit ein

einnehmendes Weſen beſeſſen hatte, ſo traf ihrer Figur doppelter Spott und doppelter Hohn. Dennoch ertrug ſie Alles mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, denn dieſe war auf Verzweiflung begründet.

Es war grade Mittag als ſie mit ihren Freunden — Alle ein Abbild des Elends — über den öffentlichen Platz zu Nantes auf dem Wege nach dem für ſie beſtimmten Gefängniß anlangte. Der Pöbel umher ſchien immer wüthender zu werden, je mehr er ſich heran-drängte; denn ſchlechte Leidenſchaften nehmen in der Geſelligkeit zu, tugendhafte Gefühle aber ſtärken ſich in der Einſamkeit. Die Anſtrengungen der Wache vermochten kaum die armen Vendéer vor der Heftigkeit des Pöbels zu ſchützen, das wilde Geſchrei und die Schmähreden zogen von allen Seiten neue Quäler herbei; aber, zur Ehre der menſchlichen und angeſehenern Einwohner der Stadt, muß bemerkt werden, daß es nur der Pöbel war, welcher ſich bei dieſer und ähnlichen Ver-

folgungen auszeichnete. Die Stadt Nantes mag in dieſer Beziehung als Bild des ganzen Frankreichs gelten, denn überall waren es nur die Hefen des Volks, welche durch Grauſamkeiten den Vorwurf der Infamie überall, wie hier, dem Lande zugezogen haben. Der Pöbel erhielt die Oberhand und benutzte ſie. Möge aus dieſer ſchrecklichen Wahrheit eine Lehre gezogen werden!

Als man die Gefangenen fortſchleppte, ſtieg wohl mancher Seufzer, manches Gebet heimlich für ſie auf, ja man ſprach ſogar zu ihren Gunſten. Aber davon wußten weder Jeannette noch ihre Gefährten etwas; und es gab nichts, was fähig geweſen wäre, ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, bis über die Häupter der Menge ein Gegenſtand ihnen ins Geſicht fiel und für den erſten Augenblick ſie aus ihrer Erſtarrung aufſchreckte. Es war die Guillottine! nicht ſtumm, bewegungslos, unbeſchäftigt — nein in voller Arbeit, und umgeben von allem revolutionairen Schrecken.

Im Triumphzuge führte man die Gefangenen durch jedes Viertel der Stadt Als sie am Quai entlang gingen, jauchzten hier und dort die Pöbelmassen auf, wenn einzelne Böte mit Leuten beiderlei Geschlechts angefüllt, vom Ufer stießen. War dies ein begeistertes Abschiedsrufen, das mit dem Winde zugleich die Schiffenden glücklich über die Wellen tragen sollte? Nein — in die verzweifelte Luft mischten sich kreischende Töne, welche nicht wie das zarte Lebewohl der Freundschaft und Liebe klangen. Was bedeutete das Antwortschreien aus jedem Bote? — Jenes Sträuben halb wahnsinniger Weiber und verzweiflungsvoller Männer, welches die erstaunten Vendéer erblickten, konnte dies ein Erguß der scheidenden Lieben seyn, welche sich von ihren Theuren losgerissen hatten? Nein — so sind nicht Scheidestunden, so greift keine Trennung den Reisenden an, welcher Hoffnung zur Rückkehr hat. Ach! es waren die Noyaden, deren schreckliches Fest man so eben feierte. Diese

blutlosen Abschlachtungen, diese ruhigen Gemetzel, die zuerst die Opfer täuschten, dann aber, als sie ihre Natur entdeckt hatten, ihnen noch gräßlicher als die furchtbarsten Vorbereitungen zum Gemetzel erscheinen mußten.

Der Tag verging unter diesen schrecklichen Auftritten, bis die Gefangenen sich auf ihre Strohbündel in dem finstern Gefängniß, l'Entrepôt genannt, niederwarfen. Jede Stunde, welche sie dem Tode näher brachte, zeigte ihnen schreckliche Merkzeichen des Lebens. Kerker und Ketten, Blut und Blasphemie umgab sie. Die Nacht verging in Dunkelheit; aber das verzweiflungsvolle Todesgestöhn — das Kettengerassel — wenn Einer mit der Faust sich gegen den Kopf schlug — das Gelächter des Wahnsinns — das Jammern der Schwachen — die Verwünschungen der Heftigen — das Schnarchen der Schlafenden, denn selbst dort gab es Schlaf — das Todesröcheln in den Kehlen Derer, welche so die Ungeheuer für den nächsten Morgen betro-

gen — dieſe Töne füllten die ſchleichenden Stunden.

Das vergitterte Portal flog mit der Dämmerung auf, und die blutgierigen Wachen traten herein. Ihre erſte Sorge war, die Leichen der glücklichen Wenigen, welche in der Nacht geſtorben waren, wegzuſchaffen. Man ſchleppte ſie ſo ſchmählich fort, daß ihre Kränkung nicht ſie, ſondern die Ueberlebenden traf. — Dann ging es an die Auswahl der Schlachtopfer des Tages. Viele wurden herausgeriſſen, ſobald man ihre Namen nach der Reihe abgeleſen hatte. Für die Weiber des zuletzt angekommenen Haufens blieb eine Hoffnung des Lebens. Es war jedem republikaniſchen Soldaten erlaubt, unter den verurtheilten Frauenzimmern eines als Eheweib ſich zu wählen. Dieſelbe Erlaubniß galt auch Hinſichts der Kinder, und da ſie mit unbegränztem Wohlwollen ausgeübt wurde, iſt manches adoptirte Royaliſtenkind, und oft von edlem Blute, der Welt erhalten worden, und eine große An-

zahl lebt ohne Zweifel noch jetzt als vermeintliche Abkömmlinge revolutionairer Eltern.

Bei jeder Vermehrung der Gefangenen kamen die zu solchen Wahlen geneigten Soldaten in das Gefängniß, und auch jetzt warteten vor demselben Einige um ihr Recht auszuüben.

Sobald die herausgeloos'ten Schlachtopfer zur Hinrichtung ausgeschieden waren, traten jene Ehewerber herein. Schnell gingen sie an ihre Wahl; und da sie mehr von Wohlwollen als Leidenschaft getrieben wurden, so fand sich weder Schwierigkeit noch Aufschub. Alle Weiber des letzten Transportes waren bald bis auf eine Einzige erwählt. Brauche ich die Eine zu nennen? Wer hätte Jeannetten wählen sollen? Es war unmöglich. Man blickte sie nur an, um sich von ihr ab zu wenden, und da sie selbst gar keine Theilnahme für ihr eignes Schicksal zeigte, so erregte sie auch nicht die der Andern. Sie blieb endlich mit drei oder vier Männern zurück, und, wie sie, ohne alle Hoffnung. Unter diesen sahen zwei sh-

re Frauen von den neuen Brautwerbern derſelben fortgeführt, und — todt für jedes Gefühl ihres eigenen Unglücks — flehten ſie nun mit friſchem Muthe ſelbſt um den Tod, indem ſie den Soldaten zu Füßen ſtürzten, ihre Kniee umfaßten, und des Himmels Segen auf die Erhalter Derjenigen, für welche ſie allein einſt zu leben dachten, herabriefen.

Einer nach dem Andern, waren nun die Gefangenen verſchwunden, entweder um hingeopfert oder gerettet zu werden. Jeannette, welche in einem entfernten und dunkeln Winkel des Zimmers, untheilnehmend an Allem, was vorging, hingeſtreckt lag, hob zuletzt ihren Kopf auf, und ſah, als ſie rund umherblickte, daß ſie allein zurück geblieben war. So ſchrecklich auch ihre Einſamkeit war, ſo gewährte ſie ihr doch einigen Troſt. Sie konnte Luft machen der in ſo vielen Tagen angehäuften Angſt, und nicht ungern machte ſie die Entdeckung, daß ihre Wangen voll Thränen waren. Sie gab ſich ganz ihrem Kummer hin, ſeufzte und ſchluchzte

laut. Die Schildwacht draußen vor dem Gitter hörte die unerwarteten Töne, denn sie war der Meinung, es sey Niemand mehr im Zimmer. Der Soldat trat herein, sah die klägliche Figur unserer hingestreckten Heldin. Verwundert, daß der Aufseher sie zurückgelassen habe, näherte er sich ihr, und hob sie sanft auf. Er fragte sie in freundlichem Tone, denn sein Herz war gerührt: „Weshalb ist Sie nicht mit den andern Gefangenen fortgebracht worden?“ Sie wußte nicht weshalb. „Hat Sie keinen Freund in Nantes?“ Sie habe nirgends einen Freund. „Kennt Sie irgend einen Republikaner, Bürger oder Soldat?“ Sie habe nur Einen gekannt, und der sey jetzt todt. „Wie war sein Name?“ La Coste. „Wo kam er um?“ Er wurde in der Vendée ermordet. „Hat Sie irgend ein Andenken von ihm, welches von seinen Freunden könnte erkannt werden?“ Ja, ein schwarzseidenes Tuch. — Sie band es sich vom Kopfe ab und gab es dem Soldaten. „Nur

dies? nichts weiter?" — „Ach ja! etwas von seiner Hand Geschriebenes." Sie zog das Stück beschriebenes Papier hervor. Der Soldat verwarf das erstere, zweifelhaftere Pfand und nahm das letztere; er faltete es auf, lächelte, und blickte aufmerksam darauf, in der Hoffnung, irgend einen Wink zu finden, welcher ihm Aufschluß über den Schreiber gäbe. Während er damit beschäftigt war, fühlte Jeannette sich wie von neuem auflebend, als wäre ein frischer Quell in der Wüste ihrer Brust entsprungen, und da sie fest daran glaubte, die Gesinnungen Dessen, den sie so innig geliebt hatte, daraus zu erfahren, so ersuchte sie den Soldaten, den Zettel laut zu lesen. Während aber noch die Schildwacht sich dazu anschickte, schallten plötzlich Fußtritte, und der Kerkermeister trat mit einigen Soldaten der Wache plötzlich in das Zimmer. Mit heftigen Flüchen beschuldigten sie die Schildwacht, absichtlich Jeannetten verborgen zu haben, während der Soldat dem Kerkermeister den Vorwurf zu-

rück gab. Die Gegenwart des Schlachtopfers war indeſſen das ſicherſte Mittel zur Verſöhnung. Der Streit wurde beigelegt, und unſere Heldin der Wache ausgeliefert, mit der Anweiſung, ſie ſchnell nach dem Qual zu ſchaffen, wo ihre Gefährten nur auf ſie warteten, um mit der Einſchiffung zu beginnen. Sie ergriffen ſie, und ſchleppten ſie hinaus. Ihr Geſicht war mit Staub und Thränen beſudelt, ihre Kleider waren zerriſſen und in Unordnung. Wild hing das Haar ihr um die Schultern, denn das Tuch, welches ſie darum gebunden hatte, war im Gefängniß zurück geblieben. Alles dies vermehrte noch ihre natürliche Häßlichkeit, und in dieſem Zuſtande erreichte ſie das Boot. Einige ältere Leute unter den Verdammten von beiden Geſchlechtern waren bereits eingeſchifft, aber kein weibliches Weſen war darunter, welches im geringſten hätte Anſprüche auf Jugend machen können. Sie ward von der Wache über das Ufer geſtoßen und am Bord von den wartenden Hen-

kersknechten mit Spottgeschrei empfangen. Als nun alle Vorbereitungen gemacht waren und die Ruderer schon abstießen, drängte sich ein junger Soldat mit sichtbaren Zeichen der Unruhe durch die Menge, sprang ins Wasser,' packte den Rand des Bootes, und schrie laut: „Halt! ich komme nicht zu spät. Ich erwähle das Mädchen zu meiner Frau.“ Der Gegenstand seiner Wahl erblickt ihn, schreit laut auf, und als Jener seine Arme ausbreitete, das Mädchen zu empfangen, sank es ohnmächtig nieder. Die Wachen, die Gefangenen, die Zuschauer, Alle waren auf einen Augenblick stumm. Der Auftritt kam so plötzlich, und die Wahl war so unerklärlich, daß keine Zeit zur Beurtheilung, Vermuthung oder zur Verweigerung blieb. Im nächsten Moment stieß das Boot ab — aber von seiner unglücklichen Last befreit, denn schon wurde die besinnungslose Jeannette triumphirend von den kräftigen Armen des dankbaren und großmüthigen La Coste ans Land getragen.

Ich darf nicht länger bei meiner Erzählung zaudern, da ihr Hauptintereſſe vorüber iſt. Es bleibt mir nur wenig zu berichten, und das ſoll ſchnell geſchehen. La Coſte berichtete Jeannetten, welche an ſeiner Bruſt bald ihre Beſinnung wieder gewann, daß er am Morgen nach ihrem Scheiden glücklich ſich nach den Vorpoſten der Republikaner durchgeſchlichen habe, und bei ihnen grade als die Schlacht begann, angekommen ſey. Er hatte ohne Verwundung den ſchrecklichen Tag beſtanden; beim Ausgange der Schlacht, als der Sieg nicht länger zweifelhaft war, ſey aber die Diviſion, zu welcher ſein Regiment gehörte, nach Nantes und zwar auf einer Tour, welche das Dorf nicht berührte, beordert worden. Da er beim Augenblick des Abmarſches es nicht möglich machen können, nach der Hütte, deren brennende Trümmer er von den Höhen herab bemerkte, zu gehen, hatte er einem treuen Kameraden aufgetragen, ſie aufzuſuchen, ihr, wenn ſie noch lebe, von ſeinem Wohlſeyn Nachricht

und die Börse, welche ihr so nützlich seyn konnte, zurück zu geben.

Ich versuche es nicht, die Gefühle unserer Heldin, als sie seine wunderbare Erzählung hörte, zu beschreiben, auch nicht La Coste's Schmerz bei der Nachricht vom Tode seines Freundes. In Nantes, fuhr er fort, sey er jedoch allzu beschäftigt gewesen, um von der Ankunft der armen Dorfbewohner etwas zu erfahren, besonders da es geheißen hätte, Alle wären beim Brande umgekommen. Erst vor wenigen Minuten habe er von ihrer Ankunft gehört, und zwar durch die ihm völlig unbekannte Schildwacht des Gefängnisses, welche die Begebenheit einer Anzahl junger Soldaten erzählt hatte. Er sagte, daß nur ein einziger Weg zum Handeln vor ihm gelegen. Er folgte diesem Wege getreu, und sie war jetzt dem Namen nach seine Frau.

Auf diese Weise lebte drei Monate lang bei ihm das Mädchen, aber keine Ceremonie hatte sie vereinigt. Doch behandelte er sie

mit einer Zartheit und Achtung, wie man sie selten bei einer gesetzlichen Verbindung findet; Jeannette sah aber nur zu deutlich, daß es die Dankbarkeit allein war, welche ihn in seinem Innern dazu antrieb. Nie hatte sie auf mehr gehofft, und selbst nicht einmal auf so viel gerechnet. Dennoch beunruhigte sie in diesem Zustande der Zufriedenheit und des Glückes zuweilen der Gedanke, daß mächtigere Gefühle dereinst die geweihten Bande, welche sie vereinigten, trennen möchten. Ihre Befürchtungen und die Stärke seiner Zuneigung wurden bald auf die Probe gestellt, denn die Feinde drangen damals von allen Seiten in Frankreich ein, und sein Regiment erhielt, so wie andere, eines Tages den Befehl, nach den Gränzen aufzubrechen. Jeannette — im Gefühl daß sie keine Ansprüche weiter auf ihn zu machen, daß er den ihm erwiesenen Dienst über und über bezahlt habe, und daß eine Frau wie sie, für einen Mann, wie er, nur eine Sorge und Noth seyn müsse — sagte ihm frei heraus,

daß, so unglücklich es sie auch machen werde, sie doch wünsche, er möge sich als ganz frei betrachten, und da sie jetzt im Stande sey, sich selbst in der Welt fortzuhelfen, so hoffe sie, daß keine zarten Rücksichten für sie ihn bewegen würden, seine eigenen Aussichten im Leben hinzuopfern. La Coste's Lage war sehr schwierig. Ich habe schon bemerkt, daß sein Aeußeres wohlgefällig und hübsch war. Seine Gestalt und sein Wesen waren in jenen Tagen der Gleichheit eine sichere Einlaßkarte in die beste — das heißt in die reichste — Gesellschaft zu Nantes. Er war allgemein bewundert, und ganz besonders von der Tochter eines reichen und heftigen Republikaners ausgezeichnet worden. Sie war schön und gebildet. Sie hatte seine Aufmerksamkeit angezogen, und Neigung und Absicht traten zusammen. Hätte er sie geheirathet, so konnte er auf Rang und Reichthum sicher hoffen; — aber that er es, was hätte dann aus Jeannetten werden müssen? In einem der gedankenvollen

Au-

Augenblicke, denen er kurze Zeit sich überließ, erwog er die Vortheile, welche eine solche Heirath bieten konnte. Er wandte sich dann zu Jeannetten, und obgleich ich nicht sagen kann, daß er bei ihrem Anblicke sie alle vergessen habe, so kann ich doch gewiß versichern, daß, als er sich des armen Mädchens trübe Aussicht vormalte, er einen Zauber fühlte, stark genug, um alle die mächtigen Versuchungen, sie zu verlassen, zu überwinden. — Der Kampf war nur kurz, denn er heirathete sie noch denselben Tag, und am nächsten Morgen brachen sie zusammen nach dem Kriegesschauplatz auf. — Wie Viele werden bereit seyn mit dem Ausrufer „Er that nur seine Pflicht!“ Wollte Gott, daß solche Pflichten allgemein anerkannt und vollbracht würden!

Ein und zwanzig Jahr diente La Coste als gemeiner Soldat. Er war tapfer und führte sich gut auf, aber das Glück wollte ihm nicht wohl. Während dieser ganzen Zeit war Jeannette sein treues, liebevolles Weib.

Durch ihren Fleiß erwarb sie so viel, um ihn in seiner Baracke oder seinem Zelte unterstüzzen zu können. Durch Deutschland, Italien und Spanien begleitete sie ihn in manchem blutigen Feldzuge, stand fest an seiner Seite in mancher Stunde der Gefahr und Noth, und wachte ganz zulezt an seinem Todbette in seiner Vaterstadt, als der Friede ihm endlich Zeit ließ zum Sterben. Sie hatten eine Tochter, die schön und gut war. Auch diese heirathete einen Soldaten, welcher seine Entlassung erhielt, als der Krieg aus der Mode kam. Seinem Gewerbe als Gärtner folgend, unterhält er jezt ganz gut seine Frau und fünf Kinder, und hat seine Schwiegermutter bei sich aufgenommen, welche, trotz ihres Alters, noch immer eine tüchtige Waschfrau ist.

Ich habe die ganze Familie in einer Hütte gesehn, die ich glücklicher pries als manches stolzere Haus, und dann versammelt in voller Lust in einem Garten, welcher eben so duftend und blühend ist als andere, die feinere,

aber weniger beneidenswerthe Gesellschaft aufnehmen. Jeannette, oder wenn der Leser lieber will, Madame La Coste, hat ihren Beinamen la vilaine tête nicht verloren, und vielleicht hat sie jetzt, wo das Alter tiefere Furchen eingegraben, und die südliche Sonne sie immer mehr gebräunt hat, selbst noch gerechteren Anspruch darauf. Diese Geschichte habe ich nach ihrer eigenen Erzählung wiedergegeben, und wahrscheinlich verlangt der Leser nicht erst von mir zu erfahren, daß meine Waschfrau aus dem Dorfe in Medoc eine und dieselbe Person mit meiner Heldin ist. Habe ich vielleicht mitunter die Beschreibungen ausgesponnen, oder meine eigene Rede der meiner Erzählerin untergeschoben, so habe ich gewiß Unrecht gethan, in so fern ich vielleicht dachte, es besser zu machen. Vielleicht ging ich aber auch zu weit, wenn ich glaubte, daß diese Geschichte dieselbe Wirkung auf Andere machen werde, welche sie auf mich hervorbrachte, damals, als meine alte und häßliche Wasche-

frau, beim Aufzählen meiner Wäsche plötzlich inne haltend, zu der Erzählung ihrer Geschichte überging, und nun, sorgenlos auf ihren Stuhl gelehnt, mit der naiven Art einer Bäuerin und der unübersetzbaren Mundart der Vendée, ihren einfachen Bericht vortrug, nur hie und da unterbrochen von Seufzern um ihren Gatten, ihre Großmutter und ihr Geburtsdorf, dessen Name jetzt kaum anderwärts, als in ihrem Gedächtnisse lebt.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt in der Leffingschen Buchdruckerei.

Heer- und Querſtraßen

oder

Erzählungen,

geſammelt

auf einer Wanderung durch Frankreich,

von

einem fußreiſenden Gentleman.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Willibald Alexis.

Zweiter Theil.

Berlin,

verlegt bei Dunder und Humblot.

1825.

Der

Verbannte in den Landes.

Mit großem Muth und Geiſtesſtärke ſagte er dem Gerichtshofe: das Verbrechen, deſſen er hier angeſchuldigt ſtehe, ſey keine in einem Winkel vollbrachte That: erſchallt wäre ſie bis zu allen Nationen; — — um zeitlicher Vortheile willen würde er auch dem armen Mann und der armſten Frau auf Erden keinen Harm anthun. — — ſeit habe er in jeder Gefahr an ſeinen Grundſätzen und ſeiner Unbeſcholtenheit gehalten.

Hume, Geſchichte von England. Band VII.

Erſtes Kapitel.

Jedermann hat von den Landes von Frankreich gehört, und viele meiner Landsleute haben ſie auf ihrer Reiſe von Paris nach den Pyrenäen berührt; aber wer ſie nicht geſehen hat, und auch keine ähnliche Landſtriche kennt, kann ſich keine Vorſtellung von dieſen monotonen Einöden machen.

Es iſt gar nicht meine Abſicht, in die Rechte meiner geehrten Mitſchreiber einzugreifen, welche ihre loſen Gedanken in der Form von „Touren“ und „Reiſen“ einzukleiden pflegen, und hier umſtändliche Ortsbeſchreibungen zu liefern. Ich begnüge mich, zu ſagen, daß die Landes ſich, von Norden nach Süden, von der Gironde bis zur Adour erſtrecken, daß ſie im Weſten von der Bai von Bis-

cava bespült werden, und sich im Osten unmerkbar mit den fruchtbaren Ebenen von Aire und Villeneuve de Marsan vereinigen. Länderbeschreiber und die Landkarte können das Uebrige melden.

Ausgedehnte Fichtenwälder bedecken diesen Ocean von Sand. Hier und dort bildet eine Hütte oder ein Dörfchen den Mittelpunkt eines grünen Strichs, auf welchem Haufen struppiger Schafe und Ziegen grasen, während der nichts sagende Blick des Wesens, welches ihrer wartet, eben sowohl seine geistige Verwandtschaft mit der Heerde bekundet, als sein Schafpelz ihm auch die äußere Aehnlichkeit mit ihr verleiht.

Eines Sommermorgens, als die ersten Tagesstrahlen den Himmel aufschlossen, verließ ich Bordeaux, um diese Wüsten kennen zu lernen. Die Vögel schüttelten eben die Schläfrigkeit der Nacht ab, streckten ihre kleinen Flügel und putzten an ihrem Gefieder mit der Koquetterie einer feinen Dame, welche

ihre aufgelöſten Locken oder ihren Kopfputz zurecht ſetzt.

Gerade in dieſem Augenblicke ergriff mich die Ueberzeugung, daß die Eitelkeit nicht das ausſchließliche Eigenthum des Menſchen ſey, daß das Bäumen des Roſſes, das Brüſten des Hahnes, die Grimaſſen des Affen nichts weiter als einige von den Abſtufungen ſeyen, welche der Menſch vom Stolz bis zur Albernheit durchmacht. Immerhin, dachte ich, laß die Thiere mit den Menſchen wetteifern, und mit uns noch eines unſerer Privilegien theilen; weiß Gott, wir kommen ihnen oft auf halbem Wege entgegen, um ihnen gleich zu werden!

In meiner Gedankenreihe wurde ich durch die Natur des Bodens, welcher mich im Weitergehen aufhielt, geſtört. Ich wandere in tiefem Sande, indem ich auf einen der Abwege, welche in hundert Richtungen bis an der Gränzen der Landes ſich kreuzen und theilen, gerathen war. Ich ver-

ſuchte zu entdecken, wo ich ſey, aber ohne Erfolg. Um mich, auf allen Seiten, ſtanden ſchlanke Fichten. Nichts zeigte mir die Richtung an, in welcher ich gekommen war, denn der Weg hatte ſich in unregelmäßigen Windungen durch den Wald geſchlängelt. Oben war der dunkelblaue Himmel, unten der tiefe ſandige Boden, der noch dazu von der Mittagsſonne ganz verſengt war. Ich war für einen Augenblick verwirrt, erholte mich indeſſen bald wieder. Ich befragte nun des armen Rangers mißvergnügten Blick, konnte aber daraus nichts lernen. Keuchend lag er am Stamm einer Fichte, und ſeine Augen waren auf mich gerichtet, als ſuche er bei mir Troſt und Erfriſchung.

Da ich ganz und gar den Weg verloren hatte, ſo blieb mir weiter nichts übrig, als meinen Schatten zur Richtſchnur zu nehmen, und da ich mich eben auf einer offenen Stelle befand, welche dieſe Beobachtung zuließ, ſo entdeckte ich bald, daß mich der-

ſelbe nach Oſten hin wieß. Da ich nun wußte, daß die See in entgegengeſetzter Richtung liege, ſo war ich beruhigt, ging furchtlos weiter, und ſetzte mich, als ich endlich eine kleine bewachſene Stelle fand, nieder, um aus dem Querſack etwas kalte Küche und Braten heraus zu nehmen.

Nach unſerer durch den Mangel an Waſſer nur ſehr unvollkommnen Mahlzeit, ſchien Ranger ſowohl als ich von neuer Kraft erfüllt. Wir machten uns wieder auf den Weg, und während er in Kreiſen durch den Wald lief, in der fruchtloſen Hoffnung, einen Bach oder ein Volk Rebhühner zu finden, ging ich auf was für einen Weg ich gerade fand, weiter.

Ich berechnete, auf irgend ein Dorf oder eine Hütte zu ſtoßen, wo ich die Nacht zubringen könnte, falls ich La Teſte, eine kleine Küſtenſtadt, wohin ich eigentlich wollte, nicht mehr erreichen könnte. Als ich ſo abermals in meine Träumerei verfiel, vergaß ich mich

wieder selbst, und schlenderte auf diese Weise vorwärts, bis die Sonne den dunkeln und drohenden Horizont berührt hatte. Ueberall senkten sich die Wolken hernieder, und ein Unheil verkündender Wind strich düster über die Einöde, und schüttelte die Aeste der schwarzen hohen Kiefern. Jetzt fing ich denn ganz ernstlich an, um mich zu blicken, und indem ich meine Schritte in gerader Richtung verdoppelte, erreichte ich in einer halben Stunde den Ausgang des Waldes, in welchem ich so lange gewandert war. Mein Weg führte mich in eine fast grenzenlose Ebene, wo ich aber weder eine Wohnung noch ein lebendes Wesen erblickte. Von dem Tagesmarsche durch den schweren sandigen Boden fühlte ich mich außerordentlich ermüdet. Auch war ich zum zweitenmale hungrig geworden, und außerdem für Rauber besorgt; denn diese Wälder sind überfüllt mit Wölfen, und hätte uns die Nacht überfallen, ehe ich ein Unterkommen gefunden,

ſo möchten wir Beide in Gefahr gerathen ſeyn.

Während dieſe Gedanken mich quälten, bemerkte ich am dunkeln Horizonte zwei Geſtalten von ſo rieſenhafter Größe, daß ich ſie zuerſt für zwei einzeln ſtehende, vom Winde geſchaukelte Fichtenbäume hielt; aber aus ihrer Bewegung ſah ich bald, daß es lebende Weſen ſeyn mußten, indem ſie mit ungeheuren Schritten über die Wüſte gingen. Entſchloſſen, mit ihnen zuſammen zu kommen, ſchoß ich den einen Lauf meiner Flinte ab. Sie hielten an; und als ich wahrzunehmen glaubte, daß ſie ſich nach mir umkehrten, feuerte ich ſchnell den zweiten Schuß ab, und rief dann aus vollen Kräften, indem ich auf ſie zulief. Sie erblickten mich, und kamen mir entgegen, und zwar mit einer Schnelligkeit, die zugleich lächerlich und erſchreckend war, und ich darf dreiſt behaupten, daß, ſeit Gulliver in Brobdignag war, kein Reiſender ſo begründete Urſache hatte, gering von ſich zu denken, als ich.

Als ſie näher kamen, ſah ich denn, daß es Menſchen auf ungeheuer hohen Stelzen waren, und jetzt erinnerte ich mich erſt aller der Nachrichten, die ich von den Schäfern der Landes geleſen und gehört hatte. Dies waren die erſten Proben, welche mir davon zu Geſicht kamen, und in meiner Verſunkenheit hatte ich das vergeſſen, was ich ſo natürlich hätte voraus ſehn können.

Als dieſe ſonderbaren Weſen mir näher kamen, konnte ich jedes Stück ihrer auffallenden Erſcheinung und Bekleidung erkennen. Die letztere beſtand aus einer groben wollenen Jacke, und Hoſen, welche loſe um die Kniee ſchlakerten. Eine runde gewundene Mütze, wie ſie von den Schäfern in Aberdeenſhire getragen wird, bedeckte ihren Kopf. Lange Maſſen ſchwarzen ungekräuſelten Haares fielen über ihre mit einem Mantel von Schafpelz bedeckten Schultern. Ihre Beine waren mit rohen Streifen deſſelben Felles umwunden, und plumpe Sandalen um ihre

Füße gebunden. Sie trugen Beide ange Stangen zur Unterſtützung beim Gehen und Feſtſtehen, und Jeder hielt in ſeinen ungeſchlachten Händen einen groben Strumpf und Strickruthen (ich kann ſie nicht Nadeln nennen), mit welchen ſie Kunſt und Fleiß in das einzige Licht ſtellten, in welchem ſie als Spott erſcheinen konnten.

Beide waren über das mittlere Alter hinaus, wenn ich aus ihren buſchigen Bärten und gefurchten Wangen ſchließen durfte, aber über ihre Neigungen, Fähigkeiten, Anlagen (einige Theoretiker können dieſe auf den erſten Blick erkennen) vermochte ich nicht einmal zu diviniren. Sie hatten Geſichter, bei welchen Lavater ſich den Kopf dürfte zerbrochen haben; ſonſt hätte aber kein Menſch aus ihnen etwas heraus gebracht.

Als ſie mir nahe kamen, hielten ſie plötzlich ſtill. Ich redete ſie Franzöſiſch an, und fragte, ob ſie mich in ein Wirthshaus,

welches ja doch in der Nähe seyn müsse, führen könnten?

Sie verneinten meine Frage durch Kopfschütteln. Nun fragte ich sie, ob ich mich noch weit von La Teste befände? — Es folgte dieselbe Antwort. Ich bat sie nun, mich zu unterrichten, ob eine Hütte in der Nähe sey, wo ich Unterkommen finden möchte?

Beider stummes Kopfschütteln schien ein positives Nein auszudrücken.

Dies hielt ich für das äußerste Zeichen der Ungastfreundschaft, und so völlig verschieden von dem, was ich bisher auf dem Lande erfahren hatte, daß ich kaum meinen Sinnen traute. Aber der versteinerte Gleichmuth auf den Gesichtern beider Leute ließ noch Aergeres erwarten, so daß ich für den Augenblick gewünscht hätte mich zwischen zwei Beduinen in den arabischen Wüsten zu befinden.

Während dieser kurzen Unterhaltung, welche meinerseits in Worten, ihrererseits in Schweigen bestand, konnte ich auch keine

Muskelbewegung, keine Veränderung des Ausdrucks auf ihren Gesichtern erblicken. Endlich, um das fruchtlose und traurige Gespräch zu Ende zu bringen, fragte ich sie kurz, wo ich mich befände.

Ein schweigendes Kopfschütteln ließ mich so klug wie vorher.

Jetzt erst fiel mir ein — was meine klugen Leser längst werden errathen haben — daß die armen Schäfer kein Wort meiner Fragen verstanden hatten. Kaum war mir dies beigefallen, als ich alle gasconischen Wörter zusammenraffte, welche ich während meiner Reise in Perigord aufgesammelt hatte; das half mir indessen eben so wenig als das Französische, und ich wurde aufs neue hier überzeugt, daß in diesem Theile Frankreichs jeder Distrikt sein völlig verschiedenes Patois habe, welches kaum von den Bewohnern der nächsten Orte verstanden wird. So mußte ich denn endlich zu der Universalsprache der Natur meine Zuflucht neh-

men, in welcher die Finger Worte ſind, und die Bewegungen Töne. Auf alle mögliche Weiſe deutete ich meine Luſt zum Eſſen und Schlafen an. Dank Eurem glänzenden Verſtande! dachte ich, als Einer von ihnen mir einen bedeutungsvollen, bejahenden Wink gab, den der Andere ſchweigend wiederholte. Dann murmelten ſie unter einander etwas, und, indem ſie Alles, was die gute Sitte verlangt, thaten, gingen ſie mit verkürzten Schritten vor, und deuteten mir an, ihnen zu folgen.

Ranger und ich thaten dies ſehr gern. Unſere Führer hatte ihre Schritte abgekürzt, wir vergrößerten die unſern, und ſuchten auf dieſe Weiſe einen Einklang in unſere Bewegungen zu bringen. Ich will die Leſer nicht mit der umſtändlichen Beſchreibung unſeres Marſches in der erſten halben Stunde ermüden. Die Schäfer vertrieben die Langeweile durch eine Unterhaltung in ihrem eigenthümlichen Jargon, und Ranger und ſein Herr thaten dies auf dieſelbe Weiſe.

Als wir in westlicher Richtung weiter vorschritten, kam mir der Wind immer heftiger, aber nicht erfrischend, entgegen. Er war heiß und drückend, der drohende Himmel schien sich vorzubereiten die gesammelten Stoffe auszuströmen, und ferne Donner rollten an dem noch von der scheidenden Abendsonne gerötheten Horizonte. Aber die heraufziehenden Wolkenmassen löschten bald jedes Tageslicht aus, und thürmten sich zu ungeheuren Dunstbergen. Zuweilen wurden sie durch Blitze erleuchtet, und glichen den gigantischen am Himmel aufgerichteten Batterien. Als sie von Westen heranzogen, schossen sie Feuerströme herab, welche zuweilen die Erde wie Flammenschwerter zu durchbohren schienen. Dann nahm die elektrische Materie wieder eine horizontale Richtung, und wild zuckten die Blitze durch die Wolken. Die Dunkelheit kam jetzt so plötzlich, wie ich es nie zuvor gesehen hatte, und die Windstöße wurden furchtbar. Wie Fluten von Luft strömten sie über die Wüste,

hoben den Sand wie Wellen empor, und riſſen Alles vor ſich nieder. Jeder einzeln ſtehende Baum vor uns wurde zerſplittert. Das Getöſe, vom Widerſtand hervorgebracht, den der Wirbelwind im dichten Walde fand, übertrifft alle Beſchreibung. Es ſchien, als würde der ganze Wald geſpalten, und nach jedem Windſtoß hörten wir das Heulen der vom Sturm erſchreckten, auch vielleicht von den geſchleuderten Aeſten verwundeten Wölfe, die dem Elemente zürnten, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſie mitunter niedergeworfen hatte.

Auch ich, meine Führer und mein armer Hund wurden beim Anfang des Sturmes wiederholentlich zu Boden geworfen. Die Schäfer waren genöthigt, ihre Stelzen zu verlaſſen, und ſie hatten jetzt nicht den geringſten Vorzug vor mir. Ihre Erfahrung gab ihnen kein beſonderes Hülfsmittel an die Hand, und als ein furchtbarer Windſtoß uns umwirbelte, warf ich mich der Länge

lang auf den Sand, umſchlang mit der einen Hand Rangern, welcher zitternd an meiner Bruſt lag, und packte mit der andern den Stamm einer vor kurzem niedergeriſſenen Kiefer. Die Schäfer folgten meinem Beiſpiele, und zeigten während des ganzen Auftrittes weniger Gegenwart des Geiſtes als gänzliche Abgeſtumpftheit.

Dieſer großartige Krieg der Natur dauerte an zwanzig Minuten. Dann hielt der Wind plötzlich inne, als verdrängten ihn die Regenſtröme, welche jetzt auf uns niedergoſſen; wir richteten uns auf, und die Schäfer verfolgten ihren Lauf. Sie beſtiegen abermals ihre Stelzen, und ich ging ihnen nach; wiederholentlich krachte der Donner über unſern Häuptern, und die Blitze glänzten wie flüſſiges Feuer mitten in den Regengüſſen.

Ich war ſo ermüdet, daß ich kaum vermochte durch den naſſen Sand zu dringen, während meine holzbeinigen Gefährten wenig Anſtoß fanden. Meine Freude kann

man ſich daher denken, als ſie plötzlich vor einem Hauſe ſtille hielten, welches ich wegen der Dunkelheit der Nacht erſt bemerkte, als wir dicht vor ſeinen Mauern ſtanden. Beide riefen laut auf, und die Thür wurde, von einer Frau mit einer Harzfackel in der Hand, vorſichtig und nur halb geöffnet.

Beim freundlichen Anblick der offenen Thüre machte unſere ganze Geſellſchaft zu gleicher Zeit Anſtalt hineinzudringen. Ranger ſprang voran; kaum aber hatte er die Schwelle betreten, als ein großer ſtruppiger Hund von einer eigenthümlichen Zucht der Landes auf ihn loßfuhr, ihn bei der Kehle packte und ihn zu Boden warf. Ich gab mir einen Augenblick alle Mühe, die Beſtie von ſeiner Beute abzuziehen, und ſchrie aus Leibeskräften der Frau zu, ihn fortzurufen; als dieſe aber nicht hörte, oder nicht hören wollte, ſpannte ich meinen Hahn, und wollte durch ein Zeichen der Drohung (die übrigens der naſſe Zuſtand meiner Flinte

ganz unſchädlich machte) wenigſtens das Haus für die Sicherheit ſeines Wächters allarmiren. Ich ſah mehrere Männer drinnen ſitzen, die aber meine Drohung ſehr gleichgültig aufnahmen, und nun, entſchloſſen in meiner Wuth, legte ich meinen Finger ſchon an den Drücker, als mein Arm heftig von hinten angepackt und ich zugleich folgendermaßen angeredet wurde: „Junger Mann, was wollen Sie thun? Schießen Sie auf das Thier, ſo können Sie gefaßt ſeyn, auf der Stelle umzukommen!“

„Laßt mich los,“ ſchrie ich ungeduldig, „mein Hund iſt in Todesgefahr vor dem Ungeheuer; — beim Himmel, ich will ...“ — aber ehe ich noch ausgeſprochen, hatte der Wilde losgelaſſen, und lag ſchmeichelnd zu den Füßen des Mannes, der mich angeredet hatte.

Ein Wort von ihm hatte Rangern, ſeinen Feind, und, wenn man dem Fremden glauben konnte, vielleicht mich ſelbſt gerettet. Ranger ſchmiegte ſich zwiſchen meine Bei-

ne, und ich tadelte den Mann, daß er einen so gefährlichen Hund halte. Er erwiederte ruhig: „Der Hund gehört nicht mir — aber er that nur seine Pflicht. Er gehört den Leuten in diesem Hause, und die Männer drinnen würden gewiß jede ihm angethane Beleidigung gerächt haben. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich hier in einer Gegend befinden, wo Vorsicht eine nützliche Tugend ist.“

Sanftmuth und Wohlwollen lag in seiner Rede, und beim Lichtschein aus dem Hause konnte ich auch seine Gestalt erkennen. Er war groß und in einen weiten blauen Spanischen Mantel eingehüllt, welchen am Kragen eine silberne Klammer schloß. Er trug eine hübsche Pelzmütze. Auch sein Gesicht war, im Einklang mit der Stimme — voll Würde und Sanftmuth.

Ich war betroffen über diese Erscheinung und diese Sitten, und drückte meinen Dank für den mir geleisteten Dienst aus.

„Ach, mein Herr,“ ſagte er: „Sie wiſſen nicht, wie ich ein ganzes Leben voll Dienſtleiſtungen, der Menſchheit ſchuldig bin. Dieſe geringe That wiegt wenig gegen eine Laſt von Verbrechen.“

Bei dieſen Worten ergriff er meine Hand, und drückte ſie ſtark, ohne faſt zu wiſſen, was er that. Plötzlich ließ er ſie los, fuhr zurück — rückte ſeine Mütze tief ins Geſicht, hüllte ſich in ſeinen Mantel und kehrte um.

„Guter Gott, mein Herr!“ rief ich, „Sie werden doch nicht in der ſchrecklichen Nacht weiter gehen?“

„Ja, ich werde,“ antwortete er ernſt, „und ich will den ſehen, der mir zu folgen wagt!“

Ich ſtarrte ihm nach, aber er war ſchon in der Dunkelheit verſchwunden. Neugier, Verwunderung, aber ich glaube auch eine Art Ehrfurcht ergriffen mich; ich drehte mich um, und trat ins Haus.

Zweites Kapitel.

Meine erſte Sorge war, mich an die Frau zu wenden, deren geſchäftige Miene verkündete, daß ſie die Herrin des Hauſes ſey, während die ganze Ausſchmückung der Küche, in welcher ich ſtand, dem Gebäude ſelbſt den freundlichen Charakter eines Wirthshauſes verlieh. Auf meine ſchnelle Frage: „Wer war der Herr, der eben ging?“ erhielt ich zuerſt keine Antwort. Die Wirthin betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem nicht ſchmeichelhaften und ſogar verdächtigen Blicke. Die vier oder fünf rohen Geſellen am Feuer ſtanden auf, und ſammelten ſich um mich. Weit

entfernt, ihrer Neugier mich entziehen zu wollen, beſtand ich vielmehr auf die Befriedigung meiner eigenen, indem ich meine Frage wiederholte.

„I nun, mein Freund,“ fragte die Wirthin: „was iſt denn Ihr Geſchäft? Wer ſind Sie? Ein Spion vielleicht, um hier einen beſſern Mann zu fangen?“

„Es ſcheint ſo!“ — „Wahrhaftig!“ und andere ähnliche Ausdrücke tönten aus der Gruppe, welche mich umgab. Kurz, ich merkte, daß in der Geſellſchaft keine freundſchaftliche Stimmung für mich obwaltete. Man murmelte: „Fremder!“ und „Engländer!“ und sacre! und peste! und dergleichen. Da bedachte ich denn, daß es beſſer ſey, dem Uebel zuvorzukommen, als ihm nachher abzuhelfen, und weiſer, einen Sturm, den ich nicht aushalten möchte, abzuwenden. Ich nahm deshalb ein freimüthiges und zutrauliches Weſen an, welches immer ſiegt, dem ſelbſt eine finſtere

Gruppe Spanier nicht widerstehen kann, und das vollends mit Zentnerschwere auf die gesellige Gemüthsart der Franzosen wirkt; — ich entdeckte ihnen meine Lage und meine Absicht. Ich überzeugte sie, daß ich weder Spion noch Feind sey; daß meine Erkundigung nach dem geheimnißvollen Fremden nur aus Dankbarkeit und gutem Willen herrühre — und in fünf Minuten saß ich unter ihnen, wie einer ihres Gleichen, und wurde auf Aller Einladung in den wärmsten Winkel des Kamins gesetzt. Eine gleiche Achtung erwies man Rangern, der, in grosser Behaglichkeit vor den prasselnden Reisbündeln liegend, seinen ersten rauhen Empfang vergaß.

Man überhäufte mich mit Höflichkeiten, gab mir trockne Kleidungsstücke (indem mein Quersack mit allen Sachen darin durch und durch naß war), reichte mir die Schnapsflasche, und überbot sich in freundlichen Reden und Anerbietungen.

Nach-

Nachdem ich nun trocken und warm war, meldete ſich auch ein bedeutender Appetit. Ich fragte die gute und hübſche Wirthin, was ich haben könnte? und ſie erwiederte, daß Bordeaux wenig Leckerbiſſen enthalte, welche ſie mir nicht eben ſo gut reichen könne. Eine lange Liſte von dergleichen folgte ihren Betheuerungen und ihre Zunge rannte geläufig über alle Leckerbiſſen von eines Traiteurs gewöhnlichem Kataloge. Damit ich aber in meinen Hoffnungen nicht zu weit geführt werden möchte, warf mir einer der frohen Geſellen, welcher an einer Flaſche Wein zu ſechs Sous nippte, einen ſchelmiſchen Wink zu, der ſo viel ſagen wollte, als daß die Wirthin nur eine poetiſche Freiheit in Aufzählung ihrer Gaben gebrauche, und daß die Ortolanen, der Bayonner Schinken, die Putenbraten mit Trüffeln, die Perigord-Paſtete nur in der Speiſekammer ihrer Einbildungskraft exiſtirten. Mich quälte dies weiter nicht,

denn mein Appetit hätte die Verzögerung nicht ertragen, welche so hochtönende Gerichte erfodert haben würden, und mein Auge wandte sich mit natürlicher Freundlichkeit auf mehr heimathliche und hier besser angebrachte Fleischspeisen.

Indem ich daher der guten Frau für ihren guten Willen dankte, bat ich sie, mir ein für die gegenwärtigen Umstände und einen Fußreisenden passenderes Abendbrod zu bereiten. Im Augenblick zierte meinen kleinen Tisch ein grobes aber reines Tischtuch nebst dergleichen Serviette. Eine Flasche sauren Weines, eine Kanne trübes Wasser, ein braunes Brot, volle drei Fuß lang, ein Salzfaß mit Salz, ein anderes mit Pfeffer, eine schwere, schlecht geformte silberne Gabel, ein dergleichen Löffel, und ein Messer, welches der rohste Lehrling in Birmingham sich schämen würde, gemacht zu haben — stand bald vor mir, ganz im Geiste jener Ordnungslosigkeit, welche so besonders die Vorberei-

tungen zu einer franzöſiſchen Mahlzeit bezeichnet.

Meine geſchäftige Wirthin wurde überall unterſtützt von einem rothbäckigen, freundlichen Mädchen in einer knappen, ſteif geſtärkten Haube, blauen Schnurbruſt und rothwollenem Rocke: und in wenig Augenblicken ſetzten ſie auf den Tiſch eine kleine irdene Terrine, deren braune äußere Farbe nicht im geringſten dunkler war, als die Suppe, welche drinnen rauchte, und einen ſauren Dampf, in welchem der Geruch des Knoblauchs vorherrſchte, von ſich gab. Ein Eierkuchen von ſechs Eiern, wohl mit Kräutern von allen Sorten vermiſcht, lag ſchon in der Pfanne, und Cazilie's dunkelbrauner Arm war ſchon ausgeſtreckt, um ihn über das Feuer zu halten. Die Hand der Wirthin war im Begriff, von einer Schnur mit Blutwürſten, eine, deren Dicke einem Patagoniſchen Maule würde mundrecht geweſen ſeyn, abzuſchneiden. Ich ſelbſt wollte eben

mit meinem Löffel in die in Wolken verhüllte Terrine tauchen, als alle unsere Bewegungen mit einemmale stockten, und Jedes Aufmerksamkeit durch das Stampfen eines Pferdes und die lauten Ausrufungen einer Stentorstimme erweckt wurde.

„Himmel!" schrie die Wirthin, „es ist Monsieur l'Inspecteur der Forsten!"

Monsieur l'Inspecteur!

Der Inspecter!

Inspecter!

Specter!

tönte aus jedem Munde wieder, von Cazille's herab bis zu meinem, in allen Abstufungen von Erstaunen bis zur Erkundigung. Selbst Ranger machte die Steigerung durch einen Ton, welcher ungefähr zwischen Verwunderung und Frage in der Mitte stehen mochte, vollständig. Jedermann sprang auf und nach der Thür; alle Lichter und Harzfackeln, welche die Küche erleuchtet hatten, wurden mitgenommen. Die Schnur mit

den Blutwürsten baumelte unzerschnitten an der Mauer — der ungeborne Eierkuchen floß in die Kohlen, — und der Löffel mit Suppe blieb unberührt in meiner Hand.

Diesem Augenblick voll gespannter Erwartung folgte der Eintritt der wichtigen Person, welcher so unbedingte Ehrfurcht erwiesen war von Herrin und Mädchen, Mann und Thier, Blutwurst und Eierkuchen. Monsieur l'Inspecteur kam prustend und sich schüttelnd herein, mit aller der Würde in seiner Miene, welche einem großen Manne, der vom Regen trieft, angeboren erscheint.

Er war von breiter Gestalt, dunkler Hautfarbe und trug einen ungeheuren gekräuselten Schnurrbart. Seine gewaltigen Courierstiefeln, die Menge seidener Tücher und übereinander gezogener Röcke hatten ihn nicht vor der Durchnässung geschützt. Er triefte wie ein Flußgott, von seinen Sporenrädern hinauf bis zum hoch

aufgekrämpten Hut. In jeder Hand trug er eine Pistole, und während er sich dem Feuer näherte, klirrte ein langer Säbel auf den Fliesen des Flures.

Er schritt über alles, was ihm im Wege stand, fort, indem er zwei Stühle, eine Wärmpfanne und einen Korb mit Fischen umwarf. Jedermann wich ihm aus, so daß er nicht lange Zeit brauchte um nach dem großen und freundlichen Herde zu gelangen. Man denke nicht, daß alles dies in schweigender Majestät geschah — ganz das Gegentheil. Bei jedem Schritte ein Ausruf, und bei jedem Ausruf ein Fluch.

„Eine Höllen-Nacht! • • • •! Welch verfluchter Sturm! • • • •! Welch teufliches Wetter! • • • • •!“

Diese Sternchen bedeuten Flüche. Ich bin sonst in allen Ausdrücken bewandert, diese aber, Gott sey Dank, lassen sich nicht übersetzen. Mit diesem eigenthümlichen anstößigen Reichthum der französischen Sprache

ging er überaus freigebig um, und würde jeden Leser von Gresset's Vert-vert an den bösen Papagey erinnert haben:

Les b.. les f.. voltigeaient sur son bec;
Les jeunes sœurs crurent qu'il parlait grec.

Sehr schnell machte sich der Inspector von allen Aufsenlingen los, warf bei Seite den großen Hut, die Stiefeln, Pistolen, den Gurt, Säbel, und stürzte sich fast in die Flammen, welche das prasselnde Kieferholz hochlodernd in den Schornstein sandte.

Mir gefiel diese Scene dermaßen, daß ich alle meine Operationen einstellte, und meine ganze Aufmerksamkeit auf den neuen Gegenstand richtete.

Er war zuerst mürrisch und ärgerlich, und nahm ohne ein anderes Wort zu sprechen, als einen gelegentlichen Fluch, die eifrigen Dienstleistungen der Wirthin und Cazille's, so wie die demüthigen Anreden der

Leute umher an. Dann warf er sich in den für ihn hingestellten Armstuhl, und da sein Rücken gegen mich gekehrt war, so übersah er mich in meinem Winkel ganz und gar. Als nun die Hitze ein wenig den äußern Menschen zu trocknen anfing, schien auch der innere aufzuthauen, denn er warf so etwas von: „Dank Euch" der Wirthin zu, als sie den zweiten aufgekrämpelten Strumpf ihm übers Knie zog, und kneipte Cazillen unter das Kinn und küßte sie, als sie ihm die Pantoffeln anzog.

Die übrigen Anwesenden wurden für ihre Dienstleistungen auf folgende Weise abgefunden: „Und wen haben wir hier? Ha! Eine Bande schwarzer Schmuggler, ...! Nicht doch; Bitte um Verzeihung, honette Leute; Fischer! Wahrhaftig man kann Euren Handel an Eurem Geruche erkennen, ...! Zurück Freunde, ich hasse alle Parfümerien. Gut, gut! Was habt Ihr denn in euren Körben heut Abend? Meerbutten mit Brant-

weinsauce * * * *! Ich will wetten, unten liegen so gut Flaschen mit Cognak, als oben die stinkenden Makrelen, * * * *! Aber hütet Euch. Ich will der Octroi*) einen Wink geben — könnt Euch versichern, und seyd Ihr einmal an der Barriere ertappt, so könnt Ihr so lange im Fort **) liegen, bis ihr zerbissen und zerrissen seyd, wie ein Stück gesalzener Stockfisch, * * * *!"

Ein lautes Gelächter des Sprechers verkündete, daß dies Witz seyn solle, und ein ähnliches antwortendes von dem Kreise umher, deutete an, daß sie einen Scherz zu seiner Zeit zu verstehen wußten. Allerlei Späße wurden dem Inspector dafür wieder gesagt, die beste Entgegnung erschien aber in der schönen Gestalt einer edlen Meerbutte, welche einer der Fischer aus seinem Korbe nahm. Dieser, als Sprecher der An-

*) Zunamt.

**) Das Gefängniß von Bordeaux ist ein altes Schloß das Fort du H[illegible], schlechtweg das Fort genannt.

dern, hoffte in seinem und seiner Kameraden Namen, daß Monsieur l'Inspecteur ihm die Ehre erweisen, und den Fisch annehmen, auch sich der Mühe unterziehen werde, ihn zu riechen, um sich zu überzeugen, daß er frisch sey.

„****! man kann's nicht ausschlagen," war die Antwort, und Monsieur zog die Börse heraus, als schien er das Compliment bezahlen zu wollen.

„Oh! oh! oh!" riefen einstimmig die Fischer, „was will Monsieur l'Inspecteur thun? Bezahlen! Immer doch Derselbe, großmüthig und edel! Nein, nein, nein! Wir können ja nicht weniger für Monsieur thun, und wir sind über und über bezahlt, wenn Monsieur uns die Ehre anthun will, sich die Mühe zu machen, ein paar Worte an den Herrn bei der Octroi von Bordeaux zu schreiben, daß er unvisitirt uns durch die Barriere läßt, damit wir früh auf den Markt kom-

men, und an Zeit das einbringen, was wir während des Sturms verloren haben.“

„O! sehr gern!“ rief Monsieur l'Inspecteur. „Gott bewahre, daß ich so eine geringe Gefälligkeit, so ehrlichen Leuten als Ihr alle seyd, abschlüge! Eine Feder, Tazille! Aber halt, meine Freunde! Ihr seyd doch gewiß, daß da kein Branntwein drin steckt?“

„Mein Ehrenwort!“ rief jeder Mund aus.

„Halt!“ schrie der Inspector, für ihr Gewissen besorgt. „Halt! sprechts nicht aus, ihr guten Leute! Ich kenne Euch, Ihr seyd ehrliche Kerle, mit gesunden Lungen, und werdet Euch schon anstrengen, Euren Fisch morgen den klappsigen Krämern in den Charentons *) anzuschmieren. Da! (das Papier gebend) Aber hört mal, stopft das Seegras besser 'runter; mich dünkt, ich hörte im Korbe Glas klingen.“

*) Das reiche Handlungsviertel von Bordeaux in der Nähe des Hafens.

„Nichts, nichts, Monsieur, auf mein Ehrenwort!“ protestirte Einer, „nur zwei oder drei Flaschen Salzwasser, eine Kur für Madam Dupuis am rothen Kreuze. Monsieur weiß vielleicht, daß der Madam Dupuis Beine . . .“

„Ja, ja — ja — sehr gut, — ich weiß Alles. Fort! fort! der Mond ist auf, und ich will mein Abendbrot. Cazille, richte die Meerbutte so zu, daß man Deiner Herrin Meisterhand erkenne. Du wirst 'ne frische Flasche Kapern in meiner Satteltasche finden.“

„Adieu!“ — „Gute Nacht!“ — „Glückliche Reise!“ u. s. w. tönte von hier und dort; und als die Fischer ihre Körbe wieder auf die kleinen Karren, welche sie vor dem Regen in's Haus gezogen hatten, luden, so schien mir ihre Sorgfalt eine zerbrechlichere Last als Seefische und eine kostbarere Waare als ein paar Flaschen Salzwasser anzukündigen.

Endlich entdeckte mich der Inspector,

und schien für den ersten Augenblick mißvergnügt, nahm aber bald wieder seine vorige prahlende Miene an. Er betrachtete mich so genau, als hätte er die Rinde einer Kiefer lüften, oder ihre Aeste abhauen wollen. Dann wandte er sich gegen die Wirthin und Cazille, und ich bemerkte, daß unter seinen Augenliedern eine Frage laure, und schon auf seiner Zunge schwebe.

Da ich immer liebe, der Erste im Felde zu seyn, bat ich ihn in höflichen Ausdrücken, mein Abendbrot mit mir zu theilen. Seine Lippen kräuselten sich verächtlich und er rief aus: „Abendbrot, ...! und hat Madam denn nichts Besseres ihren Gästen vorzusetzen, als spartanisches Brot und Wasser aus der Tiber?“

Die Wirthin wollte sich vertheidigen, aber er ließ sie nicht dazu kommen: „Keine Entschuldigung, — kein Wort, — es ist schändlich! Cazille, noch ein Convert auf meinen Tisch, ...! Sollen Reisende so behan-

delt werden? Sie haben, mein Herr, die römischen und griechischen Geschichten gelesen, nicht?“

Ich bejahte es schweigend.

„Nun, wenn Sie, mein Herr, auch nicht mit Apicius schmausen können, sollen Sie doch nicht mit Lycurgus schmaler Kost vorlieb nehmen, verlassen Sie sich darauf. — Ein Engländer, nicht wahr?“

Ich erwiederte, daß ich Unterthan Seiner britischen Majestät sey. „Desto besser,“ sagte er. „Ich liebe die Engländer. Manchen fetten Kapaun verdankt unser König dem Ihrigen. Jetzt ist's Zeit, seine Freunde über dem Meere zu besuchen ....! des Königs von England Unterthan soll heut zu Abend beim Forstinspector des Königs von Frankreich speisen. Kommen Sie! Schnell Madame! Cazille, leuchte uns!“

Bereitwillig nahm ich diese seltsame Einladung an. Der Inspector war selbst ein köstlicher Bissen für meinen Appetit, und als ich ihm eine enge Treppe hinab nach ei-

nem Zimmerchen folgte, wurden plötzlich unſere Ohren durch ein ſtürmendes Schnarchen betäubt, von dem man nicht begriff, wie es den Schläfer ſelbſt nicht weckte.

„****! Was iſt das! rief der Inſpector. Donnert's wieder, oder iſt das Euer fauler Schlafpelz von Ehemann, der ſo allen Anſtand zur Thür 'raus jagt? He da! Batiſte! wach' auf, du Faulthier!“

Zur Beantwortung dieſes weckenden Grußes hörte man ſogleich eine heiſere und ſchwache Stimme und einen ſchnellen Satz auf die Zimmerdielen über uns, als wäre der Schläfer plötzlich erſchrocken aus dem Bette geſprungen.

Eine rothe Nachtkappe zeigte ſich alsbald aus einer Thüre oben an der Treppe, und eine rothe Naſe, weit hervorragend aus einem magern, aber gerötheten Geſichte, näſelte ein Willkommen heraus, welches ſo fragmentariſch klang, wie die Ausrufungen in einem ängſtlichen Traume. Zuletzt ver-

ſtanden wir einige Worte, ungefähr wie dieſe: „Aha! Monſieur l'Inſpecteur! Aha! Habe immer gewacht, und auf den Herrn gewartet. Oh, ich kenne den feſten Schritt Ihres Pferdes; des alten Trois-pieds Huf, den kenne ich gut. Ja, ja, ich hörte den Herrn ſein Lieblingslied brummen. (Singend)

L'on revient toujours
A ses premières amours.

Ja, ja, ich wußte wohl, wir konnten bei der ſchönen Mondennacht den Herrn erwarten.“

„Fort, du Schatten einer unverſchämten Lüge!“ ſchrie der Inſpector. „Der Trab meines Pferdes, wahrhaftig! Ich galoppirte wenigſtens drei Meilen durch den Wald und kam ans Haus heran geſprengt. Brummend mein Lieblingslied, ****! der Wind riß mir faſt den Mund auf und ſchlug mich mit meinen eigenen Zähnen! Eine Mondnacht! Der Mond ſcheint jetzt, es iſt wahr, aber er iſt nicht falſcher als Eure Schmeichelei,

und die Wolken, durch die er brach, sind nicht dicker als Euer Schädel. Madame, was lassen Sie den Hund, während Sturm und schönem Wetter, in seinem Bette liegen?"

„Oh Gott, Monsieur l'Inspecteur, was kann ich sonst mit ihm anfangen? 'S ist der einzige Platz, wo er zu was gut ist."

„Und ich wette, selbst da nicht so recht," ....! rief der Inspector.

Das Witz verkündende Gelächter brach mit einem male laut heraus, und er schwieg einen Augenblick um das Echo zu hören. Unglücklicherweise waren die Fischer fort, ich fing den Witz nicht auf, die Wirthin hielt den Gegenstand für zu ernst, als daß man darüber scherzen könne, Cazille durfte nur bedeutungsvoll lächeln, und so war der arme Batiste, welcher des Inspectors Humor kannte, selbst genöthigt, jenes Gelächter zu wiederholen. Nachdem er ein verschlafenes Hahaha herausgezwungen hatte, verschwand er, und ehe wir noch in des Inspectors

Stube saßen, hörte ich ihn wieder schnarchen, so lustig, als ob er gar nicht wäre unterbrochen worden.

Das Zimmerchen in welches wir geführt wurden, war bequemer eingerichtet als es sich, vom übrigen Hause zu schließen, erwarten ließ. Es war niedrig, aber gefällig und mit Tapeten an den Wänden geziert. Zwei Betten mit Kattungardinen standen in einem Alkoven, das Ameublement war nett und ein lustiges Feuer prasselte aus dem Kienreisig, welches wie Zunder Feuer fing.

Einen Tisch zum Abendbrod hatte die still emsige Cazille gedeckt, und der Gegensatz zwischen diesem und dem vorhin für mich bestimmten, war schlagend. Alles war feiner und besser. Das Brot weiß, das Wasser filtrirt, und in der ganzen Einrichtung sprach sich im Vergleiche mit dem von mir verlassenen Tische sogar eine gewisse Eleganz aus. Wir setzten uns am Feuer nieder, welches selbst in dieser heißen Jah-

reszeit nicht unangenehm war, indem das Haus niedrig und dumpf lag, und die letzten Regengüsse es fast unter Wasser gesetzt hatten. Bald geriethen wir in eine Unterhaltung über öffentliche Gegenstände, welche indessen schnell mit einer von größerem Interesse vertauscht wurde. Die Geschichte meines Tischgenossen kam aufs Tapet, und ich erfuhr, was es ihm gefiel, mir von seiner Geburt, seinen Eltern, seiner Erziehung und seinen Abenteuern zu entdecken.

Mit allen diesen Einzelheiten will ich meine forschenden (oder besser gesagt, meine neugierigen) Leser verschonen. Man braucht nicht mehr zu wissen, als daß der Erzähler mehrere Jahre als Sergeant bei den Husaren gestanden hatte, und jetzt Forstinspector war. Er hatte — sagte er — in manchen Feldzügen gedient, von den Wüsten Aegyptens bis zu den Schneegefilden Rußlands, war gekannt und ausgezeichnet worden von allen Marschällen und den meisten Genera-

len, hatte bei vielen Gelegenheiten Wunder der Tapferkeit gethan — und um das Ganze zu krönen — dreizehn Wunden empfangen, deren jede nach der Reihe von den Wundärzten für tödtlich wäre erklärt worden, obgleich sich keine als solche erwiesen hätte.

Meine geringe Erfahrung hat mir nun als stehende Regel anempfohlen: selten mehr als die Hälfte, von dem was ich höre, zu glauben, und treffe ich ja einmal auf ein Glied der Münchhausenschen Familie, so nimmt mein Glaube wieder um die Hälfte ab. Im vorliegenden Falle würde ich mich selbst bedacht haben, das Viertel von Allem, was er erzählte, zu glauben, wäre mir nicht eine Narbe an der Stirn, eine andere über dem Gesichte des Inspectors in die Augen gefallen, und hätte ich nicht bemerkt, daß ihm ein Finger an der linken Hand fehlte. Das machte vollkommen drei Wunden aus, welche, mit Ausnahme eines Bruches, das Viertel von den dreizehn angegebenen war, und

was dieſen Bruch betrifft, ſo glaubte ich ihm, daß ihm irgend eine Kugel angeprellt ſey, oder er ſonſt eine leichte und ſpurloſe Verwundung erhalten habe.

Ich überzeugte mich nun, wie weit der Inſpector als glaubwürdiger Zeuge anzuſehen ſey, und während ich noch mit dem Ausrechnen beſchäftigt war, erſchien allmählich das Abendbrod unter der Wirthin und Cazille's Fürſorge, von denen die erſtere mehr leiſtete, als ihr früherer Küchenzettel verſprochen hatte.

Ich bin hier zweifelhaft. — Einestheils treibt es mich, unſere treffliche Mahlzeit zu erzählen; anderntheils weiß ich auch, welche Wirkung es macht, wenn man Nebenumſtände im Dunkeln läßt. — Wohlan! Ich habe nach meinem Wohlgefallen entſchieden, und hoffentlich auch zu dem meiner Leſer. Ich will das Abendbrod beſchreiben, denn ich denke: es iſt verzeihlicher, hier zu viel zu ſagen als zu wenig.

Zuerſt kam alſo eine Suppe von wahr-

haftig trefflichen Ingredienzen, allen Liebhabern der Französischen Küche unter dem Namen à la Julienne bekannt, welcher in Großbritannien nur die schottische Brühe — und nur sehr von Weitem — nahe kommt. Ein Stück Rindfleisch in einer Sauce-tomate, und eine große Melone, mit Salz und Pfeffer, folgte. Dann kam eine Schüssel mit Bordeauraustern, und ich stütze mich auf ein wohlbekanntes Werk, wenn ich sie „ohne Gleichen" nenne *). Zunächst Hammelcoteletten à la maitre d'hôtel. Dann die Meerbutte in geschmolzener Butter, und dick mit Kapern bestreut. Hierauf in Kohl gedämpfte Rebhühner, ein Lieblingsessen in diesen Gegenden und hoch in Gunst des Inspectors stehend. Nachher ein mit Trüffeln gefüllter Kapaun, dann wieder eine Schüssel Austern, dann vier Ortolanen, so fett, daß sie vor des Inspectors verlangendem Blicke zu schmel-

*) Lord Blancy's forced Tour.

zen ſchienen. Zunächſt eine große Schüſſel arme Ritter mit Johannesbeer- oder Brombeerlake — ich erinnere mich nicht mehr genau — und endlich zum Deſſert, Weintrauben, grüne Feigen und Roquefort Käſe mit einer Schüſſel royans, einem kleinen nicht ſchlechteren und nicht weniger geachteten Fiſch als Sardellen. Um dies Feſt auch würdig anzufeuchten, erſchienen Flaſchen von verſchiedenen Weinſorten des Landes. Während des Eſſens Berſac und Canterne: und Proben der beſten Weine aus Medoc, von Lafitte an bis Leoville, während des Nachtiſches; den Beſchluß machte ein Humpen des fröhlichen Getränks des ſüßen, weißen Weines von Bergerac.

Als wir uns hinlänglich im Flüſſigen und im Soliden ergötzt hatten, beſchloß die Mahlzeit eine Taſſe ſtarken Kaffees nebſt einem Glaſe Aniſette von der authentiſchen Deſtillation des Herrn Roger in Bor-

deaux, über deſſen Werth es mir nicht zukommt zu urtheilen.

Während dieſer geſchäftigen Periode war unſere Unterhaltung nur kurz aber wichtig. Der Worte waren wenig, aber wohl erleſene, und ſelten hörte man längere Sentenzen als: „Excellent!“ — „Sehr gut!“ — „Nicht übel!“ — „Noch ein Stück!“ — „Bedienen Sie ſich.“ — „Verteufelt heiß!“ und andere dergleichen.

Ueber zweierlei gerieth ich in Verwunderung: über die Trefflichkeit der Vorräthe, und das Verdienſt der Zubereitung. Doch, um die Verwunderung meiner Leſer ſchneller zu befriedigen, als es meiner eigenen widerfuhr, muß ich erzählen, daß meines gaſtfreundſchaftlichen Geſellſchafters größter Fehler — wenn dies überhaupt einer iſt — die Liebe zum guten Leben war, welchem nachzugehn ſeine Lage ihm vollauf erlaubte; daß er fortwährend Vorräthe von Delicateſſen ein oder zwei Tage vor ſeinem Antobeſuche

in

in dies erbärmliche Wirthshaus ſandte, und daß die Wirthin auf ſeine beſondere Verwendung hier eingeſetzt war, ihrer Talente in der Küchenkunſt wegen, und aus andern Gründen, um die gewiß, da ſie von beſonderer Natur ſind, kein einziger von tauſend Leſern ſich bekümmern wird.

Ich war hungrig wie ein Wolf, und hatte herzhaft zugegriffen, aber gegen den Inſpector hatte ich mich nur wahrhaft erbärmlich gehalten. Keine Schüſſel ging unberührt bei ihm vorüber, und er trank in gleichem Verhältniß. Von Zeit zu Zeit ließ er ſeine Hand unter die Serviette gleiten, welche er beim Anfang der Mahlzeit ſorgſam unter das Kinn befeſtigt hatte. Auf jede dieſer Bewegungen folgte ein tiefes Athemſchöpfen, welches mich in Verwunderung ſetzte, bis ich endlich, als er beim letzten Schüſſelwechſel ſeine Serviette fortwarf, entdeckte, daß ſeine Weſte von oben bis unten aufgeknöpft war, und ich daraus ſchloß, daß er

allmählich immer nachhelfende Anſtrengungen gemacht habe, ſich Luft zu machen, was man techniſch in der Philoſo — nein der Philologie der Epicuräer nennt: aufſchapſen (einen Reif ſpringen laſſen).

Nachdem ich nun endlich von den Arbeiten der Tafel befreit, ruhig vor einer Flaſche ausgeſuchten Claret ſaß, wandte ich mich wieder zu meiner Hauptabſicht bei dieſem tête-à-tête. Ich hatte keinen Augenblick den ſeltſamen und intereſſanten Fremden vergeſſen, der ſo ſehr meine Aufmerkſamkeit und Neugier erregt hatte. Aus Klugheit war ich in die Wirthin und in die Fiſcher nicht weiter mit Fragen gedrungen, aber doch entſchloſſen geweſen, mit meinen Erkundigungen wieder anzufangen, als ich durch den plötzlichen Eintritt des Inſpectors in meinen Planen geſtört wurde. Bald darauf hoffte ich ſogar, er ſelbſt werde mir die Nachrichten mittheilen können, nach welchen ich verlangte. So hatte ich vor dem Eſſen

von Zeit zu Zeit verſucht, unſere Unterhaltung auf locale Gegenſtände zu richten, aber immer ausweichende Antworten erhalten. Sprach ich von der Gegend, in welcher wir uns befanden, ſo ſagte er, er wiſſe wenig von ſeiner Heimath, und daß Soldaten mehr auf ihren Schlachtfeldern als in ihrem Geburtsorte bekannt wären. Erwähnte ich irgend einer bedeutenden Begebenheit aus dieſer Gegend, ſo fiel er immer mit einer gleichzeitigen Schlacht ein — Marengo, die Pyramiden, Jena, Auſterlitz u. ſ. w., und ſprach ich von beſtimmten Tagen, ſo war das immer, „ja, ja, ich war damals gerade auf dem Feldzuge in Deutſchland, Portugal — Moskau — oder anders wo.“

So hatte ſein Geſchwätz und Prahlen mich immer verhindert, und als Cazille endlich hinausging und uns beim Claret ſitzen ließ, gerieth er in ein neues Kochen- und Braten-Geſpräch.

„Nu, Sir, haben Sie essen können?“ Ich lobte Alles nach Pflicht und Gewissen.

„Ja, ja, ich glaube, daß nach allem unsern Unglück und allen unsern Fehlern, die Welt uns zugestehn wird, daß wir wissen was gut ist, ****! Ros-bif, bifteck, blom-poiding und Woich-rabet*) mögen recht gut seyn ****! aber stellt sie mal neben einem petit pâté à la bechamel, einer Schüssel carpes à la matelote, einer tête de veau en tortue — und so weiter, so weiter, weiter, ****! Was würden sie für ein Gesicht schneiden! Will Ihnen was sagen, Sir, Ihre Nation versteht den Teufel was von der Küche. Ein Engländer in Paris ist nicht besser als ein Scythe in Athen, ****! Sir, Sie essen rohe Speisen, und nennen das Ihre Küche! So machts der amerikanische Indianer, oder ein afrikani-

*) So ist die Orthographie bei Monsieur Beauvilliers, welcher zuerst beef, beef steak, plum pudding und welsh rabbit bei seinen Landsleuten einführen wollte.

ſcher Neger. Sie verachten die Kochkunſt, ****! Aber Sie vergeſſen, daß Gallienus, obgleich ein Kaiſer, vorzüglich wegen ſeiner Kenntniß in der Kochkunſt berühmt war, — und daß Cadmus, der Urgroßvater von Bacchus und der Gründer von Theben, ſeine Carriere als Koch beim Könige von Sidon anfing. Wiſſen Sie, Sir, daß um ſolchem Ehrenpoſten vorzuſtehn, es nicht genug iſt, daß man einen artigen Körper, gute Geſundheit und geſunde Sinne hat, ſondern daß Talente dazu gehören und tiefe Kenntniß? Ich ſpreche nicht ****! von dem Gewirr in Ihren Küchen; ich trete bloß in die meinige, die Feuerangelegenheiten zu ordnen und die Wirkungen meiner Operationen zu beobachten, ****! In einem Nebenzimmer ſitzend, theile ich meine Befehle aus, ****! die meine untergebenen Arbeiter ausführen. Ich erfreue mich an den Naturprodukten, indem ich ſie zuweilen in ihrer bezaubernden Einfalt belaſſe, dann bearbeite ich ſie wieder

und gebe ihnen neue Gestalten und mache sie für den Gaumen schmeckbar. Verlangen Sie zum Beispiel ein Spanferkel oder ein großes Stück Rindfleisch? Ich koche ganz einfach das eine, und brate das andere! Begehren Sie einen wohl zubereiteten Hasen? Ist er noch jung, ****! so bedarf es gar keiner Zurichtung, er macht sich selbst schon Ehre. — Ich stecke ihn an den Spieß, und erhalte ihn in beständiger dampfender Hitze. Aber in der Tiefe der Combination, ****! da erscheint meine Wissenschaft erst wahrhaft groß. Salz, Pfeffer, Oel und Weinessig —"

„Halten Sie ein, verehrter Herr" — rief ich aus, indem ein Erstaunen mich gewiß mußte ergriffen haben, und ich mich über und über betäubt fühlte. „So viel Beredsamkeit und Gelehrsamkeit ist zu viel für mich! Sie könnten nicht mehr davon wissen, und wären Sie selbst ein Koch!"

„****! was sagen Sie? ****! Ein

Koch! ****! — Ich bin ein Franzoſe, ein Officier, ein Mann von Ehre, einer von den Inſpectoren der Königlichen Forſten, Chauſſeen und Brücken, ****! Was meinen Sie? ****!"

Bei dieſem furchtbaren Ausbruche ſeiner gekränkten Ehre, ſprang mein Gefährte plötzlich auf, und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, ſo ſtark, daß die Wirthin und Cazille hereinſtürzten, und ſelbſt die Nebenſchläfer — ausgenommen wenn Einer Baptiſte geheißen — erweckt worden wären. Die Gläſer klirrten und die Flaſchen tanzten auf dem Tiſche. Die Hand, welche ſo furchtbare Wirkungen hervorgebracht hatte, ſchlug jetzt inſtinktmäßig auf die Schenkelſeite, wo glücklicher Weiſe nicht der Säbel hing, und ſo blieb dem Inſpector nichts übrig, als ſein Glas zu ergreifen, und die eingebildete Beleidigung, die er gerade nicht auf ſchicklichere Weiſe abzumachen gewillt war, herunter zu ſpülen.

Die Erscheinung der Wirthin und ihrer Magd brachte ihn wieder zu sich, und beruhigte für den Augenblick den Ausbruch seines gereizten Gefühls. Nachdem er so unwillkührlich seinen Zoll dem milden Einfluß weiblicher Reize gespendet hatte, befahl er ihnen, wieder hinaus zu gehn, in einem Ton, welcher sich für einen Hohenpriester geziemt hätte. Sie gehorchten, und ich benutzte diesen Augenblick, ihm ruhig und höflich meine friedliche Absicht bei jenem Ausdrucke zu erklären. Er wurde besänftigt, und die Sache war abgemacht. Da mir jetzt die Gelegenheit günstig schien, so wandte ich die Unterhaltung schnell auf den hauptsächlichen Gegenstand meiner Neugier.

„Sie verzeihen, Herr Inspector," sagte ich: „ist diese lange Wüste allein von elenden Schäfern und Ziegenhirten bewohnt?"

Der Inspector fuhr einen Augenblick zusammen, als hätte dieser plötzliche Ueber-

gang vom Scharfen zum Flachen ſeinen ſo wohl organiſirten Geiſt beleidigt.

Sich erholend erwiederte er: „Und wie ſo? ja ****! wahrhaftig noch viel ſchlechteres Geſindel, als Schäfer und Ziegenhirten. Weshalb reiſe ich bewaffnet durch dieſe Wüſten, he? — Denken Sie ich trage Piſtolen und Säbel bloß zum Schein? ****!“

„Sie fürchten alſo Räuber?“

„Fürchten! ****!“ ſchrie der Inſpector: „was iſt Furcht? ****! Ich habe oft von Furcht ſprechen hören, aber noch kenne ich ſie nicht.“

Ich entfernte nochmals jede beleidigende Abſicht, und er war zufrieden.

„Ja,“ erwiederte er, dem Beleidigenden in der Frage ausweichend: „ja, es giebt hier zuweilen Räuber, aber ich traf nie auf ſie. Die Kerle kennen ihre Leute, ****! Aber noch ſchlechtere Kerle als Räuber giebts hier — Refugies, Revolutionäre, Republikaner, ****! die ſich in dieſe Wälder verbergen und dem

Geſetze entfliehen. Hätte ich freie Hand mit den Schurken, ich würde den Fichtenwald anzünden, ****! und die Schufte mit Pech und Harz verbrennen; vorausgeſetzt, der König gäbe mir einen andern Forſt, ****!"

Hier brach er wieder in das Gelächter des Selbſtlobes aus, mit dem ich jetzt wohl vertraut und in das ich ſogar bereit einzuſtimmen war, um nur den Inſpector bei guter Laune zu erhalten. Ich fing wieder an.

„Haben Perſonen von Stande oder Bedeutung hier wegen politiſcher Meinungen Zuflucht gefunden?"

„Freilich — und finden ſie noch. Sogar in dieſer Nacht ſtreift ein Mann in der Wüſte umher, deſſen Kopf alle die Mühe bezahlen würde, die man ſich gäbe ihn zu fangen, ****!"

„Ein großer Mann," fuhr ich ſchnell, ohne mich zu bedenken, heraus: „im ſpaniſchen Mantel und Pelzmütze?"

„Ja, groß iſt er gewiß, was aber Mantel und Mütze betrifft, ſo haben ſie wenig

mit seiner Beschreibung zu schaffen. Denn wenn Sie ihn heut darin treffen, so geht er morgen im Schafpelz, ****!"

„Ein schöner, finsterer, aber wie ein Gentleman aussehender Mann, ungefähr funfzig alt?"

„I meinethalben," erwiederte mein Gefährte. „Er ist hübsch genug von aussen, — aber eben so finster, wie von innen. Was aber den Gentilhomme betrifft, so liegt der bloß in seinen Blicken, ****! denn er ist nicht adliger als ich."

„Ich stieß auf solchen Mann," sagte ich, indem ich wieder vorsichtig wurde. „Wegen welchen Verbrechens muß er in diesen Wüsten umherirren?"

„Das will ich Ihnen sagen," sprach er, und ich wollte ihm eben mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören, als wir Beide durch ein Geräusch von Personen, welche von den Pferden abstiegen und in das Haus traten, nach der Küche gezogen wurden.

Drittes Kapitel.

„Wer Teufel kann dies so spät in der Nacht seyn?“ rief der Inspector. „Halt, wollen einen Augenblick horchen.“

Ich hatte meine Hand schon auf der Thürklinke, aber er zog sie mit diesen Worten zurück. So folgte ich ihm in Etwas, was unter allen Umständen des Menschen unwürdig ist; und der, welcher mich dazu verführte, stieg deshalb nicht in meiner Achtung.

„Ach, sind Sie es, Madam!“ rief die Wirthin.

„Er ist hier, mein theurer Vater ist hier!“ rief, halb fragend, halb überzeugt,

daß dem ſo ſey, eine der ſanfteſten Stimmen aus.

„Pſt!“ ſagte die Wirthin, und ein Flüſtern folgte. Ich war darüber mehr entzückt, als wenn ich ein groſſes, werthvolles Geheimniß erfahren hätte. Zugleich bildete ich mir ein, im Augenblicke den Faden der ganzen Geſchichte zu erhalten. Die liebenswürdige Fragerin (denn Etwas in mir ſagte, daß ſo ſanfte Töne von einem ſchönen Weſen herrühren müßten) war — ſo ſagte ich mir — von Liebe und Pflichtgefühl getrieben, die ſchreckliche Wüſte durchwandert, um ihren geächteten und tugendhaften Vater zu ſehen, denn ein Weſen wie ſie, konnte weder mit der Schuld Gemeinſchaft haben, noch den Schuldigen lieben. Meine Gegenwart hatte den Unglücklichen aus ſeinem Zufluchtsort vertrieben, und der rohe Inſpector gehörte zu den gewinnſüchtigen Niederträchtigen, welche, wie man behauptet von allen Regierungen müſſen gehalten wer-

den, und war im Auflauern ſeines Schlacht-opfers begriffen.

„Jetzt wenigſtens nicht," ſagte ich, in-dem ich ſeine eherne Hand, die meinen Arm feſt hielt, fortſchleuderte, die Thür öff-nete, und in die Küche ſtürzte. Ein lauter Schrei entfuhr der Dame, welche jung und in der That ſehr ſchön war. Die Wirthin und Cazille ſahen mich verwundert und er-ſchrocken an, und ſelbſt der Inſpector, der mir auf den Fuß folgte, wußte nicht, was er von meinem ſtürmiſchen Benehmen denken ſollte, und hielt mich — wie ich ſpäterhin von ihm erfuhr — im erſten Augenblick eben für ein ſol-ches Geſchöpf, zu welchem mein Verdacht ihn geſtempelt hatte.

Ich ging auf die Dame zu, um ſie, Gott weiß wie, anzureden, als ein junger Mann von ſehr edlem Anſtande, durch das Aufſchreien ſeines liebenswürdigen Weibes aus dem Stalle herbeigezogen, hereintrat, und mit feurigen auf mich und den Inſpector

gerichteten Augen und mit beſorgter zitternder Stimme ausrief: „Was iſt, theure Stephanie? was iſt hier vorgefallen?“

„Nichts, nichts,“ erwiederte ſie: „dieſer Herr nur — —“

„Was unterſtand er ſich?“ rief er aus, wild auf mich zuſpringend. Ich entſchuldigte mich etwas verwirrt wegen meines ſchnellen Eindringens, und ſchien dadurch nur Scheu und Verdacht zu erregen. Niemals habe ich eine Erklärung abgegeben, die mir ſelbſt weniger genügt hätte, und konnte mich daher auch nicht wundern, daß ſie ihnen noch weniger genügte. Man antwortete mir nicht und ich zog mich einige Schritte zurück, während der Inſpector mit unterwürfiger Vertraulichkeit dem Fremden ſich näherte und ihn mit einem Namen anredete, deſſen hier zu erwähnen nicht nöthig iſt.

Der junge Mann hörte ſeine Anrede mit allen Zeichen ſtolzer Herabwürdigung an, und warf zugleich einen tadelnden

Seitenblick auf mich, welcher ſagen zu wollen ſchien: „Dieſer hat uns verrathen.“ Jetzt trat der Inſpector näher heran, und ſchien in leiſerem Tone, den Verdacht als ſtände er mit mir in Verbindung, von ſich abzulehnen. Ich war wenig hierdurch geſchmeichelt, aber eben ſo bemüht, als der Inſpector ſelbſt, mich des Verdachtes der Bekanntſchaft mit ihm zu entledigen.

Als ich in dieſe Abſicht nach der Thür ging, und auf die Wüſte hinausblickte, überdachte ich mir, daß es für alle Theile wünſchenswerth ſeyn werde, wenn ich mich dem Mondenlicht anvertraute und den Weg nach la Teſte, der dicht vor dem Hauſe vorbeilief, einſchlüge. Ich ging auf den Hof, von da zufällig nach dem Stalle, einem Gebäude, welches größer als das Haus ſelbſt iſt, und ſah, als ich durch die offene Thür trat, beim Schein eines im fernſten Winkel brennenden Kienſpans, einen Mann, der eben beſchäftigt war, das plumpe Zaumgeräth eines Zugs Ochſen zurecht zu machen.

Er führte seine Thiere aus der Thür hinaus, vermittelst des Zaubers einiger Zurufungen in Pateis, welche, nach seinem Tone und ihrer Wirkung zu urtheilen, sanft und liebevoll seyn mußten. Ich wünschte dem Mann eine gute Nacht, und er entgegnete meinen Gruß in ziemlich verständlichem Französisch. Es war ein hübscher junger Bursch von nicht unbeholfenem Wesen. Ich fragte ihn, wohin er ginge, und erhielt zur Antwort „nach La Teste.“ Ich bot mich ihm zum Gefährten an, und er willigte gern darein. Er schirrte seine Ochsen nunmehr vollständig an und spannte sie an den mit Gepäck beladenen und mit einem Leinewand-Plan bedeckten Karren. Ich fragte gern — er theilte gern mit, dergestalt erfuhr ich denn, bis er fertig ward, daß er ein Fuhrmann aus der oben erwähnten Stadt, der einzige Sohn einer armen Wittwe sey, und jetzt auf dem Rückwege von Bordeaux mit einer Ladung Colonial- und anderer Waaren für die Einwohner

von La Teste sich befinde. Er benachrichtigte mich noch zu guter Letzt, daß er jedesmal in diesem, auf dem halben Wege gelegenen, Hause stille halte, um die Ochsen ausruhen zu lassen, sich selbst aber zu erfrischen — mit Wein oder Bier aus dem Keller der Wirthin und einem Liebes- und Hoffnungstrank aus Cazille's schmelzenden, schwarzen Augen.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren einfach und bald beendet. Als ich wieder ins Wirthshaus trat, um meine Sache abzuholen, hörte ich den Inspector der liebenswürdigen Reisenden versichern, daß ihm jedes Opfer für die Tochter eines so würdigen Vaters, oder die Gattin eines so großmüthigen Wohlthäters, leicht dünke. Diese Rede wurde von mancher tiefen Verbeugung begleitet, als er der Dame und ihrem Gatten in die Kammer leuchtete, wo wir gegessen, und welche er ihnen vermuthlich überlassen hatte.

In Begleitung der mit Wärmpfannen

Betttüchern und Kissen beladenen Wirthin gingen sie den Corridor hinab. Als meine Augen fest auf der schlanken Gestalt der Dame geheftet waren, sah ich sie plötzlich stille halten, während ihr Gesicht nach der oben erwähnten Treppe gekehrt war. Ich war zu weit entfernt, um die Ursach ihrer Bestürzung zu vernehmen, aber das Murmeln des Inspectors und ein Fluch erklärte mir, daß die Unterbrechung, von dem Nasengeschnarche des armen Batiste herrührte, wozu der Inspector seine bekannten Glossen machte.

Ich sah mich in der Küche nach Cazilien um, aber sie war nicht zu finden. Ich packte demnach den Inhalt meines Tornisters, da das Feuer alles getrocknet hatte, zusammen, nahm meine Flinte unter den Arm, und erwartete, indem ich Rangern aus seinem Ruhewinkel aufrief, die Rückkehr der Wirthin.

„Da thun Sie recht dran, lieber Herr, zu reisen," sagte diese: „besser ruht sichs im Fuhr-

karren als auf dem Heuboden, oder auf dem Küchenscheuel. Ich hätte Ihnen nicht mehr Bequemlichkeit anbieten können. Sie sehen selbst, Monsieur l'Inspecteur hat sein Zimmer eingeräumt, und wir haben nur noch Ein Bett, welches er jetzt einnehmen muß.

Ich versicherte sie, daß ich weit lieber meine Reise fortsetzte, als eine so dienstfertige Frau, wie sie, einer Unbequemlichkeit aussetzen wolle, und bat sie nur, mir zu sagen, wie viel ich ihr für das Genossene schuldig sey?

„Schuldig, lieber Herr? Nichts, gewiß nicht. Haben Sie denn nicht bei dem Inspecter gegessen?"

„Wohl wahr, aber ich habe doch sehr viel Unruhe erregt, und dann kommt noch hinzu die Wohnung und die Speisung der Herren, welche mich hergeführt haben, und welchen Sie ohne Zweifel Betten und Abendbrot gereicht haben werden?"

„I bewahre, lieber Herr. Die armen Jungens sind längst zu Hause. Das Glas Brantwein, welches sie beim Eintreten tranken, haben sie bezahlt, und sie gingen schon wieder fort, ehe Sie ihre nassen Schuhe ausgezogen hatten.“

Ich muß gestehen: ich erröthete, ohne recht die Ursach mir klar machen zu können. Aerger, daß ich die ehrlichen Geschöpfe ganz vergessen; Schaam, daß ich sie nicht bezahlt hatte, und die Freude über ihr uneigennütziges Benehmen; das waren so ungefähr die Stoffe, aus welchen meine rothe Farbe zusammen gesetzt war. Mir blieb nichts übrig, als eine Kleinigkeit für sie der Wirthin in die Hand zu drücken, und diese hatte ein so ehrliches Wesen, wie ich es bei Leuten ihres Standes in Frankreich fast durchgehend angetroffen habe, daß ich gewiß bin, mein Geschenk werde seine Bestimmung erreicht haben.

„Und nun Madam, für Ihre eigene Bemühung?“

„Lieber Herr, ich bin über und über mit dieſem Beweiſe Ihres Zutrauens belohnt — aber wenn Sie großmüthig ſich des Mädchens erinnern wollen —"

„Ich werde ſie nicht vergeſſen, glauben Sie mir, ſo wenig wie ihre Herrſchaft; aber wo iſt ſie? Ich muß eilen, da der Karrenführer auf mich wartet."

„O bleiben Sie ruhig, er iſt nicht ſo eilig," erwiederte die Wirthin mit einem launigen Lächeln. „Er hat auch für ſeine Abendunterhaltung zu bezahlen, und Cazille und er machen ohne Zweifel die Rechnung."

Da ich ſchon im Geheimniß war, brachte mich dies nicht in Verwunderung. Weil ich indeſſen nie die Abrechnungen eines liebenden Paars unterbrechen mag, ſo ſetzte ich mich ruhig auf einen Stuhl neben der Wirthin, und ließ Cazillen und ihren Liebhaber auf ihre eigene Weiſe die Rechnungsbilanz ziehen, und ich zweifle gar nicht, daß Hoffnung und Glück auf die Seite des Profits

gesetzt worden, da nicht Zeit vorhanden war, die Kolumnen des Verlustes anzufüllen.

„Ihr hübsches Hausmädchen hat gut gewählt, Madam.“

„Wahrhaftig, man muß es gestehen. Im ganzen Departement ist kein besserer Bursch als Geoffroi der Karrenführer. Ich glaube er hat nie weder Mensch noch Thier beleidigt, bis auf das eine Mal wo er einen Ballen Zucker auf meinen armen Mann warf, da er, im Eifer nach Cazillen zu sehn, ihn ganz übersah, als er eben seine Schüssel Abendbrot unten an der Stallthür speiste.“

Ich hatte keine Zeit zu untersuchen, ob diese Batiste'n angethane Beleidigung eine Ausnahme von Geoffroi's gutem Benehmen gegen Mensch oder Thier war. Der Leser mag es daher nehmen, wie er will.

„Aber was verzögert die Verbindung des jungen Paares?“

„Wahrhaftig nur eine Kleinigkeit, lieber Herr. Sie müssen wissen, daß Geoffroi al-

kein seine alte Mutter erhält, und, der arme Junge! es wird ihm schwer genug in diesen schlimmen Zeiten. Es geht nur so knapp und recht, aber außer Ochsen und Karren hat er keinen Louisd'or oder Louisd'or-Werth. Cazille ist eins der besten Mädchen von der Welt, aber sie hat nur acht und vierzig Franken jährlich Lohn, und seit die Brautwerbung begann, vor sechs Monaten, hat sie nur die Hälfte davon zur Bestreitung der Hochzeitskosten zurücklegen können."

„Wie viel würden die wol betragen?"

„Ach, lieber Herr, nur allein die Taxe, und die Blumen und die Geschenke und das weiße Brautkleid, und das Traktement für die Freunde, und der Priester, das würde gute hundert Franken, außer dem, was sie gesammelt hat, kosten."

„Aber hat sie keinen Freund, der ihr das Geld vorschießen kann?"

„Freunde hat sie genug, aber alle so arm wie sie."

„Well.

„Wollten Sie nicht, meine liebenswürdige Wirthin, selbst eine solche Kleinigkeit für das Glück einer so guten Dienerin geben?“

„I nun, die Wahrheit zu sagen, so könnte ich mich wohl anstrengen, und ein hundert Franken geben. Aber, mein lieber Herr, wenn ich das Geld nun gäbe, und das Mädchen würde verheirathet, was würde dann aus mir werden? Wo sollte ich ein solches treues, fleißiges, gut gearrtetes Mädchen an ihrer Stelle wieder bekommen?“

In diesem Bekenntniß lag so viel Naives und Freimüthiges, daß es das Mißfallen, welches in mir über die Selbstsucht des Weibes aufstieg, wieder dämpfte. Statt ihr zu antworten, fragte ich mich selbst:

„Ist es nicht hart, daß mir überall etwas in die Quere kommt, wenn ich Jemandem meine ganze Achtung zollen will? daß im selben Augenblicke, wo mein Herz sich schmeichelt, etwas gefunden zu haben, was durchaus seine Achtung verdient, ein nicht gese-

bener Flecken sich meinem Auge zeigt, und meinen guten Willen zurückschreckt? Aber mag es so seyn! Ich sehe, es ist unsere Natur; von nun an will ich nur auf die freundliche Seite der Charaktere blicken, und über die Unebenheiten, die jeder Richtung im Wege stehen, hinweggehn."

Dann wandte ich mich wieder zur Wirthin und zum Gegenstande unserer Unterhaltung: „Aber der Inspector? Sollte der nicht geneigt seyn, ein gutes Werk zu fördern?"

„Gott segne Sie, lieber Herr; der Inspector gewiß nicht. Nicht daß ich übel reden will von Monsieur l'Inspecteur, denn gewiß ich habe kein Recht dazu. Er machte meine Kinder, machte meinen Mann und mich zu dem, was wir sind; wir sind ihm Alles schuldig. Aber er braucht jeden Sous zu Leckerbissen, ohne die er nicht leben kann."

Es lag in dieser letzten Rede sehr viel, was eine verschiedene Construktion, nach einem

verſchiedenen Sinne, zuließ. Aber mich ging es durchaus nichts an, zu unterſuchen, was der Inſpecter aus meiner Wirthin oder ihrem Gemahl gemacht hatte. Ich brach kurz ab und kam auf einen andern Gegenſtand.

„Gewiß“ ſagte ich: „haben der Herr, welchen ich bei meiner Ankunft hier antraf, und ſeine Tochter, welche jetzt im Hauſe iſt, Mittel und Neigung, in einem Falle wie dieſer, zu handeln.“

„Ach Gott ja, das haben ſie, die guten Seelen! — von daher kommt auch noch einmal Cazille's Glück.“

„Iſt der Name des Herrn ein Geheimniß?“

„Hier iſt er kein Geheimniß, und, unglücklicher Weiſe für ihn, nur zu gut Jedermann bekannt.“

„Iſt es nicht ſeltſam, wenn ein ſo guter Mann, wie ich glaube, daß er iſt, es für ein Unglück hält, bekannt zu ſeyn, und die Verborgenheit für nothwendig hält?“

„Ach, lieber Herr," erwiederte die Wirthin nachdenkend: „wie wenig hängt unser Glück davon ab, daß wir bekannt sind! Die Welt hört nur immer, was schlecht ist. Hundert Tugenden sprechen weniger laut, als Ein Verbrechen."

„Kann aber ein solcher Mann ein Verbrechen begangen haben?"

„Wer von uns, lieber, guter Herr, hat nicht seine schwache Seite — was die Menschen einen Fehler nennten, oder hat nicht etwas gethan, was sie als Verbrechen ansehen?"

Dies paßte so wohl zu meinen letzten Betrachtungen, daß es mich wieder nachdenkend machte, und ich einen Augenblick schwieg. Ich sah, daß ich das Zutrauen der Wirthin gewann, und in der Erwartung, in wenigen Minuten Besitzer des großen Geheimnisses zu werden, vergaß ich, wie kostbar die Zeit unter solchen Umständen sey! Ich suchte noch eine Antwort auf die letzte Bemerkung, wel-

che die Entwickelung herbeiführen möchte, aber ehe ich eine passende fand, rief die Wirthin schnell zu mir: „Um Gottes Willen gehen Sie, Herr. Ich höre Monsieur l'Inspecteur, wie er eben aus dem innern Zimmer herauskommt. Er darf Sie nicht mit mir allein sehen. Adieu, lieber Herr! Heda, Cazille! Cazille! gieb Geoffroi einen Kuß, und komm' und wärme die Betten!"

Der letzte Theil der Rede wurde schon vor der Thür gesprochen, wohin sie mich sanft geschoben hatte, und auf den Cazille'n gegebenen Befehl ertönte plötzlich von draußen ein herzhafter Schmatz, der mir so keusch erschien, wie irgend ein Kuß, welcher seine Musik himmelwärts sandte.

Cazille näherte sich uns mit gesenktem Kopf und niedergeschlagenen Augen. Geoffroi sprang schnell auf den Sitz seines Karrens und rief: „Kommen Sie nur, lieber Herr! Gute Nacht, Madam! Adieu! liebe Cazille! Adieu! Adieu!"

Ich schüttelte der Wirthin die Hand. Das gleiche, und nicht mehr, geschah mit Cazillen, und ich erleichterte mich meiner Verbindlichkeit für ihre Dienste, ohne einen Zusatz von zärtlicher Erkenntlichkeit für die freundliche Sorgfalt mit welcher sie dieselben verrichtet hatte.

Als ich Rangern in den Wagen warf, und mich selbst hinaufschwang, setzte ein Wort, welches meiner Ueberzeugung nach, nichts cabalistisches in sich hat, denn es wurde ganz ehrbar ausgesprochen, aber welches ich durchaus nicht verstand, die Ochsen in Bewegung. Die zugeflüsterte Aufmunterung eines isländischen Schlittenfahrers an sein Rennthier konnte keine belebendere Wirkung hervorbringen. Die Ochsen zogen festen Schrittes, und brachten langsam ihren Herrn von dem Orte fort, wo alle seine Neigungen gefesselt waren, und mich von dem Platze, welcher während vier Stunden mein ganzes Interesse für mehr als einen Gegenstand erweckt hatte.

Es war gerade Mitternacht als wir abfuhren. Alles war ruhig und still. Weder die Räder unſers kleinen Wagens, noch die Tritte unſers Geſpanns hörte man auf dem Sande. Geoffroi blickte noch einmal nach dem Hauſe zurück, ſeufzte auf, und verſank in Schweigen. Jetzt kam die Reihe an mich, noch einen Abſchiedsblick auf die Scene meiner letzten Begebenheiten zu werfen, der aber mehr, ich muß es geſtehen, von dem gewöhnlichen Wunſche belebt war, jene Erſcheinungen im Angedenken zu behalten, als von einer den zarten Gefühlen meines Gefährten verwandten Geſinnung herrührte.

Die Wirthin und Cazille waren wieder ins Haus zurückgegangen, wie der Leſer aus Geoffroi's Seufzer, der alle Kennzeichen der ſcheidenden Liebe an ſich trug, mag entnommen haben. Das kleine Haus, die Nebengebäude, Garten und Heuſchober ſchienen ruhig im Schatten der hohen Fichten zu

ſchlafen, während der Mond weit über die Wüſte glänzte und die Gipfel der Wälder verſilberte. Nachdem ich mir noch den äußern Anblick des Wirthshauſes und ſeiner unmittelbaren Umgebung eingeprägt hatte, ſetzte ich mich wieder zur Ruhe, und äußerte, angeſteckt von der Schweigſamkeit meines Gefährten, gleichfalls kein Wort.

Die Nacht konnte nicht ruhiger und ſchöner ſeyn. Zur einen Seite, ſo weit ich vor mir ſehen konnte, lag ein Wald, und auf der andern eine weite Wüſte, dicht mit Kiehnholz bewachſen, ſo daß es das Anſehn eines Bruchlandes, indem der Sand verdeckt wurde, gewann. Hier und dort zeigten ſich grauweiße Haufen Schafe, und das Klingeln ihrer Glocken kündete an, daß die Herde noch wach ſey und graſe, während Alles umher in tiefer Ruhe da lag. Ein breiter Graben bezeichnete zu beiden Seiten die Gränze des Weges, der in dieſer Gegend ſchnurgerade und ſehr feſt war. Im Allgemeinen

ging es eben fort, aber das heftige Aufstoßen an einigen Stellen ließ mich ihn näher untersuchen, und ich fand daß der Nebenweg von großen Fichtenbäumen gebildet sey, welche quer über den Sand geworfen, und wieder mit Sand, zuweilen aber mit Steinen bedeckt waren. Nur an sehr wenigen Stellen war er indessen verfallen und in einer halben Stunde hatten wir diese unbequeme Stellen passirt. Ermüdet, zwar nicht mehr von der frühern Anstrengung, als von der gegenwärtigen Einförmigkeit und der ebenmäßigen Bewegung des Karrens, versank ich allmählich sanft in ein Schlummern. Ich gab der Neigung nach, und mich auf die Pakete und unter dem Leinewandplane hinstreckend, vergaß ich bald die Welt, ihre Unruhen, ihre Freuden und Kümmernisse.

Als ich eben im Einschlummern war, hörte ich noch Geoffroi ausrufen: „Ach er schläft. Er hat keine Sorgen, keine Un-

ruhe, keine Geliebte hinter sich! Ich wette, es ist ein glücklicher Mensch!"

Ich fühlte in tiefer Brust einen Seufzer aufsteigen, war aber entschlossen, ihn nicht laut werden zu lassen, während Geoffroi, vielleicht von ähnlichen Gefühlen getrieben, auf den Sand sprang, und, seine Thiere mit ein Paar Schmeichelworten anredend, neben ihnen her ging.

Ich schlief ein, und mochte ein Paar Stunden geschlafen haben, als ich durch das Anschlagen von Zweigen gegen die Leinwand des Wagens erweckt wurde. Ich fuhr auf und sah den engen Weg, auf welchem wir reiseten. Dicht standen an beiden Seiten die Bäume, und der Weg war kaum breit genug für unser Fuhrwerk. Von Zeit zu Zeit schlugen die überhangenden Aeste gegen unsern Wagenplan und man hörte sonst nichts als die sanfte Bewegung der Räder, welche über den natürlichen Teppich des Sandes von dicht hingestreutem Laube, Eicheln und Tann-

äpfeln hinrollten. Wir befanden uns tief in einem dichten Walde, der nicht allein von Fichten sondern auch von den mannichfaltigsten Baumarten zusammengesetzt war. Statt der Eintönigkeit der schlanken und geraden Fichten, glänzte Buchen-, Eschen- und Eichenlaub in den Mondenstrahlen, und breitete seinen Bettthimmel über unsern Weg.

Im Weiterfahren wurde der Weg immer dunkler, entweder weil der Wald dichter, oder der Mond zuweilen verfinstert wurde; aber die Wirkung der Scene, welche sich mir jetzt eröffnete, wurde durch diese vergrößerte Dunkelheit nur noch erhöht. Während man nichts, was nur eine Armlänge entfernt war, sehen konnte, und ich selbst die Ochsen mit ihrem Führer aus den Augen verloren hatte, öffnete eine plötzliche Wendung links uns mit einem male eine so weite Aussicht, daß sie mir von einem Zauber heraufbeschworen schien.

Der ganze weite Himmel, vom Voll-

monde erleuchtet, und mit Sternen beſäet, ſchien ſtrahlend in der Höhe, und all' ſein Glanz ſpiegelte ſich in dem ruhigen weit vor mir ausgebreiteten See. Der dicht am Rande dieſes flüſſigen Spiegels laufende Weg war ſanft und eben, und die Füße der Ochſen wurden mitunter von dem Waſſer beſpült. Auch der Wald, der ſich um den See erhob, warf darauf ſeine dunkeln Schatten und ein ſanfter Hauch wehte zuweilen ein loſes Blatt auf den Waſſerſpiegel hin, um ein zartes Wellengekräuſel hervorzubringen.

Im erſten Augenblick glaubte ich noch immer zu ſchlafen, und nur die Phantaſie habe mir ein Bild unvergleichlicher Lieblichlichkeit vorgezaubert. Als ich aber von der Wirklichkeit der Scene überzeugt wurde, wunderte ich mich, wie ein ſo lieblicher See in dieſer ſandigen Wüſte liegen könne, und fuhr geraume Zeit an ſeiner Seite, ehe ich entdeckte, daß es nur ein Fluß war, der, je wei-

ter wir kamen, um ſo enger wurde und deſſen gegenüber liegendes Ufer ich wegen der Niedrigkeit des Weges, auf den wir fuhren, nicht ſogleich entdecken konnte. Der Strom floß in kaum bemerkbarer Bewegung weiter, ſeine Schönheit verlor aber nicht mit ſeiner Breite; denn das entgegengeſetzte Ufer, aus einer Lage des reinſten Sandes beſtehend, glänzte im Mondenlicht wie eine Silbermauer, welche ſich aus dem Waſſer erhob. Der Wald, als dunkle Einfaſſung, bildete einen ſchönen Gegenſatz, und wurde zuweilen noch ſchwärzer durch die vorüberſtreifenden Wolken, welche indeſſen nicht verhindern konnten, daß der Mond die ganze Scene erleuchtete, und den entfernteren Theilen die ganze Fülle ſeiner Strahlen verlieh.

Geoffroi wanderte noch immer zu Fuße, ſo langſam als es ſeinen Ochſen gefiel, und es auch ſeiner eigenen Stimmung angemeſſen ſchien. Eine leicht hingemurmelte Melodie hielt mit ſeinen Schritten Takt, und

ich weiß nicht, ob es die eigenthümliche Sanftheit der Scene, oder seine weiche anmuthige Stimme war, aber niemals glaube ich eine zartere Melodie, oder wenigstens eine mit einso hoher Anmuth vorgetragene gehört zu haben. Sie klang ganz auf die Art jener natur-milden herzergreifenden Melodien, die, in Irland, den Reisenden so oft zum Stillestehn und Horchen zwingen, ihn dann antreiben, auf die wüste Größe der Scenerie und den bäurischen Sänger zu blicken, und ihn bewundern lassen, wie so herrliche Lieder in einem so rauhen Lande geboren wurden, oder in einer so rauhen Sprache Worte fanden.

Die Worte in Geoffroi's Gesang waren Gascenisch. Ich habe schon meine Unkenntniß dieser speciellen Mundart einer in diesen Gegenden gesprochenen Sprache bekannt; hie und da hörte ich aber doch ein Wort, dessen Bedeutung ich verstehen konnte.

So bedeutet cla de lune Mondlicht, pin Fichtenbaum, beoïtat Schönheit, forêt

Forſt, und la vie Leben. Das Ende einer jeden Stanze ſchloß der Name der Namen: Cazille.

Meiner Phantaſie zu gefallen dachte ich mir einige Verſe aus, legte ſie der Muſik unter, und componirte auf dieſe Art unbemerkt einige Stanzen, die ein minder aufrichtiger Novellen-Erzähler wohl eine treue und wörtliche Ueberſetzung möchte genannt haben.

Geſang aus den Landes.

1.

So wie des Mondes Silberlicht
Durchs dürre Laub der Tannen bricht,
So glänzt, wenn ſie verſchämt erglüht,
Ihr Aug' aus ihrem Augenlied.
O Wonnefülle!
O meine Cazille!

2.

So wie der ſtille See ſich kräuſelt,
Wenn über ihm ein Blättchen ſäuſelt,

So ſchwillt mir an voll hoher Luſt,
So bald du winkeſt, meine Bruſt.
O ſüßer Wille!
O meine Cazille!

3.

Ich ſeh' dich nicht, doch weilſt du hier.
So weilt die Sonne für und für
Am Himmel, und ſehn wir auch ſie nicht,
Doch reich iſt ſtets ihr mildes Licht
An Jubel und Stille,
O meine Cazille!

Ich hatte wohl noch ein halb Dutzend Stanzen mehr ausgedacht, alle im ſelben Maaße, aber ich vergaß die Hälfte, und will mit den übrigen meine Leſer nicht beläſtigen.

Viertes Kapitel.

So grübelte ich und versifizirte, während Geoffroi's mechanisches Absingen des Liedes mich überzeugte, daß er auch in Gedanken versunken sey, bis ich plötzlich von einem Hornstoß, vermuthlich vom entgegengesetzten Ufer herschallend und am diesseitigen Walde wiederhallend oder beantwortet, aufgeschreckt wurde. Die Andeutungen des Inspectors kamen mir in den Sinn, und wahrhaftig es hätte keinen eigeneren Platz geben können, eines armen Reisenden Tornister zu plündern und seine Börse in Contribution zu setzen. Aber der Leser wird meine Be-

ſcheidenheit bewundern, wenn ich ihm nicht die entſchloſſene Miene vormahle, mit welcher ich meine Flinte ſpannte, und nichts von dem verzweiflungsvollen Entſchluß ſage, mich nicht von weniger als Fünf bis Sechs ohne Widerſtand berauben zu laſſen.

Ich rief nach Geoffroi (in welchem Ton mögen meine Leſer ſich denken) um den Grund dieſer Laute zu erfahren.

„Ach, ſind Sie wach, lieber Herr? Na, Sie haben gut geſchlafen. Ich glaubte, Sie wären bei dem Schlafpelz Batiſte in Unterricht gegangen, aber Ihren Lehrer haben Sie doch noch nicht erreicht.“

Ich muß geſtehen, mir gefiel dieſe Bemerkung nicht, und ich wiederholte meine Frage etwas ſchärfer.

„Wie, Herr! Fürchten Sie ſich vor Räubern? Sind wir einmal ſo weit gekommen, ſo können Sie unbeſorgt ſeyn, denn gewiß die beſte Zeit um Ihre oder eines andern Herrn Kehle abzuſchneiden, war, während Sie in

dem dichten Walde, eine Stunde rückwärts fest schliefen.“

Hier lachte er — launig oder boshaft, gleich viel, dachte ich — und obgleich ich sonst einen Scherz liebte, so misfiel er mir doch in diesem Augenblicke durchaus.

Ich glaube gewiß, daß jetzt ein Gedanke vom Hahn spannen, mir im Kopfe umherging; doch wenn auch solche kräftige Gedanken in mir sich erheben wollten, so wurden sie bald beschwichtigt durch Geoffroi's Antwort auf meinen Ausruf daß:

Ich Erklärung haben wollte, ****!

Ja, lieber Leser, überschütte mich mit Vorwürfen. Ich fühle mich schuldig einer ganzen Linie von Sternchen, aber magna veritas est, etc.

Ich war gerade im Begriffe herabzuspringen, als Geoffroi mich beim Bein ergriff und mit bittendem Tone mich ersuchte daß: „Monsieur sich doch nicht die Mühe geben möchte, sich selbst zu ärgern, daß

die Töne nur vom Poſtillon herrührten, welcher den Wächter auf der kleinen Brücke, die Monſieur, ein wenig weiter hin erblicken werde, aufwecken wolle.“

Ich ſah auf, und ſah die kleine Brücke, und im nächſten Augenblicke tönte das Horn abermals, offenbar von unſerer Seite des Fluſſes, und im darauf folgenden hörte ich Peitſchenknall, Pferdegallop und der Sand ſtäubte vor uns in die Höhe, und der Poſtillon zog ſeine kleine Klappe an ſich und blickte aus dem Plane hervor, um, wie ich vermuthe, zu ſehen, wer da ſey?

Geoffroi's Ochſen ſtanden ſtill, aus Artigkeit, wie ich zu behaupten wage, gegen des Poſtillons Mähre. Der Poſtillon ſtieg herab, und, indem er ſich Geoffroi, mit der leichten Vertraulichkeit, die einem Träger von Villerdeux gegen einen Frachtfuhrmann ſo wohl anſteht, näherte, berührte er ſeine weiße Nachtmütze, und reichte ihm dann die Hand.

„Wie geht's Dir, kleiner Knirps?“ ſagte

Geoffroi, herzlich die angebotene Hand schüttelnd. „Woher so spät zu Nacht, Jean? Was hielt Dich zurück?“

Diese Anrede schien mir nicht ganz in die Abstandslinie zu passen, welche ich zwischen beiden Theilen zu ziehen wünschte, aber als ich sah daß der Courier kaum die Schultern des Karrenführers erreichte, so erklärte ich mir die Freimüthigkeit des Letztern aus dem größern Alter, welches alle Unterschiede aufhebt und aufheben sollte.

Der Postillon hatte mir den Rücken zugekehrt, und ich konnte mich nicht enthalten einen Augenblick über die Natur seiner die menschliche Gestalt so herabsetzenden Beschäftigung zu moralisiren: „Wie kläglich ist es, den armen kleinen Jungen sein Leben lang verurtheilt zu sehen zu der knechtischen Beschäftigung des Pferdantreibens, welches schon jetzt seine Gelenke steif zu machen, und seine Glieder in die Form der echten Pferdejockeis einzukeilen beginnt!“ Und es war

in der That so, denn seine dünnen Schenkel und Beine waren schon durch die Reibung des Sattels so krumm gebogen, daß sie einer alten Roßscheere, die durch beständigen Gebrauch hohl geworden iſt, glichen. Seine starken Kniee mit hervortretenden Knochen leisteten einen kräftigern Widerstand als Fleisch und Muskeln, und hatten noch nicht ihre natürliche Ausdehnung verloren. Seine langen, knapp anschließenden ledernen Beinkleider waren glatt geritten und, da er keine Stiefeln trug, glänzten sie dergestalt im Mondenlichte, als stände er wie ein liliputischer Colossus da, die Schenkel unwillkührlich ausgespreizt, die Arme mit ausgebogenen Ellenbogen. Während ich die hier auseinander gesetzten Bemerkungen machte, erwiederte er auf Geoffroi's Frage:

„Was mich zurück hielt? Was hält mich immer zurück? Was hat mich von Anfang zurück gehalten, und was wird mich immer zurück halten, guter Freund? He Liebe, Liebe,

mein Kerl! Aber was machts? ein paar lange Sporen bringen die verlorne Zeit wieder ein, und ein luſtiges Herz flickt ein zerriſſenes Glück. — Ja, ich habe mich verſpätet; aber wenn der klumpſige Mehlſack von Holzkopf *), Herr Joſeph Antoine François Xavier Dumoulin, der Müller, nicht ſo lange an ſeinem zehnten Zigarro geraucht und an ſeinem Bier getrunken hätte, ſo würde ich nicht ſo lange aufgehalten worden ſeyn, um ſeiner Frau gute Nacht zu wünſchen! Da haſt Du's Geheimniß, mein Kerl! Haſt Du was in Deiner Flaſche?"

„Immer luſtig, immer froh, immer glücklich, mein ſtrammer kleiner Jean," rief

*) Ich kann des Poſtillons Wortſpiel weder überſetzen noch gut erklären. La Teste, wo der Müller lebte, iſt zuſammen gezogen aus la tête de bûche, dem eigenthümlichen Namen des Orts, mit welchem ihn auch das Landvolk benennt. Tête (Kopf) wurde somit Teste geſchrieben. De Buche iſt der Titel einer adeligen Familie, welcher die Stadt zugehörte, und Buche bedeutet auch ein Stück Holz, einen Klotz. Der Leſer mag ſich nun ſelbſt den Sinn des Wortſpiels herausdenken.

D. R.

Geoffroi, indem er im Karren ſeine Branntweinflaſche ſuchte.

Was mich betraf, ſo war ich erſtaunt über die unerträgliche Unverſchämtheit des Bengels, der mit ſeiner quikenden Stimme von einer Intrigue zu ſprechen wagte, und ſich einer Eroberung rühmte, deren Weſen er kaum verſtehen konnte. Wie groß aber war mein Erſtaunen als er, in Erwartung der Flaſche, ſich umkehrte, nun ſeine Mütze vor mir abzog und ich ihn mit dem Schnupftuche einen Kopf abwiſchen ſah, der kahl wie ein Haubenkopf war, und den er dem Himmel zu zeigen ſich nicht entblödete, während er mir ein Geſicht wies, auf dem wenigſtens ſiebenzig Sommer Furchen eingemeiſſelt hatten!

„Guter Gott!“ rief ich, „kann dies alles wahr ſeyn? Kann dieſe verwelkte Mißgeburt ſolche Dinge treiben, und giebt es im ganzen Frankreich eine Müllerfrau —“ Doch, was ſchweife ich darüber aus, da ohne Zweifel viele meiner Leſer ſo gut wie ich ſchon

Proben

Proben vom eigensinnigen Geschmack der Frauen gehabt haben!

Als der alte Sünder (denn ein Sünder war er gewiß, hatte er nun gelogen oder wahr geredet) ein Glas von Geoffroi's Brantwein herunter gestürzt hatte, machte er sich wieder auf den Weg. Er setzte die Mütze auf, band seine Jacke am Sattelknopf fest, — denn die Wärme der Nacht veranlaßte ihn in seiner Kattunweste zu reiten — zog noch einmal den schmalen Sattelgurt an, und schwang sich nun auf die Mähre mit einer für seine Jahre bewundrungswürdigen Behendigkeit, obgleich vielleicht nicht mit der natürlichen Grazie Mercurs oder des jungen Heinrich.

„Adieu denn! mein lieber Geoffroi!" rief er, was soll ich dem schwarzäugigen Mädchen im Wirthshause bestellen? Hast Du auf der Reise nichts geschrieben für sie, auf jeder Meile eine Linie? Verdammt sey Dein Vater und Deine Mutter, Du Hund, daß

ſie Dich nicht ordentlich ſchreiben lernen ließen. Doch ſey ruhig, ich werd's ſchon für Dich thun. Ein Dutzend Küſſe auf Cazillens Lippen ſollen das Zeichen deines Wohlergehens ſeyn, und die ſollen mir ſo lange warm halten, bis ich meine kleine Marie auf Place Dauphine in Bordeaux wieder finde. Adieu, Camerad! Sieh' Dich vor!"

„Leb' wohl, mein Junge, leb' wohl! Aber bedenke, ich vertraue deiner Ehre," ſprach Geoffroi lächelnd. Die Peitſche knallte, — der Sand flog auf — fort flog der kleine Courier mit dem Rufe: „Liebe für immer! Liebe für immer!" und in einer oder zwei Minuten bekundete ſein Horn, daß er auf dem Wege fortritt.

„Was denken Sie davon?" — fragte Geoffroi nach einer langen Pauſe.

„Ich denke, mein Freund, daß Ihr ein Wagehals ſeyd, eure Geliebte ſo gefährlichen Händen anzuvertrauen."

„Liebe Cazille!" rief er aus, und ich

glaube, er wischte sich dabei eine Thräne aus dem Auge: „liebe Cazille, ich wäre wahrhaftig ein schlechter Mann, könnt' ich Dir nicht trauen, wo mehr Gefahr wäre als hier."

„Fürchtet Ihr Euch gar nicht vor jenem furchtbaren Kerl?"

„Ach Gott! Ich fürchte nur, daß die arme, kleine wacklige Schindmähre eines Nachts den Nacken bricht. Er fällt zehn mal in der Woche, und es ist nur gut für den kleinen Jean, daß kein Pflaster in den Landes ist."

„Reitet er immer im vollen Galopp?"

„Immer, sobald er voraussehen kann, auf Leute zu stoßen."

„Hat er aber wirklich die Zeit bei dem verloren, womit er sich rühmt."

„Gott steh' der armen kleinen Creatur bei, mein Herr, gewiß nicht! Ich habe ihn gesehen stundenlang im Gebüsch hocken bis er Jemanden kommen sah, dann sprang er raus, als hätte er Wunder was gethan.

Allein bei der Müllerin verliert er seine Zeit, das kann ich Sie versichern."

„Dann glaubt Ihr also kein Wort von seinem Prahlen?"

„Wer sollte auch einem Prahler ein Wort glauben, lieber, guter Herr? Aber giebts auch wohl solche Menschen in England?"

„Weshalb? — wie? — gewiß — vielleicht — es kann seyn — daß — dort — möglich wohl — etwa doch — etwa ein oder zwei" — erwiederte ich, und damit gerieth die Unterhaltung ins Stocken.

In wenigen Minuten erreichten wir die kleine Brücke, welche mit des Wächters Strohhütte und einem Dache für die Bequemlichkeit der Reisenden romantisch die Landschaft schloß. Der Wächter zog den Schlagbaum auf und empfing seinen Zoll, und Geoffroi spannte seine Ochsen ab, um ihnen etwas Heu und eine Stunde Ruhe zu geben.

Ich ſtieg, ganz von der Erſchöpfung erholt, vom Karren ab. Geoffroi trat unter das Dach, und ſteckte an einen Pfoſten eine in des Wächters Hütte angezündete Harzfackel, welche nun ihren dunkeln Glanz auf das von den Mondenſtrahlen ſanft beleuchtete Ufer warf. Auch der Morgen zeigte ſich ſchon im Oſten, und die Landſchaft wurde nun durch die verſchiedenartigſten Lichter erleuchtet, wie ſie nur einen Maler wegen ihrer Effecte, und der Schwierigkeit ſie auf die Leinewand zu geben, hätten reizen können.

Ich glaube nicht, damals die Schönheit überſchätzt zu haben, aber auf keinen Fall würde ich übertreiben, wenn ich heut zu beſchreiben wagte, was mir davon vorſchwebt. Nachdem ich eine Zeitlang auf und nieder geſchritten, legte ich mich endlich auf den Sand nieder und überließ mich meinen Gedanken.

Die Scenen der Nacht gingen wieder an mir vorüber; durchaus in ſich verſchieden, hatten doch alle mein lebhaftes Inte-

reſſe erweckt. Vor allem ſtand vor mir der geheimnißvolle Fremde, und ich verlor mich in Vermuthungen, wer es ſeyn könne? Ich dachte ſo ernſt und ſo lange an dieſen Mann, daß ich am Ende an eine jener ſchwärmeriſchen Theorien von Sympathien und Wahlverwandtſchaften zu glauben anfing, und zuletzt gar an mir ſelbſt und an Allem um mich her irre wurde, als ich ſeine eigene Geſtalt nicht weit von mir am Rande des Waſſers erblickte.

Einiges Kiefernbuſchwerk ſtand zwiſchen uns und verbarg mich vor ihm; als er aber über dem Fluße gebeugt, tief in Gedanken verſunken, daſtand, bemerkte ich jeden Zug in ſeinem ausdrucksvollen Geſichte, und nie ſah ich ein ſchöneres Gemälde nachdenkender Melancholie. Während er ſo einige Minuten in meiner Nähe ſtand, erwuchs mit einem mal in mir der lebhafte Wunſch, ihn anzureden, und zugleich die völlige Ueberzeugung der Unmöglichkeit ihn in's Werk zu ſetzen. Erſt

als er langsam weiter ging, schien auch der Zauber mich zu verlassen. Ich stand auf, und wollte ihm folgen, als die Bewegung meines Fußes in dem Kiefernbusche seine Aufmerksamkeit anzog, und er sich schnell umdrehte. Im Momente wo er mich erblickte, sah ich ihn nach seiner Brust langen, und bemerkte den Griff eines Stilets unter seinem Rocke. Ich beantwortete diese drohende Stellung dadurch, daß ich den Hut abnahm und mich verbeugte. Er schien zu Denen zu gehören, welche im Augenblick die wahre Natur einer Erscheinung ergründen können, und da ich auch meine Flinte, als ich Geoffroi's Karren verließ, dort zurück gelassen hatte, so errieth er sogleich, daß er von mir keine Feindseligkeit zu fürchten habe. Er erwiederte deshalb meinen Gruß mit stolzem Anstande.

„Mein Herr!" sagte ich: „ich entschuldige mich nicht, denn nicht absichtlich habe ich Sie in Ihrer Zurückgezogenheit gestört. Der Zufall hat mich hieher geführt, aber

ich kann die Gelegenheit nicht vorüberstreichen lassen, Ihnen für Ihre Güte am letzten Abend zu danken.“

„Ich will keinesweges argwöhnen, daß Sie mich absichtlich verfolgen,“ sagte er. „Die Individuen Ihrer Nation geben sich selten zu so unwürdigen Beschäftigungen hin; aber erfahren Sie, mein Herr, daß ich die Verborgenheit nöthig habe, und nicht in ihr gestört werden darf.“

„Ich weiß es,“ erwiederte ich: „und —“

„Sie wissen es! Sie kennen mich also?“ und hier griff wiederum seine Hand nach der Waffe.

„Nein, mein Herr,“ erwiederte ich: „ich kenne Sie nicht. Mit einem Worte, Sie haben nichts von mir zu fürchten. Ich bin ganz und gar ein Fremder hier zu Lande — ein müßiger Reisender — aber das Schicksal scheint mich Ihnen in den Weg geworfen zu haben, und ich interessire mich für Sie. Verstehn Sie mich nicht falsch, aber erlauben

Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihre Tochter mit ihrem Gemahl in diesem Augenblicke in dem Wirthshause sind, in welchem wir am vorigen Abend zusammen trafen."

„Wirklich! Schon angekommen! — Ich danke Ihnen, mein Herr. Verzeihn Sie meinem Argwohn und meiner Heftigkeit — es sind die Folgen meiner Noth, nicht meiner Natur. Ich gehe, ich muß mein Kind sehen, meine theure, theure Stephanie!"

„Halten Sie, ich bitte Sie. Es kann Gefahr dabei seyn. Es ist noch Jemand im Wirthshause — ein Agent der Regierung — Jemand, der Sie kennt, und dessen Muth gegen Ihre Tochter und deren Gemahl sich wenig mit dem Tone, in welchem er von Ihnen spricht, zu vertragen scheint."

Bei diesen Worten hielt mein Gefährte inne, blickte mich scharf an, und schien mich ergründen zu wollen. Er sprach:

„Sie sagen, mein Herr, Sie kennen mich nicht. Wie soll ich diese Widersprüche

reimen? Sie nennen ſich einen durchaus Fremden. Was iſt denn dieſer Agent, mit welchem Sie ſo vertraut ſind? Er hat von mir geſprochen. Wer bin ich denn? Antworten Sie!"

„Ihr Erſtaunen und Ihre Zweifel ſind zu natürlich, als daß Sie mich beleidigen könnten. Bloß durch Zufall traf ich die Perſon, deren ich erwähnte, im Wirthshauſe. Es iſt der Inſpector dieſer Forſten."

„Ach der? der arme Menſch! der darf mir nicht ſchaden. — Er hat doch nicht meinen Namen verrathen?"

„Nein. Ich kenne ihn durchaus nicht; aber ich fürchte, mein Herr, daß nur eine plötzliche Unterbrechung jedes Sie betreffende Geheimniß, welches ihm vertraut iſt, vor der Entdeckung bewahrte."

„Vielleicht, ja — er iſt eine dumme Plaudertaſche."

Nach einer andern Pauſe trat er noch näher an mich heran, und hielt mir die

Hand hin: „Ja, mein Herr" — ſagte er, als ich ſie mit Wärme ergriff: „ich bin von ihrer Biederkeit überzeugt. Die Freimüthigkeit Ihres Weſens läßt mich nicht mehr daran zweifeln. Sie können auch überzeugt ſeyn, daß ich außer Gefahr bin. Das Geſchöpf, deſſen Sie erwähnten, iſt harmlos und nützlich. Trotz ſeines Aufblähens hat er doch etwas Gutes in ſich, und ſein eigener Vortheil bindet ihn feſt an mich. Nun leben Sie wohl. Ich eile, mein theures Kind und ihren edlen Gatten zu umarmen."

„Aber, entſchuldigen Sie noch einmal. Ich kann nur unter Einer Bedingung von Ihnen ſcheiden, daß, wenn wir uns wieder treffen, Sie mir erlauben, Sie nicht ganz als einen Fremden zu betrachten."

„Sehr gern — von Herzen gern. Aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß wir uns wiederſehn. Mit mir treibt das Schickſal, die Proſcription, die Tyrannei ihr Spiel. Sie können frei durch die Welt ſtreifen. Ich bin

an diese heißen Wüsten, als an mein einziges Asyl gefesselt, und wage es nicht sie zu verlassen.“

„Und ist es möglich, daß ein solcher Mann der Rachsucht und Unterdrückung erliegen soll? Sie haben theilweise mir vertraut, — Sie haben meine ganze Achtung gewonnen. Ich bin frei, es ist wahr, aber ich bin es nicht mehr, wenn ein unschuldig Verfolgter meine geringe Hülfe brauchen kann. Befehlen Sie, was Sie wollen, inständig bitte ich Sie — ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

Ich sprach nur aus, was ich fühlte, und kein kaltes Zaudern gab den Worten einen andern Sinn als sie wirklich enthielten. Meine Hand in seine beiden fassend, erwiederte er feierlich:

„Sehn Sie nicht zu weit, junger Mann, in Ihrem Vertrauen für mich. Verbinden Sie sich nicht allzuschnell mit mir. Der Tag kommt vielleicht noch, wo Sie mir den Rücken kehren und vor meinem Anblick zurückschaudern werden!“

„Unmöglich!“ rief ich aus. „Ich werde nie einen unschuldig Leidenden verlassen, nie zurück schaudern vor einem Gesichte, welches der Spiegel eines edlen Geistes ist.“

„Sehn Sie mich einen Augenblick an,“ sagte er. „Sie denken, ich bin unschuldig. Seit der Hälfte meiner Lebenszeit trage ich auf meinem Gewissen das Brandmal der Schuld und Infamie. Heimlich und tief hat es an meinem Herzen gezehrt, und unter den Lorbeeren des Glanzes und Glückes diese Furchen auf meine Stirn gegraben. Ich bin schuldig eines großen Verbrechens — ja eines entsetzlichen! Schon immer folgte mir die Strafe des Gewissens, jetzt trifft mich auch die öffentliche Vergeltung. — Sie ist nur zu gerecht! — Ich wage mich nicht zu beklagen, und träfe mich öffentlich die Geissel, so würde ich lautlos ihre Streiche ertragen. Aber ich bin vereinzelt — abgemattet — gejagt — während die weit Schuldigern, die wilden, blutbefleckten Sycophan-

ten auf den Trümmern, welche mich zermalten, triumphiren. Das ist es, was mich rasend macht — was, mich in dieser elenden Welt allein noch zurück hält — denn ich würde nicht diese Kette der Entehrung ertragen, wäre sie nicht von der Hoffnung der Rache an Denen, welche sie mir umgeschlungen haben, übergoldet.“

Er schien bei diesen Worten wild bewegt zu werden. Plötzlich brach er ab, ergriff wieder meine Hand, und fuhr dann ruhiger fort.

„Doch, hier ist nicht der Ort für solche Unterhaltung. Ich habe überhaupt kein Recht sie mit Ihnen zu halten. Und doch ist es wohlthätig für mich, an einem mitfühlenden Herzen auszuruhen — und, lebt noch Ihre Theilnahme für mich, so können wir uns wiedersehn. Die Schluchten dieser Wüste sind meine Zuflucht, aber dicht im Walde an der Seeseite, nicht weit vom Meere, liegt eine verlassene Kirche. Jedermann in La Teste

kann Sie nach der Kirche von Arcachon weiſen. — Dort werden Sie mich wahrſcheinlich heut bei Sonnenuntergang finden, und wann Sie, bei gehörigem Nachdenken, es wagen wollen, können Sie mir vielleicht dienlich ſeyn. Für jetzt leben Sie wohl. Ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Ich verſicherte ihn meiner lebhaften Theilnahme, und wiederholte meine Anerbietungen. Dann ſchieden wir. Er ging nach der Brücke, und als er über dieſelbe ſchritt, mehr mit dem Weſen eines ſouverainen Fürſten als eines flüchtigen Verbrechers, ſah ich den Zolleinnehmer und Geoffroi ihn mit der aller tiefſten Ehrfurcht begrüßen. Sie ſchienen ihm mit Blicken des Mitgefühls und der Bewunderung zu folgen. Als ich näher an ſie heran trat, hörte ich folgende Bemerkung des Zolleinnehmers.

„Ach, du lieber Gott! Zwanzig Jahr lang, ſeit er ſie gebaut hat, habe ich Zoll auf dieſer Brücke eingenommen, und nie-

mals gingen Mann oder Frau herüber, welche ihn nicht gesegnet hätten. — Alles mögen sie ihm nehmen, aber die Liebe der Leute können sie ihm nicht rauben."

Geoffroi wollte eben antworten, denn er zupfte sich drei oder viermal am Aermel, rieb seine Hände zusammen, und schlug auf seinen Schenkel mit aller der Kraft, welche der wahren Beredsamkeit vorausgeht, als er mich dicht neben sich erblickte, was dann seinen Erguß hinderte. Er nahm seine Mütze ab, und der Zolleinnehmer folgte seinem Beispiele mit den Zeichen noch größerer Ehrerbietung. Sie verbeugten sich über und über, und ich konnte leicht bemerken, daß die bisher erprobte Höflichkeit des Fuhrmanns durch meine anscheinende Vertraulichkeit mit dem Fremden um das Zehnfache vermehrt war.

„Nun, Geoffroi," fragte ich: „seyd Ihr fertig zur Reise?"

„Gleich, lieber Herr. — Aber lassen

Sie mich noch einen Augenblick nach dem Grafen ſehen.“

„Dem Grafen? Führt der Herr einen ſo hohen Titel?“

„Ja freilich, können Sie jetzt ſo fragen. Sie haben ihm ſeinen Titel genommen, das iſt wahr, und ihn zum Tode verurtheilt, aber er iſt hier ſo ſicher des erſtern, und ſo ſicher vor dem letztern, wie er es je war, — denn wir nennen ihn Alle: Graf, und ſo lange das Volk der Landes Kraft in den Armen und Blut in den Adern hat, ſoll er nicht ſterben!“

„Nein“ wiederholte der Zolleinnehmer, eh' ſie ihn fangen ſollten, wollte ich ja mit meiner eigenen Hand dieſe Brücke in Stücke zerſchlagen, obgleich jeder Stein mir ſo theuer wie meine Kinder iſt, die alle auf den Brückenpfeilern geboren ſind und ſich darauf umher getummelt haben. Ja, ja auf dieſer Seite vom Waſſer kann er ſicher

seyn, aber er wagt zuviel, wenn er sich bis zum Wirthshause im Walde wagt.“

„Ach“ sagte Geoffroi: „da hat er nichts zu fürchten als von dem schwadronirenden Inspector, der, ausser seinen Verbindlichkeiten gegen den Grafen, seinen Posten nur dessen Schwiegersohne verdankt. Solche hübsche Stelle ist ihm zu angenehm, und seine Haut ihm zu lieb, um den Verräther spielen zu wollen.“

Dann wandte er sich zu mir, und fuhr fort: „Gott lohn's Ihnen, lieber Herr, Sie haben gewiß gute Neuigkeiten von der Gräfin oder Madame Stephanie gebracht. — Sieh' doch, wie schnell er da durch den tiefen Sand wadet! Vielleicht ist die Appellation gegen die Sentenz zu seinen Gunsten ausgefallen.“

„Ich fürchte, Geoffroi, Ihr überschätzet meine Kenntniß von dem Herrn und seinen Angelegenheiten. Ich sah ihn am vergangenen Abend zum erstenmale und habe sei-

nen Rang erſt in dieſem Augenblicke von Euch erfahren.“

„Was, Herr!“ ſchrie der Fuhrmann heftig bewegt aus: „was, Sie kennen ihn nicht! Herr Gott, ſo hab' ich ihn alſo verrathen! was hab' ich gethan! was hab' ich gethan!“

„Nein, guter Geoffroi, Ihr braucht Euch keinen Vorwurf zu machen, Euer Irrthum war ganz natürlich, und Ihr habt auch nichts verrathen. Von ihm ſelbſt weiß ich, daß er proſcribirt iſt, und ſeinen Namen habt Ihr nicht genannt.“

„Gott ſei Dank, das habe ich nicht gethan! Aber, wer hätte denken können, wenn man Sie Beide zuſammen ſah, daß ſie nicht alte Freunde wären!“

„Wir ſind Freunde, das ſeht Ihr — und kennte Ihr ſo gut als ich die Welt, Geoffroi, ſo würdet Ihr wiſſen, daß neue Freunde oft mehr werth ſind als alte.“

„Ach, meine Mutter hat's mir oft ge-

sagt, das ist wahr. Mit der Freundschaft sagte sie, gehts wie mit 'nem Karrenrade — zuerst stramm und dicht auf dem Wege, aber dann wirds müde und glitscht aus, wenn's ein wenig auf dem Steindamme des Unglücks zerfahren ist."

„Ja" sagte der Zolleinnehmer: „es ist grade so, wie mit der kleinen Thüre hier, die weit auf fliegt, wenn ein Reisender ein Stück Geld in der Hand hält, aber fest verschlossen und verriegelt vor dem armen Teufel bleibt, der keinen Sous hat, um die Angel mit Oel zu schmieren. — 'S ist ein armes Ding mit eurer alten Freundschaft."

„Das ist es," sagte Beefsteak; „aber eure, lieber Herr, für den Grafen ist doch nicht von so lange her?"

„Nein gewiß nicht, mein Freund, Ihr könnt versichert seyn, daß ich rein und warm für ihn fühle, aber Ihr müßt mir darum doch nicht seinen Namen sagen."

„Fürchten Sie nicht, fürchten Sie nicht! Ich habe mich eben zu sehr erschreckt, als daß ich nicht künftig meinen Mund halten sollte. Sehn Sie, Herr! da geht er. Gott segne ihn. Er hat sich nach dem Walde gewendet.“

„Glückliche Reise ihm, und Ihnen auch, mein Herr!“ sagte der Zolleinnehmer, als er in seine Hütte zurück kehrte.

„Wenn's Ihnen gefällig ist,“ sagte Geoffroi: „so bin ich fertig zum Aufbrechen.“

In wenigen Minuten befanden wir uns nun wirklich auf dem Wege, welcher, da er fest und wohl erhalten war, mir, ohne daß ich vom Sande ermüdet wurde, zu Fuß zu gehen erlaubte. Jeder Tritt brachte uns weiter in einen cultivirtern Strich. Große Stellen waren, auf beiden Seiten, der Wüste entrissen, und Grasplätze, Kornfelder, und hie und da ein niedliches Haus und Anpflanzungen von Bäumen belebten die Scene.

In voller Pracht war die Sonne aufgegangen, als Geoffroi und ich die kleine Stadt la Teste erreichten. Lebendigen Schrittes gingen wir die nette Straße hinauf, und hie und da wurde mein Gefährte traulich von den ländlichen Einwohnern begrüßt, welche im fröhlichen Gespräch vor ihrer Thüre standen, Alle bewaffnet mit einem großen Taschenmesser, das sie in der einen Hand hielten, während sie in der andern ein reichlich mit Knoblauch geriebenes Stück Brot, desgleichen grüne Feigen oder Weintrauben hatten. Bei einem, nahe an dem Mittelpunkte der Stadt gelegenen Häuschen hielten wir an, und Geoffroi wurde mit wahrhaft mütterlicher Umarmung von der anständigen Besitzerin desselben empfangen. Mit aller Förmlichkeit stellte mich der Sohn ihr vor, und ihre besondere Ehrerbietung ließ mich glauben, daß er meinen Namen mit dem des Fremden — oder Grafen (wenn der Leser ihm den Titel zugestehn

will) auf irgend eine Art in Verbindung gebracht habe.

Ich lehnte indessen die Einladung, in die Hütte zu treten, ab, indem ich gern meine Wohnung in dem benachbarten, weiß getünchten Hause aufschlagen wollte dessen Zeichen und Titel „die französische Krone" war, die indessen nur den französischen Kronthaler und nicht etwa den königlichen Schmuck, welcher manchem andern Hause zum Schilde dient, andeutete. Dorthin zog ich mich, sobald Geoffroi seine Ochsen ausgespannt hatte, zurück, und Ranger, meine Flinte und Tornister lagen und standen bald an ihren gewöhnlichen Stellen in meinem Stübchen. Als ich den Staub und andere Lasten meiner vier und zwanzig stündigen Reise abgeschüttelt hatte, nahm ich ein Frühstück ein, von café au lait und begab mich dann auf eine recognoscirende Wanderschaft.

Fünftes Kapitel.

Im ganzen civiliſirten Europa dürfte man umſonſt nach einem verborgenern Zufluchtsort ſuchen, als ihn die kleine Stadt la Teſte gewährt. An den fernen und wenig lockenden Küſten der Bai von Biscaya liegend, ſcheint er faſt von aller Welt getrennt. Selten ſieht man einen Fremden, und die phyſiſchen und moraliſchen Ausſichten der Einwohner ſind auf drei Seiten durch Wälder, auf der vierten durch die weite See begränzt. Sie ſind entweder Fiſcher oder leben von den Fichtenwäldern, und über wenige Meilen zu Lande und Waſſer erſtrecken ſich nicht

nicht ihre Kenntniſſe. Der Ort hat eine unregelmäßige und flache, aber nicht ungefällige Lage. Während der Flutzeit iſt die Ausſicht auf die ruhige Bai von Arcachon höchſt angenehm — ſo nämlich heißt die Huf-ähnliche Aushöhlung, an deren tiefſtem Punkte die Stadt erbaut iſt. Aber wenn die Wellen zurücktreten, und drei (engl.) Meilen hinaus nichts als Schlamm zu ſehen iſt, kann man ſich keine Landſchaft denken, welche weniger anziehend wäre. Die Erhabenheit des Oceans fehlt gänzlich, da der große Meerbuſen von Biscaja zu entfernt iſt, um von dieſem Theil der Küſte aus erblickt zu werden.

Und doch iſt eine Schönheit in der Ausſicht nicht zu überſehen; nämlich auf der rechten Seite der Bai reihen ſich weit hinaus große Sandhügel aneinander, die im Sonnenlichte wie Brillanten glänzen, und nur in andern Welttheilen ihres Gleichen finden. Zur Linken dehnt ſich ein dichter Forſt weit hin, zur Zeit der Flut von den Wellen beſpült

so daß man einen großen Umweg, um dahin zu gelangen, machen muß; aber bei niedrigem Wasser ist der Strand ganz frei, und wer den einsamen Schatten des Waldes liebt, kann ihn nach einem Wege von einer halben Meile erreichen.

Mein Augenmerk ging jetzt nach dem Walde, denn ich hatte mich davon unterrichtet, daß die Kirche von Arcachon nicht weit ab in seinem Dickigt verborgen stehe. Nachdem ich, an die Begebenheiten des vergangenen Tages zurückdenkend, einige Stunden in der unmittelbaren Nähe der Stadt umhergeschlendert war, bestellte ich mein und Rangers Mittagbrot, um keine Zeit zu verlieren, wenn ich meine Wanderung zur interessanten Zusammenkunft anträte, welche gegen Sonnenuntergang erfolgen sollte. Mein schlecht zugerichtetes, übelschmeckendes Mittagessen war die beste praktische Belohnung der letzten Abendmahlzeit bei der Wirthin;

ich dachte an die Schwelgerei des Inſpectors, und wünſchte zu ſeinem Beſten, daß ihn die Pflichten ſeines Amtes nie zu dem unſcheinbaren Mahle im Ecu de France führen möchten.

Als ich mich nun an der Gränze des Waldes befand, fühlte ich eine Aengſtlichkeit, welche, wie alle Aengſtlichkeiten, gemiſchter Natur war. Zweifel, ob mir der Fremde entgegen kommen werde, Theilnahme an ſeinem Schickſale, Neugier wegen ſeines Geheimniſſes, weitſchweifende Vermuthungen über die Natur ſeines Verbrechens; Alles dies diente nur dazu, mich mit raſtloſer Ungeduld zu erfüllen. Ich ſchlenderte am Rande der See fort, ohne irgend auf etwas zu ſtoßen, was mir von dem Daſeyn der erwähnten Kirche Kunde gegeben hätte. Je weiter ich fort ging, um ſo mehr trat der weite Ocean mir vor Augen, und ich empfand alle die Gefühle, mit welchen er mich immer erfüllt. Seine Ausdehnung

ſeine gemeſſene Bewegung, und das Murmeln ſeiner ſanften Wellen, wie ſie im Ufersand zu verſchmelzen ſcheinen, alles ſpricht mich wunderbar verſchieden an, aber gleichſam in den verſchiedenen Modulationen einer gemeinſchaftlichen Sprache. Ich beflügelte meine Schritte, um noch mit der Flut zu rechter Zeit zu kommen, und ſtand bald an den Schaumgewinden, welche jede Welle, wie einen Tribut, zu meinen Füßen niederlegte. Meine Flinte hatte ich hinter mir zwiſchen zwei Felsſtücke abgeworfen, und Ranger nahm die Gelegenheit wahr, ſich daneben zum Schlafen niederzulegen. Lange Zeit blickte ich auf das Waſſer, wie es, durch ſich ſelbſt getrieben Walzen-ähnlich heran wogte. Im ganzen blauen Buſen war nichts zu bemerken. Kein Schiff am Horizonte; ein paar weiße Seevögel an den Wellen hinſtreifend, waren die einzigen lebenden Weſen, welche mir die ruhige Herrſchaft über dieſe ſchöne Scene ſtreitig zu machen ſchienen.

In einiger Entfernung vom Ufer ſtand eine niedrige, roh gebaute Schanze, offenbar nur das Ueberbleibſel eines ausgebreitetern Werkes. Sie ſchien ohne Beſatzung zu ſeyn, und ich würde ſie auch für unbewohnt gehalten haben, hätte nicht ein leichter daraus aufſteigender Rauch angekündiget, daß es eine Signalſtation oder die Wohnung eines armen Fiſchers ſey, dem dort zu wohnen verſtattet worden. Dieſe einzige Spur von menſchlicher Nähe, in einer Gegend, wo ſonſt nur die Natur herrſchte, zog meine Aufmerkſamkeit eben ihres Alleinſeyns wegen an. Es lag etwas Maleriſches in den gekrümmten Winkeln und den mit Unkraut verwachſenen Schießſcharten, welches mich verſuchte auf meine gewöhnliche Weiſe die Schanze ſchnell zu ſkizziren. Ich nahm mein Zeichenbuch heraus, und fing an zu zeichnen, hatte aber kaum die rohſten Linien entworfen, als ich von hinten einen Schlag grade aufs Ohr bekam, und, ehe ich noch Zeit gewann aufzuſpringen,

von ein paar kräftigen Armen mich umſchlungen fühlte, welche die meinigen feſt hielten, während ein häßliches triumphirendes Geſchrei mich faſt gegen Rangers heftiges Geklaff, der mir zu Hülfe geſprungen war, betäubte.

Ich ſträubte mich mit aller Kraft, und indem ich den Kopf umdrehte, ſah ich an meiner Schulter ein Geſicht, das durchaus nichts weibliches hatte, aber doch vermöge ſeines Kopfputzes, wie ihn die Bäuerinnen dieſer Gegend tragen, für ſolches gelten wollte.

Die großen ſchwarzen Augen und der offene Mund wurden, durch die Anſtrengung mich feſt zu halten, über die Möglichkeit weit ausgedehnt. Ich kämpfte und rang mit aller Kraft, indem das Weſen mit fürchterlicher Stimme ſchrie: „Pierre! Pierre! Pierre!“ und ein kleines amphibienartiges Ungeheuer, ein Mittelding von Fiſch und Knaben, ein großes Netz um meine Füße ſchlang

und mit schrillender Stimme das Geschrei meiner Verfolgerin wiederholte.

Wir standen bis an die Knöchel im Wasser, welches auf uns zu floß, und der Streit endete in wenigen Minuten damit, daß wir alle drei in eine schäumende Welle taumelten, welche, als wir auf den Sand niederfielen, über uns weg rollte. Das Weib ließ mich zwar keinen Augenblick los, ich aber hatte einen Arm frei gemacht, und gewann allmählich, indem ich sie bei einem Schenkel ergriff, die Oberhand, als eine noch furchbarere Gestalt ihr zu Hülfe kam. Es war ein Mann von wildem Anblick und in einer wilden Kriegstracht. Er hatte nur einen Arm, welcher über meinem Haupte einen Säbel schwang, und unter dem Stumpf des andern meine Vogelflinte, deren Doppellauf auf mich zugekehrt war. Er rief mir französisch zu, mich zu ergeben, mit der furchtbaren Drohung, mir sonst den Kopf rein abzuhauen. Meine Einwilligung ver-

ſtand ſich demnach von ſelbſt, aber als er mir befahl aufzuſtehn, war das Gehorchen nicht ſo leicht. Der kleine Waldteufel hatte das Netz feſter und feſter um die Füße mir geſchlungen, und das Weib kreiſchte, daß ſie ſelbſt ſo feſt wie ich gebunden ſey. Ich weiß noch nicht, wie wir aufs Trockne kamen, aber durch freiwilliges Rollen auf dem Sande, und tüchtig von den Wellen gewaſchen und mit Seegras umwunden, kamen wir endlich aus dem Waſſer, und ſtanden in kurzer Zeit auf den Beinen. Das Weib, deſſen männliche Stimme und männliches Aeuſſere wahrhaft ſchrecklich waren, riß ihrem Gefährten den Säbel aus der Hand, und hörte in ihrem Jargon unter furchtbarem Schreien nicht auf, wie ich glaube, mich zu ſchimpfen, und ihm zu befehlen. Er und ich pflogen ein kurzes Geſpräch, indem er, wie ein Amerikaniſcher Riflemann (Parteigänger), den Flintenhahn geſpannt, die Kolbe unter ſeinem Armſtumpf und die Mündung auf meine Bruſt gerichtet, hielt. Er ſagte mir

gradezu, ich ſey ein Spion und ein Gefangener, und ich würde augenblicklich erſchoſſen werden, wenn ich mich irgend ſträubte, von ihm und ſeinem Weibe nach la Teſte in die Hände des Maire geliefert zu werden.

Kein Gefangener, glaube ich, fühlte ſo große Luſt bei ſeiner Befreiung als ich bei dieſer Drohung; denn die Behandlung, welche ich erlitten hatte, und die Erſcheinung meiner Beleidiger verſprach nichts weniger, als daß man nach den Geſetzen mit mir verfahren werde. Ich erklärte meine Bereitwilligkeit, und wir machten uns auf den Weg. Der kleine Kobold wadete, wie ich glaube auf Befehl ſeines Vaters, nach der Schanze zurück, deren Commandant, wie ich jetzt erfuhr, dieſer war. Die zarte Ehehälfte des Veteranen nahm ſorgſam mein Zeichenbuch auf, und fing an das Waſſer von den Blättern abzureiben, wobei ſie, zu meinem größten Leidweſen, mancher

Stunde Arbeit verwiſchte. Meine Vorſtellungen waren umſonſt. Franzöſiſch war für ſie griechiſch, und es ſchien, als würde ſie wenig meinen Wünſchen nachgegeben haben, ſelbſt wenn ſie ſie verſtänden hätte. Die Seeamazone ging ſtolz voran, indem ſie bei jedem Schritte verächtlich über die Schulter blickte, Ranger kroch neben ihr, den Schwanz zwiſchen den Beinen haltend, und der alte Soldat humpelte hinterher, indem er die Flinte unveränderlich in der drohenden Stellung hielt.

Die Anführerin marſchirte in einem Schritte, welchem die Arriergarde kaum nachkommen konnte, vorauf, und da die Flut jetzt reißend auf dem Strandſande ſchwoll, zogen wir uns in eine kleine Oeffnung des Waldes zu unſerer Rechten zurück. Bei dieſem Manöver ward ein Halt vom Soldaten commandirt, und aus den Bewegungen meiner Bedeckung nahm ich wahr, daß Rath gepflogen wurde, ob wir durch den Wald

gehn sollten. Die Frage ward bald genug bejahend entschieden, und in der That gab es daneben keinen andern Ausweg, als zu versuchen durch die See nach la Teste zu waten, ein verzweifeltes, wo nicht unmögliches Unternehmen.

Unser schmaler Pfad wurde jetzt durch Zweige oberhalb und Gestrüpp unterhalb beengt. Ausserdem daß meine Flinte, im Gesträuch verwickelt, losgehn und auf der Stelle die Execution an mir vollziehen konnte, lief ich Gefahr zu straucheln, wobei meine Begleiter, dann glaubend ich wolle entfliehen, eine gute Entschuldigung würden gefunden haben, mir den Kopf zu spalten, oder mich todt zu schlagen, oder vielleicht Beides zugleich. Da fing ich denn ernstlich an zu berechnen, ob es klug und ob es möglich wäre, meiner Bedeckung zu entwischen. Aber die See war auf der einen und ein dichter Wald auf der andern Seite; ich bedachte, daß wenn ich auch wirklich ent-

käme, es mich nur in neue Schwierigkeiten stürzen und das Zusammentreffen mit dem Fremden erschweren, während es mir vor dem Maire von la Teste ein Leichtes seyn würde, durch meinen Paß und Geoffroi's Zeugniß die Freiheit zu erlangen. Ich ging daher vorsichtig weiter, und jemehr ich mit meiner Lage vertraut wurde, um so mehr traten mir die lächerlichen Seiten derselben vor Augen.

Während meine Führer unaufhörlich in ihrem für mich unverständlichen Patois schwatzten, durchflog ich in Gedanken Alles was sich aus diesem Abenteuer entwickeln könnte, und dies endete denn in der ernsten Betrachtung, daß hier ein allzu pflichteifriger Subaltern in mir einen Gefährten des Proscribirten oder schuldbeladenen Flüchtlings entdeckt zu haben glaubte. Ich sann nach, auf welche Art ich solche Beschuldigung ablehnen könnte, als plötzlich uns der Pfad auf einen grünen Rasenplatz führte,

und ich die Kirche von Arcachon leibhaftig vor meinen Augen erblickte.

In wahrhafter Bewunderung hielt ich einige Augenblicke an. Auch meine Wächter ſtanden ſtill, denn der Soldat war ermüdet von ſeinem Marſche im Walde, und das Weib gehorchte ſeinem Halt-Befehle. „Großer Gott!“ dachte ich: „würdeſt Du überall in der Reinheit verehrt, welche ein ſolcher Tempel und ſolche Einſamkeit einflößen müſſen, um wie viel deiner würdiger müßten deine Anbeter ſeyn!“

Dieſer ſchöne kleine Tempel, ganz im griechiſchen Geſchmacke, wurde auf Koſten der geretteten Mannſchaft eines Schiffes, welches an dieſen Küſten geſtrandet war, erbaut, und da er auſſerhalb des Sprengels der Einwohner von la Teſte liegt, ſo iſt er unter dem Namen: die Matroſen-Kapelle bekannt. Früherhin wurde ein Prieſter beſoldet, hier den Gottesdienſt zu verrichten, und eine niedliche Hütte, am äuſſerſten Ende des Grasplatzes

der Kirche gegenüber, diente ihm zur einsamen Wohnung. Jetzt stand indessen das Häuschen leer und die Kirche war verlassen, außer am jährlichen Namenstage ihres Schutzheiligen, oder wenn eine gerettete Schiffsmannschaft, oder Andere, die zur See gehn wollten, gelegentlich hier Gaben spendeten.

Alles dies erfuhr ich von dem einarmigen Soldaten, der, als er mich zur Unterhaltung geeignet fand, mir gern alles was die Kirche betrifft, erzählte und noch mehr als ich hier niedergeschrieben habe *). Das Weib dagegen, welches weniger ausgesöhnt war und unsere Sprache nicht verstand, zeigte mehrmals ihre volle Ungeduld, indem sie sowohl rednerische Floskeln, als den Säbel blinken ließ. „Marsch!" hieß es noch einmäl, und wir stürzten uns noch einmal in das Dickigt des Waldes.

*) Siehe die Note am Ende.

Sonnenuntergang war nahe. Ich dachte an den Fremden, und hoffte, daß ihm nichts Schlimmes begegnet seyn würde. Der Pfad war enge, und ich konnte vor mir nichts sehen als die steife Mütze, den breiten Rücken, die dicken Beine und braunen Arme meiner weiblichen Escorte. Plötzlich aber stand sie still und fing mit Gesticulationen, die eines Grimaldi (in seinem weiblichen Metamorphosen) würdig gewesen wären, an, immer tiefer und schneller sich gegen Jemand der uns entgegen kam zu verneigen. Während nun ihr Kopf, der mit unglaublicher Schnelligkeit auf und nieder duckte, unten war, konnte ich darüber weg sehen, und sah zu meinem Vergnügen, aber auch zu meiner Demüthigung, den verbannten Wanderer mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne vor uns stehen.

Als auch der alte Soldat sie erblickte, marschirte er auf sie zu, und präsentirte mit allem Anstande, welchen seine Verstümmelung ihm erlaubte, das Gewehr, indem er sich

steif und grade neben mich stellte. Erstaunen lag im Blicke des jungen Mannes, Furcht in den reizenden Zügen seiner Gattin, während im Wesen des Vaters, der auf mich und meinen Gefährten einen durchbohrenden Blick warf, der Verdacht, der beständige Genosse der Schuld, sich zeigte.

Es lag in der That etwas Verdächtiges in der feindlichen Erscheinung meiner Gefährten, in unserm örtlichen Begegnen zur selben Zeit und auf derselben Stelle, welche der Fremde zu unserer Zusammenkunft bestimmt hatte, aber noch weit mehr im seltsamen Ausdrucke meiner Blicke, in welchen ein Geächteter allerdings die eines schurkischen Polizeibeamten zu entdecken glauben mochte, welcher sein Schlachtopfer erwischt hat, aber zugleich feige seines Handwerks sich schämt.

Aber der Geächtete fiel nicht aus seiner Rolle. Er bog nicht seitwärts in's Gebüsch, sondern redete den salutirenden Veteranen an: „Was bedeutet das, Pierre! Was

giebt's?" Dann auf mich blickend, sagte er: „Und Sie, mein Herr — soll ich Sie grüßen als Freund oder Feind?"

„Als keinen von Beiden," erwiederte ich. „Für den Erstern bin ich hier zu kläglich placirt, und zum Letztern fehlt mir die Macht. Ich bin jetzt weiter nichts als positiv ein Gefangener, und verdächtig — als Spion."

„Ein Gefangener und Spion! Was, Pierre! ich hoffe doch nicht, daß Du wieder deine Anweisungen als Signalmann überschritten hast. Du hast diesen Herrn doch nicht schlecht behandelt?"

„Schlecht? I bewahre, ganz contrair! Außer seiner nassen Jacke — und die bekam er, als er mit meiner armen Josephine das Ufer herabkullerte hab' ich nie Einen gefangen gemacht, den ich besser behandelt hätte."

„Aber, wie hast Du's gewagt, einen Fremden und einen Reisenden von so friedlichem Wesen zum Gefangenen zu machen?"

Es würde ein schlimm Ding seyn, Pierre's Antwort wörtlich zu übersetzen, aber wenn der geneigte Leser eine fremde Mundart und Geplapper sich denken und sich etwa vorstellen will, der alte Soldat sei ein Chelsea-Invalide gewesen, der die Gefangennahme eines französischen Lungerers in der Nähe eines Martellothurms an unserer Küste erzählt, so mag das Folgende als freie Uebersetzung gelten:

„Wie! Belieben Eure Gnaden zu hören! Wenn's an's Wagen geht, so wissen Sie, daß ich darin niemals zurück blieb, und wenn die Mütze eines Fremden aus dem Walde in der Nähe meines Signalpostens hervorguckt, so halt' ich's für Pflicht, ihn ohne weitere Complimente in's Gefängniß zu sezzen. Euer Gnaden wissen, daß ich scharf zur See und zu Lande hinaus sehe, und da eben keine englische Fregatten diesen Morgen in der Bai zu sehen waren, so sagte mir mein Herz, daß hier auf der Küste was vorgehn

würde. Wir haben Frieden, es iſt wahr, aber das will nichts ſagen; denn heute ſchließen wir Frieden und morgen brechen wir ihn, ſo oft wir Könige wechſeln und Kaiſer (er rückte an dem Hute), und gerade zu Friedenszeiten ſind die Spione am gefährlichſten, denn im Kriege wagen ſich ſolche Leute ſelten vor. Sehn Ew. Gnaden, wie ich ſagte, ich hatte juſt das Teleskop umgedreht und das Ende nach La Teſte zu, und hielt immer mein Auge an's Glas, wie man ſagt, als ich plötzlich einen Mann bemerkte, der ſich längs dem Walde ſtiehlt. Schnell richte ich die Flinte, wollte ſagen das Fernrohr — auf ihn los, und ſein Torniſter, ſeine Fouragiermütze, grüne Jacke und braun angelaufene Flinte, machten mich gewiß, daß es ein Parteigänger ſey, der von irgend einer Streifpartie, die das Fort überrumpeln wollte, ausgeſchickt war. Nun ruf' ich Joſephinen, und den kleinen Niklas, und mich ſelbſt zuſammen, um einen Kriegsrath zu halten,

und wir blicken alle noch einmal auf den Burſchen, wie er uns näher kam. Wir ſahen mit einem Male an ſeiner guten Compoſitur, der friſchen Couleur und den überfärbten Kinnbacken, daß es ein Engländer ſey. So nahm ich meinen Säbel in die Hand, und befahl mein Weib und Kind mit dem großen Makrelennetze. Still ſchlichen wir uns aus dem Fort, und verſteckten uns dicht daneben im Walde. Gut, und nun kommt der Feind heran, und wir ſehn ihn halten und juſtement dem Fort gegenüber Poſition nehmen; vermuthlich da er dachte, es ſey verlaſſen, und Niemand nahe, legt er ſeine Muskete auf 'nen Felſen dicht am Ufer, und ſetzt ſeinen Hund, der, wie Sie ſehn, auch gefangen iſt, als Schildwacht dicht neben bei. Bedurft's noch eines Beweiſes? Aber, Euer Gnaden, was thut er? Er nimmt raus ein Buch, und fängt an das Fort aufzunehmen, welches mich denn völlig überzeugte, daß er nichts war, als ein lumpig Stückchen Spion,

und weder ein Vorpoſten noch ein Marau-deur. Gut. Als wir nun ſahen, daß der Hund auf ſeinem Poſten ſchlief, rückten wir alle drei an, um den Mann zu ergreifen, und Joſephine und Niklas, da ſie beſſer auf den Füßen ſind als ich, packten ihn an. Und mit ihren Armen und dem Netze wurde er bald ergriffen, faſt gerade ſo, als der große deutſche General, den Euer Gnaden und ich bei Auſterlitz gefangen nahmen. Dies iſt die Geſchichte, Euer Gnaden."

Als die Erzählung zu Ende war, runzelte der Fremde die Stirn und ſagte: „Höre Pierre! Deine Dienſtfertigkeit wird ſicher noch dein Verderben werden. Erinnere Dich, daß Du keinen Freund haſt, der deine Exceſſe beſchönigt. Gieb die Flinte dem Herrn zurück, und ſey zufrieden, wenn er Dir deine Beleidigung vergiebt."

Ich nahm die Flinte zurück, dankte dem Fremden und lächelte den Invaliden an. Größer aber war meine Verwunderung dar-

über, wie ein geächteter Flüchtling solchen Einfluß auf einen ganzen Distrikt ausüben könne, in welchem jeder Einwohner seine Lage zu wissen, und doch seine Macht anzuerkennen schien.

Pierre wandte sich mit unzufriedenem Blicke zu seiner Frau, welche vom ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens an, nicht aufgehört hatte, alle mögliche Zeichen der Ehrerbietung abzulegen. Er redete sie in Patois an, und schien ihr davon Nachricht zu geben, wie er keinen Lohn eingeerndtet habe, denn sie machte der Versammlung ein saures Gesicht, und drehte sich schnell nach der Kirche um. Pierre murmelte einige Worte halb Französisch, halb Gasconisch, und beurlaubte sich dann mit folgender Rede:

„Sie waren immer zu strenge gegen mich, General, immer. Alles was ich thue, nennen Sie immer einen Exceß. Wie, als ich den alten Priester griff, der sein Gebetbuch dort am Walde las, und den Philoso-

phen, der Muscheln, und was nicht alles, für's Bordeauxsche Museum las? Hatte ich nicht guten Grund zu vermuthen, daß Jener neue Nachrichten sammelte, um das Fort zu nehmen, und dieser die Tiefe der Bai ausmaaß mit dem Senkblei, oder Gott weiß was für Instrumenten. Weshalb bin ich denn da, als um scharf auf Alle, die da kommen, zu sehen, und was ist ein Priester oder Philosoph für mich mehr, als jeder andere Feind der guten Ordnung? Aber sehn Sie nicht so böse aus, General! Sie wissen, ich will lieber zwanzig mal für Sie sterben, als Sie beleidigen! Gott segne Sie, und lasse es Ihnen immer gut gehn, wo es auch ist! Adieu, Herr und Madame!" — Mit diesen Worten humpelte er fort und seiner misvergnügten Ehehälfte nach.

Der Fremde faßte meine Hand und sagte freundlich zu mir: „Sie können, mein Herr, die Gastlichkeit und Höflichkeit in unserer Gegend nicht rühmen. Sie erfuhren

Verdacht und üble Behandlung, aber Sie werden den rohen Sitten und unruhigen Zeiten es zu gut halten. Stephanie und Eugen! Empfangt den Herrn mit derjenigen Achtung, welche Ihr ihm für Eure gestrige Nichtachtung schuldig seyd.“

Die Dame und ihr Gatte reichten mir ihre Hände, welche ich herzlich drückte; nur einige Worte wurden gewechselt, an sich zwar nur gewöhnlichen Inhalts, durch die Umstände aber von mehr Bedeutung. Während der Unterhaltung mit Pierre hatte ich genugsam die interessante Gruppe beobachten können, und gefunden, daß hier ein tiefer Kummer herrsche. Der Dame Augen waren roth und geschwollen, ihre Wangen bleich. Auch das Wesen ihres Gatten verrieth große Bewegung. Der Vater schien allein mitten unter dem, durch seine Lage hervorgebrachten Kummer, gefaßt. Als die Formeln der Höflichkeit gewechselt waren, schickte ich mich an, Abschied zu nehmen, kaum aber hatte der

Fremde

Fremde es bemerkt, als er ſagte: —„Nein, nein, mein Herr, Sie dürfen nicht ſo von uns ſcheiden. Ich ahne, welche zarte Rückſichten Sie treiben, aber Ihre Geſellſchaft iſt in dieſem Augenblicke für uns ein Troſt, und obgleich die Nachricht, welche meine Kinder mir hinterbringen, Ihre Hülfe nicht zuläßt, ſo werden Sie es doch vielleicht nicht verſchmähen, die letzte Nacht, welche ich in meinem Vaterlande bleibe, mit mir zuzubringen. Ja, mein Herr, ich bin jetzt zum gewiſſen Tode verurtheilt, wenn ich in dem Lande entdeckt werde, welches mir nicht geringen Dank ſchuldig iſt. Meine letzte Hoffnung war auf die Appellation gerichtet, welche indeſſen verworfen iſt, und Die, welche mein Todesurtheil beſtätigt haben, verlangen jetzt durchaus es zu vollziehen. Aber ſie werden ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Ich kann einſt zurück kehren wenn ſie es am wenigſten erwarten, ein Spiel zu ſpielen, wie es wohl ſonſt ſchon geſpielt wurde,

und alle meine Kränkungen auszulöschen. — Doch, das gehört nicht hieher! Sie entschuldigen.“ —

Hier nahm er seinen Schwiegersohn unter den Arm, und sie gingen, in ein Gespräch sich vertiefend, schnell voran, während ich, mit der weinenden Tochter allein zurückgeblieben, ihr meinen Arm anbot, und dann ihnen folgte.

Sobald die tiefe Bewegung ihr zu sprechen erlaubte, rief sie mit unendlich sanfter Stimme aus: „Ist es nicht ergreifend, ein solches Wesen, — den besten, liebreichsten, wackersten aller Menschen, auf solche Weise aus dem Lande, das er so sehr liebte, dem er so innig diente, verstoßen zu sehn? Er, dessen ganzes Leben, so lange ich denken kann, dem öffentlichen Dienste gewidmet war und in der Ausübung aller Tugenden verstrich; er, dessen einziger Vorwurf der ist: in den Tagen eines leidenschaftlichen Enthusiasmus eine Handlung begangen zu haben,

welche ſein Gewiſſen ein Verbrechen nennt, während ſeine Richter und Verfolger die ſind, welche ihn einſt dazu getrieben, und deren Einige ſogar Theil daran nahmen. So ſteht es um die Gerechtigkeit, ſo um die Unparteilichkeit Derer, welche uns regieren! Iſt es nicht ſchrecklich?"

„Es iſt in der That betrübend," war meine Antwort: „wenn man, in den Zeiten öffentlicher Gährung, das Böſe ſiegreich erblickt. Aber Ihrem Vater bleibt doch die Hoffnung der Gnade, da er die Gewißheit hat, der unmittelbaren Gefahr zu entfliehen."

„Entfliehen! Muß er nicht als Verbrecher von den Küſten fliehen, welche ihn ſo oft jauchzend als Sieger empfingen, — von dem Volke, welches ſeinen Namen ſo lange unter den Heroen glorwürdiger Zeitalter genannt hat! — Ja, ja, er muß fliehen, und dieſe Nacht iſt die letzte, in welcher ich ihn ſehe, vielleicht für immer zum letzten Male

sehen soll!" Ihr Schluchzen unterbrach sie; ich antwortete nicht.

Wir hatten jetzt die Kirche erreicht, wo auf dem grünen Plane der Fremde mit seinem Sohne, sich in der Betrachtung einiger Papiere vertiefend, auf- und abging. Da ich sie nicht unterbrechen wollte, und überdieß das Vertrauen meiner liebenswürdigen Gefährtin zu gewinnen hoffte, führte ich sie nach der Kirche, wo wir schweigend eine Weile unter dem majestätischen Säulengange auf und ab gingen.

Es lag etwas ängstlich-feierliches in diesem Auftritte, und doch hätte ich ihn um nichts in der Welt weg gewünscht. Während ich die Personen betrachtete, mit deren Kummer ich so vertraut geworden, und während tausend Gedanken und Bilder mich überkamen, hörte ich plötzlich zu meiner Verwunderung in der Ferne Vocalmusik. Die Dame wurde mit mir zugleich darauf aufmerksam, und ich fragte sie: „Hörten Sie den Gesang?"

Sie antwortete mir mit unterdrücktem Schluchzen.

Nach einer kurzen Pause wurden die Töne immer vernehmbarer. Sie kamen näher, und plötzlich hielten auch der Fremde und sein Schwiegersohn im Gespräch inne, und der Erstere eilte nach der Hütte des Geistlichen, schloß die Thüre auf, zog den Schlüssel ab, und schloß sich, nachdem er eingetreten war, von innen ein. Der Gemahl meiner Gefährtin trat an uns heran, und nachdem er mit seiner Frau ein Paar Worte leise gesprochen hatte, bat er mich ihr einen Augenblick Gesellschaft zu leisten. Willig unterzog ich mich diesem Dienste, und er eilte nun über den Rasenplatz und klopfte an die Hüttenthür. Sie wurde geöffnet, er trat ein, und da alle Fenster dicht verschlossen waren, so hatte man keinen Anlaß zu glauben, daß die Hütte bewohnt sey.

Immer deutlicher und zusammenhängen-

der wurde der Chor, jemehr er ſich näherte. Es war offenbar ein geiſtliches Lied, welches von nicht ungeübten Stimmen geſungen wurde, der Geſang ſtand im ſchönſten Einklange mit Allem, was ſich hier zutrug, indem er melancholiſch die Gefühle, welche mich durchdrungen hatten, feierte. Meine liebliche Gefährtin nahm ihn anders auf. Je volltönender der Chor uns entgegen ſchallte, um ſo mehr wuchs ihre Unruhe, und mein Erſtaunen wurde bald in das ſchmerzlichſte Mitgefühl verwandelt, als ſie mir in kaum vernehmbaren Tönen zuflüſterte, daß die Muſik von Choriſten aus la Teſte herrühre, die den Zug derjenigen Seeleute begleiteten, welche, im Begriff dieſe Nacht mit dem kleinen Schiffe, das ihren Vater von Vaterland und Freunden entfernen ſollte, abzuſegeln, nach alter Gewohnheit, zuvor in der Kirche beten wollten. Dann hüllte ſie ſich feſter in ihren Mantel, und

sah, auf meinen Arm gestützt, der Processsion zu.

Ein Stabträger zog voran, und öffnete die Thür. Ihm folgten einige Kinder, mit Körben voll Blumen, welche sie auf den Weg streuten. Demnächst kamen die Sänger, Männer und Frauen, in weißen Chorhemden, und hinter ihnen der Priester, in gemessenen Schritten. Nach ihm die Seeleute, ungefähr Zehn bis Zwölf; Jeder trug eine Fackel, und die meisten irgend ein ex voto, etwa ein kleines Ankertau, das grobe Conterfei eines Schiffes, oder ähnliche Gaben. Endlich hatten sich viele Bauern und Einwohner aus der Stadt der Processsion angeschlossen. Die Kirche nahm den Zug auf; wir folgten, und als wir gegen einen Pfeiler gelehnt standen, konnte ich mit Muße den schön geschmückten Altar betrachten, die reiche Orgel und Kanzel und die Fenster von gemaltem Glase, die in voller Pracht dastanden, als sie von der Abend-

ſonne beſchienen wurden. Der Gottesdienſt war nur kurz, am meiſten aber gefiel mir ſeiner Einfachheit wegen die Wiederholung der Abſchiedshymne der Seeleute.

Hymne auf die Jungfrau.

1.

O Königin des Himmels,
Jungfräulich immerdar,
Wo du dem Flüchtling naheſt,
Verſchwindet die Gefahr.
Nach deinem Himmels-Segen
Fern über'n Ocean,
Dann wird die Welle ſchaukeln
Sanft unſers Helden Kahn.

2.

Wir ziehn nach fremden Meeren,
Die wilden Strand beſpülen,
Wo grauſe Stürme wehen
Die Wellen aufzuwühlen.

Laß einem Seraph fächeln
Den Fittig dann gelinde,
Und unser Preislied singen
Zu dir auf leisem Winde.

3.

Mög' unser Engel glänzen
Wie jener Seraphim,
Vor dem einst hier verstummte
Des Sturmes Ungestüm;
Der einst geschenkt dein Bildniß
An unsern Schutzpatron,
Das uns kein Mensch kann rauben,
Selbst bei der Hölle Drohn.

Während dieser Hymne stieg die innere Unruhe der unglücklichen Tochter aufs höchste, und nach der Beendigung des Gesanges ließ sie sich von mir hinausführen. In jedem Auge, welches auf sie blickte, als wir das Kirchenschiff entlang gingen, las ich das lebendigste Mitgefühl, aber Niemand schien sie zu erkennen, so daß ich glauben mußte, es würde

nur durch die allgemeine mitleidige Stimmung, ohne beſonderes Intereſſe für die Perſon der Leidenden, hervorgerufen. Als wir aber ins Freie traten, und meine Gefährtin hier neu aufzuleben ſchien, erfuhr ich von ihr, daß Jedermann drinnen ſie ſehr gut kenne, aber Niemand die Segenswünſche, die in ſtiller Bruſt für ſie geſprochen wurden, laut werden laſſe, aus Furcht, es möge ihr Leiden vermehren. Wer möchte dieſen aus zarten Rückſichten ſchweigenden Troſt, mit den herzlichſten Beileidsverſicherungen der Welt vertauſchen wollen!

Wir hielten uns abgeſondert, während die Verſammlung die Kirche verließ und in unregelmäßigen Gruppen durch den Wald ſich zerſtreute. Als die Thür geſchloſſen und Niemand mehr zu ſehen war, ging die Dame nach der Hütte, und klopfte leiſe an's Fenſter. Das Signal wurde beantwortet und Vater und Gatte erſchienen Beide, dankten mir herzlich, daß ich während der Ceremonie,

welcher beizuwohnen ihnen die Klugheit verboten, der Dame Gesellschaft geleistet hätte. „Denn selbst hier," sagte der Geächtete: „hat sich ein verderbter Geist verbreitet, und hätte man mich hier öffentlich bemerkt, so würde der eiserne Arm der Verfolgung hart auf das ganze Ländchen, dessen Ergebenheit gegen mich so bekannt ist, gefallen seyn. Ich bin vorsichtig, dieser Leute und meiner Familie willen; — um mich selbst bin ich unbekümmert. — Jetzt (fuhr er fort) müssen wir nach der Stadt zu gehen. Die kleine von meinen Freunden angeschaffte Barke, die mich nach einer fremden Küste überfahren soll, liegt an der Mündung der Bai bereit, und wenn das Wasser hoch ist, steht ein Kahn für mich am Ufer. Kaum werden noch die Sandhügel von der untergehenden Sonne geröthet. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Meine liebe Stephanie bleibe ferner am Arm dieses Herrn; Eugen und ich haben noch viel zu reden, — beim Abendbrot werden wir

noch Muße genug zum Abſchiednehmen finden. — Kommen Sie!“

So freundlich er auch zu ſcheinen ſtrebte, konnte ich doch nur zu gut den hervorblickenden Trübſinn bemerken, und auch die Tochter wurde nicht getäuſcht. Nach ſeiner Anordnung gingen wir weiter, und während einiger Minuten wurde kein Wort geſprochen. Aber es liegt etwas im Franzöſiſchen Herzen, welches, ſei es in Freude oder Kummer, ſich Luft machen muß. In der Mittheilung ſcheint die erſtere zu wachſen, der letztere geringer zu werden, und giebt ſich irgend Mitgefühl im Zuhörer kund, ſo wird der Umſtand, daß er ein Fremder iſt, zu keinem Hinderniſſe. — Auch meine ſchöne Gefährtin ſuchte daher bald den Troſt, welcher ihrem Geſchlechte und ihrer Nation ſo natürlich iſt, und erzählte mir auf dem Wege nach la Teſte, ſehr viel von der geheimnißvollen Lage ihres Vaters. Nur Hinſichts zweier Punkte blieb ſie verſchwiegen, und

auch ich fühlte mich nicht gedrungen, mehr zu erforschen. Sie nannte weder seinen Namen, noch das Verbrechen, welches seine Verbannung herbeigezogen hatte. Den erstern wollte sie nicht eher nennen, bis er über die Möglichkeit, entdeckt und verrathen zu werden, hinaus sei. Das letztere wagte sie mir um deshalb nicht zu bekennen, weil vielleicht mein nationales oder persönliches Vorurtheil das Mitgefühl zerstören möchte, welches so lebhaft in mir für ihren Vater rege geworden. Ich billigte ihre Vorsicht in beiden Punkten, und vermied selbst jeden Ausdruck, welcher zur Entdeckung eines der beiden Geheimnisse hätte führen können, weil diese ohnfehlbar auch die Enthüllung des andern würde nach sich gezogen haben. Die Besorgniß, daß der Fremde wirklich eines Verbrechens ärgster Art könnte schuldig seyn, machte mich schaudern. Ich war kein besonderer Politiker, und Staatsvergehen, die ja bekanntlich oft nur aus Tugenden entspringen,

waren mir persönlich ganz gleichgültig. Ich sagte mir, das Verbrechen des Fremden sey von dieser Art, bis ich seiner Selbstbeschuldigungen mich erinnerte, und da stiegen in mir plötzlich Enghien's, Wright's, Palm's und Pichegrü's Namen auf. — Aber ich mochte nicht bei dem Gedanken verweilen, und kämpfte mit mir, jene schwarzen Vermuthungen zu verscheuchen.

„Was auch sein Fehler gewesen ist," sagte ich, auf eine Bemerkung der jungen Frau, „aus einem verderbten Herzen kann er nicht entsprungen seyn. Denn wäre dies der Fall, so könnte, obgleich Ihre kindliche Liebe ihn übersieht, doch nicht jene außerordentliche Ergebenheit entstanden seyn, welche sich bei Allen, die Ihren Vater kennen, von Ihrem edlen Gemahl an bis zum niedrigsten Bauer in dieser Gegend, kund giebt."

Sie erwiederte: „Wenn auch die Handlung, für welche er jetzt leidet, ein Verbrechen war, so erhebt es doch die

Wirkung, die es auf ihn gemacht, zur Tugend; denn so groß war seine Reue, selbst während der Jahre des Glückes und Glanzes, welche Folgen jener Umstände waren, daß sein ganzes Leben in wohlthätigen Handlungen, aus dem Grundsatze der Vergeltung an die Menschheit, verflossen ist."

Ich mochte damals die verzeihliche Sophisterei dieser Bemerkung nicht schärfer prüfen; eben so wenig liegt dies jetzt in meiner Absicht. Für meine Leser wird es interessanter seyn, ein Beispiel jener Philanthropie zu erfahren, vermittelst welcher die liebende Tochter am besten ihren Grundsatz zu rechtfertigen gedachte. Der Kürze wegen erzähle ich diesen Umstand auf meine eigene Art, aber ich beraube ihn hierdurch eines großen Theils der Wirkung, welche er damals durch ihren einnehmenden Vortrag gewann.

Sechstes Kapitel.

Um dieſe innig geliebte Tochter des jetzigen Verbannten, vormaligen Grafen, Generals bedeutenden und reichen Mannes, bewarben ſich die erſten Perſonen jener Zeit, ſowohl der Verbindung mit einem Manne wie ihr Vater, als auch der Tochter Liebenswürdigkeit wegen! Unter ihnen befand ſich einer jener Marſchälle von Frankreich, welcher zugleich mit den höchſten Würden einen ausgezeichneten Kriegsruhm beſaß. Er war unermeßlich reich, und eine Verbindung mit ihm würde zu jener Zeit für eine der glänzendſten des ganzen Landes gegolten ha-

ben. Vater, Mutter, die ganze Familie der ſchönen Stephanie waren über dieſe Ausſicht entzückt, denn ſie wußten nichts von ihrer geheimen Neigung zu einem jüngern Geliebten. Eugen de S—, des Marſchals Aide-de-Camp, war zwanzig Jahr alt. Der Marſchall hatte ſchon mehr als funfzig Sommer gezählt, und ſeine gebleichten Locken ſtachen nicht weniger gegen Eugen's dunkelbraunem wallenden Haare ab, als ſein ſteifes, nicht anziehendes Benehmen, gegen die Schönheit und Männlichkeit in Eugen's anmuthigem Weſen. Der Marſchall und ſein Aide-de-Camp waren Stephanien an einem und demſelben Tage vorgeſtellt worden. Die öffentliche Bewerbung und die heimliche Zuneigung ſchritten zur ſelben Zeit und faſt mit gleichen Schritten vor. Zwei oder drei Zuſammenkünfte hatten für Beide entſchieden; unwiderſtehlich fühlte Jeder ſich zum Andern hingezogen. Der Marſchall und ſein Aide-de-Camp wurden zu gleicher Zeit ein Spiel-

ball ihrer Gefühle. Der Eine, gewiß, daß Stephanie seine Gattin werde, taumelte auf dem höchsten Gipfel der Entzückung, deren ein alter Mann fähig ist. Der Andere, gewiß, sie zu verlieren, war tief in jugendliche Verzweiflung versunken.

Das Geschäft wurde so schnell betrieben, daß Stephanie halb betäubt ward. Um ihre Einwilligung in die Verbindung hatte man kaum gefragt, Niemandem fiel es ein, daran zu zweifeln, und sie widersprach nicht. Ihre Neigung zu schenken, war sie nicht aufgefordert worden, aber sie hatte auch keine mehr zu verschenken. Dabei war das Benehmen beider Nebenbuhler nicht wenig verwirrend. Der Marschall hatte nie von Liebe, wohl aber viel von seiner Bedeutsamkeit und der Würde seines Amtes gesprochen. Eugen hatte nie seine Gefühle erklärt, aber Stephanie entdeckte sie aus seinen Blicken und andern, nur Liebenden verständlichen, Zeichen. Nie hatte er sie auszusprechen gewagt, und schon

war Alles zur Verbindung vorbereitet, ſchon ſogar der Tag beſtimmt, und noch hatte er Stephanien nicht offen ſeine Liebe bekannt. Dennoch wußte ſie, daß er ſie liebe, und er ſah, daß ſeine Leidenſchaft mit einem Feuer erwiedert werde, welches dem ſeinigen gleich kam. Aber es ſchien an Wahnſinn zu gränzen, auch nur die geringſte Hoffnung zu nähren, und das junge Paar überließ ſich gegenſeitig und ſchweigend der gewiſſen Verzweiflung.

Eugen war des Marſchalls Lieblingsofficier, dem Jener auftrug die Anordnungen zu betreiben, welche die Hochzeit vorbereiteten. Oeffentliche Angelegenheiten beſchäftigten den Marſchall ununterbrochen bis zum Hochzeitstage, während ſein jugendlicher Abgeſandter fortwährend Briefe und Botſchaften trug. Er hatte den beſtimmten Befehl, das Geſchäft ſo ſchnell als möglich aufs reine zu bringen, denn der Marſchall pflegte zu ſagen: „Die Angelegenheiten einer großen

Nation dürften nicht auf die Spielereien der Einzelnen warten.

Am Morgen des zur Hochzeit bestimmten Tages sandte der Marschall Eugen mit einer mündlichen Botschaft, welche er Stephanien selbst überbringen solle: „Sie werden ihr sagen, daß ich mich in der äussersten Verzweiflung befinde, indem ich mich genöthigt sehe, ihre Erwartung zu täuschen und die Liebende so zu kränken (Eugens Herz wollte fast zerspringen), aber Staatsgeschäfte haben mich unerwartet überfallen, die es mir durchaus unmöglich machen, meiner Verpflichtung nachzukommen, und an diesem Morgen den Kirchgang (Eugen fiel beinahe in Ohnmacht) früher als eine halbe Stunde nach der bestimmten Zeit anzutreten.“ Eugen verbeugte sich, wankte aus dem Hause, und ritt mehr todt als lebendig nach Stephaniens Wohnung.

Als er ankam, brachte ihn der Lärm und die Pracht der Zubereitungen fast von

Sinnen. Eine Pariſer Verheirathung iſt ſchon an ſich eine große und lärmvolle Angelegenheit, und dieſe ſollte ſich vor allen andern auszeichnen. Eugen fragte nach dem Grafen. Er kleidete ſich an. „Die Gräfin?“ „Kleidet ſich an.“ — „Mademoiſelle?“ — „Iſt ſchon angekleidet und ſitzt voller Erwartung auf den Marſchall im Vorzimmer.“

„Voller Erwartung! Ich muß ſie ſehen, augenblicklich“ rief Eugen, in wildem Tone, deſſen Bedeutung die Diener nicht verſtanden, und deſſen Abſicht Eugen ſelbſt kaum wußte. Er ward eingelaſſen, und dort ſaß Stephanie allein, mit Roſen überdeckt, welche auf ihrer Wange keine verwandte Farbe vorfanden, und in einem Staate, der ſich ſchlecht zum innern Jammer paßte. Eugen ſtammelte ſeine Botſchaft heraus mit einer ſo zitternden Stimme, daß Stephanie, unfähig, ſich zu halten, in Thränen ausbrach. Zu welchem Wahnſinn treibt nicht zuweilen überſchwängliche Liebe ihre Schlachtopfer

an! Eugen glaubte im ersten Augenblicke, Stephanie vergösse Thränen aus Stolz und gekränkter Eitelkeit, und ahnete nicht, daß sie auch kein Wort von der Botschaft des Marschalls verstand, und nur von dem Benehmen des Ueberbringers aufs tiefste gerührt war. Dumpf und seiner selbst vergessen, stand der Bote eine Zeit lang da, aber sie weinte so bitterlich, daß er ihrem Kummer nicht widerstehen konnte, und, indem er einige Schritte näher trat, sie fragte, ob er ihre Diener rufen sollte?

„Wünschen Sie, um des armseligen Triumphs willen, Ihre Gewalt über mich zu zeigen, mich der Verzweiflung auszusetzen?"

„Verzweiflung! Gewalt über Sie! Was höre ich? Oh! sprich es aus, sprich es aus, meine Stephanie! — Sprechen Sie! Beträge ich mich selbst, oder sind dies Ihre wahren Gefühle?"

„Ersparen Sie, ersparen Sie mir das

Bekenntniß" rief ſie: „gewiß ſind Sie von meinem Elend überzeugt!"

„Sie lieben mich alſo?" rief er aus, und ſtürzte ihr zu Füßen — „nun ſo will ich ſterben; ich habe lange genug gelebt!"

Hier ergriff er ihre Hand, drückte tauſend feurige Küſſe darauf, und eine Scene folgte, die ſelbſt kein Schauſpieler darſtellen kann. In etwas waren ſie wieder zur Ruhe gekommen, und ſuchten einander Troſt in ihrer gegenſeitigen Verzweiflung zuzuſprechen, als ein Vorreiter des Marſchalls in den Hof ſprengte, und bald darauf ein Diener eintrat mit der Nachricht, daß der ungeduldige Veteran alle Staatsgeſchäfte bei Seite geſchoben habe, und in höchſter Eil dem Hochzeithauſe zufliehe. Bei dieſer bruchſtückweiſe gelieferten Nachricht ſprang Eugen auf, flog ans Fenſter, und verſuchte, als er den prächtigen Staatswagen und in demſelben den Marſchall erblickte und hinterdrein die glänzende Suite, ohne zu wiſſen,

was er that, zu entfliehen, ſtrauchelte aber mitten im Zimmer, und fiel ohne Regung und Beſinnung zu Boden.

Die unglückliche, ſelbſt halb ohnmächtige Stephanie flog in wilder Verwirrung auf den Leidenden zu, und ſtürzte ſich neben ihn auf die Kniee. Sie hätte um Hülfe gerufen, aber ihre faſt erſtickte Stimme konnte keinen Laut hervorbringen. In dieſer Kriſis wurde die Thür aufgeriſſen, und mit allem Pomp und aller ſeinem Stande geziemenden Feierlichkeit trat ein — der Marſchall, begleitet von dem glücklichen Vater, der die Mutter an der Hand führte und hinter ihnen ein Haufe gemeinſchaftlicher Freunde. Die Einbildungskraft mag ſich das Gemählde der Verwunderung, der Kränkung und des Mitleidens, welches mehr oder weniger die verſchiedenen Zeugen bewegte, malen.

„Du liebſt ihn alſo?“ ſagte der Vater nach einigen abgebrochenen Erklärungen,

von

von Seiten Stephaniens. „Ich liebe, ich liebe ihn!“ erwiederte sie.

„Und Sie, Capitain de S—, lieben Sie meine Tochter?“

„Bis zum Wahnsinn, Graf!“ rief Eugen, der seine Besinnung wieder gewonnen hatte, und vor Erwartung, welchen Ausgang die Sache gewinnen werde, glühte.

„Dann, beim Himmel, sollen Sie ihr Gatte werden — und keiner als Sie! Was sagen Sie dazu, Marschall?“

„Was? mein lieber Graf; ich bin ein Mann von wenig Worten, und es thut mir leid, wenn um eine Angelegenheit wie diese, noch ein einziges verloren werden sollte. — Außerdem warten öffentliche Geschäfte von großer Wichtigkeit auf mich — und meine Funktionen sind mannigfaltig. Ich kann Sie daher nur versichern, daß, da das Glück Ihrer Tochter der erste Gegenstand meiner Wünsche ist, — zunächst den Pflichten, welche meine öffentlichen Funktionen mir

auflegen, — ich mir Glück wünsche, die Art es zu befördern gefunden zu haben. Ich muß daher bitten, mich zu entlassen, indem ich Mademoiselle Stephanie die Versicherung meiner größten Achtung zu Füßen lege, ihr den Gebrauch meiner Equipage, welche unten wartet, anbiete, und ihr den Rath gebe, daß sie und mein Freund Eugen ohne Verzug nach der Kirche fahren, und den Priester und die liebenswürdige Gesellschaft hier, in ihrer Hoffnung eine Hochzeit zu feiern, nicht täusche."

Dem zu Folge wurde die Heirath der Liebenden gefeiert; aber nicht ganz so schnell als der Marschall es empfohlen hatte, und der Graf fand bald genügenden Grund seines edlen Benehmens sich zu erfreuen, denn der Wechsel der Dinge stürzte den Marschall von seiner ganzen Größe herab, und er starb bald nachher, während Eugen, da sein Vater zum neuen Souverain übergegangen und fest bei dessen Sache verharrt war, in den

Stand kam, der Familie seiner Frau und deren Angehörigen Schutz zu gewähren, obgleich er, wie wir gesehen haben, nicht so viel Macht gewinnen konnte, ihren Vater zu schützen.

Außer diesem Zuge von Selbstbeherrschung, erzählte mir Madame de S— noch verschiedene andere, welche ihres Vaters vortrefflichen Charakter bekundeten; auch benachrichtete sie mich, daß er die Sicherheit, welche er in diesem Distrikte genösse und seinen Einfluß in demselben, seinen frühern öffentlichen Verhältnissen verdanke, in welchen er während zwanzig Jahren den Nutzen der Bewohner der Landes befördert habe.

Die Dämmerstunde geht in diesem Clima schnell vorüber, so daß, als wir la Teste erreichten, es beinahe dunkel war. Als wir uns der „Französischen Krone" näherten, standen der Flüchtling und Eugen still, bis wir herankamen, und wir gingen dann zusammen ins Wirthshaus. „Hier wohnen

Sie doch, mein Herr?" fragte der Geächtete. „Ja" erwiederte ich. „Und hier wollen wir, meine Tochter, unsere letzte Mahlzeit halten" fügte er hinzu, indem er ihre Hand in seine beiden drückte.

„O sprechen Sie nicht so, theurer Vater!" erwiederte sie. „Für uns mögen noch viele glückliche Tage kommen. Im Lande der Freiheit angelangt, können Sie mit Sicherheit der Hoffnung entgegen sehen, und zum Schlimmern kann Sie ja nichts führen. Muthig, mein Vater! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mein Herz sich durch die Mittheilung einiger Ihrer tugendhaften Handlungen an diesen liebenswerthen Fremden erleichtert fühlt. Der Himmel kann einen Mann wie Sie nicht verlassen."

„Ach!" sagte er traurig: „wenn der Himmel immer die Guten in diesem Leben begünstigte, wie Wenige würden sich die Mühe geben, lasterhaft zu seyn. Aber dafür müssen wir dereinst auf die Gerechtigkeit hof-

fen, welche wir hier unten vermiſſen. — Wie aber kann ich ſo ſprechen?, Ward ich nicht mit Recht beſtraft? Der Himmel kennt meine Schuld, und iſt noch nicht verſöhnt. So laßt mich denn leiden!“

Mit dieſen ſchnell ausgeſtoßenen Worten ſprang er ins Haus und die Treppen hinauf. Eugen und Stephanie folgten, und alle Drei traten in ein Zimmer, wo ich einen gedeckten Tiſch erblickte. Um ſie einen Augenblick ſich ſelbſt überlaſſen zu können, zog ich mich in meine Stube zurück, zugleich in der Abſicht trockene Wäſche anzulegen, da ich noch immer von dem Uferabenteuer durchnäßt war. Dann ſtieg ich, um die Familie nicht zu ſtören, die Treppe hinunter, und begab mich in die Küche, wo man die meiſte Belehrung und Unterhaltung in Häuſern dieſer Art findet. Vor der Thüre hörte ich zuerſt ein lautes Geſpräch, und dann ein heftiges Gelächter von mehreren Stimmen, unter denen die eine mir bekannt vorkam.

Dem Gelächter folgte eine Stille welche Aufmerksamkeit anzudeuten schien, und ich vernahm folgende Worte, von Flüchen begleitet, die mir ebenfalls nicht unbekannt waren.

„Ja, meine Jungen! wie ich sage, ****! Mancher Honoratiore thut das aus Vergnügen, was ein Künstler aus Profession thut. Will ich z. B. eine Suppe für einen Freund kochen, so mache ich dadurch meinem Diensteifer Ehre, ****! anstatt daß mich dies herabwürdigen sollte. — Reich mir die Bratpfanne, Marie! Wetter ****! wärst Du nur halb so thätig als deine Cousine Cazille, so könnte noch was aus Dir werden; aber Du wirst niemals mehr seyn, als ein gewöhnliches schmutziges Küchenmensch; niemals!"

Erstaunen und Besorgniß für meine Freunde oben, raubte mir fast den Athem, als er fortfuhr:

„Ja, Leute, Ihr mögt die Kochkunst verachten, aber Ihr vergeßt ****! daß Gallienus, obgleich ein Kaiser, hauptsächlich be-

rühmt war wegen seiner Kenntniß in der Kochkunst — daß Cadmus der Urgroßvater des Bacchus und Gründer von Theben, Koch beim Könige von Sidon war! Wißt Ihr's!" —

Obgleich meines Mannes gewiß, wollte ich doch durch den Augenschein mich noch überzeugen, und schob daher leise die schon geöffnete Thür auf. Vor mir brannte das Küchenfeuer, auf dessen einer Seite vier Matrosen tranken. Auf der andern stand Monsieur l'Inspecteur der Forsten, den Rücken gegen mich gekehrt, auf dem Kopfe eine weiße Nachtmütze, ohne Rock, die Aermel aufgestreift, eine große Schürze um die Weste gebunden, ein Messer in der einen, eine Bratpfanne in der andern Hand, — um es kurz zu machen, eine Figur, wie man sie auf das Titel-Kupfer eines Kochbuchs hätte setzen mögen. Der Fluß seiner Beredsamkeit war auf einen Augenblick durch seine Beschäftigung unterbrochen, und als

ich mich hinlänglich überzeugt hatte, daß er es ſey, ſprang ich zurück, die Treppen hinauf, und trat ohne alle Ceremonien in das Zimmer, wo meine Geſellſchaft ſaß.

„Vergeben Sie, mein Herr,“ ſagte ich zum Fremden: „ich wünſche nicht, Sie ohne Noth in Unruhe zu ſetzen, aber ich fürchte, Sie ſind hier in Gefahr entdeckt zu werden.“

„Wie!“ riefen beide Männer aufſpringend. „Haben Sie irgend Jemand geſehen?“

„Ja, die ſehr zweideutige Perſon, der Forſtinſpector befindet ſich jetzt im Hauſe.“

„Wirklich! In der Küche, hoffe ich“ ſagte der Vater.

„Weiter nichts?“ rief Eugen.

„Ach, der arme La Broche!“ ſagte Stephanie, und ein Lächeln, welches zu glücklicheren Zeiten in ein herzliches Lachen würde übergegangen ſeyn, zeigte ſich auf allen Geſichtern.

„Um Ihre Verwunderung, werther Herr, zu heben," sprach der Fremde: „muß ich Ihnen nur sagen, daß der arme Mensch viele Jahre mein Koch war, bis er nach meinem Sturz, durch meines Schwiegersohnes Verwendung, seinen Posten erhielt; — daß er die Mittel, meine Flucht zu bewerkstelligen, herbeigeschafft hat — und in diesem Augenblicke mein Abendbrot bereitet, als letztes Zeichen seiner Achtung gegen mich."

„Ihr Koch! Ist es möglich!" rief ich aus: „aber er ist Soldat gewesen, — Sergeant bei den Dragonern?"

„Ja ja, er hatte diesen Rang, bei Fourage-Vertheilungen und Einquatierungen."

„Bekannt und ausgezeichnet von allen Marschällen und vielen Generalen, seines Muthes wegen?"

„Wegen seiner Feigheit, Einbildung und Kochkunst."

„Er hat die Feldzüge in Italien, Deutschland und Rußland mitgemacht?"

„Ja, auf meinen Küchenwagen.“

„Und ſeine Wunden?“

„Seine Wunden?“

„Ja, ſein verlorner Finger?“

„Ach, als er den Schwanz einer Hammelkeule abhieb.“

„Die Narbe auf der Stirn?“

„Er fiel eines Abends, als er betrunken war, über einen eiſernen Topf.“

„Den Schnitt über die Backe?“

„Verſetzte ihm ein Küchenjunge mit dem Vorlegemeſſer, um ſich zu rächen für eine Tracht Schläge und Flüche?“

„Aber ſein fließender Discurs — ſeine Kenntniß alter Namen — ſeine Bekanntſchaft mit Cadmus, Bacchus, Gallienus, Lycurgus, Apicius — —?“

„Hier und da aus Kochbüchern aufgeſchnappt, und zu ſeinem Gebrauch höchſt wahrſcheinlich von einem armen Schulmeiſter zuſammen geflickt.“

„Iſt es möglich?“

„Sind Sie befriedigt?“

„Vollkommen!“

„So ſetzen wir uns nieder zum Abendbrot; hier kommt es.“

Das Eſſen kam auch in der That, denn der einladende Dampf der Suppe erſchien an der Thür, und mitten daraus blickte das glühende Geſicht des Inſpectors hervor, welcher ſelbſt die rauchende Terrine trug. Stolzen Schrittes näherte er ſich dem Tiſche, und wollte eben die Terrine in die Mitte ſetzen, als unglücklicher Weiſe ſeine Augen die meinigen, die auf ihn beobachtend gerichtet waren, erblickten. Wie elektriſch getroffen, ſprang er ſeitwärts, ſtieß auf Rangern, welcher unter der Tiſchdecke verborgen lag, taumelte nun, und fiel auf den gebrechlichen Tiſch, der krachend zuſammenſtürzte, und Suppe, Teller, Schüſſeln, Gläſer und alle Paraphernalien zur Mahlzeit im gemeinſamen Ruin über ihn verſchüttete.

Flüche des Inſpectors — Eugens und

mein Gelächter — das Geschrei der Wirthin und des Mädchens, welche nach dem Grunde des Lärmens fragten, — verbunden mit dem Jammergeheul des armen Ranger, welcher indessen mehr erschreckt als verletzt war, begleiteten diese Scene des Unglücks. Selbst der Geächtete und Stephanie fanden es unmöglich, für den Augenblick der fröhlichen Laune zu widerstehen, — aber bald verfiel Jener wieder in seinen vorigen Ernst, und Eugen und ich wurden angesteckt; die Wirthin und ihr Mädchen unterdrückten ihr Angstgeschrei, und zwangen sich, aus Achtung vor dem Grafen ruhig auszusehen, Stephanie aber war still und trübe. Somit erblickte der vernichtete Inspector, als er aus den Trümmern herauskroch, und vor uns stand, die Suppe aus seinem Gesichte mit der besorgten und übergossenen Nachtmütze abwischend, nichts, um sich von seiner Unruhe zu erholen, als eine Gruppe betrübter Wesen.

„****!“ sagte er, indem er kläglich auf

mich hinsah: „wer Teufel hat Sie denn hergeführt, um mich in die Sauce zu stecken, und das beste consommé zu zerstören, das je in den Mauern der Französischen Krone bereitet wurde?“

Sein Stolz war gesunken, und er hatte ganz seinen aufwallenden Ton verloren. Mich dauerte der arme Kerl, als ich an seine Gastfreundschaft dachte, und mir gefiel es, daß er, aus Dankbarkeit seine neu erworbenen Titel vergessend, zum vorigen Stande zurück gekehrt war. Ich reichte ihm daher meine Hand mit den Worten: „Nur nicht besorgt, nur nicht ängstlich, Monsieur l'Inspecteur, wir können ja soupiren auch ohne Suppe.“

„O gewiß, das geht,“ wiederholte man von allen Seiten, und er schien in etwas getröstet.

„Aber, ****! in einer Nachtmütze und Kochschürze angetroffen zu werden!“

„Was macht das aus?“ sagte ich.

„Mancher Honoratiore thut das aus Vergnügen, was ein Künstler aus Profession unternimmt, und wenn Sie für einen Freund eine Suppe kochen, machen Sie Ihrem Diensteifer Ehre, anstatt sich dadurch herabzuwürdigen.“

„Eine großartige Gesinnung, ****! und mit meinen eigenen Worten gesagt! Ja,“ erwiederte er, indem er bedeutungsvoll und doch ehrerbietig den Andern zuwinkte: „ja, diese Herren und diese Dame wissen, daß ich mich als Dilettant in der Küche umhergetrieben habe, und dann und wann, um mich von meinen Arbeiten zu erholen, mein Amusement treibe, mit dem Rost mich anzufächeln und den Schmortiegel zu schaukeln.“ — Dieser Ausrede folgte ein selbstgefälliges Gelächter (welches hoffentlich noch jetzt im Ohre meines Lesers tönt) denn der Inspector schien selbst in Gegenwart seiner Gönner seine Scherzlust nicht zügeln zu können.

„Gut, gut, la Broche, sagte der Flücht-

ling: „vergeßt die Suppe, und denkt nur an das, was darauf folgt. Zieht euren unpassenden Schmuck aus, und leistet uns beim Abendbrot, welches wir Eurer Geschicklichkeit verdanken, Gesellschaft. Fördert Euch, denn weder Zeit noch Flut geben mir Nachsicht, wie Ihr wißt.“

Der Inspector verbeugte sich, und ging um seine Toilette zu machen. Dem Verbannten entstieg ein tiefer Seufzer, der erste, den ich von ihm gehört hatte. Noch schwerer klangen die seiner Kinder, und ihre Traurigkeit steckte mich an. Die neue Einrichtung des Tisches unterhielt mich eine Zeitlang, und dem aufgetragenen Essen folgte der reorganisirte Inspector, der jetzt an dem einen Ende des Tisches mit solcher Leichtigkeit einen Stuhl einnahm, als befände er sich auf der ihm gebührenden Stelle. Auch wurde er von seinem ehemaligen Herrn mit einer Herzlichkeit behandelt, die Leuten, welche mit den Sitten des Continents nicht bekannt sind, thö-

rigt vorkommen würde, welche aber dort mitunter gar nicht herabwürdigend scheint.

Schweigend wurde die Mahlzeit eingenommen, vier Fünftel der Gesellschaft waren in Gedanken versunken, das übrig bleibende Fünftel mit reellern Dingen beschäftigt. Als der Inspector halb, die andere Gesellschaft vollkommen gesättigt schien, ging die Thüre auf, und die Wirthin trat ein, mit einem Zipfel der Schürze vor den Augen, und sagte weinend zum Verbannten, daß ein armer Kerl unten an der Treppe auf die Erlaubniß warte, heraufzukommen, um seine Dankbarkeit und Ergebenheit zu versichern.

„Nur jetzt nicht, gute Frau," sagte er, „erspart mir doch unnöthigen Kummer."

„Ach, Herr, es ist gerade nicht der Kummer, der mich weinen macht. Dazu wird genug Zeit in einer halben Stunde seyn — wenn Sie fortgehn, uns für immer zu verlassen, oder vielleicht von den Wellen verschlungen oder an Felsen zerschellt zu

werden. Sie werden sehn, daß ich dann so kummervoll seyn kann, wie irgend Einer in La Teste; aber jetzt weine ich vor Lust, weil der arme Geoffroi, der Fuhrmann, lacht und weint und singt, Alles zusammen in der Küche, halb toll vor Freude.“

Diese wunderbare Verbindung der widerstreitendsten Gefühle war so lustig, daß sie die Züge des Verbannten erheitern mußte, aber der helle Strahl auf seinem Gesichte glich dem letzten Aufleuchten einer ausgehenden Lampe, denn er lächelte nicht mehr in dieser Nacht.

„So laßt den armen Geoffroi kommen. Es wird tröstlich für mich seyn, wenigstens Ein Herz in dieser schweren Stunde freudig zu sehen, und doch zugleich so ehrlich, daß es keine Masque vorlegt. Schickt ihn herauf.“

Die Wirthin lief durchs Zimmer, und schrie laut in der Thür nach Geoffroi, der

faſt ſo ſchnell, als ſie gerufen hatte, ſeinen Kopf durch die Oeffnung ſteckte.

„Hier bin ich, Herr,“ rief er. „Ich wußte wohl, Sie würden mich 'rein laſſen, da folgte ich denn Madame Benoiſt die Treppe hinauf, und wartete draußen. Ach, mein edler Graf — denn Ihren Titel muß ich Ihnen geben, und läge Ihr Kopf ſchon unter der Guillotine — wie ſoll ich Ihrer Güte danken? mein Herz wollte Ihretwillen brechen, und Sie haben es geſund gemacht, meinetwillen, und ein bischen auch Cazille's willen, gewiß. Ach, Herr, Ihre Großmuth hat mich beinahe getödtet, aber ich bin nun froher als ich's Ihnen danken kann.“

„Was Ihr da redet iſt ein Geheimniß für mich, lieber Menſch — Ihr dankt mir? Ich habe Euch ja keine beſondere Wohlthat erzeigt. — Was meint Ihr?“

„Ach, ich wußte wohl, wie's kommen würde, Herr Graf, und ich ſagte meiner

Mutter und Madame Benoist unten an der Treppe und Marien und allen Matrosen, daß Sie es läugnen würden stramm weg, wie ein Verbrecher auf dem Richtplatze."

Diese unwillkührliche Anspielung beleidigte den Verbannten nicht im geringsten; aber sie marterte Stephanien und Eugen, und färbte mein Gesicht hochroth, während der Inspector sie dergestalt zu Herzen nahm, daß er aufsprang, und mit feuriger Delicatesse Geoffroi anfuhr:

„Was meinst Du damit? ****y Du kriechender Hund, von Executionen und Guillotinen hier zum Grafen zu sprechen, der zu beiden verdammt worden, und beiden entflieht. Hast Du denn gar kein Gefühl für Anstand in deiner Dummheit? Monsieur, Sie müssen schon des Kerls Plumpheit seiner Ehrlichkeit wegen verzeihen. Er ist doch ein ehrlicher Kerl, ****!"

„Ich danke Ihnen, Monsieur l'Inspecteur," sagte Geoffroi: „wenn nur Jeder-

mann eine so gute Entschuldigung für seine Rohheit hätte. Und ich danke Ihnen noch einmal, gnädiger Herr, in meinem und meiner lieben Cazille Namen. Diese hundert Franken (er schüttelte fünf Napoleonsdor in der Hand) werden uns zum glücklichsten Paar in den Landes machen, und wir werden Sie täglich Morgens und Abends segnen — übermorgen so Gott will, werden wir uns verheirathen, und dann wird uns sonst nichts fehlen."

Er schwatzte jetzt wie ein Kind, und lachte dabei in Einem weg. Als er das Zimmer verlassen wollte, redete ihn der Beächtete mit dem wohlwollenden und sanften Tone an, welcher mich gleich beim ersten Zusammentreffen so sehr für ihn interessirt hatte: „Mein guter Geoffroi, ich kann ein unverdientes Lob nicht annehmen. Dies Geld kam nicht von mir. Meine Tochter hier, oder ihr Mann, haben vielleicht auf diese Weise die arme Cazille für ihre Treue und Auf-

merkſamkeit belohnen wollen. Was mich betrifft, ſo muß ich geradezu geſtehn, ich habe Euch Beide vergeſſen.“

„Allerdings,“ ſagte Stephanie: „habe ich dieſe Summe Cazillen, als wir heut Morgen aus dem Wirthshauſe fortfuhren, zurückgelaſſen, aber ich begreife nicht, wie Geoffroi ſchon etwas davon wiſſen kann.“

„Madame! Sie gaben hundert Franken an Cazillen?“ rief Geoffroi faſt krampfhaft bewegt aus: „dann ſind wir ja überreich, denn dies Geld kam aus anderer Quelle. Ich erhielt's vor einer halben Stunde von der Poſt, mit dieſem Zettel.“

Er zeigte einen Brief adreſſirt:

„An Monſieur Geoffroi, den Fuhrmann,
bei ſeiner Mutter wohnhaft
in La Teſte.“

Drinnen ſtand: „Von einem Freunde,“ und die fünf Goldſtücke waren in Papier eingewickelt geweſen.

„Dann iſt kein Anderer,“ ſagte der Geächtete: „dieſer geheime Wohlthäter, als La

Broche ſelbſt. Komm, komm, La Broche, ſchäme Dich nicht deiner edlen That. Sieh auf, und nimm den Dank des ehrlichen Menſchen an.“

Der Inſpector wehrte mit der Hand den Dank ab — ſtrich ſeinen Knebelbart — zog am Hemdekragen — murmelte einige nichtsbedeutende Worte, — kurz machte alle verzerrte Bewegungen der Leute, welche den Dank für Dienſte, die ſie nie geleiſtet haben, annehmen.

„Welcher Schuft!“ dachte ich, und legte mich an's Fenſter, während der arme Geoffroi ſeinen vermeintlichen Wohlthäter mit Segenswünſchen überlud, ihm ſich, ſeinen Wagen und ſeine Ochſen auf ewige Zeiten anbot, um Monſieur l'Inſpecteur von La Teſte nach Bordeaux hin und zurück zu fahren, mit allen ſeinen Eßvorräthen und den Fiſchen mit dem Hochgeruch, die er ſonſt niemals mit ſeinen andern Gütern aufnehmen wollen.

Alle vereinigten ſich, des Inſpectors

Freigebigkeit zu preisen, und ich wette, Geoffroi weiß noch heut zu Tage nicht, wem er die Hochzeitsgabe verdankt.

Da die Abschiedsstunde immer näher rückte, wurde La Broche abgeschickt, um mit den unten wartenden Matrosen Alles zur Abfahrt bereit zu halten. Der Verbannte schien seine ganze Geisteskraft zusammen zu fassen für den Augenblick des Scheidens von Allem, was ihm theuer war. Seine Tochter war dagegen fast vernichtet; auf ihre bisherige Ruhe folgte ein Sturm der Angst und Verzweiflung. Sie warf sich an ihres Vaters Hals, als hätte sie daran für immer wollen hangen bleiben, und da der Auftritt nicht mehr zum Ertragen war, so verließ ich Zimmer und Haus, und ging nach dem Strande.

Die Nacht war, weil der Mond noch nicht aufgegangen, ganz dunkel. Die Luft ging windstill. Ich konnte nichts sehen, als das kleine Boot, welches auf der jetzt hohen Flut zu schaukeln begann, und drei oder vier Fischerkähne, die man beim dürftigen, aus den

nebenstehenden Fischerhütten fallenden Lichtscheine, unterscheiden konnte. Traurig murmelnd schwoll das Meer an, und mir schien Alles in den Ton des Augenblickes einzustimmen. In weniger als zehn Minuten sah ich die Gesellschaft das Wirthshaus verlassen, indem die Wirthin, der Inspector und Geoffroi ihnen leuchteten. Der Verbannte schien seine Tochter zu trösten, während Eugen voraus eilte, um einige Kleinigkeiten ins Boot zu bringen. Kaum aber waren sie am Ufer, als eine Menge armer Einwohner, weinend und aus Herzensgrunde für sie betend, sich um die Gesellschaft drängten. Der Geächtete schritt durch diese Gruppen mit einem zugleich edlen und leutseligen Wesen, und ergriff, als er mir nahe trat, meine Hand.

„Gewiß," sagte ich, seinen Druck erwiedernd: „ein Lebewohl, wie Sie es hier empfangen, ist tröstend."

„Ich erkenne es", entgegnete er. „Ich war immer ein ehrgeiziger Mann, und es war

war mein Wunsch, der Liebling des Volks zu seyn. Dies ist der Augenblick, in welchem ich seiner Anhänglichkeit sicher seyn kann, und er ist wahrhaft entzückend."

Hier, als die Harzfackel sein Gesicht röthlich beleuchtete, sah ich seine Augen in Thränen schwimmen.

„Ach Gott," sagte er: „sie haben lange nicht fließen wollen. Wie oft wollte ich weinen, aber das ist eine Wollust, die mir längst versagt war. Sie sehn mich bewegt, — ich schäme mich dessen nicht. Siegesjubel, — meine persönlichen Leiden, — die Noth meiner Kinder, — der Gedanke an eine trauernde und verzweiflungsvolle Gattin, nichts hat mein Auge feuchten können; nur dieser unzweifelhafte Beweis öffentlicher Achtung hat es vermocht. Dies ist mein stolzester Triumph. Ich will, ich muß ihn genießen."

Er wandte sich dann an das Volk, und redete es einige Minuten lang in einer begeisterten, gefühlvollen Sprache an. Da der

Inhalt hauptsächlich politisch war, so gehört es nicht hieher, einen Auszug davon zu geben. Jede Gesinnung war edel, jeder Ausdruck wohl gewählt. Er sprach zu ihnen von ihren Pflichten als Bürger und Unterthanen, gab ihnen redliche und gesunde Rathschläge, und drängte in dieser kurzen und nicht vorbereiteten Anrede Dinge zusammen, zu denen ein weniger geschickter Redner zehnmal so viel Zeit würde gebraucht haben. Die Wirkung dieser Rede sowohl auf die Zuhörer, als auf den Redner selbst, war wunderbar. Jeder Zuhörer schien über die gewöhnliche Höhe seines Gefühls und Charakters erhoben, und die einfachen Fischer glichen kühnen, gebildeten Wesen, während selbst die Blicke ihrer Weiber von Kraft und Einsicht belebt schienen.

Als er aufgehört, ging ein Murmeln des Beifalls durch den Kreis, und eine kühnere Stimme wagte — sie konnte es vielleicht nicht unterdrücken — einen lauten Ausruf.

Der Anfang war gemacht, und einſtimmig wiederholte die Verſammlung den Ruf, welcher in vielfältigem Nachhall das Ufer entlang, tönte.

„Jetzt, mein Freund,“ ſagte er, mit einem Blicke voll Glut und Selbſtgefühl ſich zu mir wendend: „jetzt leben Sie wohl! Ihr edles Mitgefühl hat meinem Herzen wohl gethan, und wir ſehn uns vielleicht wieder, wenn ich auf beſſere Weiſe meinen Dank ausdrücken kann. Ich bin nicht mehr in Trübſinn verſunken. Meine Seele iſt von Hoffnung erleuchtet; dieſe iſt es, welche dieſe Nacht — vor kurzem noch die betrübteſte für mich — zur glücklichſten in vielen Jahren umgewandelt hat. Indem ich ſo von Ihnen ſcheide, habe ich nur Eine Bitte. Sie kennen meinen Namen nicht. Suchen Sie auch nicht ihn zu erfahren, denn ich wünſchte nicht, daß Sie ihn erführen, ohne daß Ihnen zugleich eine Erläuterung des Verbrechens gegeben würde, welches ihn berühmt

gemacht hat, und die nur ich Ihnen geben könnte. Sollten Sie ihn dennoch durch Zufall entdecken, und damit zugleich das Geheimniß meiner Schande und meiner Reue kennen lernen, so schaudern Sie nicht vor mir, wie vor einem Ungeheuer zurück, sondern gedenken Sie', daß ich Mensch, bestraft und reuevoll bin."

Ich antwortete nur durch einen Händedruck, — denn es war einer der Momente, wo ich nicht zu sprechen wagte. Er beantwortete meine Erwiederung auf dieselbe Weise, mit gleicher Wärme, und wandte sich dann zu seiner Tochter. Auch sie war ganz verändert, sie schwamm nicht mehr in Thränen. Die Beredsamkeit und das heroische Wesen ihres Vaters, so wie der im Volke hervorgerufene Enthusiasmus, hatte auch auf sie mächtig gewirkt. Sie umarmte ihn mit Innigkeit, aber zugleich mit Lebhaftigkeit. Als sie noch einander in den Armen lagen, blitzte

es mit einemmale in der Bai; dann rollte Kanonendonner über die Wellen.

„Halt, das Signal zum Abſtoßen!“ rief der Verbannte.

„Fort denn, mein Vater, fort!“ ſagte Stephanie.

„Lebewohl, edelſter, beſter Mann!“ rief Eugen.

„Heil ihm, heil ihm!“ tönte es von jedem Munde. Der Geächtete ſprang in's Boot, und ergriff zum Ruder, als ich zum letztenmal ſein Geſicht erblickte. Die Matroſen ergriffen ihre Ruder, noch ein; und noch ein Signalfeuer mit ſeinem Donner erfolgte. — Geſchrei vom Ufer beantwortete das Signal — bald erſtarb das Plätſchern der Ruder auf dem Waſſer, und der Glanz der aufgeſtörten Wellen verlor ſich bald in gänzliche Finſternuß.

Ich ſtand noch eine Zeit lang wie angewurzelt am Ufer, als die Umſtehenden ſich ſchon allmählich zurückgezogen hatten. Bald

fand ich mich ganz allein, und kehrte nun nach dem Wirthshause zurück. Auf dem Hofe stand Eugen und Stephanie. Sie waren im Begriff die Pferde zu besteigen, um noch heute das Wirthshaus im Walde zu erreichen und am nächsten Morgen in Bordeaux zu seyn. Sie warteten nur noch auf den Inspector, welcher sie nach der Gränze der Landes begleiten sollte, wo sie sich, um keinen Verdacht zu erregen, trennen wollten. Auch Geoffroi wollte zu Fuß mitgehn, um sich in Cazille's Arme zu werfen und sie zu vermögen, morgen mit ihm an den Altar zu treten.

Ich nahm herzlichen Abschied von der liebevollen Tochter und ihrem trefflichen Gatten. Er schied von mir wie ein Freund. Ihre Stimme schwankte nicht, als sie mir Lebewohl sagte, aber ich sah ihr Gesicht bei dem schwachen Scheine von des Hausknechts Lichte. Es war todtenbleich, und mir schien die vorige Kraftäußerung wieder ganz ver-

ſchwunden. Als ich ſie näher betrachtete, funkelten ihre Augen, als ſprächen ſie einen großen Entſchluß aus; ſie ſchienen auf die bleichen Wangen — wie die Sonne auf ein Schneegefilde — mit ſchmerzlichem und faſt unnatürlichem Glanze herab.

Beide ritten fort. Als ich in's Haus trat, fiel mir zuerſt der Inſpector in's Auge, der eben aus der Küche trat — den Mund voll gepfropft — die Kinnbacken in voller Arbeit — ein tüchtiges Stück Braten in der einen, eine Flaſche in der andern Hand — war er im Begriff jenes in den Mund, dieſe in die Taſche zu ſtecken, — während eine Menge erſtickter Töne ſich fruchtlos quälten, aus ſeinem überladenen Magen ſich herauf zu arbeiten. Geoffroi führte ihn, und trug ſeinen Säbel, ſeine Piſtolen, Peitſche und Ueberrock mit der Bereitwilligkeit, welche die Dankbarkeit zum Grunde hatte. Ein köſtlicher Contraſt, dachte ich, als ich die Treppe hinaufſtieg, und dem

Einen von Herzen freundlich zuwinkte, gegen den Andern aber ein verächtliches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Am andern Morgen ging ich ab, und zwar in einer verschiedenen Richtung von der, auf welcher ich nach La Teste gekommen war; und da dieser Theil der Gegend weiter kein Interesse für mich hatte, so überlasse ich ihn genauer zu betrachten Denen, für welche er etwas Anziehendere darbietet.

Siebentes Kapitel.

Andere Gegenden und andere Beſchäftigungen zogen meine Gedanken von dieſen Auftritten ab, und bald nachdem ich La Teſte verlaſſen hatte, blieb mir nur noch die Erinnerung der Begebenheit, aber die Bilder hatten viel von ihre Friſche verlorrn. Auch traf es ſich, daß ich bald nach meinem Austritt aus den Landes, Frankreich ganz verließ, ſo daß Seen und Berge es verhinderten, daß ich von daher Nachricht hätte bekommen können. Ich hörte von Proſcriptionsliſten, Begnadigungen und Hinrichtungen, und was ſonſt der Zufall über die Verbannten, Geächteten,

sei's, daß sie der Strafe oder der Verzeihung würdig erachtet wurden, verhängt hatte; auch kamen mir zu Ohr mancherlei Namen, doch kein einziger, welcher mir einen Schlüssel zur Kenntniß des Schicksals unseres Verbannten gegeben hätte. Auch war mir seine letzte Bitte eine zu heilige Verpflichtung, und ich bemühte mich daher auch nicht, seinen Namen zu erfahren.

Die Umstände führten mich aber noch einmal, achtzehn Monat nach jenem Abschiede, nach Frankreich. In der Mitte jener Jahreszeit, wo bei uns Eis- und Schnee-Decken die Erde einhüllen, und der Hunger aus den Gesichtern der Unglücklichen hervorstarrt, — ging ich dort in einer üppigen Gegend spazieren, wo die Olive, die Granate und der Feigenbaum noch blühten, wo Bienengesumme und der lispelnde Süd noch die Musik der Lüfte bildete, während Orangenhaine und Myrthen einen Wohlgeruch verbreiteten, in

einer Zeit des Jahres, welche anderwärts zum Winter gehöret.

Diesmal hatte ich Frankreich auf einer Seite betreten, welche sehr entfernt von der lag, auf welcher sich unsere Geschichte zugetragen; ich streifte nach meiner Gewohnheit durch die Querwege einer schönen Landschaft, als ich beim Anbruch des Abends an ein Dorf kam, welches mit allen Vorbereitungen zu einem Feste geschmückt schien. Die Häuser waren von aussen mit dem behangen, was sonst ihr Inneres ziert, Vorhänge und Teppiche hingen an den Mauern, die Schätze des Gartens standen an den Fenstern, Festons waren über die Dorfstraße gezogen, man hatte Freudenfeuer bereitet, und Jedermann trug seine Festkleider.

Auf einer Anhöhe dicht am Dorfe blickte der obere Theil des schönen Landsitzes durch geschmackvolle Anpflanzungen und Weingärten hervor. Er verrieth Reichthum und Ansehn seiner Besitzer, und da das Thor mit

einer Vorhalle von Palmbäumen den Schaaren der Bauern offen ſtand, ſo ließ auch ich im Dorfkruge mein Reiſegepäck zurück, und miſchte mich unter eine der Gruppen, welche nach dem Hauſe hinauf ſtiegen.

Bedarf ich, bei Gelegenheiten wie dieſe, der Belehrung, ſo wende ich mich immer an irgend einen alten Bauer, bei dem ich der Wahrheit verſichert ſeyn kann, während die Geſchwätzigkeit des Alters einen ſolchen Erzähler unſchätzbar macht.

„Das iſt ja ein froher Anblick, mein Freund,“ ſagte ich mit einem leichten Gruß zu einem rüſtigen alten Manne, aus deſſen ſcharfem nußbraunem Geſichte und feurig ſchwarzen Augen die Klugheit hervorleuchtete, die den Charakter dieſer Gegend bildet.

„Da haben Sie recht. Wenn ein rechtlicher Mann, nachdem er beinahe zwei Jahr verbannt geweſen, zurückkehrt, ſo muß die Bewillkommung, mit der man ihn empfängt, wohl einen frohen Anblick geben, und wenn

nun gar der Zurückkehrende durch Stand, Reichthum und Tugend ausgezeichnet ist, so muß das ein stolzer Tag für die ganze Gegend seyn.“

„Ohne mir einen Grund angeben zu können, war ich doch im Augenblicke überzeugt, daß der Zufall mich hieher geführt habe, um Zeuge der triumphirenden Rückkehr jenes verfolgten und jetzt begnadigten Verbannten aus den Landes zu seyn. Ich brannte vor Neugier, oder was der Leser sonst für ein Gefühl unterschieben will; und dennoch wollte ich mir keine Frage erlauben, um nicht von eines Andern Lippen als den seinigen, den Namen zu hören. Dagegen war ich begierig, im Allgemeinen die Bestätigung meiner Vermuthung zu erhalten, und fuhr fort: „Wann erwartet man den Grafen?“

„In einer Stunde gewiß.“

„Ist die Gräfin zu Hause?“

„Wo sollte die wohl sonst an solchem Tage seyn?“

„Und seine Tochter mit ihrem Gatten?"

„O gewiß, die sind auch hier."

Diese Antworten benahmen mir jeden Zweifel, und ich ging sofort die Allee nach dem Hause hinan, in einer Spannung, welche — wie der Sommerhauch auf dem weiten Oceane — zugleich meine Brust zu beunruhigen und zu erwärmen schien.

In der Nähe des Hauses war Alles was ich sah von ausserordentlicher Schönheit. Es war ein Gebäude von edler Bauart in der regulairen und einfachen Majestät des Griechischen Geschmackes. Alles war auf fürstlichem Fuße — Façaden, Säulen, Balcon und Ballustraden. Vor der Fronte war eine breite Fläche, welche durch eine beträchtliche Terrasse begränzt wurde. Hier standen Tische, bedeckt mit einer Fülle der köstlichsten Erfrischungen, welchen alle Ankommende ohne Unterschied zusprachen. Einige Gruppen Tänzer belustigten sich auf dem Grase — und die Musik, die Blumen, die seidenen

Fähnlein und andere Zeichen der Freude glichen dem Widerscheine eines von den glänzendsten und heitersten Farben strahlenden Himmels.

Mein Auge suchte unter der Menge wohlgekleideter Herren und Damen und froh geschmückter Bauern, nach Stephanie und ihrem Gatten, aber vergebens. Bald fand es indeß an einer großen, noch schönen Frau, deren frohes Wesen und gastliche Thätigkeit sie auf den ersten Blick erkennen ließen, die Wirthin des Festes. Da ich überzeugt war, daß meine fremdartige Erscheinung aufgefallen seyn müsse, und begierig war, ihr zu erklären, daß ich einige Ansprüche zur Entschuldigung meines Eindringens könne geltend machen, näherte ich mich der Dame, und erzählte ihr, daß, nachdem ich durch Zufall hier in der Nähe angekommen, ich, obgleich Fremder, mir die Freiheit genommen hätte, mich unter die Menge der Besucher, welche der Feier der frohen Be-

gebenheit dieſes Tages verſammelt hätte, zu miſchen. Mit würdevoller Artigkeit erwiederte ſie, daß zu ſolcher Zeit Niemand fremd ſey, ſondern daß Alle, welche über die Rückkehr ihres Gatten erfreut wären, als Freunde betrachtet werden müßten.

„Wenn Madame“ ſagte ich: „mir ſchon als bloßem Fremden dieſen Titel beilegen, ſo kann ich dem Vergnügen nicht widerſtehen, mit einem Anſpruch darauf hervorzutreten — einem zwar nur ſchwach begründeten — der aber doch etwas ſtärker iſt, als das allgemeine Gefühl, welchem Sie ſchon jene Gunſt zugeſtanden. Kurz, Madam, ich hatte die Ehre, ſo wohl den Grafen als ſeine liebenswürdige Tochter und ihren Gatten kennen zu lernen, und es iſt mir unmöglich, meine Freude über die Wiedererkennung die mir bevorſteht nicht im Voraus auszudrücken.

„Sie ſind alſo wirklich ein Freund meines Gatten? Ich ſage ein Freund, denn Alle, die ihn kennen, ſind es. Sie lernten

ihn vermuthlich während seiner Verbannung kennen? Sie sind ein Amerikaner?"

„Nein, Madam, ich bin ein Britischer Unterthan."

„Ein Britischer Unterthan, und doch der Freund meines Gatten! Wo, oder unter welchen Umständen, lernten Sie ihn denn kennen?"

Bei dieser Frage dachte ich im ersten Augenblicke, ich möchte zu weit gegangen seyn, und befände mich im Irrthume. Es war sehr möglich, daß es sich hier von sonst Jemand als meinem Verbannten handle, und meine augenblickliche Verwirrung verhinderte mich, die Frage der Gräfin geradezu zu beantworten.

„Ach! mein Herr!" sagte sie: „ich glaube Sie zu verstehen. Sie gehören vielleicht zu Denen, welche während dem letzten Zustande der Dinge aus England kamen, um der Regierung Nachricht zu bringen, — und Sie wünschen unter den gegenwärtigen

Umſtänden ſich nicht zu compromittiren. Behalten Sie Ihr Geheimniß, mein Herr, — und verzeihen Sie meine Dreiſtigkeit.“

„Der Teufel!“ dachte ich: „ſoll ich denn bei allen Gelegenheiten den Gliedern dieſer Familie — wenn es dieſelbe Familie iſt — in der häßlichen Geſtalt eines Spions, Kundſchafters oder Verräthers erſcheinen!“

„Madame!“ rief ich mit Wärme: „Sie verſtehen mich falſch. Hätte ich nur das Vergnügen, Ihre Tochter oder deren Gatten zu ſehen, ſie würden Ihnen Ihren entehrenden Verdacht benehmen.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich bitte“ rief die Gräfin; „in der Verwirrung und dem Aufwallen meiner Gefühle, weiß ich kaum, was ich ſage. Aber hier kommt meine Tochter, Madame de V— und ihr Gatte, welche Sie nach Verdienſt empfangen und meinen Fehler gut machen werden.“

Der Leser kann sich denken, daß ich beim Namen Madame de V— wie vom Donner getroffen war, denn wie sehr war dieser Name von dem der Madame de S— verschieden. Ich kehrte mich um, in der Erwartung, meine Furcht vollends bestätigt zu finden; wirklich sah ich in der Dame, welche sich näherte, eine wild fremde, junge und gewiß auch hübsche, aber nicht halb so hübsche Frau als Madam de S—, dazu etwas untersetzt, und sich dem embonpoint nähernd — während der Herr, an dessen Arme sie kam, eine magere, steife, gepuderte Person von mehr als vierzig Jahren war.

„Hier, meine theure Lucile" sagte die Gräfin mit höflichem aber schnell herausgestoßenem Tone, als möchte sie sich nicht gern weiter mit mir beschäftigen — „hier ist ein intimer Freund von Dir und Monsieur de V— und Eurem theuern Vater."

Madame de V— neigte sich tief, doch voller Verwunderung gegen mich, während

ihr Gatte mich in sehr vornehmen Tone grüßte. Da rief ich aus:

„Verzeihung, Madame. Ich sagte weder von alter, noch intimer — ich sprach bloß von allgemeiner Bekanntschaft — und erwähnte auch nicht den Namen des Herrn de V—. Kurz, Madame, ich bin ganz im Irrthum und Verwirrung. — Ich habe, wie ich sehe, ganz und gar Haus, Familie, und Gatten verwechselt, und ich finde jetzt in Letzterem eine vom Grafen, meinem Freunde, ganz verschiedene Person."

„Mein Herr, ich bin aufrichtig betrübt wegen Ihrer Verwirrung. — Wen — welchen Grafen, der in ähnlichen Verhältnissen mit meinem Gatten wäre, könnten Sie gemeint haben?"

„Wen? — welchen Grafen? — Madame — aufrichtig und — ehrlich gesprochen — ich kann darauf nicht antworten! Ich weiß durchaus nicht seinen Namen — es ist jetzt schon lange her, seit ich ihn sah,

und auch da nur ein einzig Mal. Ich kann nur sagen, Madam, daß seine Tochter, für welche ich fälschlich diese Dame gehalten habe, viel schöner — nehmlich ich wollte sagen größer war, als Madame — und nicht so dick — ich wollte sagen galanter. Auch war in der That, Madame, der Gemahl derselben nicht so alt — ich meine ein gutes Theil jünger als dieser junge Herr. — Kurz, ihre Namen waren Monsieur und Madame de S—, und das ist wahrhaftig Alles, was ich davon sagen kann."

„Himmel!" rief Madam de V— nicht im Geringsten beleidigt oder verwirrt durch mein Geschwätz: „der Herr meint meine theure Schwester Stephanie."

„Ja, so heißt sie, Madam" rief ich im höchsten Entzücken aus. „Stephanie, — Ihre theure Schwester, Stephanie — und Ihr Gatte, nein, Ihr würdiger Schwager Eugen — und Ihr Gatte — (wie alt bern!) — Ihr Vater, wollte ich sagen, Ma-

dame, — ein ganz anders aussehender Mann, — viel älter — das heißt nicht ganz so jung, aussehend. — Kurz, meine Damen, ich bin bezaubert und fast außer mir, daß ich doch am Ende recht bin" rief ich aus, und wischte mir eine Thräne vom Auge, welche Angst und Verwirrung ausgepreßt hatte.

„Und Sie lernten wirklich unsere theure Stephanie, Eugen und meinen Vater kennen?"

„Ja, gewiß, theuerste Frau, und lebte mehrere Stunden mit ihnen in den Landes von Gascogne, grade zur letzten Zeit des Aufenthaltes Ihres Vaters in Frankreich!"

„Wie! wie!" riefen Mutter und Tochter zugleich aus. „So sehen wir wohl vor uns den freimüthigen und edlen Reisenden, der ihr Trost in dieser schrecklichen Stunde war? Sind Sie der Mann. Wie konnten wir auch nur einen Augenblick zögern Sie anzuerkennen, werther, mir werther, werther Freund?"

„Hier ergriff Jede eine meiner Hände, und hätte ich mich ganz ihrer Freundlichkeit hingegeben, so bin ich überzeugt, jede würde auch eine meiner beiden Wangen in Beſitz genommen haben.

„Ach, meine Freunde,“ ſagte die Mutter zu den Umſtehenden: „betrachten Sie dieſen Herrn wie einen Angehörigen. Er iſt es, deſſen meine Stephanie ſo dankbar erwähnte — der meines theuren Gatten Gefährte während ſeines letzten Aufenthaltes auf unſerer Küſte war, — und den der Himmel jetzt hergeſandt hat, um der Zeuge ſeiner triumphirenden Rückkehr zu ſeyn.“

Während die übrige Geſellſchaft mich begrüßte, fuhr ſie fort: „Wohlan denn, mein Herr, Sie werden hoffentlich unſer Haus in der wahren Eigenſchaft als Hausfreund betreten. Folgen Sie mir, und da Sie meinen Gatten nur in der ärmlichen Verkleidung als verbannten Verbrecher geſehn haben, erlauben

Sie mir, Ihnen ſein Bildniß aus den Tagen ſeines Glanzes zu zeigen.“

Ich folgte ihr mit Madame de V— durch das große Portal, und erreichte, nachdem ich durch den Vorſaal, Vorzimmer und die Zimmer gegangen war, zuletzt ein kleines Boudoir — das elegante Heiligthum jeder Franzöſiſchen Dame, welche irgend Anſpruch auf Modernität macht. Die innere Ausſchmückung entſprach der ganzen Einrichtung des Hauſes. Eine Niſche faßte ein Bette, im neueſten Geſchmack von welchem die Gräfin den Vorhang fortzog, und mir an der Wand das Portrait ihres Gatten in Generals-Uniform und ſtrahlend in männlicher Schönheit und militairiſchem Schmuck, zeigte. Die treffliche Ausführung gefiel mir ungemein; ich freute mich zwiefach darauf, dem edlen Originale als einem Freunde zu begegnen. Es war nun ganz natürlich daß ich auch an ſeine Tochter dachte, und ich fragte,

ob

ob ich nicht das Vergnügen haben könnte, Stephanien und ihren Gatten zu sehen.

„Sie sehen! o das werden sie, mein Herr" erwiederte die Gräfin mit schwimmenden Augen: „und in einer Lage wie sie für eine so seltene und unschätzbare Tochter sich schickt. Sie werden sie erblicken, wie sie mit ihrem Vater zurückkehrt, sie, welche der Trost und die Stütze in seiner Verbannung war."

„Wie Madame! ich verstehe Sie nicht. Madame de S— begleitete ja nicht ihren Vater?"

„Nein, aber sie folgte ihm unmittelbar. Als meine theure Stephanie, von Gram überwältigt, seinem Uebermaaße fast unterlag, und doch wieder durch das beredte Lebewohl ihres Vaters zu neuem Leben erweckt war — Sie waren ja auch dabei — da faßte sie in dem Momente den festen Entschluß, seine Verbannung und sein Schicksal zu theilen. Deshalb beschleunigte sie ihre Abreise, wie,

Sie es ſahen; und da ſie ihrem Gatten, der gleicher Sinnesart mit ihr war, ihren Entſchluß mitgetheilt hatte, kehrten ſie nur hieher zurück, um mich und meine Lucile noch einmal zu umarmen. Dann ſchifften ſie ſich mit aller Eil, die Pflicht und Liebe ihnen gebot, im nächſten Hafen ein, und durch einen glücklichen Zufall erreichte ihr Schiff die Küſte von meines Gatten Verbannungsort einige Tage vor dem ſeinigen; und als er nun ans Ufer trat, matt und elend durch ſeine aufgeregten Gefühle und die Länge des Weges, war das erſte, was er erblickte, die ausgeſtreckten Arme ſeiner Tochter, und ſein erſter Ruheplatz ihr klopfender Buſen. — Von da an bis zur Stunde, wo ſeine Begnadigung ankam, zahlte ſie und ihr Gatte die Schuld der Dankbarkeit ihm durch eine gänzliche Hingebung ab; und jetzt, in dieſem Momente, kommen auch ſie, um das entzückte Willkommen mit mir und meinen Freunden zu theilen.

Ehe ich noch Zeit gewann, meine Gefühle bei dieſer Erzählung auszudrücken, hub die Gräfin wieder an: „Aber jetzt fällt mir ein, daß ich einen Brief für Sie habe.“

„Einen Brief für mich, Madame?“

„Für Sie — einen Brief, welchen mein Gatte in derſelben Nacht, als Sie von ihm ſchieden, am Bord des Schiffes ſchrieb, und den er Ihnen am nächſten Morgen durch ein Fiſcherboot nach La Teſte ſandte. Er war an Herrn de S — adreſſirt; da jedoch Beide ſchon fortgereiſt waren, wurde er meinem Schwiegerſohne hieher nachgeſchickt, und kam am nämlichen Tage an, wo er und Stephanie ihre freiwillige Verbannung antraten, d. h. am ſelben Tage wo ſie aus den Landes hier eingetroffen waren. Da ſie nicht wußten, wo Sie aufzufinden ſeyen — indem ſie Ihren Namen nicht kannten, und doch ſo gern glauben mochten, ein Zufall werde Sie einſt hieher führen — übergaben ſie ihn mir, und hier iſt er

mit unerbrochenem Siegel, und ohne daß wir etwas von den Geheimnissen seines Inhaltes wüßten.“

„Während dieser Rede hatte sie aus einem Schreibtisch den Brief hervorgesucht und mir übergeben. Ich empfing ihn mit gemischten Gefühlen des Erstaunens, der Dankbarkeit und der Neugier, und da ich diesen Gefühlen gern ohne Zeugen nachgehn wollte, bat ich die Gräfin um die Erlaubniß, mich in ein Bosquet zu begeben. Sie bewilligte es, ich verbeugte mich gegen sie und Madame de V—, und ging hinaus auf den freien Platz. Die Volksmenge hatte sich noch vermehrt, und es war viel Geräusch durch die Ankunft eines avant-coureur entstanden, der die Nachricht überbracht hatte, daß die Reisenden wenig weiter als eine Meile entfernt seyen, und daß sie spätestens in einer halben Stunde ankommen müßten.

Mein Herz klopfte vor Vergnügen, und

entſchloſſen keinen Moment zu verlieren, um den Brief zu leſen — was ich für durchaus nothwendig hielt, um mich auf mein Zuſammentreffen mit dem Grafen vorzubereiten — floh ich eilig über die Terraſſe nach einem kleinen daran gränzenden Gehölz. Ich hatte von hier aus eine vollkommene Ausſicht auf die Straße, die Allee und das große Portal, und ſo ſah ich den langen Zug der Tänzer mit ihren Kranzgewinden und bunten Kleidern, ſo weit nur mein Auge trug, auf den Seiten des Weges aufgeſtellt.

Die Luft tönte von Muſik, — Alles ſchien auch meinen Geiſt zu hoher Luſt zu erheben, — und in dieſer Stimmung brach ich das Siegel. Die Aufſchrift lautete:

An den edlen Fremden.

Am Bord meines Schiffes, Donnerſtags Nacht.

„Wir haben uns eben erſt getrennt, doch fühle ich die Verkettung von Umſtänden, welche uns zuſammen brachte, noch

wirksam — denn etwas sagt mir, daß wir uns wieder treffen werden. Bei diesem Gefühle kann ich dem Drange nicht widerstehen, mich Ihnen mitzutheilen. Einer von den tausend möglichen Fällen kann Sie von meinem Namen unterrichten, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie erfahren sollen, wer und was ich bin, ohne zu wissen woher und wozu ich dies bin.

„In meiner Unruhe, Verwirrung und Herzensqual, kann ich dies nur bruchstückweise und unvollkommen ausführen. Ich darf mir nicht erlauben, Sie Freund zu nennen — ich will Sie nicht mit einem kältern Namen anreden — und ich erwarte von Ihnen dieselbe Empfindung zurück.

„Sie haben gehört, daß ich mich eines großen Verbrechens anklagte, — Sie haben die Stimme meiner Reue gehört. Dort sprach ich wahr, hier habe ich nicht übertrieben. Ja! auf mich, auf mich allein fällt

die Handlung, welche, mehr als alle Verbrechen der Jahrhunderte zusammen genommen, mein Vaterland mit unauslöschlicher Schande brandmarkt. Doch, schaudern Sie nicht zurück, diese Handlung war die meinige, ganz besonders die meinige, obgleich Viele bei ihrer Vollziehung mitwirkten. Ich hatte die Macht sie zu verhindern, — ich konnte retten durch ein einziges Wort mein Vaterland von der Schande — mich selbst von der Infamie — und mein — — doch ich gehe zu weit.

„Diese Selbstanschuldigung ist nur allzu wahr, und doch — so parader es klingen mag — entsprang diese Handlung nur aus dem Uebermaaß tugendhafter Gefühle, — aus jenem überspannten, politischen Enthusiasmus, welcher, wie der religiöse Fanatismus, seine blinden Verehrer zu allen Gräueln führt. Aber als diese That vollbracht war, — als der Schleier von meinen Augen fiel, als der Leichnam meines tugend-

haften und unschuldigen Schlachtopfers todt da lag und sein Blut gen Himmel rauchte, — da war's, wo ich aus meinem Traum erwachte, wo die Ueberzeugung meiner Ohnmächtigkeit mich ergriff, und der Dämon der Rache, vom blutgetränkten Schaffot aufsteigend, über mich die Scorpionengeissel der Vergeltung zu schwingen schien! — Selbst in diesem Augenblicke sehe ich noch des Phantom's Geissel — ich sehe eine Fluth blutiger Leiden aus mir hervorströmen.

„Im Falle jugendlicher Kraft war ich mitten in die schrecklichsten Begebenheiten hineingestoßen worden. Ich sah den Despotismus furchtbar fortschreiten, und ich stellte mich selbst vor den Feind, um seine Schritte zu hemmen, oder im Kampf zu unterliegen. Es war kein gewöhnlicher Streit. Es waren die unsterblichen Menschenrechte, gegenüber dem machtvollen und doch elenden Wirken der Tyrannei, — das Ringen der Freiheit mit der Unterdrückung, — der Kampf der

Intelligenz mit der Intoleranz, — der gefeſſelte aber mächtige Arm von Millionen, gegen den nervigen Arm der Verderber. — Der Geiſt des Volkes war wild aufgeregt, — was konnte man von ſeinen Handlungen erwarten? Wir wurden gezwungen und zur Verzweiflung gepeitſcht — und die blutige Flut der Schuld floß über die Häupter der Tyrannen und Sclaven.

„Wird man auf die Warnung nicht hören? Werden die Herrſcher unſerer Tage nicht auf die zurückblicken, welche nicht mehr ſind? Oder wird eine verwegene und zugleich ſchlaue Bande, ſich zwiſchen Pöbel und Tyrannen drängen, und ſie zu ihrer Selbſterhaltung feſſeln? Das Volk blickt nie zurück. — Mögen ſeine Lenker an die That denken, und die Erfahrung benutzen!

„Ich trat in die Verſammlung, welche den Pfad zur Freiheit meines Vaterlandes eröffnen ſollte, wie ein junger Liebender, welcher brennt die Göttin ſeines Herzens

und Geiſtes zu umarmen. Meine Leidenſchaften waren aufgeregt, — mein Kopf in Flammen. Reden folgten auf Reden, — und wahnſinnige Anſchuldigungen gegen das Königthum waren die nothgedrungene Frucht der Mißgriffe einiger Monarchen. Sie verachteten und droheten uns. Wir trotzten ihrer Verachtung und ihren Bannflüchen, — wir begegneten ihnen im offenen Streit, — und wir ſiegten!

„In der Nationalverſammlung, in welcher ich ein ſolches Mitglied war, wie ich eben ſchilderte, hatte ich drei Freunde, über welche mein Einfluß ſo unbegränzt war, daß ſie, bei jeder aufgeworfenen Frage, groß oder gering, meiner Leitung zu folgen ſchworen. Die größte aller Fragen kam vor. Ich ſchwankte nicht, — ich gab meine Stimme, — meine Freunde wiederholten das Wort, — verhängnißvolles, fürchterliches Wort! Der Würfel war geworfen, — man zählte die Liſten, — kündigte die Majorität an. Vier Stimmen

hatten die Frage entſchieden, — oder vielmehr Eine Stimme, und das war die **meine**! Das Urtel hieß Tod, — mein König war geopfert, — und ich ein

Königsmörder!"

Als ich den Brief geleſen, wußte ich zuerſt nicht, wie mir ward, — dann überkam mich ein ſo herbes Gefühl als hätte ich einen Freund durch den Tod verloren, — und nun entſchloß ich mich, den Ort für immer zu verlaſſen.

Ich bin nicht Willens, hier mein politiſches Glaubensbekenntniß niederzulegen, aber ohne Bedenken geſtehe ich eines meiner politiſchen Vorurtheile, um ſo mehr, als ich fromm dabei zu verharren gedenke. Ich meine den Widerwillen gegen alle Diejenigen, welche Ludwig XVI. zum Schaffot verdammten. Daß Einige unter ihnen gute Leute mögen geweſen ſeyn, iſt zwar auffallend, deſ-

sen ungeachtet aber nicht unerklärbar. Daß eine schlechte That aus einer falsch verstandenen Lehre des Rechten entspringen mag, ist nur zu wahr, und in der Sache der Freiheit — der edelsten von allen — ist Mord ein Wort, vor welchem man zurückschaudert. Wo aber bloß des Mordes wegen gemordet wird, — wo das Opfer das Opfer eigener Tugenden ist, — wo Politik und Menschlichkeit zugleich den Schlag verbieten, und wo er nur erfolgt, damit Blut fließen möge, da erstarrt der Geist beim Gedanken an die fluchwürdige That. Ein Geist des ewigen Entsetzens steigt aus diesem höllischen Verbrechen hervor. — So habe ich immer die vorliegende That betrachtet, und obgleich ich mich bemüht habe, einen der Thäter in dem Lichte abzumalen, in welchem so manche von ihnen ohne Zweifel sollten betrachtet werden, so konnte ich doch nicht die nähere Bekanntschaft mit solch' einem Manne wieder anzu-

knüpfen wagen, weil ich fürchten mußte, ein Mitgefühl für den Thäter könne meinen Abscheu vor der That schwächen.

Mein Entschluß war, wie gesagt, als ich den Brief gelesen, unwiderruflich gefaßt. Schon wandte ich mich nach dem Dorfe, welches ganz in der Nähe lag, als ein Triumphgeschrei mir die Ankunft des Grafen verkündete. Ich sah mich um. Der Wagen hielt. Die Gräfin und ihre Tochter standen mitten vor der versammelten Menge. Sie empfingen in ihre Arme zuerst Stephanien und ihren Gatten. Zuletzt sah ich ihn selbst, den Verbannten, aus dem Wagen springen und in die Arme seiner Gattin fliegen.

Von seinem Gesicht konnte ich nichts sehn. Eilig begab ich mich nun nach dem Wirthshause, und traf die Vorbereitungen zur Abreise. Da mein Entschluß unerschüttert war, so beschloß ich auch, mich jeder Versuchung zu entziehn — deshalb nahm ich einen

Platz in der Diligence, welche gerade durch das Dorf fuhr, und die Nacht hüllte mich und die Scene, welcher ich entfloh, ſchnell in ihren Schatten.

Es mag meinen Leſern ſeltſam ſcheinen, demungeachtet iſt es wahr, daß ich bis zu dieſem Tage den Namen des Verbannten durchaus nicht weiß. Zwei Urſachen verhinderten mich, ihn zu erfahren, — Mangel an Neigung, und Mangel an Gelegenheit. Ich fragte Niemanden danach, und da ich wenig mit öffentlichen Charakteren und Begebenheiten in Berührung komme, hörte ich ihn auch nie zufällig.

Dagegen habe ich über einige andere Perſonen, welche mit dieſer Geſchichte verbunden ſind, Erkundigungen eingezogen, und neuliche Nachrichten aus der Nachbarſchaft der Landes haben mich von einigen dortigen Veränderungen unterrichtet.

Monsieur l'Inspecteur fand es, bei ſeiner unſeligen Neigung zum Prahlen, durchaus unmöglich, von ſeiner Mitwirkung beim Entkommen des Verbannten zu ſchweigen. Sein eigenes Plaudern verrieth, was ſeine ehrlichen Verbündeten nie würden bekannt gemacht haben; und da es in dieſen Tagen Mode iſt, der Unterſuchung die Strafe vorauszuſchicken, wurde er ſeiner Stelle entſetzt, aller ſeiner Ehren beraubt, und von Allem, bis auf ſeine Kochkunſt, entblößt. Dieſer verdankt er ſeitdem allein ſeinen Unterhalt, und widmet ihr auch ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Er iſt jetzt, und ſchon ſeit mehreren Jahren, nichts mehr und nichts weniger als „La Broche, Traiteur, Reſtaurateur," unter dem Schilde Le grand Gourmand, in welchem ein ſchalkhafter Maler ſprechend ähnlich den Wirth ſelbſt abconterfeit hat, und welches über einem elenden Laden auf einem der Boulevards von Paris hängt, wo jeder meiner Leſer, jeden Tag des Jahrs, Suppe, drei Schüſſeln, eine halbe Flaſche

Wein, und Brot auf Discretion — für zwei Franken, nebst zwei Sous für den Aufwärter, zum Diner erhalten kann.

Das Wirthshaus im Walde existirt nicht mehr. Bei einer der schrecklichen Feuersbrünste, welche die Fichtenwälder in diesen Gegenden so häufig verwüsten, ist das kleine Wirthshaus bis auf den Grund niedergebrannt. Der arme Batiste, dem Namen nach der Eigenthümer, kam bei dieser Gelegenheit als ein Opfer seiner Schläfrigkeit um. Der Schlaf, seine größte Freude im Leben, sollte auch seine letzte seyn, denn er erstickte im Bette, nachdem er allen Anstrengungen seiner Frau, ihn vor der Gefahr zum Aufstehn zu bewegen, widerstanden hatte. Als die trostlose Wittwe ihr Haus zerstört und auch ihren alten Gönner entfernt sah, blieb ihr nichts übrig, als das eine zu verlassen, und dem Glücke des Andern zu folgen, — dessen Genossin sie jetzt unter dem Titel Madame la Broche ist, während sie vor Jedermanns

Augen als seine Geldeinnehmerin, Haushälterin und Einkäuferin erscheint.

Der kleine Jean verlor seinen Posten, oder, wie er selbst sagen würde, er flog aus dem Sattel bald nach unserer Bekanntschaft. Bei der allgemeinen Bewegung der großen politischen Maschine wurde auch dieser arme Wurm fortgerissen. Vom General-Postmeister herunter bis zu den Postillionen, war Alles umgekehrt worden; auch unser Jean. Da wandte er denn seine Augen nach der Hauptstadt — wie Alle, die nach Auszeichnung oder Intrigue sich umsehn — ging nach Paris, und ist jetzt Eigenthümer und Conducteur eines der kleinen Cabriolets, welche zwischen Saint-Germain und dem Platze Louis Quinze fahren, und welchen die Leute, außer andern freundlichen Benennungen, auch den der concubus gegeben haben.

Geoffroi und Cazille fahren Handelsgüter zwischen Bordeaux und la Teste und geben praktische Versuche über die Bevölkerung,

jährlich heraus. Mein Correſpondent konnte mir nicht ſagen, ob Geoffroi glücklich oder unglücklich zu Hauſe war, aber Alle, die ihn auf dem Wege antreffen, haben bemerkt, daß er immer ein und daſſelbe Lied brummt, deſſen Endworte lauten:

O meine Cazille!

Der Diſtrikt von Arcachon mit ſeiner kleinen Hauptſtadt La Teſte, iſt ſicher einer der verborgenſten Winkel im ganzen gebildeten Europa.

An den fernen und wenig lockenden Küſten der Bai von Biscaya liegend, ſcheint er faſt von aller Welt getrennt. Selten ſieht man einen Fremden, und die phyſiſchen und moraliſchen Ausſichten der Einwohner ſind auf drei Seiten durch Wüſten, auf der vierten durch die weite See begränzt. Sie ſind entweder Fiſcher oder leben von den Fichtenwäldern, und über wenige Meilen zu Lande und zu Waſſer erſtrecken ſich nicht ihre Kenntniſſe. Der Ort hat eine unregelmäßige und flache, aber nicht unangenehme Lage. Während der Flutzeit iſt die Ausſicht auf die ruhige Bai von Arcachon höchſt angenehm — ſo nämlich heißt die hufeiſenähnliche Aushöhlung, an deren tiefſtem Punkte die Stadt erbaut iſt. Aber wenn die

Wellen zurücktreten, und drei (engl.) Meilen hinaus nichts als Schlamm zu ſehen iſt kann man ſich keine Landſchaft denken, welche weniger anziehend wäre. Die Erhabenheit des Oceans fehlt gänzlich, da der große Meerbuſen von Biscaya zu entfernt iſt, um von dieſem Theil der Küſte aus erblickt zu werden.

Und doch iſt eine Schönheit in der Ausſicht nicht zu überſehen; nämlich an der rechten Seite der Bai reihen ſich weit hinaus große Sandhügel aneinander, die im Sonnenlichte wie Brillanten glänzen, und nur in andern Welttheilen ihres Gleichen finden. Zur linken dehnt ſich ein dichter Forſt weit hin, zur Zeit der Flut von den Wellen beſpült, ſo daß man einen großen Umweg, um dahin zu gelangen, machen muß; aber bei niedrigem Waſſer iſt der Strand ganz frei, und wer den einſamen Schatten des Waldes liebt, kann ihn nach einem Wege von einer halben Meile erreichen.

Aber am merkwürdigſten in dieſer Wildniß iſt die Kapelle des heiligen Thomas Becket, die von den Beiträgen der hieſigen Fiſcher erbaut und der Jungfrau gewidmet iſt, für die wunderthätige Gunſt, welche ſie dieſem Heiligen noch während deſſen Lebenszeit, um 1521, wenn man den alten Leuten (der einzigen Chronik von La Tache) trauen darf, erwies. Der ehrwürdige Thomas wurde nämlich zu ſeiner Zeit als ein großer Prediger geſchätzt, und da er ſeine ungewöhnliche Beredſamkeit eine Zeitlang gegen die Fortſchritte der Ketzer, jedoch ohne beſonderen Erfolg, gebraucht hatte — denn das gottloſe Werk der Erleuchtung des menſchlichen Geiſtes machte deſſen unge-

achte Fortſchritte — entſchloß er ſich, von der Welt ſich zurück zu ziehen, ehe noch der reifende Verſtand, der damals grade Knospen geſchoſſen hatte, durch ſeinen Blütenduft den Geruch ſeiner eigenen Heiligkeit übertraſe. In Folge dieſes weiſen und heiligen Entſchluſſes wandte er ſich nach Weſten.

Die Welt lag vor ihm offen überall, und er kam an die Ufer des Sees von Arcadon, wo er ſich eine Hütte bauete, deren Stelle noch immer den frommen Beſuchern gezeigt wird. Thomas, ein Freund den einſamen Paergangen, pflegte täglich bei Sturm und Wetter zur Körper- und Geiſtesſtärkung ſich zu ergehen. Als er eines Abends, dem Sturme trotzend, welcher ihn gewiß, ware nicht die Begeiſterung ſtarker geweſen, nach ſeiner Hütte zurück geführt hätte, luſtwandelte, entdeckte er ein Schiff fern auf dem Meere, und offenbar in der Gefahr unterzugehen. Da es ihm nicht möglich war, anders als durch Gebet zu helfen, warf er ſich auf die Knie, und hatte kaum zu beten angefangen, als das Schifflein, durch eine unſichtbare Macht geführt, augenblicklich nach der Stelle wo er kniete, ſich wandte, pfeilſchnell die berghohen Wellen durchſchnitt, und plötzlich vom äuſſerſten Rande des Horizontes bis zum Strande gelangte, wo der Einſiedler kniete. Dieſer verlor faſt die Beſinnung als er auf dem Vordertheile des Schiffes eine in glänzend Weiß gekleidete Geſtalt mit einem himmliſchen Heiligenſcheine erblickte. Dies himmliſche Weſen hielt die Hände über dem Kopfe, als trage es etwas. Seine glänzenden Fittiche ſchlugen in den Schaum der Wogen, der im Sonnenſcheine glänzte. —

im nächſten Augenblicke war Alles verſchwunden. Das Schiff war fort, ob untergeſunken, oder in der Luft verſchwunden, konnte der Mönch nicht entrathſeln, und er hörte nichts weiter, als das Schwingen der Flügel über ſich und eine herrliche Muſik, die in den obern Regionen verhallte. Thomas ſtand auf, und blickte mit heiligem Schauer auf die Gegend. Die Wellen waren ruhig, — der Wind ſchwieg, — die Sonne trat aus den wunderbar gruppirten Wolken vor, — das Sturmgeheul war in das ſanfte Murmeln der Flut übergegangen, welche allgemach den Ufersand überſchwemmte und darin auszuruhen ſchien von der kurz vorher ſtattgehabten Bewegung. Zu den Füßen des Mönches lag ein kleines Bildniß der Jungfrau. Er betrachtete es mit Andacht und Ehrfurcht, als es, zu ſeinem Erſtaunen, in ſeine Arme ſprang, wo er es mit einer Empfindung umſchlok, die ſich beſſer denken als beſchreiben laßt. In ſeiner Hütte errichtete er der vom Himmel geſandten Reliquie einen hohen Altar, die Landleute bauten aber, weil ſie dieſen Schrein für unwürdig, hielten das Wunderbild aufzubewahren, eine kleine Kapelle um daſſelbe; durch eine Ueberſchwemmung wurde das Gebäude nachher zerſtört, und als, höchſt wunderbar, die frommen Erbauer das kleine Bild welches in ſeinem Schrein dem Andrang der Wellen getrotzt hatte, fortbringen wollten, ſo widerſtand es den Anſtrengungen von zwölf Menſchen; und nur durch Thomas' mächtiges Gebet gelang es vierzig Paar der ſtärkſten Ochſen, es fortzubewegen. Uebrigens war das Bild zwölf Zoll hoch! Eine andere Kapelle ward erbaut, und es ereignete ſich ein ähnlicher

Unfall. Einer der beweglichen Sandhügel verſchüttete, gottloſer Weiſe, die Kapelle, aber das Bild trotzte ſeiner Wuth. Mitten unter der Verwüſtung ſtand es aufrecht, und man ſah es am Morgen nach dem Sturme aus der Spitze des Sandhügels hervorragen. Aufs neue ward zu ſeinem Obdach die gegenwärtige Kapelle erbaut, deren einfache Eleganz im Aeuſſern, und reich geſchmücktes Innere, guten Geſchmack und Pracht zugleich bekunden. Die Wildniſſe umher, — die Abgeſchiedenheit ſeiner Lage, — die dichten Wälder, — die abergläubige Ehrfurcht der einfaltigen Seelen, welche hier ihre Gebete darbringen — dieſe ganze Vereinigung von natürlicher Feier und religiöſem Enthuſiasmus verleiht dem Plaze einen unbeſchreiblichen und unwiderſtehlichen Reiz. Nicht dabei iſt eine Einſiedelei, welche zur Sommerzeit ein guter und aufgeklarter Pfarrer bewohnt, der mit mehr als gewöhnlicher Ehrfurcht, als ein echter Abkömmling des heiligen Thomas verehrt wird. Der 25 März iſt der Tag, wo jeder Reiſende, der an ſolcher kindlich rührenden Scene Theil nehmen will, in das Thor der Kapelle ſich ſtellen muß, um der Ceremonie beizuwohnen, weil an dieſem Tage der Jungfrau, welche das Bild unmittelbar vom Himmel ſoll geſandt haben, der erſte Kuß des Frühlings geſpendet wird. Man glaubt noch immer, daß es ebenſo unmittelbar vom Himmel herab gekommen iſt, wie das Palladium der Trojaner, — oder der Liafail, dieſer bezauberte Stein, der von den erſten Anſiedlern, von welchen die Inſel den Namen Innisfail bekam, nach Irland ſoll gebracht worden ſeyn.

Die Geburt Heinrich's IV.

L'Enfant vint au monde, sans crier ni pleurer.

De Persfine.

Kein schöneres Schauspiel giebt es in der Natur, als eine ferne mit Schnee bedeckte Bergkette, wenn sie von der Sonne beschienen wird. Es ist unmöglich diese Erscheinung zu beschreiben, und nicht leicht die Gefühle, welche sie erregt, zu erklären. Der Anblick ist zu aetherisch, um bloß schön genannt zu werden; zu sanft erhaben, um nicht jede Furcht zu verbannen. Ungleich hierin andern Riesenwerken der Natur, macht er nicht wie diese, einen beängstigenden Eindruck auf uns; ungleich den Werken der Kunst, demüthigt er uns nicht, wie sie, durch das Gefühl unserer Unvollkommenheit und unserer Mängel. In himmlischem Glanz und himmlischer Farbenpracht weithin am Horizonte sich dehnend, gleicht eine Felskette der Gränze

der Welt, und könnte für einen ſchicklichen Ruheplatz zwiſchen Erde und Himmel gelten.

Gedanken dieſer Art beſchäftigten mich, als ich zum erſten Male die Pyrenäen, in einer Entfernung von ungefähr dreißig (engl.) Meilen vom Fuße ihrer Vorlagen aus, bei der Stadt Villeneuve de Marſan erblickte. Nie werde ich den Moment vergeſſen. Mein Entzücken war von der Art, wie man es nur Einmal im Leben empfindet, welches aber einen Eindruck für das ganze folgende zurückläßt. Als ich auf die ſcheinbare goldene Durchſichtigkeit der Berggipfel blickte, glaubte ich in irgend ein Feenland verſchlagen zu ſeyn, und zweifelte einen Augenblick an der Wirklichkeit. Sie glichen ganz den wunderbarſten Wolkengebilden und ich trauerte beim Gedanken, daß beim Weitergehn ihre Wirklichkeit mir den ſchönen Zauber zerſtören würde.

Jede Meile, die mich ihm näher brachte, veränderte ihn mehr und mehr, vergrößerte aber den romantiſchen Reiz. Der phantaſiereiche, feengleiche Anblick verſchwand in

dem Grade, als die Reize der Natur lebendig wurden und die wirklichen Schönheiten der Gegenden aus dem Strahlenglanz, welcher sie bedeckt hatte, hervorzubrechen schienen. Schritt für Schritt stiegen die Berge in Hoheit und Majestät empor. Dunkelgrüne Massen tauchten statt der flimmernden Schneehaufen auf. Wälder, Felsen, Ströme traten in aller Mannigfaltigkeit des Lichtglanzes und der Gestalt hervor; und in drei Tagen, von jenem angerechnet, wo diese prächtigen Hügel mir zuerst erschienen, ruhte ich an ihrem Fuße aus, mit dem vollen Gefühl ihrer Größe und dem meiner eigenen Unbedeutendheit.

Es ist nicht meine Absicht, die Schönheiten dieses Gebirges zu beschreiben. Bände sind darüber geschrieben worden, und Bände werden geschrieben werden, so lange noch die edelsten Naturscenen Bewunderung erregen, oder bis ein Wunder den Menschen ihr Verlangen raubt, das zu erzählen, was sie ge-

ſehn haben, und das auszudrücken, was ſie fühlen. Solche Gegenden ſind ganz für den Dichter geſchaffen. Wandelnd auf ihren herrlichen Pfaden, über die Wirklichkeit der Welt hinaus geführt, in Betrachtung verloren, und ganz der Phantaſie hingegeben, überläßt ſich der Geiſt gern ſeinen Ergüſſen, und kümmert ſich nicht darum, ob ſie die Form der Poeſie oder Proſa annehmen. Wahrhaftig, die Erzeugniſſe ſolcher Momente ſollten das Gepräge Beider an ſich tragen. In einem dieſer gedankenvollen, ſinnigen Augenblicke drängten ſich bei mir einige Verſe hervor, von welchen folgende eine Probe ſind:

Dies ſind die Scenen, wo Natur
Mit Wundern anfüllt Pfad und Flur,
Und baklos ſchweifen die Gedanken
Wenn unter kühlen Laubes-Ranken
In einer lieblich ſtillen Schlucht
Der matte Geiſt Erholung ſucht;
— Wenn wandernd an dem Silberbach,
Wir ſtehen, — blicken, — denken, ach!

Dann zeigt die Phantaſie uns mild
Am Rand der alten Freunde Bild;
Dann wird aus dicht belaubtem Wald
Wohl unſerer Kindheit Aufenthalt —
Dann tönt aus manchem Winkel vor
Ein Ton, meiſt ſo bekannt dem Ohr, —
Noch ſchöner ſtrahlt das Kleid der Erden, —
Der Himmel muß noch lichter werden, —
Was traurig und was dünker iſt
Wird von der Anmuth auch begrüßt
Und das Gedächtniß neigt ſich über
Als ſoll' des Baches Hauch das Fieber
Abkühlen u. ſ. w.

Trotz aller Abwechſelungen in den Pyrenäen von Felsklippen, Thälern, Strömen und Grotten, wird uns nirgends durch ſchönen Zuſammenklang ſo viel Entzücken geboten, als in der alten Provinz von Bearn, dem Vaterlande Heinrich's IV. Ueberall hat die Natur dort ihre Reize ausgeſtreut, ſo daß man nur ſchwer eine einzelne Gegend beſonders hervor heben kann. Viel Lieblichkeit und

Größe herrscht in Bearn, und was den sittlichen Reiz anbelangt, so übertrifft er darin alle andere Gegenden.

In aller und jeder Hinsicht sind die Einwohner dieses Bezirks eines der feinsten und liebenswürdigsten Völkchen. Physisch betrachtet, sind sie von einem schönen, rüstigen Schlag; ihr Nationalcharakter aber vereinigt Adel des Gefühls mit wahrer Höflichkeit, Gastfreiheit mit Besonnenheit, und Muth mit Menschlichkeit, und heischt unsere Bewunderung und Achtung. — Historisch betrachtet, verdienen sie noch größere Achtung, denn sie sind vielleicht das einzige Volk, welches als unvermischtes Urvolk seine alte Sprache, Sitten und Charakter vom Alterthum her aufbewahrt hat.

Seit den Zeiten des Sturzes des römischen Reiches, war die Vermischung der Menschenracen auf den Pyrenäen außerordentlich. Schon mit den Römern vermischt, wurden es die Einwohner nachher noch mit den Ala-

nen, Sueven, Gothen, Franken und theilweiſe auch mit dem Saracenen, während der Einfälle derſelben in Frankreich. Nur dies eine Völkchen erhielt ſich rein mitten in den Stürmen der Völkerwanderung. Nach den Römern, von denen es unter dem Namen der Vaccai und Vascones aufgeführt wird, ſcheint es zwiſchen den Pyrenäen und den Quellen des Ebro gewohnt zu haben. Unbekannt den Phöniciern und Carthagern, welche nie dieſen Fluß befuhren, und vor dem Römiſchen Joch in ihre unzugänglichen Berge fliehend, konnten ſie auch mit Erfolg den Weſtgothen und Mauren widerſtehen. Endlich ſetzten ſie ſich in den Beſitz der beiden Navarren, und drangen früh bis nach Bearn, unterwarfen ſich eine Zeit lang einen Theil des Volks von Aquitanien (der von ihnen den Namen der Gasconier erhielt) und ihre Nachkommen exiſtiren noch jetzt unter dem Namen der Basques und vielleicht

auch der Biscayer, welche einen gleichen Ursprung mit ihm behaupten.

Während dies merkwürdige und alte Volk allein unverändert sich erhielt, wechselte Alles umher. Die Lebhaftigkeit der Gallier und Iberier erhielt mehr oder weniger Beimischung von römischem Ernst und barbarischer Rauheit. Die Bewohner des obern Arragoniens, Catalouiens und Bigorre's alle, von den Pyrenäen herab bis zum mittelländischen Meere, behielten nicht länger ihren ursprünglichen Charakter, wenn nur das Volk von dem ich spreche, bestimmt war *).

Aus diesem Stamme war Heinrich IV. und unter ihm geboren und erzogen, brachte er ihn durch seine Person und seinen Charakter zu hohen Ehren. Einem solchen Ursprunge und einer solchen Erziehung dankte er die schönen von seinen Ahnen geerbten, und von seinem Volke genährten Eigenschaf-

*) Siehe Ramond, Observations sur les Pyrenées.

ten. Doch ſind die Verpflichtungen wechſelſeitig — denn ihm verdankt dies Volk hauptſächlich ſeinen Ruf in neuern Zeiten. Da die Tage längſt vorüber ſind, wo es unter ſeine unabhängigen Fürſten ſich entweder durch ſeine Sitten bei der Wahl eines Königs *), oder durch ſein Betragen unter deſſen Regierung auszeichnete, ſo würde auch das Volk von Bearn, nach dem gemeinen Looſe anderer Völker, mit ſeinen Eroberern verſchmolzen ſeyn, hätten nicht Heinrichs glänzende Eigenſchaften es von neuem hervorgehoben. So ſteht es aber erhaben und anziehend vor uns, und jeder Einzelne trägt das

*) Als die Bearner im Jahre 117[illegible] einen Herrſcher aus dem Blute ihres letzten Souverains wünſchten, ſandten ſie an deſſen Schweſter, um eines ihrer beiden Kinder zu fodern. Die Sitte wurde angenommen und ihnen die Wahl gelaſſen. Beide Kinder ſchliefen in dieſem Augenblicke. Eines hielt die Hand verſchloſſen, das andere offen. Die Abgeordneten ſahen in der letztern Oeffnung das Zeichen eines edlen und großmüthigen Charakters. Sie erwählten daſſelbe, und dieſes Kind erwarb ſich ſpäterhin den Namen Gaſton des Guten.

Gepräge der würdigen Einfalt ſeines Volkes an ſich.

Meine Leſer können ſich denken, mit welchem Vergnügen ich die von einem ſolchen Stamme bevölkerten und von ſolchen Erinnerungen geheiligten Berge und Thäler durchſtrich. Es war von je an meine Gewohnheit vom feſtgetretenen Wege des gewöhnlichen Verkehrs ab, mich in den Nebenſtraßen der Gebirge zu halten, wo ich den wahren, das Gepräge der Naturumgebung tragenden Geiſt des Volkes, und ſeine Gefühle und Anſichten einathmen konnte. Bei dieſem Umherſchweifen empfing ich die höchſte Achtung für dieſe kühnen Berghewohner, und eine hohe Begeiſterung für die von ihnen bewohnten Gegenden. Meine Neigung für Land und Einwohner wurde noch bedeutend geſtärkt durch meine Liebe für den ſeines Vaterlandes und Volkes ſo würdigen Helden, deſſen Regierung die wahre Epoche des franzöſiſchen Ruhmes war,

und bei deſſen Namen man an alle edle Gefühle der Menſchlichkeit denkt. Aber hier ſtand er mir weniger in ſeiner Erhabenheit, und dennoch nicht minder merkwürdig vor Augen. Wenn ich mich durch die Hohlwege wand, den Krümmungen der Bäche nachging, oder ſteile Felſen erklimmte, ſchien Heinrich immer vor mir zu ſtehn, wie er als Knabe über die Berge kletterte, angezogen wie ein Bauernkind, barfuß, und den Kopf bloß gegeben für Sonne und Wind *).

Die Bidaſſoa lag hinter mir, Spanien in meiner Erinnerung, und Bayonne vor mir, als ich mich von dem großen Wege zwiſchen dieſer Stadt und Pau abwandte

*) Le grand-père ne voulut pas qu'on le nourrisse avec la délicatesse qu'on emploie d'ordinaire les gens de cette qualité, mais il ordonna qu'on l'habillât et qu'on le nourrît comme les autres enfans de paysans, et même qu'on l'accoutumât à courir et à monter sur les rochers. On dit que pour l'ordinaire on le nourrissoit de pain bis, de bœuf, de fromage et d'ail, et que bien souvent on le faisoit marcher nuds pieds et nue tête. — De Pezenas Histoire du Roi Henry le Grand.

und in einen der Schlünde hinabstieg, welcher in die Tiefen dieser Bergeinöden führt. Alles war frisch und duftend. Die Sonne glänzte, die Aeste der jungen Fichten und die Berg-Eschen schaukelten im Strichwinde, und die Bäche, von den Hügeln herabstürzend, tanzten an den Seiten derselben über üppig grüne Teppiche.

Ich war gegen meine Gewohnheit ausgelassen heiter, und ging so schnell, daß Ranger nur in beständigem Trab mir nachkommen konnte. Auch meine Gedanken waren verhältnißmäßig thätig, und stürmten wild hinaus, was häufig bei überkräftiger Gesundheit, guter Laune und unter dem Einfluß der Bergluft geschieht. „Frisch auf, Ranger" rief ich: „sey ohne Sorgen. Wir werden schon ein Ziel finden, und wer weiß wie bald? Ja, ja es wird für uns noch etwas geben. Für mich ein nettes Häuschen, Bücher, was zu schießen, und eine Flasche Wein mit einem Freunde zu theilen. Für dich den

Winkel am Kamin und ein Polster. Komm, Ranger, komm!“

Sein Schwanzwedeln beantwortete meine freundliche Anrede; und er verkündigte seine Sympathie mit meinen kühnen Hoffnungen, durch ein lustiges Koboldschießen über einen duftenden Thymianfleck und durch andere unbeschreibliche Hundegeberden.

Ich habe mich niemals damit abgegeben, Meilen und Stunden zu zählen, und der heutige Morgen machte mir am allerwenigsten Lust zu einem mathematischen Calcül. Es war jener Zustand der Abspannung von allen Verhältnissen, der weder seit noch vor Horaz den Dichtern unbekannt war, wo wir nehmlich: „Die Stunden für Momente halten,“ und über Räume streifen, ohne an ihr Maas zu denken. Daher wußte ich dann weder wie weit, noch wie lange ich gereist war, als ich, den mit Blumen geschmückten und von zwei rieselnden Bächlein eingeschlossenen Bergpfad schnell herunter gehend,

plötzlich durch ein schallendes Gelächter, welches hohe und reine Lust ausdrückte, aufgehalten wurde. Ich lauschte auf diesen angenehmen Ton, und erwartete die Wiederholung. Er kam wieder und wieder — männlich, ehrbar und herzlich, und erstarb zuletzt in fröhlichen Nachklängen, bis ich nichts mehr hörte als ein lautes Lachen, gleich dem eines ehrenfesten Spaßmachers, der über die Scherze die er hervorbringt, am ersten auflacht.

Die Töne kamen ganz aus meiner Nähe, und doch sah ich nichts, und schon dachte ich an die Geschichte von den Brownies, Kelpies und andern übernatürlichen Wesen, über deren lustige Streiche ich Vieles von den Bauern des Schottischen Hochlandes gehört hatte. Ich ging indessen weiter, da ich mir nicht denken konnte, daß ein harmloser, freundlicher Reisender etwas von sterblicher oder anderer Gesellschaft, mit der er so gleichgestimmt war, zu besorgen habe.

Auf dem Wege hörte ich hie und da wieder eine Stimme, die Luſt und Freude verkündete. Dazu kamen noch in unregelmäßigen Zwiſchenräumen Töne, als wenn eine harte Subſtanz von einer andern geſtoßen würde, und der Wiederhall klang durch das Thal zu meiner Linken. Mit einem Male wurden die Töne ſchwächer, als ich in einen Hohlweg trat, und faſt waren ſie ganz verhallt, als eine plötzliche Wendung des Weges mich um einen großen Felſen führte, und mir auf der Höhe der entgegen geſetzten Seite eines ſchönen Grundes, das Geheimniß der Bergmuſik entdeckte.

Auf dem Abhange des Hügels lag höchſt romantiſch ein Dorf. Seine zehn oder zwölf netten Häuſer waren in einem Halbkreis, mit kleinen Räumen dazwiſchen, gebaut, ſo daß auf dieſe Weiſe alle Bewohner eine freie Ausſicht auf das männliche National-Spiel haben konnten, welches der Stelz und die Erholung

der Baeken iſt. Eine Gruppe von jungen Leuten aus dem Dorfe war eben auf dem grünen Platze mit dieſem Spiele beſchäftigt. Es waren acht ſchöne, kräftig herausgewachſene Burſchen, von funfzehn bis fünf und zwanzig Jahren, in ihrer netten Nationaltracht. Einer oder Zwei trugen leichte Kattunjacken, die Uebrigen waren in Hemdsärmeln, Einige gingen mit bloßem Kopfe, Andere mit runden, flachen Mützen, worauf ein rother Strauß ſteckte, Alle aber hatten kurze am Knie mit rothen oder blauen Schleifen zugebundene Hoſen, blaue Strümpfe und Sandalen, welche am Knöchel befeſtigt waren, und ſcharlach rothe Kattunſchärpen knapp um die Weſte gebunden. Jeder trug an der rechten Hand einen Handſchuh von dickem Leder, der mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit den ſchweren Ball, der todbringend zu ſchwirren ſchien, fortſchleuderte. Da ich in das Spiel nicht eingeweiht bin, ſo überlaſſe ich deſſen Eigen-

thümlichkeiten ſich zu denken der Einbildungskraft meiner Leſer, aber das muß ich geſtehn, daß ich wie beim Engliſchen cricket, dem Schottiſchen goll, dem Irländiſchen hurling, (obgleich ich alle genannten Spiele oft ſpielen ſah, und wohl auch mitgeſpielt habe), eine ſolche Geſchicklichkeit, Behendigkeit und Grazie als bei dieſem jeu de paume bemerkt habe.

Auf Bänken ſaßen vier oder fünf alte Männer und eben ſo viel Frauen, als frohe Zuſchauer, und gaben das Echo des Freudenrufes über jeden beſonders glücklichen Wurf ab. Einige jüngere Frauen machten ſich auf eine oder die andere Art in den Häuſern zu thun, während zwei oder drei unten am Bache wuſchen. Eine andere kam mit einem Waſſerkrug auf dem Kopfe daher. Sie hatte ein weißes mit blauer Schleife zuſammengebundenes Schleiertuch phantaſtiſch um den Hals geſchlungen, und ihre Röcke waren kurz genug, um die ſchönſten Waden zu

zeigen, mit welchen denn jeder Theil ihres Körpers im Ebenmaas ſtand. Die lieblichſte Griechiſche Nymphe, oder ſelbſt die ſchönſten Göttinnen welche Apelles' Pinſel gemalt und Praxiteles in Marmor geformt, würden gegen die Anmuth und Schönheit dieſes Landmädchens gehalten den Vergleich nicht beſtanden haben.

Während meine Aufmerkſamkeit von den Spielern ab und von dieſem lieblichen Mädchen weit mehr angezogen wurde, ſchienen ihre Augen auf der Gruppe oder einem Gliede derſelben zu verweilen; und ſie blickte ſo eifrig auf die Fortſchritte des Spieles, daß ſie ihre eigenen darüber vergaß, ausgleitend ſtrauchelte, und fiel. Diejenigen ihrer Gefährtinnen am Ufer, welche den Unfall ſahen, brachen in einen leichten Ruf der Theilnahme aus. Ein paar alte Leute, die mit theilnehmenden Blicken ſie beim Heraufſteigen betrachtet hatten, humpelten ihr entgegen. Das Spiel wurde einen Augenblick unterbrochen. Die Spie-

ler rannten herbei, vorzüglich aber bemerkte ich Einen, der obgleich er am entfernteſten geſtanden, vor allen Andern die auf die hingeſtürzte Schöne zueilten, den Vorſprung gewann. Alles dies geſchah in wenigen Minuten. Sie war unfähig ſich weiter als bis auf die Kniee aufzurichten, nicht etwa daß ſie im geringſten verletzt geweſen wäre, aber ihr Schleier hatte ſich in die Sträucher in welche ſie gefallen war, dergeſtalt verwickelt, daß ſie ſich noch in voller Arbeit des Losmachens befand, als die ganze Dorfſchaft ſich um ſie drängte. Jeder wollte helfen; aber ich bemerkte daß ſie Jedermanns Beiſtand mit einer Art Schamgefühl über ihre Lage zurückwies, bis der junge Mann der früher im Laufen alle ſeine Gefährten überboten hatte, ſich ihr näherte und die Hand bot. Sie lächelte ihn mit beſonderer Anmuth an, und ihm widerfuhr die Ehre, ſie aufheben und ihr den zwar

ausgelaufenen, aber nicht zerbrochenen Krug wieder auf den Kopf ſetzen zu dürfen.

So endete der Auftritt froh und launig, mancher Scherz wurde ohne Zweifel auf Koſten des Mädchens, das gleich wieder den Pfad hinunter ſprang, um das Gefäß zu füllen, losgelaſſen, während ihr junger Knappe ihr nachgeeilt war, vermuthlich um ſie beim nächſten Steigen feſtzuhalten. Die Alten kehrten auf ihren Sitz zurück, und ihr Weſen verrieth die kleine Bewegung, welche großväterliche und großmütterliche Geſichter bei ſolchen Gelegenheiten offenbaren.

Alles kehrte auf ſeine Plätze zurück, und jetzt wurde ich in meiner unwillkührlich eingenommenen Stellung, die Füße kreuzweis, und die Hände auf der Mündung meines Jagdgewehrs ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Als ich mich ſo bemerkt ſah, nahm ich den Hut ab, und verbeugte mich ein wenig. Von allen Seiten wurde der

Gruß erwiedert, und da ich hierauf meine Abſicht zeigte, gerade zu von dem Punkte, wo ich ſtand, über den Strom zu gehen, winkten mir mehrere Hände, und drei oder vier Stimmen riefen zuſammen mir etwas entgegen. Ich verſtand kein Wort, errieth aber bald, was ſie wollten; denn der Strom war gerade an dieſer Stelle am breiteſten, und funfzig Schritte weiter hinauf war eine Planke hinübergelegt, auf welche die Leute hinwieſen. Aber es war bei mir ein Augenblick der Schwäche und Eitelkeit eingetreten; und wünſchend dieſen nervigen und ſtarken Bauern eine Probe meiner Geſchicklichkeit zu geben, rannte ich, die Flinte in der Hand den Abhang geradezu hinunter, um über den Strom zu ſpringen. Er hatte eine ziemliche Breite, jedoch nicht ein Drittel von der welche ich vermöge meiner Kraft in einem Anſatze überſpringen zu können dachte; aber, als geſchehe es, um mein thöriges Prahlen zu beſtrafen, kurz, mein Fuß glitt beim An-

sah aus, und ich fiel mit der Brust auf den jenseitigen Rand und bis an die Knie ins Wasser. Es war eben so ärgerlich als lächerlich, und ich bin überzeugt, daß die Leute beide Empfindungen nicht haben unterdrücken können, als ich am Ufer hinauf kroch. Alle junge Leute rannten hinzu, mir beizustehn, die Alten standen von ihren Sitzen auf, die Mädchen hielten inne mit Waschen, und auf keinem Gesichte bemerkte ich ein Lächeln. Ein junges Mädchen, welches am herzlichsten über den Fall ihrer jungen Gefährtin wenige Minuten vorher gelacht hatte, drehte mir allein hier den Rücken zu. Ich denke mir es so; sie habe nothgedrungen ihrer Lachlust bei meinem spaßhaften Unfalle Luft machen müssen, aber die angeborne Feinheit haben sie ihren Ausbruch vor mir verbergen lassen wollen.

Ich stand bald wieder auf den Beinen, und wurde ins nächste Haus geführt, wo man einen Stuhl für mich ans Küchenfeuer

ſtellte. Hier wurde ich bald von den Einwohnern des Dorfes, welche, von jedem Alter, des neuen Anblicks eines Fremden wegen, herbei gekommen, angeſtaunt. Gut war es für mich, daß ich eben nichts unförmliches an meinem Körper vor dieſen guten Leuten zu verbergen hatte, denn ich wurde von ihnen auf das aller genaueſte gemuſtert. Ein Zollhausbeamter, ein Hund beim Fuchsjagen, ein Iltis im Kaninchen-Gehege hätten nicht ſo dreiſt umhergeſpürt, als die kleine ſchwarzhaarige Brut von acht Jahren und darunter, in meinem Torniſter, meiner Jagd- und jeder andern Taſche wühlte. Ich weiß nicht, wonach ſie ſahen, und ob es bloß die Befriedigung ihrer Neugier galt; aber ſicherlich entwandten ſie nicht das Geringſte. Die jungen Leute prüften kritiſch meine Flinte, den Schrotbeutel und das Pulverhorn, während die alten Dorfväter mich ſelbſt mit forſchenden und ſchädelkundigen Blicken zu unterſuchen ſchienen.

Glücklicherweiſe für mich verſtanden und

sprachen Drei aus der Gesellschaft Französisch. Unter ihnen war ein junger Bursch, welcher, obgleich er seine Nationaltracht wieder angelegt, doch nicht ganz alle militairischen Abzeichen bei Seite gelassen hatte. Er trug einen Knebelbart, eine schwarze Halsbinde, und seine Haltung war im Vergleich mit der Elastizität und der Leichtigkeit seiner Gefährten steif und förmlich. Auch sein Benehmen verrieth etwas von Paradestolz, und er schien geneigt, damit den Herrn über die Andern spielen zu wollen. Er drängte sich vor in seinen Höflichkeitsbezeigungen, und hätte seine Cameraden gern in scheuerer Entfernung zurückgehalten, als ihre Natur ihnen eingab, und es mir angenehm gewesen wäre. Doch war nichts wirklich Unangenehmes an ihm, und hätte ich ihn irgendwo anders als in diesem Kreise von Naturkindern, denen auch er einst angehörte, getroffen, so würde ich ihn wie einen Soldaten, der nur

ein

ein wenig mit den Lächerlichkeiten ſeines Standes ausſtaffirt iſt, angeſehen haben.

Unter den Wunderſachen in meinem Tornister (ich hatte ihn zuerſt ihren ſtaunenden Augen geöffnet, als ich ein Paar Strümpfe ſuchte) ſchienen namentlich eine kleine Karte von Frankreich und meine Flöte mit eilf Klappen ihre Neugier beſonders zu reizen. Auf die erſtere blickte begierig ein alter Mann, deſſen lebendiges Auge den gebornen Rechner und Meſſer verrieth, wie ich denn auch gewiß, wäre ich nur in der Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften unterrichtet geweſen, das algebraiſche Organ in ſeinem glatten runden Hinterkopf ganz beſonders hervortretend gefunden haben würde. Augenſcheinlich ergetzten ihn die mathematiſchen Linien und Winkel, denen er gern auf den Grund gekommen wäre. Sein Auge ſprach den Wunſch nach Belehrung aus, aber er konnte ſich nicht verſtändlich machen. So ſah er ſich dann genöthigt, ſich an den jungen Soldaten zu

wenden, der als Dollmetscher zwischen ihm und mir auftrat, auf welche Art es mir nun möglich wurde, dem alten grübelnden Bauern das Verständniß über diese geheimnißvollen Striche zu eröffnen.

Er war entzückt, als ich ihm Pau zeigte und die Krümmungen der Gave, in die der kleine Bach sich ergießt, an dessen Rand wir harmlos über die Länder und Städte Frankreichs schalteten. Aber die Grade der Breite gingen über sein Fassungsvermögen; und mich erfreute nicht wenig die wichtige Miene und die gelehrte Untersuchung, mit welcher er seine Vermuthung ankündigte, daß sie den Lauf der Flüsse andeuteten, indem er, wie so manche unserer tiefsinnigen Theoretiker, sich nicht darum kümmerte, ob diese bergauf, bergab, über oder unter den Bergen flössen, ob sie in der See oder auf dem Lande entsprängen.

Die Flöte erregte eine eben so ausgelassene als allgemeine Freude. Nichts ähnli-

ches hatte je den Weg in dieſe fernen Schluchten gefunden. Das ſanfte Rohr des Gebirgsſchäfers oder die einfache Querpfeife des Dorfmuſikanten wußte nichts von jenen hochgeſchraubten Künſten, welche die Taſchen der Thoren ausplündern, die Finger unnöthig anſtrengen und die Inſtrumente verderben. Kurz, die gewaltigen Leiſtungen eines jüngſt unſterblich gewordenen Flötenbauers wären vermuthlich niemals bis in das Thal von Oleron gedrungen, wäre nicht mein Tornister grade ſo beſchaffen geweſen, wie er es war. Ich ließ mir nicht nur das Beſehen und Befühlen meiner Flöte gefallen, ſondern griff ſelbſt, auf die Bitten der jungen Burſche und zugleich auf die begehrenden Blicke der Mädchen, zum Inſtrumente, um zu zeigen, wie man darauf ſpielen müſſe, und machte eine Paſſage und einen Lauf (plump genug muß ich geſtehn) welches aber meinen Ruf eben ſo feſt begründete, als ich gewiß dabei alle Grundſätze der Muſik übereins

ander geworfen hatte. Zur Anerkennung empfing ich eine reiche Dosis des schweigenden Beifalls, welcher so wohl thut und so leicht als angenehm hinunter geht; denn glücklicher Weise für mich, war kein Plato in der Gesellschaft, um zu fragen: was ich mit den Tönen bezwecke?

Während dessen hatte die gute Hauswirthin für mich ein wahrhaftes Nachtmahl bereitet. Eier, Milch, Honig, Butter und Brot, alles in köstlicher Qualität, und in einer Quantität, wie sie für einen Erholungswagen sich schickt, wurde vor mir aufgestellt.

So wie der Tisch sich füllte, wurde das Zimmer leer, und mich erfreute dieser Beweis ihres zarten Sinnes, eben so wie nur meine musikalische Fertigkeit ihre Ohren mochte ergötzt haben. Meine gütige Wirthin schien von den Dorfleuten sehr geachtet zu werden. Sie sprach gut Französisch und etwas Spanisch. Nach ihren Kennt-

niſſen, ihrem Verſtande und guten Sitten zu ſchließen, war ſie wohl von höherm Stande; die Zeit erlaubte mir aber nicht mehr von ihrer Geſchichte zu erfahren, als daß ſie in ihrer Jugend in Bayonne gelebt hatte, wo ihr Vater beim Zoll angeſtellt geweſen und ſie ihre Kenntniſſe erworben hatte, und daß ſie, als er während der Revolution Amt und Kopf verloren, ſich hieher in das abgelegene Dorf der ehrlichen Basken zurückgezogen habe.

Nachdem ich dies von ihr erfahren, überließ ſie mich ganz der Unterhaltung mit meinem trefflichen Mahle. Während ich aß und ſann, hörte ich ein dumpfes Gemurmel wie das Summen eines mächtigen Bienenſchwarmes, und von einer Neugier geplagt, welche uns oft von den allerwichtigſten Momenten unſeres Lebens abzieht, ſah ich aus dem Fenſter nach dem kleinen Garten und dem freien Platze, um den Grund des Geräuſches zu entdecken. Jetzt aber wurde

es schwächer. Ich war schon ärgerlich, mich unbefriedigt wieder setzen zu müssen, als das Gemurmel von neuem anging. Jetzt entschloß ich mich, überall im Zimmer nachzusuchen, und öffnete daher ein Paar kleine Verschläge, ein Kleiderspinde, sogar einen Salzkasten, ohne Erfolg. Ich betastete hierauf die Wände, und da die eine nur von Brettern und mit Papier überklebt war, hielt ich das Ohr dicht heran, und fand mich nun auf dem rechten Wege zur Belehrung. Die Töne klangen lauter und deutlicher. Ich fühlte nach einer Ritze zwischen den Brettern, bohrte ein kleines Loch mit dem Taschenmesser in das Papier und erblickte nun, als ich das Auge daran brachte, ein Dutzend Bauerkinder auf einer Bank ihr Pensum lernend, während meine Wirthin in einem alten eichenen Armstuhl und vor einem kleinen gebrechlichen Schreibepulte in aller Würde einer Dorfschulmeisterin saß.

Der Tempel war sehr unscheinbar, die Priesterin ohne Ansprüche, und die Verch-

rer nur unbedeutend, aber die Göttin, welche ſie anriefen, war — die Wiſſenſchaft! Dies war genug für mich, und ich bekenne, daß der höchſte academiſche Pomp mir nie eine tiefere Ehrfurcht vor den Wiſſenſchaften eingeflößt hat, als ich hier empfand, wo ich dieſen geringen Tribut ihnen dargebracht ſah.

Nachdem ich mich geſtärkt und erfriſcht hatte, bereitete ich mich zum Abmarſche; da aber das junge Volk auf jede meiner Bewegungen Acht gegeben, ſo ſtürzten Alle auf mich zu, ſobald ſie ſahen, daß ich mit dem Eſſen zu Rande war. Während meines Mahls hatten ſich Alle zum Tanze auf dem Grünen angeſchickt, und baten mich nun, daß ich mit der Flöte dazu ſpielen möchte. Gern willigte ich darein und ſetzte mich vor das Haus auf eine Bank unter einer Laube von Wein- und Geißblatt nieder. Die Tänzer waren ſchnell geordnet, und nie ſah ich unter den Balletttänzern einer Oper mehr

natürliche Behendigkeit und mehr Geschmack. Blumen und Bänder schmückten die Haare der Mädchen. Mit ungewöhnlicher Grazie schwenkten Alle ihre Füße (um einen Italiänischen Ausdruck zu gebrauchen) und die ganze Gruppe übertraf an Reiz das schönste lebende Gemählde. Zwei Mädchen führten Castagnetten, deren Gebrauch sie von einigen hieher verirrten Spaniern erlernt hatten; zwei junge Männer schlugen kleine Tambourins, welche die Tänze der Damen beständig begleiten müssen, und ich spielte indem ich gute zwei Drittel meiner Klappen übersprang, einige der sanftern ländlichen Tänze, in welchen ohne Zweifel die Franzosen alle Nationen übertreffen.

Nachdem der Tanz vorbei war, nahm ich förmlich Abschied. Allen um mich herum schüttelte ich die Hände, und der Leser wird mir glauben, daß, nachdem ich die Hand meiner gelehrten Wirthin fahren gelassen, eine hohe Röthe sie überflog.

als ſie in der ihrigen ein Geldſtück fand. Sie ſprach kein Wort, ſondern ging, als ich mich abwandte, ohne ſich zu bedenken auf mich zu, und ſteckte es mir wieder in die Hand; dabei lag in ihrem beſcheidenen Weſen doch eine ſolche Entſchiedenheit, daß ich ihr nicht zum zweiten Male die Annahme zumuthen durfte.

Mein alter Mathematiker ſimulirte unter einem Lindenbaum über die Karte. Er ſtand auf und bot ſie mir mit einem Geſichte an, als hätte er von einem lieben Freunde ſcheiden ſollen. Ich gab ſie ihm mit einem herzlichen Händedrucke zurück, der ihm zugleich zu erkennen gab, daß ich ſie auf keinen Fall wieder haben wolle. Er war ganz erſtaunt und glücklich, legte eine Hand auf's Herz, nahm mit der andern die Mütze ab, und ſchleuderte ſie auf's Gras. Vom Soldaten hätte ich gern Abſchied genommen, aber ich bemerkte, daß er ſich um einen Akazienbuſch drückte, und mich augenſcheinlich vermied.

Auf meine Frage an die Schulmeisterin, ob sie den Grund dieses Eigensinns kenne, erwiederte sie: „Ach, lieber Herr, Sie wissen nicht, welche Wunde Sie unbewußt der Eitelkeit des armen Burschen geschlagen haben. Er ist der Musikus par excellence des ganzen Dorfes, aber die gellenden Töne seiner Querpfeife sind wohl nun, wie ich fürchte, auf immer verstummt. Nichts wird ihn über das Unglück dieses Tages trösten können."

„Nein! nein!" sprach ich nach einer Pause zu mir selbst: „es ist unmöglich. Beim Himmel, ich kann nicht, will nicht immer ein Narr seyn! Die Flöte zu kaufen, war thörig genug; sie aber auf diese Weise fortzugeben, würde noch schlimmer seyn. — Meine gute Marianne, ich bin in der That betrübt, wenn mein feineres Instrument den armen Menschen mit seinem einfachern, aber ohne Zweifel auch viel sanftern, verdrängt haben sollte. Sagen Sie ihm dies in meinem Namen, und

daß ich hoffe, er werde ſich zuſammen nehmen, und alle Disharmonien ſeiner Gefühle verjagen. Auch Ihnen möchte ich gern eine Probe meiner Achtung überreichen. Nehmen Sie dieſe kleine Ausgabe von Maſſillon's Petit Carême. Manche Meile habe ich dies Buch in der Taſche getragen, und es hat mir oft treulich geholfen ſie abzukürzen. Es hat keinen ſolchen Geldwerth, daß Sie es mir abſchlagen könnten, und gewinnt nur durch den trefflichen Inhalt und den guten Willen des Gebers einigen Werth."

„Ich nehme es mit Vergnügen und Dank," erwiederte ſie: „und Alles was ich Ihnen dafür anbieten kann, iſt dieſes Heft, welches Sie vielleicht eine halbe Stunde lang unterhalten dürfte, da es von unſerm Vaterlande handelt."

Gern nahm ich ihr Geſchenk, und fand, daß es in franzöſiſcher Sprache: Die Geburt Heinrich's IV. enthielt. Sorgfältig rollte ich es zuſammen und ſteckte es zu mir.

Tücher und Mützen wehten mir nach, als ich den Hügel hinab ging, und Ranger mit gefülltem Bauch langsam hinten nach trabte, ein Zeichen der im Dorfe genoss'nen Gastfreundschaft. Die Letzte von dem unverdorbenen Völkchen, die ich sah, war das liebenswürdige Mädchen, von dessen Fall ich eben erzählte; — sie ging langsam auf einem schattigen Wege mit ihrem Geliebten, denn daß es ihr Geliebter, und zwar ein begünstigter war, hätte ich Stein und Bein wetten wollen.

Beide wünschten mir durch Zeichen und Blicke einen vergnügten Weg, ein Compliment welches ihnen zu erwiedern ich für ganz überflüssig hielt. Indessen sprachen meine Augen etwas, welches als Entgegnung gelten konnte, aus, und dies ward von Seiten der Nymphe

— mit einem Lächeln, welches glühte
In Himmels Rosaroth, der Liebe eigner Farbe,

und vom Geliebten mit einem selbstzufriedenen Blicke beantwortet, welcher auszusprechen schien, daß er meine Meinung vollkommen theile.

Bald erfuhr ich durch die wiederhallenden Ballschläge, daß jenes beliebte Spiel abermals von der Gesellschaft erneuert worden sey. Ich glaube, daß damals eine gewisse Empfindlichkeit in mir rege wurde, beim Gedanken, daß meine Abreise einen so geringen Eindruck auf die Dorfbewohner zurück gelassen habe. Aber bald dachte ich auch wieder, sie könnten sich wohl damit trösten wollen; und ein thörig eitler Gedanke drängte den andern. So viel ist gewiß, daß ich zu Rangers grosser Mißbilligung außerordentlich zuschritt, und der übelgesinnte Leser mag hierin finden, daß ich vielleicht befürchtete, ein neuer Ausbruch von Freude möchte mir in die Ohren schallen, und mir zu neuem Verdruß Anlaß geben.

Mein Weg ging durch ein schönes Thal.

Ein klarer Bach durchschnitt es, wie gewöhnlich in diesen Gegenden; die Höhen zu beiden Seiten waren mit Laubholz bewacht. Einzelne Häuser lagen mit ihren Gärten hie und da auf den Abhängen zerstreut; indem das reiche Grün des letztern gegen das Gelb der Kornfelder und die üppigen Matten einen reizenden Abstand bildete. Bei der verschiedenen Höhenlage dieser luftigen Gegenden trafen wir auch überall auf ein verschiedenes Clima. An einigen offenen Stellen war der Herbst schon weit fortgeschritten. In andern, der Sonne weniger zugänglichen, hatte er kaum begonnen. Die hohen Wiesen waren zum Theil schon gemähet; auf andern grünte bereits unter der beständigen Befeuchtung von zehn bis zwölf Canälen der Nachwuchs. Die tiefer am Bache gelegenen Wiesen boten jetzt ihre Schätze dem geschäftigen Mäher an, und an einer Stelle, wo ich voll Vergnügen über den Anblick stehen blieb, tönte mir die Musik der Sicheln und Sensen und anderer Mäherinstrumente entgegen.

Auch war es gerade hier, wo der Zuſammenfluß verſchiedener Hügel-Bäche ein Waſſerbehälter von beträchtlichem Umfange in den beiden Ufern ausgehöhlt hatte. Die Erde war vom Fuße eines großen Felſens, an der Seite wo ich ging, ganz abgeſchält, und ſo war mein Weg am linken Rande des Sees plötzlich abgeſchnitten. Mit Hülfe der Sträucher an dem Felſen hinauf zu klimmen, würde ſehr ſchwer, wo nicht gefährlich geweſen ſeyn, und da kein menſchliches Weſen in der Nähe war, welches meine Eitelkeit hätte rege machen und anfeuern können, ſo verſuchte ich es auch nicht. Außerdem dachte ich dabei, daß wenn ich auch die Höhe erreichte, ich vielleicht wieder in den Fall käme, herunter kriechen zu müſſen. Auch ſagte mir etwas, daß ich nicht der Erſte ſey, welchem hier der Weg abgeſchnitten war, denn ich konnte doch nicht glauben, am Ende ſey nur darauf angelegt, die Leute in Verlegenheit zu ſetzen. Ich beſchloß daher um Hülfe zu rufen, indem

ich hoffte, daß mir wenigstens der Genius des Stromes zu Hülfe kommen werde. Laut schrie ich: „Ein Boot, ein Boot!“ und bald darauf lenkte die Spitze eines Schiffchens ganz in meiner Nähe und von dem in's Wasser tretenden Felsen hervor, auf mich zu; und als das Boot selbst mir zu Gesicht kam, bewegte es sich nach meinem Ufer hin, vermittelst eines Taues und einer am Felsen befestigten Rollscheibe, welche früher meinen Blicken entgangen war. Kein lebendes Wesen ließ sich sehen, ich aber zögerte nicht, das höfliche, aber schweigende Anerbieten anzunehmen, und indem ich in den Kahn sprang, empfahl ich mich dem Schutze aller Nymphen und Naiaden, die je in diesem Wasser regierten oder scherzten.

Alsbald drehte sich das Schiffchen wieder, und wurde von einer unsichtbaren Hand um den Felsen herum nach einer kleinen romantischen Bucht auf der andern Seite gezogen. Auch da zeigte sich Niemand. Das

ſah doch wahrhaftig nach Zauberei aus — es war aber keine. Denn als ich kaum mit einem Fuße am Lande ſtand und fragend auf Hügel und Thal blickte, rief eine rauhe grobe Stimme: „Hier, dieſen Weg!“ Ich folgte der unſanft gegebenen Weiſung, und bemerkte ſechs Schritte vor mir eine Art von Grotte, Hütte oder Scheune, welche eine ſeltſame Miſchung von ſchöner natürlicher Architectur und roher Kunſt abgab. Um deutlich zu reden, will ich ſie eine gemiſchte toscaniſche nennen, und gern will ich den neugierigen Leſern eine Copie davon aufſtellen, wenn es je des Schickſals Wille iſt, daß ich darf

'nen einz'gen Fleck der Welt mein eigen nennen.

Aus einem kleinen Loche blickte eine finſtere Geſtalt heraus, wie ungefähr Charon müßte ausgeſehen haben, wenn er Zolleinnehmer ſtatt Fährmann geweſen wäre. Ich bin kein beſonderer Freund der Mechanik

und bekümmerte mich daher auch nicht weiter um die mechanische Einrichtung; da mich aber auch des Mannes Gesicht nicht eben ansprach, bezahlte ich ihm seinen Sous und stieg den Pfad zum Hügel hinauf. Ich hoffte, wenn ich die Spitze erreicht hätte, mich an der Aussicht zu ergötzen und auch das Heft der Schulmeisterin zu lesen, aber ein neues Abenteuer verzögerte die Befriedigung meiner Neugier, und der Leser darf nicht zürnen, wenn ihn gleiches Schicksal hier trifft.

Als ich eben hinaufsteigen wollte, sah ich Jemand schnell auf mich zu herabsteigen. Es war ein starker, großer und kräftiger Mann. Ein breiter Hut bedeckte seinen Kopf. Er trug eine blaue enge Kattunweste, und kurze Hosen vom selben Zeuge mit großen rothen Bändern. Seine Beine waren bloß, und Sandalen von ungegärbtem Kuhfell, das Rauhe inwendig, waren um seine Knöchel mit ledernen Riemen gebunden. Im gro-

ßen, um die Weſte geſchnallten Gurt trug er ein kleines Beil, um ſich durch die Eisfelder eine Bahn zu brechen und ein Paar Schuhe mit eiſernen Spitzen, ohne welche es unmöglich iſt, die Schneeregionen auf dem Gipfel der Berge zu durchwandern. Um ſeine Schultern hing ein kurzer Karabiner, und in der Hand hielt er einen unten zugeſpitzten Stab, um auf den hoch über uns flimmernden Eisfeldern das Steigen zu erleichtern.

Den Augenblick, wo er mich erblickte, hielt er plötzlich an, ſprang hinter einen großen Stein, ſpannte im Augenblick den Carabiner, und fragte, indem er wild auf mich das Auge richtete, in Spaniſcher Sprache und in einem Tone, der wie eine Kriegserklärung lautete: „Freund oder Feind?“

„Ein Reiſender, und Feind keines ehrlichen Mannes.“

Er ſah mich einen Augenblick ernſt, aber nicht ſo wild wie zuvor an, und da er

nichts Feindliches an mir bemerkte, ging er auf mich zu, den Karabiner in der Hand haltend, bereit zum Gefecht, wenn es nöthig wäre, und wohl wissend welchen Vortheil ihm sein höherer Standpunkt gewähre. Als er sich näherte, erwartete ich, auf mein Gewehr gestützt, seine Anrede. „Wenn ich mich nicht irre" sagte er Französisch: „so sind Sie kein Franzose?"

„Sie haben Recht."

„Ein Engländer, bei unserer Jungfrau!" rief er aus, und reichte mir die Hand. Obgleich nicht ganz mit der stürmischen Wärme seiner Freundschaft einverstanden, gab ich ihm die meine und erhielt einen Druck zurück, der mir durch Mark und Nerven ging. Seine Augen glänzten. Die schon dunkelbraune Wange röthete sich noch dunkler, und er lächelte, als wäre er so recht wahrhaft und herzlich erfreut.

Als ich ihn in diesem Lichte und ohne irgend ein Zeichen jener Wildheit, welche mich

zuerſt in Schrecken geſetzt erblickte, ſchien er mir der ſchönſte Mann, den ich jemals ſah. Das ſchwarze Haar wallte in Locken auf ſeinen Schultern. Er trug keinen Knebelbart und ſeine Oberlippe war glatt, hingegen ſein Backen- und Kinnbart buſchig und kurz wie wir ihn uns beim Römiſchen Helden von dreißig bis vierzig Jahren denken. Sein Hemde ſtand vorn offen, und zeigte ſeine breite, kraftige und behaarte Bruſt.

„Sie ſind ein Engländer" ſagte er: „ich ein Spanier — ſind wir denn nicht Freunde?" Er redete in ſeiner Sprache. Ich erwiederte Franzöſiſch, was ich leichter ſprach, daß ich hoffte, unſere Nationen würden immer Freunde bleiben.

„Das hoffe ich auch" ſagte er. „Viele Tage lang habe ich Seite an Seite mit den edlen Engländern gefochten. Vom Ebro bis zur Adour marſchirten wir Schritt für Schritt zuſammen, und die Hohlwege in

diesen Hügeln haben oft genug den Widerhall meines Karabiners zugleich mit dem von Wellingtons Kanonen gehört.“

„Sie sind nicht mehr Soldat?“

„Nein, ich bin nichts mehr und nichts weniger, als ein Smuggler. Seit der Affaire von Orthes, dort unten, wo ich eine Französische Kugel durch den Leib kriegte, bin ich durch diese vaterländischen Gebirge gestrichen, indem ich mit manchem Leben umgesprungen bin, und den König oft betrogen habe. Sie sehn, ich sage grade 'raus was ich bin, damit Sie mich nicht etwa für schlechter halten. Ein Smuggler, verstehn Sie, und kein Räuber! Aber wollen Sie mich besser kennen lernen, so fragen Sie nur Mina. — Er soll in Paris seyn. Fragen Sie ihn nach Joseph Ramirez, in der Guerilla von Jaca! Aber die Zeit drängt. Ich habe einen weiten Weg vor mir, und darf nicht zögern. Gott mit Ihnen, Adieu!“

Nachdem er seinen freundlichen Händedruck wiederholt hatte, schied der Smuggler von mir, und war in ein oder zwei Minuten in der lebendigsten Unterhaltung mit dem Zolleinnehmer am Flusse. Der Letzte wies auf mich, als wollte er Vorsicht empfehlen, der Andere aber schüttelte ohne mich anzusehen, den Kopf, und klopfte dem Einnehmer auf die Schulter, als wollte er damit sagen: „Fürchte nichts, er ist ein Engländer.“

Dann sprang der Spanier ins Boot, ohne sich noch einmal nach Freunden oder Feinden umzusehn. Er rollte um die Klippe, und war im Augenblicke für mich verschwunden, aber nicht auf immer. Nach einer halben Stunde ergötzte ich mich, vom Gipfel des Hügels, an dessen Fuß wir uns getrennt hatten, an der herrlichen Aussicht, und jauchzte vor Entzücken beim nahen Anblick der ungeheuren Berge, von welchen sich eine dunkle Wolke herabwälzte. Als ich mich dem Schauspiel

nähern wollte, erblickte ich die kühne Gestalt des Smugglers wieder. Er war schnell gegangen doch die vielen Krümmungen des Thales und die kleinen Hügel, welche er überstei-gen müssen, hatten ihn noch immer so in der Nähe gehalten, daß ich ihn genau unterscheiden konnte. Um ihm ein Signal zu geben, schoß ich meine Flinte ab, und der Knall wurde hundert mal rund um mich wiederholt; aber er hörte ihn entweder nicht, oder achtete es nicht der Mühe werth darauf weiter zu merken.

Ich ruhte mich für einen Augenblick an einer freundlichen Stelle aus, und auf einem der rundum liegenden Felsentrümmer sitzend, schrieb ich folgende Verse nieder. Weder am besungenen Gegenstande, noch an der mich damals umgebenden Scene lag es, wenn sie nicht besser gerathen sind.

Der

Der Gebirgsmann.

Fest, stolz und Alles wagend lebt
Er überm Weg den Abgrundelenden.
Blickt ins Gesicht dem Sturmgewölk.
Unachtsam, ob der Donner rollt;
Verschmäht den Schutz der Felsenwand
Und beut dem Hagel kühn die Brust;
Wirft dann sich in die Felsenspalt.
Das Haupt auf Kissen von Granit,
Fest gegen Wind und gegen Frost,
Gleich frei von Kummer und von Furcht.
Warum? Der Freiheit Bette ist's,
Freiheit, die ihn beschattet hier.

Hat ausgetobt des Himmels Sturm,
Wirds sonnenhell am Firmament,
Der Hügel brennt in Sonnengluth,
Und Blüte zucken durch das Thal. —
Doch der Gebirgsmann achtet nicht
Der Wolken ungestüme Kraft:
Kühn springt er von dem Boden auf,
Und wie der freie Waldmonarch,

Im Schlaf gestört durch Regenguß,
Aufspringt und schüttelt seine Haut. —
So steht der Bergmonarch sein Bett,
Und schüttelt Reif und Regen ab,
Er schreitet ohne Fürchten vor
Und wirft selbst keinen Blick zurück.
Denn scheue Zweifel athmen nicht,
Wo Alles athmet frei und frisch. —
So rein wie jener feine Hauch,
Der über Erin's Wellen spielt,
Todbringend allem dem, was kreucht,
Doch jedem Tapfern Heil und Glück;
So wallt die Kraft auch, rein und wild,
In der Gebirgessöhne Blut,
Doch schmäht er, Erin's Stolz und Lust, —
Die Freude der Geselligkeit.
Er ist verpflichtet keinem Mann,
Als der wie er ist frei und wild.
Fremd ist ihm jedes Wortgeklüft,
Das nennt der Stände Unterschied.
Gleich ist ihm alles. Geist und Leib
Hält ihm nur Eine Probe aus:
Kraft heißt sein Banner. — Schuld vermißt
Er jedes Gut, das leichter wiegt.

Auf dieſer groſſen Wage wägt
Er ab das Wild, nach dem er jagt,
Den feinern Nachbar in Venasque
Der ſich doch kühner Freiheit rühmt,
Den Landmann, Städter, ſchlecht und gut,
Den Bettler, — oder ihn der thront
Dort in Iberiens groſſem Reich —

So rauſchet der Gedanken Strom
Dem Wanderer im Berggebiet.
Wild ſchweift er um in der Natur
Und ſtaunt die groſſe Mutter an.
Kein weich Gefühl ſiegt über ihn,
Ihm Freund nur ſie und ihr Geſchlecht,
Er kennt nicht der Sirenen Reiz,
Der den Verlockten niederreißt,
Kennt nicht die Künſte, die ſtatt Heil
Ausartung bringen, Trübſal, Noth,
Er redet von Gewicht'gem nur,
Da nur Gewicht'ges ihn umgibt;
Sein Umgang der iſt groß und hehr,
Er redet mit dem Sturm, Giesbach
Und Gletſcherberg und Hochgebirg
Und alle Schrecken der Natur

Sind seine Freunde, streng und ernst.
Jung hört' er ihre Geisterspracht,
Erkannte ihren Geist und Ton,
Und trat nun wie die Lehrer auf.
So war der Menschen erster Staat.
Groß, edel, wild, wie die Natur,
Und unterthänig einem Herrn,
Der der Gewohnheit Sclave nicht,
Der — Leu im Blick, im Auge Aar —
Fest auftrat, kühn im Denken flog.
So trat, warm aus des Meisters Hand,
Roh und großartig das Geschöpf
In Eden ein, bis seine Kraft
Gedämpft ward von der Sünde Hauch,
Und kalt liebkosend ihm die Kunst
Die göttergleiche Wildheit nahm.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, ob ich die Verse überarbeitet habe, noch wie viel Zeit ich auf den ersten Entwurf verbrauchte; indessen war der Gebirgsmann schon verschwunden, als ich endete, und, glücklich für mich, stand eine Hütte in der Nähe,

wo ich vor der Nacht, welche herannahte, ſicher ſeyn konnte. Ehe ich aber dahinging, nahm ich meiner Schulmeiſterin Heftchen heraus, und da ich mir einbildete, ſelbſt in dieſem einen Tage genug geſehn zu haben, um mir einen Begriff von dem Volke Heinrich's IV. zu machen, ſo hielt ich mich jetzt auch gehörig vorbereitet, um die Erzählung von ſeiner Geburt zu leſen.

Bei näherer Durchſicht fand ich, daß ich nur einen Theil eines Ganzen erhalten hatte. Alles was Heinrich's Geburt voranging und ihr folgte, war fortgeriſſen, aber die wenigen Seiten waren in richtiger Folge und ſchienen, nach dem Ende zu ſchließen, erſt vor kurzem im Druck erſchienen zu ſeyn. Als ich mich in der Folge zu einer Ueberſetzung entſchloß, hielt ich mich nicht verflichtet, genau bei der magern Skizze des Originals noch deſſen Irrthümern zu bleiben, und machte daher einige eigenmächtige Einſchaltungen. Da der Leſer nun weiß, daß ich nicht für Alles verant-

wortlich bin, wird er hoffentlich eine wohlgeneigte Eintheilung billigen, nämlich alles was ihm gefällt auf mein credit stellen, und was ihm nicht behagt, auf das debet des Französischen Autors, auf dem ich meine Arbeit basirt habe.

„Tummle dich Frau — ich bin bereit zum Ausgehn. Tummle dich, frisch auf!"

Auf den Ruf ihres ungeduldigen Gatten, rief die gute Frau ihren Sohn und Enkel, um die Befehle des alten Mannes anzuhören. Zuerst kam der Sohn. „Joseph, du bleibst die ganze Nacht auf dem Berge, bis du die Flamme auf den Thürmen des Königlichen Schlosses siehest. Dann steckst du das Reisig an, damit das ganze Thal auf einmal erfahre, daß unserm guten König ein Kind geboren ist. Du weißt ein Feuer bedeutet ein Mädchen, drei — e,

wenn's doch ein Junge wäre! weh dann den Spaniern! Unſer ſchönes Navarra würde nicht lange in ihren Händen bleiben. Aber jetzt iſt unſer König alt, und der Mann ſeiner Tochter vergeudet im Dienſte Heinrichs II. das Blut, welches er vergießen ſollte, um ſeine väterlichen Staaten wieder zu erobern. Und die Prinzeſſin Jeanne, warum iſt die Sie all' ihrem männlichen Muthe, ein Weib?"

Joſeph ſprang auf den Hügel, und Enriot wartete, daß ſein Großvater wieder ſprechen ſolle. „Mein Kind" ſagte der alte Mann nach einer langen Pauſe: „Du biſt heut zwanzig Jahr alt. Heute ſollte ich dich unſerm Könige vorſtellen, — Du mußt mit mir kommen." Der Junge zitterte vor Freude: der Großvater fuhr fort. „Frau, meine Waffen — die, welche ich in der letzten Schlacht gegen die Spanier trug Ach Gott, das iſt ſchon lange her. An dem

Tage hatte ich die Ehre, mit meinem Leib den verwundeten König zu schützen.“ Die Frau gehorchte, die Waffen wurden aus dem Familienschrank heraus genommen und der alte Mann trug sie vors Haus. Die hinten am Berge untergehende Sonne röthete funkelnd diese Ruhm-Denkmäler des alten Mannes. Sie glänzten noch, denn er setzte seinen Stolz darin, sie rein von Rost zu erhalten. Er setzte den polirten Helm auf den Kopf, ein beulenreicher Panzer bedeckte die breite und männliche Brust, am Ledergürtel hing ein breites Schwert welches den Streich, der des Monarchen Leben galt, abgewehrt hatte; und zuletzt warf er um seine Schultern den Scharlachrock, auf welchem blau eingewirkt waren die beiden Kühe, — das Wappen von Bearn.

Euriot war schnell fertig. Eine anmuthige Mütze verbarg zur Hälfte sein langes braunes Haar; eine offene Weste, weite Hosen, wollene Strümpfe in verschiedenen Far-

ben und von seiner Mutter gestrickt, und Schuhe mit dicken Sohlen, machten seinen Anzug aus. In der einen Hand schwang er leicht den Knotenstock, der beim Bergsteigen unterstützen sollte; in der andern trug er ein kleines Körbchen, in welches sein Großvater ein Stück grobes Brot, ein Bund frische Zwiebeln und eine Flasche alten Weins von Jurançon gelegt hatte.

Nachdem der alte Mann die Frauen zum Gebet, für den Augenblick, wo die Glocken den Anfang der Wehen der Prinzessin ankündigen würden und zur ernsten Bitte um einen Knaben, ermahnt hatte, ging er mit Enriot fort. Mehrere Tage lang hatte der ganze Distrikt mit Aengstlichkeit auf dies wichtige Ereigniß gewartet. Wenn man am Morgen aufstand, hielt man es für unmöglich, daß es bis zum Abend sich verschieben könne, und mancher verschlafene Bauer war während der vergangenen Woche aus seinem Schlafe, weil er die Glocken

von Pau läuten zu hören glaubte, aufgeſchreckt worden, — während Andere, unter welchen auch Ibarria war, denn ſo hieß der alte Mann, regelmäßig jeden Tag nach den Schloßthoren pilgerten. Bisher war man nur getäuſcht worden, aber jede Nacht verſprach ein neuer Traum beſtimmte Auskunft für den folgenden Tag. Auſſerdem erinnerte er ſich wohl, daß, als er noch ein Junge war, etwa vor funfzig Jahren, ein berühmter Schwarzkünſtler ihm vorausgeſagt hatte, daß der Tag, wo ſein Enkel das zwanzigſte Jahr erreichen würde, der ſtolzeſte Tag für ihn ſeyn werde. Das hatte nun ganz natürlich geſchehen können, ohne daß die Niederkunft der Prinzeſſin damit ins Spiel käme, Ibarria aber meinte, daß mehr in der Prophezeiung liege; und da an dieſem Tage zugleich Vollmond war, ſo rechnete er mit alter Werber-Weisheit aus, daß die Prinzeſſin Jeanne an dieſem Tage die Mutter eines Königsſtammes werden müſſe.

Nachdem Ibarria lange Zeit in der Leibwache des Königs von Navarra gedient, hatte er seinen Herrn auch noch begleitet, als dieser sich nach Pau zurück zog. Der dankbare Monarch hatte seinem alten Soldaten ein Haus in Jurançon geschenkt, und ihn zum Pfleger der königlichen Weingärten bestallt. Dort verbrachte dieser treue Diener in ehrenvoller Zurückgezogenheit seine ruhigen Tage, indem er seinen Kindern die tugendhaften und tapfern Thaten des geliebten Herren erzählte. Er nährte in ihrer Brust zwei mächtige Neigungen — Liebe zum Fürsten und Haß gegen dessen Feinde. Fast hatte er schon die lang gehegte Hoffnung: seinen König Pampelona wieder erobern zu sehn, aufgegeben, als der Zustand der Prinzessin die alten Gedanken und Hoffnungen wieder erweckte. Mit Ungeduld erwartete er nun die Geburt des Kindes, welches einst das seinem Herrn angethane Unrecht ausgleichen sollte.

Nie war wohl ein Volk seinem Herrscher mehr ergeben, als das zu Bearn. Die edle Freimüthigkeit im Charakter des alten Monarchen stimmte ganz mit ihrer eigenen überein. Sie liebten ihn wie einen Vater, und seine Tochter theilte diese Liebe. Der Umstand, daß sie sich zuerst Mutter gefühlt hatte, als sie mit ihrem Gatten, in der Picardie, unter Trompeten- und Trommelklang im Feldlager war, schmeichelte ihrem kriegerischen Aberglauben; und es war eine Stimme (und eine prophetische) daß das zu erwartende Kind ein Knabe, dann aber auch ein Held seyn werde. Von dieser freudigen Hoffnung belebt erwarteten sie die Ankündigung eines Prinzen mit der stillen Zuversicht, welche aus dem Glauben an die Güte des Allweisen entspringt.

Der Winter fing eben an; aber es war einer der Winter, in welchen die scheidende Wärme des Sommers noch so hineinblickte, wie das strahlende Grün in das dunkle

Purpur des Regenbogens, wenn die Bäume über die gewöhnliche Zeit hinaus ihr Grün behalten, und gelegentlich eine Nachtigall ihre Melodien dem scheidenden Jahre vorsingt. Der Himmel war noch immer heiter, die Erde grün, und an diesem Tage schien der zögernde Geist herbstlicher Milde zu regieren.

Als die Reisenden beim Anbruch des Abends ihren Weg verfolgten, begann Ibarria wieder sein gewöhnliches Gespräch von der Weisheit des Königs und den Tugenden der Prinzessin. Es war vielleicht das erstemal, das Enriot nur mit gezwungener Aufmerksamkeit seinen Großvater angehört hatte, aber sie waren dicht an der Wohnung des ehrwürdigen und edlen Frank. „Wir wollen von der Straße ab und den Pfad über die Berge gehn," sagte plötzlich der alte Mann, als er die seines alten Kriegskameraden Hütte beschattenden Nußbäume sah. „Der Weg wird länger seyn, aber mein

Herz will heute nicht vor Unwillen über den treulosen Freund schlagen, der mein Vertrauen hinterging. Vielleicht setzt dich mein Groll in Erstaunen. — Höre mein Kind! Wisse, daß ehe ich meine gute Frau heirathete, die Gott segnen und erhalten möge! ich lange zuvor ein junges Mädchen im Thal von Maia geliebt habe. Franke war mein Freund, — er wurde mein Nebenbuhler, und während meiner Abwesenheit im Kriege raubte er mir die, für welche ich mein ganzes Leben hätte hingeben mögen. Ach sie war so gut und schön! Du hast ja ihre Enkelin Laurinette gesehn? Sie ist ihr Abbild. Du mußt sie gewiß beachtet haben. Ist sie nicht schön?"

Curiot verbeugte sich mit dem Kopfe, denn er hatte das Mädchen beachtet. Schweigend folgte er eine Zeit lang seinem Großvater, aber als sie an einen kleinen Akazienbusch kamen, sah er sich etwas unter den Bäumen um, und huftete. Da er jedoch

keine Antwort erhielt, ſchlug er ſich plötzlich mit der Hand vor die Stirn und rief aus: „Was hab' ich doch für einen Kopf! Lieber Großvater! vergiebſt Du mir's wohl? Ich habe die Schnürbruſt zurück gelaſſen, welche Schweſter Kathrine für Mademoiſelle de Montbrün genäht hat, und die ich ſo beſtimmt mit nach Pau zu nehmen verſprach. Ich muß zurück laufen, und ſie holen."

„Du mußt nicht deshalb zurück laufen, alberner Junge!" ſagte der alte Ibarria ſehr ſcharf. Was, mich warten zu laſſen, in einer Zeit wie dieſe, wo das ganze Land nach dem Schloſſe läuft — und das einer dummen Schnürbruſt wegen? meiner Treue!" — „Aber bedenke doch, lieber Großvater, ſie iſt ja zu Ehren unſerer Prinzeſſin, und des jungen Prinzen, den ſie uns gewiß giebt, beſtimmt. Und Du weißt ja, lieber Großvater, Du magſt ſo ſchnell gehn als Du willſt, ſo hole ich dich doch vor dem Fluſſe noch ein."

Dieſe Schlußfolge leuchtete Ibarria ein, er dachte an das „zu Ehren unſerer Prinzeſſin und des Prinzen," deſſen er ſo ſicher war, und für ihn war nichts unbedeutend, was darauf abzielte. Auſſerdem war er auch ſtolz auf Curiots Behändigkeit, und liebte es, ihm mit den Augen zu folgen, wenn er über die Bergpfade eben ſo anmuthig und beinahe ſo ſchnell als die Gemſe ſprang, welcher er von Fels zu Felſen nachjagte. „Geh denn, mein Kind," ſagte Ibarria, — und im nächſten Momente war Curiot davon geflogen.

Laurinette, welche Curiot beachtet hatte, war in dem nämlichen Momente in der verdrießlichſten und empfindlichſten Laune, aber ihre Empfindlichkeit hatte etwas ſo ſanftes und bezauberndes an ſich, daß man ſie häufig der guten Laune Anderer vorzog. Ihre Geduld war indeſſen heute aufs äuſſerſte ermüdet, denn ihr Großvater Frank hatte ſie niederſetzen laſſen, um

ihn gewohntermaßen in den Schlaf zu lesen, hatte aber heut auffererordentlichermaßen nicht wie sonst immer bei der zweiten oder dritten Seite zu nicken angefangen. Laurinette wandte ihre Augen öfter nach dem kleinen Akazienbusche, den man vom Fenster aus sehen konnte, als auf die alte Geschichte der Könige von Navarra. Die dadurch entstehenden Unterbrechungen beim Vorlesen hielten aber die Aufmerksamkeit des alten Mannes wach, und indem sie so die natürlichen Wirkungen der Erzählung verhinderte, strafte sich die Leserin selbst.

Auf diese Weise mußte sie denn fortfahren, jedoch stand sie zuletzt auf dem Punkte, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren, denn schon sah sie das Mondenlicht mit den grauen Dünsten auf den Berghöhen sich vermischen; und sicher würde sie in Thränen ausgebrochen seyn, hätte nicht jetzt ihr Großvater angefangen in seinem Sessel

zu nicken, und im nächsten Augenblicke durch deutliche Naſentöne zu verſtehn gegeben, daß er feſt eingeſchlafen ſey. Sie legte ihr Buch hinweg und war eben im Begriff ſich nach der Thüre zu ſtehlen, als von einer ihr nicht unbekannten Stimme folgendes Lied aus dem Garten heraufſtönte:

Die Sonne ſchied, geliebte Laurinette,
Ihr letzter Strahl entwich auf jenen Höh'n,
Ein milder Glanz umleuchtet jene Stätte,
Wo halb entſchlummert dunkle Tannen ſtehn.
Von Blättern rinnen ſanften Thaues Thränen,
Des Dorf's Geräuſch verſtummt in ſüßer Ruh',
Natur iſt ſtill, ſelbſt Echo ſchweigt im Sehnen, —
So nahe denn auch dem Geliebten Du!

Dort öſtlich, ſieh', ein Licht am Himmel glänzet,
Das ſich um feuchte Blumenkelche flicht;
Der Nächte Königin iſt's, mohnbekränzet,
Und, ſäumig Mädchen, Du, Du kommſt noch nicht?

Hoch auf den Zweigen flöten Nachtigallen
Ihr zartes Lied, das Liebe ihnen lieh,
Und Blätter scheinen auf und ab zu wallen
Im Zaubertakt der Mondlicht-Melodie.

Von Bergen strömt das Bächlein rauschend nieder,
Zu kühlen noch den warmen Hauch des Thals,
Der Zephyr schwebt auf silbernem Gefieder
Und Wonne naht im Glanz des milden Strahls.
Doch Wonne, Schönheit und Musik erscheinet
Dem Liebenden nur stumm und ohne Zier,
Denn noch bleibt fern das Mädchen, das er meinet.
O Laurinette, komm! o komm zu mir *).

Die Antwort auf dieſe letzten Verſe war ein ſüßer Kuß, von den Lippen des lieblichen Mädchens, und Curiot vergaß ei-

*) Dieſes und das folgende Lied iſt, mit gütiger Erlaubniß meines verehrten Freundes Theodor Hell, aus deſſen Ueberſetzung dieſer Erzählung in der Abend-Zeitung entnommen. d. U.

nen Augenblick alles andere auf der Welt. Der Leſer wird errathen haben, daß dieſes junge Paar ſchon geraume Zeit gut Freund war, und zwar ohne Wiſſen der beiderſeitigen Großväter, deren Feindſchaft ſie getrennt hatte. Auch mag man wahrſcheinlich vermuthet haben, daß das Vergeſſen der Schnürbruſt nichts weiter als eine Erfindung des verliebten Enriot geweſen. So war es auch in der That, denn die Schnürbruſt war wohlbedachtſam, als er von Hauſe fortging von ihm mitgenommen worden, und hätte er nur Einen Blick von Laurinetten während des Vorübergehens am Akazienbuſch empfangen, ſo würde er nicht zu dem Betruge genöthigt worden ſeyn. Da es nun aber einmal ſo iſt, ſo hoffe ich, wird man der guten Sache wegen Verzeihung ergehen laſſen, ohne der Religion oder Moral dadurch zu nahe zu treten.

Kurz aber köſtlich war dieſe verſtohlene Zuſammenkunft. Den Augenblick, wo ſie

erfolgte, hätte man einen Tropfen von „der Eſſenz der Zeit" nennen mögen. Die Herzen der Liebenden waren der Diſtillirkolben, und der Duft war noch nicht verhaucht, als Enriot ſeinen Großvater eine halbe Lieue von Frank's Hauſe wieder einholte. „Hab' ich dich nicht eingeholt?" rief er auſſer Athem.. „Du biſt ein tüchtiger Burſch" erwiederte der alte Mann, und ſie gingen ſchweigend weiter.

Der Geburtstag eines Erben iſt ein Freudenfeſt für jede Familie. Welcher Feiertag iſt aber erſt der Geburtstag eines Fürſten für ein Königreich? Kaum hörten die Einwohner von Pau den erſten Glockenſchlag, als Alles herausſtrömte, um Nachricht einzuziehen. Das lebendige Geläute tönte ſchnell über die Ebene, durch welche die Gave ſich ruhig windet. Es traf Ibarria's und Enriots Ohr grade als ſie den Hügel nach Stadt und Schloß von Pau hinanſtiegen. Beide waren eine Zeit lang ſchweigend neben einan-

der hergegangen. Ibarria's Gedanken hatten einen ſo weiten Raum durchflogen als Raum während des Lebens eines Mannes durchmeſſen werden kann, — er hatte bei den Tagen ſeiner Kindheit verweilt — war nun zur Gegenwart zurückgekehrt — und hatte dann im ſtillen Gebete für den Prinzen aufgehört. Enriot hatte an anderes gedacht.

„Friſch, friſch, mein Junge, wir kriechen wie die Schnecken. Um meinen ganzen Weinberg möchte ich nicht zu ſpät kommen.“ Schnell ging es hierauf bergan. Der alte Mann hätte mit den Augen den Hügel durchbohren mögen. Enriot brannte vor Ungeduld, mäßigte ſich aber um mit den Großvater Schritt zu halten. Jetzt tönten die Glocken immer lauter und deutlicher ihnen 'ins Ohr. Sie ſtanden auf dem Hügel und das ganze bezaubernde Panorama lag vom Vollmond erleuchtet vor ihnen.

Das Spaniſche Sprichwort ſagt: „Wer nicht Sevilla geſehn, hat nichts ge-

ſehn.“ Wie wenig haben die geſehn, welche nicht Pau geſehn! Die anmuthigen Hügel ſind mit Wein- und andern Gärten bedeckt; die neuen ſchön aufſteigenden Bauten unten im Grün ruhend, das ſtolz glänzende Schloß mit weißen Flaggen, die nach Strömen, Wäldern, Bergen hinwehen! Wer kann das wohl beſchreiben? Niemand. — Die Gegend muß geſehn und empfunden werden, wenn der Geiſt durch Anſchauung der Größe der Natur erhoben und das Herz durch die Fülle ihrer Güte beſänftigt iſt.

Ibarria und Enriot hatten ſchon oft dieſe Ausſicht genoſſen, doch ſtanden ſie heut in unwillkührlicher Bewunderung eine Zeit lang ſtill, und ſchauten ſich um, bis eine über den Mond ziehende Wolke der Landſchaft ihren Glanz raubte und ſie ans Weitergehen erinnerte. Die Glocken läuteten noch immer fort, ſie ſtiegen jetzt abwärts. Kaum hätten ſie aber den Fluß erreicht, und den

ersten Fuß auf die Brücke gesetzt, als die Glocken plötzlich verstummten und das Feuer hoch aus des Schlosses Mittelthurm empor loderte. Die Reisenden hielten inne — ihre erwartenden Augen sahen nach den andern Thürmen. Man denke sich ihren Zustand, — den schlagenden Puls, den gehemmten Athem, den starren Blick, die rothen Wangen, das wallende Haar — den malerischen Anzug — die edlen Gestalten!

So standen sie mehrere Secunden, deren jede ihnen zur Stunde ward. Nur ein Feuer — nur eines Großvater?" fragte Euriot mit schüchterner Stimme. „Großer Gott, dein Wille geschehe!" rief der alte Mann. Die Spannung dauerte fort — sie war unerträglich. Sie hätten es nicht länger aushalten können, als plötzlich ein rother Schimmer am westlichen Thurme sich zeigte und im nächsten Augenblicke die Flamme aus dem Reisig hoch aufloderte. Noch ein Feuer auf dem Seitenthurm machte das Signal

für

einen Knaben vollständig, und Artillerie-Salven ertönten. Das begeisterte Jauchzen von Tausenden bildete den freudigsten Chor, und von Hügel zu Hügel hallten die Freudentöne wieder.

Wo sind jetzt unsere Beiden? — Sie liegen auf ihren Knien, mit bloßen Häuptern, die Hände gefaltet und zum Himmel erhoben, die Augen fest auf die Feuerzeichen gerichtet, die Wangen mit Thränen angefeuchtet!

Bald sind sie wieder auf ihren Füßen, und ersteigen schnell den jähen Pfad vom Flusse nach dem Schlosse. Nur noch einmal halten sie inne, um nach der Heimath sich umzuschauen, in der Hoffnung, auch ihr kleines Signalfeuer zu entdecken. Sie kehren sich um, und sehen ihr Signalfeuer ohne Zweifel, — aber sie können es nicht unterscheiden unter den hundert lodernden Flammen auf hundert Hügeln.

Sie kommen nun an's Schloß; das Fall-

gitter war aufgezogen, die Zugbrücke niedergelaſſen, und keine Wache zeigte ſich, um die Menge zurück zu halten. Schon war der Hof ganz voll, als Ibarria und Enriot eintraten. Die Rüſtung des alten Soldaten und ſein ehrwürdiges Anſehen, ſowohl als die wohl bekannte Zuneigung des Königs zu ihm, verſchaffte Beiden bald Eingang. Sie drängten ſich durch das Volk nach der Hintertreppe, welche es ihnen erlaubt ward hinauf zu ſteigen, und verließen die Tauſende, welche man ohne Unterſchied auf der großen Treppe zuließ. Als der Alte mit Enriot die Stufen hinauf eilte, ſchien ein Geſang ihn oben zum Eintritt aufzufodern. Statt des Wehgeſchreis, welches er erwartet hatte, hörte er ein altes vaterländiſches Lied, und wunderte ſich, wer um dieſe Zeit dies zu ſingen wage. Die Melodie ſprach zugleich Zärtlichkeit und Feierlichkeit aus, aber die Worte wurden mit ſchwacher und zitternder Stimme vorgetragen. Ermüdet von dem langen Wege

und der Höhe der Treppe, hielt Ibarria, faſt oben angelangt, inne, um wieder Athem zu ſchöpfen. Enriot ſtand verwundert und ſtaunend, und Beide hörten folgenden

Geſang der Prinzeſſin Johanna. *)

Geſang! denn die Stimme vom holden Kind
Tönt ſanft auch zu der Mutter hier;
Wie Sonnenſtrahlen durch Wolkengewind,
Schmückt Lächeln und Thräne die Wangen ihr.

Die Liebesgelübde, des Gatten Kuß
Sie haben ſie vordem entzückt,

*) Als Jeanne d'Albret den letzten Willen ihres Vaters zu ſehen wünſchte, verſprach er ihr denſelben zu zeigen, à condition que dans l'enfantement elle lui chanteroit une chanson, afin, lui dit-il, que tu ne faſſes pas un enfant pleureux et rechigné. La princeſſe le lui promit, et eut tant de courage, que malgré les grandes douleurs qu'elle ſouffroit, elle luy tint parole, et en chanta une en ſon langage Béarnois. Hiſt. du Roy Henry le Grand, par de Péréfixe.

Trotz der Autorität des Biſchofs von Rhodez habe ich mir die Freiheit genommen, die Prinzeſſin erſt nach der Geburt ſingen zu laſſen.

Doch ſchwinden ſie vor der Mutter Genuß,
Wenn den Erſtgebornen ſie an ſich drückt.

Wenn das Kind wird ein Mann, in's Schlachtgefild
Folgt er dem Vater, ruhmerregt,
Bis er, ein Sieger, des Feindes Schild
Der jubelnden Mutter zu Füſſen legt.

Während der letzen Stanze des Geſanges waren Ibarria und Enriot die Treppe ganz hinaufgeſtiegen. Die Thüren ſtanden offen und waren ohne Wachen. Sie zauderten einen Augenblick, ob ſie eintreten ſollten oder nicht, und ſahen ſich gegenſeitig mit fragenden Blicken an. In dieſem Zuſtande erblickte ſie eine Frau aus den innern Gemächern und ſtürzte ihnen mit dem Freudenruf entgegen: „Kommt herein, kommt herein, er iſt geboren!“ Sie zog ſie mit ſich in das Zimmer der Prinzeſſin, wo ſchon

vor ihnen eine Menge Leute ohne allen Unterschied eingelassen worden war.

Der alte Monarch stand über das Bett seiner Tochter gelehnt. Er nahm das Kind aus ihren Armen, und indem er es hoch aufhob und der Menge zeigte, rief er laut aus: „Ihr seht, es ist ein Junge!“ In diesem Augenblicke nahm Ibarria aus seines Enkels Korbe die Knoblauch-Pflanze und den Wein, und reichte beides dem Könige dar, welcher freundlich lächelte, als er seinen alten Lebensretter gewahrte. Der Monarch selbst rieb sogleich den Knoblauch an des Kindes Lippen, und nachdem er etwas Wein in einen Becher gegossen hatte, hielt er ihn dem Kinde vor. Begierig und ohne aufzuschreien, schlürfte dieses den Wein, und als hätte es schon völlige Kraft gewonnen, drehte es die halb geöffneten Augen im Kreise umher.

„Wie heißt es?“ fragte Einer. Ein Anderer rief: „Nennt ihn Heinrich, nach

seinem Großvater!" — „So sey es denn" sagte der alte König, und Alle riefen: „Lange lebe Heinrich!" Das Volk auf den Treppen, in den Hallen, den Gemächern und auf dem Hofe, wiederholte den Freudenruf. Die käuflichen Factionsstimmen, welche zuweilen ihre Kehlen anstrengen, hätten daran ein Muster nehmen können.

Der Monarch ließ ein Fenster weit öffnen, und trat vor dasselbe. Eine Freudenthräne perlte auf seiner Wange. Die Menge glaubte ein Lächeln auf den Lippen des Kindes, welches er in seinen Armen trug, schweben zu sehen, und meinte, als seine kleine Hand am grauen Barte des Großvaters sich festklammerte, daß dieses mit Willen geschehe. Der alte König hielt seinen Enkel zum Himmel empor, der ihn seinem Volke geschenkt hatte. Jetzt machte er ein Zeichen, daß er sprechen wolle, und jetzt folgte plötzliches Schweigen auf den Lärm, welcher bisher getobt hatte. „Ein Kind ist Euch

Allen geboren worden" ſagte er. „Es wird Euch ſo lieben, wie ich Euch geliebt habe." Als er neben ſich einen alten Soldaten, der ſich der Thränen nicht erwehren konnte, erblickte, ſetzte er in einem begeiſterten Tone hinzu: „Sey froh und luſtig, mein wackerer Freund. Mein Lamm hat einen Löwen geboren!" *)

Ein noch lauterer Freudenruf als der bisherige folgte dieſen Worten des Monarchen. Allen wurde nun auf ſeinen Befehl der Zutritt zum Gemach der Prinzeſſin eröffnet, damit ſie kommen und ſehn könnten das Kind — die Hoffnung ſeines Stammes.

Im Schloſſe befand ſich eine große Schildkrötenſchale, welche einige Matroſen

*) Les Espagnols avoient dit autrefois par raillerie sur la naissance de la mere de notre Henri: „Miracle! la vache a fait une brebis" entendant par ce mot de vache la Reine Marguerite sa mere, car ils l'appeloient ainsi, et son mary le vacher, faisant allusion aux armes de Bearn qui sont deux vaches. Le roi Henri se souvenant de cette froide raillerie des Espagnols, disoit de joie: „Voyez maintenant, ma brebis a enfanté un lion." De Péréfixe T. 1. p. 17.

aus Bayonne einſt an einer fremden Küſte gefunden und der Prinzeſſin, als ein ſeltenes Seeprodukt, geſchenkt hatten. Dieſe Schale wurde in einer großen Halle neben dem Gemache der Prinzeſſin aufgeſtellt, und in dieſe ſeltſame und gar nicht prunkhafte Wiege legte der alte Heinrich ſeinen neugebornen Namensvetter. Er ſagte dabei: „Ich will, daß er in einer Wiege ſchlafen ſoll, die ihm mein Volk geſchenkt hat, für deſſen Wohlergehen er einſt wachen ſoll.“ Noch einmal drängte ſich die Menge um den jungen Prinzen, und Alle bewunderten ſeine Kraft und Schönheit. Das Kind ſchien nicht im Geringſten durch den Zudrang beunruhigt, — ein Umſtand, welcher bei einem Neugebornen an ſich nichts auſſerordentliches iſt, den aber das Volk als ein Wunder dahin auslegte, als wenn der Inſtinkt das Kind ſchon lehre, daß es mitten unter treuen Unterthanen ſich befinde.

Ibarria ergriff dieſe Gelegenheit, an

den Fürſten heranzutreten, indem er Enriot bei der Hand hielt. Er ſprach: „In dieſem Augenblicke der allgemeinen Hingebung, wird auch mein Fürſt das Opfer ſeines treuen Dieners nicht verſchmähen.“ Dann kniete er mit Enriot nieder: „Hier, mein Oberherr, führe ich Euch dieſen aufgewachſenen Jüngling zu, damit er ſo treu und rechtlich dieſem edlen Kinde diene, als ich Euer Majeſtät gedient habe.“ Der König erwiederte, die Hand feierlich auf Enriot's Haupt legend: „Ich ſegne Dich, mein guter Burſch. Tritt in die Fußtapfen deines würdigen Großvaters, und ein beſſerer Segen — der des Himmels — wird Dich begleiten! Und nun Ibarria, mußt Du Gutes mit Gutem vergelten. Hier ſegne Du auch mein Kind. Der Segen der Treue und des Muthes müſſen ihm Glück bringen.“

Ibarria näherte ſich der Wiege mit halb ſcheuer und doch tief gefühlter Feierlichkeit. Schweigend betrachtete er einige

Minuten das Kind, und rief dann, ſich auf ein Knie ſenkend, aus: „Ich ſegne dich, edles Kind, Hoffnung des Volkes! Du wirſt tapfer ſeyn, denn deine Mutter fühlte mitten im Felde, wie Du in ihrem Schooße Dich regteſt. Du wirſt auch gut ſeyn, denn Du wirſt deinem Großvater gleichen. Du wirſt auch gerecht ſeyn, denn Du wirſt ſeinem Rathe und Beiſpiel folgen. Du wirſt die Freude des Volkes ſeyn, denn Freudengeſchrei und keine Thränen haben bei deiner Geburt gewaltet. Segen Dir, königliches Kind! In Dir endet der Name Albret — in Dir beginnt der Name Bourbon. Möge dieſer glorwürdige Name berühmter werden als alle Namen der Könige, und möge Gott Dir und deinen Nachkommen die Gunſt bewahren, welche er ſeinen Geliebten ſchenkt.“

Dann zog Ibarria ſein langes Schwert, und berührte damit die Wiege. „Jetzt iſt es geheiligt“ ſagte er, und drückte es in Curiot's Hände. „Du wirſt es führen, um Dieſen hier zu vertheidigen, da mich das Al-

ter daran verhindert.“ Aber Enriot hörte nichts von dem Allem. Von dem Augenblicke an, wo er die königliche Hand auf seinem Haupte gefühlt, schienen Besinnung und Empfindung daraus entwichen. Er verblieb fest auf seinen Knien, die Augen auf den Boden gerichtet, den Nacken gebeugt und die Arme kreuzweis auf der Brust. Aus diesem wachen Traume wurde er nur durch die losen Scherze seiner jungen Gefährten, welche sich um ihn gestellt hatten, aufgeweckt, und sprang nun verwirrt und beschämt in die Höhe, um zu seinem Großvater zu eilen, der langsam durch die Menge ihm näher trat. Enriot bekannte oftmals nachher, daß das Gedächtniß dieses Momentes — als die Träume von Glück und Ehrgeiz ihn für einen Augenblick Genügsamkeit und Liebe vergessen ließen — das beste Mittel gegen alle Verführungen während seines Lebens geworden sey.

Als Beide nach Jurançon zurückkehrten, wollte Enriot seinen Vater von dem großen Wege ab, und auf den Pfad führen, auf

welchem sie nach Pau gegangen waren. „Nein" sagte der Greis, mein Herz ist zu voll von Freude, und es ist kein Raum drin, wo der Haß Platz finden könnte." Dann ging er grade auf Frank's Haus zu, stieß die Thür auf, ohne zu klopfen, und trat in die Küche. Dieser unerwartete Besuch setzte Frank und seine Enkelin, welche, so spät es auch war, mit einigen glücklichen Nachbarn sich noch am Feuer über die segensreiche Geburt unterhielten, in Erstaunen. Frank stand auf, und trat Ibarria, den er nicht sogleich erkannte, entgegen. „Frank" sagte dieser mit zitternder Stimme, und indem er seine Hand ergriff: „Wir sind alte Feinde, aber noch ältere Freunde. Ich vergesse jetzt Alles, nur nicht, was wir sonst waren. Die Geburt des Prinzen muß alle gut Königlich Gesinnte vereinigen, die vielleicht auf eine solche Verbindung harren, wenn das Kind groß genug seyn wird, um sie ins Treffen zu führen. Ach, ich vergesse meine

Jahre. Nichts davon. Frank, wir waren einst Freunde — laß es uns wieder seyn, und immerwährend!"

Der hochherzige und edle Frank warf sich in Ibarria's Arme mit den Worten: „O, warum lebt sie nicht mehr, um diese glückliche Stunde zu sehn? Sie, die bis zum Tode deine treueste Freundin war!"

Während sich die Greise umarmten, vergossen Alle unter Thränen der Freude und Versöhnung. Die Neuigkeit verbreitete sich bald in der Nachbarschaft. Enriot, der Laurinetten beachtet hatte, heirathete sie unter Segen und Lust; und man behauptet sogar, daß, zu einer andern Zeit, ein junger Abkömmling dieser alten, den Bourbonen ergebenen Familie, durch einen seltsamen Zufall bei der Geburt eines andern Kindes gegenwärtig war, welches, vom „guten Heinrich" abstammend, vielleicht ganz Bearn mit Frankreich einst wieder vereinigt.

Inhalt.

Erſter Theil.

	Seite.
Vorrede, Prolog, Vorwort oder Einleitung.	VII.
Des Vaters Fluch	1.
La Vilaine Tête	153.

Zweiter Theil.

Der Verbannte in dem Landes	1.
Die Geburt Heinrichs IV.	239.

Gedruckt, bei Conrad Feiſter.

Anzeigen.

In demſelben Verlage iſt kürzlich erſchienen:

Quintin Durward,

Aus d. Engl. des Sir Walter Scott überſetzt
(mit hiſtoriſchen Anmerkungen)
von S. H. Spiker.

3 Bände. 8. ſauber geheftet, 3 Rthlr.

In Beziehung auf dieſen Roman iſt irgendwo geſagt worden: „Iſt es des Verfaſſers unerſchöpflich reiche Phantaſie; iſt es der immer neue Geſichtspunkt ſeiner Darſtellungen; iſt es die Gabe, das Nicht-Intereſſante intereſſant, das Intereſſante hinreißend zu machen; iſt es die glückliche Wahl des Gegenſtandes, die künſtliche Verwebung der Geſchichte mit dem Roman, die Verkettung der Perſonen unter ſich und mit den Begebenheiten; iſt es die originelle Erſcheinung und Einmiſchung eines immer in Halbdunkel geſtellten, bald romantiſch-myſteriöſen, bald niedrigroben Weſens, einer geheimen Feder im Uhrwerk; iſt es die unvergleichliche Ausmalung der Perſonen, Charaktere und Sachen im Allerkleinſten, die Vollkommenheit des Styls, des Dialogs ꝛc.; oder iſt es vielmehr dieſes Alles zuſammen, was den Scottſchen Romanen einen ſo unwiderſtehlichen Reiz, einen ſo unbeſtrittenen Werth beilegt, und ſo zu ſagen, den letzten derſelben immer zum beſten macht? —“ Alles dieß findet in der That auf dieſen Roman ganz beſondere Anwendung

wie auch die Lesewelt durch ihren Beifall entschieden hat. In Hinsicht der Behandlung des Originals in dieser Uebersetzung genügt es, auf den Namen des Verfassers derselben hinzuweisen. Im Druck ist sie übereinstimmend mit den andern Scottischen Romanen, die in demselben Verlage erschienen sind *), und deren sorgfältige Ausstattung bekannt ist.

---

*) Nämlich:
Robin der Rothe, übersetzt von W. A. Lindau. 3 Bände.
Der Alterthümler, übersetzt von W. A. Lindau und M. M. 3 Bände.
Das Kloster, übersetzt von Methus. Müller. 3 Bde.
Der Pirat, übersetzt von S. H. Spiker. 3 Bände.

Bracebridge-Hall,
oder die Charaktere.

Aus dem Engl. des Washington Irving übersetzt von S. H. Spiker.

2 Bände. 8. geheftet. 1823. 3 Rthlr.

Was dieses Werk von allen neueren Erscheinungen unterscheidet, und dem Verf. desselben in kurzer Zeit einen so glänzenden Ruf erworben hat, ist nicht, was den gewöhnlichen Romanleser in Anspruch nimmt, Begebenheiten, Verwickelungen u. s. w., obwohl auch solches sehr anziehend

behandelt iſt. „Aber unvergleichlich höher,“ ſagt ein Recenſent (Jenaiſche Literatur-Zeitung 1823. No 138.); „iſt ſein Verdienſt in Betracht der muſterhaften Zeichnung der Charaktere, und einer Darſtellung, die, gediegen, einfach, herzlich, und dabei doch in hohem Grade anſchaulich, beinahe alles Aehnliche hinter ſich zurücklässt.“ Unter den epiſodiſchen Erzählungen iſt allgemein der dicke Herr herausgehoben worden, als „ein humoriſtiſches, höchſt anziehendes Localgemälde,“ und unter den betrachtenden Abſchnitten die, welche überſchrieben ſind: Alte Diener; Bäume des Waldes; engliſche Landgutsbeſitzer; die Hochzeit, „eines der lieblichſten Bilder, das je aus der Feder eines Dichters gefloſſen iſt, und dabei mit kleinen humoriſtiſchen Zügen durchwebt, die der Verf. eben ſo zu lieben ſcheint, als ſie ihm wohl gelingen.“ — Die wenige Sorgfalt, welche ſo oft auf die Ueberſetzung der gediegenſten Werke gewendet wird, veranlaſst uns noch beſonders herauszuheben, was in der angeführten Recenſion von der gegenwärtigen geſagt iſt: „Nicht allein iſt die Ueberſetzung an ſich leicht, ungezwungen und wohllautend, ſo daſs man glauben könnte, ein Original zu leſen; das gröſste Verdienſt liegt in den erläuternden Anmerkungen, die in gedrängter Kürze eine Menge Sachen (mehrentheils Eigenthümlichkeiten der engliſchen Lebensweiſe) erklären, von denen gewiſs

neun Zehntheile der deutſchen Leſer nichts wiſſen. Um dieſe Anmerkungen geben zu können, wird eine Maſſe von Gelehrſamkeit, eine Vertrautheit mit der engliſchen Literatur und den engliſchen Gebräuchen erfodert, an die man nur mit groſſer Achtung denken kann."

Ferner iſt kürzlich erſchienen:

Lamartine (Alph. de) Méditations poétiques. Nouvelle édition; augmentée des *Nouvelles Méditations* et de *la Mort de Socrate*. 2 Vol. in 12. br.

Müchler (K.) Anekdotenalmanach für 1824. (15r Jahrg) Mit 1 Kpf. 16. geb. 1 Rhl. 8 gr.

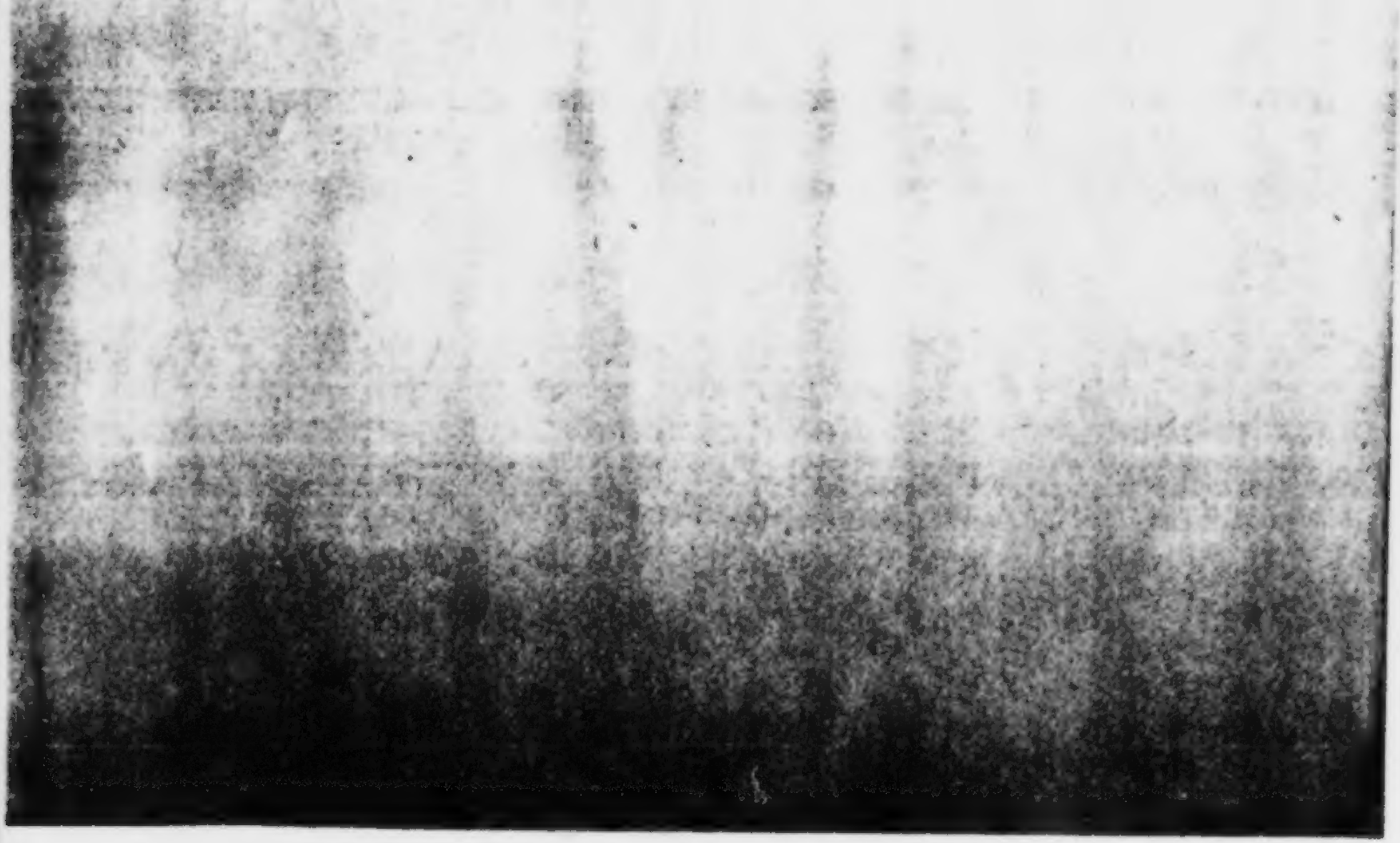
Romanzen (Spaniſche), Ueberſetzt von Beauregard Pandin. 12. geh. 16 gr.

Shakſpeare's (Will.) Troilus und Creſſida; überſetzt von Beauregard Pandin. 12. geh. 18 gr.

Blum (Carl) Vaudevilles, für deutſche Bühnen und geſellige Zirkel; nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. Nebſt zwei Muſikbeilagen. 12. geh. 1 Rthlr 8 gr.

Enthält:

Der Schiffscapitain, oder die Unbefangenen — Andre — die Heirath im zwölften Jahre — Gänſerich und Gänschen — der Bar und der Baſſa.



Caribert,

der Bärenjäger.

Vom Verfasser

der „Heer- und Querstraßen."

CAMPBELL.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Willibald Alexis.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1825.

1935.4824

Engl. Lit. 4,270

Vorrede.

Caribert, der Bärenjäger, bildet einen beſondern Theil der in London mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Erzählungen eines Fuß-Reiſenden, welche Engliſch unter dem Titel der High-ways and By-ways, Deutſch als: „Heer- und Querſtraßen", von mir überſetzt, erſchienen ſind. Dieſelbe heitere Laune, der richtig beobachtende Blick und das reine Gefühl, welches in den vier die Heer- und Querſtraßen bildenden Erzählungen ſich ausſpricht, wird auch in dieſer Erzählung, welche mehr als Roman erſcheint und ſich beſonders durch ihre

psychologiſche Wahrheit auszeichnet, die Theilnahme des Leſers erwecken. Die Scenerie in den oberen Pyrenäen kann bei der meiſterhaften Schilderung einiger Gegenden, dieſe Theilnahme nur erhöhen.

Daß die Elemente dieſer Erzählung in den Pyrenäen geſammelt, und die Gegenden nur nach der wirklichen Beobachtung beſchrieben ſind, kann Niemand bezweifeln, ſobald er ſie mit unſerm trefflichen, neueſten Berichte aus dieſen Gebirgen in W. von Lüdemann's: „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im Jahre 1822" vergleicht. Der Dichter und der Reiſebeſchreiber ſtimmen auf merkwürdige Art häufig zuſammen; nur daß — eine ſeltene Erſcheinung — das Leben der Pyrenäenbewohner, bei Letzterem zuweilen einen romantiſchen Anſchein gewinnt, den Jener, vielleicht nach

längerer Beobachtung im Einzelnen, ihm wieder abſprechen muß, z. B. in Betreff der Gaſtfreiheit.

Bei dieſer Gelegenheit ſehe ich mich genöthigt, einem ſeltſamen Mißverſtändniſſe zu begegnen. Einige Bekannte wollen mir nicht allein die Autorſchaft des vielbeſprochenen Walladmor, des Amerikaniſchen Königsmark, ſondern auch die dieſer Heer- und Querſtraßen zuſchreiben! Ich müßte das Haupt einer Hydra haben, benebſt hundert Armen, der beobachtenden Argusaugen nicht zu vergeſſen, um alle dieſe, aus dem verſchiedenſten Geiſte hervorgehenden Dichtungen nur zu entwerfen. Die Arbeit des Ueberſetzers iſt, wenn auch ſonſt ermüdend, doch für den ſchaffenden Geiſt lediglich eine erholende. Die High-ways and By-ways ſind in England und Deutſchland allzubekannt, um jenem Irrthum hier zu widerſprechen.

Ihr Autor, der walking gentleman, verschweigt noch immer seinen Namen, soll aber nach einem Französischen Journale ein Herr Grattam seyn. Ueber den Autor des Königsmark ist man noch immer im Streit; jedenfalls ist es ein Amerikaner. Der deutsche Königsmark ist eine freie Uebersetzung, mit Hinweglassung solcher Stellen, welche von den Verhältnissen der Europäischen Censur geboten wurden. Ueber meine Theilnahme an Walladmor habe ich mich vor der zweiten Auflage dieses Romans ausgelassen.

W. A.

Caribert,

der Bärenjäger.

O gütʼge Götter! heilt den großen Bruch
In ſeinem ganz zerſtörten Weſen! Stimmt
Den ſchreiʼnden Mißklang ſeiner Sinne wiederʼ
Wehe, Wehe!
Ein Wunder, daß nicht Geiſt und Leben ihm
Zugleich entflohn. — Er wacht; redet ihn an.

Shakſpeare.

Erſtes Kapitel.

Wind, Nebel und Finſterniß ſind unangenehme Gefährten bei einer Fußreiſe durch unbekannte Bergſtriche. Alle drei waren grade an dem Abende vereinigt, wo ich das Thal zu Füßen des Berges Arbizon, einen der verlaſſenſten Oerter mitten in den Pyrenäen, betrat. Wie gewöhnlich ſtreifte ich auch jetzt ohne alle beſtimmte Abſicht umher. Es war meine Luſt, die höchſten Berge zu beſteigen, aber ohne dabei an Nutzen oder Ehre zu denken; denn mit meiner Botanik ſieht es kläglich aus, von Geologie verſtehe ich gar nichts, und mich trieb nichts

als die Luſt, dem mächtigen Fürſten nachzuahmen, deſſen Beſchäftigung es iſt, die Hügel hinauf zu ſpaziren, lediglich um wieder herunter zu ſteigen.

Während mehrerer Stunden war ich vom Gipfel des Pic du Midi bis zum Ufer eines der in den Fluß Neſte ſich ergießenden Bäche gedrungen. Das Wetter war der freien Ausſicht keinesweges günſtig geweſen. Den ganzen Tag hindurch hatte ich keinen Sonnenſtrahl geſehen, wohingegen es ohne Aufhalt geſudert hatte. Schwere Wolken hatten ſich auf den Bergen gelagert, oder waren an deren Seiten entlanggetrieben worden, und ſchienen dieſe jetzt am Abend wie Nachtmäntel zu umhüllen. Alles ſah troſtlos aus, und mein Hund und ich harmonirten mit dieſer Stimmung. Geſenkten Kopfes ſtöberte er fort, aber nicht um zu jagen. Er ſchien inſtinctartig den Kopf zu ſenken, ohne dabei zu ſpüren — grade wie wir Schriftſteller im Momente des Stumpfſeyns aus Gewohnheit die Feder auf das Papier halten, der doch

ein leitender Gedanke fehlt. Auf alle mögliche Weise hatte ich, jedoch fruchtlos, versucht, mich der schweren Bürde zu entledigen. Oft hatte ich Feder und Bleistift herausgezogen, kaum aber bildete sich so etwas wie ein Gedanke in meinem Kopfe, als es auch jedesmal wieder so schnell sich verflüchtigte, wie neben mir die Wolken vom Winde getrieben wurden. Dann, wenn eine Gemse schnell an mir vorüberschoß, untersuchte ich mein Zündpulver, entschlossen: gespannt, aufmerksam zu bleiben — und versank doch nach wenigen Minuten in mein voriges Träumen. Es dämmerte, und weiter war nichts anzustellen. Mit der Natur um mich hatte ich nichts zu schaffen; ich selbst war mir der schlechteste Gesellschafter; kurz, mich verlangte nach einem Abenteuer, und — ich fand eines.

An's Reisen gewöhnt, und mehr mit der Richtung des Geistes im Volke, als der seiner Landwege vertraut, hatte ich wenig Sorge für meine Person. Ich wußte, daß ich mich

in der nächsten Hütte nur zu zeigen brauche, um einer Einladung gewiß zu seyn, und da ich eine Menge Wohnungen in dem Thale finden mußte, übereilte ich mich auch gar nicht beim Marschiren. Ein dichter Tannenwald hatte mir den Bach bisher verdeckt, und als ich dicht davor stand, konnte ich ihn nur beim Schimmer einiger wenigen dann und wann vorblickenden Sterne erkennen. Nichts ist leichter, als unter solchen Umständen sich zu verirren; bei mir aber war dies nicht der Fall, denn mir war es völlig gleich, wohin mich meine Füße trugen. Nur nach einem Unterkommen für die Nacht stand mein Verlangen, und nachdem ich lange vergeblich danach gesucht, mußte ich mich zufrieden geben. Die Natur um mich her hatte ein sehr ungastfreundliches Ansehn. Der Tannenwald lag schon weit hinter mir, und hätte ich auch selbst in diesem Zufluchtsorte der Bären und Wölfe ein Unterkommen suchen wollen, blieb es doch noch zweifelhaft, ob ich ihn wiedergefunden hätte. So be-

fand ich mich in einer bahnloſen Wüſte, wo kein Baum die weite Einöde unterbrach. Der Boden war mit einem kurzen Graſe, weich wie Sammet, bedeckt, und weder mit Wurzeln noch Steinen beſäet, ſo daß ich kein beſſeres Bett mir hätte wünſchen können, wären nur die Gardinen von Dunſt und Nebel nicht da geweſen. Vergebens ſah ich mich nach einem Felſen, der mich vor dem Winde ſchützen ſollte, um, und entſchloß mich zuletzt, da wo ich ſtand, ruhig mich hinzuſtrecken. Ranger, mein Hund, deſſen Gedanken mit den meinigen ganz zu harmoniren ſchienen, drehte ſich ein paarmal rund um, und fiel dann mit einemmale, kreisförmig ſich zuſammenſchmiegend, dicht an meiner Seite nieder, um im nächſten Augenblick feſt einzuſchlafen. Mir wurde das nicht ſo leicht. Ich konnte weder meine Glieder ſo hübſch zuſammenrollen, noch ſo ſchnell den Sorgentödter herbeirufen, und wie müde und matt ich auch war, mir ſchien das Einſchlafen unmöglich. Die Nacht war fro-

ſtig und neblig; Fuß und Geſicht wurden eiskalt. Traurig rieſelte in einiger Entfernung der Bach, und es hatte für mich etwas übernatürliches, wenn die Wolken ſcheinbar ohne äuſſern Antrieb über mir ſchnell davon zogen. Allerlei Phantaſieen erwachten. Plötzlich ſtand Alles vor meiner Seele, was nur mit meiner gegenwärtigen Lage Verbindung hatte, und ich überlegte halb bewußtlos die Lehren von Träumen, Geiſtern und derlei Uebernatürlichkeiten. Endlich kam ich zum Schlafen unter Gedanken an Oſſian, die Kinder des Nebels, die Schatten der Helden u. ſ. w., und als mir der Geiſt ſagte, meine Augen ſeyen geſchloſſen, ſaß der alte blinde Barde auf meiner Bruſt, ſeine grauen Locken fielen auf mein Antlitz und er rührte die Harfe, deren Töne mein Ohr trafen, während der Wind dumpf vorüber rauſchte. Ich ſuchte die ehrenwerthe Laſt meiner Bruſt los zu werden, da ich ſo viel Bewußtſeyn hatte, daß es nur ein Traumbild ſey; es gelang mir aber fürs erſte

nicht. Ich rang mit dem Phantome, ſtieß hin und her mit den Armen, und war endlich ſo glücklich, es von ſeinem Platze herabzuſtoßen — nicht den Sohn des Fingal, ſondern meinen Hund Ranger, der auf mich heraufgekrochen war, um ſich (vielleicht auch mich) zu wärmen. Mit ſeinem Schweif hatte er meinen Mund gekitzelt; das Murmeln des Baches hatte die Rolle des Windes ſpielen, und das Klingeln von kleinen Schafglocken die ernſte Weiſe der Minſtrelsharfe erſetzen müſſen.

Letztere anmuthsvolle Töne hatten indeß für mich mehr Reizendes, als ein ganzes Orcheſter von Harfnern der Luft. Ich ſprang auf, griff meine Flinte und ging ſchnell nach dem Bache, von deſſen anderm Ufer die Klingeltöne mich einluden. Bald gelang es mir, eine bequeme Stelle zum Durchwaten aufzufinden, und ſchnell meinem unſichtbaren Leiter folgend, kam ich zuletzt glücklich in die Mitte einer an den Sprößlingen nagenden Ziegenheerde. Ich war allzudankbar, und

Ranger zu gut erzogen, um ſie irgend erſchrekken zu wollen; ſie ſchraken aber, ſobald wir eintraten, von ſelbſt zuſammen, liefen, ſtanden, ſprangen und ſtellten ſich in allen möglichen Poſitionen zur Vertheidigung und zum Angriff auf. Nachdem wir, ungefährdet und ohne ſie weiter zu ſtören, uns durchgearbeitet hatten, ſuchte ich nach der Hütte des Geishirten, und fand auch bald ein Gebäude, deſſen Bauart gewiß noch aus dem Kindesalter ſtammte. Vier längliche Granitblöcke, ungefähr drei Fuß hoch, waren aufgerichtet, um ein dürftig mit Stroh gedecktes Dach zu tragen, während die Wände, aus Thon und Laubwerk zuſammengeklebt, kaum dem Eindringen der ſcharfen Bergluft widerſtanden. Ich fand, mit meiner Flintenmündung umher tappend, an der dritten Wand den Eingang. Mehrmals rief ich laut ohne Antwort zu erhalten. Nun duckte ich mich ſelbſt nieder, um mich zu überzeugen, ob auch Jemand in der Hütte ſey; und ein kurzes, ſchnelles, aber unterbrochenes Athemholen,

wie das eines Träumers, dem Ossians Geist auf der Brust sitzt, oder eines wachen, vor Furcht halb erstarrten Wesens, überzeugte mich, daß dem so sey. Ich rief abermals, jedoch vergebens, und als ich mit der Kolbe unten umherfühlte, überzeugte ich mich bald, daß ein Kopf, Leib und Glieder hier festen Widerstand leisteten. Ich lehnte nun die Flinte aussen an die Wand, kniete nieder, und ließ meinen Händen freien Spielraum. Ein paar nackte Schenkel waren meine Beute, deren ich mich so freudig und doch zugleich so vorsichtig versicherte, wie nur ein Angler den ungeheuren Salm aus dem Wasser zieht. Er war männlichen Geschlechts, von den Bergen, wog circa hundert Pfund und war zwölf Jahr alt. Uebrigens trug er Hosen und Hemde, und ein kurzer, wollener Mantel hing um seinen Hals. Ohne sich zu regen oder zu sprechen lag er da, und hätte mich durch sein Stillschweigen fast überredet, daß er todt sey, hätte ich nicht zu deutlich sein Herz klopfen gefühlt und zwar so hef-

tig, wie nur ein wildes Thier gegen das Gitter ſeines Käfigs anſpringt. Sanft hob ich ihn auf, und wie er ganz grade daſtand, mit ſträubendem Haare, todtenbleichem Antlitze, klappernden Zähnen, und alle ſeine Glieder wie ein Skelett am Drath zitternd, war es ordentlich unheimlich ihn anzuſehen.

Da weder Schmeicheln noch Drohen ihn zum Geſtändniß, daß er lebe, bewegen konnte, fiel mir plötzlich der allgemeine Schmerzenſtiller ein — die Branntweinflaſche. Ich zog ſie heraus und ſetzte ſie an die Lippen des von Furcht faſt erſtickten Burſchen. Nie ſaugten die Lippen eines neugeborenen Kindes gieriger an den Brüſten der Mutter, noch hingen die eines ſchmachtenden Liebhabers feſter an den Wangen ſeiner Geliebten, als ſeine Lippen mit denen der Flaſche zuſammenklebten. Wie nur die Charybdis ein Fiſcherboot verſchlingt, zog er den ganzen Hals der Flaſche ein, und als es mir möglich wurde, ſie wieder herauszuziehen, war auch kein Tropfen mehr darin. Nach eini-

gen Augenblicken ſah ich, wie die Spitze ſeiner Zunge ſich wohlgemächlich aus dem einen Mundwinkel hervor und einen Kreislauf um die Lippen machte, um das angenehme Naß rund um einzuſammeln. Seine Lippen ſchnapten nun auch zuweilen wie die Auſter, wenn ſie nach Luft verlangt. Das nächſte Lebenszeichen beſtand im läſſigen Aufſchlagen des Augenlieds, unter dem ein gutmüthiger Blick ſich herausſtahl; die Haare ſanken zurück aus ihrem Sträuben und fielen ſanft auf ſeine Stirn, das Zittern ließ nach, ſein ganzes Weſen wurde freundlicher und angenehmer, und in wenigen Minuten ſah er mich ganz kühn mit blinzelnden Augen und offenem Munde an. Als er mich nun für einen wirklichen Menſchen und kein Ungethüm erkannte, verfiel er in ein lautes und herzliches Gelächter.

Nachdem ich mich überzeugt, daß er ſo ziemlich am Leben und fähig war, ſich ſelbſt zu bewegen, ließ ich ihn los — bekam aber zugleich einen neuen Schreck, da der Arme

von mir wegtaumelte und bald vorwärts, bald rückwärts, bald zur Seite fiel, bis er, erſt als er ganz betrunken aufs Gras niederſank, ins völlige Gleichgewicht kam. Da jeder Verſuch, ihn auf feſten Fuß zu bringen, verunglückte, ſuchte ich ihm in einem Gemiſch von Franzöſiſch und Spaniſch mein Verlangen nach einem Wege und einer Straße verſtändlich zu machen, und er fing nun ſeinen Pilotendienſt an, grade wie ein Meerſchwein, wenn es vor einem Schiffe hinſteuert. Er taumelte bergauf, bergab mit einer erſtaunlich plumpen Behendigkeit, indem er aus voller Lunge ſchrie: Camino! Casa! Eau-de-vie! nebſt anderen unzuſammenhängenden, aber ganz paſſenden Worten, bis ich ungefähr nach einer Viertelſtunde ein kleines Dorf von drei oder vier rohen Hütten erblickte, aus deren einer ein Lichtſchein durch die offene Thür hervorbrach. Es war Vernunft in meines Führers Tollheit, denn er gab mir, trotz ſeines Schluckens und Ziſchelns deutlich genug zu verſtehen, ich möchte der

Familie im Hauſe weder ſein Verlaſſen der Ziegen noch ſeine dem Branntwein erwieſene Achtung anzeigen. Ich verſprach ihm, nichts auszuplaudern, und er nahm ſchweigend von mir Abſchied. Nachdem er mir noch einmal ſchweigend zugewinkt und den Finger an die Lippe gehalten, ſtolperte er zurück, ohne daran zu denken, daß die grade Linie der nächſte Weg iſt.

Unter einem ſchlechten Vordach der Hütte ſtand ein kleiner Klepper nebſt zweien Maulеſeln; die letzteren erkannte ich auf den erſten Blick für Spaniſche. Ein ſtarker Tabacksgeruch verrieth den Inhalt der aufgeladenen Ballen, und ich kam bald auf den Gedanken, daß die Eigenthümer Krämer verbotener Art von jenſeits der Berge ſeyn möchten, welche eben die Gaſtfreiheit des Hauſes in Anſpruch nahmen. Nachdem ich mich ſo von der Art der Geſellſchaft drinnen unterrichtet, trat ich ins Haus, und wurde vom Wirthe, einem Manne von mittleren Jahren, der für einen Begünſtiger

des unerlaubten Handels überaus froh erſchien, offen und ohne Rückhalt empfangen. Doch hegen dieſe Bergbewohner überhaupt gegen Niemand Mißtrauen, der ſich nicht in der Uniform eines Gensd'armen zeigt. Ein Adler, in einem großen, dicht an der Thür aufgehängten Holzkäfig, ſtreckte ſeinen Schnabel vor, und ſchlug mit den Fittichen, wie ich hoffen will, in gaſtfreundſchaftlicher Abſicht. Ich trat ein, und ſetzte mich ohne weiteres am Feuer nieder. Zwei Mädchen, die eine ungefähr um Zwanzig, die andere vier oder fünf Jahr jünger, waren beſchäftigt die Reſte des Abendeſſens fortzutragen. Mich verlangte nur nach Ruhe, und deshalb dankte ich für die angebotenen ländlichen Erfriſchungen; Ranger fanden ſie dagegen ſehr bereit, ihren Brocken den Reſt zu geben. In einem Winkel des Zimmers lagen in einem niedrigen Bette zwei ſchlafende Männer. Sie waren in Mäntel eingehüllt, hatten ihre Köpfe mit Schnupftüchern umwunden, und jeder Zug in ihren dunkeln Geſichtern

verrieth die geborenen Spanier. Ihre braunen, breitkrämpigen Hüte mit rothen Bändern bildeten den seltsamsten Abstand mit einem Hute von ganz anderm Schnitt und Abzeichen, der zu meiner großen Verwunderung einen der hölzernen Pflöcke an der Wand zierte. Es war ein weißer Biberhut, mit grünem Bande eingefaßt, und nicht tiefer als ein Suppenteller, wie ihn die Elegants der Boulevards auf ihre Locken aufgestützt zu tragen pflegen, wie ein dergleichen gewiß aber noch nie in diese Gegend gekommen war. Ein sauberer weißlederner Handschuh, echte Pariser Arbeit, hing so anmuthig daraus hervor, als umschließe er noch die zarten Finger seines zierlichen Eigenthümers. Nachlässig ruhte darunter ein weiter Ueberrock, dessen wattirtes seidenes Unterfutter in so natürlicher Grazie sich umschlug, als hätte der Rock auf dem Rücken des Mannes und nicht dem des Schemels gesessen. Ein paar elegante Stiefeln von Spanischem Leder, mit hohen Hacken und

Sporen daran, vollendeten den sichtbaren Anzug eines Gentleman, der, wie mein Wirth mir sagte, das Bett in einem kleinen Verschlage inne hatte.

Seltsame Widersprüche! dachte ich bei mir, als ich das bäurische Hausgeräth des Zimmers und das rohe Ansehn der Familie betrachtete, und mein Blick sprach zweifelsohne etwas von meinen Gedanken aus, denn mein Wirth sagte in seinem gewöhnlichen rauhen Tone zu mir: „Ist's nicht drollig, all' den Putz in meiner armen Hütte zu seh'n? Aber sähen Sie erst das Geschöpf, dem das Zeug gehört, würden Sie die Augen noch weiter aufsperren."

Vermuthlich ein Reisender aus Paris?

„Ja freilich! Ich glaube von nirgend anders her könnte solch' ein Wesen kommen. Wir waren höchlich erstaunt, sein Geschlecht zu erfahren, als er auf seinem Klepper ins Thal trabte, mit dem feinen seidenen Rock, den weiten Pantalons um seine Beine und

den langen Locken rund ums Geſicht. Meine armen Mädels werden ewig ſeinen Anzug beneiden und nach ſeinen Parfümerien ſich nie mehr um den Geruch der Feldblumen kümmern.“

Ich ſah die Töchter an, um auf ihren Geſichtern zu leſen, ob ſie ſich für ſchuldig bekannten. Die jüngere kicherte und hüpfte ausgelaſſen umher, indem ſie mit einer zahmen Gemſe, die gern im Winkel ſchlafen wollte, ihr Spiel trieb, den ſeidenen Rockzipfel etwas lüftete und mich dann mit aller Schlauheit anſah. Die ältere Schweſter ſchien kaum darauf zu achten. Mechaniſch fuhr ſie in ihrer Arbeit fort, und es ſchien mir zuerſt, als zeige ihr Weſen ſogar einen gewiſſen Stumpfſinn. Eben wollte ich gegen den Vater bemerken, daß er grade keinen Grund habe, auch gegen ſie jenes Urtheil zu richten, als er kopfſchüttelnd und mit einem tiefen Seufzer ſich zur Tochter wandte: „Komm, liebe Aline; ſey munter, mein Mädchen. Nicht alle Tage giebt's

ſolche Beſuche in unſerer Wildniß. Lächle den Herrn ein bischen an und deinen armen Vater.“

Theilnahme ſprach ſich dabei in ſeinen Blicken aus. Ein zartes melancholiſches Lächeln überflog ihr Geſicht, ſie richtete ihre großen, hellbraunen Augen auf ihn, die ſich im Augenblicke mit Thränen füllten. Doch, ihrem Erguß zuvorzukommen, oder ihn wenigſtens vor unſeren Augen zu verbergen, eilte ſie nach der Thür. Nie ſah ich eine ſo plötzliche Veränderung im äuſſern Weſen, ja ſogar in den Zügen. Ein Geſicht, das auf den erſten Anblick kaum des Bemerkens werth und wenn auch nicht flach, doch keinesweges hübſch erſchien, war durch einen Anflug von Rührung im Augenblicke — und auch wohl nur einen Augenblick — in ein unendlich reizendes verwandelt. Meine Leſer mögen entſcheiden, ob mit dieſer Wandelbarkeit echte Schönheit beſtehen kann, oder nicht. Ich halte es nicht für nöthig, Alinen noch näher zu beſchreiben. Ein für

allemal will ich nur bemerken, daß die Frauen in den oberen Pyrenäen gemeinhin flach, roh und seelenlos aussehn. Der Bewunderer der Schönheit und Mannichfaltigkeit muß diese im Anblick der Natur aufsuchen. Indessen hat diese Regel wie jede andere, ihre Ausnahmen, und ich war so glücklich, einige wenige anzutreffen und hoffe bei Gelegenheit, meine Leser mit einer besonders merkwürdigen bekannt zu machen. Almens Gestalt war ziemlich gut, und gleich ihrem Gesicht zu allen anmuthsvollen Bewegungen geschickt, sobald ein geistiger Antrieb sich zeigte, wie z. B. wie sie vom Feuer aufsprang und nach der Thür eilte, um ihre Rührung vor dem Vater und mir zu verbergen. Dergleichen Momente waren viele. Ich wünschte, meine Leser hätten nur einen davon mit eigenen Augen gesehn, und keiner würde mehr daran zweifeln, daß sie zur Heldin eines Gebirgsabenteuers sich eigene, oder eines Abenteuers, wo tiefe Gefühle und ungemeine Seelenzartheit mitsprechen.

Ihre Schweſter war ein bloßes Kind, munter und gedankenlos, und ſchien kaum Alinens Stimmung zu faſſen.

Ich war ſo erſtaunt über den plötzlichen Ausbruch der Gefühle in dieſer Lage, und ſo überzeugt, daß hier intereſſante Ereigniſſe im Spiele waren, daß ich mich ſcheute, durch Fragen irgendwie bei dieſem ſanften Strom des Schmerzes Anſtoß zu geben. Als Aline an der Thüre, den Rücken gegen uns gekehrt, die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze zu trocknen ſchien, blickte ihr Vater wechſelsweiſe auf ſie und mich. Und als er ſprach, konnte man ſeine Worte als an uns und an ſich ſelbſt gerichtet anſehn, grade wie der Schauſpieler, wenn er einen Monolog hält, — nur daß ſein Ton und Ausdruck völlig und ohne vorherige Ueberlegung natürlich ſchienen.

„Mein armes Mädchen! ich ſehe nun wol, für dich blüht keine Hoffnung, ſo lange Du lebſt. Der Unſelige! ſolch' ein Herz als deines, zu brechen! Der arme

Teufel! es iſt doch auch nicht ſeine Schuld. Wir ſind allzuſammen elend. Aber, Gott vergeb' es ihm und ſey ihm gnädig, er iſt am ſchlimmſten daran. — Wann ſoll der Kummer enden?"

Mein guter Vater, ſagte Aline, ſich ihm nähernd: ſprich nicht ſo voll Verzweiflung. Es macht mich ganz unglücklich. Und Du weißt doch auch, daß dieſer Herr mit unſerm dunkeln Schickſal nicht bekannt iſt. Ich verſichere Dich, ich bin ganz ruhig in der Nacht. Es ſagt mir Etwas, wir werden gute Nachrichten erhalten.

„Gott geb' es um ſeinetwillen und deinetwegen" ſagte der Vater ſie küſſend. Dann wandte er ſich zu mir: „Sie müſſen entſchuldigen. Wenn Jemand ganz voll Gram iſt, vergißt er ſeine Pflichten gegen Gäſte und Fremde. Aber wir dürfen Sie nicht mit unſerm Unglück ermüden. Wollen Sie nicht etwas zu ſich nehmen?"

Ich lehnte es noch einmal ab, und um nur Alinen aus der ſichtlichen Verwirrung

zu befreien, brachte ich das Geſpräch wieder auf den ſchlafenden Stutzer. Ich konnte indeſſen weiter nichts erfahren, außer daß er, halb todt vor Ermattung, nach einem Ritt von Bagnères de Bigorre, wo man zu gewiſſen Zeiten im Sommer ſicher ſeyn kann, eine gehörige Anzahl von Narren aus den höheren Klaſſen der Franzöſiſchen Geſellſchaft anzutreffen, hier bei Sonnenuntergang angekommen ſey.

Weshalb kommt er hieher? fragte ich.

„Die Berge zu beſuchen, glaube ich,“ erwiederte mein Wirth. „Das iſt es ja allein, was die Herrſchaften herbringt. Gott weiß welche Reize unſere rauhen Berge, unſere dunklen Forſten und ſprudelnden Bäche für Euch haben. Die Einwohner ſind unglücklich genug, in ſolchen Wildniſſen leben zu müſſen; aber wie man aus Wahl da eindringen, und Luſt finden kann die Felſen und Gletſcher und all dergleichen zu erklettern, das können wir nicht begreifen. Iſt es nicht ſo, Aline?“

Viel-

Vielleicht, Vater, möchte es eben so schlimm seyn, gezwungen in Paris zu leben. Wahl und Nothwendigkeit machen allein wol den Unterschied.

„Das ist gewiß" fuhr ich kühn heraus, vergnügt über die Richtigkeit einer Bemerkung, welche aus einem andern Munde wie ein Gemeinplatz geklungen hätte, aber aus dem eines Pyrenäenmädchens in Verwunderung setzen mußte; und ich war überdieß geneigt, jedes Wort, was dieses Mädchen sagte, gelten zu lassen.

Wie gerne ich auch zehn Minuten vorher mich schlafen gelegt hätte, so war ich doch jetzt ganz aufgeregt durch alles, was ich vom Vater und Tochter gesehen hatte, und was ich mir dabei dachte. Bald war ich davon überzeugt, daß ich für die Nacht kein Auge schließen würde; und weder der schmuzige Stuhl, auf dem ich saß, noch die dreibeinigen Schemel umher, oder der Lehmflur der Hütte — Alles was sie an Bequemlichkeiten bot — luden besonders zur Ruhe ein. Ich

fragte meinen Wirth, ob er und seine Töchter ihre Betten aufgegeben hätten und ohne Ruheplatz geblieben wären.

„Warum nicht?“ sagte er. „Die Mädchen konnten doch ihres nicht dem armen Herrn verweigern, der sehr reich und freigebig scheint. Ich selbst bin an dergleichen schon gewöhnt. Wenn jemand mit Schleichhändlern Verkehr hält, muß er zu allen Stunden wach seyn, bereit, Freunden ein Unterkommen zu verschaffen, und nach den Feinden zu sehen.“

So gesteht Ihr selbst ein, mit jenen Ehrenmännern in Verbindung zu stehen? sagte ich, auf die schlafenden Spanier deutend.

„Gewiß“ erwiederte er. „Wir Alle thun es. Wie sollten wir leben derohne. Könnte ich in diesem kläglichen Orte nicht ein bischen mit spanischer Wolle und Tabak handeln, wovon sollte ich im Winter mit meiner Familie leben? Im Sommer läßt sich's schon aushalten, so lange die Heerden Futter auf den Bergen finden, und der Ver-

kehr mit den Leuten unten offen iſt. Aber wenn der Schnee fällt und die Weide bedeckt, dann könnten wir Hungers ſterben, hätten wir uns nicht einen kleinen Vorrath durch unſern Fleiß beim Schmuggeln bei Seite gelegt.“

Doch fürchtet Ihr Euch nicht vor der Entdeckung?

„Nicht im geringſten. Die Regierung würde es nicht der Mühe werth halten, einen Einzelnen zu verfolgen. Um den Handel ganz auszurotten, müßte ſie die Pyrenäen entvölkern. Und es ſcheint faſt, als hätte uns der Himmel eben deshalb hergeſetzt, grade wie er unſern Tyrannen erlaubt, Geſetze zu machen, die wir, um nur zu leben, übertreten müſſen.“

Das Geſpräch endete damit, daß er zum zwanzigſten Male ſeinen Kummer verſicherte, mir kein Bette anbieten zu können; doch meinte er, wenn ich es nur ein oder zwei Stunden noch auf meinem Schemel aushalten könnte, würden ſeine Freunde bis

dahin gehörig gestärkt seyn, ihren Weg wieder anzutreten. Sein Haus lag dicht an der Spanischen Gränze, und sie hätten nur noch ein paar Meilen bis zum Depot auf der Französischen Seite. Vor Tages Anbruch müßten sie dort seyn, und wären daher genöthigt, alsbald aufzubrechen, wo ich mich dann an ihre Stelle niederlegen könnte.

Ich willigte gern in diesen Vorschlag, drückte jedoch abermals meine Besorgniß für seine Töchter aus.

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen" sagte er. „Sehn Sie sich um." — Ich that es, und sah das jüngste Mädchen, quer über das Ende des Lagers der Spanier ausgestreckt, fest schlafen. — „Sie sehen, wir sind hier nicht ekel," sagte der Vater. „Unsere arme kleine Mannette findet bald einen Ruheplatz. Das arme Mädchen aber, die neben mir sitzt und strickt, würde auch das beste Federbett in des Königs Palast diese Nacht nicht zum Schlaf locken. Ach wüßten Sie, welche Last auf ihrem Herzen ruht,

Sie würden ſich nur wundern, daß ſie ihr Haupt noch aufrecht trägt.“

Hier konnte ſich Aline eines tiefen Seufzers nicht enthalten, der erſte, der ihr entſchlüpft war. Sie ſchien unwohl und richtete ihre Blicke nach der Thür. „Es hilft Dir nichts, jetzt hinauszublicken, Aline,“ ſagte der Vater. „Claude kommt unmöglich vor Mitternacht zurück.“

O gewiß, er könnte es, wenn er nur gute Nachrichten zu bringen hätte. Eine glückliche Botſchaft würde bei ſeinen flinken Füßen, den Weg über den Berg verkürzt haben!

„Warte nur ruhig etwas“ erwiederte er. „Nach einer Stunde kannſt Du auf ſeine Ankunft rechnen. Es iſt kaum Eilf, mein' ich.“ Dabei ſah er unter der vorgehaltenen Hand nach den wenigen Sternen hinaus. Ich ſah nach meiner Uhr, und fand, daß er auf zehn Minuten richtig angegeben hatte.

„Gut denn, Vater“ hub Aline an: „wenn ich denn noch eine Stunde in Erwartung ſchweben muß, ſo verlange ich, daß

Du Dich wenigstens bis dahin niederlegst. Señor Manuel und sein Freund werden nicht vor Ein Uhr aufstehn, und ich bin gewiß, dieser Herr wird Dich entschuldigen und sich mit meiner Gesellschaft begnügen bis Claude ankommt."

Ich brauche wol kaum zu sagen, daß ich — obgleich ganz unschuldig — über die Aussicht eines mitternächtlichen tête-à-tête sehr erfreut war. Mich verlangte, mehr von Alinen und ihrer Geschichte zu wissen, und ich rechnete auf große Fortschritte in meiner Bekanntschaft, wenn wir am Feuer zusammen plaudern würden. Deshalb trat ich Alinens Bitten bei, und der Vater, auf den der Schlaf auch begann seine Macht auszuüben, ließ sich bereden, in eine der Scheunen draußen zu gehen, wo ein Haufen Streu und ein Laken (das er immer mit sich führte) alle Bequemlichkeiten darboten, die zur Ruhe eines so rauhen Bergmanns erfoderlich sind.

Zweites Kapitel.

Als wir allein waren, fing die Unterhaltung zwiſchen Alinen und mir ſehr bald und herzlich an. Unſere Lage hatte etwas ſeltſames und intereſſantes. Doch da ſie ſelbſt keine Unſchicklichkeit darin zu fühlen ſchien, ſo überwand auch ich meine Scrupel, mit einem jungen Mädchen allein, unter vier oder fünf Schläfern, meiſt von meinem Geſchlechte, zu wachen. Wir begannen mit Gegenſtänden ſehr allgemeiner Art, wie etwa über die Unterſchiede zwiſchen den Vergnügungen und Entbehrungen eines Aufenthalts im Gebirge und in der Stadt; über die Be-

schäftigungen der Bergbewohner, das Leben der Schmuggler u. s. w. Nichts unterbrach unser Gespräch, als das gelegentliche Schnarchen der Spanier, so daß bei diesem Zeichen der Sicherheit, jedes Geheimniß dreist hätte besprochen werden können. Indessen, so unbefangen auch Aline über allgemeine Gegenstände sprach, so schien sie doch von scheuer Angst ergriffen zu werden, wenn ich irgend auf ihre Lage anspielte. So oft ich auch versuchte, das Gespräch darauf zu führen, schien sich augenblicklich, ohne daß ich etwas ihr Mißtrauen Erregendes zu sagen brauchte, eine Wolke des Kummers auf ihre Stirn zu lagern, die sich erst nach mehreren Minuten wieder verzog. So verstrich eine halbe Stunde, und ich merkte deutlich, daß die Aufmerksamkeit meiner Gesellschafterin auf Alles, was ich sagte, immer schwächer wurde, und ihre Spannung mit jeder Minute wuchs, die wir der Mitternacht näher kamen, als der erwarteten Stunde der Ankunft eines Boten, wer dieser auch sey

mochte. Jemehr die bestimmte Zeit sich näherte, um so unruhiger wurde sie, und entschuldigte sich häufig, indem sie zu Thür und Fenster so ängstlich hinausblickte, als könnten ihre Augen durch den dichtesten Bergnebel dringen. Alles dieß mußte auch mich unruhig machen. Ich mußte nothgedrungen die Spannung ihrer Gefühle theilen, und eben so oft dem Drange folgen aufzuspringen, nach der Thür zu gehn, hinauszublicken und zu horchen, als brächte jeder Hauch des Windes mir persönlich wichtige Nachrichten.

Während ich einmal, in solchem Momente unwillkührlich gespannter Aufmerksamkeit, meine Augen besonders anstrengte, hörte ich ein schrillendes Pfeifen, nicht weit vom Hause. Schnell wandte ich mich zu Alinen um, und hätte bald laut aufgeschrien: das müsse das Zeichen des Boten seyn. Aber die Worte blieben auf der Zunge stecken, als ich die plötzliche Veränderung ihrer ganzen Gestalt bemerkte. Es war einer jener electrischen Momente, der Wunder bei ihr

wirkte. Die flüchtige Röthe der Aufregung von vorher war von einer Todtenblässe verdrängt, und die innere Angst, die nur auf ein Zeichen zu warten schien, um sie dem Boten entgegen fliegen zu lassen, war einer völligen Starrsucht gewichen. Es schien ihr unmöglich geworden, sich zu bewegen. Ich bot ihr meinen Arm an zum Aufstehn, sie wies mich aber schweigend fort. Nach wenigen Secunden fuhr sie mit der Hand über die Stirn, hielt sie darauf an's Herz, als hätte Ein Schmerz Beide vereinigt, sprang dann auf und eilte festen Schrittes, nachdem sie mich wehmüthig angelächelt, nach der Thüre.

Sobald man sie draußen sehen konnte, hörte ich eine männliche Stimme, sie leise anreden. Aus ihrer Antwort schien es, als habe er sie aufgefodert, das Haus zu verlassen. „Nein" sagte sie: „ich kann nicht; aber Ihr könnt hereinkommen. Mein Vater ist bei den Pferden, und drinnen ist keiner wach, als ein Fremder, vor dem Ihr immer

frei ſprechen mögt.“ Die Geſtalt eines Mannes ſtand dicht bei ihr, als ſie fortfuhr: „Nun bitt' ich Dich, Claude, ſage mir, wie es mit ihm ſteht, in ſo wenig Worten als möglich. Ich bin auf's Schlimmſte gefaßt. Iſt einige Hoffnung?“

Theure Aline, einige Hoffnung bleibt immer, das weißt Du, bis allerletzt.

„Martere mich nicht,“ rief ſie, indem ihre vorige Unruhe wieder erwachte. „Alles kann ich ertragen, nur nicht Aufſchub. — Iſt er wieder hergeſtellt — ganz hergeſtellt? Sprich, Claude, ſage mir Alles — ſelbſt wenn ein Rückfall eingetreten wäre.“

Aber, liebſte Aline, ängſtige Dich nicht, Du weißt, ein Rückfall würde die Sachen nicht ſchlimmer machen, als ſie früher ſtanden.

„O Gott, ſo traf ihn ein Rückfall,“ rief ſie, und ſank in die Arme des Andern.

Nun dann, ſagte Claude: er hat — ich muß es nur geſtehn — aber der Anfall

wird nicht dauern — ist vielleicht nur unbedeutend — hoffe das beste, theure Aline."

„Nein, nein" rief sie: „nun ist keine Hoffnung mehr. Nach drei Rückfällen, wie soll ich da hoffen? Wen sahest Du, Claude? War es seine Mutter? Was sagt sie? Sage mir Alles."

Weshalb nicht, erwiederte Claude stokkend. Ich sah sie nicht wirklich — aber —

„Wen denn?" frug Aline hastig.

Sei ruhig, liebes Mädchen, und ich will Dir Alles vertrauen. Ich sah ihn. Die Wahrheit muß heraus — er ist entschlüpft.

Bei diesem letzten Worte konnte die arme Aline nicht länger ihre Gefühle unterdrücken. Ein Schrei brach hervor, sie stürzte zum Hause hinaus, die Hände in der Bitterkeit des Schmerzes ringend.

Dieser Schrei, obgleich er mehr als halb unterdrückt wurde, und weniger dem lauten Ausdruck des Schreckens, als dem Tone eines brechenden Herzens glich, war

doch laut genug, um alle Schläfer zu erwekken. Beide Spanier waren im Augenblick auf den Füßen, indem ſie Mannetten, die heraustaumelnd ihnen den Weg verſperrte, bei Seite ſchoben. Da ſie Niemand als mich, einen Fremden, in der Nähe erblickten (Claude war, Alinens Bewegung folgend, zur Thür hinausgeflogen) griffen die feurigen Bergleute augenblicklich zu ihren Waffen, der Eine nach dem Eisbeil, der Andere nach einer Piſtole, die unter dem, ihm als Kopfkiſſen dienenden Bündel Wolle lag. In dem Augenblick ſprang aber der Wirth herein, warf ſich zwiſchen uns, und beruhigte die Schmuggler durch Ein Wort. Der die Piſtole hielt, rief Spaniſch aus: „So iſt denn Alles in Richtigkeit, und wir ſind Freunde? Gut. Doch', um Euch und Enrer Geſellſchaft, Meiſter Moinard, zu zeigen, daß ich auf jede Art von Verrath vorbereitet bin, ſo tretet ein wenig aus dem Wege! — Er ging jetzt an die Thür, und feuerte die Piſtole in die Luft, indem er

dabei mit faſt eben ſo lauter Stimme, wie der Knall, einen Fluch mit den Worten anfing: „Ein paar Kugeln —“ als ein gellendes Geſchrei aus dem Verſchlage, ihn unterbrach: „Mörder! Feuer! Diebe!“ und zu meinem Erſtaunen, in breitem, echten Engliſch. Bei dieſem neuen Lärm ſprangen die Spanier augenblicklich nach dem Verſchlage, und riſſen die Thür auf. Ich folgte mit dem Wirthe, Mannetten und Ranger, der ſeine Stimme beim allgemeinen Aufruhr mit hören ließ. Dicht hinter uns kam auch Aline, vom Piſtolenſchuſſe herbeigezogen, in Claude's Begleitung, einem ſo ſtattlichen Bergjäger, wie nur ein Mahler oder Dichter ihn entwerfen könnte. Doch werde ich ihn ſchon bei Gelegenheit beſchreiben.

Die Geſtalt, welche uns innerhalb des Verſchlages ſogleich in die Augen fiel, war unausſprechlich lächerlich, und der ganze, ſo ſchnell auf mein voriges intereſſantes Zuſammentreffen mit Alinen folgende Auftritt bewies auf's neue, wie nahe das Er-

habene, oder wenigſtens das Streben danach, mit dem Lächerlichen iſt. Wir Alle, d. h. die Spanier, Mannette, ihr Vater und ich, fielen in ein lautes Gelächter, und könnte unſer Cruikſhank*) mit ſeinem Pinſel den Reſt dieſer Seite füllen, ſo zweifle ich nicht, daß auch meine Leſer in den Chor einſtimmen würden. Zu Füßen eines kleinen Bettes ohne Vorhänge ſtand, den Rükken gegen die Wand gelehnt, in einer durchaus untadelhaften Boxattitüde, ein Mann mit ſo flachem Geſichte, und ſo dünner Geſtalt, wie ich ihn je geſehen. Seine Schenkel reichten faſt von einem Ende des Verſchlages bis zum andern; ein grüner Pantoffel war auf den einen Fuß geſtülpt, und der andere halb in weiße Pantalons eingewickelt, ſonſt aber ſo bloß wie ſein Bruder. Der Hemdkragen ſtand offen, ein ſeidenes Taſchentuch war halb von ſeiner Schläfe herabgeſunken, und ein Paar rothe Locken, und

*) Ein berühmter Engliſcher Karikaturzeichner. Ueberſ.

eine Menge Papillotten blickten daraus hervor. Sein langes Gesicht, die stieren Augen, der offene Mund und der herabhangende Knebelbart, vollendeten die Wiedererscheinung von Cervantes unsterblicher Schöpfung. Doch aber lag in seiner Stellung und seinem Anblicke ein Zeichen von Muth und Verachtung der Gefahr, welcher nur den Andern lächerlich erscheinen konnte, meinem Nationalstolz aber nicht wenig schmeichelte, da es ein neuer und unzweifelhafter Beleg dafür war, wie unter hundert Engländern neun und neunzig beschaffen sind, so lächerlich sie auch auswärts oder in der Heimath sich zu zeigen belieben.

Nachdem ich inne geworden war, daß meinem Landsmann — denn das war er, ob ich ihn schon nicht kannte — keine weitere Gefahr drohe, und er sich in seinem drolligen Mischmasch von Französisch und Englisch, indem er ausrief: „wir möchten Alle herankommen, wenn wir es wagten," gehörig als Engländer bekundet, und somit

vor jeder Kränkung geſichert habe, wollte ich mich nicht weiter darein miſchen, und ſeine Sache ihn allein ausfechten laſſen. Ich verließ vielmehr die Epiſode, in welcher er den Helden ſpielte, um dem Hauptabenteuer, welches mehr meiner Gemüthsſtimmung entſprach, nachzugehn.

Ich wandte mich deshalb zu Alinen, deren ſcharfer Blick ihr bald den wahren Zuſammenhang der Sache gezeigt hatte. Froh, langwierigen und für ſie peinlichen Aufklärungen zu entgehen, willigte ſie gern darein, als ich ihr vorſchlug, mit Claude und mir hinauszugehn. Ein offenes Vertrauen gegen Jeden, deſſen Geſicht uns nicht zurückſchreckt, ſcheint bei allen unverdorbenen Weſen der Natur weit angemeſſener zu ſeyn als Mißtrauen, ſo daß auch ich mich nicht wunderte, Alinens Vertrauen bald gewonnen zu haben, und mir nicht wenig darauf zu Gute that, ihr Freund nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft geworden zu ſeyn. Jemand von ihrer ſchnellen Faſſungskraft,

mußte ſogleich entdeckt haben, daß meine Gefühle gegen ſie zugleich warm und uneigennützig waren. Bei dieſen Gefühlen ſchien ſie es für ganz unnöthig zu halten, erſt zu entſchuldigen, daß ſie mich zum Zuhörer ihres Geſpräches mit Claude mache, und ich wiederum fand es ganz natürlich, daß ich daran Theil nahm. Claude ſchien eben ſo wenig als ich zu zaudern, und wir entfernten uns alle Drei unverabredet ſo weit, um weder von der Luſtigkeit der Spanier, Mannettens Gelächter noch dem Murren und Schelten des Stutzers geſtört zu werden.

„Wohin wandte er ſich?“ fragte Aline mit trüber Stimme, als wäre ihr Geiſt, alles dazwiſchen Vorgefallene vergeſſend, von ſelbſt wieder in den vorigen Trübſinn verſunken.

Als ich ihn zuletzt erblickte, erwiederte Claude: wanderte er an dem See Escoubous; aber — fügte er muthloſeren Tones hinzu: — ich glaube, er wandte ſich nach dem Tourmalet.“

„Himmel, wenn das iſt" rief ſie: „darf ich keinen Augenblick verlieren. Beim allgütigen Gott, Claude, ſprich — wie entkam er, und biſt Du gewiß, daß er auf den verhängnißvollen Schlund loß geht?"

Ja, ja, ich weiß es ganz gewiß. Seine Flucht erfuhr ich zuerſt von Simon Guilloteaux von Baſtan, den ich geſtern Abend, bald nachdem wir uns trennten, antraf. Er erzählte mir, als er bei Frau Lareole's Hütte vorübergegangen, wäre es ihm eingefallen, an's Fenſter zu treten, und nach Caribert zu fragen. Er that es auch, und während er glaubte, der arme Burſche ſchlafe feſt, flüſterte er der Mutter, die an ſeinem Bette ſaß, ganz leiſe zu, daß ſich die Bärenjäger im Kirchſpiel zur Jagd auf morgen verſammelten. Kaum war aber das Wort heraus, als der unglückliche Caribert, der den ganzen Tag über den Anfall gehabt, und ſeit einer Stunde erſchöpft dalag, auffuhr, und ſo halb nackend wie er war, aufs Fenſter zuſtürzte, in den Garten ſprang,

und Simon, der vergebens ihn festhalten wollte, fortstoßend, auf seine alte Weise kreischte: „Zur Jagd, zur Jagd! Komm Vater, komm!“

Aline, unfähig sich länger zu halten, seufzte tief, und weinte, ihr Gesicht verbergend, laut auf. Vergebens war mein und Claude's Bemühen, sie zu trösten.

So war denn hier mit einem male das ganze, traurige Geheimniß des armen Mädchens, ohne daß ich gefragt, oder sie es mir erzählt hätte, für mich enthüllt. Da steht sie, (sprach ich zu mir) und beweint ihren verlornen Geliebten, der für Alles verloren ist, was dem Leben einen Werth verleiht, für Vernunft, Zuneigung, ja sogar vielleicht für die Hoffnung, der sich die Selbsttäuschung hingiebt; denn ihr Leiden ist das der Verzweiflung über dem grünen Rasenhügel der begrabenen Liebe. Dann aber dachte ich an die Ursach. Der Vater hatte vorher in seinem Selbstgespräch gesagt: „Gott vergebe es ihm und erbarme sich seiner.“ Er be-

ſchuldigte den unglücklich Raſenden, ihr Herz gebrochen zu haben. Er ſagte: für ſie blühe kein Friede, ſo lange er lebe. Weshalb bat er um Vergebung, für dieſen bewußtloſen Sünder? Weshalb bürdete er ihm ihr Unglück auf? Was verſah er? Weshalb endeten ihre Leiden mit dem Leben dieſes armen Caribert? Der Tod eines geliebten Dulders drückt freilich ſein Siegel auf die Hoffnung, aber nicht auf den Kummer. Dieſe Fragen und Betrachtungen drängten ſich mir unwillkührlich auf. Ich beſchloß, nichts thunliches zu verſäumen, um ſie zu löſen.

Als dieſer letzte, unwiderſtehliche Ausbruch des Kummers geſtillt war, und ihr Geiſt durch den neuen Entſchluß beruhigt ſchien, wandte ſie ſich, mit einer Faſſung, die zugleich von ihrem tiefen, richtigen Gefühle Zeugniß gab, an Claude, und ihre Worte konnten nicht mißverſtanden werden: „Ich bin bereit, ganz bereit, zu meiner

Pflicht. Wohin willst Du gehen, während ich mich zum Tourmalet wende?“

Du bist also fest entschlossen zu gehn, sagte Claude, ob er schon, wenn nur die geringste Hoffnung, daran zweifeln zu können, dagewesen wäre, es lieber als Frage gestellt hätte.

„Gewiß, ich bin es,“ erwiederte sie. „Weshalb hätte ich so lange gewissenhaft bei meinem beschwerlichen Geschäfte verharrt, um es jetzt zu verlassen, wo es am allernöthigsten, ach und freilich auch am allerbeschwerlichsten ist? Gott! Gott! Nach Wochen der Erwartung, nach des Vaters festem Versprechen, nach allen unseren Gebeten, — daß er so ohne alle Hoffnung verloren ist! Ach, es ist zu traurig. Armer, unglücklicher Caribert!“ Hier kam ein neuer Thränenguß ihr zu Hülfe. Jetzt aber wurde sie durch die Ankunft ihres Vaters unterbrochen, welcher, sobald er den Streit zwischen den Spaniern und dem Engländer ausgeglichen, wohl argwöhnend, was seine Tochter

fortgetrieben hätte, ſie aufſuchte, um beſtimmt den Grund ihres Schluchzens zu vernehmen.

„Gut, gut, armes Mädchen,“ ſagte er, den Arm um ihren Nacken ſchlingend: „es iſt grade, wie ich es fürchtete. Aber wir können's doch nicht ändern, Aline. Wir müſſen uns fügen. Er hat einen neuen Anfall bekommen, nicht wahr, Claude?“

Ach einen, ſchlimmer als je. So auſſer ſich, ſah ich ihn nie. Die Ruhe während der letzten vierzehn Tage, ſcheint ſeinen Wahnſinn höher als jemals geſteigert zu haben. Es war furchtbar, wenn man ihn ſo raſen ſah, längs den Klippen am See Escoubous, und wie er dann nach dem Thale von Baſtan zu ſprang, im bloßen Kopf, mit nackten Beinen, die ſo zerriſſen waren, daß ſie hinter ſich eine Blutſpur, wie nur eine verwundete Gemſe, zurückließen.

„Himmel!“ ſchrie Aline, „und ich bin nicht bei ihm! Geh, Vater, und hole mir

die Kappe. Ich mag nicht zurück in's Haus, um nicht von Señor Manuels Fragen aufgehalten zu werden. Du kennſt ſeine Art, es gäbe gewiß einen Streit zwiſchen ihm und Claude. Schnell, lieber Vater, ſchnell.“

Weshalb jetzt, liebe Aline? erwiederte er, mit dem Wunſche, ſie zu beruhigen, und doch zugleich zurückgeſchreckt von ihrem entſchiedenen und doch liebevollen Tone. — Was willſt Du für ihn thun? Du erreichſt nicht den Pic vor ihm, und Du weißt, er iſt in den Händen der Vorſehung, die Alles zum Beſten führen wird.

„Wie“ rief ſie lauter und befehlender, als ich es je von ihr gehört: „wünſcheſt Du denn, daß er umkommen ſoll? Willſt Du es auf Dich nehmen, wenn er in ſeiner wahnſinnigen Verzweiflung, von einem ſchrecklichen Abhange ſich hinabſtürzt? Willſt Du es auf Dich nehmen?“ rief ſie mit ſteigender Kraft, und faßte dabei ſeinen Arm.

Weshalb ängſtigſt Du mich mit ſo peinlichen Fragen, Aline? Wenn der Himmel ihn zu ſich nehmen will, weiß er das am beſten.

„Ach, Vater! Vater!“ ſagte ſie vorwurfsvoll, „Du machſt mein Blut gerinnen.“ Dann eilte ſie mit verdoppelten Schritten nach dem Hauſe.

Höre doch, liebes Kind, verlaß mich nicht im Aerger. Du weißt, mein Herz blutet für ihn — aber iſt dein Glück nicht meine Welt? Können tauſend andere Leben dieſes aufwiegen? — Küſſ' mich, Aline. — Ich will Dir eine Kappe holen.

Schnell drehte ſie ſich um, ſchlang ihre Arme um des Vaters Hals, und kaum konnte man vor Schluchzen, die Worte hören: Ich weiß das Alles, ganz gewiß, — aber ſieh doch, Vater, wie ſchrecklich es iſt, von ſeinem Tode zu ſprechen, und von ſolchem Tode, wie ſeiner wartet, wenn ich nicht ſchnell heran komme.

„Geh denn in Gottes Namen, aber

die Nacht ist so finster, nie sah ich dichtern Nebel. Den Pic erreichst Du erst lange nach Tages Anbruch, und ist dieser erst da, so ist vielleicht Alles längst vorüber."

Ach, ich will die Hügel hinabrennen, und schneller als je, die Berge erklimmen. Auch hoffe ich, er wird, schwach und lahm wie er ist, und in dem Wetter, noch nicht viel Weges zurück gelegt haben. Will der Himmel, werde ich eher da seyn. Meine Kappe, Vater, meine Kappe!

Mir schien es, als müsse ich mich jezt selbst in's Mittel schlagen, nicht um die Wanderung zu verhindern, sondern um sie zu beschleunigen. Ihr Pflichteifer schien mir geheiligt zu seyn. Tief war ich von ihrem Unglück und dem geheimnißvollen, das ganze Abenteuer bedeckenden Schleier bewegt. Ich schauderte vor Angst bei der Vorstellung, wie sich der wahnsinnige Läufer in den Abgrund hinabstürzen könne, der nach allem, was ich davon gehört, eine schreckliche Verwandtschaft mit seiner Krank-

heit hatte. Früh am Morgen hatte ich dicht am Rande einer Kluft, die in der vorhin bezeichneten Richtung lag, geſtanden, und es war eine der ſchrecklichſten, die ich je geſehen, geſchaffen, wie ich mir vorſtellte, in einem Augenblicke, wo der Himmel die Welt tödtlich haßte. Es ſchien, als habe der Strahl des Zornes, geſchmiedet aus tauſend Donnerkeilen, die ganze Gebirgsmaſſe vom Gipfel bis auf die Wurzeln geſpaltet, und die ungeheuren, in der tiefſten Tiefe liegenden Felsklumpen hinabgeſchleudert. Voll peinlicher Begier, in den Grund hinabzublicken, hatte ich mich platt hingeſtreckt, und war vorſichtig bis an den Rand der weiten Mündung vorgekrochen. Mit der einen Hand die Wurzeln eines Rhododendron Strauches faſſend, mit der andern mich an eine vorragende Granitſpitze haltend, blickte ich vorſichtig hinunter. Zuerſt ſah ich Felsſtücke von ungeheurer Größe, welche mir, wie von der Erde losgeriſſen vorkamen. Einige ſchienen wie im Fallen begriffen zu

seyn, so hingen sie hinaus in den Ocean der Luft, nur durch eine geringe Stein- und Thonschicht daran festgehalten, die doch auch nur auf den nächsten Wolkenbruch zu warten schien, um sich ganz aufzulösen. Andere ungeheure Felsmassen drohten von dem kleinen Erdwall, von dem sie hinüber hingen, mit Nächstem hinab zu stürzen. Wenige wilde Blumen und Sträucher, die an den unregelmäßigen Seitenwänden schwebten — das einzige, schreckliche Bild des Lebens in dieser Scene, — glichen lebendigen Opfern, aufgehängt in dieser Schlucht des Grauens. Eine einsame Fichte mit zerbrochenen Aesten und verwitterndem Stamme, schwebte über die eine Seite hinaus. Selbst ihre Wurzeln hingen in der Luft, und nur mit wenigen Fasern haftete sie noch zitternd an der Klippe, als ahne sie, wie der nächste Regenguß ihr dürftiges Erdbette fortspülen, und sie in den Abgrund stürzen werde. Im ganzen Schlunde sah man die Spuren der Ungewitter und Stürme unzählbarer Jahr-

hunderte. Kein lebendes Weſen war zu ſehen, bis auf zwei oder drei Adler, welche durch die Lüfte, tief zu meinen Füßen, ſchweiften. Tauſend Fuß unter mir zogen die Wolken, und umhüllten die Gipfel mancher kleineren Hügel — denn ich ſtand damals auf einem der höchſten Punkte der Pyrenäen. Was weiter hinab lag, verſchwand meinen Augen in dem undurchdringlichen Nebel unten. Ich blickte aufwärts, und ſah nichts, als dichten Morgenreif, denn die Sonne hatte ſich nicht am Horizonte gezeigt. Ich hatte den Pic du Midi beſtiegen, um ihren majeſtätiſchen Aufgang zu ſehen. Statt deſſen ſah ich ein Gemählde troſtloſer Verlaſſenheit. Da wandte ich mich ab von dem Schlunde, ſprang auf, und eilte den ſanften, öſtlichen Abhang des Berges hinunter, jenem Thale zu, wo mich die Nacht bald in das Abenteuer verflocht, welches mich zu dieſer Abſchweifung verführte.

Während Aline, ihr Vater und Claude ſich unterhielten, und mein tiefſtes Mitgefühl

für den Wahnſinnigen erweckten, war die Erinnerung an meine Lage vom Morgen, wieder ganz lebendig geworden. Mein Schrekken vermehrte ſich mit der Theilnahme, und als ſie davon ſprach, daß Caribert ſich den Abhang hinunterſtürzen würde, ſo konnte ich mir keinen andern, keinen ſchrecklichern vorſtellen. Daher zwang es mich, zu ihr zu ſprechen: „Geh, geh, würdiges Mädchen, — zögere nicht länger — keine Umſtände — nimm das Pferd des fremden Herrn, und vielleicht kommſt Du noch zu rechter Zeit, ihn zu retten.“

Der Vater und Claude billigten mit Wärme meinen Vorſchlag. Aline allein ſchien einen Augenblick zu zaudern, aber wenige dringende Worte der Anderen, und die Wiederholung meiner Bitte, entſchieden über ſie. Wir näherten uns deshalb vorſichtig dem Ueberdach, wo der Klepper ſtand, während der Vater ins Haus ging, um Alinens Kappe zu holen, und nach den Gäſten zu ſehen. Claude und ich ſchnürten

das rohe Satteizeug des kleinen Thieres, und machten mit etwas Streu und dem Laken, welches dem Wirthe zu ſeiner kurzen Ruhe gedient, ein ziemliches Reitkiſſen für Almen zurecht. Der vorſichtige Bote kam bald mit ihrem ſcharlachnen, wollenen Kragen und Kappe zurück, und unter unſer Aller Beiſtand, ſaß ſie nun auf dem Pferde. Nachdem ſchnell ausgemacht worden, daß ſie nach dem Tourmalet reiten ſollte, um auf dem kürzeſten Maulthierpfade den Pic du Midi zu erreichen, Claude aber grade zu, über die Berge, nach dem See Escoubous wollte, um wo möglich dem Raſenden zu begegnen, und ihn zu beobachten, ſagte das anziehende Mädchen uns Lebewohl, und machte ſich auf den Weg.

Drittes Kapitel.

Obgleich Aline sehr bald aus dem Gesicht verschwunden war, schien doch keiner von uns geneigt, den Ort zu verändern, wo sie eine solche Leere zurückgelassen hatte. Wir horchten, wie nach einer Verabredung, jeder auf seinem Platz, auf den Hufschlag des kleinen Kleppers, wie er vorsichtig über den rauhen Kiesweg, der vom Hause nach meines jungen Freundes, des Ziegenhirten Hütte führte, hinschritt. Seine Reiterin wurde indessen bald dieser Zögerung überdrüssig, denn wir hörten jetzt den Wiederhall des Galopps, indem sie das Thier hinüber-

gelenkt hatte auf den weichen Rasen, der zu beiden Seiten den Weg einschließt. Auch dieses Geräusch verschwand, indem das wilde, zuweilen aus dem Hause hervorschallende Gelächter es übertönte, und als nichts mehr von unserer Heldin zu hören war, schienen ihr Vater und ich, gegenseitig zum Reden aufgelegt. Ich brach jedoch zuerst das Schweigen: „Diese Tochter, mein Freund," sagte ich, „ist in Wahrheit ein Schatz."

Ein Schatz! rief er aus: sie ist ein Wunder der Schöpfung. Mein Wort! Sie kennen nicht den tausendsten Theil ihres Werthes, oder was sie mir war die zehn Jahre, seit ich ihre Mutter verlor: und um so traurigeer ist's, daß ihre Gesundheit und ihr Glück durch einen unseligen Tollen zerstört werden muß.

„Aber" sagte ich, „es kann ja Alles noch gut werden mit ihm. Er kann seine Gesundheit wiedergewinnen."

Da sey der Himmel für, erwiederte er

haſtig. Das wäre grade das Uebelſte, was geſchehen könnte.

„Wie ſo? Iſt ſein Wahnſinn gut geheilt, dann mag ſie ihn heirathen, und noch glücklich werden.“

Heirathen, und Caribert! — Ach, lieber Herr, Sie wiſſen nicht, wie die Sachen ſtehen. Sie kennen die ganze Geſchichte nicht. Kennten Sie dieſe, da würden Sie ſich nicht wundern, wenn ich ihn in den Himmel wünſche, den unglücklichen Teufel. Bis er todt iſt, ſage ich Ihnen, mein Herr, kann es nur Elend geben für meine Tochter oder dieſen hübſchen Burſchen hier, und auch wohl gar für mich.

Hier fielen meine Augen auf Claude, welchen beſonders zu betrachten, mir bisher Licht und Luſt abgegangen waren. Er lehnte ſich auf ſeinen Stab, und ſtarrte vor ſich hin, ohne auf uns oder unſere Unterhaltung acht zu geben, indem er augenſcheinlich noch immer auf den fernen und unhörbaren Hufſchlag horchte, oder doch zu horchen ſich ein-

bildete. Ich wette, er betrog ſich ſelbſt, aber die Seelen der Liebenden haben ſowol Ohren als Augen, und ein gewöhnlicher Beobachter kann eigentlich nicht den Raum meſſen, in welchem ſie hören und ſehen können. Früher war es mir nicht eingefallen, daß Claude Alinens Liebhaber ſey. Ich hatte weder gefragt, noch darüber nachgedacht, ob er ihr Vetter, Freund oder was ſonſt für ein wohlwollender Bote ſey? In ſeinem Benehmen gegen ſie lag nichts von einer beſondern Zärtlichkeit und abſichtsvoller Aufmerkſamkeit. Bei ihm ſah man nichts von jenen unwillkührlich geltend gemachten Anſprüchen, in ſeiner Aufmerkſamkeit, — nicht jenes zur Schau getragene, bewußte Vorrecht, zu rathen und zu tröſten, — nicht das Bewußtſeyn des Rechtes, ihr nahe zu ſeyn — nicht jenen vertraulichen, Einfluß ankündigenden Ton, welcher bei den meiſten Liebenden Hand in Hand geht mit der innigſten Zärtlichkeit. Als ich aber ſein Benehmen in ihrer Gegenwart mit dem We-

sen verglich, wie er jetzt auf den Fleck hinstarrte, wo sie kurz zuvor gestanden, so wie mit seinem ausdrucksvollen, klugen und milden Gesicht, da wurde ich ganz überzeugt, daß er der Liebhaber war, welche unübersteigliche Hindernisse seiner Leidenschaft auch im Wege stehn mochten. Er schien gegen vier und zwanzig Jahr alt, und mehr zur Thätigkeit als zur Ausdauer gebildet; und als er so, schweigend auf seinen Stab gelehnt, im milden Schein des durch die Fenster herausdringenden Lichtes dastand, dünkte er mich mehr einem zarten und freundlichen Jünglinge aus der Ebene zu gleichen, als wie wir uns den kühnen, unternehmenden Bergmann vorstellen. Die Seltenheit einer solchen Gestalt in diesen rauhen Gegenden, und der Abstich, welchen sie gegen die rohen Formen des Wirthes und der Schmuggler, ja fast aller Pyrenäenbewohner bildete, zog mich ganz besonders an. Mit einemmale interessirte ich mich für ihn; und ich muß eingestehen, daß ich zu Denen

gehöre, welche von dem erſten Anblick fremder Leute, oder dem erſten Lächeln zarter Frauen, für ſie gewonnen werden können.

„Sehen Sie einmal, wie er ſo nachdenkend daſteht,“ flüſterte mein Wirth, indem er mich am Elbogen zupfte. „So gehts mit ihm ſeit zwei Jahren. Er läßt in ſeiner Treue nicht nach, ſo oft ſie ihn auch zurückgeſtoßen hat; und ſeit der Kerl, der Caribert, toll geworden, die fünf Monath über, iſt der gute Burſche ihm immer gefolgt, und hat ihn, wie nur eine verirrte Ziege, bewacht, Alles aus Liebe zu ihr; und doch iſt, wie ich vorhin ſagte, keine Hoffnung für ihn, ſo lange Jener lebt, — vielleicht auch nachher nicht.“

Sie zog alſo den armen Caribert vor? ſagte ich, ein paar Schritte mich mit ihm von Claude entfernend.

„Freilich, aber der Himmel allein weiß weshalb; denn gegen unſern Claude gehalten, war er ſo hart und rauh als der Fel-

sen, von dem sein Vater herabgestoßen wurde."

Was sagt Ihr da? rief ich schaudernd aus, denn ich verstand die letzten Worte, denen überdieß eine in den Bart gebrummte Verwünschung folgte, nur halb. — Wurde sein Vater von einem Felsen hinabgestürzt?

„Ach, ich vergaß, daß Sie die Geschichte nicht wissen. Ich will Ihnen was sagen. Warten Sie nur, bis die Spanier gegangen sind, der Fremde wieder zu Bette, und Claude über die Berge fort ist, dann will ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen, von diesem unglücklichen Caribert, von Claude und meiner armen Tochter. Warten Sie ein wenig, daß ich nur in's Haus gehe, um Alles zurecht zu machen. — Komm Claude, mein Junge, was denkst Du davon? Komm herein, und iß etwas zu Abend, ehe Du aufbrichst. Du hast einen langen Weg vor Dir, und mußt gewiß schon müde seyn. Wach auf, mein Junge!" Er begleitete diese Worte mit einem Schlage auf Clau-

de's Schultern, und einem herzlichen Händedrucke. Claude antwortete, er ſey zwar etwas müde, habe jedoch keine Luſt zum Abendbrot. „Ich will mir nur ihre Flinte leihen, Herr Monard" fügte er hinzu. „Wenn ich über den Arbizon muß, könnte ich auf einige Gemſen ſtoßen, oder vielleicht die Jäger auf meinem Wege treffen."

Du ſollſt die Flinte mit Vergnügen haben, denn Du weißt ſie gut zu gebrauchen, und in Acht zu nehmen. Komm herein, ich will ſie Dir langen, und deine Flaſche und den Sack füllen, wenn Du jetzt nicht eſſen magſt.

Während dieſes Geſprächs war ich ſelbſt zum Entſchluß gekommen. So ſehr mich auch nach den, mir vom Wirth verſprochenen Entdeckungen verlangte, wollte ich ſie mir doch nicht mit dem Verluſt von Claude's Geſellſchaft erkaufen. Ich hatte mich entſchloſſen, ihn über die Berge zu begleiten, und hegte dabei die Hoffnung, einen großen Theil von dem zu erfahren, was

mir Moinard zu entdecken versprochen; vor allem aber lockte es mich zugleich wieder, mit Alinen zusammen zu kommen, welche ich bei dieser Gelegenheit so gut, als den unglücklichen Gegenstand ihres Eifers, anzutreffen hoffte. Mich trieb die Ungeduld, mich deshalb baldigst mit Claude zu vereinigen, um schnell aus dem Gehöfte zu entkommen, ohne erst durch die Gruppe der Gäste drinnen gestört zu werden, deren Zwistigkeiten nun, wie ich aus ihren Zechgesängen vernahm, in eine sehr stürmische Eintracht übergegangen waren.

Trotz meines Verlangens, tiefer in dieses Abenteuer verflochten zu werden, trieb mich doch der Kitzel, noch einen Abschiedsblick auf den Brittischen Don Quixote und die Spanischen Helden zu werfen, mit denen er bei meinem Fortgehen so sehr geneigt schien, Lanzen zu brechen. Ich schlich mich deshalb an die Thür, und faßte außerhalb des Lichtscheins Posto, um, selbst ganz unbemerkt, meine Beobachtungen anzustellen.

Die drei Sänger ſaßen rund um den Tiſch, auf welchem ein braunes Brot, Ziegenkäſe, eine Schüſſel mit rohen Zwiebeln, die Reſte einiger trocknen Bratwürſte, ein Waſſerkrug und eine Flaſche, vermuthlich voll Branntwein, ſtanden. Hieran hatten ſich die Spanier, als Vorbereitung ihrer Reiſe, gelabt, und während ſie ihr ſpätes Mahl hinunterſpülten, begleiteten ſie ihr Getränk noch durch den Rauch der Cigarren. Mein Landsmann war auf gleiche Art verſorgt, und die ganze Gruppe gewährte einen Anblick der ſeltſamſten Vermiſchung. Der eine Schmuggler, ein großer, breitſchultriger Kerl, mit ſchwarzem, buſchigen Haar und Knebelbart, und dem ungeheuren Mantel, in den er ſich hüllte, hatte des Stutzers weißen Muſchelſchalenhut aufgeſetzt, und um nun beim Singen ihn nicht vom Kopfe zu verlieren, wurde er beim Balanciren zu den wunderbarſten Geſtikulationen gezwungen, welche dann den lachenden Stutzer zu Stellungen von ähnlicher Anmuth nöthigten. Er trug

dagegen des Spaniers ungeheuren Hut, der ganz über sein Gesicht fiel, so daß ich davon nichts als den Mund sah, welcher vom Cigarro geschmückt und zuweilen geöffnet wurde, um den Rauch aus-, und den Grog einzulassen. Er saß ohne Rock, hatte aber Mannettens rothe Kappe, wie eine Schürze über die Schultern geworfen. Sein gigantischer Schatten gaukelte höchst ergetzlich auf dem Flur, während das vergrößerte Antlitz des zweiten Spaniers, der noch immer das Schnupftuch um den Kopf gebunden hatte, auf der Mauer grinste, an welcher er saß. Mannette schien außer sich vor Lust über den Auftritt. Sie sprang zuweilen im Zimmer umher, tanzte nach den wilden Tönen, und schnalzte mit ihren Fingern, als schlüge sie Castagnetten. Sie pflanzte sich wieder auf's Bette, und ahmte die Stellung des Stuzzers nach, oder hielt sich beide Seiten vor heftigem Gelächter. Claude stand im Winkel ohne Acht zu geben, und ohne von den Sängern bemerkt zu werden. Er prüfte nur

die ihm vom Hausherrn gegebene Flinte, und dieſer wirthſchaftete im Zimmer umher, alles zur Abreiſe ſeiner verſchiedenen Gäſte vorbereitend. Ich hätte gewünſcht, mehr von den Worten des Geſanges gehört zu haben. Es war einer jener patriotiſchen Ergüſſe, gedichtet während des letzten Krieges, den ich auch ſchon mehrere Monathe früher, an einem andern Theile der Spaniſchen Gränze, vernommen hatte. Er fing ſo an:

Españoles, la patria oprimida
Os convoca en los campos de honor.
Acudid à su voz imperiosa
Recobrad nuestro antiguo valor *).

Das Uebrige habe ich vergeſſen, bis auf die Schlußſtanze, die ſich mir mehr einprägte, da der Engländer, hoch erfreut über

*) Spanier, Schmach des Vaterlandes
Ruft Euch auf das Feld der Ehre.
Hört auf die Gebieterſtimme,
Ringt um unſern alten Namen.

den Inhalt, ihre Wiederholung wohl ein Dutzend mal verlangte.

En defensa de causa tan justa,
Toma parte el Britano valor;
Tema el mundo tan fuertes naciones
Tiemblа de ellas el tirano feroz!
Estrechados en firme alianza
Mueve á entrambos igual interes
Y qual Dios tutelar venerado
Sera siempre de España el Ingles *).

Zu den kriegerischen, schönen Gesängen und den tönenden Stimmen der Spanier, hatte der lustige und unermüdliche Stutzer allerhand Englische Jagd- und Trinkweisen

*) Mit uns kämpft in so gerechter
Sache auch der Britten Muth.
Ehre, Welt, so kraft'ge Völker,
Wilder Wüthrich, zitt're Du!
Fest in inniger Verbindung
Treibt uns Beide gleiche Wuth,
Unser Schutzgott sey für immer,
Sey für Spanien Engelland.

angeſtimmt, und dabei auf den Tiſch geſchlagen, und im Vollgefühl der freien Volksluſt auf den Boden geſtampft. Ich muß geſtehn, ich war ganz zufrieden mit meinem närriſchen Landsmann. Ich ſah, es war ein Burſche, der eben ſo gut fühlen als fechten konnte, und es koſtete mich etwas, daß ich nicht ſogleich auf ihn los ging, und ihm die Hand drückte, um Theil zu nehmen an der firme alianza der Parteien. Ein wenig Nachdenken aber hielt mich zurück. Ich dachte daran, daß, wenn ich mich als Engländer ankündigte, ſeine Geſellſchaft mir ſehr läſtig werden könnte, und aus demſelben Grunde verlangte mich auch nicht nach einer freundſchaftlichen Vereinigung mit den Spaniern. Claude ſtand auf dem Punkt abzugehn, und da keine Zeit zu verlieren war, entſchloß ich mich ins Haus zu treten, um Ranger und meine anderen Geräthſchaften zum Marſchiren zuſammenzunehmen. Hier muß ich nur am Rande bemerken, daß es mir nicht die geringſte

Schwierigkeit machte, in diesen Gränzdistrikten für einen Franzosen zu gelten, wo die Eingebornen durchaus nicht merken konnten, was in meiner Aussprache fremd war, und wo ich mich genöthigt sah, das Französische und Spanische mit einer tüchtigen Quantität Patois zu versetzen. Ich grüßte deshalb die Gesellschaft auf Pariser Art, die denn auch für echt galt. Die drei Freunde sahen sich bedeutungsvoll an, und stimmten noch einmal den letzten Vers des Gesanges an, während der Engländer, wie ein heiseres Echo, die Schlußworte España el Ingles mit einer Stimme wiederholte, welche sein unmusikalisches Aeußere nicht Lügen strafte. Es schien ihm daran gelegen, meine Aufmerksamkeit anzuziehen, und man sah ihm die Lust an, den ganzen Zwist beider Nationen auf sich allein zu nehmen, weshalb er denn mich, wie er mir nachher gestand, für einen schuftigen, feigen Burschen hielt, weil ich auf seine herausfodernde Mienen gar nicht Achtung gegeben hatte. Doch ging es

nicht ganz unbeobachtet an mir vorüber; ich merkte es, freute mich, und war nicht wenig darüber vergnügt. Ich hatte jedoch allein mit Claude zu thun, den ich in der Kürze von meiner Absicht, ihn zu begleiten, unterrichtete. Er war damit zufrieden, und unser Wirth erklärte nun, da auch ich zu wandern entschlossen sei, wollte er mit uns nach dem westlichen Abhang des Berges Arbizon hinübergehen, wo er eine Heerde besäße, nach der er mehrere Tage sich nicht umgesehn, und deren Führer leicht, wenn die Bärenjäger vorüberzögen, ihnen folgen möchte.

Nachdem wir uns so geeinigt, war nichts mehr zu wünschen, als daß die Spanier so bald als möglich abziehen möchten. Moinard redete sie deshalb in ihrer Sprache an:

„Ihr Herren, ich weiß wol, daß der ein Thor ist, der gute Gesellschaft stört, aber das Vergnügen sollte doch immer den Geschäften nachstehn. Ihr wißt, was ich

meine, Señor Manuel. Die Maulthiere sind erfrischt, das Nachtmahl ist zu Ende, der Hahn kräht. Wann denkt Ihr aufzubrechen?"

Bei meinem Heiligen, Moinard, Ihr seyd der zuverlässigste aller Schmuggler. Die zwanzig Jahr her, daß wir zusammen Geschäfte treiben, hielt Euch weder ein Mädel noch ein Gläsel vom Handel ab, wenn nur irgend etwas zu machen war. Desto besser für eure Töchter, Freund, und die tüchtigen Burschen, die sie und ihr Gespartes einst bekommen werden. Ja so, von wegen der Mädchen, was ist denn mit meiner lieben Aline geworden? Ich sah sie heute Nacht einmal mit dem jungen Claude zusammen; so denke ich wol, sie sieht ihn nicht mehr so scheel an, wie sonst, und hat ihren tollen Caribert verlassen, daß er, wie er's zu thun pflegt, mit seines Vaters Geist jagen kann. Ist es so?

Moinard blickte, während er antwortete, ängstlich auf Claude, dessen Wangen

Zei-

Zeichen des Aergers verriethen. „Ach, Manuel, es taugt nicht, die Saite zu berühren. Claude möchte es übel nehmen, was Ihr da sprecht, denn, wenn er auch das scheel ansehen von Alinen verträgt, duldet er doch dergleichen von Niemand anderm.“

Wenn es so steht, sagte Manuel, so will ich nicht die Gefühle des Burschen kränken, aber ich dachte auch nicht, daß er Spanisch verstände. Damit sprang er auf, reichte Claude seine Hand, und redete ihn in schlechtem Französisch an: „Komm, Claude, mein Junge; hier, nimm Eines Hand, der's herzlich gut mit Dir meint.“ Claude lächelte gutmüthig und schüttelte sie. Das ist ein hübscher, ehrlicher Bursche, fuhr der Spanier fort. „Ich wünsche Euch Glück von ganzem Herzen. Nur Einen Rath will ich Euch dabei geben. Wenn Aline fortfährt, grausam zu seyn, und sich wieder zum Wahnsinnigen hält, so kommt nur über die Berge an einem schönen Tage nach Puertolas.

Da will ich Euch einführen bei meiner kleinen, schwarzäugigen Nichte, die den Bolero eben so gut tanzt, wie irgend ein Mädchen in Aragonien, und Eure Zuneigung mit Lachen, statt mit Murren, so wahr ich Manuel heiße, erwiedern wird. Ihr wißt ja, wie wir in Spanien sagen: Der Fleck von der reifen Maulbeere, wird durch eine grüne ausgelöscht.“ *)

Ich danke Euch, Señor, erwiederte Claude. Wenn mir hier keine Hoffnung übrig bleibt, komm ich vielleicht, und besuche Euch am Ufer der Cinca; — aber eher gewiß nicht, als bis dann!

„Sehr gut, lieber Junge; komm, wann es Dir gefällt, Du bist immer willkommen. Ich sage nie etwas, und meine es anders, davon kannst Du versichert seyn. Nun

*) Dicen que ya no me quieres
No me da para maldita,
Que la mancha de la mora
Con otra verde se quita.

Santjago," ſprach er zu ſeinem Cameraden, „wollen wir die Mauleſel wieder beladen. Die Sonne darf uns diesſeits der Niederlage nicht mehr antreffen. Adieu, mein wakkerer Engländer. Wir wollen noch einmal unſre Hüte wechſeln, wenn's Euch gefällt, als Zeichen der Liebe." Der Stutzer errieth aus den Geberden des Sprechers, was er wolle, und richtete ſich deshalb auf, faſt ſo grade und ſchlank, wie ein junger Fichtenbaum. Dann gab er des Spaniers Hut zurück, fuhr mit den magern Fingern durch ſeine krauſen Locken, welche er ſchon früher von den Papilloten befreit hatte, und blickte ſelbſtzufrieden einmal in den kleinen Spiegel, der über dem Kamine hing.

Jetzt war Alles im Aufbruch. Die Spanier gingen unter das Vordach, indem ihnen Moinard und der Stutzer folgten. Mannette trug einen Rock und einen der Säcke, welcher Jenen gehörte, und Claude und ich gingen, um der Abreiſe zuzuſehen. Kaum waren ſie unter das Vordach getre-

ten, als ich den Stutzer sehr eifrig nach seinem Klepper blicken sah. Die Spanier waren mit dem Festgürten und Striegeln ihrer Maulthiere beschäftigt, und Moinard bemerkte entweder seine suchenden Blicke nicht, oder wollte sie doch nicht bemerken. Als endlich die Maulthiere fertig gesattelt, und die Schmuggler zum Abgehen bereit waren, hielt es der Stutzer für die höchste Zeit, mit seinen Fragen und Klagen, über das Verschwinden der kleinen Mähre heraus zu rücken. Er wandte sich an die Spanier mit dem besten Französisch, dessen er Herr werden konnte, und aus seinem Tone konnte ich deutlich schließen, er sey nicht ohne Verdacht, daß sie im Spiele wären. „Blut und Wuth!“ schrie Manuel: „was denkt er, Moinard? Denkt er, wir hätten seinen Klepper in unsere Tabacksblätter verpackt?“

Beruhigt Euch, sagte Moinard auf Spanisch. Ich will ihn schon zufrieden stellen. Laßt mich das nur machen. Dann

wandte er ſich wieder Franzöſiſch zum Engländer: Ihrem Pferde, mein Herr, iſt nichts geſchehen; ich will Ihnen dafür ſtehn.

„Wo, zum Teufel, iſt es denn?“ fragte ärgerlich der Stutzer. „Ich will es durchaus haben, und Niemand ſoll ſich vom Flecke rühren, bis ich des Thieres gewiß bin.“

Mit dieſen Worten ſtreckte er ſeine beiden langen Arme, zur Rechten und zur Linken, aus; den Rücken mir zugekehrt, glich er einem großen Wegweiſer, indem er die Zügel der beiden Mauleſel feſthielt, und ihren Führern in rein ariſtocratiſchem Tone zu halten befahl.

„Tod und Feuer!“ rief Manuel (denn der andre Spanier hatte, ſo viel ich weiß, in der ganzen Nacht kein Wort geſprochen.) „Nie ſah ich ſolchen phlegmatiſchen Kerl. Tod und Feuer! was ſoll dies?“ und ich ſah, wie er in dem Augenblicke ein Meſſer herauszog. Sein Camerad that das nämliche. Jetzt ſprang ich zu, beſorgt für das

Leben meines Landsmannes, der indessen gegen die Gefahr ganz gleichgültig schien, und kopfschüttelnd in reinem Englisch (offenbar nur um sich selbst zufrieden zu stellen) betheuerte, daß er verdammt seyn wolle, wenn sie nur einen Schritt fortgingen, ehe er sein Pferd zurückerhalten hätte."

Mit seiner eigenthümlichen Besonnenheit, legte Moinard die Hand auf des Stutzers Arm, und sagte zu ihm mit fester Stimme: „Bedenken Sie, Herr, Sie dürfen diese Ehrenmänner nicht beleidigen. Was Ihr Pferd anbetrifft, muß ich Ihnen nur sagen, daß Niemand anders es hat, als meine Tochter Aline, die (um die Wahrheit zu gestehen) es sich geliehen, um über die Berge hinüber, nach einem kranken Geliebten zu reiten!"

Das letzte Wort blieb fast in seiner Kehle stecken, es besänftigte dagegen ganz das Herz des Mannes, an den es gerichtet war. „Ihr Geliebter" sagte er, allmählig die Zügel fahren lassend. „Gott segne das

Mädchen, ich hätte ſie auf meinem eignen Rücken hintragen wollen, wäre das Pferd nicht da geweſen. — Herzlich gern, herzlich gern, und ich hoffe, Ihr werdet mich tauſendmal bei meinen würdigen Verbündeten hier, für meine Unhöflichkeit entſchuldigen. Ihr ſeht doch aber, ich handelte nicht ohne Grund.“

Moinard machte den Dolmetſcher und ſöhnte die Parteien aus. Die Spanier waren zufrieden, und nachdem ſie mit dem Stutzer und dem Wirth die Hand geſchüttelt, und von Mannetten einen Kuß bekommen hatten, ſtiegen ſie ſchnell den Hügel hinauf, und waren bald verſchwunden. Der Wirth überredete nun den Stutzer, zu Bette zu gehen, und den unterbrochenen Faden ſeiner Ruhe wieder anzuknüpfen; Aline, verſicherte er, würde bald nach Tagesanbruch wieder da ſeyn, um ihm ſeinen Klepper wieder zu bringen, und Frühſtück zu bereiten. Sein offenes Weſen beruhigte den

freisinnigen edlen Stutzer vollkommen, der nun, ohne weitere Umstände und zu meiner großen Zufriedenheit, in seinen Verschlag spazirte.

Viertes Kapitel.

Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem Aline von uns geſchieden, machten auch wir uns ſchnellen Schrittes auf den Weg. Meinard gab Mannetten noch einige Weiſungen über die Wirthſchaftsangelegenheiten während ſeiner Abweſenheit, ſetzte die Mütze auf, und führte uns hinauf nach den Bergen. Claude und ich folgten ihm dicht auf den Hacken, und Ranger uns Beiden. Wir waren leicht und friſch, da ich meinen Torniſter, mit dem Vorſatz, wie auch das Abenteuer ausfalle, nach der Hütte wiederzukehren, dort zurückgelaſſen hatte.

Es war grade der Monat Auguſt; in welchem Jahre kümmert uns nicht. Die Nacht war neblig geweſen, Grund genug für mich, einen ſchönen Morgen zu erwarten. Der ſanfte Pfad, den wir entlang gingen, und die tiefe Unterhaltung, in die wir geriethen, verkürzte uns den Weg, ſo daß ich erſtaunte, als wir eben aus einer tiefen Schlucht den halben Bergrücken erklommen hatten, bei einem Blick nach Oſten den Morgen dämmern zu ſehen. Ich hielt einen Augenblick inne, um Athem zu ſchöpfen, denn wir waren ſehr ſchnell hinaufgeſtiegen. Beim Umherblicken ſah ich zu meiner Freude, daß die Nebel allmählig ſtiegen, und die Gründe unten klar wurden. Ich konnte den kleinen Fluß erkennen, welcher, je näher wir ſeiner Quelle gekommen, um ſo ſchneller geworden war, ſo wie jene noch ſchnellere Bächlein, die in ihn rieſelten, gleich Silberfranzen, die über den Heidemantel des Berges hingen. Ein friſcher Hauch kam von Oſten, die Sonne verkün-

dend, und ſchon ſah ich ihre Vorläufer am Himmel. Da ich an meine verfehlte Abſicht vom vorigen Morgen auf den Pic du Midi dachte, ſo entſchloß ich mich, wenigſtens bei Zeiten auf dem Gipfel des Arbizon zu ſeyn, um die erſten Strahlen der Tagesgöttinn zu ſehen, wie ſie ihr glänzendes Antlitz meiner heutigen Welt zeigte. Ich machte dies meinen Führern bemerklich, und wir eilten fort. Meine Gefährten, wie ſie auch mit dem Auftritt bekannt ſeyn mochten, ſchienen doch meinen Eifer zu theilen. Wir verließen Alle den Gegenſtand, der eben unſerer Unterhaltung ſo viel Anziehendes verliehen, und huldigten ſchweigend der Fürſtin, deren Lever wir uns beizuwohnen beeilten. Die Nebel hielten mit uns zuerſt gleichen Schritt; ſie ſtiegen eine Zeitlang neben uns in die Höhe, eilten uns aber bald vorauf, und als ſie Alles vor uns klar machten, ſahen wir ſie allmählig ſich mit den Wolken verſchmelzen, die bereits hoch oben an des Berges Gipfel ſtanden. Als das Licht wuchs, ſchien mit

ihm Festigkeit und Sicherheit auf die Erde zu kommen. Das Heulen der Wölfe und Anschlagen der Schäferhunde, das während der Nacht ohne Unterbrechung fortgedauert hatte, wich jetzt dem Summen der Insecten. Zwei oder drei Adler, jetzt ihres Weges sicher, wogten herab durch die Luft, und schienen mit ihrem scharfen Blick, die tiefsten Schlünde des Thales zu durchschauen. Die wilden Blumen öffneten ihre Kelche, und athmeten ihren Duft in die Lüfte aus, welche sie vorüberziehend küßten. Die ganze Natur schien sich zur kommenden Feier herauszuputzen. Die grauen Wolken färbten sich bunt und mannigfaltig. Die hier und dort aus ihnen heraustretenden Bergspitzen glänzten rosig, und die Schneehaufen, die auf ihren Granitbetten lagen, glühten in Carmoisin und Purpur. Athemlos eilte ich aufwärts, denn ich fürchtete zu spät zu kommen. Ich fand, die Natur war zu schnell für mich. Der Horizont war schon von dem gelben Streifen bedeckt, welchem die Sonne

ſo bald nachfolgt. Schnell ſchoſſen ihre Strahlen in die Höhe, und der weſtliche Himmel glühte im Widerſchein vom bunten Reichthum der glänzenden Farben. Ich eilte noch ſchneller, indem ich es jetzt übernommen, meine Gefährten zu führen. Ich blickte nicht eher auf, als bis ich mich ganz von dichtem Nebel umgeben ſah, und erſt, als ich alle Ausſicht auf das ſchöne Rundgemählde um mich her verloren, bemerkte ich, daß wir in der That mitten in den Wolken ſtanden.

Der Schmerz fehlgeſchlagener Erwartung traf mich, doch hörte ich nicht auf, zu eilen. Claude und Moinard riefen mir zu, ich ſtiege zu hoch für den Steg; ich aber rief ihnen zu, ich wolle bald genug mit ihnen wieder zuſammentreffen. Sie hielten inne, und ich eilte weiter. Noch immer hoffte ich, eine Oeffnung im Höhenrauche zu finden, um einen Blick hinunter, auf die im vollen Glanze der neuen Beleuchtung daliegende Welt werfen zu können. Bald

ſah ich, daß meine Hoffnung eitel und der Moment ſchon vorüber ſey, denn alle Wolken waren mit einemmale ganz hell erleuchter, jeder Nebelſtrich, jeder Punct ſtrahlte ſilbern, und von der Maſſe des Lichtes ſchien die Atmoſphäre faſt erwärmt. Nach wenigen Minuten drang ich bis zu den Gränzen dieſes glänzenden Scheines. Die Gipfel der Berge fingen an hervorzuſcheinen, — zunächſt der blaue Himmel oben — und in ein oder zwei Schritten war ich völlig aus dem Nebel herausgetreten. Heilige Ehrfurcht ergriff mich, als ich jetzt auf die feierliche Scene rund um hinblickte. So weit mein Auge die ſcheinbar gränzenloſe Weite durchdringen konnte, ſah ich nur einen weiten Ocean dichter Wolken unter mir, und das weite Himmelsgewölbe über mir. Nicht die geringſte Spur von feſtem Boden oder von Menſchen. Bei dieſem Gemählde fluthender Wolken, dachte ich unwillkührlich an die allgemeine Sündfluth, als die Welt voll Waſſer daherwogte, und

alle Spuren des Lebens begrub. Ich ſah die letzten lebenden Opfer fliehen vor der andringenden Fluth, und zitternd auf die Gipfel der höchſten Berge eilen. Unwillkürlich zog auch Ich mich auf einen höhern Standpunkt zurück, und würde vielleicht mitten in meiner Betrachtung geflohen ſeyn, hätte nicht das plötzliche Hervorbrechen der Sonne, der wundervollen Scene einen neuen und glänzenden Character verliehen. Plötzlich fuhr ſie empor aus der dichten Wolkenmaſſe in den reinen, heitern Himmel. Keine Strahlen umgaben ſie. Kein irdiſcher Gegenſtand trat heraus, um irgendwo Schatten zu werfen oder von ihr beſchienen zu werden. Es war ein Feuerball, deſſen Glanz man nicht ertragen konnte. Nur einen Augenblick ſah ich hin, und faſt hätte mich der Augenblick blind gemacht. Ich ſchloß meine Augen, und als ich ſie wieder aufſchlug, beſtand das ganze Wolkenmeer aus Kränzen von Schnee, über einander in blendender Weiße gewunden. Die Scene war zu glänzend und zu erha-

den, um sie lange anzublicken. Ich wandte mich deshalb um, und gewahrte nun gegen Süden, die weit nach rechts und links ausgebreitete lange Bergkette, fernhin in ungewissem Lichte verschwinden.

So dürr und verlassen sie auch aussah, so sprach mich doch eine befreundete Natur darin an. Es waren fühlbare Gegenstände, die mich in die Welt zurück, und menschliche Gedanken wieder in mir hervorriefen. Ich sah sie in ihrer verehrungswürdigen Größe, ihrer wunderbaren Gestalt, wie sie auf der Erde thronten, und von himmlischem Feuer bedeckt waren. Bei aller sonstigen Ehrfurcht vor ihrer mächtigen Erscheinung, machten sie doch nie einen so großen Eindruck auf mich, als jetzt, und diese Berge dünkten mir erhabener, als alle vereinigten Wunder der ganzen Natur.

Während ich so, Alles unter mir vergessend, auf dem höchsten Gipfel des Berges stand, hörte ich einen Schuß hinter mir, und bereitete mich, hinunter zu steigen.

Grade als ich mich in den Nebel ſtürzen wollte, ſah ich Claude's Kopf daraus vorblicken. Er und Moinard, unfähig die Urſach meines ſchnellen Forteilens zu faſſen, waren für meine Sicherheit und meinen Verſtand zugleich beſorgt geworden, und ich merkte, daß ihre frühere Eil, die meiner Meinung nach aus derſelben Quelle mit meinen Gefühlen entſprungen war, ſehr innig mit der unſerer armen Aline zuſammen hing. Der Klang dieſes Namens und Claude's Ausſprache deſſelben, wirkten wie ein Zauber auf meine Gefühle, und ich machte mir Selbſtvorwürfe, ſolcher dunkeln Träumereien wegen das wahre menſchliche Intereſſe und menſchliche Gefühle vernachläſſigt zu haben.

Meine böſliche Verlaſſung wieder gut zu machen, verdoppelte ich meine Schritte, um Moinard nachzueilen, der, im Vertrauen, daß Claude's und meine jüngeren Glieder ihn leicht einholen würden, bereits hinabgeſtiegen war. Wir hatten noch

ein tüchtiges Stück Weges bis zum Fuß des Pic du Midi, wo wir mit Alinen zusammentreffen sollten. Bald waren wir wieder in unser Gespräch vertieft. Meine Gefährten theilten eben so gut mit, als sie redselig waren, und ich denke hier dem Leser alles, was ich sowol von ihnen als späterhin durch Alinen, Cariberts Mutter und wer sonst in dieser Geschichte mitspielt, erfahren habe, zusammenzustellen. Denn die Erzählung jedes Einzelnen, oder das Gespräch mit ihm, läßt sich nicht gut getrennt wiedergeben, und könnte vielleicht dem Ruf des Einen oder des Andern schaden; der Leser nehme somit meine Erzählung wie sie ist, und ich übernehme die Verantwortlichkeit für ihre Wahrhaftigkeit und ihre Anordnung.

Fünftes Kapitel.

In derjenigen Reihe der Pyrenäen, vom Ocean bis zum Mittelländiſchen Meere, und vom Berge Aralar bis zum Berge Canigou, gab es keine ſtattlicheren Jünglinge, als Caribert und Claude, jeden in ſeiner Natur. Beide waren aus dem Diſtrict von Barrèges. Als Kinder waren ſie die Bewunderung ihrer Nachbarn, als Knaben ihre Hoffnung, als Jünglinge ihr Stolz. Wenn ſie um die Hütten ihrer Aeltern ſpielten, und ſpäterhin die Berge, junge Adler verfolgend, zu erklimmen anfingen, oder einer verwundeten Gemſe nachfolgten, ſchüttelten

wol die Väter die Köpfe und drückten sich die Hände, und die Mütter lächelten und blickten dankbar zum Himmel auf, und alle Viere waren darin einig, daß es keinen Burschen, diesen ähnlich, gäbe. Dies war nun wol ein sehr zweifelhaftes Zeugniß, die allgemeine Stimme war aber dafür, und als nach wenigen Jahren, Leib und Seele beider Freunde sich völlig entwickelte, so gingen die Prophezeiungen der Eltern in Erfüllung.

Caribert und Claude waren geschworene Freunde. Sie hatten sich gegenseitig tausend Dienste geleistet und waren mit Banden der Dankbarkeit vereinigt, welche durch kein erniedrigendes Gefühl nicht wiedervergoltener Wohlthaten geschwächt wurde. Ihre Absichten waren meistentheils sich eben so gleich, als sie in den Mitteln, sie zu erreichen, von einander abwichen. Beide liebten von ganzem Herzen die Uebungen, welche sich für ihr Alter ziemten, und verwandten darauf alle Kraft. Während aber Caribert dar-

auf ausging, den Preis vor allen Mitbewerbern in Thaten der Kraft zu erringen, war Claude's Ehrgeiz, die Palme der Geschicklichkeit und Behendigkeit davonzutragen. Er war der schnellste Läufer und beste Tänzer zwischen dem Gave und der Neste. Niemand schleuderte den Stein dagegen so gut, als Caribert. Beide triumphirten, aber Keiner beneidete den Freund.

Es war die Jagd ihr Gewerbe, wie sie das ihrer Väter gewesen. Beiden war sie zugleich die höchste Lust; sie gingen ihr aber auf verschiedenen Wegen nach. Claude ließ sich selten von der aufgehenden Sonne im Bette betreffen, denn schon mit dem frühsten Morgenthau hatte er gewöhnlich, die Flinte auf den Schultern, die Berge erklommen, und verfolgte die Spuren fliehender Gemsheerden, oder lauerte, des Erfolgs gewiß, einem einzelnen Schlachtopfer auf. Eben so eifrig verfolgte auch Caribert sein Wild, nur war es anderer Art. Die Jagd der furchtsamen Gemse verachtend, überließ er es fast

allein seinem Vater, so viel zum Unterhalt der Familie nöthig, zu erlegen, und ließ sich kaum herab, die Wölfe zu verfolgen, welche vor ihm im Sommer flohen. Im Winter, wenn ihnen der Hunger Muth gab, mochte er wol zuweilen ihren Angriffen begegnen, aber zu allen Jahreszeiten, bei Tag und Nacht, blieben das Ziel seines Muthes die wilden und kräftigen Bären, deren es in seiner Nachbarschaft eine große Anzahl gab. Gegen diese war er immer gerüstet, mit seinen beiden Lieblingshunden hinter sich, den festen Jagdstiefeln, dem ledernen Koller, dem breiten Fangmesser und dem starken Spieß. So angethan, pflegte er dem ergrauten, rüstigen Vater zu folgen, der ihn als Knabe durch Aufzählung seiner früheren Thaten anfeuerte, und so glücklich war, die seiner eignen Jugend, von denen des Sohnes und Nachfolgers in seinem Ruhme, überboten zu sehen.

Aber der Gegenstand, wo Claude und Caribert zugleich die größte Uebereinstim-

mung und die größte Verschiedenheit zeigten, war die Liebe. Fast zu einer Zeit hatten sich in Beiden die ersten Spuren der Zuneigung, und zwar zu demselben Gegenstande gezeigt. Brauche ich erst zu sagen, daß es Aline war. Claude hatte sie zuerst kennen gelernt, und demnächst auch zuerst geliebt. Er war ihr Nachbar, und seine Schwestern waren ihre Freundinnen. Kaum zur Mannbarkeit gediehen, hatte er beide Eltern verloren, und war der einzige Beschützer dreier Schwestern geblieben, von denen die Eine älter, die anderen Beiden jünger als er selbst waren. Der beständige Umgang mit weiblichen Wesen trug zur natürlichen Zartheit seines Characters bei, während die Sorge für eine Familie seine Umsicht in Anspruch nahm. Es hatte nur noch die wachsende Leidenschaft für Alinen gefehlt, um ihn zu einem der tüchtigsten Burschen zu machen, wie er zuvor einer der freundlichsten gewesen war.

Caribert kam selten oder nie in die nie-

drigen Gegenden hinab. Er liebte nichts weniger als ebenen Boden, und bekümmerte sich nicht eben um weibliche Gesellschaft. Er hatte weder Schwestern noch Brüder. Seine Mutter liebte er wie es sich ziemte, seinen Vater aber verehrte er. Die Rauheit des alten Mannes, sein mehr als tollkühner Muth, und die Verachtung aller sanften Bestrebungen, übten einen großen Einfluß auf Cariberts verwandtes Gemüth. Dies ging so weit, daß er sogar seinen Freund Claude wegen dessen Verweichlichung tadelte, und es diesem Mühe kostete, ihn zu bewegen, sich bei Alinen einführen zu lassen. Endlich willigte er ein, und kam an einem schönen Abende herab über die Berge, als grade der Geburtstag einer von Claude's Schwestern gefeiert wurde.

Mehrere Nachbarn waren froh versammelt, und der Tanz war grade in voller Munterkeit auf dem Grasplatz vor der Hütte, als Caribert erschien. Jedes Auge war schnell auf ihn zugekehrt; mancher

Scherz

Scherz und mancher Ausdruck des Erſtaunens über ſein Erſcheinen bei einer ſolchen Scene, miſchten ſich in die Bewillkommungsgrüße. Freimüthig und luſtig entgegnete er Allen; ſeine ganze Aufmerkſamkeit wurde indeſſen bald von der einen Tänzerin angezogen, deren Weſen und Anmuth einen weit erhabenern Anſtrich hatte, als das ihrer hübſcheren Geſpielinnen. Claude ſah dieß mit Entzücken, und Alinen ſelbſt blieb es nicht unbemerkt, denn ſie war es, auf der Caribert's Augen vor Allen hafteten. Sie hatte ſchon viel von dem berühmten Jäger gehört und ihn auch einſt auf Momente geſehen, als er mit einem Gefährten einen mehr als gewöhnlich wilden Wolf, der ſeit einigen Tagen den ganzen Diſtrict beunruhigte, verfolgt und zuletzt erlegt hatte. Ihre Einbildungskraft war von dem Helden erfüllt, denn ein ſolcher war er in ſeinem engen Wirkungskreiſe; aber in ihrer Vorſtellung erſchien er immer, wie damals auf der Jagd, in ſeinem gemeinen Jägerrocke,

die Pike in der Hand, und Antlitz und Gestalt von Muth belebt. Kaum konnte sie glauben, es sey Derselbe gewesen, welchen sie jezt sah, der knapp gekleidet erschien, in Spanischem Kollet und Hosen, einer blauen Binde um die Weste und einem blühenden Strauß von Rhododendron auf dem Hute, alles zu Ehren der Schwester ihres Freundes, und um bei ihrem Feste würdig zu erscheinen.

Aline gab sich vergeblich Mühe, in ihm einen rauhen Blick und einen rohen Ton aufzufinden. Sie hörte und sah nur, wie er lebhaft und anmuthig zu seinen Bekannten sprach, aber auf Sie voll Bewunderung, ja sogar mit Zärtlichkeit hinblickte. Sie besaß so wenig Eitelkeit, als es nur bei ihrem Geschlechte möglich ist; dessen ungeachtet war sie hoch erfreut, und ich kann mir wohl denken, welch ein belebter und anmuthiger Ausdruck sich in ihrem Gesicht und in ihren Stellungen gezeigt habe.

Als der Tanz beendet war und die

Paare sich trennten, wollte Claude seinen Freund Alinen vorstellen; dieser war ihm aber zuvorgekommen, entschlossen, sich selbst diesen Dienst zu erweisen, da er alle Ceremonien haßte. Er ging deshalb auf sie zu, und bat sie auf die ihm möglichst artige Weise, den nächsten Tanz mit ihm zu machen. Sie war dazu bereit, ja sogar darüber vergnügt, und Caribert wandte sich nun nachläßig zu seinem Freunde

Claude war aber über das Vorgefa
hoch erfreut. Nur das verwunderte
wie Jemand gleich beim ersten Zusam.
treffen, so kühn auf ein Wesen los.
könne, dem er nach Monathen genauer
kanntschaft sich kaum zu nähern wagen wurde,
und konnte sich nicht enthalten, für sich zu
sagen: „Ach, liebte er sie auch nur ein
wenig, wie würde er zurückschrecken, wenn
grade er am meisten wünschte, ihr nahe
zu seyn!“

Caribert's Geist war von anderem Gepräge. Schnell ging er auf sein Ziel los,

und wußte nichts von den zaubernden Bewegungen in Claude's Treiben. Dies Zusammentreffen mit Alinen war in seinem Leben ein eigener Zeitabschnitt, und in seinem ganzen Wesen zeigten sich Spuren, wie wichtig er für ihn geworden. Als der Tanz wieder anfing, fühete er seine Tänzerin mit einem Gefühle der Zuversicht und des Triumphes. Seine ganze Gestalt drückte Leben aus, und Gesicht und Benehmen widersprachen dem nicht. Er tanzte und sprach mit einer Lebendigkeit, die Alinen um so mehr in Erstaunen setzte, als der Ausdruck seiner Kraft nichts von Heftigkeit in sich hatte. In einer der Pausen äußerte sie ihre Verwunderung, wie ein schon zum Sprichwort gewordener Verächter dieser Lust, diesmal wirklich am Tanze Theil nehme?

„Weshalb?" sagte er. „Ich vergaß ja nicht, was ich als Kind lernte und liebte, und nie habe ich seitdem so wie heut Abend gefühlt. Meine ganze Natur scheint verän-

dert — zurückgekehrt zu jenen Zeiten des Glückes.“

Der Blick, welcher dieſe Rede begleitete, machte Alinen bis an die Augen erröthen und ihr Herz pochen. „Ich meinte nur,“ erwiederte ſie: „daß ich nicht hoffte, in einem Bärenjäger einen ſo guten Tänzer zu finden, das iſt Alles.“

Weshalb? erwiederte er. Sogar die Bären unter dieſer meiner rauhen Hand, konnten tanzen lernen, und gewiß würde ich ſchlechter ſeyn als die Thiere, könnte ich nicht daſſelbe unter Eurer Leitung.

Er legte ihre Hand in die ſeinige, und obgleich ich nun keinesweges behaupten will, daß Alinens Hand irgend eine Vergleichung mit den zarten Händen mancher ſchönen Leſerinnen aushalten kann, welche dieſe Seite überſchlagen mögen, ſo hege ich doch gar keinen Zweifel, daß ſie den Druck von der des feurigen Caribert empfand und wiedergab, ſo weit die Gebirgsempfindungen bei Händedrücken dies zulaſſen.

Es ist nicht nöthig, irgend weitere Proben aus dem Gespräch der Liebenden — denn so muß ich sie schon nennen — hier anzuführen. Als Liebende zeigten sie sich in Allem. Lange Jahre konnten das Gewebe nicht zerreißen, das sich in ihre Herzen im kurzen Laufe jenes Abends gewunden. Caribert fühlte sich wie neugeboren. Durch Zufall schien er in einem Augenblick gefunden zu haben, was ihm sein ganzes Leben hindurch gefehlt hatte, und die plötzliche Ueberzeugung bemächtigte sich seiner, daß sein ganzes Leben von jetzt an ihr gewidmet seyn müsse.

Sie konnte ihrer Seits kaum die Tiefe ihrer Gefühle ergründen; sie waren so gänzlich neu, so vermischt, so wunderbar. Sie wußte nicht, was aus sich, was aus Caribert machen. Er war so durchaus unähnlich dem, was sie von ihm erwartete, und sie so gänzlich anders als sie sonst gewesen. Sie hatte sich nie viel aus dem Tanzen gemacht, außer um ihre Freunde zu sehen;

jetzt war es ihr, als könne sie immerwährend hüpfen, und sie war ganz unglücklich, wenn die Musik aufhörte. Im Allgemeinen sprach sie wenig, und pflegte auf die Gespräche ihrer Freunde über die gewöhnlichen Angelegenheiten der Bauern selten zu achten; jetzt schien sie Fähigkeit und Verlangen nach fortwährender Unterhaltung gewonnen zu haben, und verschlang jedes Wort, das Caribert äußerte, obgleich sie, wenn sie auf den Sinn der Worte sah, finden mußte, daß es nur ihre allergewöhnlichsten Beschäftigungen betraf. Ihr kam alles dies höchst wunderbar vor, und so war es auch in der That — wunderbar, aber von der Art, wie es täglich vorkommt, und ohne Auflösung, obgleich wenige meiner Leser (wie wir ihretwegen hoffen) dieses Wunder nicht auch im Leben erfahren haben.

Als die Lustbarkeiten des Abends vorüber waren, und die Sterne grade ihren Tanz am Himmel eröffneten, brach die Gesellschaft auf, und die Gäste begaben sich

Berg auf, Berg ab, jeder ſeines Weges ziehend, in ihre verſchiedenen Behauſungen und Betten. Ich liebe es, mir im Geiſte die verſchiedenen Gruppen auszumalen, wie ſie über die Berge dahinzogen, die jungen Burſchen in ihrer anmuthvollen Tracht, die Mädchen halb von ihren ſcharlachnen Müzzen bedeckt, die unter dem Namen Capulet in dieſen Gegenden allgemein getragen werden, und höchſt maleriſch ſich in einiger Entfernung ausnehmen, wenn ſie gegen die glänzenden grünen Farben des Berges oder den reichen Blumenflor auf den Grasplätzen einen Abſtich bilden. Claude und Caribert geleiteten Alinen mit einander in ihre Wohnung. Die Meile, welche ſie zu gehen hatten, war bald vollbracht. Es wurde zwar viel auf dem Wege geſprochen, die Unterhaltung war aber lediglich zwiſchen Alinen und Caribert. Beider Rede floß, und faſt ſchienen ſie zu vergeſſen, daß Claude zugegen war, der auch keine Luſt bezeigte, an dem Geſpräche Theil zu nehmen,

indem er ſich ganz zufrieden fühlte, Alinen am Arme zu haben, und glücklich war, einen neuen Beweis ihrer Gewalt zu ſehen, indem ſie Caribert geſprächig gemacht hatte.

Der alte Moinard und die kleine Mannette empfingen ſie an der Thür. Jener bewillkommte Claude mit Wärme, wogegen er deſſen Freund mehr förmlich aufnahm. Er hatte ein ſcharfes Auge und einen berechnenden Kopf, und wie meine Leſer aus Señor Manuel's Winken ſich erinnern mögen, ſo war er auch ein Mann, der ſich auf den Weltlauf und Geldgeſchäfte verſtand. Mit einem Blicke ſah er, daß Caribert Claude's Nebenbuhler werden könne. Er hatte viel von ihm gehört und kannte ihn ein wenig. Indem er nun die eigene Erfahrung mit dem allgemeinen Gerüchte zuſammenhielt, ſo war er feſt davon überzeugt, ein ſolcher Mann werde und müſſe Claude ſeine Rechte auf die Zuneigung eines Mädchens, wie Aline, ſtreitig machen. Ueberdies liebte er den Character von

Caribert's Vater eben nicht, zumal den Theil seines Rufes, welcher ihn als einen armen Mann verkündete, der genug zu thun hatte, um sich nur durchzuarbeiten, und von Annehmlichkeiten des Lebens nichts wußte; man müßte denn dahin rechnen, daß er drei oder viermal in der Woche Wildprett aß, was aber nicht aus Wahl, sondern aus Noth geschah. Claude dagegen war, in Verein mit seinen Schwestern, Eigenthümer eines recht hübschen Grundstücks, eines bequemen Wohnhauses, und war auch sonst seines wohlwollenden Benehmens wegen, ein annehmlicherer Bewerber. Moinard begünstigte deshalb seine Wünsche auf Alinen, und es waren keine anderen Gründe, weshalb Caribert nicht so warm aufgenommen wurde.

Aline las oder glaubte doch in ihres Vaters Seele zu lesen. Es war ihr, als hätte sie etwas unrechtes gethan; sie konnte nicht sagen weshalb, und wagte nicht, Caribert zu sich einzuladen. Auch Moinard war ent

schlossen, den Besuch kurz abzubrechen, ehe er noch über die Schwelle träte.

„Ich danke Euch, liebe Jungens, daß Ihr für mein Mädchen gesorgt habt. Ihr habt einen hübschen Weg nach Hause und die Nacht scheint dunkel zu werden. Ich würde Euch gewiß eine schlechte Gefälligkeit erweisen, wenn ich Euch bitte länger zu verweilen. Morgen sehe ich Dich doch, Claude? Du weißt, Aline vergäbe es Dir nicht, wenn Du einen ganzen Tag ausbliebest. Es würde mich recht freuen, Monsieur Caribert, wenn Ihr dann und wann beim Vorübergehn bei uns einsprächet, das heißt, wenn Ihr einen Bekannten nicht verschmähen wolltet, der nicht fünftausend Fuß über die Meeresfläche lebt. Gute Nacht, liebe Jungens, — keine Complimente! Kommt Mädchen, zu Bett, zu Bett.“

Mit diesen Worten und vielen Abschiedsgrüßen ging er in's Haus zurück. Claude war an die Art und Weise seines vermuthlichen Schwiegervaters gewöhnt, und

sah auch heut darin nichts besonders. Caribert fühlte dagegen nichts von der Kälte und dem Spott in Moinard's Wesen; für ihn war es genug, daß er von Dem in's Haus eingeladen worden, der darin die höchste Macht hatte; er war gewohnt Jedermann warm und herzlich zu begegnen und war sogleich entschlossen, bald einen Beweis abzulegen, daß er sich gern herab lasse.

Auf ihrem Heimwege nach Claude's Hütte, schienen die Freunde völlig ihren Character vertauscht zu haben. Claude sprach ohne Aufhalt, so daß man hätte denken mögen, er habe auch sein Geschlecht vertauscht (die Damen verzeihen!) wäre nicht ein Weib der einzige Gegenstand seines Gesprächs gewesen. So oft er mit Caribert zusammen gekommen, hatte er immer Alinens Lob verkündet, das war nichts gegen seine jetzige Gesprächigkeit. Er überbot sich in ihrem Lobe, wiederholte es auf alle mögliche Weise und forderte jeden Moment eine Bestätigung dafür aus dem Munde des Ge-

fährten. Caribert aber erwiederte nichts, obgleich jedes Preislied auf Alinen ihm tief im Herzen wiederhallte. Claude mußte das Geschäft des Sprechens allein auf sich nehmen, während Caribert auf seine eigene Weise, schweigend und geheim, an allen Vergnügungen des Freundes vollen Antheil nahm. Sie schieden an dem kleinen Fußstege, welcher dicht bei Claude's Hütte sich abwandte, und Caribert schlug den Weg, den Berg hinauf, nach seiner Wohnung ein, um, wie er dem Freunde beim Scheiden sagte, sich zu einer Jagd vorzubereiten, welche am folgenden Morgen in einer fernen Schlucht von Gavarnie statt finden sollte.

Wie unsere verschiedenen Helden ihre Nacht verbrachten, ist schwer genau zu sagen. Mannette erklärte, daß Aline sie vom Niederlegen bis Aufstehen beunruhigt habe, indem sie schwer aufgeseufzt und gebrochene Ausrufungen im Schlafe ausgestoßen hätte, so daß es kaum Schlaf genannt werden

könne. Dennoch hätte sie immerwährend gelächelt, so wie es ihr mindestens vorgekommen, seit der erste Morgenstrahl durch das Gitterfenster eingedrungen. Claude's Schwestern dagegen bemerkten, daß ihr Bruder den Tag nach dem Feste mit einer freien und triumphirenden Miene, welche seinem scheuen und bescheidenen Wesen sonst ganz fremd war, aufstand. Er schien stolz, einen Sieg über Caribert's Hartnäckigkeit davon getragen zu haben, und glücklich, daß er ihn fühlen lassen, welchen Schatz er selbst einst zu besitzen hoffe. Wie Caribert's Stunden vergingen, können wir rathen, denn bald nach Tagesanbruch war Er der erste Gegenstand, den Claude erblickte, als er zu seiner Morgenarbeit auf die Haide hinaustrat.

„Wie, Caribert," sagte Claude: „Du kannst ja kaum zu Bett gewesen seyn, wenn Du, seit wir gestern schieden, nach Hause gegangen und wieder zurückgekehrt bist. Wo geht es hin? Dies ist ja nicht der Weg nach Gavarnie."

Nein, Claude, ich bin nicht zu Bette gegangen. Ich ſchlenterte ſo über den Berg, an dies und jenes denkend — ich weiß kaum was — bis der Tag beinahe anbrach, und als ich endlich nach Hauſe kam, fand ich meinen Vater voller Sorgen über meine Abweſenheit und ſchon Alles zur Jagd zurechtmachend. Da hielt ich es denn nicht erſt der Mühe werth, mich nieder zu legen und ihn warten zu laſſen. Das iſt die Wahrheit.

„Aber Du begleiteſt ihn ja nicht. Wie kommt das?“

Wahrhaftig, ich weiß kaum wie? Aber ich war nicht aufgelegt zum Gehen. Faſt glaube ich, daß mich der Tanz von letzt Abend müde gemacht hat.

„Das mag der Teufel gethan haben. Du kommſteben nicht wie ein Ermüdeter über den Hügel herab. Womit haſt Du Dich aber bei deinem Vater entſchuldigt?“

Die Wahrheit zu geſtehen, Claude, ſo mußte ich ſchon ſo etwas von einer Lüge er-

ſinnen. Ich ſagte ihm, ich hätte Kopfſchmerzen; und in der That war ich auch nicht ganz wohl, — fügte Caribert hinzu, indem er die Hand in die Seite ſtemmte und tief auf ſeufzte.

„Das thut mir recht leid" erwiederte Claude. „Willſt Du nicht herein kommen und etwas zu Dir nehmen? Die Mädchens ſind Alle auf. Ich habe grade ein Kännchen Chocolade — echte Bayonner, die uns Monſieur Moinard gab. Komm und trink eine Schale, es wird Dich erfriſchen."

Nein, ich danke, laß uns ein wenig gehen. Ich liebe die ſcharfe Morgenluft.

„Gut denn. Komm den Berg mit mir hinauf. Ich gehe den acht Gemſen nach, die wir geſtern Abend auf dem Pic d'Arbizon graſen ſahen, und die keck auf uns herabblickten, als wir tanzten. Es iſt ganz auf deinem Wege, Berg auf. Ich weiß ja, Du liebſt eben nicht das Ebene."

Dieſen Morgen aber möchte es anders ſeyn, ich danke Dir.

„Was Teufel willſt Du denn aufſtellen? Was, im Namen der Jungfrau, brachte Dich zu uns herab?“ fragte Claude lächelnd.

Sieh' mal, Claude, ich hielt es nur für höflich herüberzukommen und deine Schweſtern zu fragen, wie ſie ſich nach dem Tanz befänden. Man muß doch, wie Du weißt, gegen Mädchen höflich ſeyn.

„Wie, Caribert, haſt Du das endlich auch entdeckt? Nun, das iſt gut. Der Mont Perdu mag ſich jetzt, trotz dem Sprichwort, nach Bagneres bewegen. Wunder werden nie aufhören, das iſt gewiß.“ Und hier machte ſich Claude in einem herzlichen Gelächter Luft.

Die Wahrheit, lieber Claude, iſt, deine Schweſtern waren vorige Nacht ſehr gütig gegen mich, und ich mag nicht gern gefühllos erſcheinen; ich weiß nicht, wie es kam, aber Jeanneton kam mir hübſcher als je vor. Sie iſt die jüngſte, nicht wahr?

„Nein, bewahre. Aimée iſt zwei und zwanzig Monath jünger.“

Das hätte ich nicht gedacht. Ich will hineingehen und die Mädchen beſuchen, während Du deinem Feinde nachjagſt.

Erſt jetzt ſchien mit einem Mal Claude ein Licht aufzugehen, und der Lichtſtrahl war für ihn von Wärme und Luſt begleitet. Ihn dünkte, was er am meiſten auf Erden wünſchte (nur mit Einer Ausnahme) in Erfüllung zu gehen, daß eine Neigung zwiſchen ſeinem Freunde und ſeiner Schweſter entſtehe. Alles ſchien ihm jetzt klar. Jetzt wußte er, weshalb Caribert Alinen ſo viel Aufmerkſamkeit gezeigt, und mit Jeanneton am vorigen Abend nicht ſechs Worte geſprochen hatte. „Er liebt die kleine Jeanneton grade wie ich Alinen, — er wagt ſie nicht anzureden, das iſt das ganze Geheimniß" dachte Claude, als er Caribert's Hand herzlich ſchüttelte und ihm einen guten Morgen wünſchte.

Caribert ſah mit dem ſcharfen Blick eines Liebenden, was auf ſeines Freundes ehrlicher und offener Stirne ſo lesbar ge-

ſchrieben ſtand. Er konnte ihn grade jetzt nicht enttäuſchen, noch auch ſich ſelbſt mit der Doppelrolle, welche er gegen ſein Gewiſſen ſpielte, verſöhnen; jedoch nach wenigen Minuten Zauderns, als Claude ſchnell forteilte, rief er ihm endlich nach: „Ach, Claude, warte doch nur eine Minute; — ich meine ſo, was denkſt Du denn? — würde es nicht recht ſeyn — das heißt, würde es nicht unhöflich ſcheinen, oder — wol nicht ganz und gar unhöflich, aber doch unaufmerkſam, wenn ich nicht jetzt hinunterginge und Monſieur Moinard fragte, wie er ſich befindet? Du weißt, er lud uns vorigen Abend ein. Du erinnerſt Dich doch? Nicht? Hörteſt Du nicht?“

Ach, das iſt gar nicht nöthig, lieber Junge, erwiederte Claude. Da bin ich gar nicht auf ceremoniellem Fuße. In der Familie bin ich wie zu Hauſe. Ueberdies weiß ich auch, daß Monſieur Moinard dieſen Morgen nach Sarancolin gegangen iſt.

„Wirklich?“ brach Caribert heraus,

und fügte dann unwillkührlich mit leiſerer Stimme hinzu: „Gott ſey Dank.“

Was ſagſt Du? fragte Claude.

„Sagen! Ach nichts, daß es recht unglücklich iſt. — Aber, Claude, Du willſt alſo nicht hinüber gehn, und nach Mamſel Alinen fragen? Erinnerſt Du Dich, ſie huſtete etwas vorige Nacht, als wir ſie nach Hauſe brachten, und ſie erwartet Dich heute. Erinnere Dich nur, — ihr Vater ſagte das. Gabſt Du nicht drauf Achtung?“

Ach, das bedeutet nichts. Auf keinen Fall erwartet ſie mich um fünf Uhr des Morgens. Dann denke ich auch, wenn ich zurückkehre, dort einzuſprechen, und hoffe eine Gemſe dort zu laſſen, an der Stelle des Pakets Chocolade, ſiehſt Du? Und was Alinens bischen Huſten anbetrifft, ſo glaubſt Du doch wol nicht, daß ſie ſich daraus etwas macht? Du hälſt ſie wahrhaftig für erſtaunlich zart.

„O keinesweges. Deinetwegen erwähnte ich das nur, weil ich, wie Du weißt, nicht

möchte, daß Du unaufmerksam gegen die Geliebte erschienest.“

Mein theurer Freund! rief Claude und gab dabei Caribert's Hand einen Druck, der ihm, wie eine Dolchspitze ins Herz zu dringen schien. Doch, um Dir die Wahrheit zu gestehen — fügte Claude hinzu — ich besuche Alinen niemals, wenn ihr Vater nicht zu Hause ist. Ich scheue mich etwas vor dem Gedanken, mit ihr allein zu seyn.

„Ach, denke doch nicht daran,“ sagte Caribert, indem eine neue Hoffnung ihn seine flüchtigen Gewissenbisse vergessen machte. „Mir kommt gar nichts darauf an, ob ich selbst mit Dir hinunter gehe, — es war mir nur darum zu thun, daß Du nicht unhöflich scheinen solltest.“

Nein, nein, rief Claude. Ich will gehängt werden, wenn Du mich in Großmuth überbieten sollst. Geh' Du nur hinein, und sieh die kleine Jeanneton, das wird für Dich besser seyn. Ich möchte wetten, daß Moinard um neun Uhr wieder zurück

ist, denn er erwartet eine Sendung Tabak aus Jaça um die Stunde.

„Wirklich, so bald?"

Wie? Weißt Du etwas davon?

„Nein, kein Wort, aber — Du siehst es geschieht nur Deinetwegen — ich fürchte nur, Du möchtest zu spät kommen bei deinem Besuche. — Du hast keine Zeit zu verlieren, denn diese acht wilden Springer können Dich lange auf der Jagd festhalten. Nun gutes Glück, Claude, wir treffen uns wol heut noch."

Adieu, lieber Junge, Adieu! Gut Glück und fördre Dich! rief Claude scheidend dem Freunde zu, und Caribert wandte, nachdem er ihm einige Augenblicke nachgesehn, sich nach der Hütte.

Dort bestand er und die drei über seinen unerwarteten Besuch erstaunten Schwestern, alle Qualen eines förmlichen Besuches. Sobald es ging, beurlaubte er sich jedoch wieder, um, wie er vorgab, seinen ursprünglichen Plan ändernd, mit ihrem Bru-

der auf den Bergen wieder zusammen zu treffen. Langsam stieg er den Berg hinauf, so lange er glaubte, daß man ihn von der Hütte aus bemerken könnte; dann aber sprang er schnell um ein vorragendes Felsstück und änderte seine Richtung, indem er in eiligsten Schritten nordwärts nach Moinards Wohnung zuging. Sein Geist war voll von Alinen, und da er nach einer, allen Liebenden seiner Gemüthsart sehr gewöhnlichen Analogie schloß, so konnte er sich nicht enthalten zu glauben, daß sie auch an ihn denke. Ohne mich allzuweit in die Theorien von geheimen Sympathien zu verlieren, so glaube ich doch, ganz auf naturgemäßem Wege versichern zu können, daß Aline es fast als moralische Gewißheit ansah, Caribert werde sie diesen Morgen besuchen. Er sagte nun zwar den Abend zuvor kein Wort davon; was aber auch die offenen oder verborgenen Ursachen ihrer Gefühle waren, Aline ging am Rande eines in der Nähe des Hauses belegenen Fichtenwaldes auf

und ab, von wo sie den einzigen Weg, auf welchem Caribert kommen konnte, völlig übersah. Sie stand noch nicht lange dort, als sie die Gestalt eines Mannes erblickte, der sich hastig näherte. Sie starrte hin und strengte ihr Auge an — es konnte noch Claude seyn. Aber nein, die blaue Binde von gestern Abend, die kleinere Gestalt, der kühnere Anstand, der festere Auftritt, ließen ihr keine Zweifel daß er es war, noch ehe sie den feurigen Strahl seines Auges erkannte, als Caribert jetzt die Mütze abzog und sie achtungsvoll, doch lebendig grüßte.

Sechstes Kapitel.

Meine Leſer müſſen ſich ſelbſt die Einzelheiten der verſtohlenen Zuſammenkunft ausmahlen, welche am Schluß meines letzten Kapitels ſtatt fand. Mir fehlten die Mittel dazu, und ſollte ich die Erzählung nach meiner eigenen Phantaſie ergänzen, würde der phantaſiereiche Leſer dabei leicht zu kurz kommen. Die Liebenden hatten einen ernſten Streit ſich bekämpfender Gefühle auszuſtehn, und dieſer Streit und ihre Verwirrung wurde während der vier, jenem gewichtigen Zuſammentreffen vor Claude's Hütte nachfolgenden Monathen immer mehr geſteigert.

Aline gab sich mit vollem Bewußtseyn ihrer heftigen Neigung hin, denn es lag darin weder eine Handlung noch ein Gedanke, die man hätte tadeln können. Cambert war zugleich der leidenschaftlichste und der ehrerbietigste Liebhaber. Er pries ihre Bescheidenheit, während er ihren Geist bewunderte, und er fühlte wol, daß sie wenigstens so hoch über ihrem Stande und ihren Gespielinnen stehe, als er selbst über seinem eigenen. Uebrigens ist es hierbei gar nicht meine Absicht, den werthen Leser den Stand, welchen unser Paar im Leben einnahm, vergessen zu lassen, oder Beider Charactere und Sitten unnatürlich zu übertreiben. Ich will sie nur so ausmahlen, wie sie einander selbst ansahen — in Vergleichung zu ihren Mitgespielen.

Aber außer ihrem hellen Verstand, der ihr sagte, daß sie sich keine Vorwürfe zu machen habe, besaß Aline auch ein gefühlvolles Herz, das ihr fortwährend zuflüsterte, sie werde Anderen vielfaches Unglück verur-

ſachen. Claude hatte es niemals ausgeſpro-chen, daß er ſie liebe, d. h., er hatte es ihr nie mit dürren Worten geſagt, aber fort-während erklärte er ihr ſeine Leidenſchaft in der natürlichen, lautloſen Sprache, deren Zeichen man unter allen anderen am leichte-ſten verſtehen kann, da ſie den Begriffen des Fürſten wie des Bauern angemeſſen ſind. Sie achtete vollkommen auf den Zu-ſtand ſeines Herzens und auf die Leiden, die er ſich zubereiten würde. Sie wünſchte dem zuvorzukommen; doch um dies mit Wirkung zu thun, hätte ſie ihre Neigung zu ſeinem Freunde entdecken müſſen. Sie handelte fer-ner gegen die ausgeſprochenen Wünſche ihres Vaters und war genöthigt, ihre eigenen un-ter dem Anſcheine der Zufriedenheit zu ver-bergen, was ihr unerträglich dünkte, da ſie in dergleichen Dingen ſehr peinlich und ſelbſt in ihren verſtohlenen Zuſammenkünf-ten mit Caribert nichts weniger als frei von Angſt war.

Wenn ſie Sorgen hatte — und deren

hatte sie gewiß — so waren dagegen Cariberts Sorgen doch tausendmal drückender, denn sie beruhten auf der völligen Ueberzeugung seiner Heuchelei und Ungerechtigkeit gegen mehr als ein Wesen. Um nur Alinen sich oft nähern zu können, mußte er den verrätherischen Schein einer andern Neigung annehmen, und nicht allein gegen den arglosen Claude, sondern auch gegen die unschuldige Jeanneton heucheln. Nur unter solchem Vorwande konnte er gegen Claude seine täglichen Besuche in der Hütte rechtfertigen, so wie sein nächtliches Verweilen im Kreise ihrer Bewohner, welche nichts weniger als seine wahre Absicht ahneten. Sehr selten gelang es seiner größten Anstrengung, während des Tages einen verstohlenen Besuch bei den Fichtenbäumen abzustatten, denn das Zusammentreffen vieler glücklichen Umstände war erfoderlich, um den Besuch gefahrlos zu machen. Moinard mußte von der einen, Claude von der andern Seite abwesend, und die drei Schwestern mußten in ih-

rem Hauſe ununterbrochen beſchäftigt ſeyn. Es würde zu weit führen, alle Schwierigkeiten aufzuzählen, die hier zu überwinden waren. Bei naſſem Wetter war Moinard größtentheils zu Hauſe. War es ſchön, ſo konnte Caribert vorausſetzen, daß Jeanneton oder ihre Schweſtern entweder auf den Anhöhen die Schafe und Ziegen hüteten, oder ſonſt mit einer häuslichen Arbeit vor der Thüre ſich beſchäftigten, während man ſeinen Weg zum Rendezvous und dieſen ſeligen Ort ſelbſt hundert Schritte vor der Hütte ſehen konnte. Oft fand er auch, ſelbſt wenn alle Umſtände ihm lächelten und er alle Mittel angewandt ſich ſicher zu ſtellen, wenn er athemlos von Erwartung und bereit, tauſend zarte Gefühle im Strome natürlicher Beredſamkeit in das Ohr der Einen, die ihn begeiſterte, auszuſchütten herabkam, — oft fand er dann in dem Wäldchen, ſtatt der ängſtlich ſeiner Harrenden, den kalten, troſtloſen, öden Fleck, wo ſie hätte ſtehen ſollen. Manche Hinderniſſe hatten ſie zu Hauſe gefeſſelt,

aber es lag nicht in Cariberts Geiſt, den Troſt für den eigenen Kummer darin zu ſuchen, daß er ſich den ihrigen vormahlte. Lieber brütete er über den eignen, als daß er den der Geliebten mitfühlte. Jeder Anfall der Art wirkte auf ſein reizbares Gemüth. Er wurde unzufrieden und ärgerlich über die ganze Welt, wobei er dann ſich ſelbſt nicht ausnahm, ja nicht einmal ſie! War der Anfall einmal vorüber, dann verwünſchte er die Heftigkeit ſeines Gefühls, und fand neuen Grund, ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen. Nach langem, fruchtloſen Wachen, trat er den beſchwerlichen Weg nach Hauſe an, wo der über ſeine häufige Abweſenheit ärgerliche Vater ihm harte Vorwürfe machte, und die ermüdenden Bezeugungen der Zärtlichkeit von Seiten der Mutter, ſeinen Gram eben ſo wenig beſchwichtigen konnten.

Oft beſuchte er Moinard's Hütte an Claude's Seite, welcher dem alten Manne Caribert's vermeintliche Neigung zu Jeanneton vertraute und ſo deſſen Beſorgniß be-

ſchwichtigte. Das vorſichtige Weſen der wirklichen Liebenden täuſchte ihn gänzlich. Doch dieſe Brocken Seligkeit genügten Caribert's ungeſtümer Seele nicht; er durſtete nach einem langen Zuge ungeſtörter und heimlicher Freude. War er mit Claude allein, ſtand er wie auf Dornen. Zu Alinen konnte er ohne Aufhören reden, von ihr niemals. Ihr Name ſchien in ſeiner tiefſten Bruſt verborgen zu ruhen, und wenn ſein Freund ihren Werth erhob, war es für ihn nur Qual, da er ſo weit mehr fühlte, und es nicht äußern konnte.

So war eigentlich nur die Nacht ſeinen Abſichten günſtig, und es verging faſt keine ohne eine errungene Stunde, oder auch nur einen Moment, wie grade die Umſtände ihm günſtig waren. Wenn die Spaniſchen Schmuggler ankamen, oder Moinard tief eingeſchlafen war, konnte Aline am leichteſten das Haus verlaſſen; und hinderte ſie das Wetter, oder ſonſt etwas, in das Wäldchen zu gehen, ſo kam Caribert, aller ihrer

Gegenvorstellungen ungeachtet, gewiß herunter, oft sogar bis zu den Ställen, um sie nur einmal an's Herz zu drücken und ihr zuzuflüstern: „Gute Nacht!" oder „Gott segne dich!" und sich dadurch reichlich für allen Zeitaufwand und seine Verwegenheit belohnt zu achten. Ob nun wol sein Körper eben so stark als sein Geist feurig war, so hinterließ doch ein so fortwährendes Einwirken der Nachtluft, daß er sich in allem Wetter und zur Winterzeit aussetzte, sichtbare Spuren der Verwüstung. Der Schnee lag jetzt dick auf den Berggipfeln, die kalte Luft strich unaufhörlich darüber weg und schwere Nebel lagerten sich am Abend auf der ganzen Hügelkette. Caribert's fieberhafter Geist stand im Einklang mit seinem physischen Temperamente. Wenig, oft gar keine Ruhe, dürftige Nahrung, ewige Kälte und das Einathmen des Nebels, verursachten ihm häufige Anfälle von Krankheit, die er zu sehr verachtete, um sich zu hüten. Alle Gewohnheiten seines Lebens waren umgewandelt. Seit mehreren Wo-

chen hatte er nicht den Pikenstock in die Hand genommen, und war nicht der Jagd gefolgt. An die Stelle seiner früheren Anstrengungen der heftigsten Art, waren die mehr ermattenden Bergwanderungen, Kälte, langes Zaudern und getäuschte Erwartungen getreten. Geist und Körper schienen gleich zu leiden. Die übergroße Anstrengung des erstern, fiel mit allem Gewicht auf den letztern zurück, und dieser schien seine ganze Last von Uebeln auf das Gehirn zu werfen; denn Schnupfenfieber, Halsentzündungen und alle Krankheiten, die einer solchen Lebensweise sonst zu folgen pflegen, schienen an seiner Constitution durch irgend ein mächtiges Amulet zu scheitern, so daß es selbst die gründlichsten Aerzte hätte in Erstaunen setzen können.

Gegen das physische Uebel verwahrte er sich, aber die moralischen Leiden begannen ihn niederzudrücken. Seine Jagdgefährten blickten ihn kalt an. Sie hatten ihn nie geliebt, denn er ließ es zu deutlich fühlen,

daß sie unter ihm standen. Womit er allein ihre Achtung erworben, sein unerschrockenes Wagen, zeigte sich jetzt nicht mehr. Er schien sich von ihren kühnen Unternehmungen zurückzuziehen. Die Wölfe drangen gegen Heerden und Hütten vor, als sie der Winter trieb; die Bären brummten um die Dörfer, Caribert wurde aber nicht mehr von ihren herausfodernden Tönen erweckt. Ueberall begegnete er Vorwürfen und spöttelnden Winken. Er biß sich in die Lippen, und die Zerrüttung seines Geistes fand hier neue Nahrung. Tausendmal war er entschlossen gewesen, sich Claude zu eröffnen, Jeannetons zu enttäuschen und kühn Alinens Hand von ihrem Vater zu erbitten. Wenn er aber an das Gewebe der Falschheiten, in das er sich verstrickt hatte, dachte, konnte sein stolzer Geist die Erniedrigung nicht ertragen, und er eilte immer weiter auf der einmal betretenen Bahn fort. Weder die Sorgfalt seiner Mutter, noch Claude's Bedauern, weder Jeannetons offenkundiger Gram, noch

das Mitleid ihrer Schweſtern, konnten ſeiner herabgekommenen Geſundheit wieder aufhelfen. Aline, die am meiſten Bethei-ligte, ahnte nichts von der Krankheit ihres Geliebten. Wie er auch, fern von ihr, leiden mochte, wie auch der Wurm tiefer nagte, wenn Jeanneton mild und unſchuldig ihn anlachte, oder Claude mit dem Freimuth eines Bruders ihm ſeine Geheimniſſe mittheilte, — in der Gegenwart der Heißgeliebten wußte er nichts von Schmerzen. Seine Nerven waren frei, ſein Geiſt ſchien ungebunden, und der Fluß ſeiner leidenſchaftlichen Sprache zeigte in dieſen Momenten der Hoffnung und des Glückes, nichts von der Bitterkeit der Quelle, aus der er entſprang. Zuletzt ſah er ſie faſt nur des Nachts. Wenn das bleiche, winterliche Mondenlicht, gedämpft durch den Schein des Schnees, auf ſeine Wangen fiel, mußte ihr hohles, bleiches Aeußere noch mehr in die Augen fallen. Aber ſein glänzendes Auge, ſeine fließende Sprache, der belebte Ton ſtraften alle Be-

fürchtungen über seine Gesundheit Lügen; und er wich ihren Bemerkungen über sein abgehärmtes Gesicht, was sich einmal nicht verbergen ließ, aus, indem er ihr den schlauen Vorwurf machte, sie selbst begünstige allzusehr eine Leidenschaft, welche dem Menschen nie ein blühendes Ansehn gebe.

Aber sobald sie ihm aus dem Gesicht verschwunden war, erblickte man keine Schattirung der Freude mehr auf seinem von finsteren Gedanken und Gefühlen verdunkelten Gesichte. Oft verließ er sie mit einem Wesen, das aus Lust und seliger Vergessenheit zu entspringen schien; sobald sie aber unter seinen Augen in's Haus getreten und die Thür hinter ihr zuging, schien der Zauber verschwunden, und er wankte nach Hause mit schwerem Herzen und brennendem Kopfe.

Endlich erschien der Tag, welcher bestimmt war, diesen Zustand seines Leidens zu enden. Der März war gekommen, und obgleich der Frühling schon seine leichten Flügel unten in den wärmeren Thälern lüf-

tete, ſo herrſchte der Winter doch noch immer auf den Bergen. Eines Morgens, nachdem der alte Lareole, Caribert's Vater, vergebens ſeinen Sohn zu überreden verſucht hatte, ihn auf die Jagd zu begleiten, machte ſich der Letztere auf den Weg, um ſeinen gewohnten Beſuch in Claude's Hütte abzuſtatten. Als er geſehen, daß hier Alles in der Ordnung, Claude hinaus auf den Anſtand, die Schweſtern aber drinnen beſchäftigt waren, ſchlüpfte er nach dem Fichtenhaine, und fand ſich ſehr getäuſcht, da er Alinen hier nicht verſprochener Weiſe vorfand. Statt deſſen kam ihm Mannette entgegen, welche die Rolle einer zuverläſſigen Vertrauten und gelegentlich die einer Spionin und Botin ſpielte. Sie war ſtolz darauf, im Geheimniß zwiſchen Alinen und ihrem Geliebten zu ſeyn, — worüber? wußte ſie eigentlich ſelbſt nicht: ſie ließ ſich um ſo williger zu Allem verſtehen, da Caribert ſich immer ſehr freundlich gegen ſie zeigte. Er hatte ihr verſchiedene Geſchenke gemacht,

und kam nie öffentlich nach der Hütte, ohne ihr einen großen Strauß Oleander, wilde Rosen oder wohlriechende Myrthen zu bringen. Ihr volles Herz aber hatte er durch das Geschenk des Adlers, welcher, wie der Leser sich erinnern wird, mich bei meinem ersten Besuch in der Hütte begrüßte, so wie durch die Gemse gewonnen, die in wenigen Jahren so äußerst zahm geworden war. Mannettens Geschäft war itzt, Caribert die unerfreuliche Nachricht mitzutheilen, daß Claude grade im Hause bei Alinen wäre, indem er um die Berge herumgekommen sey, um etwas von der Beute dieses Morgens niederzulegen. Caribert hatte dies kaum vernommen, als er auch schon das Wäldchen verließ, indem er Mannetten bat, ihrer Schwester zu sagen, daß er mit einbrechender Nacht wieder da seyn werde. Stürmisch eilte er nach Hause, sein Mißgeschick und seine doppelte Verstellung verwünschend, welche ihn nöthigte, die Gegenwart des von ihm Betrogenen zu fliehen.

So eilte er den Pfad entlang, aber nicht unentdeckt. Claude hatte, während seines Besuches bei Moinards, etwas Aengstliches in Alinens Wesen bemerkt, wovon er sich gar keinen Grund anzugeben wußte, und auch Mannettens Benehmen, die ihr Geheimniß besser als ihre Mienen zu bewahren verstand, vermehrte nur seine Verwunderung. Als er aufstand um Abschied zu nehmen, drang Aline zum erstenmal in ihrem Leben in ihn, er möchte doch länger bleiben; aber die Einladung klang so ungeschickt, daß ihn dies am allermeisten in Unruhe versetzte, und nach wenigen Minuten verließ er das Haus. Bald betrat er das Fichtenwäldchen, ging hindurch, und als kein Baum ihm mehr die Aussicht des nackten Berges verwehrte, war der erste Gegenstand, den sein Auge traf, Caribert, wie er hastig, nicht in der Richtung nach Claude's Hütte, sondern rechts nach seiner eigenen zu, hinauf stieg.

Dieser Eine Blick genügte. Alles stand

ihm mit einem Male klar vor der Seele, was ihm so lange verborgen geblieben: und dies Alles umfaßte unendlichen Schmerz, furchtbare Umwandlungen, — innige Hoffnungen, die jetzt verwelkt waren, — schöne Aussichten, jetzt Wüsten, — einen treuen Freund, einen Betrüger! Alles dieses, und noch viel mehr von Kummer und Bitterkeit, schien mit einem Male über Claude herein zu brechen. Er wandte sich wieder in's Wäldchen, faltete die Hände und lehnte sich an einen Baum, indem er unverwandt mit zauberartigem Blick, den fliehenden Caribert verfolgte. Welche mannigfaltige Gedanken mögen ihn hier heimgesucht haben! Wie mochte jeder Auftritt, jedes Wort, vor Monathen eingetreten, gesprochen, in ihm hier wieder aufleben! Wie mochte er sich genau der tausend kleinen Umstände, Winke und Blicke erinnern, auf die er einst nicht geachtet, die aber jetzt zu deutlich sprachen! Unter dem schnellen Wechsel solcher und ähnlicher Stimmungen und peinlichen Gefühle,

die zehn mal ſchneller als die Sonnenſtrahlen
hingleiten, Schatten jagend über die Gebirge;

mag er ſeine Wohnung erreicht haben, — bis zu dieſer Stunde die Wohnung des Friedens und der Hoffnung!

Welche peinliche und ſchwierige Aufgabe harrte hier ſeiner? Seine Gegenwart war immer die größte Quelle der Zufriedenheit für ſeine Schweſtern geweſen; er war ſo freimüthig, ſo liebenswürdig, ſo mittheilend. So oft er heimkam, erhielten ſie gewiß eine lebendige und angenehme Erzählung der Abenteuer des Tages, von ſeinem Beſuch bei Alinen, ſeinem Zuſammentreffen mit Caribert, oder irgend einem mit dieſen beiden Gegenſtänden der Liebe und Freundſchaft verbundenen Umſtande. Alles, mit Heftigkeit, und noch mehr mit Zurückhaltung verbundene war ſo fremd für ihn, daß er ſich jetzt in einer über alle Maßen drückenden Lage befand. Er war ein Neuling im

Betrügen, aber er that Alles, um dieſer Rolle zu genügen, ſagte, er wäre unwohl und ermüdet, und wandte, wie er nur irgend konnte, alle ſpeciellen Bemerkungen über ſein Schweigen und ſeine Aufregung von ſich ab.

Zur ſelben Zeit hatte auch Caribert ſeines Vaters Schwelle betreten, und niemals war dies in einem Zuſtande größern Mißvergnügens und größerer Aufreizung geſchehen. Er war auf Alles vorbereitet, was ſeinen Geiſt erregen, oder ſeine Gefühle verwunden konnte. Was ſich beim Eintritt in das Haus zeigte, war vollkommen berechnet, beides zu bewirken.

Dicht an der Thür lag ſeines Vaters ledernes Kollet und ſeine wollene Jacke, leztere mit Blut beſudelt, zerriſſen und mit Erde befleckt, als wäre, der ſie angehabt, nach einem Kampfe zu Boden gefallen. Eine kurze mitten durchgebrochene Jagdpike ſtand daneben, und als Caribert ſchnell umherblickte, den Eigner dieſer Trümmer ei-

nes Kampfes oder eines Unfalls zu ſuchen, ſah er ihn auf einem Stuhle am Fenſter ſitzen. Der eine Arm, bis zur Schulter entblößt, war ganz zerriſſen und blutete, während der alte Mann mit dem andern einen der ſtruppigen Hunde liebkoſ'te, der hülflos auf einem Stuhle neben ihm lag, jämmerlich wimmernd und mit naſſen Augen ihn anblickend. Die alte Frau war eben daran, die Wunden ihres Mannes mit leinenen, in irgend ein Hausmittel getauchten Streifen zu umbinden, als Caribert plötzlich vorſprang und zurückſtarrte.

„Mein Gott! Was iſt das?“ rief er, indem er ſeines Vaters Hand ergriff. „Was trug ſich zu? Wer hat das gethan?“

Wer? — rief der Vater voll Ingrimm, indem er ſeine Hand fortriß und ſeine Augen auf Caribert mit allem Ausdruck des Vorwurfs richtete. Wer? Du magſt gut darnach fragen — Du thatſt es.

„Ich! Was meinſt Du damit?“ ſagte

Caribert. „Sprich, was hat sich zugetragen, daß ich Dich rächen mag, wenn —“

Still, still, jetzt keine Worte gemacht — es ist zu spät. Der Feigling, der von seiner Pflicht weicht, und es seinem alten Vater allein überläßt, sich Gefahren auszusetzen um für ihn zu sorgen, der darf nicht von Rache schwatzen.

Ein Theil dieser Schmähung traf Caribert nur leicht. Er wußte, er sey kein Feigling, und es war das erstemal, daß dies Wort gegen ihn gerichtet worden. Er dachte nur an seinen Vater, und indem er sich zur Mutter wandte, bat er diese um die verweigerte Auskunft.

Ehe sie antworten konnte, schrie der Vater wild: „Bursche, Bursche, keine Beleidigung deiner Mutter, oder ich will Dich zu Boden strecken, sogar mit diesem wunden Arme. Laß, laß Marie, laß den alten verwelkten Ast — Du hast ihn gut genug umwunden, da wo die Rinde abgestreift ist. S'ist nichts, ich fühle es; wollen

seh'n, was wir für unsere arme ermordete Franchette hier thun können."

Damit wandte er sich zum Hunde neben ihm, und als Caribert sah, daß es mit seines Vaters Arm nicht so äußerst gefährlich stehe, sah auch er auf seine Lieblingshündin, die ihm auf mancher wilden Jagd gefolgt war, und erst von ihm gelassen hatte, seitdem er seine Schritte nach dem Thale gerichtet, statt wie früher, sie zu den wildesten Schluchten der Bären, ihrer verhaßtesten Feinde, zu führen.

„Ja, Du magst sie ansehen, und nie wieder den Kopf aufrecht tragen," sagte der alte Mann zu Caribert, doch weniger rauh als zuvor. „Sieh, wie sie mit dem Schwanz wedelt, und dir die Hand lecken möchte, armes Ding!"

Caribert wollte den Hund aufheben, als der alte Mann in seinem wildesten Tone hervorschnaubte: „Was willst Du thun? Rühr' sie nicht an," und dann, als wäre er mit einem Male erweicht von dem Un-

glück, das er verkünden sollte, drehte er sich um, seufzte und sprach im sanftesten Tone: „Laß sie, Caribert, ihre beiden Hinterschenkel sind zerbrochen.“

Himmel! Ist's möglich? rief Caribert, indem er sich auf die Kniee neben das arme Thier niederwarf und sein Gesicht ihr hinhielt, daß sie es mit ihrer fieberheißen Zunge so emsig beleckte, als ob die Thränen auf seinen Wangen ihr Trost und Linderung der Schmerzen brächten.

„Meine arme, liebe Franchette!“ fuhr er fort. „Warum war ich nicht bei dir, als das geschah! Könntest du nur sprechen, würdest du mich nicht so grausam verlassen, ohne den kläglichen Trost, daß ich wenigstens wisse wie Alles das sich zutrug.“

Hier heulte die arme Franchette kläglich, als vereinte sie ihren Schmerz mit dem freundlichen und kummervollen Ton ihres jungen Herrn. Auch die weichherzige Mutter stimmte mit ihren lauten Seufzern in die allgemeine Trauer ein. Der alte Lareole

wandte ſich jetzt um, und als er Caribert's ſichtliche Leiden bemerkte, reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Gut, gut, mein Junge, halt' inne. Das iſt zu viel; da hilft nun nichts mehr, und Schreien wie die Kinder, macht zerbrochene Beine nicht heil.“ Er trocknete jetzt die Augen an ſeinem flanellenen Aermel und ſtand auf. Dann ging er zwei oder dreimal huſtend und krächzend die Stube auf und ab, riß ſich das Hemd vorn' auf, als verlange ihn nach Luft, und ſchlug ſich ein paar Mal mit der flachen Hand vor die Bruſt; darauf ſprach er:

„Steh' auf, Caribert, ſey ein Mann! Ich will Dir ſagen wie es kam — obgleich jetzt keine Zeit zum Zaudern iſt, denn wir müſſen was für die arme Bitſche thun. Es nutzt nichts, wenn ſie ſich noch länger quält.“

Was denn, um Gottes Willen, Lareole, rief die Frau plötzlich aus, welche beſchäftigt war, des armen Thieres Schenkel zu wärmen. Was meinſt Du damit? Du

denkst doch nicht daran? Du meinst doch nicht —

„Ich brauche es wol nicht erst auszusprechen, Marie. Fahre nur fort mit den warmen Decken und der Heilwurz. Vielleicht legt sich die Geschwulst. Wir müssen sehen, das Beste zu thun für das arme Thier, grade wie wir's in einer ähnlichen Lage erwarten möchten."

Caribert sah, daß Franchette's Zustand in der That rettungslos sey. Ihre Schenkel waren an mehreren Orten zerbrochen und ungeheuer angeschwollen, so daß nur der Tod heilen konnte. Er stand jetzt auf, bat seinen Vater, ihm kurz zu sagen, was sich zugetragen habe.

„Ach, es war eigentlich nichts, als was Du, ohne daß ich es Dir zu sagen brauche, rathen könntest" sagte der alte Mann. „Du weißt, Caribert, heut Morgen wolltest Du nicht mit mir gehen."

Freilich weiß ich es, murmelte Caribert.

„Nun, und Simon Guilloteaux, der

mich

mich am See Escoubous treffen ſollte, um mit mir den verwünſchten Braunen anzugreifen, der letzte Woche ſo gewüthet hat, der fehlte mir auch. Er kam nicht — und da dachte ich denn, auf meine eigene Hand mit der wilden Beſtie in ſeiner Höhle anzubinden, das heißt mit Pero und der armen Franchette hier, und Du ſiehſt, was für eine hübſche Geſchichte daraus geworden iſt. Das iſt's Alles.“

Guter Gott, Du griffſt doch nicht das Ungeheuer allein an?

„Freilich that ich es, und wäre nicht dieſe Pike beim erſten Stoße auf den alten Braunen am Felſen zerſprungen, würde ich ihn auf dem Rücken hergetragen und Dir gezeigt haben, was Du noch mit drei und ſechszig Jahren thun kannſt, wenn Du deine faulen Gänge einſtellſt.“

Wie, verwundete Dich der Bär?

„Freilich Er ſtreckte ſeine verdammte häßliche Tatze aus, und hätte mich beinahe in ſeine Höhle geriſſen, wäre nicht Fran-

chette auf ihn losgestürzt. Und als er mich losließ, um ihr die Schenkel zu zerbrechen, da würde er sie auf der Stelle getödtet haben (was auch am Ende das Beste für sie gewesen) wäre nicht Pero von hinten auf ihn los gestürzt. Da zog er sich dann in seine Höhle zurück, und Du kannst denken, daß ich genug zu thun hatte, um nur die verwundete Bitsche fortzuschaffen und heil nach Hause zu kommen. Aber morgen!"

Ja, Vater, morgen! rief Caribert, indem er des Vaters wilden Ton und Blick auffaßte. Ich schwöre Dir's, die arme Franchette soll gerächt werden.

„Gieb mir wieder die Hand, mein guter Junge. Ja, das ist etwas. So bist Du wieder Du selbst. Das ist besser; — eine Minute wie diese ist tausendmal mehr werth, als einen ganzen Monat Tanzen und Blinzeln nach dem Springinsfeld, der Jeanneton. Ist's nicht so, sag' mir mal?"

Jeanneton! wiederholte Caribert halb

lispelnd mit einem verächtlichen, Lächeln auf der Lippe und Achselzucken.

„Recht so, mein Junge" rief der entzückte Vater, und klopfte ihm auf den Rükken: „Ich wußte wol, Du würdest schon über den Stein des Anstoßes fortkommen, wenn der Sporn nur an der rechten Stelle traf. Ja, so sagte ich immer zu deiner Mutter — war's nicht so Marie? Ach, mit dem Verlust eines Hundes und einem aufgeschlitzten Arm, ist solch' ein Augenblick wohlfeil erkauft. Ja Caribert, wir wollen den Schurken morgen vornehmen, und noch manchen langen Tag zusammen jagen. Zum Caressiren und solchen Narrentheidungen ist noch nach zwanzig Jahren volle Zeit. Die Blüte des Lebens muß man deshalb nicht vergeuden. Ich war nahe an vierzig, als ich deine Mutter zuerst sah, und während vierzehn Tagen war die ganze Geschichte abgemacht. — War's nicht so, Marie?"

Die Antwort wurde durch das laute und klägliche Seufzen des verwundeten

Thieres erſtickt. Da rief der alte Mann: „Beim Himmel, das kann ich nicht länger aushalten. Mein armes Thier, du ſollſt nicht umſonſt nach Linderung flehen. Nimm ſie ſanft auf, Caribert, und bringe ſie hinaus in den Garten. Wickle ſie in irgend was. Da, nimm die alte Jacke, damit wird's gehen. Mancher hübſche Kerl liegt zwiſchen dieſen Bergen in einem ſchlechtern Leichenhemde.“

Caribert ging an die traurige Arbeit, und ſein Vater nahm eine kurzläufige Flinte, die am Kamine hing, herunter. Jetzt war es Zeit für die Frau, ihr weiches Herz zu zeigen. Sie ſah, was dieſe Vorbereitungen zu bedeuten hatten, und bat mit Schluchzen, Seufzern und Worten wenigſtens um Aufſchub. Aber ſie bewirkte nichts. Vater und Sohn ſahen die Nothwendigkeit ein, und ſchlugen ſchnell ihren Widerſtand zurück, indem ſie ihr die Grauſamkeit vormahlten, ein Leiden zu verlängern, für das es nur ein Heilmittel gab. Das arme Weib

fügte ſich zuletzt darin. Sie ſchrie wie ein Kind, als Caribert die alte Flanelljacke um das Thier ſchlug, es in ſeine Arme nahm und aus der Hütte ging. Dann beobachtete ſie die Bewegungen des Vaters. Dieſer lud die Flinte mit einer Kugel, prüfte Zündpfanne und Feuerſtein und folgte dem Sohne. Als das Trauerſpiel ſich dem Ende näherte, ſetzte ſie ſich an's Bette, legte den Kopf auf's Kiſſen und beide Hände an die Ohren, um nur den tödtlichen Knall nicht zu hören.

Die betrübten Henker gingen ſchnell in den kleinen Garten und Caribert ſchritt bis an das äußerſte Ende deſſelben, wo er ſeine Bürde auf eine Bank niederſetzte, die zur Sommerszeit dicht mit den wilden Erdbeerſtauden der Oberpyrenäen beſät, jetzt aber mit Schnee bedeckt war. So lange Franchette in ſeinen Armen lag, gab ſie keinen Laut von ſich und ſah faſt wie zufrieden aus, und Caribert glaubte in dem Augenblick, da ſie ihre Leiden ſelbſt auf einem

solchen Kissen ohne Schmerzen werde enden können. Doch als er sie niedersetzte, stieß sie noch, zwar nur einen, aber einen herzzerreißenden Schrei aus. Caribert's Augen schwammen von neuem in Thränen und er sah nichts mehr. Der Alte kam hervor und sagte: „Nun, Caribert, an die Seite. Ich will dicht an sie heran treten.“

Caribert trat ein oder zwei Schritt zurück und hielt die Hand vor die Augen. Jeden Moment erwartete er den furchtbaren Schuß zu hören, und schloß die Augenlieder, Zähne und Hände immer fester zusammen, da der Verzug jeder Secunde seine Nerven immer mehr zu spannen schien. Endlich öffnete er die Augen und blickte verstohlen unter der Hand hervor. Statt, wie er erwartete, seinen Vater mit der Flintenmündung dicht am Herzen des Thieres, mit dem Finger am Drücker zu erblicken, sah er ihn, den Rücken dem Hunde zugekehrt, die Flinte lose in der einen Hand, stehen, während er

mit der andern das Schnupftuch an's Geſicht hielt.

„Vater, Vater!“ rief Caribert. „Um Himmels willen, was iſt das? Wollt Ihr das arme Weſen nicht erlöſen?“

Ich will Dir was ſagen, Caribert, — das geht über meine Kräfte, ich kann es nicht.

„Gebt mir denn die Flinte, 's iſt ja Kinderſpiel, wahrhaftig!“ ſagte Caribert. Aber indem er ſie aus des Vaters Hand nahm und ſich der Bank näherte, ſah er die arme Franchette ſchweigend und ſteif daliegen, wo er ſie hingelegt, Augen und Mund offen, die Zunge heraushängend und ſchwarzes Blut darüber auf den weißen Schnee ſtrömend.

„Ach Vater“ rief er, zurückſtarrend, „ſie iſt todt, todt wie ein Stein, beim Himmel!“

Todt! ſagte der Vater. Was meinſt Du damit? und fügte dann, als er, näher tretend, ſich überzeugte, daß ſie wirklich todt

ſey, hinzu: Sie iſt's, bei der Jungfrau! Als das Unthier ſie in die Klauen packte, brach er ihr nicht allein die Schenkel entzwei, ſondern auch ihr treues Herz.

Ein innerer Zufall hatte ihnen die Mühe erſpart, und ſie freuten ſich der Schwachheit, welche an ihrem Zaudern Schuld geweſen. Caribert fühlte, daß ſein Rachegefühl zwiefach gegen den Bären aufgeregt war, und der alte Mann freute ſich, ſeiner armen Frau den Kummer erſpart zu haben, daß Franchette von ſeiner Hand umgekommen ſey. Während Caribert ein Loch grub, um den Körper hineinzulegen, entfernte ſich der Vater, um Marien zum Begräbniß herbei zu holen. Er fand ſie, wie er ſie verlaſſen. Als ſie ihn eintreten ſah, ſtand ſie auf und ſagte:

„Iſt's Alles vorüber, Lareole? Iſt das arme Ding ermordet — todt meine ich? Ich hörte ja keinen Schuß.“

Weil wir die Flinte nicht abfeuerten. Sie iſt todt, Marie, und Gott ſey Dank,

nicht ermordet. Komm heraus, und ſieh die Arme in ihrem kalten Grabe liegen.

Das alte Paar kam heraus, und als Caribert den ſteifen Körper in die Grube gelegt hatte, warf Lareole einige Schaufeln Schnee darüber mit dem Worten: „Da haſt du, meine treue Franchette, ein Leichentuch, ſo glänzend rein, wie irgend eines. Wenn der Schnee ſchmilzt und die Erdbeeren über deinem Grabe blühen, dann mag ich ſelbſt vielleicht nicht mehr auf der Erde ſtehen! Aber das thut nichts, — deine Herrin hier und Caribert werden um dich ſeufzen und ... Komm, komm! Caribert, warum reibſt Du dir die Augen? Schütte Erde drüber, und dann wollen wir was eſſen. Hier ſteht Alles gut, und nichts kann beſſer ſeyn. Kommt herein.“

Alle traten in die Hütte, aber kein Löffel Wildprettſuppe und kein Biſſen Fleiſch wurde an dem Tage gekoſtet.

Ein oder zwei Stunden nach Tiſche verſtrichen in Vorbereitungen auf das Werk des

nächsten Morgens. Der alte Mann machte sich einen neuen Griff zu seiner Pike, und Carlbert mußte alle seine Jagdgeräthschaften in Stand setzen. Als er sie, Stück für Stück, auf's Bette legte, gab die Berührung jedes Einzelnen und die Zeichen ihrer früheren Dienste, seinem Entschluß neue Kräfte, indem der Schmerz um seinen begrabenen Liebling, wie Oel auf Feuer, seine Wuth vermehrte.

Als Alles bereit war und die Abendschatten schnell über die westlichen Berge daherzogen, bat er den Vater sich niederzulegen und bis Tages Anbruch auszuruhen. Der alte Mann that dies gern, denn er war müde und erschöpft, und obgleich er wenig davon sprach, entging es doch nicht seiner wachsamen Ehehälfte, daß sein geschundener und entzündeter Arm ihn heftig schmerze. Während sie warme Umschläge drauf legte, ein einfaches Mittel, das, so wenig es auch der armen Franchette geholfen, hier doch von großer Wirkung war,

nahm Caribert Mütze und Wanderſtab, um, wie er vorgab, Claude Nachricht zu bringen, damit er ihn nicht, wie er verſprochen, morgen früh erwarte.

Der alte Lareole lag grade mit dem Rükken auf dem Bette, indem ſein Weib ihm den verwundeten Arm pflegte, und mit halb vom Schlummer, halb von Schmerz geſchloſſenen Augen, als er Carlbert's Worte hörte. Er ſtarrte plötzlich auf, und, indem er ſich mit aller Anſtrengung an der Seite des Bettes aufrichtete, ſah er ihn ernſt an und rief: „Nimm Dich in Acht, Caribert. Etwas ſagt mir, Du gehſt damit um, mich Morgen zu verlaſſen.“

Um Gotteswillen, Vater, erwiederte der Sohn: wie könnt Ihr ſo ſprechen! Ich ſchwöre Euch, daß nichts auf der Erde mich abhalten ſoll. Späteſtens um Mitternacht bin ich zurück, ſo wahr die Sterne am Himmel ſtehen.

Dies beruhigte den Alten. Er entgegnete: „Gedenke des Eides, mein Sohn,

und ich bin zufrieden. Ich will Dich erwarten. Aber, bei Allem, wobei Du geſchworen und beim Himmel ſelbſt, biſt Du nicht mit Tages Anbruch hier, ſo gehe ich ſelbſt, ſo ſchwach ich bin, und tödte den Bären oder ſterbe beim Angriff. Geh' jetzt zu deinem Schatz und gedenke des Eides," fügte er zurückſinkend und die Augen ſchließend hinzu. Sey unbeſorgt, Vater, ſagte Caribert und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Siebentes Kapitel.

Während deſſen hatte Claude lange Zeit bei ſich über Caribert's Verrath nachgeſonnen. Von Natur war er ſanft und wohlwollend, und nachdem er einige traurige Stunden gewiſſer Ueberzeugung verlebt hatte, begann er ſich wieder zu freuen, als der leiſeſte Zweifel aufkam. Er dachte daran, vielleicht zu vorſchnell geweſen zu ſeyn; wenn auch Caribert Alinen heimlich beſucht habe, ſo möchte es ſeine guten Urſachen gehabt haben, die er erſt zu ſeiner Zeit erfahren ſolle; vielleicht beträfe es ihren Vater, „oder gar" dachte er „etwas zu meinem eignen Glücke! Guter Gott! wenn das die Urſach wäre!"

Grade als er dies bei sich überlegte, öffnete sich die Thüre und Caribert trat ein. Das Blut stieg in Claude's Wangen, aber mechanisch streckte er die Hand dem Besucher entgegen, der sie, ohne auf Jenes Bewegung im Dunkel des Zimmers acht zu geben, drückte.

„Ach, herzlich und ganz besonders willkommen, Caribert; nie verlangte uns mehr nach Dir!" sagte Jeanneton. „Hier sitzt der arme Claude ganz finster und traurig, und wir wissen nicht, was wir mit ihm anfangen sollen."

Desto schlimmer — erwiederte Caribert: denn ich bin gar nicht in der Stimmung ihn aufzuheitern, das versich're ich Euch.

„Wie, ist Dir irgend etwas geschehen?" fragte Claude.

Grade nicht mir, — aber mein Vater, der ist von einem Bären verwundet, und Franchette von ihm getödtet worden. Das ist doch etwas, nicht?

Ausrufungen des Erstaunens und des

Schmerzes brachen von allen Zuhörern hervor, und alle drei Schwestern boten sich einstimmig an, zu seiner Mutter zu gehen und ihr in der Pflege beizustehen.

„Wann geschah dies?“ fragte die Eine.

Als ich diesen Morgen hier den Narren spielte.

„Einen Narren, Caribert?“ fragte Jeanneton mit vorquellenden Thränen.

Ja wol — murmelte Claude, wenn Du nicht andere Leute zu Narren machtest.

„Ich wünschte nur, wir hätten von dem Unglück schon früher gehört“ sagte die älteste Schwester: „dann hätten wir Dich gewiß nicht hier aufgehalten, zur Zeit wo Du bei deinem armen Vater seyn mußtest.“

Ihr habt gar nicht nöthig mich zu tadeln — sprach er im mürrischen Tone. Ich kenne meine Pflicht allein.

Jeanneton bemerkte wol seine Stimmung, und es war nicht das erste mal, denn schon oft hatten Anfälle übler Laune mitten in ihrer Zärtlichkeit, und wenn er in Nach-

denken verſunken ſchien, ſich ſeiner bemeiſtert. Sie ſagte daher mild und freundlich:

„Lieber Caribert, es denkt ja Niemand daran, Dich zu tadeln. Glaube doch ſo was nicht. Aber wo biſt Du denn den ganzen langen Tag geweſen, ſeit Du uns verließeſt?“

Wo ich geweſen bin? Nun zu Hauſe gewiß.

„Wie, den ganzen Tag?“ fragte Claude eifrig.

Sagt' ich nicht ſo? — erwiederte Caribert mit rauher Stimme. Was meint Ihr denn damit, indem Ihr mich Alle auf die Art ausfragt?

Claude ging im Zimmer auf und ab. Jeanneton legte ihre Hand auf Caribert's, aber dieſer zog die ſeinige ſchnell fort, und die älteſte Schweſter, welche heftiger Gemüthsart war, rief:

„Caribert, ich ſehe wahrhaftig nicht ein, warum Ihr ſo kurz angebunden ſeyd mit uns Allen, euren beſten Freunden? Ihr könntet immer ein Bischen um die Hügel

ſpaziren geh'n, um euren Aerger abzukühlen, ſtatt herzukommen, um ihn uns fühlen zu laſſen."

Ich danke Euch, Mademoiſelle Katherine — erwiederte er aufſtehend — aber ich hielt es nicht für unzeitig, bei Euch einzuſprechen, und Euch einen guten Abend zu wünſchen, ehe ich morgen früh mich aufmache, um den Bären zu tödten, der meinen Vater verwundete, oder ſelbſt umzukommen — denn eins oder beides geſchieht, ſo wahr ich ein Mann bin!

Dieſe Aeußerung mußte die innerſten Gefühle der Zuhörer berühren, denn alle zuſammen und zwei ganz beſonders, waren um die Caribert drohende Gefahr ſo beſorgt, als wäre es ihre eigene. Claude hielt inne mit Gehen, — und Jeanneton, unfähig ihre Gefühle länger zu unterdrücken, ſprang auf, faßte Caribert's Hand, als er eben aus der Thüre trat, und brach in Thränen aus.

„Halt, um Gottes Willen, Caribert!" ſchluchzte ſie. „Willſt Du auf die Art von

uns scheiden? Sagst Du mir so Lebewohl. Niemals hätte ich mir vorgestellt, daß Du so grausam seyn könntest."

Laß mich jetzt gehen, Jeanneton. Du bist ein gutes Mädchen — sagte er, sich von ihr losmachend: Solch' Tändeln quält mich.

Mit diesen Worten schritt er hinaus, und Alle, mehr oder weniger über den Auftritt erstaunt, waren einen Augenblick still. Jeanneton lehnte sich an die Thür, und sah ihm durch ihre Thränen nach, bis Claude nach einer Minute ausrief: „Es ist nicht ganz richtig mit ihm — das sehe ich klar. Vielleicht hab' ich ihm Unrecht gethan durch meinen Argwohn."

Argwohn? wiederholten alle drei Schwestern in fragendem Tone.

„Macht Euch keine Sorgen," entgegnete der Bruder; „jetzt ist's nicht Zeit zum Auseinandersetzen. Ich werde ihm nachgehen, und Alles in's Reine bringen auf die oder jene Weise. Laß mich durch, Jeanneton. Gieb mir einen Kuß, Alles mag noch

gut werden. Ich komme bald zurück, Mädchens, verlaßt Euch drauf.“

Als er hinausging, ließ sich Caribert's Gestalt kaum mehr unterscheiden. Es war beinahe schon finster, und Claude wollte ihm eben zurufen, stille zu stehen, als er sich überlegte, daß ihm dieß bei seiner jetzigen Verstimmung nicht zusagen möchte; und in der Absicht mit ihm zusammen zu treffen, stieg er gerade über den Berg, um ihm bei seinem Heimwege zu begegnen. Sein Auge verließ ihn während der ganzen Zeit nicht, und mit dem Schmerze einer völligen Ueberzeugung, des Staunens und der Wuth, sah er ihn plötzlich vom Wege ausbiegen, sich um den schon erwähnten vorspringenden Fels, und in gerader Richtung nach dem Tannenwäldchen wenden. Sein erstes Gefühl trieb ihn, Caribert nachzustürmen und allen seinen Zorn mit einem Male gegen ihn auszuschütten. Augenblicklich wurde er jedoch mit sich einig, ihm in vorsichtiger Entfernung zu folgen, und zu warten, bis der

bestimmte Beweis ihm vor Augen läge, um der Fluth von Vorwürfen, mit denen er den Schuldigen zu überwältigen bereit war, Nachdruck und Ansehen zu verleihen. Langsam schlich er ihm deshalb nach, mit klopfendem Herzen, doch fast auf Alles vorbereitet, was da auch kommen möchte; ja sogar als er bei zunehmender Dunkelheit Caribert ganz aus dem Gesichte verlor, war er seiner Spur so gewiß, als hätte der Instinkt eines Bluthundes sich mit dem Rachegefühl des Mannes vereinigt.

Aline betrat in demselben Augenblicke den Ort der Zusammenkunft von der einen Seite, wo Caribert von der andern eintrat. Sie beantwortete seine lispelnde Frage, ob sie da sey, mit dem süßesten aller Töne für das Ohr eines Liebenden, — den schnellen, geheimnißvoll durch das Gesträuch des dunkeln Waldes raschelnden Tritten, dem aus gepreßter Brust hervorgestoßenen Willkommen, und dann den halb ausgesprochenen Versicherungen ihres Glückes, indem sie den Kopf vor-

beugte, als er sie heiß umschloß. Caribert schien auf einen Augenblick die Sorgen und Schmerzen des Tages zu vergessen, und erzählte ihr Alles, was sich zugetragen, klar und zusammenhängend.

Als er ihr seine Absicht, den Vater am folgenden Morgen bei seinem Rachezuge zu begleiten vertraute, fingen Alinens weibliche Gefühle sich in ihrem Busen zu heben an. Sie versuchte nicht, ihn von seinem Vorhaben abzurathen. Aber Claude, der gerade in dem Augenblicke den Fleck erreichte (jede Nerve zitterte ihm, wie er so vorsichtig heranschlich) vernahm, als er auf die murmelnden Stimmen horchte, folgendes Zwiegespräch.

Aline. Mein, ich sollte Dich eigentlich mehr antreiben, als wünschen, daß Du zurückbliebst. Aber Du solltest Jemand mitnehmen.

Caribert. Nein, nein; es soll mein Werk seyn, und meines ganz allein. Ich will's zeigen, daß ich meine frühere Kraft

noch nicht verloren. Du zweifelst doch nicht an meinem Entschluß?

Aline. Bewahre! Mein lieber Caribert, aber ich weiß, daß Du heut Nacht unwohl bist. Stirn und Hände glühen, und könnte ich nur dein Gesicht sehen, würde es gewiß die Spuren des Fiebers an sich tragen.

Caribert. Nun gut, liebes Mädchen, dann ist mein Arm desto stärker.

Aline. Das hoffe ich von Herzen, aber ein oder zwei Gefährten würden den Erfolg noch sichrer machen und meine Furcht entfernen.

Caribert. Wen sollte ich wol deshalb angehn? Du wünschest doch nicht, daß ich mich vor Guillotreaux und den Anderen büken soll, die so oft meine Faulheit bespottet haben?

Aline. Nein, gewiß nicht, aber da ist Einer, der Dich nie verspottet hat — der arme Claude.

Caribert. Ja, ja, eben der thut es

immer, abweſend oder zugegen. Wenn ich ihn ſehe, oder nur an ihn denke, ſo iſt das ſchon genug — ich fange an, ihn zu haſſen, wider meinen Willen.

Aline. Du ſollteſt lieber mich haſſen, daß ich dein Herz von einem ſo treuen Freunde abgewandt habe.

Caribert. Dich, Aline haſſen! Ach Gott, wenn ich nur ſagen könnte, wie ich Dich liebe!

Hier tönte es, als ſie ſich wieder umarmten, wie Schlangenziſchen in Claude's Ohr. Er ſchlich noch näher an die Sprechenden, und das Geſpräch ging fort.

Caribert. Du haſt den genannt, den ich am aller wenigſten auf aller Welt um irgend etwas bitten möchte. Ueberdies gefällt es mir gar nicht, daß er ſo oft herkommt. Du ſollteſt ihn nicht aufmuntern, Aline.

Aline. Hältſt Du mich ſolcher Niedrigkeit fähig? Denkſt Du, ich könnte gegen ihn erheucheln, was ich nicht fühle?

Dies traf eben so scharf als unerwartet Caribert's Gefühl, denn Aline hatte nie an seine vorgeschützte Neigung zu Jeanneton geträumt. Mit Fleiß hatte er es vermieden, jenes Betruges zu erwähnen, den sie, wie er wol wußte, niemals würde gebilligt haben, selbst wenn alsdann ihre Zusammenkünfte hätten aufhören müssen. Die gegenwärtige Bemerkung traf daher sein Innerstes, und sein Aerger wandte sich, wie das gewöhnlich ist, auf den unschuldigen Gegenstand. Er fuhr auf:

Ich dächte, Du sagtest ihm ein für allemal, er solle von seinen Bewerbungen ablassen und ganz von Dir fortbleiben.

Aline. Mein Gott, wie soll ich denn das? was würden seine Schwestern von mir denken?

Caribert. Was brauchst Du dich um seine Schwestern zu kümmern? Die sind mir eben so verhaßt, als er selbst.

Aline. Lieber Caribert — Du weißt nicht, was Du sprichst. Was ist Dir denn?

Ca-

Caribert. Ich sage Dir nur die Wahrheit, Aline, — und wahrhaftig dies ganze Possenspiel muß ein Ende nehmen. Weißt Du wohl, — da ich es nur bekennen muß, — das thörichte Mädchen, die Jeanneton, scheint an mir Wohlgefallen zu finden, und quält mich mit ihrer Aufmerksamkeit zu Tode; und ich glaube, die ganze Sippschaft, Bruder und Schwestern allesammt, haben auf mich Absicht.

„Schurke!“ rief Claude aus, unfähig sich bei diesen Worten länger zu halten, und vor Wuth außer sich durch die verwachsenen Sträucher vorstürzend. — „Schurke, komm vor, daß ich dein falsches Herz Dir aus der Brust reißen kann!“

Aline, voller Schrecken als sie die Stimme erkannte, und ihren neuen entsetzlichen Klang, stieß einen Schrei aus und warf sich an Caribert's Brust. Dieser stand wie vom Donner vernichtet. Er konnte nichts erwiedern, sondern streckte, indem er sie mit dem einen Arme fest an sich schloß,

den andern wild in die Richtung aus, woher die Stimme kam. Sein Stock traf nur die zurückweichenden Aeste.

„Wo bist Du, Lügner, schändlicher, verrätherischer Lügner?“ brüllte Claude. „Fliehst Du vor mir? Steh, Feiger, steh!“

Caribert sprang nach der Richtung, von wo die Stimme kam, indem er Alinen mit sich zog und mit Luftstreichen um sich schlug in der Dunkelheit.

„Ach Claude, ach Caribert!“ rief Aline. „Halt, um aller Barmherzigkeit willen, was wollt Ihr thun?“ Sich so zwischen die wüthenden aber unsichtbaren Gegner stürzend, streckte sie die eine Hand aus. Sie traf Claude's vorgestreckten Arm und hielt ihn fest, indem sie mit vor Schreck kaum vernehmbaren Tönen sagte: „Claude, theurer Claude, halt inne! Wenn mein Vater das hört, bin ich verloren.“

Was, Aline, Du bittest bei dem jämmerlichen Burschen? — fragte Caribert mit Bitterkeit. Du nennst den elenden Hor-

cher theurer Claude? Weshalb kann denn nicht mein Arm den schurkischen Hund treffen?"

Claude war auf dem Flecke stehen geblieben, der ganze Strom seiner Rachegefühle war für den Augenblick gehemmt. Die Berührung von Alinens Fingern wirkte zauberhaft auf ihn. Er faßte ihren Arm, und am ganzen Leibe zitternd, drückte er ihre vermittelnde Hand wiederholt an seine Lippen. Ohne Sträuben ließ sie es geschehen. Seine Umarmung war wie der Kuß des Friedens, und doch schauderte sie, als sie Caribert's Herz an dem ihrigen schlagen fühlte. „Um Himmels willen, Claude," rief sie: „ich beschwöre Dich, flieh diesen verhängnißvollen Ort. Es ist ein Augenblick, der uns Alle vernichtet. Wir wissen nicht, was wir thun und sprechen."

Du hast ihn gerettet — erwiederte Claude — ich überlasse ihn seiner Schuld.

Caribert, außer sich vor Wuth, riß sich hier von ihr los, sie aber schlang wiederum

die Arme um ihn und hinderte ihn am Gehen. Claude zog sich zurück und sagte mit gedämpfter Stimme im Weichen: „Ich gehe, Aline. Ich verlasse Dich und ihn auf immer. Gott sey Dank, die Finsterniß und dein Einfluß haben ihn vor meiner Rache gerettet. Möge er im Elend leben, aber deines eigenen Glückes, deines Characters wegen, vermeide ihn wie die Pest. Ich spreche Dich los von aller Theilnahme an seiner Schändlichkeit. Von eurer Beiden Lippen habe ich genug gehört, um die Wahrheit zu wissen. Wenn die Schlange dein Herz gewonnen, kann ich Dich deshalb nicht tadeln, aber erwarte nichts von dem Elenden, der seinen Busenfreund hintergehen und meine unschuldigen Schwestern so niedrig betrügen und verleumden konnte. Leb' wohl, Aline, Du sollst mich nie wieder sehen. Sage mir nur einmal: Lebewohl, mehr verlange ich nicht."

Lebe wohl, Lebe wohl, — rief Aline, fast ihrer selbst nicht bewußt.

„Gott segne Dich“ erwiederte er, „Lebe wohl, Lebe wohl auf immer!“

Sie hörte das Rascheln der Zweige, wie er sich schnell Bahn brach durch das Wäldchen, und als der letzte Laut verschwand, lehnte sie ihr Haupt auf Caribert's Schulter und weinte laut. Dieser war während Claude's Anschuldigungen von der Wahrheit alles Vorgebrachten auf's heftigste ergriffen worden. Er fühlte die Gerechtigkeit eines jeden Wortes, — er konnte den Ankläger nicht unterbrechen, — und es lag etwas Feierliches in den hervorgestoßenen Tönen, welche durch die tiefe Nacht aus vollem Herzen, unwiderstehlich ihm entgegen klangen. Er fühlte sich erleichtert, als der gekränkte Freund Abschied genommen,- er athmete freier auf, als er seine Tritte schwächer und schwächer vernahm, — aber aller Fieberwahn brach heraus, als Aline wieder ihren Thränen freien Lauf ließ, indem er im Augenblicke wähnte, die Thränen hätten keinen

andern Grund, als den Abgang seines jetzt ihm so verhaßten Nebenbuhlers.

„Was?“ rief er: „weinst Du um ihn? Entscheidest Du schon zwischen uns? Ist das deine Liebe für mich?“

Um Gottes Willen — seufzte sie, — erspare mir doch jede fernere Erniedrigung. Wolltest Du, ich wäre so wild, daß mich selbst ein Auftritt, wie dieser, nicht rührte? Verlangtest Du eine Probe meiner Liebe, die mich nur der deinigen unwerth machte?

„Vergieb mir, meine Aline. Ich bin nur erschreckt, daß ich in deinen Augen schuldig erscheinen soll; aber erinnere Dich, wie ich Dich angebetet habe. — Alle Bande der Freundschaft, ja ich muß sagen, auch die der Ehre, wurden schwach gegen diese Leidenschaft! Sprich, sage, Du tadelst mich nicht, und liebst mich wie immer!

Sophisterei ist eine beredte Waffe, sobald Redner und Zuhörer Einer Meinung sind; und da dies hier der Fall war, so war auch Aline bald überwunden. Sie erwie-

derte Caribert's Umarmung immer und immer wieder. Sie ließ ihn schwören, kein Zusammentreffen mit Claude zu suchen, woran ihn überdies der seinem Vater geleistete Eid hindere; und nach tausend Bitten von ihrer, und Versicherungen von seiner Seite, sich morgen in Acht zu nehmen, schied Aline am Rande des Wäldchens von ihm, und er trat, als er sie sicher wußte, seinen Rückweg nach Hause auf dem nächtlichen Pfade an.

Während er so allein mitten in der Dunkelheit der Nacht und einer öden Natur träumend daherging, erwachten alle Erinnerungen und Gefühle in seinem Geiste. Er fühlte sich vor sich selbst erniedrigt; sein Stolz war mehr durch sein eigenes Schuldbewußtseyn, als durch die Vorwürfe des von ihm Gekränkten, niedergebeugt. Aline hatte die ihn verdammenden Anschuldigungen vernommen, ob sie schon die Röthe des Geständnisses auf seiner Wange nicht sehen können; sie stimmte doch mit seinem Ankläger überein, sie weinte um ihn. Was mochte

sie nicht fühlen, wenn sie allein war, und ihr klarer Verstand ihr alle Dinge im eigenthümlichen Lichte zeigte. — Dieser Gedanke regte alle Geistesnerven auf. Dann dachte er wieder an sein unwürdiges Benehmen gegen Jeanneton. Daß er sie hintergangen, schien ihm ein geringes Verbrechen; er hatte Gründe zur Hand, es zu rechtfertigen, aber seine gemeine Verleumdung hinter ihrem Rücken! Dies war ein Gedanke, der ihn ganz vernichten konnte. Aber noch gab es eine Empfindung, die ihm peinlicher als alle anderen war. Zweimal in einem Tage, war er mit dem Namen eines Feigen belegt worden! Zweimal! und dies von zwei Männern, welche seinen Character am besten kannten. Es gab eine Zeit, wo weder sein Vater, noch sein Freund, einen ähnlichen Gedanken zu athmen gewagt hätten. Was konnte sie jetzt dazu stimmen? Konnte seine Natur sich verändert haben, und war dies geschehen? Er hielt inne als er sich diese Frage vorlegte; und plötzlich fand er

ſich auf dem Wege nach Claude's Hütte. Ohne es zu wiſſen, war er darauf gerathen, und es ſchien ihm, als habe der Dämon der Rache ſeine Schritte geleitet. Er ſtarrte vor Schrecken über den Gedanken zurück, der ihn überkam. Es war das heiße Verlangen nach Rache. Er mahlte ſich Claude aus in aller Würde der triumphirenden Tugend, und er ſprang einige Schritte vor, als wäre es, um ihn unter die Füße zu treten. Kaum war ihm aber der Gedanke klar geworden, als er entſetzt zurückſchreckte. Mit beiden Händen drückte er ſeine Stirn, und fand den kalten Schweiß daraus vorſtrömen, während es in ihm glühte. Er wandte ſich ſchleunig ab, auf den Weg nach Hauſe, und langte bald in der Hütte an.

Die Thüre war aufgeſperrt. Sacht trat er ein, und bemerkte bald beim Lichte der kleinen, im Winkel brennenden Lampe, daß ſein Vater ſchlafe, und daß auch ſeine Mutter, ermüdet ohne Zweifel von der beſtändigen Pflege, ſich auf's Bette niedergelegt

habe. Es war eine schneidende Kälte in der Nacht, und Caribert zitterte an allen Gliedern. Sacht schürte er die Kohlen an und fegte die ausglimmenden Reiser zusammen. Bei diesem wenig behaglichen und wärmenden Feuer setzte er sich nieder, und streichelte Pero's Kopf, des einzigen ihnen übriggebliebenen Hundes, der jetzt davon erwachte, und für die freundliche Berührung durch Wedeln mit dem Schwanze dankte. Caribert lehnte den Kopf auf den Tisch, und saß in dieser Stellung eine beträchtliche Zeit über. Hier mußten ihn alle Symptome eines heftigen Fiebers überkommen haben, denn als der alte Mann erwachte, und mehrere Minuten lauschend still gelegen, sprang er zuletzt auf, und rief aus: „He, Marie! Caribert! Was ist das für ein Schütteln? was klappert der Tisch? — Der Morgen bricht an. Marie! he Caribert!"

Das Weib richtete sich wie ihr Mann auf; Caribert antwortete aber nicht. Beide näherten sich, und während sie ein Licht an-

zündete, weckte ihn der Vater aus seinem schweren Fieberschlaf. Auf seine Anrede: „He, Caribert, was schüttelst Du dich so? Siehst Du einen Geist im Schlafe?“ erwiederte er, indem er schnell vom Sessel aufsprang und wild in's Blaue starrte, mit dem Ausrufe: „Was, Geist? welcher? Er ist noch nicht todt, ist er's?“

Bei diesen Worten blickte er wild um sich, und strich sich heftig mit der Hand über die Augen, um irgend ein schreckliches Phantasiebild los zu werden.

„Nein, jetzt noch nicht“ antwortete der Vater: „aber mit Gottes Hülfe soll er sich innerhalb zwei Stunden in seinem Herzensblute wälzen.“

Der wilde Ausdruck, mit welchem Caribert die Rede beantwortete, machte die alte Frau schaudern. Der Vater dachte nur an den Bären; dem irren Gemüthe des Sohnes schwebte ein ganz anderer Gegenstand vor. Aber in einem Augenblicke hatte er sich wieder erholt, und als er des Vaters

Vorbereitungen sah, rüstete er sich in wilder Hast zu derselben Jagd.

Schnell und schweigend war er damit früher als der Vater fertig geworden, der alle Augenblick inne hielt, um seiner Rachewuth gegen den Feind in Verwünschungen Luft zu machen, und mit unnöthiger Genauigkeit jeden Theil seiner Waffen zu untersuchen, um gewiß zu seyn, daß nichts für den nahenden Kampf fehle. Als Caribert, vollständig in seinem ledernen Koller und Jagdstiefeln gerüstet, den Gurt umgeschnallt, die festen Handschuhe auf den Händen und die Pike kräftig umfassend, dastand, schien er Vater und Mutter abermals der alte zu seyn, und Rüstigkeit und Kraft, die ihn einst auszeichneten, wieder aus ihm hervorzuleuchten. Der Alte betrachtete ihn mit Stolz, und sah nichts als das Feuer der Wuth in seinen rollenden Augen und seinem gluthrothen Antlitz; aber die mehr erfahrene und auf solche Anzeichen achtende Mutter zitterte, wenn sie daran dachte, es wäre nur Ein-

bergluth und die Wuth eines zerstörten Gemüthes.

Nachdem Alles zur Jagd bereitet war, machten sich die Jäger, von ihrem Hunde gefolgt, auf den Weg. Das arme Thier schien aber nur ungern dem Rufe seines alten Herrn zu gehorchen. Er sah sich um, und schien die Jäger nach seiner frühern Gefährten bei allen Jagdfesten zu fragen. Augenscheinlich hatte ihn der Muth verlassen, und er folgte scheu Caribert's Spur, statt kühn vorauszuspringen und die Gesellschaft anzuführen, wie er es bis an diesem Morgen gewohnt gewesen. Die ängstliche Gattin und Mutter umarmte Beide, Vater und Sohn. „Um Himmels willen, Lareole," sagte sie, „sey heute so standhaft, als Du tapfer bist. Denke deines verwundeten Armes beim Angriff und setze Dich nicht der Gefahr aus, wenn Du ihn gelähmt fühlst."

Sey unbesorgt, Frau! Ich bin zu jedem Wagstück diesen Morgen tüchtig. Mit Caribert wieder an meiner Seite, wenn er

den Rock trägt, der ihn allein in meinen Augen ziert, fühle ich mich zwölf Mal so stark.

„Gott gebe, daß Alles gut mit ihm steht!“ erwiederte sie, Caribert auf beiden Wangen den Scheidekuß gebend. „Wie befindest Du dich, mein Kind? Vor einem Augenblick warst Du glühend heiß, und jetzt fröstelst Du wieder.“

Ach Mutter, das ist allein die Begierde, den Braunen anzugreifen. Ich bin so wohl wie immer, glaube mir das — sagte er mit angenommener Fröhlichkeit. — Nun Vater, bist Du fertig?

„Und willig, mein Junge!“ sagte feurig der alte Mann, und nachdem sie der Zurückbleibenden in Erwiederung ihrer Glückwünsche die Hand geschüttelt hatten, setzten sie sich, gegen den Pic zu, in Bewegung.

Die Kunde von dem traurigen Ausgange dieser verzweiflungsvollen Unternehmung beruht theilweise auf nicht ganz bestimmten Beweisen. Man hat sie gesammelt

aus den kaum zusammenhangenden Entdekkungen des Wahnsinns — aus den abgebrochenen und schauderhaften Bekenntnissen eines Rasenden in seinen lichten Stunden, und aus der Wahrscheinlichkeit der Thatsache. Aus diesen Umständen hat die allgemeine Meinung folgende Geschichte zusammengesetzt.

Bald nachdem Caribert und sein Vater ihre Wohnung verlassen, wurde der Himmel, als der Morgen kaum angebrochen war, mehr als gewöhnlich umzogen. Ein Schneeschauer, mit Regen vermischt, überfiel sie, noch ehe sie den Pic du Midi erreicht hatten, und die schneidende Kälte der Luft, verbunden mit dem Hagel, der ihm immer in's Gesicht schlug, erzeugte bei Caribert erneute und heftige Anfälle der Fiebergluth und des Fieberfrostes. An der Höhle des Bären, die in einer Vertiefung der westlichen Seite des Berges, nahe an jenem furchtbaren Schlunde gelegen ist, den ich zu beschreiben versucht, angelangt, waren sie

Beide gänzlich erstarrt, und kaum fähig sich zu bewegen; aber der alte Mann näherte sich, allen Ingrimm und allen Muth zum Angriffe anspannend, der Höhle, und suchte mit lautem Geschrei die Wuth des wilden Thieres zu erwecken. Kaum vernommen, wurde die Herausfoderung auch schon erwiedert. Erst heulte es entsetzlich aus der Höhle heraus, dann stürzte der Bär selbst so grimmig hervor, als erinnere er sich noch des gestrigen Triumphes. Bei dem erschrecklichen Tone und Anblick, senkte der von seinem einstigen Gefährten verlassene Pero, voll thierischer Erinnerung des letzten Zusammentreffens, den Kopf zu Boden, zog den Schwanz ein und floh heulend den Berg hinab. Der alte Lareole faßte seine Pike fest an und schritt vor. Das furchtbare Ungeheuer richtete sich auf den Hinterfüßen auf, streckte die Vorderklauen aus, und als es, mit weit aufgesperrtem Rachen, die mächtigen Hauer zeigend, heulend in gräßlicher Wuth, eben einen Satz vorwärts thun wollte,

rückte der alte Jäger dicht heran, und führte einen Stoß mit ganzer Kraft, gerade nach des Feindes Herzen. Er traf auch nicht ganz weit von dem tödtlichen Flecke. Seine Pike durchbohrte die linke Bruſt, und kam bei der Schulter wieder heraus. Außer ſich vor Schmerz, bäumte ſich der Bär, ſtürzte ſich auf ſeinen unverzagten Gegner und warf ihn unter ſich auf die Erde. Indem der alte Mann den Kopf unter dem Körper ſeines Feindes verbarg, ſtrengte ſich der Bär aus allen Kräften an, mit Nägeln und Hauern an den Schultern und dem Rücken das Koller zu zerreißen. Der Alte zerrte an der Pike, um ſie aus dem Leibe herauszuziehen, ſeine Lage hinderte ihn aber daran, und jede neue Anſtrengung brachte nur zu Wege, daß das Blut ſtärker als zuvor, aus der Wunde ſtrömte. Während dieſes furchtbaren Ringens klang das Geheul des Bären, untermiſcht mit den lauten Verwünſchungen des Greiſes. Dieſer gab endlich die Hoffnung auf, ſeine Pike wieder zu erhalten, und ſtrebte

jetzt nur dahin, seiner schrecklichen Bürde los zu werden. Es gelang ihm so weit, mit einem Beine frei zu werden, und indem er mit Anstrengung aller Kraft den Körper des Thieres umfaßte, hob er sich auf die Knie und rief aus: „Jetzt, Caribert, jetzt! In's Herz — in sein Herz den Todesstoß, jetzt, stoß, stoß!" — aber Caribert stieß nicht zu! Er stand, und sah den Auftritt mit an, von panischem Schrecken ergriffen, angewurzelt an den Boden mit Empfindungen, die kein Mensch zu ergründen weiß, — ein schrecklicher, aber nicht der einzige Beweis, wie oft geistiger Muth und menschliche Tugend scheitert. Ich will nicht forschend in das Geheimniß dringen, — aber dort stand er, als schrecklicher, Schauder erregender Beleg.

Der alte Mann kam jetzt los, aber der Bär faßte ihn von neuem. Seine ungeheure Klaue hatte mit furchtbarer Gewalt den einen Schenkel seines Schlachtopfers umfaßt; und indem er seine auseinandergespreizte Stellung verließ, begann er ihn zurückzuzer-

ren, augenſcheinlich in der Abſicht, ihn in ſeine Höhle zu ſchleppen. Der Muth des alten Mannes wuchs mit ſeiner Gefahr, denn er zog behende ſein Meſſer aus dem Gurt, öffnete die Schneide und tauchte es mehrere Male tief in den Leib des Bären. Der Letztere wälzte ſich und ſprang im Todeskampfe, und Lareole'n, nachdem er noch ein Mal glücklich auf die Beine gekommen, gelang es, die Beſtie wieder zu umfaſſen. Aber länger konnte der Kampf ſo nicht dauern. Der Alte ermattete unter dem furchtbaren Drucke. — Athemlos und ſchwach, konnte er nur einige ſchreckliche Flüche gegen den Treuloſen ausſtoßen; und während Caribert hinſtarrte, das Gehirn glühend, die Hände ausgeſtreckt, die Zunge im Munde klebend, mit zitternden Gliedern, geſunkenem Herzen und an den Boden gewurzelten Füßen, ſah er die weißen Locken ſeines Vaters über dem Nacken ſeines Würgeengels flattern, indeß das ſterbende Thier in ſeiner Blindheit, unwiſſend was es that, ſich dicht an den

Rand des Abgrundes zurückzog, und bei jedem Tritte in dem, aus dem zertretenen Schnee und ſeinem eigenen Blute gebildeten Kothe ausglitt. Als der alte Mann ſein ſchreckliches Schickſal ſah, ſchien er für einen Augenblick die gigantiſche Kraft der Verzweiflung zu gewinnen. Einmal noch überſah er den furchtbar kleinen Raum am Rande, und ſchrie dann mit Donnerſtimme: „Caribert! Caribert!“ Der furchtbare Ausdruck in dieſem Todesgeſchrei, wirkte electriſch auf den Geiſt des Sohnes. Plötzlich erwachte er aus ſeiner Starrſucht, und gewann auf einen Augenblick alle ſeine Beſinnung, allen ſeinen Muth wieder. Er ſtieß einen ähnlichen Schrei voll wildem Feuer aus — ſchwang ſeine Pike — ſtürzte vor mit offenen Armen, den Vater zu ergreifen um ihn dem Verhängniſſe zu entreißen, aber es war zu ſpät! — Das Ungeheuer berührte eben den äußerſten Rand — verlör den Boden — ſtürzte inſtinctartig wieder nach vorn — that noch einen Tritt zurück, und grade als

Caribert glaubte, er faſſe den Vater in ſeinen ausgeſtreckten Armen, waren Beide, Mann und Bär ihm aus dem Geſicht verſchwunden, und nur ihr Todesgeſtöhn drang noch durch die Luft herauf, als ſie zerſchmettert niederſanken.

Achtes Kapitel.

Man frage nicht danach, was Caribert that, sagte oder fühlte. Ob sein Geist in schweigender Todesangst oder in schreiender Verzweiflung Zuflucht fand, bleibt ein Gegenstand der Vermuthung, oder vielmehr der Phantasie. Er sah das gräsliche Opfer vollbracht, und erzählte oft nachher in Anfällen der Tollheit, so wie in lichten Zwischenräumen, den Auftritt, und wich nie im geringsten von seinem ersten Berichte ab,

Wer ihn zuerst nach dieser schrecklichen Stunde sah, war sie, die in Licht und Finsterniß, im Zustande der Vernunft und des

Wahnsinns Alles für ihn war. Man weiß nicht, wie bald darauf, aber noch am selben Morgen, und vermuthlich auch gleich nach der Katastrophe dieses Trauerspiels, stürzte er nach Moinard's Wohnung. Der letzte Moment seiner scheidenden Vernunft trieb ihn vermuthlich, zu Alinen zu fliehen: — das Bewußtseyn des beginnenden Wahnsinns — ein Verlangen, die letzten von vernünftigen Gedanken geleiteten Worte an ihrem Busen auszuhauchen — ein Instinct — eine Begeisterung — wer mag den eigentlichen Antrieb entziffern? Was es auch war, es leitete ihn zu ihr.

Alinens Angst hatte in der letzten Nacht keinen Schlaf aufkommen lassen; sie war mit Tagesanbruch auf. Gern wäre sie nach Claude's Hütte gegangen, ihn und seine Schwestern zu besuchen, und frei und frank ihnen Alles mitzutheilen und mit ihnen zu berathen. Aber ihr Zartgefühl und die Achtung für ihn und Jeanneton, unterdrückten augenblicklich diese erste Aufregung ihrer Ge-

fühle, und ſie ſah ſich genöthigt zu warten, bis Mannette aufſtand, welche ſie denn als Botin an die älteſte Schweſter mit der Bitte abſandte, ſo bald es anginge, zu ihr herunter zu kommen. Ihr Vater lag noch im Bette, ihre Angſt aber rechnete ſchneller, als Mannettens größtmögliche Eil, und ſie ſchritt ſchon eine Stunde nach deren Abgange dem Tannenwäldchen zu, in der Hoffnung, dort die kleine Botin mit der Verlangten anzutreffen.

Die erwartete Zuſammenkunft, das ihr obliegende Bekenntniß, und alle die verwikkelten Erklärungen und Entſchuldigungen, mußten an und für ſich alle mögliche Pein und Aengſtlichkeit in einem zarten Gemüthe erzeugen. Was war dies aber in Vergleich mit dem Stoße, der ihr gefühlvolles Herz treffen ſollte.

Als ſie mit niedergeſchlagenen Augen, gefalteten Armen, und tief im bunten Wechſel der Gedanken verloren, dem Wäldchen auf wenig Schritte ſich genähert hatte, hörte

ſie

ſie ſtürmiſch. Jemanden herbeiſtürzen, und aufblickend ſah ſie Caribert's ſchreckliche Geſtalt — in ſeiner rauhen und wilden Jägerrüſtung, die Pike in der Hand ſchwingend, grade wie ſie ihn zuerſt vor ihrer verhängnißvollen Bekanntſchaft geſehen, — aber mit einem Weſen, das zehntauſend mal ſchrecklicher als damals war. Er war jetzt todtenbleich — ſeine Blicke waren hohl — ſeine Augen ſchienen aus ihren Höhlen herauszubrechen — jeder Zug, jeder Ausdruck zeugte von dem Wüthen einer Krankheit, von Verzweiflung und Wahnſinn.

Im erſten Augenblicke des Schreckens wollte ſie fliehen, ſeine Stimme feſſelte ſie aber wieder.

„Halt, halt! meine Aline!“ rief er: „halt, meine Braut!“ Sie hielt inne und blickte auf ihn in ſprachloſem Elend, denn die Ahnung der Wahrheit von ſeinem Zuſtande durchzuckte ſie mit Blitzesſchnelle.

„Das iſt ein unfreundlicher Blick und Gruß“ erwiederte er. „Iſt nicht heut

unſer Hochzeittag? Ich bin athemlos vor Rennen. — Du kennſt mich wol noch nicht in meinem Hochzeitkleide?" Sein fürchterliches Gelächter beſtärkte ſie in ihrer entſetzlichen Vermuthung.

O Vater der Gnade! rette ihn und erbarme Dich ſeiner, — rief ſie in Todesangſt.

Er ergriff eine ihrer Hände, und da er bemerkte, daß ſie heftig zitterte, rief er aus: „Was, fürchteſt Du Dich vor mir? Sieh mich doch an! Kein Tropfen ſeines Blutes klebt an meinen Händen, — er ſtürzte ſich ſelbſt hinüber. — Du denkſt doch nicht, daß ich ihn ermordet habe! — Aber er iſt todt — todt — ganz zerſchmettert! Rette mich — o rette mich vor ſeinen furchtbaren Flüchen!"

Eine ſchreckliche Erinnerung ſchien ihn hier zu quälen. Er ſtürzte ſich nieder zu Alinens Füßen und verbarg ſein Geſicht in den Falten ihres Kleides. Von namenloſem Schrecken ergriffen, ſchrie ſie nach Hülfe, und als ſie laut ihren Vater rief, wurde

eine neue Saite im Geiſt des unglücklichen Wahnſinnigen berührt.

„Vater! Vater!“ rief er: „ach, ruf' ihn ſo laut Du willſt, er kann doch nicht antworten! O Gott, ich habe keinen Vater. Ich ſah ihn in den Schlund hinab ſtürzen.“

Hierbei ſprang er auf, und indem er ſie mit der einen Hand feſthielt, warf er die Pike fort und beugte ſich nach vorn. Er that, als blicke er tief hinab in den furchtbaren Abgrund, und ſtrebte mit der andern offen ausgeſtreckten Hand, den Hinabſtürzenden zu faſſen. Moinard kam jetzt ſchnell aus dem Hauſe herbei, und Aline ſagte, noch einmal zu Caribert gewandt, in halb verwirrter Bitte:

„Was meinſt Du mit deinen ſchrecklichen Worten und Blicken? Sage mir, Caribert, bei deiner Liebe zu mir, ſage, was brachte Dich in dieſen Zuſtand?“

Moinard kam in dieſem Augenblicke heran, und glaubte, als er Alinens erſchreckte Mienen und Caribert's wilde Stellung ſah,

dieſer wolle ihr Gewalt anthun; er ergriff deshalb die Pike, ſprang vor und rief: „Schurke, willſt Du ſie ermorden?“

Er iſt wahnſinnig, Vater, er iſt raſend! rief ſie aus, — er weiß nicht, was er thut.

Caribert, ohne auf ſie zu achten, erwiederte auf Moinard's Ausruf: „Ja Mord, Mord, das thut mir noth, — aber nicht ſie, nicht ſie!“ Hier ergriff er ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. Moinard, faſt verſteinert vor Erſtaunen und Schrecken über die muthmaßliche Gefahr ſeines Kindes, ſtand bewegungslos, während der Tolle fortfuhr:

„Sieh doch, meine beſte Aline, dein Vater iſt gekommen, uns ſeinen Segen zu ertheilen, — knie vor ihm nieder mit mir!“ Er zwang ſie zu dieſer Stellung: „Jetzt ſchwöre, mein zu ſeyn, und nur mein im Leben und Tode — Du verſprachſt es ja ſchon ſo oft, ſchwöre!“

Ach Gott, ach Gott! murmelte Aline.

„Du ſchwörſt nicht?“ rief Caribert.

„Moinard, laß ſie doch ſchwören. Ich weiß wol, ſie wollen mich von ihr fortreiſſen — ſie warten auf den Vatermörder! Schwöre, ſchwöre, Aline!“

Sage doch irgend etwas, um ihn zu beſchwichtigen, — flüſterte Moinard Alinen von der andern Seite zu.

„So ſchwöre ich denn“ ſagte ſie: „feierlich und aus Herzensgrunde, keines Andern Weib zu werden, ſo lange Du lebſt. Im Wahnſinn und in der Vernunft bin ich dein. So höre mich, und ſo helfe mir der Himmel!“

Die Worte klangen ſo ernſt und feierlich aus ihrem Munde, daß den Vater die furchtbare Ahnung der Wirklichkeit ergriff. Er fürchtete, der Schreck dieſes Auftritts habe auch ihre Vernunft angegriffen. Er hob ſie auf, und Caribert jauchzte indem er ihre Hand losließ: „Sie iſt mein, ſie iſt mein! Jetzt thut mir, was Ihr wollt. Greift mich, mordet mich, wenn Ihr könnt!“ Hierauf verfiel er wiederum in jenes entſetzliche

Gelächter, das allen Rasenden so gemein ist, und plötzlich übergehend zu der Ursache seiner Veränderung, fügte er wild hinzu: „'s ist falsch, ich stürzte ihn nicht hinüber. — Pero rannte davon und ich blieb stehen, aber der Bär allein riß ihn nieder. Ich sah es, — und doch stand ich still! Ich Feiger! Feiger! Feiger!" Hier streckte er die geballte Faust mit aller Heftigkeit gegen seine Stirne, und als verlöre er mit einem Male alle Erinnerung mit Ausnahme der des schrecklichen Momentes, machte er sich plötzlich auf die Füße und floh heulend den Berg hinauf. Moinard's Herz schien vor Schreck erstarrt, und als er endlich auf die Tochter niederblickte, fand er sie ohnmächtig in seinen Armen.

Der Einbildungskraft meiner Leser muß ich es überlassen, sich das meiste, was diesem Auftritt folgte, selbst auszubilden: das Geständniß der Tochter von ihrem geheimen Verkehr und der Stärke ihrer Neigung; des Vaters Versuch sie zu tadeln, und wie er

ihr unwillkührlich doch vergab; die Mittel, welche man von allen Seiten anwandte, die Art und Urſache von des alten Lareole ſchreck-lichem Tode ausfündig zu machen; und was man Alles verſuchte zur Sicherheit und Wie-derherſtellung ſeines unglücklichen Sohnes.

Alinens Unglück wurde noch durch die von Mannetten gebrachte Nachricht erhöhet. Es ſchien, als habe Claude bei ſeiner Heim-kehr in der vorigen Nacht, ſeinen beſorgten Schweſtern Alles, was er ſelbſt entdeckt, mit-getheilt, Caribert's Treuloſigkeit, und (wie ſie es auslegten) Alinens Falſchheit. Sie konnten es ſich gleichwol weder ſelbſt verbergen, noch Claude'n abſtreiten, daß ſie dieſem nie die ge-ringſte Aufmunterung bewieſen; daß ſie ferner ſich von ihnen zurückgezogen, um, wie es jetzt klar wurde, Claude zu vermeiden; kurz, daß ſie kein Vorwurf treffen könne, weil ſie ganz dem Triebe ihres Herzens ſich überlaſſen habe, wo weder Zartgefühl noch Pflicht Hinder-niſſe in den Weg ſtellten. Aber ihre tiefe Kränkung bei der zwiefachen, der Familie

angethanen Schmach bestimmte sie, troh des Widerstrebens ihrer Vernunft, der Freundschaft mit einem Wesen zu entsagen, welchem sie, hätten sie Alles voraus gewußt, was die Unglückliche betreffen würde, ein eben so großes Recht auf ihr Mitleid als auf ihre Achtung eingeräumt hätten.

Indessen war der Kampf zwischen ihrem verwundeten Herzen und ihrem Stolze bald vergessen, als sie den ihnen bevorstehenden Verlust betrachteten. Claude hatte sich entschlossen, die Gegend zu verlassen, und keinen Tag mehr da zu verweilen, wo seine Hoffnungen entflohen waren und sein Elend ihn heimgesucht hatte. Er wollte sein kleines Eigenthum verkaufen und sich in einen fernen Winkel seiner heimathlichen Berge zurückziehen, denn seine Liebe für die Pyrenäen war nicht mit seinem Glücke entwichen. Von gütiger und sanfter Neigung im Allgemeinen, konnte er doch, wie wir schon sahen, auch fest seyn, wenn es galt. Dies war eine Gelegenheit, seine schlummernde

Kraft aufzurufen. Den Thränen, Bitten, Vorwürfen der Schweſtern, die er ſo innig liebte, widerſtehend, kündigte er ihnen ſeinen feſten Entſchluß an, und verwandte die Nacht darauf, ſich zu ſeinem freiwilligen Exil vorzubereiten. Er ordnete alles an, was zu ihrem Bedarf nöthig war, ſo lange er ſich von ihnen trennte. Nachdem er den Schweſtern empfohlen, unter einander für ſich zu ſorgen, denn eines weiteren Schutzes bedurfte es in dieſen wilden Hirtengegenden nicht, und ſich mit einer geringen Geldſumme verſehen, nahm er von ihnen mit Tagesanbruch Abſchied, und ging nach der Mairie der Gemeinde, um ſich einen Paß zu verſchaffen, und mit dem Maire über die beſte Art zu berathen, die alte Beſitzung los zu werden und eine neue zu erwerben.

Er war grade fort, als Mannette die Hütte erreichte und auf Alinens ganze freundliche Botſchaft keine andere Antwort erhielt, als daß die Schweſtern ihr Claude's Abreiſe erzählten und alle Vor-

würfe ausschütteten, die Mannette eben so wenig verstand, als ihre Schwester sie verdiente.

Moinard ergriff sogleich die kürzesten Mittel, die Behörden von dem schrecklichen Ereigniß, das ihm aus Caribert's verworrenen Aeußerungen hervorleuchtete, in Kenntniß zu setzen. Die ganze Gemeinde war alsbald in Bewegung, und alle Mitglieder zeigten sich in ihren verschiedenen Obliegenheiten und nach ihrer Geistesrichtung thätig. Einige trösteten die Wittwe, Andere suchten die Leiche und forschten umher in den Hütten der Frau Lareole, Claude's und Moinard's; sie nahmen den Wahnsinnigen fest, und verbreiteten die wahren Nachrichten, oder schmiedeten falsche.

Der allgemeine Schreck und Schmerz in der Nachbarschaft entsprach der Furchtbarkeit des Ereignisses und der Theilnahme, welcher die unglücklichen Leidenden, Todte und Lebende, sich erfreuten. Das herrschende Gefühl war Mitleid. Sobald die traurigen

Berichte irgend Zuſammenhang und Gewiß-heit erhalten hatten, war wol kein Herz, das nicht Mitleid für den Wahnſinnigen fühlte, für ſeine verwittwete Mutter, ſeine verlaſſene Geliebte. Selbſt Claude's Schweſtern, welche in dieſem zufälligen Zuſammentreffen rächender Ereigniſſe nur eine Heimſuchung des Himmels an den Hauptthäter erblickten, ſelbſt dieſe konnten ſich des Mitleids für die unſchuldige Theilnehmerin an dem Elende nicht enthalten. Sie waren unter den erſten, die zu Alinen flogen, ihre Theilnahme der Armen zu erzeigen, und dieſe fühlte eine vom Triumphgefühl ganz verſchiedene Genugthuung, wenn ſie auf die heißen und unſchuldigen Ausdrücke des Mitgefühls horchte, welche ununterbrochen dem Munde der kunſtloſen Jeanneton entſtrömten.

In dieſer Zeit der allgemeinen Theilnahme gab es dennoch einen übelwollenden Geiſt; und hätte ich Luſt, ein heimliches Gemählde von Schlechtigkeiten zu entwerfen, ſo könnte ich dieſen Elenden zum Hauptcharac-

ter brauchen. Ich ziehe es aber vor, ihn im Schatten ſtehen zu laſſen, und führe nur an, daß er zu jenen niedrig geſinnten, neidiſchen Gefährten gehörte, welche Caribert ſeiner Vorzüge wegen haßten, und jetzt bei ſeiner gänzlichen Zerſtörung hervortraten, um ſeinen Character durch die ſchändlichſten Anſchuldigungen zu verſchwärzen. Er verbreitete das Gerücht, welches er aber nur auf ſeinen eigenen angeblichen Glauben begründen konnte, Caribert wäre der Mörder ſeines Vaters geweſen; in einem Augenblicke heftigen Streites habe er ihn vom Rande, zugleich mit dem Körper des von ihnen beiden erlegten Bären, hinabgeſtoßen. Sein ſcheinbarer Wahnſinn ſey nur erheuchelt, um ſich vor Verdacht und Beſtrafung zu ſchützen.

So furchtbar auch dieſe Geſchichte klang, gewann ſie doch für den Augenblick Glauben, und Caribert's Abweſenheit, der in ſeinem Wahnſinn weit in die Berge entflohen war, ſchien der Verleumdung Gewicht zu geben. Ihm wurde deshalb nachgeſetzt, nicht

aus mitleidigem Gefühl für den verfolgten Unglücklichen, ſondern mit dem Racheeifer der Gerechtigkeit, um den verfallenen Verbrecher zu vernichten.

Nachdem man einen Tag und eine Nacht vergeblich geſucht, wurde er zuletzt von den Dienern des Geſetzes ergriffen und als Gefangener nach dem Hauptorte des Bezirks abgeführt. Er litt grade an der ganzen Heftigkeit einer furchtbaren Kriſis, und ſo deutlich waren die Beweiſe ſeines Wahnſinns, ſo von aller Wahrſcheinlichkeit die gehäſſigen Anſchuldigungen entblößt, und der Beweis für Caribert's Unſchuld ſo klar aus der Lage des todten Mannes und der todten Beſtie hervorleuchtend (man fand nämlich Beide unten im Grunde zwar verſtümmelt, aber feſt wie im Todeskampfe verſchlungen) daß die Bitten der unglücklichen Wittwe mit denen der tiefgebeugten Aline, ſo wie einer großen Anzahl Bittſteller, bei der Obrigkeit Gehör fanden. Der Unglückliche wurde ſicher in ſeine väterli-

che Hütte gebracht, und hier der Pflege und Bewachung seiner Mutter überlassen. In allen ihren Sorgen wurde sie von der unermüdlichen und unerschrockenen Aline unterstützt, die sich ganz seinem Dienste widmete und keinen Augenblick vor ihrer Pflicht zurückschreckte. Sie nährten und pflegten ihn in seinem schrecklichsten Paroxysmus, indem ihnen die Nachbarn, wenn Gewalt nöthig war, willig beistanden und die Dorfärzte allen mediciniſchen Rath ertheilten, den sie selbst geben konnten.

Caribert's Jugendkraft brachte ihn glücklich durch die Gefahr dieser Krankheit. Er stand vom Siechbette als anerkannter Wahnsinniger auf, aber in voller Kraft und körperlicher Gesundheit. Man bewachte ihn mit der größten Sorgfalt, aber nie erlaubte er sich die geringste Gewalt weder gegen sich, noch gegen Andere. So lange Aline ihn bewachte, war er so zahm wie der Hund Pero, der bei seinem Schemel unwissend lag, wie viel er durch seine unzeitige Flucht zum Wahn-

ſinn ſeines Herrn beigetragen habe. Wenn er die Geliebte in ſeiner Kammer vermißte, redete er ſie dennoch, aber in heftiger und wilder Sprache an, als ſtände ſie in ſeinen wachen Träumen noch immer vor ihm. Zuweilen aber, wenn ſie fort war, irrten ſeine Gedanken von ihrem gewöhnlichen Gegenſtande ab, und mit Schrecken und Schaudern kam er auf ſeines Vaters Tod. Ein wilder Schrei, Verwünſchungen gegen ſeine eigene Feigheit, oder eine abgeriſſene energiſche Aeußerung, wie ſie wol für einen ſo verzweiflungsvollen Kampf, als der ſeinem Vater das Leben koſtete, ſich eigneten, gingen den Ausſchweifungen ſeiner Wuth voran. Sobald aber Aline, von den Anderen herbeigerufen, oder durch eigene Angſt hergetrieben, eintrat, verſank der Kranke plötzlich in einen Zuſtand harmloſer, ja ſelbſt kindiſcher Unterwürfigkeit.

Dieſe Symptome ſtellten ſich jedoch nur in den der traurigen Geſchichte unmittelbar folgenden Tagen ein. Vierzehn Tage ſpäter

war seine Gesundheit wieder merkwürdig hergestellt; er war fähig auszugehen, und er erweckte so wenig Besorgniß, daß man ihm in der nächsten Woche sogar seinen größten Wunsch zugestand, allein auszugehen, wo er dann Sträuße wilder Blumen von Hütte zu Hütte sammelte und sie den Nachbarn schenkte. Alle empfingen ihn mit dem tiefsten Mitleiden, und sogar die kleinen Kinder, deren Liebling er in seinen früheren vernünftigen Jahren durchaus nicht gewesen, sahen ihn jetzt mit Vergnügen in den Stunden seines Wahnsinns kommen, und spielten mit ihm ohne Furcht.

Bei diesen Gelegenheiten sorgte man immer mit Schonung für ihn. Einige junge Bursche standen allezeit zu seiner Bewachung. Aber wie viele auch immer von den freundlichen Nachbarn freiwillig, aus Zuneigung oder aus Pflichtgefühl, sich diesem Dienste unterzogen, Jemand folgte noch ausserdem, Tage lang seinen Schritten, auf den harmlosen Streifereien, in gehöriger

Entfernung, immer bereit heranzukommen, wenn Gefahr drohte, — und dies war Aline.

Der Unterschied zwischen dem innigen Gefühle dieses bewunderungswürdigen Mädchens, und Jeanneton's gemeinerer Natur, war niemals sichtbarer als jetzt. Letztere, weit davon entfernt, Alinens edlem Beispiel zu folgen, sprang entsetzt zurück, wenn der sich ihr nahte, den sie einst in sie verliebt gewähnt. Es erwachte nicht etwa in ihr das erste Gefühl ihrer erlittenen Kränkung und seines Betruges, noch war sie ohne Mitleid für seine Lage, sondern die ihr angeborne geistige Schwachheit ließ sie vor dem möglichen Zusammentreffen mit einem Wahnsinnigen zittern. Jedermann bemerkte mit Verwunderung, wie gering die Stärke ihrer frühern Leidenschaft in Vergleich gegen ihre kindische Furcht war, und Alinen schien der Unglückliche, der Jeanneton einst so tief gekränkt, gewissermaßen entschuldigt, wenn sie sah, wie wenig die scheinbar Geliebte wahrer Gefühle fähig war, und wenn sie

daran dachte, daß er um ihretwillen an Jener Unrecht verübt habe.

Moinard, deſſen vorherrſchende Gefühle Liebe für das Geld, vermiſcht mit einer innigen Neigung zu ſeiner Tochter waren, ſchien diesmal die erſteren über die Letztere ganz zu vergeſſen. Aline beſaß eben ſo ſehr ſeine Achtung als ſeine Liebe, und übte in allen Dingen über ihn jenen Einfluß aus, welchen zuweilen (aber ſelten genug) würdige und verſtändige Eltern, ihren durch natürliche Anlagen ihnen überlegenen Kindern verſtatten. Er ließ Alinen in allem gewähren, wenn es galt, Caribert's kranken Zuſtand zu verbeſſern. So weit ſeine Mittel reichten, erhielt der Arme alle mögliche Bequemlichkeit, und was noch mehr ſeine Ergebung in Alinens Willen bekundete, er ließ ſie ungeſtört um ihn ſeyn. Ja, er ſtand ihr ſelbſt darin bei. In ſolchen Momenten eines merkwürdigen Vereins, führten Vater und Tochter zuweilen eine ſehr ernſte Rückſprache über das, was Beiden das

werthvollſte war, und gewöhnlich wurden Beide dahin einig — daß der Vater ſie niemals von ihrer ſelbſtgeweihten Beſtimmung und Pflicht im geringſten abhalten, und daß er ſie zu keiner Heirath zwingen ſolle, ſo lange Caribert lebte; wohingegen ſie durch feierliches Verſprechen an Eides ſtatt gelobte, auch wenn er je ſeine Vernunft wiedergewönne, niemals, unter was für Umſtänden es auch ſey, ſein Weib zu werden.

Dieſe letzte Bedingung, auf welche der verſtändige Vater mit aller Kraft beſtand, fand auch in ihrem richtigen Gefühle einen Fürſprecher. Sie ſah klar voraus, daß wenn er auch völlig wiederhergeſtellt wäre, ſein Geiſt durch den erhaltenen, furchtbaren Stoß immer geſchwächt bleiben, und die Gefahr des Rückfalls bei ſeiner heftigen Sinnesart ſtets drohen müſſe; und ſie ſchauderte bei dem Gedanken an die Verbindung mit Jemand, der in einer ſo ſchrecklichen Criſis, aus was auch für Gründen, die Ur-

ſach des entſetzlichen Todes ſeines Vaters geweſen.

So lag denn vor ihr, falls Caribert wiederhergeſtellt würde, die traurige Ausſicht einer kummervollen Eheloſigkeit; wenn ſein Wahnſinn aber fortdauerte, die einer ermüdenden und kläglichen Krankenpflege. Die letztere ſchien ihr ein trauriger Lohn, — auf jenes Opfer freute ſie ſich dagegen von Herzen. An ſeinen Tod, der ſie allein von allen ihren Verpflichtungen befreien konnte, dachte ſie nie, ohne daß ihr Herz ſich tief verwundet fühlte. Der für ſie ſo furchtbare Gedanke an dieſen möglichen Ausgang war es einzig und allein, der ihrem Vater Muth gab, ſeinen Kummer zu ertragen. Zuerſt rechnete er darauf, daß die Heftigkeit des Anfalls Caribert verzehren müſſe, dann aber, als er ihn wieder Kräfte gewinnen ſah, hoffte er auf einen Rückfall. Wenn er ihn beſuchte, geſchah es mehr, ſeine Krankheit zu beobachten, als ihm Hülfe zu bringen, und wenn er Alinen al-

len Willen ließ, und für den Geliebten ihr alles darreichte, geſchah es, um ſeine wahren Wünſche vor ihr zu verbergen, welche für ſie auf's höchſte beleidigend ſeyn mußten. Moinard's Herz war hart und rauh in allen Beziehungen des Lebens, außer wo er mit Alinen zuſammentraf. Wenn er fühlte, war es nur für ſie. Er begünſtigte es, daß man Caribert erlaubte, frei umher zu gehen, denn er hielt es für leicht möglich, ihm möchte auf ſeinen Wanderungen etwas zuſtoßen, was ſeinen unterdrückten Gefühlen eine heftigere Richtung gäbe — und er hatte nicht fehl geſchloſſen.

Als er eines Abends zwei Jäger von der Jagd mit einer Bärenhaut, der Beute des Tages, heimkehren ſah, erwachten plötzlich von neuem die wilden Regungen des Wahnſinnigen. Das ganze Gedächtniß ſeines frühern Lebens ſchien mit einem Male durch die Finſterniß ſeines Geiſtes hindurch zu blicken. Er ſtarrte auf, ſprang vorwärts und jubelte wild: „Zur Jagd, Vater, komm,

komm!“ und von dem Augenblicke an dachte er an nichts, als daß der Geist seines unglücklichen Vaters ihm immer mit drohender Stellung und strafenden Blicken folge. Um dessen Vorwürfen zu entfliehen, stürzte er dann mit wilden Ausrufungen fort, seinen Eifer in der Verfolgung des Bären zeigend, zu der ihn, nach seiner Vorstellung, das Gespenst antreibe.

Dieser plötzliche Uebergang aus einem Zustande schmachtender Unthätigkeit wurde indessen nie von der Neigung zu Ausschweifungen begleitet. Man durfte für Niemand als ihn selbst fürchten. Seine Schritte richtete er stets nach dem Tourmalet, dem Nachbar jener schrecklichen Scene, und man war immer besorgt, er möchte sich, wenn er einmal allein den schrecklichen Abhang erreichte, im Fieberparoxismus in den Abgrund stürzen. Die Arbeit seiner Wächter war deshalb verzehnfacht, und nicht selten wurde sie von der mit ihnen getheilt, die man, ohne große Uebertreibung, den Engel unter ihnen nennen konnte.

Bei dieſem mannigfachen Wechſel ſeines Zuſtandes traf es ſich, daß er einige Tage nach dieſer unglücklichen Veränderung plötzlich beſſer wurde, und wenige Stunden hindurch den vollen Gebrauch ſeiner Sinne wiedergewonnen zu haben ſchien. Der Arzt ſuchte dies aus verſchiedenen Theorien herzuleiten, die ſeine Zuhörer indeſſen nicht begreifen konnten; die alten Weiber ſchrieben es aber einzig und allein dem Neumonde zu. Was auch der Grund ſeyn mochte, die augenblickliche Hoffnung war jedoch bald verſchwunden. Die vernünftige Unterhaltung, welche der Kranke während dieſer lichten Zwiſchenräume führte, ſeine genaue Kenntniß aller Derer, die um ihn ſtanden, die richtige Einſicht von ſeiner eigenen Lage, alles dies verſchwand bei dem plötzlichen, gleich darauf eintretenden Rückfall. Der Kraftaufwand bei dieſer Erholung ſchien ihn noch tiefer in den Abgrund geſtürzt zu haben, wie ein Ertrinkender durch jede neue Anſtrengung ſeine Kräfte ſchwächt, bis zur Erſchöpfung.

Er kannte nicht länger die um ihn Stehenden. Selbst Aline war aus seinem Gedächtniß verschwunden, und Begebenheiten und Personen schienen gänzlich darin ausgelöscht. Er sprach in verwirrten Sätzen von Gegenständen und Wesen, die er nie gesehen, verwechselte Alles was ihm vorkam, und schien den Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit vergessen zu haben.

Immer noch ging er draußen umher, und immer noch begleitete ihn Aline. Sie verließ jetzt kaum anders die Hütte seiner Mutter, als um ihm zu folgen, oder des Nachts, wenn er streng von einem seiner Nachbarn und früheren Jagdgenossen bewacht wurde, die jetzt alle ihre vorige Eifersucht vergaßen und willigen Herzens diesen Mitleidsdienst verrichteten.

Neuntes Kapitel.

Zwiſchen fünf bis ſechs Wochen waren ſchwer auf dieſe Art vorübergegangen, indem jede folgende Stunde neue Sorgen für alle Die brachte, welche unmittelbar mit dem Schickſale meines Helden verbunden waren. Der Schnee ſchmolz auf den Bergrücken fort, der Lenz begann ſeinen grünen, mit Blumen beſetzten Teppich über die Ebene auszubreiten, die Heerden vertauſchten ihr trauriges Gefängniß in den Winterſcheunen mit den Hochlandsweiden, wo die wohlriechenden Kräuter ſie durch ihren Duft lockten, und die Schäfer quartirten ſich wieder in den

leicht gebauten Hütten ein, durch welche die Sommerluft faſt eben ſo ungehindert, als längs den nackten Bergwänden rings umher ſtrich. Doch während die Natur zu ſchwärmen ſchien, hatte die dunkle Nacht des Wahnſinns und das Zwielicht des Kummers, ihr Siegel auf zwei Geiſter aufgedrückt, welche vor allen geboren ſchienen, die Wolluſt des Frühlings zu empfinden.

Auch gab es noch Einen, der, wenn gleich fern von der Scene, doch an dieſem Unglück Theil nahm. Als Claude die Heimath verließ, hatte er von den Schweſtern verlangt, ſie ſollten nicht ihm zu folgen oder ſeinen Vorſatz zu hindern verſuchen. Um ſich ihrer Folgſamkeit zu verſichern, und das Gedächtniß aller ſeiner Leiden los zu werden, machte er zugleich aus, daß ſie ihm nie ſchreiben ſollten, außer wenn ihnen irgend etwas zuſtieße. Er verſprach ihnen dagegen treulich, von ſich oft hören zu laſſen, und indem er das Beſte für ihr Glück und ihre Geſundheit wünſchte (um Jeanneton

war ihm nicht bange, da er die Beſchaffenheit ihrer Gefühle kannte) hoffte er, daß die gänzliche Entfernung von allen ſeinen Verbindungen auch das Andenken an dieſelben bei ihm verlöſchen werde.

Als aber die Wochen ſo einſam und traurig ihm verſtrichen, ſah er ein, daß er ſich geirrt habe. Umſonſt ſuchte er Troſt in den Neuigkeiten die ihm aufſtießen. Er folgte dem geſchlängelten Lauf der Garonne von den Bergen bis zu den Ebenen, ging den Canal von Languedoc entlang, wanderte durch die Straßen von Toulouſe, der erſten Stadt, die er ſah; er ſtand am Geſtade des Mittelländiſchen Meeres, verwunderte ſich über den Anblick der Schiffe und Wellen, und blickte erſtaunt auf den dunkelblauen Himmel, wie er vom lieblichſten aller beweglichen Spiegel abgeſpiegelt wurde. Er ſah Wunder in den Reizen der Natur, und Wunderdinge in den Werken der Kunſt, aber er hatte keine rechte Freude, kein wahres Gefühl für alles dies; denn die kalte

Rede der Fremden unterdrückte jede warme Regung und trieb ihn immer wieder zu den Gedanken trüberer Tage zurück, so wie der Uferfall die verlassene Barke zurückschleudert in die kalten Wellen, auf denen sie scheiterte. Er schrieb fortwährend an seine Schwestern, aber immer durch fremde Hände. Claude war eben so wenig als seine früheren Cameraden, ein Schulgelehrter, und er mußte sich daher in dergleichen Fällen an einen jener geschickten Pfuscher, deren es in jeder französischen Stadt so viele giebt, — an diese „öffentlichen Schreiber" wenden, die in ihren kleinen, von Sommerhitze dürrenden und von den Winteröfen dampfenden Holzkabachen, einen blühenden Handel auf Kosten ihrer ungelehrten Brüder treiben, und mit ihrem rhetorischen Bombast „ihren taffetnen Phrasen und seidenen Kunstworten," den wahren Ausdruck und die echte Meinung ihrer schlichten Besteller verwirren. Das Papier war immer vollgefüllt mit dem, was Claude dictirt und der Schreiber verschönert hatte.

Kein Fleck war leer geblieben — dem vollen Herzen ſchien noch immer Raum für ſeine Ergüſſe zu mangeln; aber nie war auch nur eine Sylbe zu ſehen, — kein Name wurde genannt, — kein einziges Gefühl erwähnt, — von allen Denen, welche ſein Herz ſo erfüllt hatten. Dieſe gezwungene Zurückhaltung, dieſe Enthaltſamkeit alles deſſen, was bisher Claude's Leben Nahrung gegeben, war aber zu unnatürlich, als daß er dabei hätte ausdauern ſollen. Ewig quälte ihn das Verlangen, von Allnen zu ſprechen. Er dachte an ſie, an nichts als ſie, trotz Zeit, Entfernung, den neuen Gegenſtänden, die ihm aufſtießen und ſeinen Entſchlüſſen. Er machte tauſend Anſtrengungen, ſich ſelbſt zu betrügen. Er ſtrebte allen Ernſtes ſich zu überreden, daß es nur ſeine Schweſtern ſeyen, deren wegen er nach Hauſe verlange. Er murmelte ſeinem Gewiſſen einige Betheurungen von Pflicht, Neigung und dergleichen hin, ſein Gewiſſen erwiederte darauf aber nichts als einen Namen, — jenen Na-

men, den er so tief und heilig ehrte, als das Wort, das der gottesfürchtige Hebräer im innersten des Busens begraben hält.

Noch hatte er nichts von dem gethan, was er sich als Zweck seiner Auswanderung vorgesetzt. Indem er die Berge verließ, hatte er, unbewußt, einen seiner frühern Absicht fremden Weg eingeschlagen, und jemehr er von der Cultur und dem geselligen Leben sah, um so mehr wurde es ihm klar, daß alles dies sich für keinen Gebirgsmann eigne. Er entschloß sich deshalb, noch einmal nach den Pyrenäen zurückzukehren, und es war ihm sogleich leichter um's Herz, als er wieder die rauhen Bergspitzen heranklomm und die Bergluft einathmete, die ihn zu bewillkommen schien.

Auf seinen Wegen nach der Heimath prüfte er genau jeden Fleck, der sich vielleicht für seine Wünsche eignete, aber tausend Einwände fanden sich sogleich aus der Luft gegriffen, wenn ein so besonders geeigneter Ort sich zeigte. So schien ihn eine

Abneigung grade gegen den Gegenſtand zu plagen, welchen er ſuchte. Die Sache war die: ſeine Neigungen waren nicht im Einklang mit ſeinen Vorſätzen, denn während ſeine Augen nach jeder neuen Anſiedelung umherforſchten, haftete ſein Sinn feſt an der alten, — und giebt es wohl eine, von einem noch ſo weiſen Kopfe erſonnene Speculation, die nicht plötzlich der Uebermannung eines Gefühls erliegen könnte? So waren denn alle Plane Claude's umſonſt entworfen, und er fand ſich nach einer beſchwerlichen Reiſe ſo mancher langen Meile, nur einen Tagemarſch von Hauſe entfernt, ohne auch nur einen Schritt zu ſeiner Hauptabſicht, ſich für immer davon zu trennen, gethan zu haben.

Die Pein, welche ihn auf ſeinem Ausfluge begleitet hatte, vermehrte ſich um das zehnfache, als dieſer ſeinem Ende nahte. Als er ſich dem Kreiſe ſeiner früheren Bekannten näherte, quälte ihn die Angſt, irgend Jemand zu treffen, mit dem er einſt

bekannt gewesen. Er fürchtete das erste Aussprechen jener Nachricht, die er allein erwartete, und fühlte, daß die Stimme, welche zuerst Alinens und Caribert's Heirath verkünden würde, ihm wie die Todtenglocke in's Ohr klingen müßte. Um nun das Begegnen mit einer so schrecklichen Wirklichkeit zu vermeiden, hielt er sich während des letzten Tagemarsches hoch oberhalb der bewohnten Gegenden, und wanderte auf Pfaden, die nur von den ven seiner Angst gebildeten Phantomen betreten wurden.

Als er endlich seine Hütte erblickte, und, mit weit aufgerissenen Augen und klopfendem Herzen, darüber weg, unwillkührlich mit vergeblichem Verlangen nach einer andern, für ihn durch die Unebenheit des Bodens versteckten Hütte aussah, sank die Sonne grade in einen, von ihren scheidenden Strahlen glänzenden, Nebel. Wie er so am Rande des Arbizon stand, schoß sein Schatten den Berg weit hinab, ein Sinnbild seiner weitschweifenden Befürchtungen, und schien,

gleich ihnen, mit Riesen-Schritten gegen den Ort zu eilen, der ihren dessen unbewußten Urheber enthielt. Es war fast ganz finster, ehe er nur zum Entschluß kam, in das bewohnte Thal hinabzusteigen und sich seiner Hütte zu nähern; auch jetzt schritt er noch mit großer Vorsicht, um Niemand zu begegnen.

Sein sanftes Klopfen wurde durch ein freundliches: „Herein" aus Jeanneton's Munde beantwortet. Aus Besorgniß, sie durch plötzliches Eintreten zu erschrecken, zauderte er einen Augenblick, als sie dringender hinzusetzte: „Herein, Simon, fürchtest Du dich?"

Ich bin nicht Simon, liebe Jeanneton, und fürchte mich nur, Dich zu erschrecken, — erwiederte er, indem er in die Küche und ihr entgegen trat, als sie dem erwarteten Besuch die Thüre öffnen wollte.

„Claude!" rief sie, sich ihm um den Hals werfend: „mein theurer, theurer Bruder!"

Bei dieſen Worten ſtürzte auch Aimée, die jüngſte der Schweſtern, aus dem innern Gemach, wo ſie eben ihr Bette bereitet hatte, heraus, und folgte Jeanneton's Beiſpiel.

„Aber, liebe Jeanneton" ſagte Claude, nachdem Alle ihrer Freude über das Wiederſehen Luft gemacht hatten: „Du erwarteteſt mich nicht. Was war das für ein Simon, deſſen wegen du rannteſt, um die Thüre zu öffnen?"

Ach, Niemand — erwiederte ſie erröthend — als Simon Guilloteaux aus Baſtan, der dann und wann uns des Abends beſucht, ſeit Du uns verlaſſen haſt.

„Es ſcheint, er iſt ein angenehmer Gaſt, Jeanneton?"

Nicht den tauſendſten Theil ſo ſehr, als Du es biſt, liebſter Bruder — erwiederte ſie, ihn immer wieder und wieder umarmend.

„Aber Kathrine" fragte Claude: „wo iſt ſie?"

Nach Sarancolin gegangen — erwie-

derte Aimée. Du weißt, 's ist heute Brieftag auf der Post, und da wir die letzten beiden Brieftage keinen von Dir erhalten, hofften wir diesmal auf einen.

„Die arme Kathrine soll also wieder getäuscht werden" rief Claude aus.

Ach, laß sie nur zurückkommen und Dich statt des Briefes hier finden! — meinte Aimée.

„Das sollte freilich besser seyn" erwiederte Claude. „Du wartetest wol noch auf Kathrinen, liebe Jeanneton?" setzte er hinzu.

Auf sie? (murmelte Jeanneton verwirrt) wie so — nein — ja — ja wol — ich erwartete sie.

Alle weitere Bemerkungen hörten auf, als Aimée ausrief, sie sehe die Schwester Kathrine den Pfad, dicht am Hause, heraufkommen. Um sie noch mehr in Erstaunen zu setzen, bestanden die Mädchen darauf, Claude solle sich in den Verschlag verstekken, und wie Jeanneton die Thüre zumachte,

flüsterte sie ihm noch in's Ohr: „Bester Claude, Du brauchst Kathrinen nichts von Simon Guilloteaux zu sagen; das will ich dir Alles schon bei Gelegenheit erzählen.“

Ermüdet und voll Aerger, aber mehr durch das Verfehlen ihres Zweckes als von der Reise, kam die arme Kathrine muthlos und verstimmt zurück. Sie setzte sich nieder, mit der Nachricht, daß sie keinen Brief habe, und überzeugt wäre, Claude sey krank oder todt. Die verdrießliche Art, mit der sie dies aussprach, klang nicht, als wäre, was sie sagte, ihre wahre Ueberzeugung, und als sie bemerkte, wie wenig Wirkung ihre Aeußerung auf die Schwestern mache, wurde Kathrinen's Aerger deutlicher als ihr Kummer.

„Ihr seyd Beide recht gefühllos“ sagte sie mit tadelnder Stimme. „Ueber Dich bin ich erstaunt, Aimée; was Jeanneton betrifft, die vergißt wol eben so gut den lieben Claude, als sie den armen Caribert so

leicht vergeſſen, ſeit ſie mit dem Thunichts-guts angebunden hat, dem Guilloteaux.“

Bei dieſen Worten blickte Jeanneton ängſtlich nach der Verſchlagthüre, voll Furcht, Claude möchte die ſo heftig ausgeſprochene Beſchuldigung des Leichtſinns mit anhören.

Kathrine fing den Blick auf, indem ſie, zum Argwohn geſtimmt, die Verwirrung ihrer Schweſter wol bemerkt hatte. Mit den Worten: „Meine neue Mütze gegen eines Adlers Feder, Du haſt den Burſchen im Verſchlage verſteckt“ ſprang ſie ſchnell auf und rief, am Schloſſe klinkend: „Laß mich hinein, Simon. Hinein, ſag' ich, oder ich werde die Thüre aufbrechen. Hinein, hinein will ich.“

Claude, der ihre Gemüthsart kannte, riß die Thür auf und empfing ſie in ſeine Arme. Ihr Herz, eben ſo warm als ihr Kopf heiß war, pochte vor Ueberraſchung und Entzücken. Sie umarmte den Bruder, dann Jeanneton und Aimée, und

dann Claude nochmals, und lachte und ſchrie abwechſelnd mehrere Minuten.

Dieſe ganze Szene war für Claude der größte Troſt. Eine ungeheure Laſt ſchien von ſeiner Bruſt abgewälzt. Er fühlte die heimathliche Luft ſein Herz durchdringen, er wiſchte die Augen ohne Unterlaß, und ſeufzte aus voller Bruſt, ohne zu fürchten deshalb ausgelacht zu werden. Er ſetzte ſich nieder, und alle Schweſtern hingen an ihm, und die erſten wenigen Minuten wußte er ſelbſt nicht, ob er glücklich oder unglücklich war. Bald genug verſank er indeſſen in die alten Träumereien, und fing an auf den Buſch zu ſchlagen nach Neuigkeiten, ohne eine offene Frage zu wagen, oder einen Namen gerad heraus zu nennen. Jeden Augenblick erwartete er, daß Aline werde genannt werden, und wunderte ſich ſehr, was wol Kathrinen könnte bewogen haben, als ſie Jeanneton tadelte, den verabſcheuungswürdigen Caribert, einen „armen“ zu nennen, ein Beiwort, das hier nur Mitleid ausdrücken

konnte, was für Claude aber ein, trotz allen Vermuthungen, unauflösbares Räthsel blieb. Während er sich quälte, zum Verständniß zu kommen, erfolgte die Aufklärung so plötzlich und auf eine Art, die ihn zugleich tief erschüttern und ihm unglaublich scheinen mußte.

„Bester Claude, bist Du denn wirklich zurückgekehrt, sagte Kathrine, um nun auf immer bei uns zu bleiben?“

Bei Euch auf immer, liebe Kathrine, aber nicht hier.

„Du wirst doch nicht darauf bestehen, das alte Haus zu verlassen?“ sagte Aimée.

Allerdings, liebe Schwester — seufzte Claude.

„Nein, nein“ rief Kathrine munterer aus. „Wenn Du Alles weißt, wirst Du anders sprechen.“

Alles weißt — was kannst Du meinen? fragte Claude aufstehend, indem es ihm um Herz und Hals beklommen wurde.

„Sage uns erst Alles, was Du von uns und deinen alten Freunden gehört hast,

ſeit Du von Hauſe weg biſt," ſagte Catrine.

Gehört! — Nichts — kein Wort, weder Gutes noch Schlechtes.

„Was? Nicht'mal das von Caribert—" hier wurde ſie durch ein gellendes Geſchrei aus Jeanneton's Munde unterbrochen, die am nächſten an der Thüre geſtanden, und halb auf den Bruder, halb in's Zwielicht hinausgeſehen hatte. Sie warf ſich ihm an die Bruſt mit dem Ausruf: „Rette mich, Claude!" und während ſie den einen Arm um den Nacken ſchlang, machte ſie eine heftige Anſtrengung mit dem andern, die Thüre zuzuwerfen. Claude indeſſen warf ſie, während er die Schweſter umfaßte, wieder zurück, gedrängt von dem natürlichen Triebe, der Gefahr, woher ſie auch komme, in's Angeſicht zu ſehen.

Dicht vor ihm ſtand, kaum zehn Schritte entfernt, mit dummem Lächeln glanzloſe Blicke aus den hohlen Augen auf die Gruppe im Hauſe werfend, Caribert. Seine

Stellung und ſein Blick waren ſprechende Zeugen für die Schaar ſeiner Leiden. Ganz beſonders wurde Claude von der ſchmachtenden Trägheit in ſeinem Weſen, und der Marmorkälte in ſeinen Blicken, erſchüttert. Beim erſten Anblick wallte ſein Herzblut auf, nach einem Augenblick des Anſchauens ſchien es in ſeinen Adern zu gerinnen.

Die Verwirrung, und die ganz unverſtändlichen zugleich herausplatzenden Erklärungen der drei Schweſtern, vermehrten nur noch Claude's Erſtaunen. Er konnte das Geheimniß nicht entziffern, und ſchien das Gehör verloren zu haben. Die Geſtalt vor ihm ging vorüber, und ihr folgte in kurzen Zwiſchenräumen eine andere, die ihm wie eine Beſchwörung des magiſchen Truges vorkam. Es war Aline, in ihr Capulet verhüllt. Sie winkte freundlich mit der Hand, und lächelte traurig, als ſie die Bewohner der Hütte zur Hälfte durch das Zwielicht entdeckte. Claude zweifelte an der Wirklichkeit von Allem, was rings um ihn vorging,

und ſetzte ſich nieder, um ſeine Gedanken wieder zu ſammeln.

Endlich gelang es ſeinen Schweſtern, ſich ihm verſtändlich zu machen, und er faßte die Hauptzüge der traurigen Geſchichte auf. Er hatte keine Zeit zum Nachdenken und ſchien in jenem Augenblicke nur einer, aber einer heftigen, Empfindung fähig — der des übermächtigen Schreckens wegen Caribert's Verluſt der Vernunft. Als er recht begriffen, welche Pflicht Aline auf ſich genommen, ſchwor er, ſich demſelben heiligen Dienſte zu widmen, und voller Begeiſterung von dieſem Entſchluſſe, flog er aus der Hütte und folgte Alinens Schritten. Man denke ſich ihr Erſtaunen, als ſie ihn plötzlich an ihrer Seite erblickte. Im Halbdunkel vorher, hatte ſie ihn für den neuen Geliebten gehalten, welcher dem unglücklichen Caribert in Jeanneton's Gunſt gefolgt war. Sie empfing ihn mit aller Wärme einer auf Achtung begründeten Freundſchaft. Seine Erſcheinung war ein eben ſo unverhoffter

als mächtiger Troſt, und als Beide langſam dem heimkehrenden Wahnſinnigen folgten, erzählte Aline Claude alle einzelne Umſtände, die ſich indeß zugetragen hatten, und ſchöpfte aus der Betrübniß, welche ſie ihr verurſachten, Hoffnungen, die er ſich kaum ſelbſt zu geſtehen wagte.

Von jener Nacht an bis zu der, wo ich ihnen begegnete, unterzogen ſich dieſe bewunderungswürdigen Genoſſen ihrer freiwillig übernommenen Obliegenheit. Was auch den Unglücklichen befiel (und ſein Zuſtand wechſelte oft vom dumpfeſten Stumpfſinn bis zum gefährlichſten Wüthen) ſie bewachten ihn und folgten ihm mit unermüdlicher Sorgfalt. Während dieſer Zeit genoß er noch eines, aber kurzen, Lichtpunktes der Vernunft. Schnell war er vorüber, und ſchien ihn nur noch bejammernswürdiger zurückzulaſſen. Die größere, den Rückfall begleitende Heftigkeit war nur wenige Tage vorher in jene verrätheriſche Ruhe übergegangen, welche einer Erholung ſo ähnlich ſchien,

um die Kenntniß der Aerzte und die Hoffnungen (darf ich sie noch so nennen?) Ja! — die Hoffnungen Alinens, und Claude's Erwartungen zu hintergehen.

Während dieser ganzen Zeit wagte Claude niemals von Liebe zu sprechen; obgleich darüber nichts zwischen ihm und Alinen ausgemacht war. Der Gegenstand seiner Leidenschaft wurde nie erwähnt; er liebte sie ruhig fort, aber wenn er bei ihr war, schien es ihm, als sey es nicht die Liebe gewesen, die ihn zu ihr geleitet habe. Er bildete sich ein, auf sie als auf etwas, das außerhalb der Erreichung liege, zu blicken; und daß der feierliche, von ihnen Beiden vollbrachte Dienst eine Art religiöser Schranke gegen diese Neigungen bilde. Erst wenn er wieder von ihr fort war, erkannte er sich ganz, und fand, daß, mit aller Reinheit seiner Sorgfalt um Caribert, doch jene heftige Neigung verbunden sey, — der Fels, an welchem ihre Freundschaft und ihr Glück gescheitert war.

Was daraus werden ſollte, davon hatte Claude keine beſtimmte Vorſtellung. Die Gegenwart nahm ſeine ganze Geiſtesthätigkeit in Anſpruch; er lebte ſo ſtill fort, voll Dankgefühl für die Wohlthat, Alinen nahe zu ſeyn, und erſchrocken bei jeder neuen Wendung in Caribert's Krankheit, ſey es nun, daß ſie von ſeiner Wiederherſtellung oder der Möglichkeit ſeines Todes zeugte.

Moinard, deſſen Auge unverrückt auf das Eine Ziel ſeiner Wünſche, eine Heirath zwiſchen Alinen und Claude, gerichtet war, verwandte alle Mühe, Letztern ſich eben ſo in ihrer Neigung befeſtigen zu laſſen, als er es ſchon in ihrer Achtung war, und willigte gern in jeden Wunſch ſeiner Tochter, der mit Caribert's Pflege zuſammenhing. Indeſſen betete er brünſtiglich zu allen Heiligen, von welchen er in ſeiner beſchränkten Sphäre Kenntniß hatte, um den Tod des Wahnſinnigen, der allein eine wünſchenswerthe Veränderung herbeiführen konnte.

Jeanneton trieb fröhlich ihr Spiel mit

Simon weiter, hielt ihn für einen trefflichen Stellvertreter Caribert's, und achtete wenig auf das ernstere Treiben ihrer Nachbarn.

Nachdem ich so, pflichtgetreu, Alles berichtet habe, was bis zu meinem Auftreten geschehen, will ich nun meinen Character als Nacherzähler verlassen, und im nächsten Kapitel berichten, was sich ferner und unter meinen eigenen Augen zugetragen hat.

Zehntes Kapitel.

Als Moinard, Claude, Ranger und ich am Fuße des Berges angekommen waren, auf deſſen Gipfel wir, — wie man ſich erinnern wird — am Ende des vierten Kapitels ſtanden, entfaltete ſich vor uns die volle Schönheit des glänzenden Sommermorgens. Der Nebel hatte die Niederungen verlaſſen, und ſich hoch oben an den Pics gelagert, außer daß hier und dort ein dünner, ſchleierartiger Streif an den Seiten, wie ein einſamer Geiſt ſchwebte, der ſich bei ſeinem Beſuche auf der Erde über die Zeit vergeſſen hatte. Die Wolken hoch über uns öff-

neten sich an manchen Stellen, um die Sonnenstrahlen durchzulassen, welche sich nun weit und breit über die Gegend ausgossen, den Glanz des Schnee bedeckten Pic vermehrend, das dunkle Grün der Tannenwälder mannigfaltiger schattirend und den braunen Kräuterteppich des Bodens vergoldend.

Wir streiften über den Bergrücken nach dem Pic du Midi zu, der sein stolzes Haupt in einsamer Majestät erhob, und über den grenzenlosen Hügelketten wie ein gigantischer Hauptmann, über den weiten Reihen seiner Legionen, hervorragte. Wir stiegen auf der östlichen Seite hinauf, indem wir die Richtung nach dem See Escoubous zur Linken ließen, um, falls wir Caribert nicht an seinen Ufern entdecken sollten, den Gipfel zu ersteigen und in den Pfad hinabzugehen, welcher den Weg von Grippe durchschneidet.

Grade als wir uns erhoben, schwebte eine Heerde von ungefähr zwölf Gemsen vom südlichen Abhange herunter, und stürzte

mit

mit gröſster Eil nach der Ebene hinunter. Die Schönheit ihrer Geſtalt und Farbe hätte verdient, von einem geſchickten Mahler geſehen zu werden; welcher Pinſel aber würde ihre unnachahmliche Anmuth, ihre Behendigkeit und Flinkheit, wenn ſie über die Ebene ſchoſſen, über die ungeheuren Granitblöcke ſprangen, und mit einem Satz über die ihren Weg hindernden Bäche hinwegflogen wiedergeben können. Moinard und Claude vermehrten ihre Beſtürzung durch lautes Anſchreien, was hundertfältig von den Hügeln wiederhallte, und eben ſo die zahlloſen Adler erſchreckte, die, gleich Wächtern der Einöde unter ihnen, um die Bergſpitzen langſam dahin ſchwebten.

Wenige Schritte weiter hatten wir eine freiere Ausſicht nach Süden zu, über einen meilenweiten Raum von Thälern und die ausgezeichnetſten Hügelketten. Die Bergrücken waren meiſtens ganz öde; nur hier und dort ſtand etwas Geſträuch und Holz.

Auf dem einen zog ein Gemſenjäger mit zwei Hunden ſeines Weges. Er trug einen Stab, mit dem er über alle Hinderniſſe hinwegſprang. Er ging bloßen Hauptes, ſeine Flinte hing über ſeinen Rücken, die Jacke offen, Sandalen an den Füßen, und ein Hifthorn hing an der einen Seite. Wenn die Hunde zu weit abſchweiften, rief er ſie durch das Horn zurück, und ſie antworteten (gewiß zum höchſten Verdruß des wohlerzogenen Ranger) durch Klaffen, welches dem Wiederhall des Berges auf die Horntöne ziemlich gleich kam. Während ich ſo die mahleriſche Scene vor mir überſah, ſprang eine unglückliche Gemſe aus ihrem Lager im Dickicht auf, die Hunde verfolgten ſie, der Jäger legte ſein Rohr an; — doch da ich ſchon den ganzen Auftritt in einigen beſchreibenden Verſen entworfen habe, will ich ſie hier ruhig abſchreiben, um die Seite damit zu füllen.

Der Izardjäger.

Leicht beugt ſich über die Hecke der Jäger,
Ihm ſchlägt das Herz, die Stirn iſt frei —
Laut Antwort giebt, auf des Jagdhorns Töne,
Der Berg, vom Nebel dicht umhüllt,
Und ſeiner Hunde Klaffen.
Schnell ſpringt er über den tiefen Schlund,
Mit feſtem Fuß über die blumigen Heiden.
Doch das verrätheriſche Grün,
Das nur des Sumpfes Moor bekleidet,
Die Gruft für den Jäger, meidet er.
Er ſpringt, geſtützt auf ſcharfem Stabe,
Indeß der rüſtigen Hunde Paar
Durch's Strauchwerk rauſcht, und am Felsquell ſchlürfet,
Fortſchnobernd auf des Wildes Spur,
Und klaffend horcht auf den Ruf des Herrn.
Das Wild iſt auf, und fort geht er!
Die Gemſe ſpringt empor vom Lager —
Sie theilt mit ſchnellem Sprung die Luft —
Athmet jetzt auf und wirft nach hinten
Auf die klaffenden Feinde noch einen Blick.
Ein Adler ſpäht von dem Felſenneſte:
Die Jagd wird kurz ſeyn, und er ſchwingt

Den mächtigen Fittich über die Berge,
Und sieht schon Aas für die hungrige Brut.
Er sieht von der Höhe den Blitz der Flinte,
Es traf der Schuß, die Gemse sinkt,
Ihr Herzblut röthet das Moos des Felsen.
Schnell schießt er nieder auf den Raub,
Doch scheuend die wilden Blicke des Jägers
Steigt er in düsterer Majestät
Langsam empor durch die Oede des Aethers,
Wieder zu schweben um die schreiende Brut.

„Ach! dort geht Louis Lizier!" — rief Claude aus, als wir zuerst den Jäger sahen. „Weh' dem Thiere, auf das er zielt! Ich weiß es," fügte er, als die tödtlich verwundete Gemse fiel, hinzu: „er hat nie sein Ziel gefehlt."

Er muß seines Schusses gewiß seyn, auf die Gemse im vollen Laufen loßzudrükken, sagte ich.

„Ja, das ist er; der Blitz seiner Flinte geht dem Tode nicht sicherer voraus, als er selbst den Jägern. Bald werden wir den ganzen Zug sehen. Louis spürt immer voraus,

ſich die Beute zu merken, und einige Nachzügler der Izardheerden zu ſchießen. Er iſt ein tüchtiger Jäger und liebt das Wildprett. Halt! Ich höre das Geſchrei der Treibjagd. Schnell, lieber Herr, von jenem Punkte aus werden wir ſie unten im Walde ſehen.“

Ich eilte dahin, von Moinard begleitet, der, wenn auch ſelbſt kein Jäger vom Gewerbe, doch zuweilen der Jagd gefolgt war, und beim Leben des gegenwärtigen Auftritts Alles vergeſſen zu haben ſchien, was ihn über die Hügel gebracht hatte. Als wir den von Claude erwähnten Fleck erreicht hatten, öffnete ſich uns ein neuer Schlund, der ſich, dicht mit Wald bedeckt, rechtshin ausbreitete, indem er in Weſten von einem ſanft aufſteigenden Berge, im Oſten von der furchtbaren Mauer jenes, mehrere hundert Fuß tiefen, Abgrundes begränzt wurde, in welchen der alte Lareole einſt geſtürzt war. Als ich hinaufblickte und den Rand ſah, über dem ich den vorigen Morgen vorgebeugt gelegen, und dann die Augen in den

Felsengrund senkte, wo der alte Jäger todt mit seinem struppigen Feinde gelegen, vergaß ich für einen Augenblick, übermannt von Entsetzen, Alles was mich jetzt hier reizte.

Bald wurde jedoch meine Aufmerksamkeit wieder rege, als das wilde Jagdgeschrei, das Blasen des Hornes, das Klaffen der Hunde und die Musketenschüsse zu mir herauf tönten. An dem Rauche, der bei jedem Schusse durch die Tannenbäume aufstieg, bemerkte ich, daß die den Wald durchstreifende Gesellschaft in ziemlich grader Linie vorschritt, und sich dem Orte näherte, wo wir standen. Moinard warf sich sorglos nieder und blickte hinunter. Ranger sprang auf, wedelte mit dem Schwanze, und richtete mehrere bittende Blicke an mich, als frage er, was dieses barbarische Treiben bedeute? Claude nahm die Flinte von der Schulter, faßte sie in beiden Händen und starrte mit durchbohrendem Blicke, als bewache er seine Beute. Ich aber zog das

Schrot aus meiner Flinte heraus, womit ich ſie, als wir aus Moinard's Hauſe fortgingen, geladen hatte, und pfropfte in jeden Lauf mit aller Vorſicht eine Kugel.

Das ſchnelle Vorrücken der Jäger wurde uns telegraphiſch aus den Bäumen herauf verkündet — nämlich, durch gewaltigen Lärm, der in einen Rauch ausging, eine Erſcheinung die ſehr allgemeiner Art iſt, und in der nächſten Nachbarſchaft dieſer Jagdſcene in kurzer Zeit ſich oft wiederholt hat. In wenig Minuten ſprangen drei oder vier Haſen aus dem Buſchwerk auf, und entflohen über das freie Feld den ihnen nachſetzenden Hunden der Izardjäger. In dem Augenblick brachen auch zwei Bären aus ihrem Verſteck hervor, denen bald der Dritte mit einem Wolfe folgte, welcher gleich ihnen vor dem nahenden Feinde Rettung ſuchte. Alle dieſe wilden Flüchtlinge wandten ſich, wie aus gemeinſamen Inſtinct, nach einer felſigen Höhlung, ungefähr dreihundert Schritte von dem Walde und dicht

am Fuße des Berges, gegen welchen wir uns allmählich richteten.

Lizier, der Claude erkannte, schrie uns zu, schneller hinabzusteigen, um den Feind anzuhalten, und die Möglichkeit seiner Flucht zu hintertreiben. Der Wolf trabte kühn aus dem Walde heraus, warf sich aber bald in ein Versteck von Brombeersträuchen und den hohen, am Felsen wachsenden Farrenkräutern nieder. Die Bären näherten sich der Höhlung mit fürchterlichem Gebrüll und festen und ernsten Schritten, welches sie als furchtlos und gleichgültig gegen die Gefahr verrieth.

Jetzt kamen auch schon Jäger und Hunde zum Vorschein. Letztere, ungefähr zwanzig an der Zahl, bekundeten ihre gute Zucht, indem sie am Rande des Waldes stehen blieben. Alle legten sich nieder, oder standen still, und manche wälzten sich auf der Heide umher, um sich nach der Ermüdung zu erfrischen, und neue Kräfte zum kommenden Streite zu sammeln.

Auch die Jäger hielten beim Heraustreten an, und ſchienen gänzlich den Weiſungen eines jungen Mannes zu gehorchen, der bald in der Mitte der Linie zum Vorſchein kam, und ſich von ſeinen Cameraden durch eine rothe um die Schultern gewundene Schärpe, ſo wie durch eine kleine Flagge von derſelben Farbe auszeichnete, welche er, zum Zeichen der zu befolgenden Befehle hierhin und dorthin ſchwenkte.

„Ach!“ ſagte Claude: „ich ſehe, ſie haben den Simon Guilloteaux zum Hauptmann des Tages erwählt. Ich wünſche ihm gutes Glück.“

Das wird er wol haben — erwiederte ich — um Eurer Schweſter willen. Es iſt doch auch wol vortheilhaft, Anführer zu ſeyn, wenn der Zug gut ausſchlägt?“

„Ei freilich. Er ſelbſt kriegt ein ganzes Fell, wenn ſie eine gehörige Anzahl Bären tödten, und einen kleinen Thaler für jeden Wolf, außer ſeinem Antheil an dem, was die Gemeinde zahlt.“

Dann müssen wir unser Bestes thun, ihnen beizustehen, — es gereicht doch Alles Jeanneton zum Vortheil.

„Ach, die hat keinen Heller davon, lieber Herr, — Simon, das ist ein Kerl, der jeden Franken vergeudet, den er auf diesem oder jenem thörigen Wege gewinnt; — aber bei alle dem ist es ein gutherziger Bursche, und die Hochzeit wird sie Beide einmal ordentlich machen, denn sie ist eigentlich so unbeständig wie er.“

Jetzt waren alle Jäger aus dem Walde hervorgekommen. Ich zählte ihrer vierzehn und sie bildeten eine wilde kriegerische und mahlerische Erscheinung. Alle sahen aus, als wären sie Soldaten gewesen, oder hätten es doch seyn sollen, und in ihren feurigen Gebärden und kühnen Stellungen, lag etwas Begeisterndes. Ungefähr ein halbes Dutzend trug Flinten, die Anderen waren mit kurzen Piken und dem übrigen Apparat gerüstet, wie ich ihn früher bei meiner Beschreibung des unglücklichen Lareole

und ſeines noch unglücklichern Sohnes angegeben habe.

Lizier und Claude benachrichtigten die Geſellſchaft bald von dem vielen Wilde, das ſie vor ſich aufgetrieben, und Alle ſchienen bei der Nachricht ſehr erfreut und bereiteten ſich alsbald zum Angriff. Der Hauptmann theilte ſeine Mannſchaft, indem er ſich mit Sechſen nach links zu wandte und den Anderen befahl, grade aus zu gehen, damit ſie von zwei Seiten den Hohlweg angreifen könnten. Claude, Lizier und ich befanden uns ſchon auf der dem Walde gegenüber liegenden Erhöhung, wo ſie nicht glaubten, daß ihnen die Beute entſchlüpfen könnte, während eine Oeffnung nach Süden zu gelaſſen wurde, um ihre Flucht zu erleichtern und den Jägern Raum zu laſſen, ohne Gefahr für die Geſellſchaft losfeuern zu können.

Die Hunde duckten nieder und krochen weiter, ſobald ihre Herren ſich ſchweigend fortbewegten. Als die nahenden Fußtritte dem Wolf vernehmlich wurden, ſah ich den

Schurken die Ohren senken, den Kopf dicht auf die Erde legen, und ganz mit der Schlauheit des Fuchses sich benehmen, ohne dabei die Wildheit seines Geschlechtes zu bekunden. Die Bären sprangen mitten im Hohlwege ungestüm durcheinander, und es lag etwas unaussprechlich Lächerliches in der Art, wie diese schwerköpfige Junta ihre tiefsinnige Berathungen hielt,— was mich dann an manche ähnliche Versammlungen erinnerte.

An den Rand des Hohlweges gelangt, erhoben die Jäger ein wildes Geschrei, um die Bären in Wuth und aus ihrem vortheilhaften Terrain zwischen Felsblöcken und Sträuchern herauszubringen. Die Bären grunzten und schäumten, und drehten sich im Kreise um, offenbar heftig gereizt, doch wichen sie nicht aus ihrer Lage. Der Wolf aber sprang auf, und sobald er sich zeigte wurde er mit heftigem Feuer begrüßt. Drei Hunde wurden auf ihn losgelassen, und er wandte sich augenblicklich nach dem offenen

Felde. Hier ſah er ſich um nach den aufgehobenen Flinten und entſchloſſenen Blicken ſeiner Gegner und machte dann — ob zufällig oder aus Ueberlegung, kann ich nicht entſcheiden — einen raſchen Satz nach links, und ſprang vom Hohlwege ab den Hügel hinauf in voller Haſt auf uns los. Zwei Schüſſe wurden von drüben ohne Erfolg auf ihn gethan, und die Kugeln pfiffen bei uns vorbei. Von dorther konnte nun nicht mehr gefeuert werden, ohne uns der größten Gefahr auszuſetzen, und der Hauptmann verbot auch den Verſuch durch Niederwehen mit der Flagge.

„Jetzt, Lizier, jetzt! gieb Du es ihm, gieb es ihm!“ rief Jedermann. Lizier, der ungefähr hundert Schritte unter uns ſtand, gehorchte dem Rufe, legte bedächtig an, feuerte und fehlte. Claude, voll Begier, dieſen berühmten Schützen zu überbieten, legte ſeine Flinte an und ſchoß ein hundert Splitter des Granitblocks ab, über welchen der Flüchtling grade hinwegſetzte, als er ab-

drückte. Nun blieb es mir überlassen, mich zu versuchen, und ich hatte gewiß leichtes Spiel. Lizier und Claude hatten schief hinab beim Fortrennen des Wolfes geschossen; aber als ich anlegte, sprang er grade den Hügel vor mir heran. Ich fühlte, daß, neben meinen eigenen Rufe, die Ehre Alt-England's und die meines berühmten Büchsenmachers, Joe Manton, an der Spitze meines zweiten Fingers haftete. Ich ließ den Wolf sechszig Schritte ziehn und feuerte dann. Der Boden dicht unter seinem Bauche wurde aufgerissen — er galoppirte unverwundet fort, aber seinem Schicksal konnte er nicht entgehn. Er war noch nicht zehn Schritte weiter fort, als ich den zweiten Drücker losdrückte, die Kugel ging den Rükken entlang, zerschmetterte den Rückgrath, und fuhr grade durch den Nacken durch. Er taumelte fünf oder sechsmal und lag, todt niedergestreckt auf den Hügel.

Ein Freudengeschrei von der ganzen Gesellschaft mit eines Einzigen Ausnahme, war

ſein Requiem. Nur Lizier ſah finſter vor ſich hin und hammerte an ſeinem Flintenſteine mit allen Anzeichen des Aergers. Als ich wieder lud, blickte Ranger mich um Erlaubniß an, hinzurennen und den Todten zu beſchnüffeln. Ich winkte ihm willfährig zu, und er trabte ab, kehrte aber, den Schwanz zwiſchen den Beinen, nachdem er den Getroffenen nur einmal beäugelt, von dem grimmigen Blicke des todten Feindes erſchreckt, zurück. Simon Guilloteaux ſprang vor Freude, warf ſeinen Strohhut in die Luft, und rief mir und meinem Joe Manton manche Schmeichelworte zu.

Ich bemerkte gegen Claude, daß ſein Freund Lizier an Simon's Luſt nicht Theil zu nehmen ſcheine.

„Darüber wundere ich mich nicht,“ ſagte er. „Sein ſchwarzes, gehäſſiges Herz iſt verwundet. Er war es, der Caribert des Vatermordes beſchuldigte.“

Als ich dies vernommen, verleidete mir der Anblick des Burſchen für einen Augen-

blick alle Freude über den Angriff auf die Bären, der augenblicklich meiner Heldenthat folgte. Die Heftigkeit des Kampfes nahm indessen bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Menschen und Hunde schritten mit gleichem Muthe vorwärts, und ihre Uebermacht entschied bald das Treffen. Die Bären wurden sämmtlich nach einem harten Kampfe getödtet, wogegen von der andern Seite nur zwei Hunde beim ersten Angriff blieben, und der Hauptmann mit vier seiner thätigsten Leute einige leichte Schrammen und Quetschungen erhielten.

Die Metzelei währte nur kurze Zeit, und als der letzte Bär abgefertigt war, erscholl eintönig ein Siegstriumph, die Hörner tönten, man feuerte Flinten ab, und die Hunde klafften. Die Jäger fingen nun an, die Leichen in's freie Feld hinaufzuziehen. Der Wolf wurde herabgebracht und neben seine Todesgefährten niedergelegt; jeder Mitstreiter musterte die verschiedenen Wunden des Opfers, und untersuchte die,

welche er ihm selbst beigebracht hatte, indeß die ganze Gesellschaft über den schnellen und erfolgreichen Ausgang des Kampfes sich unterhielt.

Es lag etwas wunderbar Anziehendes in dem wilden Auftritte, wie ich mir weder vorgestellt hatte, noch es beschreiben kann. Ich empfand einen augenblicklichen Widerwillen beim bloßen Gedanken an eine Fuchs- oder Hasenjagd, und that ein Gelübde gegen die gefahrlosen Freuden der Jagd, das ich denn auch hielt, grade wie ein Dichter, der das Druckenlassen verschwört, oder eine Kokette, welche nach dem ersten verfehlten Versuche allem Kokettiren entsagt.

Elftes Kapitel.

Indessen bemerkte ich, daß Claude's Geist von dem, was sich vor uns zutrug, hinausgewandert war nach einem Gegenstande, den zwar seine Augen nicht sahen, den aber sein ganzer Sinn umfaßte. Aengstlich sah er nach dem See hin, und nachdem er einige rauhe Heftigkeiten mit den Jägern ausgetauscht und sich nach Caribert erkundet, von Allen aber erfahren hatte, daß sie nichts von ihm gesehen, machten wir Beide uns in jener Richtung auf den Weg, während Moinard nach dem Arbizon zurückging, um nach Heerde und Hirten zu sehen.

Ehe wir noch zwanzig Schritte fortgegangen waren, hielt Claude inne und rief plötzlich: „Da geht er, — beim Himmel!“ oder unter einer andern Betheurung, und ſchoß eiligſt nach einen Winkel des Waldes, durch welchen die Jäger ihre Beute getrieben hatten. Moinard hörte den Ausruf und kehrte ſich um; die Jäger bemerkten Claude's ſchnelle Bewegung, ſchauten ängſtlich hin, und ich ſtrengte mich, bei Gefühlen, die nicht leicht zu beſchreiben ſind, an, den armen Verrückten zu ſehen, deſſen Schickſal in ſo hohem Grade meine Neugier und Theilnahme erregt hatte.

Einige Zeit blickte ich vergebens hin, und wäre ich nicht von Claude's ſcharfem und ſicherem Auge überzeugt geweſen, hätte ich geglaubt, er müſſe ſich geirrt haben. Er fuhr fort ſchnell zu gehn, und endlich bemerkte ich Jemand, der aus dem, mit einer Gruppe niederer Tannen vermiſchten Geſtrüpp ſich erhob, und ſchloß aus ſeinem ſchwankenden Gange, wie er ſich den Jä-

gern näherte (und meine Vermuthungen fanden sich nachher bestätigt), daß er aus Müdigkeit in demselben Augenblicke, wo ihn Claude bemerkt, müsse niedergefallen seyn.

Es war wirklich Caribert. Ich unterlasse es, meine eigenen Gefühle zu zergliedern, als ich auf seine klägliche Gestalt sah. Der Auftritt rings um mich, der Felsabhang die getödteten und in ihrem Blute liegenden Bären, alles schickte sich wol zu einer solchen Erscheinung. Aber wie ich ihn vor mir sah, lang und hager, mit einem Barte von mehreren Wochen, sein schwarzes Haar mit Unkraut bedeckt und vom Thau gefeuchtet, mit Kleidern, zerrissen an den Aesten und Wurzeln, durch welche er die ganze Nacht gewandert war, mit den ermatteten und erschöpften Zügen, — war es doch ein unerwartet entsetzlicher Anblick.

Ich hatte ihn mir früher als einen starken und noch thätigen jungen Irren, von wildem Ansehn und mit schrecklichem Treiben vorgestellt. Wie ich ihn jetzt zuerst sah, fiel

mir nichts mehr auf als ſeine Schwachheit, die ihn kaum fähig machte, mit einem Kinde zu ringen. Es war ein Gegenſtand, über den ein Moraliſt und Held auf gleiche Weiſe ohne Rückſicht hätten weinen müſſen. Es gab keinen unter den Jägern, der nicht einige Zeichen des Mitleids, wie ſeine rohe Natur es erlaubte, verrieth, und ſelbſt Moinard, der neben mir ſtand, war von dem kläglichen Anblick gerührt.

An Claude's Seite ſtanden bald zwei oder drei Jäger, und als ſie zuſammen auf Caribert zugingen, bemerkte ich Alinen, wie ſie zu Fuße den Schritten des Wanderers folgte, bis ſie die ihm entgegen Eilenden wahrnahm, worauf ſie ſtill hielt und in den Wald trat, als ſchäme ſie ſich vor der Geſellſchaft. Ich zeigte ſie ihrem Vater, der augenblicklich zu ihr hinabſtieg, und als er am Rande des Hohlweges, bei welchem die Jäger zerſtreut ſtanden, vorüberging, machte er ſich ihr bald bemerklich und empfing ihren Morgengruß. Ich konnte nicht allein

zurückbleiben als Zuschauer aus der Ferne, sondern stieg auf den ebenen Grund hinab, auf welchem Caribert langsam herankam.

Als Claude und die Anderen ihm nahe waren, sprach er, aber ich konnte nur den Ton seiner heisern und hohlen Stimme vernehmen, die Worte waren unarticulirt. Die Gruppe umgab ihn, und bald trat auch ich dazu. Ich suchte seine unzusammenhangenden und kaum verständlichen Reden zu fassen, aber nichts konnte weitschweifiger und zerrissener seyn, als was er vorbrachte. Augenscheinlich hatte er die Erinnerung an alle die Gesichter um ihn verloren, und obgleich seine irren Gedanken voll von Einbildungen waren, die mit seinen früheren Gefährten zusammenhingen, so traf es sich doch kaum einmal, daß die Rede und der Angeredete zusammen paßten. Nur einmal schien Sinn, vielleicht ein ahnungsvoller, in seinen Worten zu liegen, als er Louis Lizier anredete. Aus einem Wortschwall, dessen Bedeutung Niemand kannte, plötzlich abbrechend, schien

ihm ein heller Blick aus der Vergangenheit zu kommen, und er wandte ſich mit großer Lebhaftigkeit gegen Lizier, der ſich dicht daneben auf ſeine Flinte lehnte, und ihn geſenkten Blickes betrachtete.

„Du weißt doch, weißt Du's nicht?“ ſagte er, Lizier feſt am Arme anpackend. „Du ſahſt es? — Du haſt ſie beobachtet während ſie fielen, und gehört, wie ſie zwiſchen den Bäumen und Felſen niederſchmetterten, und haſt gehört ihre Seufzer. Man wird ſagen, ich ſtieß ſie hinüber, aber Du wirſt das Verderben ſchmettern auf die Köpfe der falſchen Schurken — davon bin ich überzeugt.“

Der wilde Ingrimm, mit dem dies ausgeſprochen wurde, Lizier's Weſen, wie zerſchlagen und gerichtet, und die erſtaunten Blicke der Umſtehenden, alles dies war entſetzlich. Die Zuhörer ſchienen die zufälligen Worte des Wahnſinnigen wie einen Orakelſpruch zu betrachten, und es kam dazu der Aberglaube, nach welchem, wenn ein

Toller Jemand, der ihn beleidigt hat, erkennt, dieß die sichre Vorausverkündigung eines gewaltsamen Todes für den Letztern ist.

Mir war es klar, daß Caribert den Schuldigen nicht kannte, den er so anredete. Aber weder Lizier noch seine Gefährten waren meiner Meinung, und die Scheu, welche Alle überkommen zu haben schien, zeigte von der menschlichen Schwäche, so wie denn dies keinen geringen Beweis bot von dem Werth des Aberglaubens, wenn es jenen Stand zu regieren gilt, wo er sich als das beste und zugleich natürlichste Mittel erweiset. Ich spreche dies mit allem Vorbedacht aus, so sehr ich mich auch dadurch dem Tadel aller Theophilanthropen aussetze.

Das Blut, welches einigen Jägern anklebte, zog jetzt Caribert's Aufmerksamkeit an sich. Die Lässigkeit und Ermattung, die ihn vorhin niederzubeugen schien, wich plötzlich einem wilden Ausbruch der Lebendigkeit. Er entriß einen Speer aus den Händen eines der ihm zunächst Stehenden, und rief, indem

er

er ihn über dem Haupte ſchwang, mit rauher Stimme: „zur Jagd, zur Jagd!“ Seine abgemagerten Glieder zitterten vor fieberhafter Anſtrengung, und er ſtürmte fort durch die Reihen der Jäger, die ſich vor ihm zurückzogen und ihm kein Hinderniß in den Weg ſetzten. Als er jauchzend und den Speer ſchwingend vordrang, haftete ſein Auge auf einem der getödteten Bären, — er hielt einen Augenblick inne, dann aber ſtürzte er ſich, mit wüthenden Gebärden und der heftigſten Anſtrengung ſeinen Ingrimm auszuſprechen, was aber die Heiſerkeit nicht zuließ, auf den Körper des todten Thieres. Er nahm es auf, mit einer Kraft, die gigantiſch ſchien, und indem er es dann wüthend gegen den Boden ſchleuderte, ſchien er mit einem Male alle Kraft zu verlieren, und fiel erſchöpft und ſcheinbar ohne Leben auf daſſelbe nieder.

Ganz mit Blut befleckt, bot er den entſetzlichſten Anblick dar. Ohne allen Widerſtand ließ er ſich von ſeinen Freunden

aufheben. Aline und Moinard näherten sich, und jene gab Anordnungen seinetwegen, denen pünktlich gehorcht wurde.

Man bereitete eine rohe Bahre aus Fichtenästen mit Heidekraut bedeckt, legte den Unglücklichen darauf und vier Cameraden trugen ihn auf ihren Schultern fort. Drei andere gingen daneben, mit Claude, Aline und mir, und während diese eine seiner Hände und ihr Capulet, das sie ihm übergeworfen, fest hielt, lösten wir uns zuweilen in der Last des Tragens ab. Guilloteaux blieb mit den übrigen Jägern zurück, um die Beute zu sichern. Moinard machte sich auf seinen Weg, wie er vorhin beschlossen, und Lizier stahl sich heimlich mit seinem Hunde fort und in den Wald hinein.

Als wir die Richtung nach Frau Lareole's Hütte ergriffen, fing unsere unglückliche Bürde an zu phantasiren; aber alles zeugte von großer Erschöpfung und nicht unangenehmen Eindrücken. Aus seinen zerstückten

Reden konnten wir merken, er bilde ſich ein, den Bären getödtet zu haben, und daß es derſelbe ſey, der ſeinen Vater getödtet hatte. Der Gedanke, ſeines Vaters Tod gerächt und ſeinen eigenen Ruf wieder hergeſtellt zu haben, ſchien ihn gewaltig, doch auf milde Art, zu erregen. Die leichte Bewegung der Bahre harmonirte mit dieſer Stimmung und ſeinem ermatteten Körperzuſtande, und er verfiel bald in einen Schlummer, der fortdauerte, bis wir ſein Haus erreichten.

Während unſeres Marſches erzählte uns Aline, wie ſie ihn, bald nach Tagesanbruch, faſt ohnmächtig in dem Walde liegend, in deſſen Nähe ich ihn zuerſt bemerkte, aufgefunden habe. Sie hatte ihn wieder zu ſich gebracht, durch das einfache Mittel einer Handvoll Schnee, von einem der Haufen, welche in den Schluchten der Berge liegen und allmählig mit der Jahreszeit fortſchmelzend, in der Entfernung zerſtreuten Lämmern gleichen, die ſich hier in den

Schlupfwinkeln des wildesten Weidegrundes ausruhen. Er erinnerte sich ihrer nicht, nahm aber ihren Beistand ruhig an, und streifte, sobald er sich erholt hatte, scheinbar ohne alle Absicht und Ziel umher, bis er die Schüsse der Jäger hörte und ihr Jagdgeschrei, als sie vorrückten. Bei diesen Tönen schienen seine Nerven neu gekräftigt und sein Geist wieder neu belebt. Mit wachsendem Muthe stürzte er vorwärts, indem er den wohlbekannten Tönen der Jagd folgte, und als er sich zuletzt bei jedem Schritte in seinem Fortstürmen verwickelte, fiel er mehrere Male nieder, bis er mit fast ganz erschöpfter Kraft den Ort erreichte, wo Claude's scharfer Blick ihn schnell entdeckte. Aline war in der Verfolgung zurückgeblieben. Das Dickicht hatte sie genöthigt, ihren Klepper an der Stelle zurück zu lassen, wo sie zuerst mit Caribert zusammentraf, und Ermattung und Anstrengung hatten solche Wirkungen bei ihr hervorgebracht,

daß auch ſie an Hülfloſigkeit dem Gegenſtand ihrer Sorgfalt ähnlich war.

Als wir nach einer langen und beſchwerlichen Wanderung über die Berge unſer Ziel erreichten, kam uns die arme Mutter entgegen. Weinend erzählte ſie uns, wie ſie am Abende zuvor von ihrem Verſuche, Caribert nachzufolgen, bald nachdem er das Haus verlaſſen, habe abſtehen müſſen. Denn nachdem ſie ihn aus dem Geſichte verloren, wäre alles Nachgehen vergeblich geweſen, und auch der junge Mann, der ihm gefolgt wäre, als Claude hinüber zu Moinards ung, hätte eben ſo wenig nach dem Einbruch der Nacht ihn im Geſicht behalten nnen. Nach einigen Stunden hatte auch er den weitern Verſuch aufgegeben und war it dem grauenden Morgen zurückgekehrt, n ſie davon in Kenntniß zu ſetzen und ſich it Claude zu einem neuen Verſuche zu reinigen.

Die arme alte Frau weinte bitterlich im Anblicke ihres Sohnes. Sie hatte,

als sie ihn zuerst so bewegungslos auf der rohen Bahre hingestreckt gesehen, geglaubt, er sey todt. Die Ausdrücke ihres Schmerzes, selbst als man sie schon von seinem Leben überzeugt hatte, waren herzbrechend. Schonungslos klagte sie sich selbst als die Ursache des verzweiflungsvollen Rückfalles an, weil sie ihn nicht besser bewacht und hundert Mal gebetet habe, der Tod möge sie doch von der fernern Obhut seines Elends und seiner Leiden befreien. Jetzt schien er indessen wenig zu leiden. Er wurde ruhig auf sein Bette gelegt und schien fühllos gegen alle Schmerzen. Dennoch war das Fieber sehr heftig; seine Haut brannte und Lippen und Mund waren aufgesprungen. Ein paar alte Nachbarinnen unterstützten die Mutter alsbald in der Sorgfalt um den Kranken; man schickte nach dem Doktor in die sechs (engl.) Meilen entfernte Stadt, und griff zu allen Mitteln, welche unschädliche Kräuter, so weit man deren Zubereitung verstand, zur Linderung darboten.

Er ſprach ohne Aufhören und mit innerer Selbſtzufriedenheit, daß er ſeines Vaters Tod gerächt habe; und die alten Weiber verſicherten, eine nach der andern, daß die durch dieſen Glauben bewirkte glückliche Wendung ſeiner Gefühle, zu ſeiner Heilung Wunder wirken müſſe. Ich ſtand dicht am Bette, als das alte Triumvirat ſeine einſtimmige Meinung ausſprach; Claude und Aline ſtanden neben mir und ich beobachtete Beide genau. Er wurde erſt roth und dann bleich, lehnte ſich an einen neben ihm ſtehenden Stuhl, ſenkte die Augen und ſchien bei dem Gedanken zurückzuſchrecken, daß er die Beobachtung der Anderen auf ſich gezogen haben möchte. Ob er erſchrak, als er ſeine eigenen Gedanken entdeckte, oder ob dieſe ſo beſchaffen waren, daß er darüber Reue empfinden konnte, oder nicht, iſt ſchwer zu entſcheiden. Anfangs mochte es, wie ich mir einbilde, Erſtaunen über eine fehlgeſchlagene Erwartung, beim Ausſpruch von Caribert's Geneſung geweſen ſey, dann aber

Reue über ein solches Gefühl und dessen Selbstgeständniß.

Tausend Seiten voller Erklärungen könnten nicht Alinens Zustand beschreiben. Nie sah ich eine reinere Entfaltung der Tugend und des Wohlwollens. Weit entfernt war jedes Zeichen, wodurch die Selbstsucht sich verräth; wo nicht etwa das auch eine Selbstsucht ist, wenn ein Geist in gänzlicher Hingebung in das Wesen eines andern sich so auflöset, daß er dessen Freuden und Schmerzen zu seinen eigenen rechnet.

Die Uebrigen, welche um Caribert's Bette wachten, empfingen mit dem Ausdruck des allergrößesten Vergnügens die sybillenartige Vorausverkündigung von seiner fortschreitenden Genesung. Ich weiß nicht genau, wie meine eigenen Gefühle waren, aber ich war so sehr bei Allem interessirt, was ich für Alinens wahres Heil ansah, so innig hielt ich Claude damit verbunden, so wenig hatte ich von Caribert's Persönlichkeit gesehen, und so schwach war demnach meine

Anhänglichkeit für ihn in Vergleichung zu den Anderen, daß ich — ich muß es gestehen — nicht so aus vollem Herzen in die warmen Hoffnungen und die Glückseligkeit einstimmen konnte, die um mich blühten. Ich hatte ihn vom ersten Augenblicke an, als einen für die Welt Verlornen angesehen. Er schien den Stempel des Todes auf seinem geschwächten Körper zu tragen, und in seinen Augen lag etwas Gläsernes, das an das Grab erinnerte. Sie glichen dem kalten Wiederschein des Spiegels, wenn ihn eine mitternächtliche Lampe erleuchtet.

Wir überredeten Alinen, sich in Frau Lacole's Bette zu legen und einige wenige Stunden auszuruhen, während ich mit den Anderen vor die Thür ging, um dort Erfrischungen zu uns zu nehmen, wie sie unsere Flaschen und Brotsäcke darboten. Nachdem dies abgemacht war, wandte sich Claude nach Hause und schlug mir vor, ihn zu begleiten. Ich freute mich der Gelegenheit, seine Schwestern kennen zu ler-

nen, und noch mehr darauf, mich mit ihm allein über Caribert's erwartete Genesung zu unterhalten.

Ich fing damit an, meine Zweifel über die letztere auszudrücken. Claude schüttelte den Kopf mit einem unwillkührlichen Ausdrucke, welcher zu sagen schien: „Es ist nur zu wahr.“ Ganz äußerte er nicht die Worte, aber aus seiner Erwiederung war es leicht zu sehen, wie vollkommen das Verlangen nach dem eigenen Glücke die Oberherrschaft gewonnen über die romantischen Gefühle für den unglücklichen Dulder, welcher jenes so bitter ihm gestört hatte. Er sagte, es wäre eine häßliche Sache Jemandes Tod zu wünschen, Alinens Wohlfahrt sey für ihn Alles; er sey bereit, alle seine eigenen Hoffnungen für die Ruhe ihres Geistes aufzuopfern; aber durch alle diese Worte sah ich, daß der arme Claude, vielleicht ohne es zu wissen, nichts weniger als herzlich erfreut war bei der Aussicht von Caribert's Wiederherstellung. Da ich dies

ſah, und da meine Meinung (abgeſehen von meinen Wünſchen) ſehr ſtark dahin ging, daß Jener auf dem Todtenbette liege, ſo vertraute ich Claude, daß wol keine Beſſerung zu erwarten ſey. Er ſchüttelte wieder den Kopf. „Gott weiß es, lieber Herr,“ ſagte er: „alles wird am Beſten ſeyn, wie es auch zutrifft. Aber wenn Mariette, die dicke alte Frau in der Kappe und dem blauen Spencer, ſeine Geneſung vorausſagt, ſo iſt das ſo ſicher wie der Tag, der über uns ſcheinet.“

Allerdings ſagte ſie ſo, und wiederholte es auch noch, ehe wir heraustraten. Ihr haltet etwas von ihrer Geſchicklichkeit?

„Sie iſt das Wunder der ganzen Gegend, lieber Herr. Sie fehlt nie, weder als Hebamme noch als Arzt, und hat mehr Kenntniß in ihrem kleinen Finger, als Doctor Bourmont in ſeinem dicken Kopfe. Aber was giebt's da?“ fügte mein Gefährte hinzu, indem er in einen kleinen Grund zur Linken von mir hinunter ſah. Ich

blickte in derselben Richtung hinab, und bemerkte, zu meinem größten Erstaunen, meinen stutzerhaften Landsmann (den ich so fest in Alinen's Bett schnarchend vermuthete) wie er die steile Wand des Grundes sich heraufarbeitete, von keinem andern Führer geleitet, als meinem Freunde von voriger Nacht, dem Ziegenhirten, welcher grade so aussah, wie Jemand, der sich von einer Ausschweifung erholt, ohne erst dazu alten Hochheimers und eines Sardellensalats zu bedürfen. Sein Schützling, der Stutzer, schien ganz in Feuer und Flamme; seine Augen glühten, und hätte man seine Gefühle sehen können, wären auch die gewiß feuerfarben gewesen. Er fluchte wie ein Kürassier, und brach sich mit furchtbaren Verwünschungen Bahn durch das Strauchwerk. Dabei näherte er sich so schnell der Höhe, als dies von einem lebenden Abbilde des Steines des Sisyphus zu erwarten stand. In der That war es ein köstlicher Anblick. Der Abhang war von den Quellen bewässert, die überall hervor-

ſprudelten und die Seiten hinabfloſſen, und er arbeitete ſich durch ein Lager von Unkraut und Moder. An jedem Strauche, den er herauf oder hinab paſſirte, ließ er ein Stückchen von ſeiner Kleidung, gleich den Schafen, welche denſelben rauhen Pfad zu gehen pflegten. Die weißen Pantalons hatten ſoviel Schlitzen erhalten, wie nur unſere Altvordern ſie einſt trugen. Seine Stiefeln von Spaniſchem Leder waren durchaus zerriſſen. Seinen Hut hatte er gar verloren, und die prachtvollen Schöße ſeines Frackes waren dergeſtalt abgeriſſen, daß der Rock durch einen ſummariſchen Prozeß in eine noch nie beſchriebene Art von Kleidung, zwiſchen einer Jacke und einem Spencer, verwandelt ſchien, die nun durchaus nicht mit der Länge ſeiner Glieder und deren fleiſchloſem Ueberzug in Verhältniß ſtand.

„Mein werther Herr,“ rief ich, indem ich ihm meine Hand anbot, als er mit verzweiflungsvollen Grimaſſen wol zum zwanzigſten Male heraufblickte: „Was konnte

Sie verführt haben, diesen Weg einzuschlagen?“

Als er die Töne seiner Muttersprache vernahm, in welcher ich unbedachtsam, vom Momente überrascht, ihn angeredet hatte, hielt er plötzlich inne, und bildete mit seinen weit ausgestreckten Schenkeln und dem Boden, auf welchem er stand, die gigantische Figur eines gleichschenkligen Dreiecks, in dessen sich sein Körper in grader Linie auf dessen äußerster Spitze erhob.

„Himmel und Erde!“ rief er zuletzt, „Sie sind ein Engländer? Ich will verdammt seyn, wenn ich Sie nicht vorige Nacht für einen Froschesser hielt.“

Ich nahm mich augenblicklich wieder zusammen, und da ich durchaus nicht unsere Nationalverwandtschaft anerkennen wollte, (die etwas entfernter war, als er sich einbildete) erwiederte ich mit einem Achselzucken:

„Jk spreke ein wenig Englisch, Sär!“

Wie? vorhin hatten Sie ja nichts von dem verwünſchten breiten Accent, — ſagte er, mich ſcharf anſehend.

„I ſpreke nix viel, Sär" ſagte ich mit einer Grimaſſe.

Immerhin! — murmelte er. Ihre Hand, wie es auch iſt, und reiſſen Sie mich aus dem hölliſchen Moraſt heraus.

Ich zog und reckte nach Kräften, aber er ſtak bis über die Knöcheln drin, und ſeine langen Sporen hielten ihn ſo feſt am Anker, wie ein Schiff von vierundſiebzig Kanonen im Nordeiſe. Mit Claude's Hülfe, (denn der Ziegenhirt war zu jeder Dienſtleiſtung wegen ſeines heftigen Anfalles vom Gelächter unfähig,) gelang es mir endlich den Stutzer heraus zu reißen, und wir zogen ihn, mit Schmutz bedeckt, an's Geſtade, indem Ströme Schweißes ſeine hohlen Wangen niederrannen und von ſeinem Knebelbarte herabtröpfelten, der auf dieſe Weiſe in zwei feine Spitzen unterhalb des Kinnes ausging, und jetzt zum erſtenmale

einen wirklichen Dienst dadurch leistete, daß er zwei leitende Kanäle für die Ausdünstung bildete. Nachdem er sich gehörig verpustet und geschüttelt und geputzt hatte, um sich leicht zu machen, war es sein erstes Geschäft, dem grinsenden Ziegenhirten eine gehörige Züchtigung zu versetzen, der ihn, wie er schwor, in dieses Defilé geführt hätte, um ihn bei Gelegenheit zu berauben und zu ermorden, und dessen Bosheit zu deutlich aus seinen Blicken spreche. Er schoß deshalb in höchster Eil dem Burschen nach, der, sobald er seine Absicht bemerkte, in größter Eile davon lief, und fünf Minuten lang auf sich eine kleine Jagd in einem Umkreis von etwa funfzig Ellen, anstellen ließ, indem er sich vor seinem Verfolger mit offenem Munde und lang ausgestreckten Beinen hieher und dorthin mit der Geschicklichkeit eines Hasen wandte, der einem Grauhunde in unseren Yorkshire-Wäldern ausweicht. Es war in der That sehr unterhaltend, und der Stuzer selbst konnte sich nicht des La-

chens enthalten, als er, ganz erschöpft, genöthigt war, sich niederzustrecken, und der junge Hirt lächelnd herankam und für seine Dienste Bezahlung foderte. Der angeborene Edelmuth verlöschte den letzten Zorn des Stutzers, und der Hirt empfing in seiner ausgestreckten Hand den flachen Schlag mit einem Geldstücke, auf das er so erstaunt hinblickte, als hätte er es verschlingen mögen.

Ich sah, daß Claude jetzt verlangte, nach Hause zu kommen, und da mich mehr danach verlangte, nun den graden Weg zu nehmen, so ließ ich ihn allein aufbrechen, indem ich ihm sagte, ich wolle dafür sorgen, daß mein rockloser Landsmann wieder zu seinem Klepper komme. Claude machte sich deshalb auf den Weg, mit dem Versprechen, am Abend vor Caribert's Hütte zu stehen, und der entlassene Führer trabte seelenvergnügt fast auf demselben Wege fort.

Als wir unter uns waren, goß mein neuer Gefährte alle seine Klagen auf eine eben

nicht sanfte Art aus. Er schwor, die Spanier hätten sein Pferd gestohlen, und Moinard sey ihr Diebeshelfer. Dies, meinte er, sey außer Zweifel gesetzt, da er sich während der Nacht auf und davon gemacht habe. Aber dies sey noch gar nichts gegen die himmelschreiende Rechnung, die Jener Mannetten fertig zurückgelassen hatte, um sie ihm, sobald er sich nur aus dem Morgenschlummer regen würde, zuzustellen. Da die items dieser Rechnung sowol seltsame Proben der Gebirgsorthographie als der dortigen Prellerei darbieten, will ich sie zu Gunsten des Lesers hier mittheilen, treu copirt und übersetzt von dem Stückchen weiß braunen Papiers, worauf sie mit meines Freundes Moinard höchst schwierig zu entziffernden Hahnenfüßen gekritzelt stand:

Memoire pr. M. l'Anglé.	Fr.	C.	Rechnung für den Engliſchen Gentleman.	Fr.	C.
Lis	5		Bette	5	
Canard pr. çon soupait	4	50	Eine Ente zum Abendbrot . . .	4	50
Fromage id . .		25	Käſe dito . . .		25
Pin beurt let id .	1	75	Butter, Brot, Milch dito . .	1	75
Aumlette id . . .	2	0	Eierkuchen dito .	2	0
Vin 3 bouts . . .	3	0	Wein drei Flaſchen.	3	0
Quaſi	1	25	Kaſe	1	25
Au d'Vis avec Messrs. lez Espanaules	7	0	Branntwein mit den Spaniſchen Herren	7	0
Chavail, foine avanine	3	0	Haſer und Heu für das Pferd. .	3	0
Fr.	27	75	Fr.	27	75

Ich verſuchte, den Stutzer zu beruhigen, der dann auch geſtand (in Betracht daß Reiſende wie er die einzige Ernte der armen Bergbewohner ſeyen, und deshalb nothwendig erwarten müßten, übers Ohr gehauen zu werden), es kümmere ihn gar nicht, ein oder zwei Guineen für einen vergnügten Tag zu zahlen, da wenig Leute wol um

einen so wohlfeilen Preis, so viel von der Gegend gesehen hätten; kurz, daß er sehr zufrieden gewesen wäre und recht froh, trotz alle seiner Verluste, bis auf den schändlichen Raub, der an ihm in der Person seines Pferdes verübt worden sey.

In diesem zarten Puncte beruhigte ich ihn bald, indem ich ihn von dem Wohlbefinden des Thieres versicherte und Moinard's Aeußerungen bekräftigte, daß seine Tochter damit fortgeritten sey, um ihren Geliebten aufzusuchen; und indem ich ihm endlich die Hütte zeigte, wo Beide, Tochter und Liebhaber, gegenwärtig sich befänden.

„Dort sind sie?" rief er. „Dann, beim Himmel! Monsieur, will ich hingehen und sie einmal sehen."

Ich rieth ihm, seines zerfetzten Aeußeren wegen, davon ab, und empfahl ihm, mich nach Moinard's Hütte zu begleiten, um seinen Klepper wieder zu erhalten, und nach Bagneres aufzubrechen, von wo er ge-

kommen war. Dagegen wandte er ein, daß, wenn er auch ſeine Rockſchöße eingebüßt, er doch noch immer die Taſchen ſeiner Pantalons und darinnen etwas hätte, womit er überall willkommen wäre, ja, daß er auch aller Wahrſcheinlichkeit nach eben ſo gut den Willen als die Mittel beſitze, den Herzgram des Mädchens und ihres Herzliebſten zu heilen. Auf dieſen Wink wandte ich mich mit ihm nach Caribert's niederer Behauſung, und ob ich ſchon im vorliegenden Falle die Wirkſamkeit ſeines Mittels nicht ſehr hoch anſchlug, ſo unterließ ich doch nicht, die wohlwollenden Gefühle anzufachen, welche ſich ganz von ſelbſt aus dem rauhen Boden ſeines unabhängigen Geiſtes hervorarbeiteten.

Bei Frau Lareole konnte er aber weder Caribert noch Alinen ſehen. Beide waren in tiefen Schlaf verſunken, nur die alte Frau erſchien; der Stutzer ward von dem Gemählde, welches ich ihm von dem Unglück hier entworfen hatte, auf das Aeußerſte gerührt,

und zählte nun seine Napoleons so schnell in die Hand der hocherstaunten Mutter ab, daß ich genöthigt wurde, die Seinige zu halten; als ich bemerkte, wie sein Herz alle Klugheit im Stiche ließ, mit der doch alle beweglichen Herzen Schritt halten sollten. Sieben oder acht dieser goldenen Gaben verblieben in Frau Lareole's festverschlossener Hand, deren Finger sich so von Natur zu schließen schienen, als die Arme der Polypen, wenn sie Würmer fangen. Aber wie ihre Hand sich schloß, öffnete sich ihr Herz, wahrscheinlich aus irgend einer nervösen Eingebung, und so begann sie ihren Dank in Ausdrücken zu ergießen, welche des Stutzers empfindsames Herz nicht ertragen konnte. Ich sah deutlich, daß es ihm nicht um den Dank zu thun war, und er bat mich, mit ihm zu Moinard zu eilen, um nur den Lobpreisungen und Segenswünschen zu entgehen. Wir brachen demnach sogleich auf, und ich hatte in der That eine so günstige Mei-

nung von ihm gewonnen, daß ich mich nicht länger enthalten konnte, mein Vaterland zu verrathen. Ich entſchuldigte meinen Betrug, indem ich ihm erklärte, es ſey meine Abſicht, ſo lange ich in dieſen wilden Gegenden reiſ'te, für einen Franzoſen gehalten zu werden. Er war zu ſehr erfreut über die Entdeckung, daß wir eine Heimath hatten, um irgend über meinen harmloſen Betrug verdrüßlich zu ſeyn, und ließ manche ſcherzhafte Winke über meine Gründe fallen, die hier zu wiederholen ich gar nicht für nöthig halte.

Rüſtig marſchirte er mit mir bis nach Moinard's Hütte, obgleich ſeine Stiefeln und ſeidenen Strümpfe faſt ganz von ſeinen Füßen abgeriſſen waren, und gab einen ſchönen Beleg davon, was tüchtige Kraft aushalten kann, ja, er beſtritt ſogar müde zu ſeyn, als er ankam. Wir verkürzten den Weg, indem Jeder ſich beſtrebte dem Andern angenehm zu ſeyn. Auf ſein Verlangen

entwarf ich die dem Leser schon oben mitgetheilte Uebersetzung des von den Spaniern gesungenen Liedes. Er dagegen gab sich ein wenig als Geologe kund. Ich muß höchst verwundert und versteinert ausgesehen haben, und wie aus demselben Blocke gehauen, als er von der unangenehmen Täuschung erzählte, daß es ihm nicht möglich gewesen, die Nachsuchungen nach Schiefer und Euphrodite, und Thonschiefer und Quadersandstein — und der Himmel weiß, nach welchen Wunderdingen sonst, fortzusetzen, Dingen, von denen es mich schon wunderte, wie er ihre Namen behalten, oder daß irgend einer sie könnte erfunden haben.

In der Hütte angelangt, erhielten wir von Moinard einen Strohhut und einen alten Rock, um damit seine Lumpen zu bedecken, wofür er das Doppelte vom ursprünglichen Werthe beider entrichtete. Dann bezahlte er seine Rechnung, bestieg sein Pferd, drückte meine Hand, stieß aus Herzensgrunde

grunde ein oder zwei „Gott verdamm“ gegen alle Berggegenden und ſchurkiſchen Gebirgsbewohner aus, und wandte ſich im leichten Trabe nach Bagneres, — indem die Reſte des einen Stiefels mit ſeinem Sporn auf der Straße nachſchleppten, wie die ſchlecht befeſtigte Ziehkette einer Landkutſche.

Zwölftes Kapitel.

Den Rest des Tages verbrachte ich mit Moinard, indem ich mich mit ihm über die Ereignisse des Morgens unterhielt, und manche Einzelheiten der Begebenheiten hörte, welche ich bereits in die zusammenhängende Erzählung einverwebt habe. Meinen ursprünglichen Plan, zu Caribert zurück zu kehren, gab ich auf, da ich bedachte, daß meine Gegenwart dort nur nutzlos seyn könne. Ich nahm das von meinem Landsmann verlassene Bette ein, indem mein Wirth, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, sich in der Krippe eines der

Ställe bettete, und Mannette, im fortſchreitenden Gange der Dinge, zwiſchen die Lacken kroch, auf welchen ſie in der Nacht vorher als Decke gelegen hatte.

Nie habe ich ſo feſt geſchlafen. Die erſtaunliche Ermüdung der letzten beiden Tage, die Wirkung eines ſchweren Abendeſſens, das hauptſächlich aus einem tüchtigen Ragout von Izardfleiſch, gehörig mit Zwiebeln verſetzt, beſtand, und die ſchlafbringende Kraft zweier großen Gläſer voll Brantwein mit Waſſer, alles dies hielt mich feſt auf meinen Matrazen, bis ſpät am Morgen, wo ich durch ein Geräuſch in der Küche erweckt wurde, das von Mannetten, ihrem Adler und ihrem Izard, die alle zuſammen frühſtückten, herrührte, indem ſich die ſchreienden Bitten ihrer beiden Zöglinge mit ihrer gellenden Stimme, wozu ſie, in gewöhnlicher Art aus Herzensgrunde lachte, vermiſchten.

Ich ſprang auf, öffnete mein Fenſter, genoß des prächtigen Anblicks der Berge vor

mir, und vergaß für den Augenblick, wo ich die Natur in ihrer Größe anstaunte, wie viel menschliches Leiden in dem engen Umkreis der Hütte des armen Caribert angehäuft lag. Als ich endlich zu meinem gewöhnlichen Gedankenlaufe, in welchem neun Stunden traumlosen Schlafes eine gewaltige Kluft gemacht hatten, wieder zurückgerufen wurde, war ich sogleich bereit mit Meinard zur Frau Lareole zu gehen, indem wir Beide begierig waren, den Zustand ihres armen Sohnes zu erfahren, obwol nicht ganz aus gleichen Beweggründen.

Wir gingen miteinander und machten unterweges einen Abstecher bei Claude's Schwestern, da ich neugierig war, die verschiedenen Personen zu sehen, die so nahe mit Allem was ich gehört hatte, verbunden waren. Claude war schon fort, dahin, wo alle seine Hoffnungen und Besorgnisse ihren Mittelpunkt fanden. Die Mädchen waren glücklich zu Hause, nett und anständig, aber in nichts von den anderen Gebirgsbewohne-

rinnen unterſchieden, außer daß Jeanneton ein lebendigeres Auge als die anderen, und ihre dunkelbraunen Wangen einen roſigern Anflug hatten. Alle ſchienen niedergeſchlagen, und Kathrine, die Aelteſte, pflog in leiſerm Tone ein Geſpräch mit Moinard, das ihn zu beunruhigen ſchien.

Er ſchien geſpannt, die Hütte zu verlaſſen, und bald nachdem wir Abſchied genommen, erzählte er mir, Claude habe, als er vorige Nacht von ſeinem zweiten Beſuche bei Caribert zurückgekehrt, die Nachricht gebracht, daß der Doctor, nachdem er dieſen geſehen, mit den alten Frauen derſelben Meinung wäre, daß er nemlich auf dem Wege einer ſchnellen Geneſung, ſowol in Hinſicht ſeiner Geſundheit als ſeiner Vernunft, ſich befinde.

„Das ſind üble Neuigkeiten, mein Herr, für Claude und mich; und welche Ausſicht für mein armes Mädchen!“

Weshalb, Herr Moinard? — ſagte ich. Es iſt mir klar, daß ſie innig an den unglücklichen Caribert hängt. Ich kenne etwas

vom menschlichen Herzen, und glaubt mir, wenn er sich wieder erholt, wie sie es behaupten, werdet Ihr noch eure Tochter ganz glücklich als sein Weib sehen.

„Ach niemals, mein Herr, niemals — Sie kennen weder ihr Herz noch ihren Kopf. Gesetzt er erholte sich auch ganz, so muß ich Ihnen sagen, daß er keinen Franken in der Welt besitzt, nichts als das bischen Essen, das er sich durch's Jagen erwirbt."

Das würde bei Alinen wenig bedeuten, — sagte ich.

„Aber bei mir bedeutet es sehr viel, das muß ich Ihnen sagen" erwiederte er schnell: „auch hat sie mir versprochen, ihn niemals zu heirathen."

Gut, gut, mein Freund. Es fruchtet nichts, zu rathen, was wol geschehen könne; aber ich empfehle Euch nur, Euch darauf gefaßt zu machen, daß alle diese Versprechungen können gebrochen werden.

„Aber vorausgesetzt," rief er nach ei-

nigen Minuten Nachdenken: „vorausgeſetzt, er erhielte ſeinen Verſtand nicht völlig wieder, iſt dann irgend eine Möglichkeit, daß ſie Claude heirathet?“

Nicht die geringſte — antwortete ich, obgleich es klar war, daß die Frage mehr an ihn ſelbſt, als an mich gerichtet worden.

„Ich denke auch nicht“ ſagte er mit ſchwerem Seufzer, und wir ſprachen nichts weiter, bis wir Frau Lareole's Schwelle betraten.

„Ach, das iſt hübſch von Euch, lieber Herr Moinard“ ſagte die alte Frau, indem ſie uns an der Thür empfing und ihren Nachbar auf beiden Backen küßte: „wahrhaftig, recht hübſch, zu uns zu kommen und unſer Glück zu theilen.“

Wie geht's mit Caribert? — fragte er, indem er ſich ſanft aus den Armen der Mutter los machte.

„Wunderbar wohl“ erwiederte ſie. „Ach, er hat eine Nacht gehabt, wie ſie

der arme Bursche manchen langen Monath nicht hatte."

Wirklich, — murmelte Moinard. Wo ist meine Tochter?

„Hier bin ich, lieber Vater," sagte Aline in sanftem Tone, indem sie aus dem kleinen innern Zimmer, wo Caribert lag, heraustrat und mich beim Vorübergehen freundlich anlächelte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war jetzt ein ganz neuer. Es war eine Vermischung alles dessen, was in einem so feurigen Gemüthe am meisten anzieht, von Wohlwollen, hoher Hoffnung und Dankbarkeit gegen den Himmel.

„Wie befindet er sich jetzt, Aline?" fragte Moinard, indem er sie umarmte.

O viel, viel besser, — war ihre Antwort. Er macht, Gott sey gedankt, reissende Fortschritte. Doctor Bourmont war eben hier und erwartet Alles von der Crisis, die jetzt herankommt, und das thut auch Mariette. Noch zwei Tage, und sein Schicksal ist entschieden; das heißt, sein Geist wird,

will's der Himmel, geneſen. Der Anblick des Bären geſtern Morgen, und die geſegnete Vorſtellung, die dies ihm eingab, belebt alle unſere Hoffnungen. Drei Tage, ſagen ſie, müſſen von dem gänzlichen Wechſel an vorübergehen, weil dann ein neues Mondenviertel eintritt, — nur bis übermorgen! Mein theurer Vater! — Hier ſchlang ſie wieder ihre Arme um des Vaters Hals und konnte ſich der Thränen nicht enthalten.

„Ach, Aline," ſagte er: „es iſt ein traurig Ding, wenn das, was die Tochter vor Freude weinen macht, beinahe Thränen des Schmerzes in die Augen ihres alten Vaters bringt."

Mein theuerſter Vater — rief Aline — denke an den armen Dulder, der hier im Verſchlage liegt.

„Was!" ſagte er: „und den hübſchen Burſchen vergeſſen, der draußen im Garten geht?" wobei er durch das Fenſter auf Claude zeigte.

Beider Mienen verliehen dieſem kurzen

Gespräch den Charakter der Beredsamkeit und tiefen Gefühles. Hier endete es, denn Aline entzog sich sanft der Umarmung ihres Vaters, und ging in die Kammer des Kranken zurück. Moinard trat hinaus in den Garten, um mit Claude zu sprechen und dessen Geist mit seiner rauhen Art von Beileidsbezeugungen aufrecht zu erhalten.

Ich suchte die alte Frau auf, um von ihr alles einzusammeln, was über den wirklichen Zustand von Cariberts Geist zu erfahren war. Man konnte mir nichts neues mittheilen. Er war so ruhig geblieben, als da, wo ich ihn verließ, und im tiefen Schlafe, Tag und Nacht, wovon es keinen andern Grund gab (und hier stimme ich mit seiner Pflegerin überein) als, daß seine Natur sich allzusehr angestrengt hatte, das Fieber, das ihn früher gedrückt, abzuschütteln.

Ich fragte, ob ich ihn sehen könnte, und die Erlaubniß wurde schnell gegeben. Behutsam trat ich in's Zimmer und sah

Alinen auf einem Schemel am Bette ſitzen, und die Ruhe auf ſeinem Geſichte beobachten. Er ſchlief noch immer, und das Lächeln auf Alinen's Lippen ſchien nur der Abdruck des Lächelns auf den ſeinigen; ſo viel man vom Ausdrucke eines Geſichtes mit zugemachten Augen und das vom Bette faſt ganz bedeckt wurde, ſchließen darf, ſchien ſein Geiſt mit glücklichen Traumbildern beſchäftigt.

Bald darauf ging ich zu Moinard und Claude in den Garten, und der erſtere erzählte mir den Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Sie beſtand in Entſchlüſſen von Claude's Seite, ſeine früheren Plane ins Werk zu ſetzen und die Nachbarſchaft zu verlaſſen, wenn Caribert's Geneſung ſollte entſchieden ſeyn; wovon ihn Moinard abrieth. Aufgefodert, meine Meinung ſchiedsrichterlich zwiſchen Beiden zu geben, ſchien es mir unfreundlich gegen den armen Claude gehandelt, wenn ich nicht bekannte, daß ich ihm völlig beiſtimmte. Es war augenſchein-

lich, daß er, wenn er länger in Alinen's Nähe zögerte, nur neues Elend für sich aufhäufe, denn ich hatte genug gesehen, um zu wissen, daß, sobald Caribert sich erhohlt haben würde, die ganze Schranke gegen ihre Verbindung weichen müsse, und wenn sie auch aus tausendmal härteren Stoffen bestanden hätte, als dies der Fall war.

Als ich diese Meinung, so ruhig ich konnte, aussprach, bemerkte ich Claude's tiefe Bestürzung, da zu seinem Todesschreck meine Ansicht mit der seinigen buchstäblich übereinstimmte. Er hatte sie zu hören gewünscht, hatte sich darauf berufen, und sah, daß sie richtig war, — aber er hoffte noch immer sich betrogen zu haben, und wünschte es, ohne es zu wissen. Aber Moinard fing endlich an, auch auf meine Gedankensprünge zu kommen. Jetzt zum erstenmale gestand er seine Befürchtung, meine Meinung möchte prophetisch seyn, und er würde noch weit mehr, als es der Fall war, dabei gelitten

haben, wäre ihm nicht mit einemmale ein neues Licht aufgegangen.

Nachdem er in allerhand Umwegen ſich abgemüht hatte, der neuen Erkenntniß einen Ausdruck zu geben, ſagte er: „Du ſiehſt, Claude, es hilft nichts, darüber zu klagen, wenn es der Himmel doch nun einmal ſo fügt, daß Du die Hoffnung auf Alinen ſollſt fahren laſſen. Nicht jeder Schuß bringt den Vogel herab, nach dem wir zielen. — Sey nicht böſe, Claude; Du biſt ein Jäger und weißt, daß ein Netz, das ein Kaninchen los läßt, ein anderes feſthalten mag. Ich weiß recht gut, wie Du das Mädchen ernſtlich liebſt, und Du weißt, wie wir alle Dich lieben — Mannette und ich, und ich möchte ſagen, mehr als Aline. Nun denke ich ſo; nachdem Du Dich ein Jahr, oder ſo darum, abgehärmt, wirſt Du, wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, Dich anderweitig ein wenig umſehen. Ich ſchmeichle nicht, aber Du weißt, Claude, wie gern ich Dich zum Schwieger-

ſohn haben möchte, und wer weiß, was auch noch geſchieht? Es ſchickt ſich nicht für mich, mein Kind anzupreiſen, und ſie iſt jetzt weiter nichts als ein Kind, gewißlich; — aber ein Jahr iſt bald vorbei, und dann, ſieh einmal, wird Mannette ſechszehn Jahr alt ſeyn, oder ſo darum — und ein hübſches, nettes Mädchen, dafür will ich ſtehen — und wer weiß, was ſich dann nicht zuträgt.“ Hier wagte er zum erſtenmale ſeit dem Anfange ſeiner Rede, in Claude's Geſicht zu ſehen. Claude hatte ihn immerwährend angeſtarrt, ohne zu begreifen, wohin er wolle; als er aber endlich den Sinn verſtand, ſchüttelte er nur den Kopf und erwiederte: „Herr Moinard, Herr Moinard! Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen, oder was ich fühle.“ Mit dieſen Worten ging er fort; nachdem er aber ein oder zweimal den Garten durchſtreift hatte, kam er wieder zu uns und erklärte ſeine Abſicht, nach Hauſe zu gehen. Moinard ſagte, er wolle ihn begleiten und

ihm auf dem Wege ſeine Meinung erörtern; Beide gingen darauf fort.

Ich war entſchloſſen zu bleiben, wo ich war, und entſchuldigte mich damit, daß ich keine Beſchäftigung hätte und doch auch gerne hülfreich ſeyn wollte, wenn man eines männlichen Beiſtandes irgend wie bedürfe, indem alle Männer, einer nach dem andern, nach ihren Wohnungen fortgegangen waren. In der That nahm ich ſehr viel Antheil an Caribert's Geneſung, denn, abgeſehn von meinem Vergnügen, wenn ich die Bewegungen in Alinen's Gefühlen betrachtete, war ich doch auch nicht blind für das Glück, Zeuge einer außerordentlichen Begebenheit zu ſeyn, was nicht nicht oft Leuten meines Gelichters aufſtößt. Denn ob ich ſchon kein Kunſtverſtändiger bin, ſtudire ich doch gern die geiſtigen Krankheiten, wo ich ſie finde, — und wo iſt dies nicht der Fall?

Ich ſpazirte deshalb um das Haus umher, trat gelegentlich hinein, ſchwatzte

mit der alten Frau, deren Gunst ich im hohen Grade durch die Großmuth meines Landsmannes gewonnen hatte; dann und wann unterhielt ich mich auch mit Alinen und las aus ihren Blicken ihre selige Stimmung, denn Worte fand sie wenig. Während sie, ich und zwei von den alten Frauen unser Mittagbrot aßen, das aus einer Zwiebelsuppe und Salat bestand und von Allen mit der Lust verzehrt wurde, welche die Hoffnung giebt, kündigte die dritte Wärterin, welche bei Caribert's Bette saß, den Trab von Doctor Bourmont's Pferde und dessen Besuch an, und alsbald stieg er selbst vom Pferde und trat zu uns herein. Es war ein kleiner, dünner Mann, der sehr nervenschwach und furchtsam schien. Er wandte sich achtungsvoll gegen Mariette und fragte nach dem Zustande des Kranken. Sie erwiederte, daß es sich wunderbar bessere.

„Noch immer schlafend?"

Ach, immerwährend.

„Deſto beſſer, — meint Ihr nicht ſo, Mariette?“

Ganz gewiß, Doctor; weiter bedarf er auch nichts.

„Hat er die Tiſane genommen?“

Dank' gütiger Nachfrage, nein; wie ſollte er es auch während er ſchlief?

„Ja 's iſt wahr, — ich muß ihn doch ſehen.“

Wir traten jetzt Alle dem Doctor nach in das Zimmer. Er nahte ſich behutſam, um den Puls des Kranken zu fühlen, indem ſeine Blicke zuerſt verkündeten, daß Alles beſſer gehe. Während er den Puls mit ſehr tiefem Ausdruck fühlte, bewachten ihn Alinen's Augen mit unausſprechlichem Eifer. Als er Caribert's Hand fahren ließ und ſagte: „Alles wohl, alles wohl; ſein Fieber iſt fort und wir können ihn für ganz geſund erklären,“ konnte ſie ſich nicht länger halten, ſondern verfiel, nach den hervorgeſtoßenen Worten: „Gott ſey Dank, Gott ſey Dank!“ in ein krampfhaftes La-

chen, und stürzte, indem sie die Hände vor das Gesicht hielt, aus dem Zimmer hinaus.

Beim Ton ihrer Stimme schlug Caribert die Augen auf, starrte wild umher und sagte schwach: „Das war Aline!“ Sie hörte seine Worte — stürzte unwillkührlich zurück in das Zimmer und blickte auf ihn. Er richtete seine Augen einen Augenblick auf sie, hob die Hand nach ihr auf, und versank wieder in Schlaf.

„Es ist genug,“ sagte der Doctor: „seine Vernunft ist zurückgekehrt.“

Aline erstickte fast in ihren Seufzern, die arme Mutter stürzte auf die Kniee, und weinte und betete ohne Zusammenhang; die alten Weiber wiederholten Alles was sie sagte mit lauten Glückwünschen, und auch ich konnte mich, bei der allgemein ansteckenden Weichheit, nicht länger fest erhalten; ich begleitete deshalb den Doctor zu seinem Pferde, hielt ihm den Zügel während er aufstieg, und machte die honneurs des Hauses während er langsam fortritt. Da er

sah, wie sehr ich in der Hütte zu Hause war, bat er mich, alle Sorge zu tragen, daß Caribert ganz ruhig gelassen werde, denn obgleich seine Genesung keinem Zweifel unterliege, wäre sie doch noch nicht vollständig, und er könnte durch irgend eine voreilige Bewegung wieder einen Rückfall bekommen. Folgsam seinem klugen Verlangen, kehrte ich zur wartenden Gruppe zurück, und Alle stimmten allzusehr mit den Ansichten des Doctors überein, um nicht seinen Befehlen auf's Pünktlichste nachzukommen. Es war ausgemacht, daß die Frauen, eine um die andere, in gehöriger Ablösung wachen, daß aber nie zwei zugleich in seinem Zimmer seyn sollten, um die Möglichkeit zu vermeiden, daß er durch die Unterhaltung beunruhigt würde. Seine Mutter fing ihre Wachstunde an, und die Anderen folgten ihr mit der größten Regelmäßigkeit.

Die alte Mariette, welche alle Anordnungen in Betreff des Kranken machte, sagte, daß Alles gut gehe, bis auf einen ein-

zigen Punkt. Er athmete frei und sein Schlaf war fest, aber ihr gefiel es nicht, daß er gar nicht zu trinken verlangte. „Wenn er nur von der Tisane tränke" sagte sie mit wichtiger Miene: „das würde wie ein Zauber auf ihn wirken!" Da ich die heilige Ehrfurcht kannte, welche man in Frankreich für solche Gesundheitstränke unter allen Ständen, von der Herzogin bis zur Wartsfrau herab, empfindet, und ich weder Vorliebe noch Vorurtheil für oder gegen solche Shariwari-Medizinen habe, so achtete ich auch wenig auf Mariettens Sorge.

Mitternacht kam heran, und endlich legte der Kranke (seine Mutter saß grade am Bette) die Hand an den Mund, als wenn er trinken wolle. Die Mutter meldete das augenblicklich Marietten. „Dem Himmel sey Dank" rief sie: „jetzt habe ich keine Furcht mehr um seinetwegen."

Wir Alle, die wir um das Feuer saßen, nahmen innigen Antheil. Er nahm einen

tiefen Trunk, ſchien ſehr erfriſcht und fiel wieder in Schlaf.

Da nun Alles wohl war, kam Aline beim Wachen an die Reihe. Den ganzen Abend hatten wir verſucht, ſie zu überreden, ſich zum Schlafen niederzulegen, aber ſie konnte nicht, ſo lange Mariette nur irgend einige Zweifel hegte. Sie hatte deshalb alle unſere Bitten abgelehnt, und beſtand auch jetzt darauf, ihre Pflicht zu erfüllen. Dem gemäß trat ſie in's Nebenzimmer und ſetzte ſich auf den kleinen Stuhl, dicht an Caribert's Bette. Muth und Freude leuchteten ihr aus den Augen. Mein Herz ſchlug von mehr als gewöhnlicher Luſt bei ihrem Glücke, und ich dachte mir ſchon die frohen Tage, die ſie bei der gänzlichen Geneſung ihres Geliebten empfinden, und die Glückſeligkeit, die ihr doch dereinſt, als ſeiner getreuen und geliebten Gattin, werden müſſe. Die alten Frauen nahmen wieder ihren Platz um das Feuer ein, und da ich ſah, daß Alle, ſelbſt die ſorgſame alte Ma

riette, schläfrig waren, so beschloß ich, einen Spazirgang über die Hügel zu machen und mich der stillen Reize der Gegend beim klaren Mondenlichte zu erfreuen.

So streifte ich denn moralisirend und poetisirend ungefähr eine Stunde umher. Der Egoismus verläßt uns nie, und alle Gedankenflüge kehrten immer zu mir selbst zurück; mein buntes Leben ging an mir vorüber, und Plane auf Jahrhunderte hinaus entspannen sich. Zuletzt aber wurde mir kalt und ich kehrte in die Hütte zurück. Behutsam trat ich hinein, und Alles schien in demselben Zustande, wie ich es verlassen hatte; die alten Weiber hatten ihre Stellungen nicht verändert und waren fest eingeschlafen. Sacht schlich ich mich nach Caridorf's Gemach, und sah, daß auch die arme Aline einem Einfluß erlegen war, dem sie in den Stunden des Schmerzes und der Furcht so kräftig widerstanden hatte, dessen Forderungen aber jetzt in der kurzen Zeit des Glückes erfolgreicher waren. Die ermüdete

Natur hatte nachgegeben; Aline hatte den Stuhl verlassen und saß auf dem Fußboden am Bette, den Kopf daran gelehnt, die Augen fest zu und alle Sinne eingeschlummert. Ich kehrte wieder ins Vorzimmer zurück und setzte mich auf den Stuhl, welchen die alten Weiber für mich am Feuer leer gelassen hatten, und angesteckt von dem Beispiel der Ruhe rund um mich, fing auch ich bald an, einzuschlummern, und schlief endlich so fest wie meine Gefährtinnen.

Könnte ich alle die Jahrhunderte leben, über welche meine Gedanken vorhin hinausgewandert waren, nie würde ich doch den Ton vergessen, der mich aus jenem Schlummer erweckte — ein Schrei, so entsetzlich, daß man nicht einmal gern daran denken mag — oder den Anblick, der mir in die Augen fiel, als ich den Ort erreichte, von wo der Lärm kam. Ich stürzte in Caribert's Gemach, und glaubte, ich sähe ein Gespenst. Es war Aline. Aufgerichtet stand sie da, wo ich sie schlafend verlassen hatte, ihr Ant-

lich war blutlos, ihre Augen starrten vor sich hin mit dem Blicke des Wahnsinns, ihre Hände preßten fest an ihr Herz Carlsbert's Hand. Im Glauben, sie werde durch eine schreckliche Vision geängstigt, faßte ich sie am Arme und schüttelte sie heftig, aber sie träumte nicht. Ich ergriff nun die Hand, welche sie in der ihrigen hielt, — aber sie war schon steif von dem kalten Griff des Todes. Carlsbert war nicht mehr. Er war gestorben, während sie neben ihm schlief. Aus ihrem Schlummer war sie erwacht, die todtenähnliche Stille um sie her hatte sie erschreckt, — sie hörte keinen Athemzug, faßte seine Hand und fand sie eiskalt und regungslos.

So gelang er zur Ruhe; und doch war diese Ruhe — bei aller Hoffnung, bei der Gewißheit des Erwachens — ein schrecklicher Tod zu nennen. Ich konnte mir zwar sagen, er sey glücklich gestorben, seine letzten Stunden wären trostvoll gewesen durch den Glauben, seines Vaters Tod gerächt zu haben, und ein flüchtiger Augen-

blick

blick ſey ihm verſüßt durch den Klang der Stimme, vielleicht auch hellgeworden durch den Anblick der Geliebten, ſo weit ſein halblichter Zuſtand ſie zu ſehen ihm erlaubte. So wünſchte ich, daß meine Leſer über ſein Scheiden urtheilen möchten, und ich will mich durchaus nicht bemühen, die peinlichen Gedanken, die in ihnen entſtehen könnten, zu verſtärken. Ich gehe deshalb über die Jammerſcenen, welche dieſem traurigen und ganz unerwarteten Ausgange folgten, hinweg. Es frommt nichts, zu wiſſen, durch welches Verſehen er herbeigeführt wurde. Das Gedächtniß des Unglücklichen will ich der Theilnahme meiner Leſer überlaſſen und zu anderen Gegenſtänden übergehen.

Da ich nicht willens bin, die arme menſchliche Natur in den Stunden der Verſuchung zu hart zu beurtheilen, wünſchte ich auch nicht, Claude in dem Augenblicke ins Herz zu ſehen, wo er zuerſt von Caribert's Tode hörte. Gott weiß, was der Beſte von uns in ſeiner Lage gefühlt hätte.

Aber ich sah ihn bald nachher. Ich sah ihn bei seines Nebenbuhlers Todtenbette stehend — sah ihn ihm zum Grabe folgend — ein treues Bild rücksichtslosen Schmerzes. Er weinte über den Freund seiner Jugend, seinen Gefährten, seinen Spielgenossen, den Mann, den er zum Gatten seiner Schwester erwählt hatte und den Vertrauten seiner eigenen Leidenschaft. Als solchen beweinte er herzlich den Todten, und ich glaube gewiß, daß kein bitteres Rückgefühl das Bild, das er sich von ihm entworfen, trübte.

Man kann wohl ahnen, daß so großer [illegible] auf Alinens Herz einen tiefen Eindruck machte. Könnte irgend ein Leser sie dafür unempfindlich wünschen, oder daß sie ihm den Lohn entzöge und sich selbst die Aussicht verschlösse, an seinem Glücke theilnehmend, ihrem wunden Herzen Balsam aufzulegen? Gäbe es einen solchen, so wünschte ich, er hätte sie, gleich mir, vor einem Jahre mit zwei hübschen Jungen an ihrem Halse gesehen; ihren

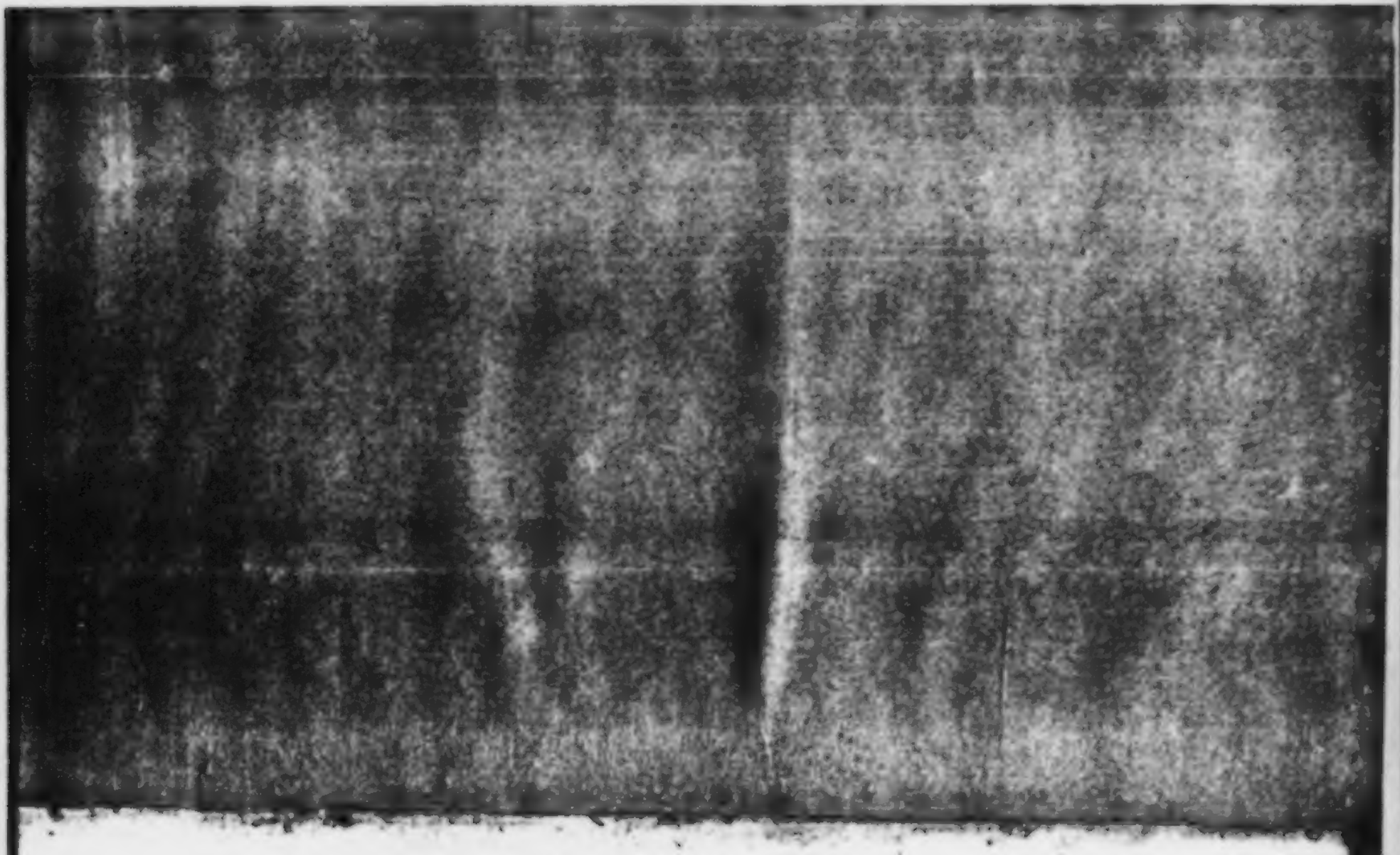
Gatten (keinen Andern als Claude) lächelnd ihr zur Seite; und einen Blick ſtiller Zufriedenheit auf dem Geſichte, das ich ſo oft vom tiefſten Weh bewegt geſehen.

Jeanneton zierte ſich lange Zeit mit Simon Guillotteaux, und war zwei oder dreimal drauf und dran von ihm abzuſpringen; aber das Glück trug über ihren leichten Sinn den Sieg davon, denn während eines Momentes wahrhaften Gefühls, foderte er in allem Ernſte ihre Hand. Sie willigte ein, heirathete, und iſt jetzt, wie Claude es vorausgeſagt hat, das ehrenfeſte Weib eines ehrlichen und fleißigen Mannes. Lizier, wie geſagt von dem abergläubigen Vorgefühl eines Schickſals, das ihm, wie er glaubte, beſtimmt ſey, gab ſich ſelbſt hunderterlei Gefahren preis. So verwandelte er denn die zufälligen Reden des Wahnſinns in eine wirkliche Prophezeihung. Allen natürlichen Gefahren entging er, aber er geſellte ſich zur Franzöſiſchen Armee, die zur Invaſion Spaniens ausmarſchirte und war

erste Mann, welcher fiel bei der Förderung dieses Unternehmens, das eben so dumm und verrätherisch war, als er, welcher auf diese Weise eins der frühesten Opfer desselben wurde.

Mannette ist, wie ich hoffe, jetzt glücklich mit einem jungen Manne aus Saranac verheirathet, denn man sprach viel davon; als ich zum letztenmale die Hügel bestieg, Johnneton's Schwestern waren damals noch ledig und halfen ihrer alten Mutter Alice, Claude's Hütte und Gemüse so glücklich für ihn zu machen, daß [illegible] sie jetzt nicht um die ganze Seite irgend eines anderen Berges vertauschen, und wäre sie auch mit Gold und Edelgestein besäet.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.



Heer- und Querſtraßen

oder

Erzählungen,

geſammelt

auf einer Wanderung durch Frankreich,

von

einem fußreiſenden Gentleman.

Vierter Theil;

aus dem Engliſchen überſetzt

von

Theodor Hell.

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1827.

Alles für ſeine Königin

oder

der Prieſter und der Garde di Corps.

Vom Verfaſſer

der „Heer- und Querſtraßen."

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Theodor Hell.

Berlin,

verlegt bei Dunker und Humblot.

1827.

Der

Priester und der Garde du Corps

oder

Alles für seine Königin!

Erſtes Kapitel.

Eines Abends befand ich mich auf einem Streifzuge durch Flandern, an den Thoren einer der bedeutendſten dortigen Feſtungen. Die Preußen, welche einen Theil der Occupationsarmee unter den Befehlen des Herzogs von Wellington bildeten, lagen damals darin. Ich hatte gehofft die Stadt zu umgehen, und ein Dorf, das einige Stunden weiter hinaus lag, zu erreichen, aber die Zeit darauf verwendet, einem Zuge Vögel nachzujagen, der mich auf einer unabſehbaren Ebene fruchtlos umhergetrieben hatte. Der thauige Reif eines Septemberabends zwang mich endlich, von dieſer Jagd abzuſtehen, und die Nacht war faſt ſchon eingetreten, als ich die Chauſſé wieder erreichte und, ihr entlang wandernd, auf das Rauſchen des Windes in den

Haferfeldern hörte, die sich zu beiden Seiten des Weges hinzogen. Da die Tagesgeschäfte beendet waren, so hatten die Bauern in dieser unlieblichen Gegend schon sämmtlich ihre Hütten und auch wahrscheinlich ihre Augen vor der freudenlosen Welt geschlossen. Das trübe Düster um mich her ließ mich das völlige Einbrechen der Finsterniß wünschen, die der tödtenden Einförmigkeit dieses Anblicks doch noch vorzuziehen seyn mußte. Endlich erschollen von fern her aus der Stadt die Trommeln und Jägerhörner, welche der Garnison den Tagesschluß ankündigten, in mein Ohr, und der gellende Ton mit seiner wirbelnden Begleitung erweckte in mir mannigfache Gedanken an eine Menge vormaliger Kameraden, die nun weit auf der Oberfläche der Erde zerstreut waren, oder tief unter ihr lagen. Jeder Schritt schien eine Erinnerung herbeizurufen, gleich Geistern vergangener Ereignisse, und so wanderte ich denn fort in träumerischer Gemeinschaft mit den Schatten einer weniger materiellen Welt.

Nach und nach erstarben die Töne, und ich gelangte in die häßliche Vorstadt, die wie ein anbauender Auswuchs der Stadt aussah. Die Häuser darin waren so erbärmlich, daß ich,

ſo wenig ſchwierig ich ſonſt war, mich doch nicht mit ihrem äußern Anſehn vertragen, noch weniger aber mich entſchließen konnte, in eins derſelben zu treten. So ging ich denn am Graben eines kleinen Außenwerks der Feſtung hin, und entgegnete auf das heiſere Anrufen einer preußiſchen Schildwacht, daß ich bäte, die Fallbrücke herab und mich in die Stadt zu laſſen.

Ich brauche wol die ermüdenden, doch vielleicht ſehr nöthigen Formalitäten nicht näher zu beſchreiben, welche faſt eine Stunde währten, bis ich in dem nächſten Gaſthofe ein anſtändiges Nachtlager erhalten konnte. Die Nacht ging ſo gut als es ſich thun ließ vorüber, und ich ſtand früh auf, mich zur Fortſetzung meiner Reiſe rüſtend. Aber der Regen floß in Strömen nieder, und ich war daher genöthigt, meine Abreiſe aufzuſchieben und mich einem langweiligen Gefängniſſe zu unterwerfen. Als ich nun frühſtückte und ein wenig zu leſen und zu ſchreiben verſuchte, hörte ich den wohlbekannten Ruf zur Parade von den Jägerhörnern blaſen und von den Trommeln wiederholen. Der Ton hatte etwas ſo belebendes, daß ich glaubte, er müſſe mehr als einer bloßen Muſterung der

Garniſon an einem ſo naſſen Morgen gelten. Ich weckte daher Ranger*) aus ſeinem Schlummer und nahm mir einen Spazirgang vor, da es doch beſſer ſei, mich außerhalb einem tüchtigen Regenguſſe, wenn ich die Deutung dieſer Töne aufſuchte, Preis zu geben, als innerhalb des Gaſthofes vor Langweile zu vergehen. Wir begaben uns alſo auf die Straße und gelangten bald auf den Haupt-Marktplatz, wo die regulären Truppen der Garniſon bereits aufmarſchirt waren und die Nationalgarde eben ankam. Alle Autoritäten des Orts waren bald beiſammen, und in der zuſchauenden Menge erblickte man einen vermiſchten Haufen von Militärs, Civiliſten und Geiſtlichen. Auf meine Nachfragen belehrte man mich, daß zu Ehren irgend eines königlichen Gedächtnißtages ein Te deum in der Hauptkirche geſungen werden ſolle, und nachdem alle Vorbereitungen dazu beendet waren, bildete ſich die Prozeſſion ſchnell und ſetzte ſich mit dem zwölften Glockenſchlage in Bewegung. Es regnete gewaltig, und entweder deshalb, oder wahrſcheinlicher noch aus Theilnahmloſigkeit, folg-

*) Aus den Feiern der früheren Bände bereits bekannter Hund und Begleiter des Erzählers.

ten nur wenige Personen aus der Stadt. Nur einige müßige und neugierige Pflastertreter machten das Gefolge aus, worunter auch Ranger und ich sich mit befanden. Der nicht einheimische Theil des kriegerischen Zuges schien sich sehr schlecht bei dem Regen zu befinden, der ihre Waffen und Monturstücke überströmte; die Stadtsoldaten sahen verdrießlich und mürrisch darein, die Stadtbehörden trippelten in ihren seidenen Strümpfen und Schärpen vorsichtig über das schmutzige Pflaster; nur die Priester trabten unbekümmert durch die Pfützen; ihre Gewänder schleppten in dem Kothe, und die Hüte unter dem Arme tragend, setzten sie ihre tonsurirten Scheitel der Kälte und den tückischen Tropfen aus, die durch ihre schäbigen Regenschirme drangen.

Vom Stadthause aus, wo wir anhielten, begleitete uns bis zur Kirche ein Musikchor, welches vor dem offnen Portale sich mit den Linientruppen in zwei Reihen stellte. Als ich durch die nunmehr entstandene Oeffnung schaute, erblickte ich die steinernen Pfeiler der inneren Kirche, die in düsterer Ehrwürdigkeit da standen und einen Bogengang bildeten, an dessen Ende mir der Hochaltar in glänzrnder Be-

leuchtung entgegenſchimmerte. Einige in weiße Gewänder gekleidete Gehülfen gingen die Stufen deſſelben auf und nieder, und die Düfte des Weihrauchs, mit den dichteren Wolken, welche die gigantiſchen Kerzen aushauchten, ſich vereinend, gaben dieſem fernen Punkte ein Gepränge Ehrfurcht gebietender Majeſtät.

Als ich ſo ſchaute, und mich ganz dem ernſten Eindrucke des Orts hingab, ſtörte, ja ſchreckte es mich gewaltſam auf, wie ich den amthaltenden Prieſter aus einem Gange kommen ſah, und vor ihm her vier Tambours und ein Dutzend Nationalgardiſten, wovon die erſten ihre Trommeln ſo gewaltig rührten, daß das Echo den Schall wild durch die Kirche verbreitete. Zu meinem noch größern Erſtaunen und Mißvergnügen ſchritt dieſes vorgehende Corps die Stufen des Altars mit hinauf, ſo daß ihr gemeſſener derber Schritt unheilig auf dem geweihten Boden ertönte. Es ſtellte ſich dann zu beiden Seiten auf und ſchloß ſein ehrwürdiges Gefolge dort ganz aus, welches Sitze einnahm, die quer vor in einiger Entfernung zubereitet waren. Mehrere Frauen befanden ſich ſchon vor unſerer Ankunft in der Kirche, und da ſie alle in ihren Feſtkleidern, mit Blumen ge-

ſchmückt und gröſtentheils von gutem Ausſehn waren, ſo gaben ſie dieſer ſonſt ſo düſtern Scene wieder ein heiteres Anſehn. Nunmehr kam der General und ſein Stab, nebſt dem Magiſtrate und einigen anſtändig gekleideten Civiliſten. Unter dieſe miſchte auch ich mich; dann folgten die weniger gut ausſehenden Andrängenden und einige alte Weiber niedern Standes. Ranger war unbemerkt mit hereingeſchlüpft, und hatte ſich ängſtlich zwiſchen meine Beine verkrochen.

Die Militärs ſtanden den Bogengang hinab drei Mann hoch, die Bajonets auf den geſchulterten Gewehren; ihre hohen Federbüſche ragten weit über die bloßen Köpfe der weniger privilegirten Zuſchauer hinweg. Nachdem das Geräuſch des Aufmarſchirens vorüber und Alles in Ordnung war, begann das Te deum. Die Sänger befanden ſich auf dem am andern Ende der Kirche ſich erhebenden Chore, und als die ſanften Töne der Orgel in der Einleitung feierlich anſchwollen, ſchienen die Klänge in mein Herz zu dringen und für einige Zeit die nicht eben freundlichern Empfindungen, welche die früheren Theile dieſer Ceremonie in mir aufgeregt hatten, zu beſchwichtigen.

Aber dieſer ruhige Ton ward bald unterbrochen, als das Orcheſter von Stimmen und Inſtrumenten ſeine diſſonirende Unterbrechung dazwiſchen drängte. Die Muſiker beſtanden kaum aus einem Dutzend Perſonen, und die ſchwachen Striche einiger ſchlechtgeſtimmten Violinen, mit rauhen Stimmen gemiſcht, gellten widrig an mein Ohr und ſchienen ein Spottlied auf den feierlichen Ort. Ihre Mißtöne wechſelten zu Zeiten völlig angemeſſen mit dem Raſſeln der unermüdlichen Tambours ab, die bei Einer Gelegenheit auffallend des Guten zu viel thaten, denn ein alter Geiſtlicher, deſſen Phyſionomie ihn als gutmüthig und nicht leicht reizbar erkennen ließ, gebot ihnen mit heftigen Geſten ſtill zu ſchweigen. Lächerlich genug aber glaubten ſie, als er den Arm gegen ſie erhob, die geballte Fauſt gegen den Schenkel ſchlug, mit dem Fuße ſtampfte und mit dem Kopfe ſchüttelte, daß dies nur eine größere Anſtrengung in ihren Beſtrebungen bedeuten ſolle — in der That drückten ſeine Bewegungen alles, nur nicht ein pianissimo aus — und machten alſo eine Zeitlang einen noch zehnfach ſtärkern Lärmen. Zweimal präſentirte während der gottesdienſtlichen

Handlung die Wache am Altare das Gewehr, und machte einige andre Evolutionen, welche aber von den Truppen im Schiffe der Kirche nicht nachgemacht wurden, die vielmehr ſteif und ſtill wie auf der Parade ſtanden.

Nach Beendigung der Muſik gingen zwei der am beſten gekleideten und hübſcheſten Damen umher und ſammelten Geld ein, indem ſie lächelnd zu Beiträgen in ihre Silberſchüſſeln einluden. Zwei bis drei Goldſtücke und einige größere Silbermünzen belohnten ihre Mühe. Ich glaubte ſelbſt ſchon zu wenig gegeben zu haben, ein ſehr reich gekleideter Flandrer aber neben mir, der noch dazu das Kreuz der Ehrenlegion und zwei andere Orden im Knopfloche trug, legte einen Sous in die Schüſſel, mit einem bedeutungsvollen Blick auf mich, als wolle er ſagen: „Welch' ein Neuling!“

Die Prozeſſion ging nun wieder aus der Kirche, in der Ordnung, wie ſie hineingetreten war. An der Thüre verließ ich ſie, voll Nachdenkens über die Scene, deren Zeuge ich geweſen. Wie ſehr erinnerte ich mich dabei der einfachen Art des Gottesdienſtes, an welche ich von Kindheit an gewöhnt war, und wunderte mich über die

Geneigtheit militärischer Nationen und stolzer Sekten, den Tempel ihres Gottes in einen Waffenplatz zu verwandeln, und durch Bajonettspitzen jeden bessern Gedanken in Schrecken zu setzen, der sich in frommer Reinheit zum Himmel erheben will.

Zweites Kapitel.

Die Masse der Ideenverbindungen, die sich durch mein Gehirn drängten, schien mir frische Luft und einen Spazirgang im Freien nöthig zu machen. Ich fühlte, daß die eingesperrten Straßen zu enge für mich wären, und da ich wußte, daß ich, ich möge hingehen wohin ich wolle, bald das Ende der Stadt erreichen und zu dem mit Ulmen bepflanzten Spazirgange auf den Wällen kommen würde, so ging ich aufs Gerathewohl und gelangte bald dahin. Das Wetter war freundlich geworden, aber der Boden noch naß, und so hatte ich das Vergnügen, den ganzen Wall menschenleer zu finden. Nur zwei bis drei Schildwachen bewegten ihre menschliche Maschinerie von Beinen und Armen in den Winkeln der Bastionen, wo sie ihre Wach-

ſtunden ausſchritten. Ich blieb einen Augenblick an einer hölzernen Treppe ſtehen, welche in dem innern Walle angebracht war, und warf bald einen Blick auf die menſchenreiche Stadt, welche er beſchützte, bald auf die traurige Gegend umher, die er ausſchloß. Eine Bruſtwehr, aus welcher ein Geſchütz von ſchwerem Kaliber hervorragte, vergönnte mir einen Blick in den Graben und auf die Zugbrücke, ſo wie ich auch einen Theil der Face des bedeckten Weges erblickte. In dem Graben, der ganz trocken und in einen großen Küchengarten verwandelt war, band ein Einwohner der Stadt einige Pflanzen an. Verſchiedene Landleute in aufgeſtreiften Mützen oder herabgekrämpten Hüten, blauen Schnürleibern oder Wämſern, Hoſen oder Röcken, je nachdem der Zufall es fügte, klapperten mit ihren ſchweren Holzſchuhen über die Brücke und verſchwanden unter dem ſteinernen Thore. Die aufgemauerten Wälle an jeder Seite zeigten hie und da noch Spuren von den Kanonenſchüſſen, als die Stadt in dem kurzen aber entſcheidenden Feldzuge des vergangenen Frühlings belagert worden war. Aber dieſe kaum zolltiefen Spuren, und die zuſammengerollten Ueberbleibſel von ein Paar Erdaufwürfen, einige

hundert Schritte der Feſtung gegenüber, waren die einzigen bemerkbaren Andenken des Krieges. Die düſter ausſehenden Kanonen, mit ihren Haufen verroſteter Kugeln daneben, und die mürriſchen Wachen, die vorwärts und wieder rückwärts ſchritten, waren bloße mechaniſche Zubehöre zu dem, was entweder ruhige Parade oder tödtlicher Kampf ſeyn konnte. Ich möchte ſehen, welch Schickſal Jemanden unempfindlich für kriegeriſchen Ruhm oder für den Anblick der Werkzeuge deſſelben machen könnte.

Eben von dem Auftritte kommend, dem ich beigewohnt, konnte kaum irgend eine Stimmung vortheilhafter als dieſe, für die Art von ruhigem Philoſophiren ſeyn, das ſich unaufgefodert dem Beobachter aufdringt, der nichts zu thun hat als zu denken. Ich verlor mich alſo in ein Gemiſch von Speculationen und moraliſchen Betrachtungen, als plötzlich eine Geſtalt, welche ſich mir von dem weit entfernten Ende des Walls nahte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ich bemerkte bald, daß es ein Ordensgeiſtlicher ſey, und als ich das fliegende ſchwarze Gewand, den kleinen eckigen Hut, den er in der einen und ſein Gebetbuch, das er

in der andern Hand trug, und die Silberlok-
ken, die unter ſeinem ſchwarzen Käppchen her-
vorquollen, unterſcheiden konnte, erkannte ich in
ihm den Prieſter, deſſen Verbot an die Trommle-
ter während des Geſanges des Te deum meine
Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Nach
einiger Zeit blieb er ſtehen und ſah umher, und
da ſein Auge nicht ſo ſcharf ſeyn mochte als
das meine, ſchien er erfreut, ſich allein und un-
bemerkt zu finden. Er zog alſo ſein Ueberge-
wand noch enger an ſich, hielt ſeinen Hut noch
feſter unterm Arme, öffnete ſein Miſſal, blickte
gen Himmel, bekreuzigte ſich, und begann zu
leſen. Seine Andacht war ſo innig und an-
haltend, daß er nahe genug unter dem Baume,
an welchem ich lehnte, vorüberging, um daß ei-
nige Regentropfen davon auf ſein Blatt herab-
fallen konnten, ohne daß er mich, oder daß ſein
Buch benetzt werde, bemerkte. Er ging einige-
male in dieſen tiefen Gedanken auf und ab,
und murmelte ſeine frommen Gebete vor ſich
hin, bis ich zuletzt, von Neugierde, oder viel-
leicht einem etwas weniger leichtſinnigen Be-
weggrunde angetrieben, mich entſchloß ſeine Be-
ſchäftigung zu unterbrechen und ihn anzureden.
Ich zog alſo nach einem erzwungenen Huſten,

der

der laut genug war, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, meinen Hut ab, und redete ihn in dem ehrerbietigen Tone an, welcher Jedem eigen seyn sollte, der Alter und Frömmigkeit ehrt, doch mit einer annähernden Art, die ihm zeigen konnte, daß ich es auf etwas mehr als eine flüchtige Begrüßung abgesehen habe. Er blieb plötzlich stehn, sah mich einen Augenblick genau an, als wolle er sich erinnern, wo er mein Gesicht erblickt habe, schloß sein Buch und erwiederte meine Begrüßung mit einfacher Höflichkeit und wohlwollender Miene. Nachdem auf diese Art der erste Schritt geschehen war, wußte ich in der That nicht recht, wie ich den zweiten thun sollte, und ich fühlte jene augenblickliche Verlegenheit, die manchmal auf eine solche erste Annäherung folgt. Mein alter Herr war aber einer jener Menschen, mit denen man bald ins Geleis kommt. Er hatte keine Ader des Gefühls mancher Personen, welche Vergnügen daran finden, wenn sie Andere sich gegenüber in Verlegenheit sehen. Er war zu demüthigen Herzens, um sich auch nur einen Augenblick für ein Wesen zu halten, das Jemandem Zwang auflegen könnte, und noch glücklicher fügte es der Zufall, daß er

einen Fluß von Gedanken und Worten beſaß, der am beſten dazu geeignet war, Denen, die mit ihm ſprachen, die Unterhaltung leicht zu machen. Er übernahm alſo vollkommen die Führung des Geſprächs, und ſeine Zunge floß eine Zeitlang in dem ruhigen Strome der Gemeinplätze und Bemerkungen über Wetter und andere gewöhnliche Unterhaltungsgegenſtände über, die Jedermann ohne große Geiſtesanſtrengung oder Ueberhebung vorbringen kann.

Bei den kurzen Antworten, die ich hie und da einſtreute, hatte er keine Gelegenheit, meine ausländiſche Sprache gewahr zu werden, kaum aber hatte ich ein halbes Dutzend Bemerkungen ſelbſt ausgekramt, um den zwanzig bis dreißigen, die er hinter einander vorbrachte, als Commentar zu dienen, als er mit Fuß und Zunge pauſirte, ſeine Hand ſanft auf meinen Arm legte, mir einen Augenblick lang ſtarr ins Geſicht ſah, und mich dann fragte, ob ich nicht ein Engländer ſey? Ich verbeugte mich bejahend, und er entgegnete mit einem Kopfnicken, einem Hm, und einem halb unterdrückten Seufzer, der ihm tief aus der Bruſt zu kommen ſchien. Nun ging er raſchern Schrittes fort als vorher, ſchuttelte dann und wann den Kopf, ſtieß ähn-

liche Töne heraus wie der eben beschriebene, und legte die Hand bald auf die Brust, bald an die Stirn. Es war nur zu deutlich, daß irgend ein peinliches Gefühl in ihm arbeite, und bei genauer Beobachtung des Ausdruckes seiner Züge bemerkte ich, daß nur noch eine kleine Anregung dazu gehören würde, ihn dahin zu bringen, seinen Empfindungen durch einen leidenschaftlichen Ausbruch oder einen Strom von Thränen Luft zu machen. Da ich jedoch nicht Willens war, ihn zu einem solchen Zeichen von Schwäche zu veranlassen, so versuchte ich es, den Faden unsers Gesprächs wieder aufzunehmen, ohne seine Reizbarkeit zu berühren, und bemerkte ganz ruhig, daß ich wohl wisse, welche große Menge von Ursachen zur Feindseligkeit zwischen seiner Nation und der meinen obwalteten.

„Meiner Nation!" rief er lebhaft aus, und als nach einer kurzen Pause sein Gesicht einen sehr schwermüthigen Ausdruck angenommen hatte, und Thränen ihm in die Augen getreten waren, setzte er hinzu: „Seyn Sie so gütig, mein werther Herr, als Anspielung auf die elende Kolonie, welche mein Vaterland jetzt von dem Ihrigen ist, ihm nicht ein so beleidigendes

Beiwort zu geben.“ Ich wußte nicht, über was ich mich bei dieser Rede am meisten wundern sollte, über das ungewöhnliche Gefühl politischer Verhältnisse, das man so selten bei der Geistlichkeit findet, oder über die tiefe Anerkennung nationeller Entwürdigung, welche bei Franzosen aller Classen so wenig angetroffen wird. Entschlossen jedoch, die Verletzung, die ich dem Stolze meines Gefährten zugefügt hatte, wieder gut zu machen, begann ich, eine Reihe so mildernder Ansichten vorzutragen, daß ich wohl hoffen durfte, diesen Endzweck damit zu erreichen. Ich sprach von dem natürlichen Reichthume dieses Landes an Boden und Erzeugnissen — von der Tapferkeit seiner Bewohner — von historischen Erinnerungen — und würde noch weiter gegangen seyn, hätte der Geistliche mich nicht plötzlich mit den Worten unterbrochen: — „Hören Sie um des Himmels willen auf, mein Herr! Ich hoffe doch nicht, daß Sie absichtlich mein Gefühl kränken wollen, denn dies ist ein schwaches Fleckchen bei mir. Ich bin alt und hefftig und denke nicht gern an die Fruchtfelder meines Vaterlandes, welche Englische Soldaten zerstampfen, noch an dessen brave Jünglinge, die für Englischen Sold gegen ihr Mutterland

fochten, noch an die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche von Zwieſpalt und Unglück verdunkelt ſind — dies iſt ein Thema, von dem ich weder ruhig ſprechen noch daran denken kann."

Er ſprach dies ſo heftig, daß er ſich ſelbſt ganz zu vergeſſen ſchien. Seine grauen Augen ſprühten Feuer und ſein weißes Haar bewegte ſich wild bei dem heftigen Schütteln ſeines Kopfes. Die Worte kamen langſam und ſchwer hervor, und ſeine Ausſprache, die bei dem frühern Theile unſerer Unterredung ausgezeichnet rein und ſelbſt elegant geweſen war, erhielt durch ſeine innere Bewegung etwas polterndes und rauhes. Ich ſtaunte ihn verwundert an, denn ſelbſt ſeine Phyſionomie ſchien mir nicht mehr dieſelbe. Es lag eine unruhige Bewegung darin, die ſtärker war als die Gluth Franzöſiſcher Lebhaftigkeit, und ſeine zuckenden Lippen und geſpannten Muskeln redeten mit einem Ausdruck, welcher minder verſtanden war als die abgeglätteten Geberden Franzöſiſcher Phyſionomien. Kurz, ſeine Geſtalt, ſeine Bewegungen, die Worte, die ihm entſchlüpften, alles erinnerte mich viel mehr an eine mir damals ferne Gegend, als an die, in welcher ich mich eben befand. Der ganze Auftritt rief mir das Ander-

ken an mein Geburtsland unabweislich zurück, und der Leser mag mir den Egoismus verzeihen, der hier öffentlich gesteht, was meine Schreibereien ohne Zweifel schon lange hinreichend verrathen haben, aber was dem alten Geistlichen nicht als Thatsache erschien, bis ich es ihm förmlich bekannte. Sobald er gefaßt genug schien, um mich zu begreifen, rief ich aus: „O! mein guter Vater! Sie wissen nicht, was für eine Saite Sie berührt haben. Indem Sie die Herabwürdigung ihres Landes schilderten, haben Sie nur zu getreu die lang dauernde Erniedrigung des meinen gemahlt, und hätte ich Ihre Worte an jemand anderes gerichtet, so würde er nicht daran gezweifelt haben, ich hätte die Züge zu Irlands unseligem Gemählde flüchtig entworfen."

Als ich diese Rede begann, glühten seine Augen wieder von wildem Feuer; als ich aber endete, nahm ein festes Anstarren der Verwunderung, verbunden mit einer Abspannung der Gesichtszüge, die Stelle des vorigen erzürnten Ernstes seiner Mienen ein. „Ich verstehe Sie zwar nicht ganz," sagte er schnell darauf, bekam jedoch einigermaßen seinen vorigen Ton und Accent wieder; „sagten Sie mir nicht, daß Sie

ein Engländer wären? — nicht wahr?" — So ſagte ich, ehrwürdiger Vater, indem ich ſtillſchweigend Ihre Vermuthung wegen meiner Nation annahm. Sie wiſſen jedoch, daß man hier unter uns keinen genauen Unterſchied macht. Auf dem Continente heißen wir Alle Engländer; doch ich — ich bin, um es ihnen nur zu geſtehen, ein Irländer."

Kaum hatte ich dieſes letzte Wort geſprochen, als der alte Geiſtliche zurücktrat — dann aber Hut und Gebetbuch wegwarf, vorwärts ſprang, — die Arme öffnete, — ſie um meinen Hals ſchlang — in Thränen ausbrach und mit ächter, breiter, voller Iriſcher Mundart, die auch nicht Eine Spur fremden Accents hatte, ausrief: — „ein Irländer! — ein Irländer! — Sie ein Irländer! — und ich — der ich Sie die ganze Zeit für einen Engländer, für einen Feind hielt! — O alle Wetter, das iſt doch gar zu dumm! — Um des Heilands willen vergeben Sie mir, Herzensſchatz! — Mein Herz iſt ganz voll von Freude und Willkommenheit! — Ein Irländer! — O zum Henker! wie ich auch das nicht gleich ſehen konnte. — Gott erhalte Dir dein Erdäpfelgeſicht, es ſpricht deutlich genug für Dich! — Ein Irländer! — alle Wetter!"

So groß auch seine Verwunderung war, überstieg die meinige sie doch, obgleich seine Art sich auszudrücken etwas kräftiger war. Ich kannte die Verwandlung, die ich nun vor meinen Augen sah, kaum für möglich halten, und vielleicht wird es meinen Lesern eben so gehen. Die Umwandlung war vollkommen, nicht bloß in Ton und Art, sondern sie schien auch auf Charakter und Aeußeres sich zu erstrecken. Die reine Französische Aussprache und Anmuth des Ausdrucks, die feine Haltung und Art eines gebildeten Mannes, war wie durch einen Zauberschlag mit Einem Male in das geräuschvolle Ueberströmen hibernischer Bauernart und Herzinnigkeit verwandelt. Beide Charaktere schienen ihm in allen Nüancen ihrer weit auseinanderliegenden Verschiedenheiten eigen; der eine vermischte sich nicht einen Augenblick mit dem andern, und jeder, nach der Reihe, schien ihm so ganz angemessen, als ob es unmöglich sey, daß ein andrer ihm angehören könne. Ein wahres Wunder war dies für mich, und ich staunte ihn wie eine Art Erscheinung an.

Nachdem er mich ein Dutzendmal umarmt und bei jeder Pause unzusammenhängende Reden von Erstaunen und Freude herausgepoltert

hatte, faßte ich mich ſelbſt wieder genug, um ihn über dieſe doppelte Umgeſtaltung um Auskunft zu erſuchen.

Aber warum — ſagte ich zu ihm — redeten Sie mich nicht wenigſtens Engliſch an, da ich Ihnen ſelbſt geſtand, daß ich ein Britte ſey?

„Was? Wie können Sie das denken?“ entgegnete er mit Wärme, „glauben Sie denn, ich würde mich ſelbſt vor einem Engländer ſo herabwürdigen und ſeine Sprache ſprechen, und mich als ſeinen Sklaven bekennen, wenn ich Franzöſiſch reden, und mich ſeinen Feind nennen kann?“

Aber als Sie ſich an mich wendeten, ſprachen Sie doch offenbar von Irland, und fühlten nur für Irland!

„Freilich, das iſt allerdings wahr, zum Henker! aber ich bildete mir ein, ich hätte das Vergnügen, während der ganzen Zeit das kalte, harte Herz eines Engländers zu verwunden, ohne ihm gerade heraus zu ſagen, daß er mein Herr ſey. Und was das betrifft, ſo iſt heut' zu Tage auch Frankreich nicht viel beſſer daran als Irland. Die Engländer behandeln es ganz nach Belieben, und wie es — die Wahrheit zu ſagen — wol auch behandelt zu werden verdient

— aber unſer eins geſteht nun einmal nicht gern, daß die Engländer auch nur in Einer Sache Recht haben.“

Der bittre Ton dieſer Rede zeigte eben ſo wie die Worte ſelbſt, den eingewurzelten Haß des ehrlichen, brav geſinnten Mannes, und ſo wie unſre Unterredung wärmer ward, erfuhr ich nach und nach die Eigenthümlichkeit ſeiner Lage und die Verſtimmtheit ſeines Herzens. Leicht erklärte ſich mir die wunderbare Verſchiedenheit ſeines Benehmens, wie ich ſie geſchildert habe, als ich erfuhr, daß er vor 30 Jahren Irland verlaſſen habe, damals 15 Jahr alt geweſen ſey, und ſeitdem unausgeſetzt in Frankreich gelebt habe. So war denn ſeine Art zu handeln und zu ſprechen völlig Franzöſiſch worden, während ſeine Denkweiſe und ſeine Gefühle ſtreng Irländiſch geblieben. Sein gutes Gedächtniß ließ ihn eine neue Sprache lernen, ohne daß er auch nur im mindeſten etwas von der frühern verlor, und ſo ſtellte er das ſonderbarſte Beiſpiel einer doppelten Perſönlichkeit dar, das mir je vorgekommen iſt.

Ueber eine Stunde ſprach ich mit ihm über Gegenſtände, die unſer gemeinſchaftliches Vaterland betrafen. Dieſe waren ein reicher

Stoff für ihn, und in jeder Minute brachte er einen gewaltigen Vorrath von Citaten und Ueberſetzungen zum Vorſchein, eins komiſcher als das andre. Er citirte ohne alle Gnade Tacitus, Camden und den ehrwürdigen Beda, Rhodoge-nus, Stanihurſt, Giraldus, Cambrenſis und alle andre ältere und neuere Schriftſteller über Irland, um Dinge zu beweiſen, an denen gewiß noch Niemand gezweifelt hatte, nämlich, daß der Boden dieſes Landes der fruchtbarſte ſey, und doch am wenigſten hervorbringe, daß deſſen Lage die begünſtigtſte und doch am wenigſten vortheilhafte, die Nation die am leichteſten zu regierende, und doch am ſchlechteſten regierte ſey. Von dieſen allgemeinen Gegenſtänden kam er dann gelegentlich auf ſeine eignen Angelegenheiten, Verhältniſſe und Begebenheiten, gab genealogiſche Nachrichten über ſeine Familie, von Milesius Zeiten her bis zu ſeinem eignen Vater und Namensgenoſſen, Maſter Dennis O'Collegan, auf Sheelanabawn, und ließ ſich dann wieder ſo viel von meiner Familie erzählen, als ich ſelbſt wußte, welches denn gerade genug war, um ihn zu überzeugen, daß deren gleichſam plötzliches Emporkommen, ihr Engliſcher Urſprung, und vor allem ihr Glaubensbekenntniß, eben nur

hinreichten, um mir aus Höflichkeit den Namen eines Irländers beizulegen, aber nicht mehr wahre Rechte darauf, als ein Mann besitzt, dessen Geburt, Verwandtschaft und Erziehung sich auf eine Insel im Indischen Archipelagus beschränkte.

Zwei damit verbundene Umstände jedoch erwarben mir in seinen Augen einen Grad von Wohlwollen, den gewöhnliche Gründe mir nie würden zu Wege gebracht haben. Der erste war dieser, daß ich auf seine Frage: ob ich jemals von einem Orte, der Bog of Allen heiße, habe sprechen hören, antwortete: „o ja, denn ich bin in der dortigen Gegend geboren oder wenigstens in der ersten Kindheit erzogen, und die dunklen Ruinen des Schlosses Carbery, die hoch über dessen Gipfel ragten, waren die ersten Gegenstände, welche sich meiner Erinnerung einprägten." Das zweite, was mir Vater O'Halloran's Freundschaft erwarb, war mein Name. Er war zu sehr mit Irlands Angelegenheiten bekannt, um nicht zu wissen, daß dieser seit fast einem halben Jahrhunderte mit Allem in Verbindung stand, was das Beste dieses Landes anging, und er ehrte deshalb Denjenigen, der ihn mit

einem Stolze trägt, der mit der tiefſten Demuth verbunden iſt.

Die Folge unſers Geſprächs war endlich eine Einladung Seiten Pater O'Collegans, mit ihm in ſeiner Wohnung zu Mittag zu eſſen, und ich fühlte mich geneigt und berechtigt, ſein gaſtfreundliches Anerbieten anzunehmen.

Drittes Kapitel.

„Da wohne ich," sagte mein Wirth, als wir vor einem schlecht aussehenden Hause in einer engen Gasse hinter der Kirche still standen, und damit hob er seine Kutte hoch bis über die Kniee, um über die tiefe Pfütze wegzusteigen, die vor der Hausthüre sich ausbreitete. Dann stieg er ein halbes Dutzend verfallener Stufen hinauf, die zu derselben führten, und quetschte seine breiten Schultern durch den engen Eingang, der in die dunkelen Gänge des Flurs leitete. Ich bemerkte, daß er sich beim Eintritt bekreuzte, und als ich aufblickte, sah ich in einer Nische über dem Eingange, den keine Thüre verschloß, ein kleines Bild von Gips, das die Madonna mit dem Kinde vorstellen sollte, über

und über roth und grün bemahlt, und mit verſchoſſenem und verwittertem Seidenzeuge bekleidet, einen Kranz von verwelkten und faſt ganz unkenntlich gewordenen Blumen um den Kopf. Auf einer Steintafel darunter ſtand, aufs gröbſte eingemeißelt:

Si l'amour de Marie est dans ton coeur gravé,
Bon Chrétien arrête, et lui dire un Avé.

Ich erfuhr nachher, daß dieſes Bild gegen das Eindringen von Räubern ſchützen ſolle, und für völlig hinreichend gehalten werde, die Stelle einer Thür zu vertreten. Doch dürften wol überhaupt Räuber dieſe Wohnung zu beſuchen nicht eben große Verſuchung gehabt haben.

Ich folgte meinem Führer durch die unſcheinbare Hausflur, und ging dicht hinter ihm, da gerade nur ſo viel Licht hereinfiel, um ſeine große Geſtalt und ſeine ausgeſtreckten Arme, mit denen er ſich fortgriff, zu ſehen.

„Hab' auf die Stufen Acht, mein Schatz!" rief er mir zu, als ich ſchon auf der erſten ſteinernen Stufe ſtolperte, deren Reihe er raſch hinanſtieg.

„Ich will auf mich ſelbſt Acht haben, wenn ich kann," entgegnete ich, und indem ich mich

mit der einen Hand an die zerbrechliche Lehne hielt, mit der andern mich aber an der Wand hinfühlte, folgte ich so schnell als möglich den Schritten, die er hastig aufwärts machte. Das Sonnenlicht, das durch ein Stück vergelbten Papiers fiel, das vor einen Fensterrahmen beim ersten Ruhepunkte der Treppe geklebt war, ließ mich dann mit etwas mehr Sicherheit ihm nachsteigen, da die Gewohnheit ihn mit dem Wege so bekannt gemacht hatte, daß er gar keines Lichtes mehr bedurfte. Er schien nicht zu ahnen, daß ich weniger als er mit diesen Umgebungen bekannt sey, und entschuldigte sich daher weder wegen des schlechten Aussehens derselben, noch machte er die mindesten Umstände auf dem Wege selbst.

Im dritten Stockwerke blieb er endlich stehen, nahm einen Schlüssel von ungeheurer Größe und der unförmlichsten Arbeit aus der Tasche, öffnete eine Thür, und lud mich ein, in sein Apartement, wie er es nannte, zu treten. Ich trat hinein und nahm auf einem der drei rohrgeflochtenen krüpelhaften Stühle Platz, welche, nebst einem baufälligen Tische und einem kleinen altmodisch ausgelegten Sekretär, das einzige ersichtliche Ameublement dieser Stube ausmachten. Ein verblichner, grüngestreifter Vorhang hing

hing vor einer Nische, und verbarg, wie ich nachher entdeckte, ein sogenanntes lit de sangle, das heißt, eine Bettstelle von der einfachsten Vorrichtung, welche, mit ihr gleichenden Betten bedeckt, das Lager bildete, auf dem der würdige Bewohner dieser Bodenkammer Nächte in süßer Ruhe zubrachte, um die ihn ein Monarch hätte beneiden mögen. Ein Paar schlechte Kupferstiche, unsern Heiland und seine Mutter darstellend, waren mit Oblate an die weisgetünchte Wand befestigt. Ein buchsbaumnes Kruzifix stand auf dem Kamin; drei bis vier abgenutzte Bücher lagen auf einem Brettchen in einer Ecke, und einige Vorräthe zum Einheizen füllten den innern Kamin, in Gestalt von zwei kleinen Stücken Holzes nebst einigen Hobelspänen, hinten auf einem dem Anscheine nach recht tüchtigen Holzstamme ruhend, den aber mein scharfes Auge bald für eine jener Nachahmungen von Holzbündeln in Stein erkannte, denen die Franzosen den feinen Namen Buches économiques (Spar-Kloben) beigelegt haben. Das einzige Fenster im Zimmer war in einer Lage angebracht, welche gerade als die widersprechendste für den gewöhnlichen Zweck eines Fensters sich zeigte, denn es lag direct der

hohen Mauer der alten Kirche gegenüber, und ließ also, statt den Sonnenstrahlen Eintritt zu gönnen und eine Aussicht auf den freien Himmel zu gewähren, bloß die schmuzigen Steine des verfallenden Gebäudes und ein Paar jener häßlichen weder Thier- noch Menschengesichter erblicken, welche über den Vorsprüngen der gothischen Baukunst zu grinsen pflegen.

„Nun, Herzensjunge!“ rief Vater O'Colloghan, rieb sich die Hände, und sah wie die Gastfreundschaft selbst aus; „Du siehst, ich bin hier ganz artig eingerichtet, und Du bist mir von ganzer Seele willkommen. Ein Mensch braucht in dieser häßlichen Welt wahrhaftig nur wenig, und so habe ich mich denn auch über nichts zu beklagen; ich befinde mich hier wohl und zufrieden. Willst Du mir das Feuer anzünden helfen? Es ist zwar heut gar nicht kalt, aber Du hättest doch wol ein Fünkchen Feuer gern.“

Ehe ich noch auf diese so höfliche Frage antworten konnte, trieb ein Windstoß die Blätter aus alten Büchern, welche die Stelle von mehr als einer Glasscheibe vertraten, zu den Fenstern herein, und ihr Flattern um die Fensterrahmen antwortete statt meiner nur allzudeutlich.

„Hole doch der Henker den verwünschten Glaser, der auch gar nicht kommen und die Scheiben fest machen will! Man ſollte glauben, es ſey wer weis wie windig draußen, und doch weht nur ein ſchwacher Wind, der kaum den Wetterhahn auf der Kirche bewegt. Aber Sie frieren gewiß. Nicht wahr, ein Feuerchen wäre nicht übel?“

Meiner Treu — antwortete ich — ich ſollte freilich meinen, ſo ein munteres Feuerchen in dem Kamine wäre nicht ganz unangenehm.

„Und warum ſagten Sie denn das nicht gleich?“ rief er heftig, zog dabei einen Kaſten in dem kleinen Tiſche auf, und nahm ein Feuerzeug heraus. „Das iſt gleich geſchehen! Auf der Stelle!“ und damit ſchlug er mit einem Stück zerbrochenen alten Hufeiſens gegen den Feuerſtein. Endlich fing der Zunder Feuer, und er zündete ſchnell einen Schwefelfaden an, den er unter die Hobelſpäne ſchob, die denn eben ſo ſchnell einen dicken Rauch von ſich gaben, der jedoch nur bis zur Hälfte des Kamins ſich erhob, wo ihn ſchon der ſogenannte „ſchwache Wind“ wieder zurück und in erſtickenden Wolken in die Stube jagte.

„Den Teufel auch über den kleinen ſchmu-

zigen Bengel von einem Feuereſſenkehrer!“ rief mein Gaſt abermals aus: „Der Burſche iſt nun einmal nicht dazu zu bringen, den Schornſtein zu fegen! Da iſt's nun nur noch gut, daß der Glaſer das Fenſter nicht gemacht hat, ſonſt müßten wir es jetzt aufſperren. So aber wird der Rauch ſchon durch die zerbrochenen Scheiben hinaus kommen. Seyn Sie ganz ruhig! Ich kenne das ſchon. Wollten Sie mir aber jetzt wol erlauben, nur fünf Minuten in das Nebenzimmer zu treten, um meine Sachen da abzulegen? Dann iſt alles gut.“

Ich nickte beifällig, und er öffnete eine Thür zu einem kleinen Raume, der ohngefähr die Tiefe eines geräumigen Schrankes zu haben ſchien. Während er hier ſich umkleidete, ließ er mich ruhig in den dichten Rauchwolken die üblen Wirkungen der Vergeßlichkeit der Glaſer und Schornſteinfeger, und die Fatalitäten ſchlechter Luftzüge und Feueressen bedenken. Meine Betrachtungen würden wol aber nach und nach eine ſolidere und thätigere Richtung genommen haben, wären ſie nicht durch das Wiedererſcheinen meines Wirths unterbrochen worden, der ſchnell genug aus ſeinem Kämmerchen zurück kam. Sein Kleiderwechſel ſetzte mich beim erſten

Blicke in Staunen, denn er ſchien mit ihnen auch ſeinen Charakter gewechſelt zu haben. Nach wenigen Minuten überzeugte ich mich aber, daß ich ihn jetzt erſt in ſeiner eigentlichen Art und Weiſe ſähe, indem er nun die funfzigjährige Verkleidung abgelegt habe, welche zu ihm in der künſtlichen und entfernteren Beziehung ſtand, wie, dem Sprichworte nach, Angewöhnung und Natur. Hut und Prieſterrock hatte er in ſeinem Ankleidezimmer ſorgfältig an einen Nagel gehängt, ſein ſchwarzes Lederkäppchen an einen andern, und ſeine hoch hinaufgehenden Schnallenſchuhe waren ſo wie ſeine Halskrauſe und Alles, was zu den auszeichnenden Kleidungsſtücken ſeines Standes gehörte, dort in ihren gehörigen Aufbewahrungsräume niedergelegt worden. So erſchien er denn jetzt in einer kurzen Jacke ohne Schößchen, von grobem braunen Tuche, mit Pantalons derſelben Art, die zugleich die Stelle von Strümpfen vertraten und die Füße bedeckten, die er in ein Paar abgetragener ſchmuziger wollner Pantoffeln geſteckt hatte, deren urſprüngliche Farbe ich trotz aller Mühe nicht unterſcheiden konnte. Seine weiſſen Locken fielen ungebunden auf die Schultern herab, und ſein offnes Hemd zeigte einen noch

ſtarken, muskulöſen Hals, und eine breite, feſte, dicht mit graugelocktem Haar bedeckte Bruſt. Auf seinen gefurchten mageren Wangen glühte eine Röthe, welche die Folge deſſelben Gefühls zu ſeyn ſchien, das auch in ſeinen Augen funkelte, und wenn auch dieſe Empfindung einem Fremden leicht als die Wirkung regelloſen Aufruhrs im Innern oder kecken Uebermuths hätte erſcheinen können, ſo war es mir doch klar, daß ſie nur von überſtrömender Vaterlandsliebe und Freude an Ausübung der Gaſtfreundſchaft entſprang, dieſem ächten Vereine volksthümlicher und häuslicher innerer Wärme, die man ſo ſelten findet und noch ſeltner gehörig würdigt. Es fehlte ihm nur noch ein hochgeſchwungner Eichenprügel in der Hand, um ihm ganz das Anſehn eines Iriſchen Patriarchen zu verleihen, der ſeine Clans zu einem Feſtgelage oder Treffen, ihm gleichviel, zu welchem von beiden, anführt.

Der Rauch fing nun endlich an, seinen ordentlichen Abzug zu nehmen, und als der Prieſter ſah, daß die Wolken im Zimmer ſich nach und nach durch Schornſtein und Fenſter verzogen, rieb er ſich freudig lächelnd die Hände, holte einen Stuhl, ſetzte ſich neben mich und

ſagte mir mehr als zehnmal, „daß ich willkommen, herzlich willkommen ſey.“ Nach zwei Minuten ſprang er jedoch wieder auf, als ob ihm plötzlich etwas einfalle, öffnete die Stubenthür und rief mit aller möglichſten Artigkeit und Milde des Franzöſiſchen Ausdrucks und Accents nach Madame Genevieve, ſeiner nächſten Nachbarin in dieſer Etage, mit der Bitte, ſie möge doch die Gewogenheit haben, ſich mit einem Mittagseſſen gefälligſt zu bemühen, woran ein Freund Theil nehmen werde, wenn ihr das nicht zuviel Unbequemlichkeit verurſache.“ Madame Genevieve antwortete: „daß ſie dem guten Pater Denis ganz zu Befehl ſtehe, und die Suppe in zehn Minuten ſervirt ſeyn werde.“ Dieſer Ankündigung durch ein ſehr kreiſchendes Organ folgte das Erſcheinen ihrer zuſammengetrockneten Geſtalt und gleichen Geſichts aufs baldigſte, indem ſie, von Alter und Schwäche und dem Gewichte eines groben braunen Tiſchtuchs und zwei ähnlicher Servietten doppelt gebeugt, hereinſchlich. Der Tiſch ward nun von dem alten Geiſtlichen und ſeiner treuen Freundin und Aufwärterin, welche ihm nun ſchon länger als zwanzig Jahre ſein frugales Mahl bereitet und ihn in ſeiner einſamen Wohnung be-

dient hatte, sehr bald gedeckt. Als sie wieder hereintrat, erschien sie mit einem großen irdenen Gefäße, das man in Frankreich Marmite nennt, und welches sie ans Feuer stellte, während sie wieder hinausging, um den Eierkuchen vollends zuzubereiten, um dessentwillen besagte Marmite von ihrem Feuer zu dem unsrigen herübergebracht worden war. Ich wußte wol, daß es für den wackern Priester heut einen Fasttag gab, und als eine Terrine mit einer Zwiebelsuppe bald darauf auf dem Tische dampfte, war ich sehr neugierig zu erfahren, was wol in dem Topfe an unserm Feuer sich vorfinden möchte, bis das aufkochende Wasser darin den Deckel auf eine Seite schob, und ich durch den Schaum dieses brodelnden Wassers eine Menge großer Erdäpfel entdeckte, die in dem siedenden Elemente herumtanzten, und ihre Schalen plazzen ließen, als ob es ihnen bei der Bewegung recht lustig zu Muthe wäre.

„Ehrwürdiger Vater!“ rief ich, nicht wenig erfreut über dieses reichliche Probestück unsers Nationalessens, „ich sehe, daß Sie Ihren Irischen Geschmack nicht verläugnet haben.“

„Da sey Gott vor!“ entgegnete er: „nein, nein, mein guter Junge, es hat keine Noth,

daß ich an irgend etwas Irischem den Geschmack verliere, denn ich habe den Geschmack der Erdäpfel und den Geruch des Torfs noch eben so frisch auf der Zunge und vor der Nase, als ob ich im Augenblicke erst aus dem Meerbusen von Cork abgesegelte. Setzen Sie sich nur jetzt hieher an den Tisch — mein Herzensschatz! — Madame Genevieve wird schon nach den Erdäpfeln sehen, indeß wir unsere Suppe verzehren."

Alles dieses geschah denn auch getreulich, und als wir unsere Suppe gegessen hatten, stellte die alte Dame ihre Pyramide von „Erdäpfeln in der Montur" in die Mitte des Tisches.

„Ach, über die köstlichen Dingerchen, so aufgeplatzt, so mehlig!" rief der Pater Laus; natürlich so, als ob sie aus meines alten guten Vaters Gemüsegarten bei Schloß Carbery kämen! Fällt Ihnen denn dabei nicht unser Irland ein? Wahrhaftig, das Herz im Leibe wird mir ganz warm dabei. Ja, ja, das ist allein die rechte Art, Erdäpfel zuzurichten. Nichts ists mit Euren frites oder en purée, oder à la Maitre d'hôtel, sondern so wie hier ehrliche und aufrichtige Erdknollen, die aufplatzen durch ihre Schalen, als riefen sie aus: kommt, kommt und eßt mich!"

Doch, ich kann mich nicht länger bei unſerm Mahle und meines Wirths Geſprächen aufhalten. Das Heimathliche Beider gewährte mir ungemeines Vergnügen, und das ungezwungene Benehmen des Prieſters, während ich ſein kleines Beſitzthum theilte und auf ſeine derbgemüthliche Sprechart hörte, machte mich ſelbſt völlig heimiſch, weil ich überzeugt war, daß er es auch vollkommen ſey.

Als wir mit der Suppe, dem Eierkuchen, einem kleinen Gerichte Seefiſche und der „dickſten Hälfte der Erdäpfel“ — wie mein Wirth ſich ausdrückte — fertig waren, ſtand er auf, und brachte aus der Tiefe eines kleinen Wandſchränkchens eine mit Staub bedeckte Flaſche hervor, die ungefähr noch zur Hälfte mit einer farbloſen Flüſſigkeit angefüllt war. Indem er ſich damit beſchäftigte, das Siegelwachs, welches den Korkſtöpſel dick bedeckte, abzukratzen, ſah ich, wie ihm die Thränen in die Augen traten und ſein ganzes Weſen ſichtbar bewegt ward.

„Nun denn!“ rief er aus: „Es iſt ein Gedanke, der mich blitzſchnell durchzuckte, und wahrhaftig, es iſt kein ſchlechter: — ja, ja, bei meiner Seele! — Sie ſollen mit davon trinken, und Sie ſind der erſte Menſch, der nun ſeit

zwei und zwanzig Jahren auch nur daran gerochen hat. Da — nun kosten Sie. Was ist das für ein Getränk? Wissen Sie nun, was Sie trinken? — He?"

Ich roch und kostete sorgfältig, und fand, daß dieser Schatz nichts mehr und nichts weniger als ausgezeichnet alter Whiskey (Brantwein) sey, der noch den feinen Torfgeruch hatte, wodurch sich alle die in Irland fabrizirten verbotenen abgezogenen Wasser auszeichnen.

Ha! — rief ich nun aus: — das ist doch noch ein Getränk! Wie kommen denn Sie dazu, ehrwürdiger Vater?

„Das errathen Sie gewiß nicht. Aber machen Sie sich doch selbst ein Glas zurecht. Madame Genevieve wird uns gleich heißes Wasser und Zucker bringen. — Wie ich dazu gekommen bin? — Ja, das ist eine lange Geschichte: aber wir wollen auf das Andenken Dessen trinken, der es mir vor manchen Jahren gab. Gott sey seiner armen Seele gnädig!"

Es lag ein Ton tiefen Schmerzes in dem Ausdrucke dieser Worte, und ich sah dicke Thränen über die Wangen des alten Mannes rollen.

„Nun denn, so fließt nur, fließt nur!" redete er mit herbem Kummer die fallenden Tro-

pfen an, und wischte sie mit der umgekehrten Hand hinweg: „mein altes Herz sollte ja Thränen von Blut weinen, statt von Salzwasser, wenn es möglich wäre: — doch deren bedarfs wahrhaftig auch nicht, um meinen Jammer immer neu zu erhalten — fließt nur, fließt nur!“

Meine Neugierde wurde durch diese Worte sehr gespannt, und ich wagte es daher, ihn zu fragen, wer der Freund gewesen sey, dessen Andenken ihm so tiefen Schmerz verursache.

„Ach, mein Herzensjunge, er war weiter nichts, als ein Garde du Corps, wie Ihr's im Englischen nennt, Einer von der Leibwache des unglücklichen Ludwigs des Sechszehnten. — Aber er war mein Freund, und ein wahrer geborner und erzogner Ehrenmann — aus einer so alten Familie, und von so reinem Blute, und von so bravem Herzen, als irgend ein König in der Christenheit — ja, das war er, und — bei meiner armen Seele — er hat keinen seines Gleichen hinter sich gelassen. Aber hier ist langes Leben für ihn — das heißt nämlich — hier ist langes Leben für sein Andenken, das nicht sterben wird, so lange noch ein Fünkchen Leben in meinem alten Leibe ist.“

So entgegne ich denn Ihren traurigen Toast,

ehrwürdiger Vater! — antwortete ich — ob ich gleich ſelbſt nicht einmal den Namen Ihres unglücklichen Freundes weiß.

„Sein Name war Cornelius," — ſagte der Prieſter feierlich. „Das iſt, ſein Chriſtenname. Was den andern betrifft, ſo iſt es weder ſchicklich noch nöthig eine alte achtbare Familie dadurch auszuſetzen, ob der gute Burſche gleich eifrig dafür ſorgte, daß ſein Körper nach ſeinem Tode eben ſo frei ſey, als es ſeine Seele war, während er lebte. — Gott gehe nicht ins Gericht mit ſeiner armen Seele!"

Es würde unmöglich ſeyn, dem Leſer einen Begriff von dem tief ertönenden Gefühle zu geben, das in dieſen Worten wehte, noch von dem Beweiſe, der in dem ganzen Benehmen des Sprechenden lag, wie natürliche Empfindung über jeden Eindruck des Lächerlichen oder Gemeinen ſiege. Ein Erzbiſchof hätte in ſeinem ganzen kirchlichen Schmucke keine ſo wirkſame Anrufung des Ewigen durch einen breiten Strom von Beredſamkeit hervorbringen können, wie jener einfache Ausruf meines jeder prieſterlichen Auszeichnung entkleideten Wirthes. Der ſchwache Schimmer einer einſamen Lampe und das Sauſen des Windes durch die Thürmchen und um

die Vorsprünge der alten gothischen Kirche gegenüber, standen im Einklange mit den Gefühlen, welche Blicke und Worte des Priesters in mir hervorbrachten, und letztere wurden dadurch noch feierlicher, als man es ihrer abgebrochenen Weise nach denken sollte.

Einige Minuten gingen in tiefem Stillschweigen vorüber, während die Lippen meines Gefährten durch ihre Bewegung verriethen, wie er seine Gebete halb aussprach, halb nur im Gefühl feierte. Ich war beschäftigt, das Arbeiten seiner Züge zu beobachten, als der tief erklingende Ton der Kirchenglocke ihn plötzlich aufregte. Er sprang von seinem Stuhle empor und rief aus: „Die Vesperglocke! Ich muß Sie ein paar Minuten allein lassen, mein theurer Sohn; — ich hatte nicht geglaubt, daß es schon so spät sey — aber ich werde nicht lange wegbleiben, und so mögen Sie sich denn unterdeß mit der Whiskeyflasche und Ihren eigenen Gedanken unterhalten. — Wenn ich wiederkomme, will ich Ihnen mehr vom armen Cornelius erzählen: — Doch halt! vielleicht lesen Sie unterdessen gern etwas über ihn? Jſts ſo?"

Sie haben mir inniges Intereſſe für Ihren Freund eingeflößt — entgegnete ich: — und ich

werde Alles, was ihn betrifft, mit ungemeiner Theilnahme hören oder lesen.

„Nun, so machen Sie den Sekretär da auf," sagte er: „da werden sie mehrere Packete, Briefe und Papiere in Prosa und Versen finden, die von ihm, oder an ihn oder über ihn sind. Sie können sie alle durchstören. Seit sie der arme Junge selbst hier zusammen gebunden hat, sind, außer den meinen, Ihre Augen die ersten, die hineingeschaut haben. Ich fürchte, daß sie halb vermodert und von Motten gefressen seyn werden, aber Sie werden schon selbst sehen. Gott segne und erhalte Sie, mein wackrer Junge, bis ich nachher wiederkomme."

Kaum hatte der Priester das Zimmer verlassen, als ich mir das große Packet Papiere aus dem Sekretäre holte, sie auf den Tisch ausbreitete, ein tüchtiges Stück Holz aufs Feuer im Kamin legte, die kleine Lampe putzte und eben zu lesen beginnen wollte, als sich die Thür öffnete, und er schnell wieder hereintrat. „So recht, mein Schatz!" rief er mir entgegen, „machen Sie sichs bequem und wohnlich, und lesen Sie nur fort, bis ich wieder zurückkomme; — ich bin nur geschwind zurück gekehrt, um Madame Genevieve zu sagen, daß sie Ihnen

für heut Nacht ein Bett hier auf den Stühlen bereiten ſoll — es iſt keine Möglichkeit, daß Sie heut aus dem Hauſe können, denn es regnet Mühlſteine draußen auf der Straße — machen Sie es ſich alſo hier nur recht bequem und ſchaurig, hören Sie! — und machen Sie ſich noch ein Glas zurecht."

Ehrwürdiger Vater — antwortete ich — ich kann doch Ihnen und der guten alten Frau unmöglich ſo viele Unruhe verurſachen — wahrhaftig ...."

„Das Maul gehalten, das Maul gehalten! Das ſage ich Ihnen. Solche Unruhe iſt mir Vergnügen und für Madame Genevieve auch — alſo jetzt kein Wörtchen mehr deßhalb — und einen guten Abend noch."

Mit dieſen Worten entfernte er ſich nochmals, und ich begab mich wieder zu meinen neuen Studien, ohne alle Sorge über das ſchlechte Lager, das mir bevorſtand, da ich ja die Nacht mit Leſung der Manuſcripte verbringen konnte.

Unnöthig wäre eine weitere Auseinanderſetzung, wie kurz oder lange ich in der Nähe des Vaters O'Collogan verweilte. Lieber werden allem Anſcheine nach meine Leſer etwas von der Geſchichte ſeines Freundes, des Garde

Garde du Corps, erfahren wollen. Dieß will ich ihnen denn auch auf meine Art und Weise gewähren, indem ich dazu die mir von dem Priester anvertrauten Papiere mit der geziemenden Rücksicht benutze, die man meinem Zartgefühle wol zutrauen kann. Diese Papiere bestanden aus vielen Briefen, theils Originale, theils Abschriften; aus vielen Blättern eines regelmäßig gehaltenen Tagebuchs, aus flüchtigen, wie es schien, im Augenblicke niedergeschriebenen Bemerkungen, und aus drei oder vier auf Begebenheiten, die vor länger als zwanzig Jahren vorgefallen waren, sich beziehenden Flugschriften. Alles war ohne die geringste Ordnung unter einander geworfen, und es kostete mir viele Mühe und Zeit, ehe ich diese Materialien in die geregelte Form einer Art von Erzählung verarbeiten konnte, wie ich sie jetzt meinen Lesern vorlege. Ich brauche wol kaum noch erst hinzuzufügen, daß nicht wenige Lücken derselben durch die genauen mündlichen Mittheilungen meines ehrwürdigen Gehülfen bei dieser Beschäftigung ausgefüllt werden mußten.

Viertes Kapitel.

Der vorzüglichste Held dieser meiner Erzählung — denn der Titel giebt schon deren zwei an — ward in der Taufe Cornelius genannt, weil sich an diesen Namen eine Reihe von Erinnerungen an seine Ahnen schloß, deren viele ihn mit Ruhm geführt hatten. Seinen Familiennamen darf ich nicht mittheilen. Die Verschweigung desselben war die einzige Beschränkung, welche mir Vater O'Collogan bei der Verarbeitung jener Schriften auflegte. Daher genüge hier dieß, daß Cornelius der Sprößling einer der ältesten und achtbarsten Familien Irlands war, die stets wegen ihrer Vaterlandsliebe berühmt gewesen, nie Befreiung von Bedrückung durch Unehre erkauft hatte, und ihren Stolz in dem Maße sich erhöhen fühlte, wie

ihr Wohlstand abnahm. Der Vater unſers Helden war in dem Glauben ſeiner Vorfahren auferzogen worden, und ob er gleich längſt der katholiſchen Kirche nicht mehr unmittelbar angehörte, ſo hielt er es doch für einen Ehrenpunkt, in äußerer Anhänglichkeit an einem Cultus zu bleiben, den Verfolgung mit aller der Anziehungskraft wiederbegabt hatte, die er vielleicht ausserdem nicht würde beſeſſen haben. Er gehörte daher zu den Millionen, welche in Irland eben dadurch der Römiſchen Kirche erhalten werden, weil man ſo verhaßte Mittel anwendet, ſie davon zu trennen.

Da er als ein ſehr verſtändiger Mann wol einſah, daß er in ſeinem Lande nicht vorwärts kommen könne, ſo entſchloß er ſich, in die Dienſte einer fremden Macht zu treten, und ſich ſelbſt auf dieſe Art einen Pfad zu dem Ruhme zu bahnen, nach welchem er dürſtete. Er wählte Frankreich und focht zehn Jahre unter dem Banner der Lilien. Schwere und unheilbare Wunden machten ihn nach dieſer Zeit dienſtunfähig. Er mußte die Hoffnungen ſeiner Jugend aufgeben, lange zuvor, ehe ſie ihre Erfüllung erreicht hatten, und ſo zog er ſich in der Mitte ſeiner Mannsjahre in ſein Vaterland

mit dem Range eines Majors zurück, von einem kleinen aber hinreichenden Auskommen lebend. Jetzt vermählte er sich, verlor jedoch seine Gattin bald wieder durch den Tod, und wendete nun seine ganze Sorge auf die Erziehung seines einzigen Sohnes Cornelius, des Helden unserer Erzählung. Krankheit und vereitelte Hoffnungen hatten ihn menschenscheu gemacht. Er lebte fast ganz einsam. Sein alter Familien-Wohnsitz, schwarz und hoch auf einem steilen Felsen gelegen, überschaute das Atlantische Meer, dessen Sturmwinde das Gebäude jährlich immer mehr beschädigten, und nur selten ließ sich Jemand aus der wenig bewohnten Gegend umher daselbst blicken.

So bekam denn auch die Erziehung, welche Cornelius zu Theil ward, einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Bei etwas mehr als den bloßen Anfangsgründen classischen Wissens hatte Cornelius sich die Kenntniß verschiedener Sprachen erworben. Das Französische sprach er vollkommen, weil er sich darin immer mit seinem Vater unterhielt, welcher trotz seines Mißgeschicks doch stets die Absicht hatte, seinen Sohn denselben Weg gehen zu lassen, den auch er gewandelt war. Militärische Gegenstände machten daher den Hauptinhalt ihrer Unterredungen

aus, aber auch andere waren nicht ausgeschlossen. Jagd war eine von Cornelius Hauptbeschäftigungen, und eben so überließ er sich oft, unbekümmert ob es Windstille oder Sturm war, in seinem kleinen Fischerboote dem Ocean, nur von seinem Milchbruder und Lieblingsgefährten, einem ungebildeten, aber treuen Burschen, Namens Bryan Muleahie, begleitet. Cornelius besaß natürliche Anlage zur Kunst, und sein wackerer Vater ließ auch diese nicht unausgebildet. So lernte er die ersten Anfangsgründe des Zeichnens und Mahlens. Auch Musik liebte er, und oft erklangen die Töne seiner jugendlichen Stimme, mit seines Vaters ernstgehaltenen Noten im Einklange, von den Felsen wieder, auf denen sie hoch oben unweit ihres Schlosses standen, während tief unten das Meer durch deren Höhlungen brauſ'te.

Oft nachher, wenn die Töne schwiegen und Beider Augen von der langen Reihe der Hügel und Thäler, welche ihre Vorfahren sonst besessen, auf den engen Raum blickten, den Geldbußen und Confiscationen ihnen noch gelassen hatten, stieg in der Brust des grauen Kriegers die alte Lebendigkeit wieder empor. Dann gab er in der Sprache eindringender Beredsamkeit seinem

Sohne Unterricht im Hasse gegen England, und flößte ihm günstigere Meinungen für Frankreich, den Zufluchtsort ihres Geschlechts, ein. So wuchs der Knabe kräftiger, aber auch kühner empor. Tief gruben sich des Vaters Worte in sein Herz. Je mehr er sich von England abgestoßen fühlte, um desto inniger zog ihn Frankreich an, und er begann schon frühzeitig dieses als das einzige Saatfeld seiner künftigen Hoffnungen zu betrachten.

Als er daher das zwanzigste Jahr seines Alters erreicht und alle Hoffnungen, welche das Jahr 1782 für Irland genährt hatte, in ihr Nichts zurückgesunken waren, ergriff er mit Entzücken den Vorschlag seines Vaters, als Garde du Corps in die Dienste des Königs von Frankreich zu treten. Schon länger war eine solche Anstellung das Ziel von seines Vaters Wünschen gewesen, und endlich ward sie mit Hülfe seiner alten ehemaligen Kriegskameraden am Hofe von Versailles erreicht. Von dem Gesuch um diese Dienste an, bis zu deren Gewährung, wandte sich nun Cornelius Gemüth, wie es seinen Jahren und noch mehr seinem individuellen Charakter angemessen, einzig und allein und mit ungezügelter Gluth auf

das Ziel, das jetzt das ersehnteste war, nach welchem er blickte.

Cornelius war im reinsten Sinne des Wortes ein Enthusiast. Ein Jüngling von wahrem, nicht erkünstletem Gefühle, von keinem Vorurtheile geblendet und frei von dem falschen Aufbrausen, welches dem Fanatiker eigen ist. Sein Geist besaß allgemeine Bildung, folglich Freisinn. Seine Ansichten waren nicht beengt, aber wohl seine Gefühle. Er konnte im Felde speculativer Untersuchungen weit umherstreifen, wenn aber eine Leidenschaft sein Herz berührte, war dieses sogleich ganz davon ergriffen. Er bildete sich dann einen Gegenstand der Verehrung, und jede Kraft seiner Seele schien sich nur darauf zu richten. Für das, was ihn dann so ganz beseelte, hätte er Alles unternehmen können, was es auch sey, ohne zu bedenken, was er wage, und Alles opfern, selbst nicht wissend, daß er ein Opfer bringe. Dann gab es weder Zeit, noch Raum, noch sonst ein Hinderniß für ihn. Seine eigene Existenz war gar nicht für ihn da, denn alle seine Pläne und Handlungen schienen nur von dem abhängig, was eben mit dieser Gewalt auf ihn einwirkte.

Aber gefahrvoll bleibt ein solcher geistiger

Zustand stets. Soll der Enthusiasmus für die Menschheit nützlich werden, so muß er sich mit den positiven Gefühlen unserer Natur verbinden, welche sein Ueberströmen mäßigen und ihn mit menschlichem Empfinden in Gleichgewicht bringen, während sie ihn über die Grenze menschlicher Schwachheit erheben.

Das Schicksal schien unsern Helden diesen Weg führen zu wollen. Die Aussicht auf kriegerischen Ruhm breitete sich vor ihm aus, und hätte er diesen Pfad ruhig bis zum Ende fortwandeln können, wer weiß bis wohin er es gebracht haben würde. Ohne lange zu überlegen, tauchte er mit seiner glühenden Phantasie in den Aussichten seiner Zukunft unter, und Gebilde von Ruhm und Größe gingen an ihm nicht als bloße Lustgestalten vorüber.

Auch sein Vater erfreute sich an dieser Bestimmung, denn sie öffnete dem Muthe und den Talenten seines Sohnes einen ehrenvollen Weg, und der beglückte Vater hoffte, daß der vielverheißende Sohn gewiß das erreichen werde, was er selbst einst nicht gekonnt.

So waren denn die Anstalten zur Abreise bald getroffen. Eine anständige Garderobe, einige

gute Bücher, eine Flöte, eine Büchse, ein Käst-chen mit Pistolen und einige andere mehr nütz-liche, als glänzende Dinge machten das ganze Gepäck aus. — Eine gut gefüllte Börse, ein Creditbrief an einen Pariser Banquier und drei oder vier andere an seines Vaters militärische Freunde befanden sich in seiner Brieftasche. Unter den letzteren war einer an den Pater Denis O'Collogan, vormals Caplan der Irländischen Brigade, in welcher Cornelius Vater gedient hatte, doch jetzt von dieser Bestimmung entlas-sen und als demüthiger Pfarrassistent in einer der Pfarreien von Versailles lebend. Versailles aber war damals der Sitz der Regierung und der königlichen Familie, folglich die Bestimmung unsers Helden.

Nachdem Cornelius von allen seinen Um-gebungen, den wenigen Bedienten, der alten Amme, dem Schloßcaplan und einigen Bekann-ten in der Nachbarschaft, gerührten, aber nicht schmerzlichen Abschied genommen hatte, beglei-tete ihn sein Vater zu dem nur einige Meilen vom Schlosse entfernten Hafen, wo er sich nach Nantes einschiffen sollte. Nur Bryan Mul-cahie ging mit ihnen. Er sollte Cornelius Pferd wieder zurückreiten. Cornelius hatte den wackern

Burſchen ſehr gern, und da er wußte, wie auch Bryan ihn liebe, ſo fürchtete er ſich vor dem tiefen Eindrucke, den ſeine Abreiſe auf den armen Jungen machen werde. Um ſo mehr freuete er ſich jedoch, als Bryan ſeine Thränen wie ſeine Gefühle zurückdrängte; nur als Cornelius ſich aus den Armen ſeiner weinenden Amme, Jenes Mutter, geriſſen hatte, ſah er, wie Bryan in dieſe mit heißen Thränen ſank, dann aber ſich entfernte und bei Gepäck und Pferden ſo beſchäftigt war, daß man ihm wenig oder gar keinen Schmerz anmerkte.

Der Abſchied zwiſchen Cornelius und ſeinem Vater war ſo ſchwer, als er bei jeder erſten Trennung iſt. Endlich ging Cornelius an Bord und der Vater zurück. Während aber nun jener auf dem Verdecke ſtand und ſah, wie ſein Vater hinwegritt und Bryan ruhig hinter ihm, fühlte er doch eine Art von Mißvergnügen und Unwillen, daß ſein Milchbruder ihn ſo antheillos hatte verlaſſen können. Die Sonne ſank, und die ſcharfe Luft eines Abends im ſpäten April kräuſelte die Oberfläche der See und trieb die Schlagwellen nach dem Steindamme zu, an dem das Schiff lag. Cornelius hatte alſo, ſobald er ſeinen Vater aus dem

Geſichte verloren, keinen Anreiz mehr, auf dem Verdecke zu bleiben. So ſtieg er denn in ſeine Kajüte hinab, und ſein letzter Gedanke war ein ſchmerzlicher über die Unbeſtändigkeit aller Freundſchaft und Anhänglichkeit. Guter Gott! rief er aus: dieſer unverdorbene Burſche, dieſer harmloſe Gefährte meiner früheſten Kindheit, er, der durch ſo viele Bande der Dankbarkeit und Liebe an mich gefeſſelt iſt, kann ſo ungerührt von mir ſcheiden; was habe ich denn da von den herzloſen Verbindungen der großen Welt, in welche ich jetzt treten werde, zu erwarten? Kann ich noch auf Freundſchaft rechnen? O! dieß war eine bittere, aber vielleicht ſehr nützliche Lehre!

Nach einer Stunde lichtete das Schiff die Anker und begann mit einem ſanften und günſtigen Winde freudig ſeine Fahrt.

Fünftes Kapitel.

Am Abende des dritten Tages bekamen sie die Französische Küste, Ouessant und die Sandhügel zu Gesicht, die aus dem Meeresufer sich zu erheben schienen und welche die untergehende Sonne mit Purpur übergoß. Die Fahrt war bis dahin sanft und anmuthig gewesen, und da Cornelius der einzige Passagier war, so hatte er die kleine Kajüte und fast auch das Verdeck zu seiner alleinigen Verfügung gehabt, so daß ihm die Reise unter Erinnerungen und Hoffnungen sehr angenehm verstrichen war. Als er daher in der dritten Nacht, wo er sich gemüthlich in seiner Hangematte ausstreckte, die Nachricht erhielt, daß man am andern Morgen in der Loire Anker werfen werde, so ward er nicht eben sehr dadurch erfreuet. Jedoch traf diese Berechnung nicht ein. Um Mitternacht erhob

ſich ein plötzlicher Windſtoß, und bald ſetzte der Wind ganz um und führte einen heftigen Sturm herbei. Als Cornelius nach Tagesanbruch aufs Verdeck kam, war das kleine Schiff ganz von ſeinem Laufe abgekommen. Sie befanden ſich mitten auf dem Meere, und ein dicker Nebel verbarg ihnen die Küſte völlig. Cornelius gefiel ſich in dieſer Wendung der Dinge. Die See erfreuete ihn in dieſer neuen Anſicht, die doch wieder ſo ganz von der verſchieden war, welche er bisher von der Küſte aus gehabt hatte. — Er blieb während der zwei Tage, wo man ſich durch den Kanal arbeitete, in welchen das Schiff nun gerathen war, auf dem Verdeck, und nächſt den Wogen und Wellen beſchäftigte ihn hauptſächlich einer der Matroſen, der jüngſte der kleinen Mannſchaft, den er oft und augenſcheinlich verſtohlen in den Raum hinabſteigen ſah. Erſt bemerkte er, wie der Matroſe Lebensmittel hinabtrug, dann aber, wie er alles dahin ſchleppte, was einen Kranken erquicken konnte. Cornelius freuete ſich an dieſer Menſchlichkeit des Burſchen, und fragte ihn, wem er das alles bringe? erhielt jedoch nach einigem Zögern die Antwort, daß es für einen Hund ſey, den er wider Wiſſen des Capitäns

an Bord genommen habe, und weshalb er ihn bitte, nichts zu verrathen. Je länger der Sturm anhielt, je mehr bedauerte Cornelius das arme Thier, das er von unten herauf, wie er glaubte, manchmal ängstlich winseln hörte.

Bald ward das Wetter wieder so freundlich und die See so ruhig, daß man mit Hülfe eines Lootsen in den Hafen von Dieppe einlaufen zu können glaubte. Ehe sie aber noch in denselben gelangten, legte sich ein Boot an das Schiff, auf dem sich die Zoll- und Polizei-Offizianten befanden. Vier bis fünf kamen auf's Verdeck, und verlangten vom Capitän, einem rauhen, kleinen, runden Irländer mit rothem Gesicht, die Liste der Mannschaft und seine übrigen Papiere. Er hatte Alles bereit gemacht, und handigte ihnen also die Liste ein, auf der sein Name, der von sechs Matrosen und dem vorgedachten Burschen und der von Cornelius, als einzigem Passagier, stand. Man untersuchte Alles genau, fand es in Ordnung, und als man fragte, ob auch nicht Contrebande an Bord wäre und die Aussuchung danach in der Kajüte anfing, ward der kleine Capitän gewaltig böse. In der Kajüte fand man nichts: als die Offizianten aber nun in den Raum hinabstiegen,

sah Cornelius, wie der junge Matrose plötzlich in die größte Verlegenheit gerieth. Wegen eines Hundes konnte dieß nicht der Fall seyn, ja nicht einmal wegen bloßer Contrebande, und er begann daher zu ahnen, daß hier etwas noch Bedenklicheres zum Grunde liegen müsse. Endlich kamen zwei Offizianten wieder auf's Verdeck und erklärten, daß Alles in Ordnung sey. Der Matrose schöpfte Athem, aber plötzlich rief einer, der noch unten geblieben war, dem Capitän mit donnernder Stimme zu, wie er überzeugt sey, daß noch Jemand im Raume versteckt seyn müsse. — „Was sagt er?" fragte der Capitän, sich zu Cornelius wendend. — „Was sagt er?" fragte der junge Matrose gleichfalls. Cornelius erklärte es ihnen. — „Hol' ihn der T—! er lügt!" schrie der Capitän. — „Ich bin verloren!" wimmerte der Bursche. — Cornelius eilte selbst dahin, denn ihm war es nun höchst wahrscheinlich, daß der Bursche, wie es manchmal bei Irländern der Fall ist, sein Liebchen heimlich mit an Bord genommen habe, und er besann sich nun auch, daß jenes Gestöhne, das er früher gehört, eher den Tönen eines menschlichen Wesens als eines Hundes geglichen. Wie groß war aber sein Staunen, als jetzt, zwischen

zweien jener Spürhunde, die fast leblose und ganz erschöpfte Gestalt von Bryan Malcolmie ihm entgegenwankte. Seekrankheit und Einsperrung hatten ihn abgemagert. Sein Gesicht war todtenblaß und seine Gliedmaßen waren ganz gelähmt. Sobald ihn jedoch die frische Luft anwehte, schien er wieder zu sich zu kommen, und als ihn die Offizianten los ließen, warf er sich vor seinem erstaunten Herrn nieder, umklammerte dessen Kniee und flehete Bitten aus um Vergebung und Schutz. Cornelius sah mit einem Gemisch von Freude und Verwunderung, Ueberraschung und Mitleid auf ihn. Die Offizianten lärmten, fluchten, bellten, donnerten und stießen Drohungen von Einsperrung und Confiskation von Hab' und Gut aus. Der kleine Capitän war vor Wuth und Staunen ganz außer sich. Der schuldbelastete Matrose bekannte und flehte. Alles war in der größten Unordnung.

„Aber was brachte Dich denn nur in aller Welt dahin," rief endlich Cornelius dem Bryan zu: „diesen Schritt zu wagen und allem dem Elende Dich auszusetzen?" — „Ach, daß sich Gott erbarme!" entgegnete dieser, „und darnach können Sie nur noch fragen? Konnten Sie denn wirk-

wirklich glauben, daß ich ſo kurzweg hätte Abſchied nehmen und Sie ſo ganz mutterſeelenallein in ein ſtein-bein-fremdes Land hätte gehen laſſen können? Nein, da kennen Sie mich ſchlecht, wenn Sie geglaubt haben, daß ich ſo etwas zu thun im Stande wäre!"

Aber deine Mutter ſo zu verlaſſen, Bryan! Haſt Du es ihr denn geſagt?

„Halten Sie mich denn für ſo dumm, Herr Cornelius? Ja, ich ihr etwas davon ſagen! Die würde mich ſchön geführt haben! Nicht ein Wort habe ich ihr davon merken laſſen, aber einen Kuß hab' ich ihr gegeben, als ich von ihr ging, und der liebe Gott wird ihr helfen und Ihnen auch, und dem alten Herrn auch, und — "

Auch meinem Vater ſagteſt Du alſo nichts?

„Keinem Menſchen auf der Welt ein Sterbenswörtchen. Ich ließ den alten Herrn ein Stückchen voraus reiten, und that, als ob ich mich noch einmal ein Bischen nach Ihnen umſehen wollte, und huſchte dann fort und kam hier an Bord, und ſprach bloß mit dem braven Jemmy Toole hier, der mir Ueberfahrt und Wohnung und Eſſen und Trinken frei und gra-

tis für gar nichts verſprach, als für ein bloſſes: Gott vergelt's. Und ſo denke ich, gnädiger Herr, ich will Ihnen auch künftig keinen Pfennig koſten, wenn wir weiter ſo in die Welt hineinreiſen."

Cornelius war gerührt, doch ſah er wol, daß es einige Mühe koſten würde, die Sache mit den ſtreitluſtigen Offizianten abzumachen. Vergebens ſtellte er ihnen Alles der Wahrheit gemäß vor, und ſchon ſtand man im Begriff, ihn, den Capitän, die Matroſen und Bryan als Staatsgefangene abzuführen, als letzterer ſeinem Herrn zurief: „Aber, Potz Wetter, Herr Cornelius, ſo zeigen Sie den Kerls doch Ihre Beſtallung. Wozu ſind Sie denn ſo gut wie ein Capitän, wenn Sie nicht auch einen Bedienten mitnehmen können, ohne daß das arme Lamm, wie ein Miſſethäter, ins Loch geworfen wird. Hol' doch der Henker ſo ein verdammtes Land, wenn ſo etwas nichts mehr hilft!"

Cornelius fand den Rath höchſt zweckmäßig, zeigte ſeine Beſtallung vor, und augenblicklich ſtrich jede Anfoderung vor ihm die Segel, wie es meiſt überall die Regierungs-Subalternen vor Jemand thun, den ſie als zum Syſtem gehörend betrachten zu müſſen glauben. Bryan

ward in die Muſter-Rolle als Cornelius Bedienter eingetragen, Jemmy Toole abſolvirt und von Cornelius gut belohnt, der Capitän von der Mitwiſſenſchaft freigeſprochen, die Landung erleichtert, Cornelius und ſeines Dieners Paß ausgefertigt, und ſo konnten Beide noch an demſelben Abende ihren Weg nach Verſailles fortſetzen, der Eine auf der Decke, der Andere innerhalb des Wagens, mit welchem der Gouvernements-Courier eben abfuhr, um morgen früh ſeine Depeſchen bei Hofe zu übergeben.

Cornelius' Gedanken hatten während dieſer Reiſe durch Bryan's treue Anhänglichkeit eine andere Richtung genommen, und er blickte mit der Ueberzeugung in die Zukunft, daß die zarteren Gefühle des Herzens doch die höchſten Freuden Derer, die dieſe Gefühle treu bewahrten, bleiben müßten; Bryan aber war ſo von ſeiner Seereiſe ermüdet, und eine tüchtige Mahlzeit, die er gleich nach der Landung auf alle dieſe Schreckniſſe geſetzt hatte, verſenkte ihn bald in einen ſo tiefen Schlaf, daß Herr und Diener ſich ſchier wunderten, als ſie ſich um 8 Uhr am folgenden Morgen ſchon auf dem Einzuge in die Vorſtadt von Verſailles fanden, und ſomit bereits am Ende ihrer Reiſe.

Der Tag ihrer Ankunft fiel gerade in eine der merkwürdigſten Epochen in Frankreichs Annalen. Es war der 4. Mai 1789, der Tag vor der erſten Verſammlung der Reichsſtände. Die Jahreszeit ſchien ganz im Einklange mit den politiſchen Ereigniſſen zu ſtehen. Es war der Frühling der Hoffnung für alle denkenden Menſchen. Der Grundſatz moraliſcher Freiheit hatte ſich reißend über die Erde verbreitet, und jetzt verſammelten ſich die Reichsſtände Frankreichs unter ſeine ſtolzen und ſchirmenden Schwingen, um den Zuſtand des Volkes neu zu geſtalten und Unterthanen und Monarchen in das Verhältniß zu ſtellen, in welches ſie zum gegenſeitigen Beſten ſtets treten ſollten. Es war ein groſſer Verſuch, und der Puls der Welt ſchlug hoch, doch männlich, im Erwarten des Erfolgs. Eine Kriſis ſtand bevor; dem Anſcheine nach ſollte es eine heilbringende werden. Das begeiſterte Volk glaubte nur Rechte in Anſpruch zu nehmen. Ludwig XVI., der Repräſentant der Europäiſchen Monarchie, hoffte und wünſchte die Beibehaltung ſeiner unumſchränkten Gewalt nicht. Die Wohlfahrt des Menſchengeſchlechts ſchien im Beginn; Weisheit that Alles, was ſie nur konnte, zur Beförderung; alles übrige aber mußte,

wie bei allen öffentlichen Dingen, dem Schicksale überlassen werden.

Außerordentlich war der Glanz der Vorbereitungen, die man bei dieser Gelegenheit zu Versailles veranstaltete. Die ganze Bevölkerung von Paris und meilenweit aus der Umgegend war in diese Stadt, welche der Sitz der Regierung und die Scene dieses Auftritts ohne gleichen war, zusammengeströmt. Die Menschenmenge war zahllos. Alle Häuser waren mit allen nur ersinnlichen Symbolen freudiger Erwartungen geschmückt. Reiche Blumengewinde hingen über die Straßen. Jeden Garten hatte man seiner Schätze beraubt, und die ersten Rosen des Jahres verbreiteten überall hin ihre Düfte. Auf den öffentlichen Plätzen hatte man Triumphbögen und Altäre errichtet, und selbst der Aermste hing einen Teppich aus, ließ eine weiße Fahne wehen, oder putzte sein Häuschen mindestens mit Blumensträußen zu Ehren des Königs und der Volksrepräsentanten aus, bereit, sich von ihnen beherrschen zu lassen, und schien würdig der Freiheit.

Der offizielle Charakter von Cornelius und der Courier, mit dem er fuhr, bahnten ihm einen Weg durch die weiten, aber dicht mit Men-

schen besäeten Straßen, und er konnte frei nach den köstlichen Auffahrten zum Schlosse, mit Bäumen an beiden Seiten, und auf die schönen Häuserreihen sehen, deren Bauart einen edlen Styl zeigte, der ihm bis jetzt noch ganz unbekannt geblieben war. So eilten sie schnell zu dem Palaste, wo die Minister ihre Bureaux hatten, und die Bewunderung unsers Helden, wie er so durch die Menge flog, war nur mit dem Staunen dieser selbst zu vergleichen, womit sie auf das groteske und verdutzte Starren von Bryan Muleahie blickte, in welchem dieser auf der Decke des Cabriolets saß. Cornelius selbst bemerkte es, und wußte nicht, ob er lachen, oder sich des Dieners schämen sollte, dessen treffliches Costüm aus einem großen grauen Friesrocke bestand, der weit-schlotternd über eine Weste und Jacke von gleichem Stoffe gezogen war, nebst ein Paar Lederhosen und gleichen ungeschwärzten Stiefeln, die einen Theil der dunkelblau wollenen Strümpfe sehen ließen. Cornelius war daher auch, sobald er von seinem Zimmer, das ihm in den Casernen der Garde du Corps augenblicklich angewiesen ward, Besitz genommen, und nachdem er sich dem Commandanten dieses Corps vorgestellt hatte, sogleich be-

sorgt, einen Schneider holen zu lassen, um Bryan mit einer Art von Livrei zu versehen, und dann verließ er ihn mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er selbst wieder zurückkommen werde. Mit diesem Geschäfte und dem des Auspackens, Anziehens, Frühstückens und Einrichtens in der neuen Wohnung waren indeß einige Stunden vorüber gegangen, und es war bereits Spätnachmittag, als Cornelius ausging, um sich unter die Menge zu mischen und die Wunder um sich her zu betrachten. Noch wollte er keinen seiner Empfehlungsbriefe abgeben, sondern sich ganz der Masse der Eindrücke überlassen, die jetzt so überschwenglich seine Seele erfüllten.

Indem er so dem Zug des Volksstromes folgte, befand er sich bald auf dem großen freien Platze, dem Haupteingange zum Schlosse gegenüber. Hier gelangte er auf eine Erhöhung hart an der Balustrade, und hatte auf diese Art Gelegenheit, die unermeßliche Menge von Köpfen zu übersehen, die sich erhoben und senkten, so wie die wogende Volksmasse ab und zu strömte. Die drei großen und weiten Avenüen, welche aus den verschiedenen Punkten der Stadt zu dem Schlosse führten, waren alle gestopft

voll Menſchen. Reiter und Wagen kamen in Mitten dieſer weiten Räume nur langſam vorwärts, und die Bäume, die eben im ſchönen Beginn des Frühlings die Fülle ihrer Blätter entfalteten, gaben dem Ganzen ein frohes und heiteres Anſehn. Jenſeit erhob ſich der Wald von Sartory, auf deſſen grünem Teppich das Auge unſers Helden für einen Augenblick ausruhte. Jedoch nicht lange; denn in dieſem Momente begann die Prozeſſion der Königlichen Familie, der Miniſter und Hofoffizianten, ſo wie der Zwölfhundert Deputirten zu dem Reichstage aus dem Schloſſe nach der Kirche hin ſich zu bewegen, wo ſie Meſſe hören, Segen empfangen und Gebete halten wollten, ehe ſie morgen zu der feierlichen Zuſammenkunft ſchritten. Als nun die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten, die Kanonen donnerten und das Volk laut aufjubelte, fühlte ſich Cornelius über ſich ſelbſt erhoben. Er lebte in Gefühlen, die ihm noch bisher ganz unbekannt geweſen waren. Indem er aber in dieſem neuen Zuſtande der Erregung ſchwärmte und ſich als einen Theilnehmer dieſes allgemeinen Entzückens im Innerſten fühlte, warf ihn doch eine plötzliche Erinnerung an den unſeligen Contraſt, den ſein Vaterland

dagegen bilde, aus allen seinen Himmeln. Aber nur für einen Augenblick. Die Eindrücke von Außen wurden zu lebendig, um nicht jedes Nachdenken zu verdrängen. Der Zug bewegte sich weiter, und Cornelius richtete seine Blicke auf den prachtvollen Aufzug der Herolde und Hatschire in ihren glänzenden Gewändern. Schon glaubte er, hier sey Alles erschöpft, was Herrlichkeit bieten könne, und dieß müßten die Vornehmsten im Zuge seyn, als das Gemurmel der Menge ihm seinen Irrthum benahm und seine geschwätzigen Nachbarn ihn bald mit allen Einzelnheiten dieses Schauspiels bekannt machten. Zuerst sah er den Adel vorbeiziehen, in dem prachtvollen Staate goldener Röcke, mit weißen, stolz herabwehenden Federn auf den Hüten, und einem Schmucke, der die Augen blendete. Wenig Werth legte aber die Volksmenge darauf, denn es hatte die Beschaffenheit der vornehmen Richtigkeit würdigen gelernt, in welche diese Classe verfallen war. Zunächst kam die Geistlichkeit mit ihren seidenen, weiten, purpurfarbenen oder violetten Gewändern, Spitzen und Ueberwürfen; aber theils durch den damals herrschenden freien Sinn, theils wegen der immer öffentlicher werdenden politischen Intriguen und

Ungebundenheiten des Clerus, erregte ſie kein Gefühl der Ehrfurcht mehr. Nur als die Volksdeputirten vorwärts ſchritten, ſchien das Volk ſeinen eigenen Werth zu fühlen und wilder Beifallruf ſtrömte durch die erregten Maſſen. Die Sechshundert des dritten Standes zogen mit feſten Schritten und Vertrauen einflößenden Blicken vorüber. Ihre kurzen ſchwarzen Röcke und Mäntel von derſelben Farbe bildeten nebſt ihren langen, weiß muſſlinen Halskrauſen ein Coſtüm, deſſen Einfachheit ihrem Einherſchreiten noch mehr Würde zu verleihen ſchien. Aber unter ihnen Allen zeichnete ſich an dieſem Tage beſonders Einer aus, durch ſeine ſtolze Haltung ſowol als ſein langes, flatterndes Haar und ſein ausgezeichnetes und doch unſchönes Geſicht, das zugleich anzog und wieder abſtieß. Es war Mirabeau. Seinen Namen rief die Menge freudig, aber ſie ſchien vor ihm zurückzubeben, indem ſie ihm Beifall zujauchzte, und die Stimme erſtarb, als ob er ihnen zugleich Furcht und doch auch wieder Begeiſterung einflöße.

Cornelius ward bis zu einer Erregung begeiſtert, die ihre größte Höhe erreicht zu haben ſchien. Das, was eben in Frankreich vorging, war ihm nicht unbekannt, und während er von

ſeinem Vater alle Grundſätze der Anhänglichkeit an die beſtehende Monarchie ererbt hatte, klopfte ihm doch das Herz im Buſen bei dem Freudenjubel eines aus drückenden Feſſeln ſich losringenden Volkes hoch auf. Die Annäherung der Haustruppen rief ihn in die Wirklichkeit zurück, denn er fühlte ſich als ein Mitglied derſelben, wenn er auch noch nicht ſelbſt mit im Zuge war. Und jetzt erſchien der König und die Königin, neben einander hergehend, und von des Königs Schweſter, Eliſabeth, ſeinen Brüdern und dem Herzoge von Orleans gefolgt. Unſer Held ward durch das Streben des Volks, dieſe Hauptgegenſtände ſeiner Neugier näher zu erblicken, bis dicht an ſie gedrängt, denn er behauptete den Poſten feſt, den ihm der Zufall ganz vorn vor der Menge gegeben hatte. So wie der König ſich nahte, ward der Enthuſiasmus der Zuſchauer tumultuariſch. Das ehrfurchtvolle Gemurmel, das ihm vorausgegangen war, ſteigerte ſich nun, bis zu einem Sturme des Beifalls, der in den entfernten Wäldern wiederhallen mußte. Die Menge drängte immer noch von hinten vor, um auch nur einen Augenblick den Monarchen zu ſehen, der jetzt auf dem Gipfel der Volksgunſt ſtand. Vergebens

bemüheten ſich die Wachen und Gensdarmen, das Volk zurückzuhalten, und ſo war einige Minuten lang jede Schranke zerſtört, und der Zug mußte gänzlich ſtill halten. Cornelius blickte mit einem Gefühl auf den König, das zuerſt Ehrfurcht war, dann aber verglich er deſſen ruhige und leidenſchaftloſe Miene nicht ohne innere Unruhe wieder mit Mirabeau's gebieteriſchem und kühnen Blicke, bis endlich, während ſich dieſe Bilder in ſeinem Geiſte kreuzten, ſeine Augen auf eine andere Perſon ſich richteten, die dicht neben dem Könige ging, und deren ſeidenes Gewand ihn, wie er ſo da ſtand, faſt berührte. Es war die Königin.

Marie Antoniette ſtand damals in der höchſten Blüthe ihrer Schönheit, in der Fülle ihrer Macht, und war unſtreitig das intereſſanteſte Weib Europa's. In der ungebeugten Kraft ihres Geiſtes lag etwas, das die Welt in Staunen ſetzen und bezaubern mußte. Ihre Lebhaftigkeit, durch welche aber ſtete Beweiſe tiefen Gefühls und edlen Sinnes glänzten, milderte den weniger wohlthuenden Eindruck, den unſtreitig ihr Muth gemacht haben würde, wenn er mit kalter und zurückſtoßender Weiſe verbunden geweſen wäre. Ihre perſönlichen Reize

riſſen Jedermann hin, und ihr Charakter ſicherte ihr dieſe Bewunderung. Alle, die näher um ihre Perſon ſtanden, waren ihr daher auf das Innigſte ergeben, und nur die waren ihre Feinde, auf welche politiſche Urſachen, oder irgend ein perſönliches Vorurtheil einwirkten. Nie hatte aber auch eine Königin mit größeren Hindernissen zu kämpfen gehabt als ſie. Eine despotiſche, hochfahrende Mutter, ein intriguenvoller, ſelbſtſüchtiger Vormund, eine vernachläſſigte Erziehung, ein Gatte, der ihren Werth nicht zu faſſen ſchien und nicht im Stande war, ihr die Vollendung zu geben, zu welcher die Natur ſie beſtimmt hatte, ungebändigte politiſche Feinde und ein fröhliches, lebenvolles Temperament. Hierin lagen alle ihre Fehler, ihr ganzes Mißgeſchick. Aber eben die Kenntniß dieſer Verhältniſſe war auch wieder für Die, welche ihren Charakter bewunderten, ein mächtiger Sporn zu Vermehrung ihrer Anhänglichkeit. Und unter dieſen befand ſich Cornelius. Von ſeinem Vater her hatte er die höchſte Achtung für ihr Herz, und die Ueberzeugung von deſſen vollſter Reinheit eingeſogen, und mit dieſen Gefühlen zu unverhoffter Thätigkeit in ihre Nähe gezogen, ſtand er jetzt mit leuchtenden Blicken vor ihr.

Marie Antoinettens Aeußeres vereinte auf die wundervollſte Art Sanftmuth und Hoheit, und die Kleidung, welche durch ſie eingeführt ward, war ganz dazu geeignet, und vielleicht ausdrücklich gewählt, um beides auf's vortheilhafteſte zu entfalten. Ihr Haar war dieſesmal auch, wie damals üblich, in eine außerordentliche Fülle von Locken geſchlagen, und die gepuderten, reichen Flechten deſſelben ermangelten in den Augen Derer, die an eine ſolche, durch beſſern Geſchmack ſeitdem verdrängte Entſtellung gewohnt waren, der Schönheit nicht. Ihre hohe, breite, blendendweiße, herrliche Stirn ſprach einen kühnen und kräftigen Sinn aus. Ihre großen, blauen Augen aber trugen unendliche Sanftmuth und doch auch reges Leben in ſich, während der würdevolle Ausdruck ihrer Adlernaſe und der feſtausgeſprochene Schnitt, den alle ihre Züge durch das etwas hervorſtehende Kinn annahmen, von dem himmliſchen Lächeln eines Mundes, der über alle Beſchreibung ſüß und lieblich war, wieder gemildert wurden. Ihre Geſichtsfarbe war von Natur weiß und blendend, und durch Auflegung von Rouge noch erhöht. Ihr prachtvoller und eleganter Anzug aber ſtand ganz mit dem Doppelcharakter ihrer Schön-

heit im Einklange. Nie gab es einen innigern Verein der Königin mit dem Weibe, nie ein Weſen, das mehr dazu geeignet geweſen wäre, die leidenſchaftliche Huldigung eines Enthuſiaſten, wie Cornelius, zu erregen, als ſie. Während der günſtigen, oder beſſer zu ſagen, unglücklichen Momente, in welchen Cornelius ſo ununterbrochen auf der Königin perſönliche Reize blicken und in ſeinem Geiſte ſich nun auch die Vollendung ihrer geiſtigen Vorzüge ausmahlen konnte, entſchied ſich das Schickſal ſeines Lebens, und von Gemüthsbewegungen erſchüttert, die zu zergliedern er gar nicht wagte, fühlte er ſich überzeugt, daß nun das Idol vor ihm aufgeſtiegen ſey, dem er künftig eine nie mehr endende Anbetung widmen müſſe.

Die Unterbrechung, welche den Zug hemmte, und der geräuſchvolle Beifall der Menge, ſchienen für einen Augenblick die Ruhe des Königs zu ſtören, denn er ſah eiligſt und ſelbſt ängſtlich um ſich, als befürchte er etwas Unangenehmes, oder wolle ſich wenigſtens vergewiſſern, daß Alles in Ordnung ſey. — Auch die Miene der Königin änderte ſich, ging aber in ſtolze Feſtigkeit über, die natürliche Wirkung vermutheter Gefahr bei muthigen Seelen. Sie ſtand feſt

und faßte des Königs Arm, nicht als ob ſie Schutz verlangen, ſondern geben wolle. Es war aber keine Gefahr vorhanden. Das Eindringen der Menge in die geregelten Schranken des Zuges, rührte bloß von der überſtrömenden Anhänglichkeit für den König her, und die Luft hallte von ſeinem Namen wieder. Vive le Roi! ertönte es brauſend in Aller Ohren, während bloß einige ſchwache Stimmen: vive la Reine! hinzuſetzten. Cornelius hörte das Rufen, aber ſeine Gedanken waren zu ſehr mit Einem Gegenſtande beſchäftigt, um jene Unterſcheidung zu bemerken, welche jedoch ſichtlich von der Königin mit Schmerz und Stolz aufgefaßt ward. Ihr Geſicht zeigte würdevolle Gleichgültigkeit bei der Stimme des Volkes, ein unglücklicher, tiefgewurzelter Charakter-Irrthum an ihr. Die kränkende Mißbilligung, welche in der nur gleichſam verſtohlnen Nennung ihres Namens lag, brachte keine weitere beſtimmende Wirkung auf ſie hervor; als aber der Zug nun wieder vorwärts ging, unterbrach ein gemeiner Burſche, der nahe bei unſerm Helden ſtand, das ſchon ſich etwas mehrende Geſchrei: „Es lebe König und Königin!“ mit dem Gebrülle: „Nein, nein, der König und der Herzog von Or-

Orleans!“ Bei dieſer groben Beleidigung ſchien die ganze Seele der erzürnten Königin in ihre Augen zu treten. Sie warf einen Blick tödtender Verachtung auf den Buben, einen Blick, der, weil er Cornelius ſtreifte, halb auf ihn ſelbſt gerichtet ſchien. In dem begeiſterten Zuſtande ſeiner Gefühle wußte er in dieſem Augenblicke nicht, was er thue, aber der natürliche Impuls ſeines Gemüths trieb ihn fort zu dem lauten Ausrufe: „Vive la Reine! vive la Reine!“ und er begleitete dieſe Worte mit enthuſiaſtiſchen Bewegungen der Arme. Da folgte die ganze ihn umgebende Menge der ſo mit gegebenen Anregung und brach in einen allgemeinen Chor begeiſterten Zurufes aus. Elektriſch wirkte dieſer plötzliche Wechſel auf die Königin. Thränen traten in ihre Augen und auf ihre Stirn der Strahl des Entzückens. Ihre Lippen bebten vor innerer Bewegung, und als ſie majeſtätiſch weiterſchritt, winkte ſie huldvoll mit der Hand gegen Alle um ſie her, während ſie mit dem Haupte ſich neigte und unſern Helden, deſſen belebende Einwirkung ſie ganz genau bemerkt hatte, mit einem beſeelenden Lächeln beglückte. Dieſes Lächeln drang tief in ſeine Bruſt. Vom Kopf bis zum Fuße zit-

terte er vor Uebermaß des Entzückens, ſeine Augen ſchwammen, und halb unwillkührlich ſank er auf ein Knie, ſenkte das Haupt und ſtreckte die Arme wie nach einem Gegenſtande ſeiner frommen Anbetung aus. — Als der Andrang der Menge ihn endlich aufzuſtehen nöthigte, erblickte er nur noch eine unordentliche Maſſe von Wachen und Gefolge.

Eifrig blickte er nun dem Zuge nach: von Der, welche er ſuchte, konnte er aber nichts mehr entdecken. Sein ganzes Gemüth war jedoch voll von ihr, und ſo bedurfte er ihrer Gegenwart für das Entzücken ſeines Herzens nicht mehr. Los drängte er ſich aus der Menge, und ohne ſelbſt zu wiſſen wohin, eilte er in der Richtung der Schloßgärten fort. Immer weiter ſchritt er ſo, ohne etwas um ſich her zu bemerken, bis er ſich oberhalb der breiten Treppe befand, welche zu dem Tapis vert, den Boskets und in den Park hinabführt. Seine Aufmerkſamkeit ward hier einen Augenblick durch die Größe und den Glanz der Umgebungen gefeſſelt. Dieſe Maſſen von Bäumen, die breiten Waſſerſtröme, die weiten Wege, die zahlloſen Statüen, die Blumen und Geſträuche, alles ſtand vor ſeinen Blicken, wie durch Zauberſchlag aus der Erde

hervorgerufen. Er wendete ſich rückwärts, und die ganze Ausdehnung der Façade des königlichen Gebäudes lag vor ihm, ſich rechts und links in all' ihrer Ausdehnung und Hoheit hinſtreckend, wie durch Magie geſchaffen. Solch ein Palaſt, ſolch ein Park ſchienen ihm des Weſens, womit ſich ſeine Gedanken beſchäftigten, allein würdig, und ſo erblickte er alles nur in Beziehung auf die Anbetung, die eben jenes Weſen ſo ſchnell und ſo unvertilgbar in ihm hervorgebracht hatte. Er ſchritt in einem Zuſtande von Geiſtesabweſenheit weiter, und ſah alle Dinge nur ſo, als ob ſie in einen Schleier täuſchender Aufregung gehüllt wären.

Jetzt ſtrömte die Maſſe aus den Straßen und der Kirche in den Park und die Waſſerkünſte begannen ihr Spiel. Kanonenſalven verkündigten die Rückkehr der Prozeſſion in das Schloß und Tauſende von Zuſchauern verbreiteten ſich in lärmendem Jubel über die Gänge und Raſenplätze. Die Waſſer aus hundert Springbrunnen ſtiegen zum Himmel, faßten die regenbogenbildenden Sonnenſtrahlen in ſich auf, die gleich einer Glorie jede Waſſerſäule umgaben, und fielen dann in brennenden Tropfen in den Buſen des Sees nieder. Die kleinen Schiff-

chen ſchwammen mit ausgebreiteten Segeln darauf und die Schwäne mit geſpreiztem Gefieder ſchienen ſich ihr Vorrecht von dieſen künſtlichen Aufdringlichen nicht nehmen laſſen zu wollen. Muſik erſcholl von allen Seiten her, und in der Ferne ſtachen grüne Wieſen gegen die tieferen Tinten der Wälder ab, bis auch dieſe ſich in eine Maſſe leichten Gewölks verloren, welches in den fantaſtiſchen Geſtalten einer mit Schnee bedeckten Bergkette am Horizont emporſtieg.

Während Cornelius nun ſo in Gedanken und Gefühlen verloren in den Gärten herumwanderte, begannen die geräuſchloſen Schwingen des Abends ihre Schatten über die Umgegend zu ziehen, und die Sonne begrüßte ihn noch einmal ſanft mit ihren Scheideſtrahlen, ehe ſie langſam hinter den Wäldern herabſank. Die Wolken ſpiegelten ſich in dem See und die zahlloſen Fenſter des Schloſſes ſtrahlten in dem brennenden Gemiſch von Gold und Purpur. Dieſe Zeichen des ſcheidenden Tages brachten die bei Franzoſen ſo gewöhnliche Wirkung auf die verſammelte Menſchenmenge hervor, daß dieſe nämlich ſorgfältig aus der freien Luft hinwegeilte, um vor den geheizten Kaminen der

Kaffeehäuser Schutz vor den Schrecknissen eines köstlichen Zwielichthauchs zu suchen. Cornelius nahete sich jetzt fast instinctmäßig dem Palaste, denn nur wie verstohlen tagte in ihm der Gedanke, vielleicht die Königin dort noch einmal mit einem Blicke schauen zu können. Als er das Tapis vert, einen großen Rasenraum, der sich bis an die Teiche hinausdehne, durchkreuzte und auf die schmelzenden Töne der Nachtigallen hörte, ward er plötzlich durch ein tumultuarisches Geschrei aufgestört, das aus einer nahen Allee ertönte, und als er sich danach umsah, nahete sich ihm ein Haufen Menschen, der aus verschiedenen Resten herumwandelnder Müßiggänger und einigen Wachtoffizianten des Parks bestand. Letztere trieben einen Mann vor sich her, der sich gewaltig gegen sie wehrte, und dadurch solchen Staub um sich her machte, daß Cornelius weder dessen Kleidung, noch Gesicht erkennen konnte. Sein Geschrei ward von den Drohungen und Flüchen Derer, die ihn festhielten, und dem lauten Gelächter der Zuschauer ganz übertönt. Aus Neugierde und angeborner Abneigung gegen Alles, was einer Gewaltthätigkeit ähnlich sah, eilte Cornelius vorwärts, und als er durch die Menge sich drängte, hörte er ganz

vernehmlich das klägliche Geſchrei ſeines Bryan Mulcahie, der laut nach ſeinem Herrn rief: „Herr Cornelius! Herr Cornelius! Wo ſind Sie nur? — Wollt Ihr mich gehn laſſen, Ihr Spitzbuben? — Herr Cornelius! — O! Ihr Diebsgeſindel, was hab' ich Euch denn gethan? Wollt Ihr mich denn umbringen? — O! mein guter Herr Cornelius!"

Cornelius konnte ſich nur mit Mühe bezwingen, nicht durch die Menſchenmaſſe zu dringen, und ſeinen armen Bedienten zu befreien; doch wollte er erſt erfahren, was dieſer verbrochen, ehe er ſich unvorſichtig in dieſe Angelegenheit miſchte. Er fragte alſo einen der Umſtehenden danach, und erhielt zur Antwort, daß dieſer Menſch in den Garten gekommen ſey, und in ſeinem barbariſchen Engliſchen Dialekte laut und unaufhörlich nach einem ſeiner Cameraden gerufen habe. Dieß ſey aufgefallen, Einige ſeyen davon gelaufen, weil ſie ihn für toll gehalten, Andere hätten ſich aber an ihn gedrängt, und über ſeine groteske Kleidung und ſein ganzes komiſches Weſen herzlich gelacht. Darüber ſey der Menſch ſo böſe geworden, daß er wüthend auf die Nächſtſtehenden losgeſprungen. Nun hätte ſich die Wache darein gemiſcht und

als Jener somit sich übermannt gefunden, habe er entwischen wollen, sey dabei über Blumenbeete und andere eingehegte Anpflanzungen gesprungen, und endlich habe man ihn in dem Heiligthume einer der Baumgruppen, welche die Königin sich ganz allein vorbehalten habe, eingeholt. Cornelius wußte jetzt selbst nicht was er thun sollte, hielt es aber für's Beste, der Sache ihren Lauf zu lassen, der ohne Zweifel Bryan in das Wachthaus bringen werde, wo es ihm dann am leichtesten seyn würde, sich für ihn zu verwenden. Er folgte also der Menge nach, suchte sich aber sorgfältig vor dem wüthenden Bryan zu verbergen.

Die Wächter nahmen den Weg nach der Hauptterrasse zu, und als sie mit ihrem Gefangenen die Stufen derselben hinauf wollten, sträubte er sich ärger als vorher, suchte auf jeder Stufe eine neue feste Position zu fassen und feuerte mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen so heftig gegen seine Führer aus, daß deren Schienbeine hätten von Marmor seyn müssen, wenn sie nicht eben so viele blaue Flecke hätten bekommen sollen, als jener Adern hat. Ganze Lasten von Schlägen mit dünnen Stöckchen und von Ohrfeigen regnete es nun von Seiten

der Franzoſen wieder auf den armen Bryan, und Cornelius, den das Mitleid übermannte, wollte eben durch die Maſſe zu ihm dringen, um ihm beizuſtehen, als ein Geiſtlicher von ſtarker, faſt gigantiſcher Geſtalt und mittlerm Alter, den das Geſchrei des armen Schlachtopfers herbeigelockt hatte, ſich zwiſchen dieſes und die Wächter ſtellte, die Beiden, welche Bryan zu erdroſſeln drohten, jeden mit einer ſeiner kräftigen Hände ergriff und ſie von dieſem abſchüttelte.

Mit Donnerſtimme verlangte nun der Prieſter die Urſache dieſer Behandlung gegen einen armen Fremden zu wiſſen. Ehe die Wächter aber noch antworten konnten, mußte er nur erſt Bryan beſchwichtigen, der immer auf ſie losſpringen und ſich ſelbſt Genugthuung holen wollte.

„Sei ruhig, mein Sohn!“ rief er ihm zu. „Laß ſie gehen, ich will es ſchon abthun. Ich bin Pater O'Collogan, ehemals bei der Irländiſchen Brigade. Sie werden Dir kein Leid zufügen. Ich will ſchon für Dich ſorgen, für Leib und Seele!“ —

„Ach! Gott erhalte Ew. Hochwürden!“ ſchrie Bryan. „Sie ſind ein Irländer! Gott ſey Lob und Dank! Ich dachte immer, ich und mein armer Herr Cornelius wären die Einzigen

hier. Ach! und den haben die Spitzbuben da mir gewiß schon todtgeschlagen!"

Der Priester sprach nun mit den Wächtern, während Bryan immer dazwischen schrie, daß er gar nichts gethan, als seinen Herrn Cornelius aufgesucht und nach ihm gerufen habe. Pater O'Collogan versicherte die Wächter, daß sie vollkommene Genugthuung erhalten sollten, und indem so die ganze Masse in der Richtung des Schlosses nach dem Flügel sich hinzog, wo der Gartenaufseher wohnte, wendete sich der Pater zu Bryan, und fragte ihn, was er nur immer mit seinem Herrn Cornelius wolle?

„Was ich damit will, Ew. Hochwürden? Was ich mit Herrn Cornelius will? O, du mein Himmel, das ist ja der Herr Cornelius, mein Herr, der Sohn von meinem alten Herrn, von dem Herrn Major M'Naughton, dort auf dem Schlosse. Ja, ja, Ew. Hochwürden!"

Was ist das — unterbrach ihn der Pater eifrig — willst Du mir vorlügen, daß Cornelius, der Sohn meines alten Freundes, des Majors, hier in Versailles und noch nicht zu mir gekommen wäre? Höre, ich glaube Du bist ein Stückchen Teufelskerl und ein Lügner in Folio.

„Ach, du mein Himmel!“ ſchluchzte Bryan, der ſeine Thränen nicht länger zurückhalten konnte: „ich Ew. Hochwürden belügen! Ich bin ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind.“

Und wo iſt denn dein Herr?

„Ja, wenn ich das wüßte! Ach Gott! wenn ihn die Schurken nur nicht auch umgebracht haben, wie ſie's mit mir vorhatten.“

Sprichſt Du Wahrheit — rief Pater O'Collogan — ſo will ich deinen Herrn auffinden, todt oder lebendig, da verlaſſe Dich darauf!

Cornelius, der Alles aufmerkſam mit angehört hatte, wollte ſich eben nun ſelbſt O'Collogan vorſtellen und ſo dem Ganzen hoffentlich ein Ende machen, als der Menſchenmaſſe, die nun nahe am Schloſſe vorbei nach dem Hofe gegangen war, ein Bedienter in der königlichen Livree ſich näherte, der ſchnell von einer Gruppe Damen und Herren, welche unmittelbar unter den offnen Fenſtern herumwandelten, herkam. Er verkündete ſich als Vorläufer eines Kammerherrn, den die Königin herſenden werde, welche unter jenen Damen ſich ſelbſt befinde, und da ſie die ausgezeichnete Geſtalt des Paters mitten in dem Menſchentroſſe bemerkt, neugierig geworden ſey, zu erfahren, was vor-

gegangen. Kaum hatte auch Pater O'Collogan ſein vom heftigen Andrange etwas verſchobenes Prieſtergewand ſchnell wieder in Ordnung gebracht, als der Kammerherr ſelbſt in hofmäßiger Kleidung heranmahte, und indem er mit Anſtand Hut und Degen unterm Arme hielt und Ströme von Wohlgerüchen aus ſeinem battiſtnen Schnupftuche ergoß, fragte, was denn das hier unter den Fenſtern des Schloſſes ſelbſt für ein Lärm ſey.

Schon begann Pater O'Collogan ihm die Sache auseinanderzuſetzen, um Bryan, ſo viel wie möglich, zu entſchuldigen, als die Königin Marie Antoinette ſelbſt herbeikam, und mit der herablaſſenden Anmuth, welche, wenn ſie Königin von England geweſen wäre, ihr einen Thron in den Herzen aller ihrer Unterthanen erbauet haben würde, die aber jene Franzoſen nicht zu würdigen verſtanden, nach der Urſache des Auflaufs fragte, wo ſie dann von dem unerſchrokkenen Prieſter den ganzen Hergang der Sache hörte. Als Cornelius ſich nun ſo plötzlich wieder in ihrer Nähe befand und auf ſie blickte, vergaß er alles Andere um ſich her, und hörte nichts von dieſer Erzählung. Er glaubte, das

Schickſal habe ihn nur darum zweimal an einem Tage an die Seite der Königin geſtellt, um die Anbetung zu heiligen, mit der er ſich ihr weihte, und ſie erſchien ihm jetzt, in ihrer einfachen Kleidung und befreiet von den glänzenden aber förmlichen Gewändern des feierlichen Aufzuges, tauſendmal ſchöner als vorher.

Als Marie Antoinette auf Pater O'Collogans Rede aufmerkſam gehört hatte, befahl ſie, daß der Gefangene entlaſſen und unter das Geleit des Prieſters geſtellt werden ſolle; die Wächter beſchied ſie, ſich zu beruhigen, und ſchloß damit, wie ſie hoffe, daß der junge Garde du Corps ſich bald wieder zeigen, ſeinen Dienſt antreten und ſeinen Bedienten auch in den Schranken des ſeinigen halten werde.

Wie Cornelius dieſe letzten Worte hörte, fühlte er ſich unwiderſtehlich angetrieben, ſich zu erkennen zu geben; er trat alſo aus der Menge vor, beugte ſich ehrerbietig, und indem er erklärte, daß er der Herr des Friedensſtörers ſey, für den er künftig haften wolle, dankte er der Königin auf's ehrfurchtsvollſte für ihre gnadenreiche Verwendung. Marie Antoinette erkannte unſern Helden augenblicklich wieder. Sie neigte ſich ein wenig und lächelte,

nicht verneinend, wie gefährlich die Folgen dieſes Lächelns für Jemand ſeyn würden, in deſſen Herz es tief eindrang.

„Es iſt gut,“ ſagte die Königin, indem ſie fortging, und ſetzte dann noch, zu ihrer ſchönen Gefährtin, der Prinzeſſin Lamballe, gewendet, hinzu: „Dieſer junge Irländer wird der Garde du Corps keine Schande machen.“ —

„Es iſt ein ſchöner junger Mann,“ entgegnete die Prinzeſſin: „und verdient es, einer ſolchen Gebieterin zu dienen.“

Cornelius und ſeines Vaters alter Freund traten nun erſt einander näher, und Erſterem ward es nicht ſchwer, ſich bei dem wackern Geiſtlichen wegen ſeiner heutigen Verſäumniß zu entſchuldigen. O'Collogan begleitete nun Cornelius in die Caſernen der Garde du Corps, um dort den Brief von deſſen Vater in Empfang zu nehmen und den Abend vollends mit ihm zuzubringen.

Schnell verſtrichen den beiden neuen Freunden die heiteren Abendſtunden. Allein nach und nach ward Cornelius doch der Beredſamkeit des wackern Meiſters müde, denn nur Ein Gegenſtand lebte in ſeiner Seele, und alles andere ſchien ihm, ſo wichtig es auch an ſich ſeyn

mochte, dagegen nur kleinlich. — Erſt alſo, als O'Collogan im Fortgange des Geſprächs der Königin erwähnte, hing Cornelius mit Blick und Seele an deſſen Munde.

„Und," ſo fuhr der Prieſter feierlich fort: „auch dieſes wunderſchöne Geſchöpf von einer Königin, die man wegen ihrer Güte und Herablaſſung für einen Engel halten ſollte, auch ſie wird in dieſer Zeit viel leiden müſſen, das ſehe ich von dieſen Reichsſtänden voraus. Man kann freilich nicht wiſſen, was uns alles noch bevorſteht, aber ich verſichre Dich, Cornelius, die Aermſte hat Urſache, auf das, was da kommen wird, mit ſchwerem Herzen und trübem Auge zu blicken.

Le tems présent est gros de l'avenir.
(Die bange Gegenwart
Der bängern Zukunft harrt).

wie der Dichter ſagt, und was da herauskommen wird, könnte leicht ein ſehr unruhiges Kind ſeyn."

Ich hoffe, lieber Vater — ſagte Cornelius — daß Ihre Ahnungen nicht in Erfüllung gehen werden, und Sie dieſe Dinge zu ſehr von der Schattenſeite betrachten. Verſpricht doch Alles

an dem heutigen Tage dem Lande, dem Könige und der Königin nur Glück und Heil.

„Das glaube ja nicht, guter Junge! Ich sage Dir's noch einmal, von diesen Reichsständen und der Richtung, die die öffentliche Meinung genommen hat, läßt sich alles Ueble erwarten. Hat's doch heute schon im Schlosse verlautet, daß bei dem Zuge ein Anhänger von dem Tollkopfe, dem Herzoge von Orleans, Ihre Majestät mit Worten gröblich beleidigt habe und sich sogar thätlich an ihr vergangen haben würde, wenn ihn nicht ein junger Engländer oder Irländer, denn dem letztern siehts am ähnlichsten, niedergeboxt hätte."

„Nein, lieber Vater — rief Cornelius aus — das ist nicht wahr, ein solches Ungeheuer kann es nicht geben, das nur so etwas gedacht, geschweige denn es versucht hätte.

„Und woher weißt Du denn das?" fragte der Priester.

„Weil ich dort war — dort an Ort und Stelle — weil ich — weil ich es selbst war —"

„Wie? Du bist der junge Fremde gewesen, der den Böſewicht niedergeworfen hat. Du, Du bist's gewesen? O! das Blut meines Freundes, des Majors, klebt auch an dei-

nen Adern! Du haſt ihm alſo den Fang gegeben, dem Spitzbuben?“

Nein, lieber Vater, das nicht, aber —

„Ja, ja, das haſt Du gethan, das weiß ich beſſer als Du ſelbſt. Leugne nur nicht, ſchäme Dich doch nicht einer ſo ſchönen That — es war auch deine Chriſtenpflicht. Wo haſt Du ihn denn aber hingetroffen? Erzähl' mir's doch!“

Ehe Cornelius von Neuem zu proteſtiren anfangen konnte, unterbrach jedoch ein Klopfen an der Thür die Unterhaltung und der Adjutant des Bataillons, zu dem Cornelius jetzt gehörte, trat mit einer Bothſchaft vom Oberſten ein, der eben aus dem engern Kreiſe der Königin gekommen war, und angeordnet hatte, daß, da m.. morgen bei Eröffnung der Nationalverſammlung die ausgeſuchteſte Mannſchaft zur Begleitung für den König brauche, Cornelius, wie er hoffe, bereit ſeyn werde, der Parade als Ueberzähliger beizuwohnen. — Der neue Rekrut erklärte ſeinen beſten Willen dazu, beklagte aber nur, daß er eben ſo wenig noch eine Uniform habe, als mit dem Manoeuvre und der Parade-Disciplin vertraut ſey. — „Das nehme ich auf mich,“ entgegnete der Adjutant: „einer

„einer Ihrer Kameraden will Ihnen eine Uniform leihen, die Ihnen wie angegossen sitzen wird, und Sie brauchen bloß mit den Truppen abzumarschiren, ohne die Manoeuvres mitzumachen.“

Der Adjutant wollte nun wieder gehen, als Pater O'Colleagan ihn seinerseits anredete: „Ja, ja, Herr Adjutant, verlassen Sie sich darauf, er wird kommen. Ich sehe die Sache durch und durch. Die Königin hat den Herrn Obersten ersucht, ihn dazu zu berufen.“

Oho! Herr Abbé! — unterbrach ihn jener.

„Um des Himmels willen, theurer Freund!“ rief Cornelius.

„Sagt, was Ihr wollt, meine Herren, kurz, ich weiß, daß es so ist. Lehrt mich die Weiber nicht kennen, lehrt mich die Königin nicht kennen! — Und sie hat vollkommen Recht, wenn sie diesen feinen jungen Mann wieder vor Augen haben will, der den Türken niederschmetterte, der sie heut' beim Zug so beleidigte.“

That dieß der Kamerad hier wirklich? — fragte der Adjutant hastig.

„Das will ich meinen!“ entgegnete der Pater, und ehe Cornelius ein Wort dagegen einwenden konnte, eilte der Adjutant fort und

kam nach ein Paar Minuten mit einem halben Dutzend anderer Garde du Corps zurück, denen er den braven Kameraden vorstellte, der sich heut' schon als Ritter ihrer vergötterten Königin ausgezeichnet hatte. Alles Ableugnen und Betheuern war von Seiten unsers Helden vergebens, denn immer trat der Pater wieder mit seinen Versicherungen dazwischen, und so kam Cornelius in einen Ruf, den er freilich in gewisser Hinsicht wohl verdiente. Nicht eine Stunde verging, und in den ganzen Casernen der Garde du Corps wußte man Cornelius' heldenmüthige That, und ehe die Parade am nächsten Morgen aufzog, war schon diese Geschichte und mit ihr Cornelius' Name in dem Munde jedes guten Royalisten in Versailles. Er war also dadurch schon ein Mann geworden, welcher Aufmerksamkeit erregte.

Sechstes Kapitel.

Der folgende Tag, der 5. Mai 1789, war einer jener täuschenden Zeitpunkte in den Jahrbüchern des Schicksals eines Königreichs, dessen Eintritt von der Welt mit einem Enthusiasmus begrüßt wird, wie er dem Heile, das er verspricht, angemessen ist, auf den man aber später mit den Gefühlen der tiefsten Verachtung gegen die trügerischen Berechnungen menschlicher Ansichten blickt. Das Schauspiel, das an ihm sich entfaltete, war das schönste, welches Frankreich seit Jahrhunderten erblickt hatte. Ludwig XVI. saß von Gold und Juwelen glänzend auf seinem Throne, umgeben von den Prinzen von Geblüt. Die Königin, die Prinzessinnen und alle Hofdamen schmückten auf's

strahlendste gekleidet, die Seitengalerien der Halle, und ihren übrigen Raum füllten der Adel, die Geistlichkeit und die Volksrepräsentanten an, einen seltenen Verein von äußerem Glanze und innerer Größe bildend.

Die Rede des Königs war gut geschrieben, ward gut vorgetragen und mit Entzücken aufgenommen. Cornelius aber, der durch besondere Gunst seines Obersten so angestellt war, daß er freien Blick auf die Versammlung hatte, hörte nur wenig auf das, was der König oder die Minister sprachen. Sein Geist war ganz in die Betrachtung der Königin verloren, welche schweigend und, wie unser Held bemerken wollte, verdüstert da saß und auf die hier vereinten Elemente, als auf eben so viele Werkzeuge zu ihrem Untergange herabzublicken schien. Cornelius dachte an die Vorhersagungen des Priesters, und er schauderte, wenn er auf all' das Große um sich her blickte. Er folgte der königlichen Familie in deren militärischer Begleitung bis in das Schloß, und von der Wut seiner Gefühle, wie von dem Wunsche beseelt, auch nur Einen Blick der Milde zu erhalten, drängte er sich nahe an den Wagen, aus welchem die Königin stieg. Sie hatte aber dieß

mal keine Gedanken für ihn oder das zahlreiche, ihr geweihte Gefolge umher. Wer mag es ergründen, was ihre Seele eben jetzt beschäftigte.

Als Cornelius mit langsamen Schritten und schmerzlicher Abspannung am Abende dieses Tages in seinem Zimmer auf- und ab-ging, war es ihm, als ob er plötzlich aus täuschenden Träumen aufwache, und mit tiefinnerer Pein ging er an das quälende Geschäft der Selbstprüfung. Vor sich selbst erschrak er nun, als er sich die Gefühle klar zurückrufte, welche seit vier und zwanzig Stunden sein Herz durchstürmt hatten. Er fühlte, wie seine Wange erröthe, wenn er an die kühnen Gedanken sich erinnerte, deren Daseyn während jener Zeit er sich nicht ableugnen konnte. Die Anmaßung seines Strebens, von einer Königin von Frankreich ausgezeichnet und bemerkt zu werden, schien ihm jetzt die vollste Selbstverachtung, die härteste Strafe zu verdienen. Es dünkte ihn, als wisse schon die ganze Welt um ein Geheimniß, das er sich selbst zu gestehn noch nicht gewagt hatte. Auf seinen Stuhl sank er zurück, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, als er voll Scham an die Keckheit dachte, mit der er sie angeblickt, begleitet, ja selbst mit ihr gesprochen hatte. Aus den Ge-

sprächen seiner Kameraden am heutigen Morgen hatte er gehört, daß noch jetzt ein Edelmann um Versailles herumwandere, der aus Liebe zur Königin in stillen Wahnsinn verfallen sey. Als er sich dessen wieder erinnerte, sprang er heftig auf und fühlte, wie das Blut in seinen Adern stockte, denn er bemerkte, wie auch seine Sinne schon irre müßten geworden seyn, weil nur auf diese Art so verwegene Gedanken in ihm hätten entstehen können. Aber wie gewöhnlich endeten auch hier alle Kämpfe gegen unwillkührliche Leidenschaft damit, daß diese nur eben durch die Anstrengung, sie zu unterdrücken, neue Gewalt erhielt. Als Cornelius' erste Aufwallung von Selbstvorwürfen beschwichtigt war, überzeugte er sich, daß, ob er sich gleich nicht den Frevel verstatten dürfe, eine Liebe zur Königin auch nur für möglich zu halten, dennoch sowol Pflicht als innere Huldigung ihm es auferlegten, sich ganz ihrem Dienste zu weihen. Stolz nun darauf, daß er somit den Zauber, der sein Herz zu bestricken drohte, schon im ersten Entstehen unwirksam gemacht habe, ward auch er einer der vielen sich selbst täuschenden Menschen, welche Vernunft für stärker halten als Leidenschaft.

Oben ward schon bemerkt, daß unser Held durch die Uebertreibungen dessen, was ihm beim Zuge begegnet, Aller Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; jede Stunde vermehrte diese noch. Denn Vater O'Collogan war nach ächt Irländischer Weise unerschöpflich in seinem Lobe und verbreitete eine Menge unschuldiger Lügen über ihn, die ihren Ursprung in der allzu fruchtbaren Einbildungskraft des guten Geistlichen hatten. So erzählte er ganz treuherzig Jedem, der es nur hören wollte, „daß die Königin — und das sey ihr auch gar nicht zu verdenken, da sie ein so sanftes Herz besitze — den hübschen jungen Engländer, so wie sie ihn nur den Schurken, der sie habe antasten wollen, zu Boden werfen gesehn, ganz besonders in Affection genommen habe; daß sie noch jenes Abends ausdrücklich auf die Terrasse gegangen, um ihn zu sehen, was auch ganz natürlich; daß sie dem Obersten es bestimmt aufgetragen, ihn bei der Parade mit einzustellen, und daß sie mehr auf ihn, als auf die Stände gesehen habe, so schön sich auch jene ausgenommen."

Von diesen albernen Uebertreibungen glaubte der gute O'Collogan Alles am Ende selbst, und dachte an nichts weniger dabei, als der

Königin damit zu schaden. Dieß war aber das traurige Loos von Marie Antoinette, daß selbst ihre besten Freunde ihrem Rufe den Todesstreich versetzten, Freunde, die lieber selbst gestorben wären, als ihr wissentlich zu nahe zu treten. Jeder Feind, jeder Neuigkeitskrämer, jeder Liebhaber des Scandals haschte nun solche alberne Reden auf und erzählte sie rund umher, und so ging auch jetzt überall das Gerücht, daß die Königin sehr vielen Geschmack an dem jungen Irländer finde, und die niedrige Phantasie des vornehmen und gemeinen Volks mahlte diese geträumte Zuneigung nun noch mit den schreiendsten Farben aus.

Cornelius hatte nicht den mindesten Antheil daran, aber doch ward er dadurch ein Gegenstand des Hasses und folglich der Feindschaft vieler seiner Kameraden, und für die anerkannten Gegner der Königin, die selbst im Heere mit jedem Tage sich vermehrten, eine Zielscheibe von Beleidigungen und Spöttereien, so wie die Gelegenheit sich nur darbot. Durch sein ihm so natürliches, zurückgezogenes Benehmen, das jetzt noch durch den Zustand der Gefühle, denen er hingegeben war, sich vermehrte, unterstützte er ohne sein Wissen die Beschuldigun-

gen, die man ihm andichtete. Alles dieſes ward für Stolz gehalten, und ſeinen einſamen Wanderungen in den Park wurden ganz andere und wirkſamere Urſachen untergeſchoben.

So verging ein Monath. Cornelius hatte indeß den Dienſt wacker gelernt, und wenn er auf den Straßen ging, oder in ſeiner ſchönen blauen Uniform auf den Exercirplatz ritt, oder im vollen, reich mit Gold geſtickten Anzuge mit ſcharlach-ſammetnen Beinkleidern und ſeidenen Strümpfen den Abendgeſellſchaften im Schloſſe oder in der Stadt beiwohnte, wurde er allgemein für den ſchönſten jungen Mann gehalten, der damals ſich am Hofe von Verſailles befand. Der edle Eifer, der in ihm lebte, gab ihm eine höhere Geiſtesrichtung, welche ſich in ſeiner ganzen Haltung auf's vortheilhafteſte ausſprach. Dann und wann ſah er die Königin, wenn ſie ſpaziren ging oder er den Dienſt im Schloſſe hatte, und gab ſich Mühe, das Klopfen ſeines Herzens und das Glühen ſeines Geiſtes, das ihn dann, ſo wie ſie erſchien, unwiderſtehlich befiel, dem ehrfurchtsvollen Eifer für ſeine Gebieterin beizumeſſen. In den Briefen an ſeinen Vater ſprach er mit Entzücken von ſeiner Lage, berührte die öffentlichen Angelegen-

heiten nur leiſe, erwähnte aber kein Wort von der Königin. Mit Vater O'Collogan aber redete er frei von ſeiner Ergebenheit für ſie, von der Bewunderung ihres Benehmens, und mit einer Wärme, die durch deſſen ſtete Verſicherungen, daß er Gnade vor den Augen ſeiner königlichen Herrin gefunden habe, nur noch immer glühender ward.

Unter den Bekanntſchaften, welche Cornelius gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts in Verſailles gemacht hatte, befand ſich auch ein junger Mann ſeines Alters, Namens Armand. Dieſer war als ein Günſtling der Königin bekannt, denn ſie hatte ihn als Kind auf einer ihrer Jagden kennen gelernt, mit Einwilligung ſeiner Aeltern, welche arme Landleute waren, an Kindesſtatt angenommen, und nun mit allem dem Luxus und der Nachſicht erzogen, wie es bei ſolchen Kindern von Perſonen hohen Ranges gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Dieſen Umſtänden zu Folge war er in ganz Verſailles unter dem Spottnamen: le Marquis de Rencontre, bekannt. Armand war ſchön und unterrichtet, beſaß aber eine ſtarke Doſis von dem Hochmuthe der Menſchen, die aus niederer Geburt ohne eigenes Verdienſt zu

einem ausgezeichneten Range in der bürgerlichen Gesellschaft emporgehoben werden, und dieser ward noch, wie gewöhnlich, durch das drückende Gefühl der Nichtachtung, welche ihn doch seine hochgebornen Gefährten empfinden ließen, vermehrt. Er beobachtete daher eine gewisse Keckheit in seinem Benehmen, als das einzige Mittel, sich auf seiner künstlichen Höhe zu erhalten. Aber auch von den lockeren Gesinnungen um ihn her hatte er seinen Theil angenommen, ein stetes Schwanken der Grundsätze und Meinungen, welches deutlich bewies, daß er nicht moralisches Gefühl genug besitze, um den rechten Weg festhalten zu können. Cornelius bemerkte alles dieses bald, und Armand würde unstreitig der letzte der Kameraden gewesen seyn, an den sich Cornelius angeschlossen, hätte er nicht jene unwillkührliche Hinneigung zu ihm gefühlt, die ihn zu Allem hintrieb, was mit seiner Ehrerbietung für die Königin, welche schnell bis zur Vergötterung emporgewachsen war, in Einklang stand. Auch rechnete er auf Armand's Näherstehn bei der Königin und auf die Gelegenheiten, die er dadurch bekommen würde, diese unter weniger förmlichen Verhältnissen als in seiner öffentlichen Dienstverrichtung zu erblicken.

Darin war auch Cornelius sehr glücklich, denn er erlangte nicht nur durch diese neue Bekanntschaft besondern Eintritt in das Schloß und die Gärten von Trianon, sondern auch stete Gelegenheit, von der Königin in Bezug auf ihr häusliches Leben sprechen zu hören, ja Armand's Zuneigung für ihn ging so weit, daß dieser ihm einen Theil einer Locke von ihren Haaren gab, die er aus einer Einlage hinter einem Miniaturgemählde nahm, welches seine königliche Beschützerin ihm an einem festlichen Tage als ein sprechendes Zeichen ihrer steten Vorsorge für ihn, gegeben hatte.

Ausgerüstet mit diesem Schatze, glaubte Cornelius einen Talisman, nicht nur gegen jedes ungünstige Schicksal, sondern auch gegen das unedle Benehmen der Menschen, das nur zu leicht daraus entspringt, zu besitzen. Mit ihrer Locke auf dem Herzen und ihrem Bilde in seiner Seele, war er überzeugt, nie eine unwürdige Handlung begehen zu können, denn gleich Allen, welche einen verehrten Gegenstand wirklich gegenwärtig glauben, fühlte er ein Etwas in diesen Empfindungen, das sich der Heiligkeit frommer Anbetung nahte, und das somit, indem es ihn durch eine vermeinte stete

Gemeinſchaft beglückte, ihn zugleich hoch über alle gröbere Fehler der menſchlichen Natur erhob.

Als Cornelius an einem Juniusabende mit Armand in der Nachbarſchaft von Trianon ſpazieren ging, nöthigte ſie die drückende Hitze, in einem jener kleinen öffentlichen Gärten Unterkommen zu ſuchen, die auch noch jetzt an den Einzäunungen des Parks ſich befinden. Damals, wo die Volksmenge von Verſailles fünfmal ſtärker war als jetzt, und der ſtete Aufenthalt zahlreicher Truppen die ganze Umgebung lebendiger machte, waren dieſe kleinen Guinguetten, wie man ſie nannte, der Schauplatz ſteter Tanz- und Trinkgeſellſchaften. Auch die, in welche ſich am gedachten Abende Armand und Cornelius flüchteten, war bis zum Uebermaße gefüllt, und an jedem Baume hatte ſich eine Geſellſchaft niedergelaſſen, die ihre Limonade oder Orgeade trank, während der Tanzplatz mit Gruppen angefüllt war, die ſich beim Klange eines guten Orcheſters, das zwiſchen den Zweigen einiger Akazien angebracht worden, luſtig und guter Dinge herumdrehten.

Vergebens ſahen jene Beiden ſich nach einem Sitze um; ſie mußten damit zufrieden ſeyn, im Schatten ſtehen zu bleiben, und den anmu-

chigen Bewegungen der Tanzenden zuzusehen, die von der Hitze, welche jene so sehr plagte, nichts zu empfinden schienen. Indem sie nun so umherschauten und sich ihre flüchtigen Bemerkungen mittheilten, gewahrten sie, daß sie selbst auch beobachtet würden. Eine Gruppe, aus drei bis vier Officieren eines Jägerregiments bestehend, das damals in den Cavalerie-Casernen zu Severs lag, und eben so viele Nationalgardisten von Versailles, tranken unter einem Baume zusammen. Ihr Gespräch war lärmend, und jedes Wort bezog sich direct oder indirect auf politische Gegenstände. So sprachen sie laut über die Streitigkeiten, die sich schon damals in der Versammlung der Reichsstände zu zeigen anfingen, so wie von Mißverhältnissen, welche durchaus zwischen dem Volke und dem Throne entstehen müßten. Dann spielten sie sehr unanständig auf den König an, und kamen auch endlich auf die Königin. Cornelius und Armand hatten bis dahin so ziemlich gleichgültig zugehört, jetzt ward aber ihre Aufmerksamkeit gespannt. Nur zu deutlich war es, daß die ganze Unterredung in Bezug auf sie Statt fand. Armand war überall gekannt und Cornelius Uniform zeichnete ihn schon aus, hatte

man in ihm nicht auch noch besonders den Garde du Corps erkannt, über den so verläumderische Gerüchte im Schwunge waren. Jetzt begann jene Gesellschaft Bruchstücke aus Volksliedern zu singen, worin es über die Begünstigten des Hofes und dessen knechtische Miethlinge herging. Dabei gab man sich verständliche Winke, und schlechter Witz ward gemacht, Alles nur absichtlich gegen Cornelius und seinen Gefährten. — Der Tanz endete, und die ganze Gesellschaft hörte nun zu. Viele schienen die Ansichten der Eisenfresser, welche Beleidigung auf Beleidigung häuften, zu theilen, während Andere entweder verschiedener Meinung waren, oder nicht genau darauf achteten.

Von dem Augenblicke an, wo diese Unterhaltungen eine persönliche Richtung nahmen, noch mehr aber, so wie sie die Königin anzugehen schienen, fühlte Cornelius sich in dem innern Bestreben, ein Wort oder eine Rede aufzufassen, an die er sich bestimmt halten könne, fest in den Boden gewurzelt; das Gefühl tiefer Ehrfurcht jedoch, das stets jeden Gedanken an sie begleitete, ließ ihn vor irgend einer Gewaltthätigkeit zurückbeben, die ihren geheiligten Namen compromittiren könne. Mit all

der äußern Kälte, welche ihm sein aufbrausender Unwille verstattete, hörte er daher zu, und sah es sogar für eine Art von Schuldigkeit an, von dem, was vorging, Armand zuerst Notiz nehmen zu lassen, da dieser in der bürgerlichen Welt eine höhere Stellung hatte als er, und in näherer und ganz besonderer Beziehung zu der Königin stand. Zu seinem größten Staunen schien aber Armand gar kein Verlangen zu tragen, sich in diese Sache zu mischen. Im Gegentheile schien es, als wünsche er sich das Ansehen zu geben, daß er in alle dem gar nichts Beleidigendes finde, und so schlug er, nach einigen etwas verlegen angebrachten zufälligen Bemerkungen, Cornelius vor, den Ort hier zu verlassen.

„Was?" rief dieser aus, „Du willst fortgehen und diese unverschämten Schurken glauben lassen, daß wir vor ihren Beleidigungen davonliefen?"

Komm', komm', lieber Freund! — entgegnete Armand — Bedenke, wie zart meine Lage ist. Werfe ich mich öffentlich zum Ritter der Königin auf, so habe ich ein Dutzend Duelle auf dem Nacken, ehe ich mir es versehe. Also fort, fort!"

„Ist

„Iſt das dein Ernſt, Armand?" rief Cornelius. „Ich ſtaune über Dich! Können ſolche Bedenklichkeiten Dich dahin bringen, es ruhig mit anzuhören, wenn man ihren Namen beſchimpft?"

Das gerade nicht — liſpelte ihm Armand halblaut zu, und ſuchte ihn zugleich am Arme mit fortzuziehen: — aber Du ſieheſt ja ſelbſt ein, daß ein öffentliches Aufſehen, das wir hier um ihretwillen machten, ihr bei der gegenwärtigen Kriſis mehr ſchaden als helfen könnte. Alſo, lieber Freund! laß uns ruhig unſerer Wege gehen.

Schon gab Cornelius, obgleich ungern, der Bewegung Armand's nach, die ihn aus dem Garten führte, und wollte nur noch ihm zu beherzigen geben, wie höchſt unangenehm ein ſolcher Rückzug ſey, als Einer von der feindlichen Parthei laut ausrief: „Sagt' ich's Euch nicht, Kameraden? Sie ziehen ſich ſeitwärts, paſchen ab, räumen das Feld ohne Schwertſtreich! — die würdigen Mignons der neuen Meſſaline! Victoria! Victoria!"

„Bei Gott, das iſt zu ſtark!" ſchrie nun Cornelius, und machte ſich von Armand los.

Fort, fort! — rief dieſer — ſie morden uns.

„Nun, so laß uns lieber sterben, erwiederte unser Held, als diese schändlichen Beleidigungen dulden!“ und mit diesen Worten riß er sich von Armand, der ihn wieder gefaßt hatte, von Neuem los, und stürzte nach dem Tische zu, wo jene Recken saßen.

„Wer von den Herren hier,“ fragte er ernst, „hat es gewagt, jene verläumderische Benennung zu brauchen?“

Wir alle, alle! — riefen sie einstimmig, und sprangen von ihren Sitzen auf. — Wir alle thaten es.

Und wiederholen es hiermit! — sagte Einer von den Nationalgardisten.

„Dann sind Sie alle Lügner und Schurken!“ rief Cornelius aus, „und ich bin hier, mein Wort zu verfechten.“

Und damit zog er sein Schwert, trat einen Schritt zurück und setzte sich in Vertheidigungsstand. Jene thaten eben so schnell dasselbe, und ein halbes Dutzend Säbel waren im Momente gegen ihn gezückt. So stürzte die ganze Gesellschaft auf ihn los, und würde ihn in der unüberlegten Wuth des Augenblickes in Stücke gehauen haben, wenn nicht Einer von den Chasseurs, ein baumstarker Mann von

wildem Anſehen und mit einem ungeheueren Schnurrbarte bis unter's Kinn, ſich zwiſchen Cornelius und die Angreifenden geworfen hätte.

„Zurück, zurück, Kameraden!“ rief er ihnen mit befehlshaberiſcher Stimme zu. „Was wäre denn das? Alle über Einen Mann? Pfui, Schande! Nein, Einen unter uns muß er ſich ausſuchen. Laßt ihm gewähren, daß er auf eine für uns ehrenvolle Art um's Leben komme.“

„Nieder, nieder mit ihm!“ ſchrieen Einige; Andere dagegen: „Gut! ſo mag er ſich Einen ausſuchen! Wen von uns alſo? Erzeigen Sie mir die Ehre, Ihnen den Kopf zu ſpalten! Ich, ich hab's geſagt, alſo vorwärts, Mignon!“ — So ſchrie im wilden Tumulte der ganze Haufen.

„Da ich mir ſelbſt Jemand unter Ihnen ausſuchen ſoll,“ entgegnete ruhig unſer Held, „ſo will ich den mit dem langen Schnurrbarte da nehmen. Er ſcheint mir ein minderer Schurke als die Anderen hier.“ —

„Hauet ihn in Stücke!“ riefen wieder Alle, und drangen näher auf ihn, bis der Chaſſeur ſich noch einmal dazwiſchen warf und laut ausrief: „Wollt Ihr Ruhe halten! Mich hat er ſich erleſen und damit ſein eigenes Loos ge-

zogen. Von meiner Hand soll er sterben! Daß mir ihn Keiner anrührt! Mir allein gehört er!"

„Nun, so kommen Sie!" rief ihm Cornelius zu.

Nein, nein, nicht so, mein Freund! — entgegnete der Chasseur. — Man soll nicht sagen, daß Sie hier im Nachtheile gewesen wären. Sie sind allein hier —

„Allein?" rief Cornelius und sah sich um, jetzt erst bemerkend, daß ihn Armand verlassen hatte. „Hat auch nichts zu bedeuten; nur vorwärts!"

Nein, nein! — wiederholte der Chasseur — um keinen Preis jetzt. Aber in zwei Stunden wird der Mond aufgegangen seyn. Da werden wir besser Licht als jetzt und weniger Gesellschaft haben. Sehen Sie sich nach einem Freunde um, nur nicht etwa nach dem Marquis. Ich werde Sie dann dort — dort an der Menagerie-Mauer erwarten. Sie haben keine Zeit zu verlieren, — setzte er hinzu: — und da ist meine Adresse, damit Sie auch wissen, nach wem Sie zu fragen haben, wenn der Mond etwa bewölkt seyn sollee.

„Ich werde pünktlich mich einstellen," entgegnete Cornelius, „und freue mich, daß ich

es mit einem Manne von Ehre zu thun habe.“ Jetzt zog er ebenfalls eine Karte mit seinem Namen heraus und übergab sie Jenem, ging dann fort, sein Schwert in die Scheide werfend, und die ganze Menge, welche Zeuge des Auftrittes war, sah ihm mit Blicken der Achtung und Bewunderung nach.

Als Cornelius nun eilig auf dem kürzesten Wege durch den Park nach der Stadt zu schritt, befand sich sein Geist in einem Zustande der höchsten Aufregung. Seine Gedanken arbeiteten wirr durch einander, aber der Wunsch nach Rache an den kecken Verläumdern der Königin war der vorwaltendste.

„Ja, sie soll gerächt werden! Bei Gott das soll sie!“ so rief er vor sich aus, indem er die Faust ballte und sie gen Himmel hob. Doch eben, als er diesen unwillkührlichen Ausruf that, rauschte etwas im Gebüsche neben ihm, und als er mit der Hand an's Schwert fuhr, sprang Armand in den Weg.

Großer Gott! Du? — rief dieser — und unverletzt?

„Und Du doch auch?“ entgegnete Cornelius verächtlich.

Denke Du nicht übel von mir, weil ich

Dich, dem Anſcheine nach, im Stiche ließ. Ich hatte meine ganz beſonderen Urſachen dazu.

„Das glaube ich allerdings!“ antwortete Cornelius und eilte weiter.

Warum eilſt Du denn ſo? — fragte Armand. — Iſt denn etwas vorgefallen? Du biſt doch nicht verwundet?

„Nein.“

Wo aber gehſt Du hin?

„Nach Hauſe.“

Sonſt nirgends hin?

„Nein.“

Soll ich Dich begleiten, lieber Freund?

„Nein, nein!“

Nun denn, gute Nacht! gute Nacht! Mein Weg geht dort hin. Sieh Dich ja vor!

„Das brauche ich Dir nicht erſt anzurathen, Armand!“ entgegnete Cornelius mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln, das ſeine Lippe verzog, wie eine ſchwellende Woge des Oceans, welche ſchweigend die innere Unruhe des Meeres kündet.

Als Cornelius in den Caſernen angekommen war, wartete bereits Bryan am Eingange derſelben mit einem Briefe auf ihn. Cornelius ergriff ihn haſtig, indem er bei der unbe-

rechneten Richtung ſeiner Gedanken auf den einzigen groſſen Gegenſtand, der ſie jetzt beſchäftigte, glaubte, der Brief ſtehe in Bezug zu dem vorſeyenden Duelle. Er erbrach ihn und ſtarrte mit ſtreitenden Empfindungen zurück, als er darin eine Einladung für dieſen Abend zu einer Geſellſchaft bei der Herzogin von Polignac las, bei welcher, wie ihm wohl bekannt war, auch die Königin zu erſcheinen pflegte. Sein Herz klopfte heftig und ſchien die Bruſt zerſprengen zu wollen. Er fühlte ſich für Augenblicke an den Boden gefeſſelt. Lange und mit grenzenloſer Ungeduld hatte er ſich nach dieſer Einladung, die ihm von ſeinem Oberſten verſprochen und verſchafft worden war, geſehnt. Es war das erſte Mal, daß er die Ehre genieſſen ſollte, Zutritt zu der Privatgeſellſchaft der Königin zu erhalten. Es war bekannt, daß bei ſolchen Gelegenheiten, wo ſie ſelbſt erſchien, Niemand ſich einfinden durfte, ohne daß ihr deſſen Name vorgelegt worden ſey, und er erhielt alſo nun den Beweis, daß zum erſten Male ſein Annähern an ihre Perſon genehmigt und geheiligt worden, aber zu einer Zeit, wo er dieſes Glück nicht genieſſen konnte, nicht durfte. Einen Augenblick lang wollte er doch

noch hingehen, in jedem Falle einen ihrer Blicke zu erbeuten, ihre Stimme noch einmal zu hören, ihr vorgestellt zu werden, und dann zu fliehen und ihren Namen zu rächen, oder mit der stolzen Auszeichnung, ihr auf eine ehrenvolle Art bekannt geworden zu seyn, zu sterben.

Sein Zartgefühl für Anstand aber nöthigte ihn, diesen Gedanken, so wie er nur gefaßt worden war, auch sogleich wieder aufzugeben, denn er bedachte, daß man es für eine Art von Gasconade halten werde, sich im letzten Augenblicke vor einer Ehrensache, die am nächsten Morgen, mochte sie einen Ausgang nehmen wie sie wolle, doch bekannt werden mußte, noch in ihre Gegenwart zu drängen. Er eilte also nach seinem Zimmer und befahl Bryan, zum Pater O'Collogan zu eilen und diesen auf's schnellste zu ihm zu bescheiden.

„Ei, lieber Herr, da Sie eher die Treppe hinaufkommen als ich, so werden Sie den ehrwürdigen Herrn auch wol noch eher sehen als ich!" versetzte Bryan.

Wie so?

„Weil er bereits in Ihrem Zimmer ist und auf Sie mit einem Briefe wartet, von unserm guten alten Herrn."

Ach Gott! Gott! — rief Cornelius aus; — von meinem Vater! Und an ihn dachte ich nicht! Wie iſt doch mein ganzes Weſen ſo verändert, daß ich ihn in einem ſolchen Augenblicke vergeſſen konnte! Welche Schmerzen bringt ihm nicht vielleicht dieſe Stunde, wenn ich als ein Opfer dieſes Zweikampfs falle! . . . Doch es muß ſeyn!

Vater O'Collogan wartete bereits auf ſeinen jungen Freund und wünſchte herzlich deſſen Ankunft, damit er erfahre, was in dem Briefe ſtehe. Als Cornelius eintrat, legte dieſen der Prieſter daher mit einem bedeutſamen Blicke voll Eifer und Vergnügen vor ihm hin auf den Tiſch.

„Jetzt nicht, ehrwürdiger Freund!" ſagte Cornelius mit tiefer Bewegung, „dieſen Abend nicht, jetzt kann ich ihn nicht leſen."

Was iſt denn das mit Dir, mein Sohn? — fragte der Prieſter verwunderungsvoll. — Es iſt ja ein Brief von deinem Vater!

„Eben deswegen . . . ich kann wahrhaftig nicht eher als morgen . . . oder vielleicht heut' noch ſpät, doch nicht jetzt . . . ich habe etwas Dringendes außer dem Hauſe zu thun."

Dringendes? Nun, und was denn? Wirſt Du mir's nicht ſagen?"

„Nun denn . . . es iſt etwas, das Ihro Majeſtät betrifft . . . ich kann alſo, wie Sie ſehen, nicht . . . “

Nicht, wie ich ſehe? Oho! ich ſehe wol daß Du kannſt: aber thue, was Dir gefällt. So viel weiß ich aber doch, daß es nicht ſo ganz richtig war, als der Bediente der Herzogin mit dem Briefchen angeſtochen kam und dem dicken Siegel darauf. Nun, thue was Dir beliebt, und Glück und langes Leben dazu, mein liebes Herzblatt! — Hat doch alſo die Königin ſelbſt geſchickt. Ja, ja, ich dachte mir's ſchon, daß Du Glückspilz es noch ſo weit bringen würdeſt!

Cornelius erſchrak bis in's Innerſte bei dem Mißgriffe, den er begangen hatte, den Namen der Königin auf dieſe Art der Alles nach ſeiner Anſicht umgeſtaltenden Phantaſie O'Colloghan's Preis zu geben, und ſah, daß ihm jetzt nur Ein Weg übrig bleibe, um allen üblen Folgen, die daraus entſtehen könnten, vorzubeugen, dieſen nämlich, Jenem den vollſtändigſten Aufſchluß über ſeine Lage zu geben. Dieß that er denn auch ſo kurz und ſo genau als möglich.

„Und ſo ſehen Sie denn, ehrwürdiger Vater,“ ſetzte Cornelius dann am Schluſſe hinzu,

„daß es ganz nutzlos wäre, mich davon abhalten zu wollen. Ehre und Pflicht gebieten mir es. — Ich muß mich mit ihm schlagen.“

Donner und Wetter, das will ich selbst meinen! — rief der Priester aus. — Wer zum Teufel denkt denn daran, Dir davon abzurathen? Ich doch gewiß nicht. Da behüte mich unser Herrgott davor, einen christlichen Soldaten von seiner Pflicht abzuhalten! Nein, mein Herzensjunge, ich war nicht umsonst zwanzig Jahre lang Caplan in der Irländischen Brigade. Mein Seel', Du mußt Dich mit dem Burschen schlagen, und so der Himmel will, ihn auch unter Dich bringen. Wie heißt denn der Schurke, Zuckerpüppchen?

„Ich fragte nicht darnach; aber hier ist seine Adresse.“

O'Collogan nahm sie und hielt sie nach dem schwachen Lichte hin, das noch zum Fenster hereindämmerte, las sie zwei und drei Mal, und rief dann mit einem Tone, in dem das Schrekken nur mühsam versteckt war:

Nein, bei meiner armen Seele, es ist nicht anders! . . . es ist der schwarze Hauptmann selbst. Hauptmann Alexander Le Noir von den Chasseurs! Ich möchte Dich nicht

gern ängſtlich machen, mein Herzensjunge, aber wahrhaftig, ich fürchte, daß Du es nicht lange mehr treiben wirſt!

„Wie denn ſo? lieber Vater! Kennen Sie denn dieſen furchtbaren Gegner?“

Ob ich ihn kenne? Das will ich meinen! Er blies zweien meiner beſten Freunde in der Brigade das Lebenslicht aus, zerſchoß noch überdieß Capitain O'Mahonny's Schenkel mit einer Piſtolenkugel und rannte dem Unterlieutenant Woolohan unter den Wällen von Strasburg den Degen durch die Lungen.

„Nun, theurer Vater! ſo werde ich ſowol Ihre, als meine eigne Sache bei dieſem Gange ausfechten!“ entgegnete Cornelius, indem er ſein Kuppel umſchnallte und Bryan befahl, die Piſtolen aus dem Käſtchen zu nehmen, worin ſie noch ſeit der Reiſe lagen.

Ei, zum Henker, das weiß ich wol, daß ich nichts für Dich zu fürchten habe, wenn's der Muth allein machen kann, aber der ſchwarze Hauptmann, wie wir ihn immer bei der Brigade zu nennen pflegten, iſt ein fürchterlicher Kerl. Er putzte ſtets ſein Licht mit einer Piſtolenkugel und klingelte dem Bedienten mit nichts anderm als einem Schuſſe.

„Nun denn, falle ich auch von seiner Hand, so war's doch mindestens für eine gute Sache."

Freilich, und wenn deine arme Seele lange im Fegefeuer bleiben muß, so soll es wenigstens nicht aus Mangel an Messen geschehen. Ueberlaß Du das nur mir, mein Bürschchen!

„Nun denn, so leben Sie wohl, theurer Vater!" so nahm Cornelius noch feierlich Abschied, nachdem er seine Einrichtungen getroffen und Bryan mit einigen Zeilen zu einem seiner Kameraden geschickt hatte, damit ihm dieser beim Duelle secundire. — „Gott sey mit Ihnen, und wenn dieser Abschied der letzte auf dieser Welt ist, so rechne ich auf Ihre Freundschaft, daß Sie die ganze Sache meinem Vater vorbringen — daß Sie ihm schreiben, ich habe noch im letzten Augenblicke an ihn gedacht — daß Sie ihm erklären, daß, wenn ich seinen Brief nicht erst las, dieß bloß deßhalb geschah, weil ich fürchtete — "

Und warum erzählst Du mir denn das alles jetzt so weit und breit? Hast Du denn nicht Zeit genug, mir deinen letzten Willen mitzutheilen, während wir zusammen an Ort und Stelle gehn?

„An Ort und Stelle? Lieber Vater! Sie wollen mich doch nicht etwa dahin begleiten?“

Nun, das wollt' ich doch wol meinen! Cornelius, Du mußt einen recht ſchlechten Begriff von meinem Charakter haben, wenn Du glauben kannſt, daß ich einen Freund von mir ſo auf dem Wege aus dieſer Welt hinausgehen ſehen könnte und nicht mit ihm ginge, um ihn entweder friſch und munter zu wiſſen, oder ihm einen letzten Segen noch mit auf die Reiſe zu geben. Nein, nein, ſo haben wir's in der Brigade nicht gehalten, das kann ich Dir wol ſagen. Alſo vorwärts, mein Schatzkäſtchen!

Auch Cornelius' Freund war indeß gekommen, und alle Vier eilten nun durch die Orangerie in den Park. Als ſie unter dem Schloſſe weggingen, ſahen ſie bei dem Lichte, das aus den Fenſtern der Zimmer ſtrahlte, welche die Herzogin von Polignac bewohnte, eine Gruppe von Damen, welche in einer Fenſterbrüſtung ſtand, hinausſchaute und, allem Anſcheine nach, die verſchiedenen Wirkungen bewunderte, welche das ſchwindende Tageslicht und die Strahlen des eben aufgehenden Mondes hervorbrachten, der durch die Zweige der jungen Weiden ſchimmerte, welche den See, den man la pièce

suisse nannte, umgürteten. Als Cornelius aufblickte, bemerkte er darunter die Königin, oder glaubte und hoffte wenigstens sie zu bemerken. Ein tiefer Schmerz durchdrang sein Herz, er fühlte, wie es fast brechen wollte, und, indem er die Hand fest darauf drückte, ergriff er die Haarlocke, die er dort verborgen hatte. Einen Augenblick stand er still, zog sie, unbemerkt von seinen Gefährten, hervor, drückte einen leidenschaftlichen Kuß darauf, blickte wieder nach dem Fenster, und Muth und Streben kehrten in seine Brust zurück. So schritten sie weiter.

Unter dem Theile der Mauer der Menagerie, der außerhalb des Parks und nahe an der Straße nach St. Cyr lag, sahen sie die Gestalten von drei Männern, die, als Cornelius und seine Freunde nahten, sich mit einander berathschlagten. Die große Gestalt des Hauptmannes konnte man nicht verkennen. Nicht lange, und der Platz ward abgeschritten und die Pistolen in die Hand genommen. Noch nie wol focht Jemand einen voraus überlegten Zweikampf aus, ohne blaß zu werden, wenn er vor seinem Gegner stand. Auch Cornelius und seinen Gegner traf dieses Loos, aber das Zurücktreten des Blutes zum Herzen war kein

Beweis ihrer Furcht. Sie standen fest einander gegenüber, einen Augenblick lang sich starr ansehend, und Vater O'Collogan erklärte, daß man sie für ein Paar Statüen aus dem Park hätte halten können, wie der kalte Mondschein so über ihre blassen Profile und bewegungslosen Gestalten floß.

„Der Herr stärke Deinen Arm, mein Junge!" rief der Priester mit innigem, aber unsicherm Ton, als er, nebst dem Secundanten und Bryan, aus der Schußlinie trat. Des Letztern Zähne klapperten vor Angst zusammen, als er ein Amen herauszupressen wagte.

„Wohin willst Du ihn treffen? Le Noir!" fragte der Secundant des schwarzen Hauptmannes, als er bei Seite trat.

Durch den Kopf! — antwortete dieser.

„O, der mordsüchtige Kerl!" rief der Priester aus und rang die Hände.

Der schwarze Bösewicht! — stöhnte Bryan.

Das Zeichen ward gegeben, beide Pistolen gingen in demselben Augenblicke los. Der Hauptmann stand ruhig da; Cornelius taumelte ein Paar Schritte und sein Hut fiel auf die Erde.

„Er ist verloren! Der Himmel sey seiner Seele gnädig!" betete der Priester. Dann eilte er,

er, als Cornelius niederzusinken schien, mit dem Secundanten und Bryan herbei. Als sie aber zu ihm kamen, hatte er nur seinen Hut aufgehoben und setzte sich ihn wieder auf.

„Der Schatten Ihrer Kokarde rettete Sie diesesmal!“ sagte der schwarze Hauptmann kaltblütig; und es mochte so gewesen seyn, denn die Kugel war gerade über derselben in den Hut gegangen und hatte noch Cornelius' Haar gestreift.

„Jetzt den Degen gezogen! Setzen Sie sich zur Wehr!“ rief der unermüdliche Duellant; und ehe noch Vater O'Colleagan oder Bryan Zeit zu einem Ausrufe gewinnen konnten, waren schon der beiden Kämpfenden Klingen an einander.

„Halt!“ halt! rief des schwarzen Hauptmannes Secundant. „Mein Freund blutet!“

Es ist nichts! — sagte Le Noir stolz, und winkte mit der linken Hand seinen Freund hinweg. Ein Strom von Blut floß aus derselben, denn sie hatte bisher unbewegt heruntergehangen. Cornelius' Kugel hatte zwei Finger derselben zerschmettert.

„Wenn Sie sehr verwundet sind ....“ fiel Cornelius ein, und senkte die Spitze seines Degens

Ehe er jedoch seine Rede noch enden konnte, rief sein Gegner aus:

„Vorwärts, vorwärts! Kein Geschwätz!"

Cornelius hob den Arm wieder. Er sah, daß sein Leben an der Kraftanstrengung des Augenblicks hing, und daß er im künstlichen Gefecht nur den kürzern ziehen müsse. Er sprang daher mit einem heftigen Ausfalle vorwärts; die Spitze des Degens seines Gegners traf ihm den linken Arm leicht, er selbst aber stieß zu und fühlte, wie das Gefäß seines Degens heftig an die Westenknöpfe anstieß, und seine Klinge durch das Herz seines Feindes drang. Als er sie wieder herauszuziehen versuchte, fiel der Körper von Jenem auf ihn zu, und als dieser dann heftig zu Boden stürzte, hörte man nur noch ein convulsivisches Stöhnen aus der Brust und ein tiefes Röcheln, und die Seele war entflohen.

Die Freunde des unglücklichen Schlachtopfers staunten. Sie konnten, was sie da vor ihren Augen sahen, eine Zeitlang nicht für wahr halten, sich die Möglichkeit nicht denken, daß dieser geschickte Arm von einem ungeübten Knaben besiegt worden sey. — Cornelius stand, von

Schrecken ergriffen, unbeweglich, und blickte in heftiger Bewegung auf den leblosen Körper.

Vergebens suchte Vater O'Collogan durch seine frommen Ausrufungen noch einen Lebensfunken zu wecken. Bryan zitterte so heftig, daß seines Herrn Secundant ihn fortführen mußte, und so erreichten sie sämmtlich die Casernen in düsteren, verwirrten Gedanken, ob denn alles das, was hier Schreckliches geschehen, sich auch wirklich ereignet habe.

Siebentes Kapitel.

Der Ruf von diesem Zweikampfe mit dem schwarzen Hauptmanne ward ein moralischer Freibrief für Cornelius zum Eintritt in die besten Gesellschaften von Versailles. Auszeichnungen aller Art strömten ihm zu. Die friedliebenden Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft fühlten sich ihm verpflichtet, daß er die Welt von einer solchen Pest befreit habe, und selbst die Streitsüchtigen freuten sich, daß der Eisenfresser nun auf die Seite geräumt sey, der bisher die erste Stelle auf der Fechterliste einnahm. Cornelius' Cameraden bei der Garde du Corps rechneten sich seine That als die ihre an, und waren stolz auf ihn, an dessen Ruhme sie in gewisser Hinsicht Theil zu nehmen glaubten. Vater O'Collogan erfreute sich höchlich an

der Ehre, die seinem jungen Freunde von Vornehmen und Geringen widerfuhr, und Bryan Mulcahie trug nun die Schultern höher, als vorher den Kopf, der in seinem Dünkel schon an die Sterne zu reichen schien. Je höher man aber unsern Helden erhob, desto tiefer sank Armand in der allgemeinen Achtung. Tief gedemüthigt, erschien er fast gar nicht mehr in Versailles, und man sah ihn oft in die Volkszusammenkünfte in Paris mit finsterer und unzufriedener Miene sich mischen.

Cornelius genoß alle diese Ehre mit Bescheidenheit und Mäßigung, da er aber jetzt häufig in die engeren Kreise der Freunde der Königin mit aufgenommen ward, und in der Stellung sich befand, die er, seines Eifers, wenn auch nicht seiner Verdienste wegen, als geeignet für sich fühlte, so hatte er den Gipfel seiner kühnsten Wünsche erreicht. Sie zu sehen Stundenlang, wie er häufig zu thun pflegte, ihre Schönheit anzuschauen, sie zu hören, auf die lebenvolle Unterhaltung zu horchen, die jetzt ohne Rückhalt vor ihm sich entfaltete, oft sogar von ihr angeredet zu werden und die Erlaubniß zu haben, ihr zu antworten — was konnte er noch Höheres sich wünschen? — Alles übrige

hing ja von ihm selbst ab, bei Tage an sie zu denken, bei Nacht von ihr zu träumen, ihre Locke auf seinem Herzen zu tragen und ihrem Dienste sein ganzes Leben zu weihen.

Die Uneinigkeit unter den Reichsständen bot mit jedem Tage einen furchtbarern Anblick dar. Die National-Versammlung begann ihren selbstgeschaffenen Lauf, die Macht des Königs ward befehdet und er selbst moralisch vernichtet. Die Bastille ward erstürmt, und die „Tyrannei" aus dem Lande getrieben, nachdem man sie vorher so verflüchtigt und unbemerkbar gemacht hatte, daß sie wie der Leib eines Zauberers keinen Schatten mehr auf ihrem Wege zurückließ. Aber am 15. Julius, dem Tage nach dem Falle der Bastille, als die Gewalt der Krone schon der That nach unter ihren Trümmern begraben war, erschien der König in der Mitte der National-Versammlung, hielt mit der aufrichtigsten Mäßigung eine Rede an sie, ward mit Beifall angehört, vom Volke in sein Schloß zurück begleitet, und besaß so noch einmal wenigstens das äußere Ansehn seiner Würde. Aber er täuschte sich, wie nachher bei jedem Schritte zu seinem allmähligen Untergange, darin selbst, daß er glaubte, seine eigene

Treue und Ehrlichkeit werde gleichen Gesinnungen bei jener National-Versammlung begegnen, und daß, wenn er nur ihre Rechte anerkenne, Alles gut ablaufen werde. Ganz anders fühlte die Königin, und ihr unternehmendes, schwer beleidigtes Gemüth schauderte vor dem Sturme, dessen Heftigkeit sie nicht zu hindern vermochte. Am Tage nach diesem merkwürdigen Auftritt der Selbstdemüthigung beschwor Marie Antoinette den König, daß er, als das einzige Hülfsmittel gegen alle die Uebel, welche ihr Ansehn immer mehr niederbeugten, augenblicklich die Notabeln von Paris zusammenrufen und ihnen die Machtvollkommenheit verleihen solle, welche die National-Versammlung den Reichsständen entzogen und sich zu eigen gemacht hatte. Aber Ludwig verwarf ihren Vorschlag. Statt diesen kühnen Schritt zu thun, ging er am andern Morgen wieder nach Paris, und setzte so, indem er sich, gedemüthigt, wie er war, dem Volke zeigte, das Siegel auf Jener Obergewalt und seine eigene Unterwürfigkeit.

Von diesem Augenblicke an gab es für die Königin keine Aussicht zum Bessern mehr, und sie scheint selbst jede Hoffnung aufgegeben zu haben, dieses Ungewitter abzuwenden, das sie

schen im finstern Hintergrunde sich gegen sie aufthürmen sah. Ohne sich an die Partein oder eine Parthei im Staate halten zu können, blieb ihr nur noch Eine Pflicht zu erfüllen übrig, nämlich die, dem Schicksale ihres Gatten zu folgen, und den Fall, den ihre Festigkeit nicht abwehren konnte, durch ihre Theilnahme zu mildern. Während der übrigen Monathe dieses begebenheitreichen Sommers blieb sie grossentheils in Klein-Trianon, ihrem Lieblingsaufenthalte, wo die Zartheit ihres Geschmacks ein so weites Feld der Entwickelung fand, indem sie die mathematische Abgeschmacktheit der Französischen Gartenkunst in die romantische Abwechselung eines Englischen Parks umwandelte.

Cornelius hatte volle Freiheit, Trianon, selbst wenn die Königin mit ihrer Gesellschaft dort war, zu betreten. Noch nie hatte er aber davon Gebrauch gemacht, denn so groß sein innerer Verlangen war, sich immmer in ihrer Nähe zu befinden, so war doch sein Gefühl für das Schickliche zu zart, als daß es ihm erlaubt hätte, sich in ihre stillen Vergnügungen zu drängen. Eines Abends kehrte er jedoch zeitiger als gewöhnlich von Paris zurück, wo er nach seiner Gewohnheit den Tag über we-

niger in Betrachtung von Gebäuden und Spazirgängen, welche keinen großen Reiz für ihn besaßen, als mit dem Wunsche zugebracht hatte, den Gang der öffentlichen Meinung zu beobachten, um vielleicht dadurch in den Stand gesetzt zu werden, den Wirkungen desselben, so viel in seinen schwachen Kräften stehe, entgegen zu arbeiten. Er war müde und innerlich bewegt, denn in einfach bürgerlicher Kleidung hatte er sich unter die Menschenmasse im Palais-Royal gemischt, und dem erbärmlichen Geschwätze eines gemeinen Demagogen gegen die Königin zugehört, welche er für den Inbegriff alles dessen, was rein und gut sey, hielt. Die undedingte Nothwendigkeit, seinen Unwillen zu verbergen, drängte seine ganze Wuth nach innen, und als er Versailles erreichte, schien der unterdrückte Zorn ein besänftigendes Heilmittel nothwendig zu fodern. Da wendeten sich seine Schritte von selbst nach Trianon, wo damals der König und die Königin mit wenigen auserlesenen Freunden aus den geschätztesten Hofleuten sich aufhielten.

Da er den Thürstehern bekannt war und das Zeichen des Zutritts besaß, fand er keine anderen Schwierigkeiten weiter in den Gängen vorzuschreiten, als die, welche in seiner eigenen

Schüchternheit lagen. Er blieb ſtehen, ehe er wagte, ſeinen Fuß in die Räume zu ſetzen, die er für geheiligt anzuſehen gewohnt war, und fragte ſich ſelbſt, ob es zart und anſtändig ſey, von ſeinem Vorrechte Gebrauch zu machen, um dieſe Abgeſchiedenheit zu ſtören. Als er jedoch in einiger Entfernung eine Gruppe von Damen erblickte, entflohen alle Zweifel von ſelbſt, und er konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, die Beſchäftigungen bei dieſen Luſtpartheien von Trianon zu beobachten, und ſo ſich ſelbſt in den Stand zu ſetzen, zwiſchen der Thatſache und den verläumderiſchen Gerüchten, die das Publikum davon verbreitete, zu urtheilen. So ging er denn links hin, und wand ſich durch den Pfad, der hinter dem runden Pavillon wegging, welcher für die Muſikpartheien der Königin beſtimmt war. Als er weiter vorkam, hörte er die Töne einer Harfe, von einer weiblichen Stimme begleitet. Es war aber nicht die jenes Weſens, deren Ton oder Gegenwart allein die Kraft beſeſſen hätte, ihn zu beruhigen. So ſchritt er immer weiter, und indem er rechts hin durch die Weiden- und Acazienbüſche, deren Zweige ſich auf den See herabſenkten, blickte, ſah er ein Boot, das von zwei Männern in ländlicher Kleidung ge-

rudert ward, die er sogleich als den Grafen Artois, des Königs Bruder, und den Herzog von Luxemburg erkannte. Drei Damen saßen in dem Boote und ergetzten sich daran, Brodbrocken den Schwänen vorzuwerfen, welche ihnen mit gespreizten Flügeln, gekrümmten Hälsen und gierigen Schnäbeln folgten, Schaum um ihre gefiederte Brust spritzend, so wie sie den wirbelnden Streif durchschnitten, den das ihnen vorauseilende Boot bildete. Auch die ländliche Tracht der Damen hinderte Cornelius nicht, diese Gestalten zu erkennen, und er sah bald, daß die eine die Königin, die andere ihr Liebling, die Herzogin von Polignac, und die dritte die Prinzessin Elisabeth sey. Als er dem Fortgleiten des Bootes mit den Augen folgte, bemerkte er, daß am entgegengesetzten Ufer des See's noch eine Gesellschaft war, welche darauf zu warten schien. Er selbst nahm nun seinen Platz an dem kleinen runden Thurme ein, den man la Tour de Marlborough nennt, und sah wie das Boot nahe an die Stufen vor dem Hause des Müllers gerudert ward, wo der König, in der Kleidung des Dorfrichters, den er an diesem Tage vorstellte, die Königin aus demselben hob. Jetzt begab sich

die ganze Gesellschaft nach dem Hause zu, welches zur Wohnung dieser ländlichen Magistratsperson bestimmt war. Vor den verschiedenen Wohnungen umher standen ihre edlen Inhaber, welche bei dieser Gelegenheit die Kleidung trugen, die sich für diese Maskerade eignete. Einer war der Dorfgeistliche, der Andere der Müller, ein Dritter ein Pachter u. s. w., und Jeder nahm für die Dauer des Scherzes so viel von den Sitten und dem Charakter der Person, die er vorstellte, an, als er es nach seinem Darstellungs-Talente vermochte.

Anfangs trug noch Alles für Cornelius den Stempel eines falschen und eitlen Spiels; als er aber jetzt näher zu der Gruppe trat, welche sich um Königin und König gebildet hatte, und sah, wie sie mit dem süßen Ausdrucke wahren Vergnügens umherblickte, und Er mit dem Ernste ruhiger Betrachtung auf die Person schauete, welche des Dorfrichters Kühe molk, so glaubte er wirklich ein Paar gefunden zu haben, wovon der Eine dazu geboren sey, um den Charakter, den er hier nur für einige Stunden darstellte, für immer zu behaupten, und die Andere, um sich der wahren Vergnügungen eines Lebensverhältnisses zu er-

freuen, deſſen vorübergehende Darſtellung eben nur aus ihrem Wohlgefallen an der Wirklichkeit entſprungen war. „Nein, das ſind keine bloßen Masken!“ rief er halblaut aus: „Wahrheit heiligt hier das Ganze. O mein Himmel! warum muß ſie, die ſo ganz dazu geſchaffen iſt, die ſtillen Freuden des Lebens zu ſchmücken und zu erheben, zu einem Daſeyn auf einem brennenden Boden verurtheilt ſeyn, der ihr ganzes Glück zerſtört, ſo wie die glühenden Sonnenſtrahlen die Blumen welken laſſen, auf die ſie ſcheinen!“

Der Eindruck, den dieſe Scene, deren Zeuge er war, auf unſern Helden gemacht hatte, war zu ſchwermüthig, als daß er wahrhaft beruhigend hätte ſeyn können. Er verließ dieſe Gegend auf einem andern Wege, als auf welchem er ſich ihr genaht hatte, und hatte ſo zum erſten- und letztenmale die angebetete Gebieterin ſeines Herzens und ſeiner Seele in dem Charakter geſehen, der der geeignetſte für ſie war. Denn dieſe war die letzte jener Landpartieen, wo es Marie Antonietten erlaubt war, ſelbſt bis auf's Aeußere die ſorgenvollen Förmlichkeiten des Hofes abzulegen. Mehrere von Denen, welche die Geſellſchaft bei ſolchen Ge-

genheiten ausmachten, wurden bald darauf auswärts verſtreuet, namentlich der Graf von Artois und die Herzogin von Polignac, und wer jetzt in den wohlerhaltenen aber traurigen Gärten der Trianons umherwandert und die einſamen Hütten, die unbeſuchten Grotten und leeren Tempel ſieht, mag ſich zu ihrer Belebung die reizende Geſtalt der Königin, von einer Gruppe ihrer heiteren Freunde umgeben, im Geiſte vorſtellen.

Als Cornelius nun langſam außerhalb des tiefen Grabens hinging, der den Garten gegen Weſten durchſchneidet, hörte er innerhalb deſſelben dann und wann ausbrechendes Gelächter, als ob die unbeſonnenen Höflinge keine Furcht vor den Gefahren hätten, welche jetzt über dem Lande zu brüten ſchienen. Gegen dieſe unangenehmen Störer bildeten zwei Stimmen, welche dort, wo der Weg nahe an dem Rande des Grabens hingeht, mit einander im tiefen Geſpräch zu ſeyn ſchienen, einen wunderbaren Contraſt. — Cornelius pflegte nie zu horchen, da er aber unwillkührlich die erſten Worte gehört hatte, ſo übte die Stimme, welche ſie ausſprach, einen ſolchen Zauber über ihn aus, daß

sie ihn gegen seinen eigenen Willen immer näher zu sich hinzog.

Es war die Königin, welche gesprochen hatte, und in ihrem Tone lag ein so tiefer Ernst, als ob sich ihr ganzes Herz in diesen Worten aufgelöset hätte.

„Ach!" sagte sie: „was kann ich thun, um ihnen gefällig zu seyn? Ist nicht mein ganzes Leben meinem Gatten geweiht, meinen Kindern und ihnen — aber nein, sie wollen es mir nicht zugeben, daß ich ihre Freundin sey."

Sie sind ganz wüthend gegen Sie. Besonders diese stillen Vergnügungen hier verfolgen sie mit den schändlichsten Bemerkungen. So ertönte die Stimme eines Mannes, den Cornelius nicht erkennen konnte.

„Und rathen Sie mir denn auch, diese einzige Erholung, die mir noch blieb, aufzugeben?" fragte die Königin mit bewegtem Tone.

Sie müssen! — antwortete die Stimme.

„Und wenn ich es nun nicht will!" rief sie mit einem Ausdrucke des Stolzes und der Empfindlichkeit aus. Wenn ich mich nun nicht auf den Befehl eines unwissenden und undankbaren Haufens des einzigen Trostes berauben lassen will, der mir noch in meiner Erniedri-

gung geblieben ist?! Ich antworte Ihnen mit den Worten der Maintenon: ich stehe auf den Vretern und muß erwarten, ausgezischt oder beklatscht zu werden."

Bedenken Sie — sagte die Stimme wieder — daß unser großer Vorfahr, Ludwig XIV., auf seinem eignen Theater tanzte, dieß Vergnügen aber aufgab, als der Dichter durch seine Verse ihm das Ungeeignete davon bewies.

„Sie wissen immer etwas zu antworten," sprach die Königin: „und Ihr Rath würde in allen Dingen den größten Einfluß auf mich haben, wären Sie nicht von jenen verhaßten Grundsätzen, die da draußen für das Land, den König, und uns alle so verderblich sind, so tief durchdrungen."

Eine große Revolution ist unausbleiblich; der König sollte sich zum Oberhaupte derselben machen, — erwiederte die Stimme mit Festigkeit, und indem sich Cornelius erinnerte, daß des Königs zweiter Bruder, der Graf von Provence*), diese Worte schon vor einigen Monathen gesagt habe, ward es ihm klar,

*) Ludwig XVIII.

klar, daß dieser auch hier der Mentor seiner Schwägerin sey. Bei einem Blicke durch eine Oeffnung im Gebüsch, kannte er bloß die ländliche Tracht der Königin und den Priesterrock dessen, der den Geistlichen darstellte, erblicken. Einige andere, leise gesprochene Reden wurden ihm unverständlich, und nur, als die Sprechenden jetzt einen andern Gang einschlugen, hörte er noch Marie Antoinette mit großer Erschütterung sagen:

„Wohl, da es so seyn muß, so gebe ich das unschuldigste Vergnügen meines Lebens, aus Gehorsam für die Volksstimme, auf. Aber auch das wird nichts helfen. Jede Nachgiebigkeit wird die Krisis nur beschleunigen.“ Hier verlor sich der Ton.

Cornelius dachte an die Rede, die er heute von dem Volksredner im Palais Royal gehört hatte und an den Beifallruf der Zuhörer. Er wiederholte sich die letzten Worte der Königin, und rief unwillkührlich aus: „So wollen wir uns also bereit halten!“

Bereit halten? — wiederholte Jemand, der hinter ihm stand. — Bereit halten? wozu, mein Freund?

Unser Held drehte sich schnell um. Er

war unbewaffnet, aber furchtlos. Er erkannte den Sprecher, und nun auch die Stimme. Armand war es, der, in einem Mantel gehüllt, nahe bei ihm ſtand.

„Bereit halten, Cornelius, wozu?“ rief er noch einmal.

„Für den Muth unſerer Feinde und die Schlechtigkeit unſerer Freunde!“ entgegnete Cornelius mit feſtem Tone der Verachtung.

„Komm, komm!“ rief Armand: „und vergib mir jene Geſchichte, mein theurer Camerad. Ich habe nichts gegen Dich, obgleich dein Benehmen meinen Ruf vielleicht auf ewig befleckt hat. Du mußt mir mein eignes verzeihen.“

Verzeihen?

„Ja, verzeihen und vergeſſen. Der Menſch muß den Umſtänden ſich fügen, und ich bin ja auch nur ein Menſch. Bedenke meine Lage, welchem Haſſe ſchon der bloße Wechſel meines frühern Schickſals mich ausſetzt — nicht zu berechnende Verlegenheiten! — Ich bin von Gefahren umgeben, ich muß ſie zu vermeiden ſuchen, indem ich mich in die Lage der Dinge füge. Die Königin hat mich adoptirt, ich bete ſie an. Glaube mir das, Cornelius. Du ſieheſt es ja auch, wie ich um die Stellen, welche ſie

beſucht, herumſchleiche, um nur den Ton ihrer Stimme zu hören, denn ihr in's Geſicht zu ſehen wage ich nicht. Was kann ich aber thun? Schon meine Anhänglichkeit an ſie iſt in den Augen des Volks ein Verbrechen."

In den Augen des gemeinen Haufens! — unterbrach ihn Cornelius. — Nur dieſer, läge es auch in ihm, kann doch, ſeinen Geſchäften nach, nicht Zeit haben, feinere Gefühle zu nähren, oder die Dankbarkeit zu begreifen, die Du der Königin ſchuldig biſt. Iſt er der Richterſtuhl, von dem Du gerichtet ſeyn willſt?

„Er iſt mächtig, oder wird es wenigſtens ſehr bald werden."

Dumpfe Unwiſſenheit kann nur die Macht erlangen, die wir ihr ſelbſt einräumen.

„Und das muß ich. Bedenke, daß ich ſelbſt aus jener Claſſe ſtamme, und mithin muß ich ihre Sache für meine eigene halten."

Was? Iſt das dein Glaubensbekenntniß? Ich weiß, was dieſe Worte zu ſagen haben: des Volkes Sache! — Gemißbrauchte, verdrehte Redensart! — Doch Du haſt deine Anſichten geändert, wie ich ſehe. — Das Volk! — So verläſſeſt Du denn deine königliche Beſchützerin, der Du Alles ſchuldig biſt? So

gibst Du alle deine höheren Ansprüche auf, und bist entschlossen, Dich selbst in den Staub herabzuwürdigen?

„Nein, ich bete sie, nur sie an! das schwöre ich Dir. Aber ich fühle auch in meinem bürgerlichen Blute eine Aufregung, wenn ich das Volk nach seinen Rechten rufen höre. Kurz, ich habe mich entschieden. Ich will nicht in den Reihen mit stehen, denen vielleicht meine Brüder gewaffnet entgegentreten. Ich bin Bürger, und will handeln, wie sich's für einen solchen geziemt."

Cornelius bemerkte nun wol, daß sein ehemaliger Freund, der vordem so stolz auf Alles aus dem Volke herabblickte, jetzt nur um deßwillen seine Ansicht geändert habe, weil eben dieses Volk sein Haupt höher als die anderen Stände erhob. Er setzte die Unterhaltung bis in die späte Nacht fort, und hörte da, daß der ehemalige Marquis de Rencontre, aus Furcht für seine Persönlichkeit, in den Rang eines einfachen Bürgers getreten sey. Armand war offenbar tief eingeweiht in Alles, was in Paris vorging. Seine langen Entfernungen waren Beweise dafür. Er sprach frei mit Cornelius, für den er wahrhaft Achtung und Vertrauen hegte; aber bei

allen ſeinen Bekenntniſſen als Patriot verſicherte er doch eine Anhänglichkeit an die Königin, die, wie ein Sonnenſtrahl durch dichte Wolken, unwillkührlich bei hundert Anläſſen ſeiner finſteren Reden hervorbrach. Cornelius beſchloß, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, denn er ſah, daß Armand ein zweckmäßiges Mittel gegen die Machinationen werden könne, als deren erſtes Opfer die Königin fallen ſollte. So ſchieden ſie endlich, mit dem Verſprechen von Armand's Seite, Cornelius oft zu beſuchen und ihn mit dem Stande der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Königin ſo weit bekannt zu machen, als die Verhältniſſe es ihm erlaubten, dieſe Geheimniſſe zu durchdringen.

Achtes Kapitel.

Noch zwei Monathe lang bereiteten ſich die Elemente zum Sturme der Revolution in den Tiefen der Gemüther des Volks von Paris vor, und brauſ'ten nicht ſelten zur Oberfläche des geſelligen Verbandes auf. Die Verſammlung, welche die Nation vorſtellen ſollte, war bloß ein Spiegel, der dieſe Gefühle wieder gab. Er wiederholte die zuckenden Bewegungen und zeigte die verdrehten Züge des Volks, aber in die tumultuariſchen Leidenſchaften, welche im Pulſe ihrer Herzen ſchlugen, gewährte er keine Einſicht. Die Nation war der That nach nicht repräſentirt und die Reichsverſammlung nur ein Gaukelſpiel; ſie ſtand ſelbſt für ſich da in aller Macht ihres individuellen Daſeyns und überſchrie den Ruf Derer, die ſich

ihre Organe nannten. Das Volk erklärte ſich ſelbſt für allmächtig.

Verſailles bot während der Zeit, welche der Kataſtrophe, die deſſen Glück niederſchmetterte, unmittelbar vorausging, eine Scene immerwährender Unruhe und Bewegung dar. Viele jener kalten und berechnenden Adeligen hatten ſich vom Schauplatze künftiger Kämpfe zurückgezogen und überließen ihn Denen, deren Entfliehen dem Lande vielleicht gerade heilſam geweſen ſeyn würde. Die Garde du Corps war damals faſt die einzige ſichere Stütze, welche der königlichen Familie übrig blieb. Die ganze Maſſe der Armee war mehr oder weniger von dem Geiſte des Aufruhrs angeſteckt, und nur auf Diejenigen, welche in unmittelbare Berührung mit dem Hofe kamen, konnte einiges Vertrauen geſetzt werden. Das Regiment Flandern ſtand damals in Verſailles, und die Garde du Corps luden die Officiere deſſelben, theils um deren gute Stimmung für den König zu erhalten, theils ſie noch näher in ſeinen Vortheil zu verſchmelzen, zu einem Gaſtmahle ein, zu welchem die glänzendſten Vorbereitungen gemacht wurden.

Die Garde du Corps beſtand damals aus

500 Berittenen, eine achtbare Zahl in gewöhnlichen Verhältnissen, in diesen außerordentlichen aber höchst unbedeutend. Sie war größtentheils aus jungen Leuten der ersten Häuser zusammengesetzt, und ihre Anhänglichkeit an den König war der Gunst und Auszeichnung, welche diese genossen, angemessen. Als im Jahre 1775 die Maison Militaire, d. h. die Gesammtheit der die Garde bildenden Corps, eingezogen ward, erhielt die Garde du Corps einen ansehnlichen Zuwachs an Achtung, weil sie nun das ausschließliche Vorrecht besaß, des Königs Person zu bewachen. Der vorzüglichste Halt ihrer Anhänglichkeit aber und die beste Sicherheit für deren Dauer lag unstreitig in dem Charakter ihrer schönen Königin und in dem mächtigen Anreize, den der Dienst bei ihr der ritterlichen Treue dieser braven und feurigen Jünglinge gab. Wie sehr sie selbst das Corps auszeichne, zeigte sich bald dadurch, daß sie und der König bei den Festlichkeiten, welche zu Ehren der Geburt des Dauphins gegeben wurden, die Einladung zu einem glänzenden Balle von diesem Corps annahm, und Marie Antoinette sich sogar herabließ, ihn mit einer Menuett zu eröffnen, die sie mit einem einfachen Gardisten tanzte, einem jungen Manne

von frischem und fröhlichem Muthe, den man noch heut zu Tage auf den Boulevards von Paris kann herumsteigen sehen, glücklich in seinem hohen Alter durch die Erinnerung an diesen schönsten Tag seines Lebens.

Das Gastmahl für das Flandernsche Regiment ward am 1. October 1789 gegeben und war ein Hauptanstoß für die Beschleunigung der übrigen politischen Ereignisse dieses merkwürdigen Jahres. Das große Theater im Schlosse war dazu ausersehen worden, und die Vorbereitungen selbst zeigten schon, daß dieses Fest um keiner geringen Ursache willen veranstaltet werde. Das Parterre war mit dem Podio gleich gemacht worden, und auf diesem ganzen Raume hatte man Tische zubereitet. Ein zahlreiches Orchester spielte auf der Galerie, und die Logen waren mit den Damen vom Hofe und ihren Freundinnen, sämmtlich im höchsten Putze, besetzt. Die ganze Bühne war von der Maschinerie geleert, und hohe Spiegel, welche zwischen den Coulissen standen, strahlten die Gesellschaft, die Lichter und die übrige Ausschmückung des Saales zurück. Man hatte die Gäste, welche aus den Officieren des Regiments Flandern und einem Theile der National-

garde von Verſailles beſtanden, unter die Einladenden vertheilt, und die Einmüthigkeit der vorherrſchenden Geſinnungen ſtand völlig im Einklang mit der Pracht des ganzen Schauſpiels. — Als das Feſt begonnen hatte und die Gläſer blinkten, wurden die Gemüther der Wirthe durch den Wein angefeuert, und die Gäſte theilten die Gluth dieſes Enthuſiasmus, deſſen Fortſchreiten ſo künſtlich berechnet war. Die Engliſche, damals eben in Frankreich fußfaſſende Gewohnheit der Toaſt's wurde bei dieſer Gelegenheit zu der ſteigenden Loyalität des Feſtes mit Erfolg angewendet, und als des Königs Geſundheit getrunken ward, ſpielten die Muſiker den nationellen und loyalen Geſang: „O Richard, o mein König!" Dieß war das Zeichen oder wenigſtens der Impuls zu den großen Erregungen dieſes Abends. Denn in Mitten des widerhallenden Rufes: „Lange lebe der König und die Königin!" ward eine Deputation der Garde du Corps in die königlichen Gemächer mit der ehrfurchtsvollen Bitte abgeſendet, daß Ihro Majeſtäten das Mahl mit ihrer Gegenwart beehren und Zeugen ſeyn möchten des allgemeinſten Ausdrucks der Anhänglichkeit und Treue. Obgleich viele Perſonen noch

leben müssen, denen dieser Vorgang bekannt ist, so wird doch schwer ausgemittelt werden können, ob dieses eine vorausbesprochene Verabredung oder nicht, und ob der König darauf und auf das, was er dabei zu thun hatte, vorbereitet war. Jedenfalls scheint so viel gewiß, daß die Königin darum wußte. Es stand im Einklange mit der unerschütterlichen Festigkeit ihres Charakters und war eine rechtliche und geistig aufregende Anstrengung für die Aufrechterhaltung ihres sinkenden Ansehns.

Als der König, die Königin und der Dauphin durch die Mittelthür unter den Logen, welche den vollen Anblick der ganzen Versammlung gewährte, eintraten, war die Wirkung wahrhaft elektrisch. Von allen Seiten brachen die stürmischsten Anrufungen des Enthusiasmus aus, die Musik wiederholte den begeisternden Gesang, die Speisenden standen auf, hielten die Gläser in der Hand und sangen ihn mit Tönen der höchsten Begeisterung; die Damen in den Logen wehten mit ihren weißen Tüchern und stimmten mit ihren zarten Stimmen in die rauhen Töne ein, die von unten herauf jubelten; kurz das Ganze bildete einen Chor voll Dissonanz, der aber entzückender war

als die reizendste Harmonie. Unter den Begeistertsten, doch nicht unter den Lautesten, befand sich unser Held. Die tiefe Erschütterung seiner Seele konnte in ihrer Gegenwart nicht öffentlich sich zeigen, denn die Ehrfurcht für sie hielt die äußeren Zeichen seiner Wonne in Schranken. Doch war er Einer von Denen, die dem Zuge der königlichen Familie, als sie in ihre Gemächer zurückging, am nächsten folgten, und als er dann wiederkehrte zum Schauplatze des Festes, ließ er seinem Entzücken vollen Lauf. Endlich brach man auf und zerstreute sich in die Höfe und den Park, während der Enthusiasmus, der innerhalb geherrscht, sich auch schon außerhalb des Schlosses verbreitet hatte. Die Gemeinen des Regiments Flandern waren eben so begeistert wie ihre Officiere. Einer derselben klomm an der Außenseite des Schlosses von einer architektonischen Verzierung zur andern bis zu einer schwindelnden Höhe, wo er endlich die Fenster in des Königs Schlafzimmer erreichte und schrie: „Vive le Roi!“ hinein brüllte. Cornelius war Einer von Denen, die ihm wieder herabhalfen, und als er auf ebenem Boden stand, verkündete ein Musketenschuß das Schicksal eines Andern von

demſelben Regiment, der in einem Fieberanfalle von Loyalität ſich auf dem Exercirplatze ſelbſt erſchoſſen hatte, weil er früher auf Jemand gehört, der ihn von ſeiner Pflicht hatte verlocken wollen.

Muß man die königliche Familie und ihre Anhänger nicht entſchuldigen, wenn ſie nach ſolchen Ereigniſſen wieder Zuverſicht faßten und ſo ſich ſelbſt eine Zeitlang täuſchten? Aber leider brachte dieſe Täuſchung eine ſehr nachtheilige Wirkung hervor. Glaubend, daß dieſe Scene, wie ſie jetzt in Verſailles vorgefallen, ſich auch in allen Städten des Königreichs wiederholen werde, ſprachen ſie viel, aber thaten wenig, erhoben die Stimmen, aber nicht die Waffen, überſchätzten ihre Kräfte und achteten ihre Feinde zu gering, verſpäteten ihre Sicherheits-Maßregeln und beſchleunigten ihren Untergang.

Die thätigen Agenten der Volkspartei ſchlugen jedoch den entgegengeſetzten Weg ein. Sie ſahen, daß ihrer Sache noch Gefahr drohe, und beſchloſſen daher, die Flamme, welche aus der Aſche der Loyalität aufgelodert ſey, in dem Blute Derer, die ſie erweckt, zu erſticken. Die Königin und die Garde du Corps wurden zur

unmittelbaren Vernichtung bestimmt, und die Begebenheiten gingen ihren Gang fort.

Der Zeitraum zwischen diesem Festtage und dem 5. Oktober war durch keinen Vorfall ausgezeichnet, wobei Cornelius persönlich mit im Spiele gewesen wäre. Er lebte in der Fülle jugendlicher Hoffnungen, getäuscht, wie die Uebrigen, vom trügerischen Scheine, und konnte sich die Möglichkeit nicht denken, daß Tod und Untergang das Wesen bedrohen könnten, das sein Geist wie sein Herz über den Rang der Sterblichen erhob. Da brach die Katastrophe jenes schaudervollen Tages wie ein Blitz aus heiterem Himmel herein.

Unbekümmert um das, was geschehen könne, oder wenigstens in thörichtem Scheine sich so stellend, war der König noch am Morgen des 5. Oktobers, dem Tage, welcher, der Sache nach, der letzte seiner königlichen Macht war, auf die Jagd in die Wälder von Meudon gegangen. Courier auf Courier eilte von Paris herbei, Bericht folgte auf Bericht, Schrecken grenzte an Schrecken, aber erst als die Armee von Paris wirklich ihren Marsch nach Versailles bereits angetreten hatte, ward ein Eilbote abgeschickt, um den König in's Schloß zurück-

zurufen, und als der Monarch und sein Gefolge auf ihrem Wege durch die Gegend des Waldes kam, welche an die Straße von Meudon nach Sevres stößt, konnten sie die Schüsse und das Geschrei der wüthenden Horde hören, welche den Weg einherzog, der parallel mit dem ihrigen lief.

Als der König im Schlosse anlangte, war es schon hoch am Tage, und Marie Antoinette hatte, unstreitig in Vorahnung des kommenden Unheils, — doch in einer solchen, die einen Geist wie den ihrigen nur kräftigen, nicht entnerven konnte — sich ohne sicheres Gefolge und nur von zwei Bedienten begleitet, in ihren Lieblingsaufenthalt nach Klein-Trianon begeben, in dessen Gängen und Gebüschen sie heut zum letzten Male weilte. Cornelius war im Schlosse. Wegen der beunruhigenden Nachrichten aus Paris war die Wache verdoppelt worden und er stand mit dabei. Wäre dieß aber auch nicht der Fall gewesen, so würde er sich doch selbst in die Nähe seiner Angebeteten begeben haben, denn er wußte, sie befand sich in Gefahr. Er hatte an diesem Morgen noch aus der Hauptstadt zwei eilige Briefchen von Armand's Hand bekommen. Der eine kam mit der Post, war in

voriger Nacht geschrieben und erinnerte ihn, auf seiner Hut zu seyn, weil eine Krisis sich nahe. Der zweite war noch kürzer, doch auch noch bestimmter. Durch einen Eilboten war er noch an demselbigen Morgen abgesendet worden und enthielt bloß Eine Zeile: „Sorge für die Königin. Du siehst mich heut' zur Nacht."

In Folge dieser bedeutenden Worte eilte Cornelius in das Schloß, wo er den Adjutanten traf, der ihn zur Verdoppelung der Wache beorderte. Nebst mehreren seiner Cameraden war er sogleich bereit und befand sich in dem Saale der Garde du Corps im Schlosse, als der König ankam. Angstvoll blickte er nun nach der Königin aus, als der Graf von St. Priest, einer der Minister, aus einem anstoßenden Zimmer mit einem Blatte in der Hand heraustrat, und in ängstlicher Eile fragte: „Meine Herren, wer kann dieses Ihro Majestät nach Trianon bringen? Es ist nicht Zeit zu Förmlichkeiten. Wollen Sie?" Und damit wendete er sich an Cornelius, der zunächst bei ihm stand.

Cornelius nahm das Blatt, und bald hatte er mit geflügelten Schritten und klopfendem Herzen den Eingang der Gärten von Trianon er-

reicht. Er stürzte bei dem Portier vorbei, ihm nur zuraunend: „Zur Königin!“ und flog in der Richtung hin, welche ihm dieser bezeichnet hatte, als er plötzlich durch den Anblick eben Derjenigen, welche er suchte, aufgehalten ward. Nur einige Schritte von ihm saß sie auf einer Bank. Sie war in ein einfaches weißes Gewand gekleidet und hatte einen großen Strohhut auf, dessen Krempe ihr Gesicht und die Fülle ihrer Haare verbarg. Ein Schnupftuch hielt sie in der Hand, und als Cornelius, seine Sendung ganz vergessend, still auf sie blickte, bemerkte er, daß sie es mehr als einmal an die Augen führte. Nun hob sie das Haupt und schaute nach Westen. Dichte Wolken hatten sich dort aufgezogen, und als sie so ihre schwimmenden Augen aufwärts richtete, wickelte sie sich enger in ihren Shawl, weil ein herbstlicher Wind bereits gelbe Blätter von den Bäumen streifte und sie wirbelnd durch die Luft führte. Nun stand sie auf und ging einige Schritte dem Tempel der Venus zu, welcher ziemlich nahe, dieser Bank gegenüber, stand; eben wollte sie hineintreten, als sie Cornelius gewahrte. Er hielt den Hut in der einen Hand und schritt, mit dem Blatte, das ihm der Mi-

niſter gegeben, in der andern, vor. Er verſuchte es, den Namen des Herrn von St. Prieſt zu ſtammeln, aber die Worte erſtarben auf ſeinen Lippen. Sie bemerkte ſeine heftige Bewegung und griff nach dem Blatte. Während ſie es mit den Augen durchlief, traten zwei Lakaien, die bis jetzt ehrfurchtsvoll in der Ferne geſtanden hatten, näher, und als ſie ausgeleſen hatte, wendete ſie ſich ruhig um, und gab ihnen ein Zeichen, ihr zu folgen. Cornelius trat zurück, um ſie vorbei zu laſſen. Da redete ſie ihn im Weitergehen an:

„Und der König? iſt er wieder zurück?"

Ich ſah Se. Majeſtät wohlbehalten wieder in's Schloß kommen, — ſtammelte Cornelius.

„Gott ſey Dank! Und meine Kinder? — der Dauphin und Madame?" verbeſſerte ſie ſich ſelbſt und gab ihnen ihre Titel, als ob der erſte, natürlichere Ausdruck nicht würdevoll genug geweſen wäre.

Ew. Majeſtät können ruhig ſeyn — rief Cornelius ſchon gefaßter aus — auch ſie ſind wohlbehalten auf ihren Zimmern. — Und mit einem Tone plötzlicher Begeiſterung ſetzte er nun hinzu: Fürchten Ew. Majeſtät nichts,

ich beſchwöre Sie, nichts für Alles, was Ihnen theuer iſt. Bedrohen kann Ew. Majeſtät die Gefahr, aber nie ſich Ihnen nahen.

Hier blieb die Königin einen Augenblick ſtehen, richtete ihren Blick auf ſein glühendes Geſicht, und ſprach dann mit inniger Bewegung:

„Ach, mein Herr!“ — und nun eine lange Pauſe, als ob ſie die Zweifel verſcheuchen wolle, die ſich ihrem Geiſte aufdrängten. Dann aber fügte ſie ſchnell und mit ihrem unvergleichlich ſüßen Lächeln hinzu:

„Der Eifer Ihres ganzen Corps iſt mir bekannt, und ich verſichere es Ihnen, Ihre Beweiſe perſönlicher Anhänglichkeit habe ich weder vergeſſen, noch bin ich undankbar dafür. Wie ich hoffe, iſt Ihr Lohn nahe.“

Lohn! — rief Cornelius aus, und würde gewiß hinzugeſetzt haben, daß er mehr als überreich belohnt ſey, oder ſonſt etwas ſeinem Herzen noch tiefer Entſtrömtes, aber er fühlte, wie ihm die Stimme wieder den Dienſt verſagte und die Königin eilte, als ſie die Heftigkeit ſeiner Bewegung erblickte und deren Quelle vielleicht richtiger erkannte als er ſelbſt, mit ſchnellen Schritten vorwärts, und kam ſo den

Ausbrüchen seiner hochaufgeregten Gefühle zuvor.

Auf einem besondern Querwege vom Schlosse nach Trianon, in der Gegend der Straße Maurepas, der von der Königin entworfen und unter ihren Augen ausgeführt worden war, jedoch jetzt nicht mehr vorhanden ist, schritten sie nun schnell weiter. Er war mit einem Gitter umschlossen, das durch Rosenbäume, Jasmin und andere wohlriechende Gesträuche, welche auf beiden Seiten angepflanzt waren und wodurch er im Sommer trefflichen Schatten gab, versteckt wurde. Als sie ihn jetzt betraten, hatte der Herbst schon diese Blätterhülle abgestreift und die Vermachung war offen genug, daß man von beiden Seiten bemerken konnte, wer darin ging. Die Mauer des Parks stieß nicht an die eine Seite, und als nun die Königin mit schnellen aber festen Schritten vorwärts eilte, bemerkte Cornelius, der sich wieder gefaßt hatte und ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung folgte, wie ein kleines Stückchen zusammengerolltes Papier von außen her über die Mauer durch das Gitterwerk flog und zwischen ihm und der Königin niederfiel. Er hob es auf, entfaltete es, und las in der schlechtverstellten und offenbar

in höchster Bewegung verfaßten Handschrift Armand's folgendes:

„Sehen Sie sich in dieser Nacht vor. Ihr Leben ist in Gefahr. Ihr angeborner Muth leite Sie, aber nur in der Flucht ist Ihr Heil. Ein Freund wacht über Ihnen. Sie halten ihn zwar für falsch, aber Dankbarkeit für eine Königin ist mit der Pflicht, die er für sein Land hat, nicht unvereinbar. Täuschen Sie sich nicht — die Stunde ist da."

Kaum hatte Cornelius dieß gelesen, als er auch sah, daß es für die Königin bestimmt sey, und während er eilte, es ihr einzuhändigen, rief Armand hinter der Mauer herauf seinen Namen und setzte hinzu: „Am Thore des Dragon» treffe ich Dich."

Jetzt überreichte Cornelius das Blättchen der Königin und entdeckte ihr, wie es in seine Hände gekommen. Sie nahm und las es ohne sichtliche Unruhe. Dann zerriß sie es und rief, indem sie die Stücken wegwarf, aus:

„Wollen sie mich morden, so will ich zu den Füßen des Königs sterben — aber fliehen nie!"

Um aller Heiligen willen beschwöre ich Ew. Majestät — rief Cornelius in der größten

Aufregung aus — nur einen Augenblick zu verziehen. Ich kenne Den, der dieſe Zeilen ſchrieb. Laſſen Ew. Majeſtät mich ihn aufſuchen. Was er uns mitzutheilen hat, kann ſehr wichtig ſeyn.

„Ich kenne ihn auch," antwortete die Königin mit dem Tone der Verachtung. „Der Undankbare iſt meiner Furcht, wie Ihrer Nachforſchungen unwerth. Kommen Sie mit in's Schloß."

Jetzt kamen ihnen einige der Miniſter und Großbeamten des Hofes entgegen, um die Königin zu geleiten, und Cornelius ſchlich ſich hinweg, um an das von Armand bezeichnete Thor des Parks zu eilen, und dort zu vernehmen, was dieſer ihm mitzutheilen habe.

Sein ehemaliger Gefährte wartete auch wirklich dort außerhalb ſchon in einem Verſtecke, den eine Reihe neugebauter Häuſer bildete, deren Anlage man vor kurzem daſelbſt begonnen hatte, deren Ausbau aber durch die Ereigniſſe dieſes Abends für immer verhindert wurde. Athemlos, bleich und in der höchſten Unruhe winkte Armand Cornelius zu ſich und warf ängſtliche Blicke umher, indem er fürchtete, mit Jemand im Geſpräche entdeckt zu werden, der

zu dem Dienſte Derjenigen gehörte, der er doch Alles zu verdanken hatte.

„Armand!“ rief Cornelius: „hier bin ich; jetzt ſchnell! Ich habe keinen Augenblick zu verlieren.“

Und ich noch weniger! — entgegnete dieſer. — Komm her, hier ganz nahe zu mir. Dieß iſt eine fürchterliche Stunde! Ich habe Alles gethan, was ich nur konnte, um ſie zu retten. Ich ſah über die Mauer hinweg, wie Du ihr mein Blatt gabſt. Gott gebe, daß ſie meinem Rathe folgt und entflieht. Ihr Leben iſt in der höchſten Gefahr. Traue der anſcheinenden Ruhe nicht; die Hand iſt ſchon aufgehoben zum Todesſtoße. — Hier unterbrach ihn ein lautes Getümmel, das von dem wüthenden Haufen herrührte, der unter Anführung der Poiſarden in der offenen Schändlichkeit weiblicher Herabwürdigung aus allen Gaſſen nach der Richtung des Schloſſes zuſtrömte.

„Iſt das Alles?“ rief Cornelius ungeduldig. „Haſt Du mir nichts als dieſen ohnmächtigen Rath und dieſe allzuſpäte Warnung zu geben? — Leb' wohl denn! — meine Pflicht iſt innerhalb dieſer Mauern.“

In die ich nicht dringen darf! — seufzte Armand. — Mein Schicksal ist hart ... bitter ... zum Wahnsinnigwerden. O Cornelius! Du, Du liebst, Du betest die Königin an, und kannst Dich weihen ihrem Dienste, aber ich ... ach, ich! ... Ich fühle meine Schlechtigkeit, schäme mich ihrer, zittere, indem ich Dir's bekenne ... und doch muß ich vorwärts, vorwärts ... muß vollführen mein Geschick. ... Kennst Du dieß Gemählde? — Indem er diese letzten Worte sprach, löf'te er die Schnur auf, woran ihm der Königin Miniatur-Portrait auf der Brust hing. Cornelius sah und hörte mit der größten Ungeduld auf Alles.

Dieß ist das Portrait, das sie mir selbst mit ihren huldvollen, wunderschönen Händen um den Hals band, fuhr Armand fort. Ich darf es nicht behalten. Zu vernichten habe ich's versucht ... aber das vermag ich nicht. Fänden sie es bei mir, sie ermorderten mich auf der Stelle.

„O, gib, gib mir es!" rief Cornelius. „Welch ein elender Preis wäre mir der Tod für das Glück, es zu besitzen!"

Da hast Du es ... ich bestimme es für Dich, und hier ist es denn, — sprach Armand

eiligst, und als er Cornelius' Hand drückte, welcher schon das Miniaturgemählde fest darinhielt, brach er in convulsivisches Schluchzen aus.

Cornelius war von Armand's sichtlichem Leiden gerührt und durch diesen Beweis von dessen noch nicht ganz erstorbenem Gefühle für die Königin, so wie seiner freundlichen Gesinnungen für ihn selbst, besänftigt; er redete ihm also herzlich zu: „Komm, Armand, komm! Dieß ist der Augenblick der Rettung deines bessern Selbst. Komm mit herein ... man schließt die Thore ... komm zurück zu deiner Pflicht ... zu deiner Ehre ... komm ... komm herein!"

Die Thorwächter standen jetzt im Begriff, wegen der immer zunehmenden Menge, die von dem Wege nach St. Cloud herbeiströmte, den Park zu schließen. Sie riefen daher Cornelius, der sich durch seine Uniform ihnen kenntlich machte, zu, daß er herein kommen sollte, oder sie würden sich genöthigt sehen, ihn auszuschließen und der Wuth der Pariser Haufen Preis zu geben. Da ergriff er Armand's Arm, um ihn hereinzuziehen, aber das Geschrei der Poissarden schallte jetzt plötzlich von Neuem in

das Ohr des erſchrockenen und zitternden Abtrünnigen.

„Nein, nein, nein! es iſt zu ſpät! Schreckliche Eide feſſeln mich, und dieſe Töne ſind die Herolde des Todes für Alle innerhalb jener Mauern! ... O Gott! wohin mußte ich gerathen? ... Sie kommen! Sie kommen! ... laß mich fliehen! ... ſehen ſie mich bei Dir, bin ich unrettbar verloren! ... Hinweg, hinweg! ... Aber ſage der Königin, o ſage ihr ... " Ein neuer wilder Aufſchrei der Kommenden tönte jetzt noch näher. Armand floh dem Schalle zu, und als Cornelius durch's Thor ſchritt, erklangen noch die letzten Töne der Stimme des Renegaten, die ſich in das Geraſſel der Angeln und Riegel miſchten, in dem Ausrufe: „Es lebe das Volk! Hoch lebe die Nation! Nieder mit den Tyrannen! Nieder mit dem Könige! Nieder mit — " Da eilte Cornelius hinweg, damit er nicht einen noch teufliſchern Beweis der Schande des Feiglings höre. Feſt legt er die Hand auf das Gemählde, gegen das nun ſein Herz in heftigen Pulſen ſchlug, und bald trat er dann in die Reihen ſeiner Cameraden im Schloſſe ein.

Neuntes Kapitel.

So groß wie der Tumult außerhalb, eben so groß war die Bestürzung innerhalb des Schlosses. Dreißigtausend Männer, mit Weibern jener schon erwähnten weiblichen Ungeheuer gemischt, strömten an diesem Tage nach Versailles. Diese Horde hat man, in einem Anfalle historischer Höflichkeit, die Armee von Paris genannt. Dem Namen nach stand La Fayette an ihrer Spitze, aber sie ward durch ihren eigenen Antrieb in Bewegung gesetzt, und als nun einmal das Ganze verwirrt marschierte, fand er es für eben so unmöglich sie zu befehligen, als dies der Vorspieler eines uneingestimmten Orchesters kann, dessen einzelner Ton durch alle die schreienden Mißtöne um ihn her überstimmt wird. Zum Widerstande gegen die

feindlichen Bewegungen dieser entschlossenen Menge waren das Flandernsche Regiment, die Nationalgarde und die Garde du Corps auf dem Paradeplatze aufgestellt. So unwirksam auch ein solcher Widerstand an sich gewesen seyn würde, so wurde es überdieß jetzt nicht einmal verstattet, ihn zu versuchen. Unbestimmtheit über jeden zu fassenden Entschluß hinderte alle kräftigen Versuche. Als man das erste Geschrill jener Haufen hörte, ward beschlossen, daß die königliche Familie auf der Stelle unter Geleite der Garnison sich nach Rambouillet zurückziehen solle, um dort andere Versicherungsmaßregeln zu verabreden. Aber einige unglückliche und verrätherische Ausrufungen von „Vive le Roi!“ veranlaßten die Minister, diesen Plan aufzugeben. Jetzt erzwangen die verhaßten Poissarden mit ihren weiten weißen Schürzen, die sie nach ihrer eigenen Erklärung zu Absichten gegen die Königin bestimmten, welche das Zartgefühl zu nennen verbietet, ihren Weg bis in den Vorhof des Schlosses, und bestanden darauf, den König zu sehen. Er willigte in ihre Zulassung, hörte ihr gellendes Geschrei nach Brod an, und beachtete es dem Anscheine nach dahin, sie zu beruhigen, denn sie zogen sich mit Ausrufungen

ſeines Namens und wilder Anſtimmung des Geſanges zurück, der bei der Geburt des Dauphins ſchon ſo berüchtigt geworden war.

Während dieſer Scene ſtanden mehrere Mitglieder der National-Verſammlung neben der Königin. Einer derſelben übergab ihr einen anonymen Brief, den er ſo eben bekommen hatte, und worin ihm angekündigt worden, daß man feſt beſchloſſen habe, die Königin am nächſten Morgen zu ermorden. Dieſe las ihn ruhig, gab ihn Dem wieder, der ihn ihr eingehändigt hatte, befahl, daß ſich die Umſtehenden entfernten, und ſagte ganz kalt: „Morgen werden Sie ſehen, wie nothwendig es iſt, dieſe Nacht auszuruhen!“

Da nun Alles wieder ruhig geworden ſchien, ſo erhielt die Garde du Corps Befehl, von dem Paradeplatze, der dem Schloſſe gegenüber gelegen, abzumarſchiren und ſich in ihre Caſernen zu begeben. Dieſes Manövre ward von der ſtürmiſchen Menge als ein Signal für ihren Triumph gehalten, und ihre Gewaltthätigkeiten kannten von da an keine Grenzen mehr. Sie griff die Garde du Corps, als ſie ſich zurückzog, mit einem Hagel von Steinen an und feuerte mehrere Musketen ab, wovon eine Ku-

gel einen Gardisten tödtlich verwundete. Die Garde erwiederte diesen Anfall nicht, fand aber, als sie in die Casernen kam, daß diese bereits durch jene Haufen geplündert worden waren, die sich nun über die Stadt zerstreuten, um, wo sie nur konnten, Erfrischungen sich zu verschaffen, außer dem eben erwähnten aber keinen weitern Excess verübten. Als die Minister im Schlosse dieses hörten, entschloß man sich nochmals zu einem Rückzuge nach Rambouillet. Man ließ die königlichen Wagen zurüsten, und die Familie bereitete sich eben dazu vor, als in dem Augenblicke, wo die Pferde an die Wagen gespannt wurden und das Volk dem verdrießlich, aber ruhig zusah, ein junger Mensch, ein Bediente des Generals Beauharnois, des Gemahls der nachherigen Kaiserin Josephine, den Zügel eines derselben ergriff, und der versammelten Menge zurief, ihm beizustehn, damit der König nicht entkomme und die Freiheit des Volkes vernichtet werde. Und dieser Bursche entschied durch diese kecke und plötzliche That das Schicksal seines Monarchen und ward der Urheber der nachherigen Erhebung seiner damaligen Gebieterin. Ein Schauspieler des Versailler Theaters eilte ihm zu Hülfe, der

übrige Hauſe folgte ſeinem Beiſpiele, die Stränge wurden abgeſchnitten, die Pferde in die Ställe zurückgebracht, und die Monarchie war über den Haufen geworfen!

Als dieſe Nachricht ſich in dem Schloſſe verbreitete, war die Beſtürzung allgemein. Nur Ein Weg blieb nun, wenigſtens für dieſe Nacht, noch übrig, und der König betrat ihn. Er begab ſich ſelbſt unter La Fayette's und deſſen Armee Schutz und erklärte ſein Vertrauen zu ihm, welches, in ſofern es den General betraf, vollkommen billig, in ſofern es aber den bewaffneten Haufen anging, wahrer Wahnſinn war. Der größte Theil der Garde du Corps, die vor Wuth ſchäumte und von welcher gefahrdrohende Ausbrüche zu erwarten waren, ward nach Rambouillet beordert, und der König blieb mithin ohne alle Vertheidiger bis auf die wenige Mannſchaft, welche im Schloſſe eben den Dienſt verrichtete, denn das ganze Regiment Flandern war zu der Pariſer Armee übergetreten und ſchloß ſich allen Bewegungen derſelben an.

So ſtanden die Sachen, als die königliche Familie dem Zureden La Fayette's nachgab, und ſich zur Ruhe legte. Dieſer treffliche, aber

selbst getäuschte Mann glaubte, Alles sey nun in Ordnung und Sicherheit, ging daher selbst zu Bette, und der König nebst fast allen Bewohnern des Schlosses folgte seinem Beispiele. Die Höflinge und ihre Dienerschaft zogen sich eins nach dem andern auf ihre Zimmer zurück; die langen Vorsäle und Galerien wurden leer, und kaum sah man noch im ganzen weiten Umfange des Schlosses ein Lichtchen schimmern, außer von der eiligen Kerze eines Bedienten, der die Treppe hinauf in seine Dachkammer stieg, oder einen Augenblick in einem Fenster stehen blieb, um etwas von dem zu bemerken, was draußen in der Dunkelheit vorging. Selbst die Königin, von der Unruhe dieses Tages ermüdet und übermannt, warf sich um 2 Uhr in der Nacht auf's Bette, und befahl ihren beiden Hofdamen, dasselbe zu thun. Die Anhänglichkeit dieser Getreuen aber lehrte sie, daß unter solchen Umständen ihre erste Pflicht Ungehorsam sey, und so verließen sie zwar das Gemach ihrer königlichen Gebieterin, blieben aber, im bangen Vorgefühle der Gefahr, im Vorzimmer nahe an der Thüre der Königin, und saßen so halb wachend, halb träumend dort in der Stille der Nacht, welche einige

Stun-

Stunden lang durch nichts gestört ward, als durch das Flüstern der Garde du Corps, die in dem großen vorliegenden Saale Wache hielten, und die Schritte der Schildwachten, welche den Schloßhof und die Gärten durchwanderten.

In welchem Contraste mit der einsamen und verlassenen Größe dieser Scene in dem Hause des Königthums stand die Volksübermacht, deren Reich vor demselben begann! Der Abend und die Nacht waren naß, windig und finster. Die dunklen Wolken wurden wild am Himmel hin gepeitscht und gossen Regenströme herab, so wie der Sturm einmal ihre Nebelhüllen zerriß. Der Boden war naß, und der große freie Paradeplatz nebst seinen breiten Zugängen und Straßen mit den ausgestreckten Körpern Tausender von armseligen Menschen bedeckt, die sich, wie es nur angehen wollte, in diesem schmutzigen Bivouak zusammengruppirt hatten. Die Vorsichtigeren hatten Unterkommen in den Häusern gesucht und lagen nun in den Betten der zitternden Eigenthümer, welche in ihren Vorzimmern ängstlich Wache hielten. Diese Eindringlinge bestanden aus allen Denen, die wegen Rang oder Gesin-

nung Ansprüche auf Anstand zu machen hatten. Der übrige und bei weitem der größte Theil war aus dem Auswurfe der Pariser Vorstädte zusammengesetzt, Menschen, so verwildert in Schmach, daß sie ihrer eignen Schlechtigkeit sich rühmten, und stolz waren auf die thierische Herabwürdigung, die sie freiwillig übernommen hatten. Vom Weine taumelnd und die Gefahr verlachend, warfen sie sich auf den ersten besten Kothhaufen nieder, und die Ströme der Regentraufen wuschen die Kleider, deren Unreinlichkeit jenen Gewässern gleich kam. Verdrüßliches Brummen und halblaute Flüche mischten sich mit dem sausenden Sturme, der dann und wann durch die Bäume tobte und Regenschauer auf die darunter Schlummernden herabgoß. Ihre regellosen Waffen klirrten wild an einander, wenn der Sturm die schnell aufgethürmten Haufen derselben zerstörte, und ein aufgellender Ton aus einer zerbrochenen Trompete, oder der Wirbel einer halb abgespannten Trommel erweckte dann manchmal Einige aus der wilden Horde, die aber bald wieder rückwärts sanken, wilde Flüche gegen die Ruhestörer ausstoßend. Auch Frauen, die schlechtesten der Verworfenen, befanden sich in Menge in

dieser volkreichen Wüste. Sie huckten zusammen in schmutziger Gemeinschaft; Schlaf und Ermüdung sieaten über ihre eigene Entwürdigung, und so ließen sie die Köpfe auf die Brust herabsinken, in welcher sich die Milch des Weibes in Galle verwandelt hatte. Auch Kinder fand man dort, das Zwerggeschlecht der gräßlichen Schaar, vor Kälte, Nässe und Hunger weinend. Einige liefen umher und schrieen nach den Aeltern, die sie verloren hatten, und andere schliefen in den Armen der Elenden, die ihre Sprößlinge nur aus demselben thierischen Instincte liebten, wie die Tigerin ihre Jungen aussäugt.

Dieß waren die Wesen, welche nur den Anbruch des Tages erwarteten, um die gräßlichsten Thaten der wahnsinnigsten Gemeinheit zu verüben.

Nach halb 4 Uhr öffnete das schläfrige Auge des Morgens seine wolligen Augenlieder über dieser Scene. Die ruhelose Menge, von den Unbequemlichkeiten der Nacht verstört, ohne die mindeste Stärkung, vom Hunger gequält, von unbefriedigter Rache getrieben, erhob die Häupter und schüttelte ihre triefenden Kleider bei der Morgenröthe. Noch schliefen die mü-

sten Bewohner des Schlosses. Nur die entschlossene Schaar der Garde du Corps, welche den Dienst besorgte und unter der sich Cornelius befand, hatte die ganze Nacht hindurch gewacht, und als sie jetzt die Streifen des Morgenlichts sich durch die kargen Blätter des Waldes stehlen sah, bereitete sie sich selbst auf einen Tag vor, der das Schicksal eines Königreiches auf seinen Schwingen tragen werde.

Einige einzelne Schüsse, auf dem Paradeplatze abgefeuert, waren das einzige Zeichen zum Angriffe auf das Schloß. Im nächsten Augenblicke darauf war aber auch der Schloßhof schon angefüllt und die großen Thore durch das Eindringen der Masse gesprengt. Der hauptsächlichste Sturm der Menge ging nun die große Marmortreppe hinauf, welche zu dem Zimmer der Königin führte, und von deren oberm Theile man in den Vorsaal der Garde du Corps kommt. Dicht an diesen stieß das Vorzimmer, wo die Damen der Königin mit ihrer weiblichen Aufwartung sich befanden.

Beim ersten Lärmen stürzten mehrere Gardesoldaten nach der Treppe zu, und hier begann ein harter Kampf. Viele Angreifende fielen, und ihre Gefährten, welche über ihre Leichname weg-

stiegen, vollendeten den Tod Derer, welche die Kugeln der Garde du Corps getroffen hatten. Das noch schwache Tageslicht war sehr zu Gunsten der Vertheidiger. Sie richteten eine große Niederlage an, und nur zwei von ihnen wurden getödtet. Die Verwundeten wurden rückwärts nach dem Versaale abgeführt, und zuletzt zog sich die ganze Schaar dahin und verrammelte die Thür innerhalb. Nicht lange aber, so zerborst diese schwache Schranke von vergoldeten und gemahlten dünnen Brettern vor der Gewalt der Schläge des Volkshaufens, und der Gardesoldat, der in der Oeffnung stand, konnte sich gegen die Säbelhiebe der Angreifenden nur mit seinem Karabiner vertheidigen, den er, nachdem er ihn abgefeuert hatte, zwischen die Thür klemmte und mit beiden Händen festhielt. Die Ueberreste des Holzes der Thür hielten die tödtlichsten Streiche ab, und er bekam bloß zwei Hiebe in Kopf und Gesicht, die ihn mit Blut überströmten, aber ihn nicht dazu brachten, von seinem Posten zu weichen. Seine Cameraden feuerten hinter ihm, und unter seinen Armen durch, ihre Pistolen ab, und hielten so während einiger, für sie stundenlanger, Minuten die ganze Menge zurück. Oft sah sich der Unerschro-

kene um, und warf forschende Blicke auf die Thür zum Vorzimmer der Königin, als ob er nur an diese denke. Endlich konnten mitten in diesem Getümmel die erschrockenen Frauen ihrer Neugier nicht widerstehen, und eine von ihnen öffnete jene Thür, um zu sehen was vorgehe. In dem Augenblicke, wo ihr bleiches Gesicht in den Vorsaal blickte, rief ihr die blutende Schildwacht, Cornelius — denn er war es — mit starker Stimme zu: „Retten Sie die Königin! Fliehen Sie und schließen Sie die Thür hinter sich!“ Das gespensterbleiche Gesicht verschwand, und als die Thür inwendig verschlossen und verriegelt ward, sank unser Held, erschöpft und noch einmal verwundet, zu Boden und ließ der anstürmenden Horde freien Eintritt.

Die enggedrängte Menge, die nun hineinstürmte, that den übrigen Garde du Corps wenig Schaden mehr. Sie stürzte in solcher Ueberzahl in den Vorsaal, daß sie ihrem eigenen Wunsche nach Blut im Wege stand, und während dieser Unordnung und dem Verzuge, den die Aufsprengung der Thür zum Vorzimmer verursachte, hatte die Königin, welche von den schreiend hereinstürzenden Frauen erweckt ward, Zeit, aus

dem Bette zu ſpringen. Sie floh, unangezogen, wie ſie war, zu einer kleinen, verborgenen Thür, die in die Zimmer des Königs führte, da ihre erſten, noch nicht geſammelten Gedanken nur auf ihn und ihre Kinder gerichtet waren. Mit Schrecken entdeckte ſie aber, daß dieſe Thür von außen verſchloſſen ſey, und alle Anſtrengungen der Frauen, ſie zu öffnen, und ihr Geſchrei nach Hülfe ward von dem Getöſe übertönt, das die Menge in den vorliegenden Zimmern machte. Mitten in dieſer verzweifelten Lage kam jedoch noch endlich ein Kammerdiener des Königs von hinten her, öffnete die Thür, und alle Frauen, die Königin an der Spitze, ſtürzten nach des Königs Schlafgemach zu, wo ſie die Kinder fanden, indeß der König ſelbſt fortgeilt war, um ſeine Gemahlin aufzuſuchen. Er kam bald wieder zurück, und dieſe Scene augenblicklicher Seligkeit, mitten in dem gräßlichſten Elend umher, muß nur gedacht, nicht beſchrieben werden.

Als Cornelius blutend und halb ohnmächtig am Boden lag, war ſeine einzige Sorge nur, das Gemählde der Königin zu bewahren, damit es nicht von den über ihn und ſeine verwundeten Cameraden hinwegſchreitenden Füßen

der eindringenden Menge zertreten werde. Mit beiden Händen bedeckte er daher den Schatz auf seiner Bruſt, und indem er sein Geſicht nach der Wand wendete, an der er ausgeſtreckt lag, hörte er eine leiſ' flüſternde Stimme seinen Namen nennen. Matt ſchauete er durch die ihn umgebende Menge empor, und beim Licht der Fackeln, die man nun hereingebracht hatte, entdeckte er Armands bleiches Geſicht, der umhertappte und ihn ſorgfältig am Boden zu ſuchen ſchien. Das nie verlöſchende Gefühl für Selbſterhaltung ließ Cornelius auf deſſen Stimme eine kaum vernehmbare Antwort zu, und bald hatte ihn Armand nun aus dem Gedränge erlöſ't. Dann beugte er ſich über ihn, zog ihm, unbemerkt von der Menge, die durch die indeß aufgeſprengte Thür in das Vorzimmer ſtürzte, ſeinen Uniformrock aus und hüllte ihn in den kurzen Mantel, den er ſelbſt getragen hatte. Nun zog er ihn nach dem Raume oberhalb der Treppe fort, und wollte ihn eben dieſe hinabführen, indem er Denen, die ihnen entgegen kamen, laut zurief, daß er einen verwundeten Patrioten in Sicherheit bringen wolle, als ein großer, ſtarker Mann, halb angezogen, in ſchwarzen Beinkleidern und Strümpfen und mit

offnem Oberhemde sich durch Alles, was ihm im Wege stand, hindurchdrängte, auf Cornelius zu kam, ihm einen Augenblick in's Gesicht sah, ihn dann auf seine Schultern hob, als ob's ein kleines Kind gewesen wäre, und so, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe hinab trug. Ihm folgte Armand staunend. Er hatte nicht Theil am Gefechte genommen, sondern mit Zittern unten gewartet, bis er endlich, nachdem aller Widerstand aufgehört hatte, seinen Freund ohne Gefahr für sich selbst aufsuchen konnte.

Cornelius erkannte, von der frischen Luft gestärkt, bald das Angesicht seines Retters, da das seine über die breite Schulter, die ihn trug, herüber, nahe an demselben lag. Es war Vater O'Collogan, der beim ersten Lärmen in ängstlicher Sorge für seinen Freund der Scene des Mordes zugeeilt war, vorher aber sorgfältig sein Priestergewand und seinen Hut abgelegt hatte, da diese Zeichen seines Standes ihn bei jenem Haufen unrettbar zum Tode geführt haben würden. Als er unten an der Treppe angekommen war und laut geschrieen hatte, daß man ihm Raum machen möchte, auch dieses durch tüchtige Ribbenstöße rechts und links gehörig unterstützt, stieß er im Eingange dazu auf Bryan

Mulcahie, der, nachdem er in den einsamen Casernen eine schlaflose Nacht zugebracht gehabt, wo ihn Furcht vor dem Geiste des schwarzen Hauptmannes und Angst um seinen Herrn bas gequält, bei den ersten Flintenschüssen aufgesprungen war, sich mit einem großen Prügel bewaffnet hatte, und nun mit der Menge in's Schloß gedrungen war, um seinen Herrn todt oder lebendig wiederzufinden. Es war ein Glück für Cornelius und seinen Träger, daß Bryan sich der umgebenden Masse nicht leicht verständlich machen konnte, denn seine Klagen und Schimpfreden auf das Volk, als er seinen blutenden Herrn auf dem Rücken des Priesters erblickte, würden Alles verrathen, und folglich auch alle Drei sogleich dem Tode geweiht haben. Vater O'Collogan stieß Bryan, der heulend und schreiend auf seinen Herrn zustürzte, auf die Seite, und dieser folgte nun ganz bestürzt den langen Schritten des Priesters, der weder still stand noch sprach, bis er seine Last in eines der Gemächer im Stadthospitale abgelegt hatte, wo Voisin, der Oberwundarzt, schon emsig mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt war. Armand stand dicht bei seinem vormaligen Freunde, und während er

und der Prieſter durch die Verſicherung Boiſin's, daß deſſen Wunden keineswegs tödtlich wären, ſich hoch erfreut fühlten, fing Bryan, der in dem bleichen Geſichte und lebloſen Körper ſeines Herrn nichts anders als Tod ſah, ganz bedächtlich an, die Irländiſche Todtenklage zu wimmern:

„Wiraſhtrew! Wiraſhtrew!*) O warum mußteſt Du ſterben? Warum verließeſt Du deinen Vater und dein Volk! Wiraſhtrew?"

Halt dein Maul, dummer Teufel! — ſchrie Vater O'Collogan. — Wie kannſt Du nur ſo unbeſonnen ſeyn und deinem Herrn erzählen, daß er todt iſt?

„Wiraſhtrew! Wiraſhtrew!" jammerte Bryan fort und rang die Hände.

Wirſt Du ſtill ſeyn? Das ſage ich Dir, Du Hallunke! oder ich will Dir's mit meinen vier Fingern und Daumen auf die Backen gedruckt geben! — ſchimpfte der Prieſter, der vor Wuth ſchäumte.

„Ach, ach, ach, warum mußteſt Du ſterben!" fuhr Bryan fort, wehmüthig auf ſeinen

*) Dieſer ächt Irländiſche Wehklagerus um Verſtorbene heißt wörtlich: „O Du! vom Schickſal Getroffener!"

Herrn blickend, und würde mit seinem Geheule nicht geendet haben, wenn nicht der weltliche Arm des auf's höchste erzürnten Beichtvaters hoch sich über ihn erhoben hätte und die eherne Faust so derb ihm auf's Ohr gefallen wäre, daß er selbst der Länge nach zu Boden stürzte. In diesem Augenblicke wurden fünf bis sechs verwundete Gardesoldaten von ihren Cameraden, die sich durch das Volk hindurch gearbeitet hatten, hereingebracht; kaum aber hatte man sie im Hospital aufgenommen, als ein Haufe jener ruchlosen Bösewichter sie verfolgte und den Eingang zur äußern Thüre zu erzwingen versuchte, um sie noch sämmtlich hier zu morden.

O'Collogan's Geistesgegenwart war hierbei ausgezeichnet und von der höchsten Wichtigkeit. Mit großer Ruhe ging er selbst in das Vorzimmer, nachdem er zuvor einige chirurgische Instrumente, die auf dem Tische lagen, ergriffen hatte. Sein Hemd war ganz mit Cornelius' Blut bedeckt, und so hatte er völlig das Ansehn eines Wundarztes. In dieser Gestalt trat er dem wüthenden Haufen entgegen, und beschwichtigte dessen mörderische Drohungen mit reichlichem Auftischen des ganzen Weinvorrathes, der für die Kranken eben vorhanden war,

und den Versicherungen, daß von der Garde du Corps auch nicht Ein Mann sich in diesem Theile des Hospitals befinde. Unterdessen hatte Voisin, der Oberwundarzt, dafür gesorgt, daß die nahe dabei wohnenden barmherzigen Schwestern die verwundeten Garden eiligst in die schlechte Kleidung gehüllt hatten, welche sie armen Kranken zu spenden pflegen, und da dieses alles auf's schnellste während der Zeit besorgt worden war, wo der Priester außerhalb mit den Böswichtern unterhandelte, so blieb keine Spur mehr übrig, woran diese ihre Feinde von ihren Freunden hätten unterscheiden können. Nur Bryan war der Einzige, für den Gefahr zu besorgen war, denn da die guten barmherzigen Schwestern ihn heulend und schreiend auf der Erde liegen sahen, so hielten sie ihn auch für einen Verwundeten, wie die Uebrigen, und wickelten ihn, gleich diesem, in die lange, braune Hülle ein. Er schrie und sträubte sich zwar anfangs mit seiner gewohnten Heftigkeit dagegen und protestirte gegen dieses Verfahren, bald aber brachte ihn das Geräusch der Waffen und das gräßliche Fluchen außerhalb zur Vernunft, indem es ihn fast seiner Sinne beraubte, und so duldete er es endlich ruhig, wie er von vier bis

fünf dieser gutmüthigen Wärterinnen aufgehoben und in dasselbe Bett mit einem todtgleichen Gardesoldaten gelegt ward, dessen gespenstisches Gesicht, das ganz nahe an Bryan's Backen lag, ihm den Gedanken beibrachte, als liege er schon im Grabe. Armand hatte sich von selbst in ein anderes Gemach begeben und lag mit über den Kopf gezogener Bettdecke und hochklopfendem Herzen dort, als die Wüthenden, in Begleitung von Vater O'Collogan, hereinstürzten, und da sie nichts bemerkten, was den militärischen Charakter Derer, die sie hier vorfanden, verrathen konnte, überzeugt waren, daß die Garde du Corps auf einem geheimen Wege in einen andern Theil des Hospitals gebracht worden seyen. In ihrem ersten blutigen Vorhaben also getäuscht, zerstreueten sie sich wieder auf dem Wege nach dem Schlosse zu, und hofften dort andere Opfer für das Blutbad, das sie beabsichtigten, zu finden.

Während dieses im Hospitale vorging, bot das Schloß Scenen unbeschreiblicher Schrecknisse und Verwirrung dar. Die prachtvollen Säle und reichtapezirten Zimmer wurden der Schauplatz der blutigsten und ungestümsten Wuth. Sobald die Königin aus ihrem Schlafzimmer entflohen und die Thüre zum Vorzimmer auf-

gesprengt worden war, hatten sich einige Garden mit großer Gewandtheit zwischen die Menge und das Zimmer, wo man die Königin noch im Bette vermuthen mußte, zu stellen gewußt. Hier erneuerte sich der Kampf gegen die Eindringenden, bis diese endlich durch die Versicherungen der Hausoffizianten überzeugt wurden, daß die Königin entflohen sey. Nun verließen sie diesen Angriffspunkt und strömten durch einen andern Weg der Galerie des Oeil de Boeuf zu, in der Hoffnung, dort die Flüchtige abzuschneiden. Aber sie befand sich bereits in Sicherheit in dem Zimmer des Königs, wo sie an der Seite ihres Gemahls und mit ihren Kindern in den Armen, auf Alles, was auch geschehe, gefaßt war. Als die treue, aber sehr verringerte Schaar der Garde du Corps sich vergewissert hatte, daß die Königin ihr Schlafzimmer verlassen habe, zog sie sich durch dieses in jene Galerie, und indem sie hier die Thüren verrammelte, konnte sie dem Eindringen der Grenadiere der Pariser Nationalgarde widerstehen, welche jene zu sprengen versuchten. Als aber der Widerstand am Ende auch hier vergeblich zu seyn schien, da entschloß sich Einer von der Garde du Corps, Namens de Chevanne, sich selbst

zum Opfer zu bringen, um seine Cameraden zu retten, und so stürzte er sich allein in's Vorzimmer mitten unter die Feinde. Von dieser That des entschlossensten Muthes betroffen, hielten die Angreifenden ein, und in den wenigen Minuten, die ihm dadurch gewährt wurden, hielt er eine ernste kurze Anrede an die Menge mit der Kraft der Beredsamkeit, die namentlich in Frankreich mehr als in irgend einem andern Lande, schon manchmal die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht hat. Wenige Augenblicke noch, und die Nationalgarde und die Garde du Corps tauschten wie Brüder Kokarden und Mützen aus, fielen sich einander in die Arme und riefen laut: „Vive le Roi! Vive la Nation! Vivent les Gardes du Corps!"

Von diesem Augenblicke an war die Ruhe hergestellt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieser Impuls auf die Truppen und durch diese wieder aufs Volk. Das Schloß ward geräumt und die entweihten, aber nun wieder leer gewordenen Corridors und Säle hallten statt der wilden Drohungen und des mörderischen Geschreies, mit Waffengetös und dem Stampfen einer wüthenden Menge gemischt,

von

von den freudigen Umarmungen der Hausoffizianten, den stürmischen Glückwünschen der Männer und dem convulsivischen Lachen der Frauen wieder, die fast alle eben so außer sich in ihrem Entzücken waren, als sie es vor Kurzem noch in ihrer Furcht gewesen.

Einige Stunden lang nach allen diesen Vorgängen herrschte überall eine geräuschvolle Unruhe. Die auseinanderstrebenden Elemente der Gewalt des Pöbels, die während der Nacht ganz entfesselt gewesen, waren nun durch die Richtung, welche der Gesammtmasse der Angriff auf das Schloß gegeben hatte, plötzlich wieder in ein Ganzes vereint worden. Der Paradeplatz, die Schloßhöfe und die Terrassen waren vollgepfropft von der bewaffneten Menge, die nun gebieterisch darauf drang, daß der König und seine Familie Versailles verlassen und mit ihnen nach Paris ziehen solle. An Widerstand war bei dieser Krisis nicht zu denken. Der König willigte in die Maßregel. „Ich vertraue mich selbst dem Volke an," sagte er: „laßt es mit mir machen, was es will." Und so eilte man mit den Veranstaltungen zur Abreise. Die zügellose Ungeduld der Menge war aber ohne ein sichtliches Zeichen, daß ihren Befehlen Gehorsam geleistet

werde, nicht zufrieden, und begehrte die Ansicht ihrer Schlachtopfer selbst. Mit wüthendem Tone schrie man, daß die Königin sich auf dem Balcon zeigen solle, auf welchen man aus dem Zimmer, wo Ludwig XIV. starb, herauetritt, und der nach dem mit Marmor getäfelten Hofe geht, welchen man la Cour de Marbre nennt. Drohungen und Schimpfreden begleiteten dieses Rufen, und Diejenigen, welche um die Königin waren und es hörten, beschworen sie, sich nicht zu zeigen, da sie überzeugt wären, man werde, sobald sie vortrete, auf sie schießen, und so den teuflischen Anschlag gegen ihr Leben in Erfüllung bringen. Nur sie allein stand ruhig und muthig da in diesem fürchterlichen Augenblicke. Ihre Kinder nahm sie, jedes an eine Hand, und mit zuversichtlicher Miene trat sie so auf den Balcon. — „Keine Kinder! Nicht die Kinder! Zurück mit den Kindern! Die Königin allein!" dieß war das schreckliche Geheiß, das ihr von Tausenden von Stimmen zugerufen ward. Keinen Augenblick zögerte sie, sondern stellte die Kinder in die Oeffnung der Glasthüre hinter sich, wendete sich noch einmal rings umher zu der Volksmasse, hob ihre Augen und gefalteten Hände zum Himmel, und

blieb ſo eine Zeitlang in der feſteſten Ueberzeugung ſtehen, daß jeder nächſte Augenblick ihr letzter ſeyn werde.

Ein Gemurmel ſtaunenden Beifalls rauſchte mit heiſcherm Tone durch den Haufen, und von allen den nervigen und bewaffneten Armen, die ſich darunter befanden, erhob ſich nur Einer, um ein Leben zu enden, das ſich ſo vertrauensvoll ihren Angriffen darbot. Ein Böſewicht, von Wuth ſchnaubend und mit geronnenem Blute von dem Kampfe an dieſem Morgen bedeckt, ſtand in der linken Ecke des Marmorhofs, auf derſelben Stelle, wo ſich der Mörder Damiens hingeſtellt hatte, um das Herz Ludwigs XV. zu durchbohren. Als er die Königin ſo, nur dreißig Schritte von ſich, unbeſchützt daſtehen und die abrollende Fluth der Volksunbeſtändigkeit auf dem Punkte ſah, zu ihrem Vortheile zurückzuſtrömen, da richtete er eine Flinte nach ihrer Bruſt und drückte den Spanner ab. Los ging der Schuß — aber die Kugel flog hoch in die Luft, oben über das Dach des Schloſſes, denn an der Seite des Mörders hatte ein Arm in demſelben Augenblicke, wo das Gewehr entladen ward, dieſes gewendet. Der Böſewicht blickte rings um ſich her nach Dem, der ſeine Abſicht

vereitelt habe, erkannte aber Cornelius in dem blassen, von Wunden entstellten Wesen nicht, das an der Mauerecke neben ihm lehnte. So rettete unser Held, der, von Unruhe aufgerieben, so schwach er auch war, doch darauf gedrungen hatte, aus dem Hospital fortkriechen zu dürfen, und nun, durch Hülfe O'Collegan's, an jenen Platz gestellt ward, das Leben von Der, für deren Dienst er selbst ja nur lebte, und erkannte augenblicklich in dem Mordenvollenden den nämlichen Soldaten des Flandernschen Regiments, der kaum einen Monath vorher im Ausbruche ungeregelter Loyalität an die Außenseite des Schlosses hinaufgeklettert war, um: „Heil sey dem Könige!" herabzurufen. — Schnell wie die Stimme des Donners, welche auf den zuckenden Blitz folgt, erscholl auch von Cornelius' bleichen Lippen nach dem Schusse des trunkenen Wahnsinnigen der Ausruf: „Lange lebe die Königin!" und von der tumultuarischen Versammlung ertönte der gleiche Zuruf, daß die funfzig Nischen der Mauern umher, in denen die Bildsäulen der Kaiser und Könige standen, ihn schallend wiederhallten.

Die Königin zog sich nun mit würdevoller, ungestörter Haltung zurück, und jetzt rufte

die laute Stimme des souveränen Volks den ihm unterthänigen König. Als er vortrat, erscholl's von Neuem: „Nach Paris! Nach Paris!" und der Monarch erwiederte auf das allgemeine Geschrei mit sanfter Festigkeit: „Ja, meine Kinder, da Ihr mich nach Paris zu begleiten wünscht, so will ich dahin gehen, aber nur unter der Bedingung, daß ich von Weib und Kindern nicht getrennt werde." Das Geschrei: „Hoch lebe der König!" war die Antwort, und als er dann Sicherheit für seine treuen Garden verlangte, rief man jubelnd: „Vivent les Gardes du Corps!" Nun strömten die Namen des Königs und der Nation in einem allgemeinen Ausrufe zusammen, und eine betäubende Salve von Artillerie- und Musketenfeuer erschütterte die Fenster des Schlosses und drang bebend in die Herzen der Einwohner von Versailles.

Um Ein Uhr setzte sich der Zug beim blauesten Himmel und wärmsten Sonnenschein in Bewegung zu dem fünfstündigen Marsche bis zur Stadt, und Marie Antoinette schaute zum letzten Male auf den prachtvollen Aufenthalt, während funfzehn Jahre den Schauplatz von Vergnügen und Größe, Bewunderung und Einfluß,

wie sie selten das Loos selbst der glücklichsten Königin sind, zurück.

Cornelius blieb bis auf den letzten Augenblick zugegen und gehorchte nicht eher dem Andringen Vater O'Collogan's, sich in's Hospital zurück zu begeben, bis man das Gerassel des königlichen Wagens nicht mehr hörte und sein verdunkeltes, in Thränen schwimmendes Auge kaum mehr den unordentlich sich fortbewegenden Zug sah, wie er auf der schönen, menschenbedeckten Straße, welche in gerader Linie vom Schloßhofe nach Paris geht, langsam dahin ging.

Armand hatte sich schon früher heimlich entfernt, Niemand wußte wohin, jedoch erst, nachdem er sich von Cornelius' Rettung überzeugt und auf diese Art wenigstens einigermaßen sein Gewissen von den bitteren Vorwürfen, die unablässig und unwillkührlich in seinem Geiste aufstiegen, entlastet hatte, denn er fühlte, daß wenn er der Königin diesen ihr so ganz ergebenen Anhänger erhalte, er mehr für sie thue, als er durch irgend eine Anstrengung seiner eignen zaghaften Treue bewirken könne.

Zehntes Kapitel.

Die öffentlichen Begebenheiten, welche dieſen merkwürdigen Verhandlungen folgten, ſind noch in Jedermanns Gedächtniß, und können hier, da ſie keinen unmittelbaren Einfluß auf Cornelius hatten, übergangen werden. Die National-Verſammlung ſtellte zum Scheine eine Unterſuchung wegen der Beleidigungen gegen die königliche Familie an, welche aber, wie man nicht anders erwarten konnte, damit endete, daß nichts geſchah, um den Schuldigen, deſſen Straſloſigkeit weit über den Bereich ſeiner Ankläger erhaben war, zu beſtrafen. Marien Antoinetten wurden einige Fragen über ihre perſönliche Kenntniß von dem, was geſchehen war, vorgelegt, ihre Antwort war jedoch: „Ich ſah Alles — fühlte Alles — und habe Alles vergeſſen.“

Cornelius unterwarf ſich nur mit leicht begreiflicher Ungeduld einem vierzehntägigen Aufenthalte im Hospital von Verſailles. Seine Unvorſichtigkeit, an dem Morgen, wo er verwundet worden, noch auszugehen und an allen den Unruhen dieſes Tages Theil zu nehmen, machte die Verletzungen, die er erhalten, gefährlicher, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würden. Aber Sorge für ſeine Königin ſchmerzte ihn tiefer als die Säbel des Pariſer Haufens geſchlagen waren. — Bryan verließ während dieſer Gefangenſchaft ſeinen Herrn keinen Augenblick, aber Vater O'Colloçan ging alle Tage nach Paris, um zu erforſchen, wie es dort ſtehe, und obgleich Cornelius' ſanguiniſcher Sinn nur Gegenſtände der ſchönſten Hoffnungen in der anſcheinenden Loyalität erblickte, welche die Hauptſtadt jetzt laut bekannte, ſo ſah dagegen der Prieſter Alles in dem dunkelſten Lichte, und der Erfolg beſtätigte ſeine Befürchtungen leider nur zu ſehr.

Sobald Cornelius von ſeinen Wunden und dem heftigen Fieber, das mehr die Wirkung innerer Aufregung als äußern Einfluſſes war, nur ſo weit geneſen, daß er gefahrlos wieder ausgehen konnte, eilte er nach Paris, um ſich, wie

er hoffte, durch den eigenen Anblick der Lage der Königin ganz zu beruhigen. Im Geleite von Vater O'Collogan kam er auf den Platz der Tuilerien, in denen jetzt die königliche Familie wohnte, und da ihn Einige aus der Dienerschaft kannten, erhielt er sofort Einlaß und Gelegenheit, einen bekannten Edelmann zu sehen, dessen Dienst diesen der Person des Königs nahe stellte. Von ihm erfuhr er Alles, was seit der schrecklichen Begebenheit in Versailles vorgefallen war, die Auflösung der Garde du Corps mit eingeschlossen, so wie, daß jetzt die sogenannte constitutionelle Garde von Paris den Dienst bei der königlichen Familie versehe. Er erfuhr auch, daß mehrere seiner Cameraden, als die männlichen Vertheidiger des Versailler Schlosses von dem Pöbel wieder erkannt und insultirt worden, und sah wohl ein, daß es für seine persönliche Sicherheit, die er bloß um deßwillen werth hielt, weil sie ihm doch noch Gelegenheit bieten könnte, sich für das Wesen aufzuopfern, an welches er sich mit jeder Stunde inniger angekettet fühlte, nothwendig sey, alles öffentliche Erscheinen zu vermeiden. Er nahm also seine Maßregeln, sich von Versailles, wo man ihn allgemein kannte,

zu entfernen, und verließ nach einigen Tagen bereits dieſe Stadt ganz, wo in dem kurzen Raume von fünf Monathen ein ſo reißender Wechſel der Begebenheiten Statt gefunden hatte, daß er ſein bis dahin ſo ruhiges Leben aus allen Fugen geworfen und Gefühle und Leidenſchaften in ihm genährt hatte, die ihm zuvor unbekannt geweſen, ihn aber jetzt zur Erfüllung eines Schickſals hintrieben, unter deſſen Einfluſſe ſie entſtanden waren.

Er bezog eine kleine Wohnung in einer der Vorſtädte auf dem halben Wege aufwärts zum Hügel des Montmartre, wo er aber doch das angenehme Gefühl hatte, daß er unter der Maſſe der umgebenden Gebäude die Wohnung der Königin unterſcheiden konnte, und ſich in der Vorſtellung gefiel, daß er wie ein ungekannter, aber wachſamer Schutzgeiſt darauf herabſehe. Bryan Mulcahie ward ihm nun nützlicher als je, und er fand in dem treuen Eifer und dem beluſtigenden Humor dieſes Naturmenſchen bei den niederſchlagenden Gedanken, die ihn in ſeiner Einſamkeit nur zu häufig umgaben, manchen Troſt. So gern auch Vater O'Collogan ſeinen Freund würde begleitet haben, hatte er doch dringendere Pflichten zu erfüllen. Seine

Pfarrei verlangte mehr als je seine Vorsorge, denn er fand, daß die Abtrünnigen von seiner Heerde mit jedem Tage mehr zunahmen, und daß sie weder durch Versprechen, noch Drohungen zurückgehalten werden konnten. Die natürliche Fröhlichkeit und Frische seines Geistes hielt ihn unter allen diesen Beschwerden noch aufrecht, und nicht selten schlenderte er mit seinem Stocke in der Hand nach Montmartre, um dort seinen Cornelius auf einige Stunden zu besuchen, und während er dessen häusliches Mahl theilte, sich seiner geistlichen und politischen Sorgen und Ahnungen zu entschütten.

In unwandelbarer Zurückgezogenheit brachte Cornelius so den spätern Theil des Jahres 1789 hin, und schon begann der Frost des Winters unter dem warmen Hauche des darauf folgenden Frühlings zu schmelzen, ehe er einen wirksamen Anreiz fand, die Einsamkeit seines Hügels, auf welchem er gleichsam eingebürgert war, zu verlassen. Seine Beschäftigungen waren während dieser trübsinnig verlebten Monate stets dieselben gewesen, doch war er jeden Tag in die Stadt selbst gegangen, um Nachrichten über die Königin einzuziehen. Er sah sie oft, verfehlte es nie, in ihrer Nähe zu seyn, wenn

ſie ausfuhr, und ſtellte ſich regelmäßig zweimal in der Woche in der Kapelle des Palaſtes ein. Dort wartete er gewöhnlich, wenn ſie durch die Reihen der Soldaten, die mehr ihre Kerkermeiſter als ihre Wachen waren, in der langen Galerie einherſchritt, und folgte jeder Bewegung ihres ſeelenvollen Auges, welches durch die engegeſchloßnen Reihen drang, um den Freunden zu begegnen, deren Blicke ihr ein Beweis ihrer fortdauernden Theilnahme waren, und unter dieſen Getreuen vermißte ſie nie unſern Cornelius, deſſen Leidenſchaft in den Strahlen ihres ſprechenden Blickes wuchs und reifte.

Während dieſer Periode ertrug die Königin mit der Seelenſtärke und Würde, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten, all' das Elend, das ſich über ſie häufte. Sie widmete ſich ganz den Mutterpflichten und beſorgte in jeder Hinſicht die Erziehung des unglücklichen Dauphins und ſeiner Schweſter. — Jedes Andringen, das ihr gemacht ward, Frankreich allein zu verlaſſen und dem Könige und Volke die Vollendung der Conſtitution anheim zu ſtellen, ohne daß man auch nur den geringſten Vorwand finden könnte, die Schuld der Verzögerung derſelben auf ſie zu wälzen, verwarf

sie standhaft. Sie erwiederte Denen, die ihr zu diesem Schritte riethen, daß, wenn sie glauben könnte, der Haß des Volkes werde nur sie allein treffen, sie ihr Leben recht gern opfern wolle, da sie aber sehe, daß die Zerstörung der Monarchie Dasjenige sey, was man beabsichtige, sie, wenn sie Frankreich verlasse, nur den feigherzigen Vortheil davon tragen würde, nicht jene, sondern bloß sich selbst gerettet zu haben.

So verwarf sie auch jeden Antrag, das Schauspiel zu besuchen oder Concerte bei sich zu haben; zweimal aber in der Woche speis'te sie, nach hergebrachter Weise, öffentlich mit dem Könige. Mit Ausnahme von zwei bis drei Gesellschaften bei der Prinzessin Lamballe, die auch mit im Schlosse wohnte und welche sie besuchte, blieb die Königin während dieses traurigen Winters in steter Abgeschiedenheit und sprach mit ihren Freunden nur von der Revolution, damit sie durch diese doch endlich erfahren möge, wodurch sie denn so ganz die Anhänglichkeit und das Wohlwollen dieses wankelmüthigen Volkes verloren habe.

Unterdeß aber griffen die Pläne der Republikaner so weit um sich, daß selbst viele von Denen, die sich anfänglich dem Hofe aus ge-

rechten und constitutionellen Grundsätzen gegenüber stellten, nun auch mit Jenen unzufrieden wurden, und sich aus einem Streite zurückzogen, bei dem, wie sie voraussahen, für sie nur Kränkung und Niederlage zu erwarten stand. Die Royalisten waren nun, da sie diese gemäßigte Parthei sich vor dem Haufen zurückziehen sahen, und wohl bemerkten, daß demselben nun kein Damm mehr entgegenstehe, von der Nothwendigkeit überzeugt, daß die königliche Familie vor einer Gewalt entfliehen müsse, der sie nicht gewachsen sey. — Im Winter von 1790 zu 1791 wurden daher mehrere Pläne zu des Königs Flucht geschmiedet. Der berühmteste, unpassendste und für seinen Erfinder unseligste war der des Marquis de Favras. Dieser eifrige Royalist hatte das Projekt, eine Armee von dreißigtausend Mann auf die Beine zu bringen; nach Paris zu marschiren und die königliche Familie zu entführen. Wahrscheinlich wußten König und Königin darum, aber der unglückliche Favras ward nach vielen Bemühungen, um die nöthigen Summen für seine Unternehmung aufzutreiben, von Jemand, dem er seinen Plan mitgetheilt hatte, verrathen und ein Opfer der Volkswuth. Man

hing ihn im Februar 1790 auf dem Greveplatze, und sein männliches Benehmen bis zum letzten Augenblicke, begeisterte Viele für die Sache, der sie sich geweiht hatten, mit neuem Muthe, während sein Untergang Denen eine heilsame Klugheits-Lehre gab, die nach demselben Ziele strebten.

Cornelius wäre beinahe auch in diese Angelegenheit mit verwickelt worden, und hätte folglich das Loos ihres Anstifters getheilt. Er hatte von Favras' Unternehmen gehört, und stand, bei seiner Gluth, etwas für die Sache der Königin zu thun, im Begriffe, Theil an demselben zu nehmen, ja, er würde dabei gewiß seine Dienste mit angeboten haben, wenn ihn nicht eine Freundin, mit der er in fast täglicher Gemeinschaft stand, davon abgeredet hätte. Und um dieses zu bewirken, mußte überdieß der Einfluß dieser Freundin nur aus einer Quelle herrühren, welche Cornelius heilig war. Aber diese Freundin war mit den geheimsten Gesinnungen der Königin vertraut, und diese wußte den Werth ihrer treuesten Freunde zu gut zu würdigen, um es zuzugeben, daß sie sich in so kecken Versuchen dem Untergange aussetzten,

während sie den Tag nahe hoffte, wo dieselben zu einem ausführbarern Plane der Flucht mitwirken könnten. Und so wartete Cornelius sehnsuchtsvoll auf die Befehle, welche seine innige Ergebenheit in Thätigkeit setzen sollten.

Trotz dieser Ungeduld entschwand ihm aber doch die Zeit mit einer Schnelle, welche nur Diejenigen begreifen können, deren Geist einzig und allein mit einem angebeteten Gegenstande beschäftigt ist. Cornelius' Gefühle bekamen von Tage zu Tage immer mehr den Anstrich jener hinopfernden Ergebenheit, die dem Gemüthe eines Enthusiasten eigen ist. Je mehr die Schwierigkeiten in Bezug auf Marie Antoinette wuchsen, je bewundernswürdiger erschien sie ihm, und die Zeitverhältnisse, welche sie mit jeder Stunde mehr zu der Unbedeutsamkeit des gewöhnlichen Lebens herabwürdigten, hoben sie bei ihm in um so höhere Räume der Verehrung. Seine Ansichten von ihrem Character waren offenbar nicht leidenschaftlos, aber auch selbst der strengste und unpartheiischste Sinn, welcher ihr Benehmen prüft, wird es aussprechen müssen, daß sie ganz schuldlos von allen Verbrechen war, und daß selbst ihre kleinen Verirrun-

irrungen durch den dichten Schleier ihres grenzenlosen Elendes mit einem Glanze hervordringen, der mit dem Heiligenscheine Derer wetteifert, die weniger versucht, oder minder durch Verfolgung niedergedrückt wurden. So viel ist gewiß, daß unter den Bergen von Beschimpfungen und Strömen von Schmähungen, die man in jener gräuelvollen Zeit auf sie häufte, auch nicht eine noch so gerigne oder vereinzeltstehende Thatsache gegen sie vorgebracht werden konnte, während das Zeugniß Aller, die sie am häufigsten sahen und am besten kennen lernten, ihre Unschuld über allen Zweifel erhebt.

Mit diesem Bilde seiner Anbetung im Herzen, wanderte nun Cornelius in einer Art von phantastischer Erhebung seiner Gedanken auf den Höhen von Montmartre umher. An frühen Wintermorgen, wenn die Sonne über den östlich gelegenen Häuserhorizont sich erhob, stand er da und horchte auf die Glocken, welche die Volksmenge der untenliegenden Stadt zum Geräusche und zur Arbeit des Tages erweckten, und schauete mit athemlosen Eifer auf die Gipfel der Massen von Gebäuden, die sich weithin erstreckten, in denen ihm kein Zeichen

des Menschenlebens sichtbar ward, die aber den Kampfplatz streitender Millionen, deren Fehde die Welt erschütterte, bedeckten. Auf einem andern Standpunkte sah er die rothglühende Sonne in die Dünste jenseit der waldigen Hügel von St. Cloud versinken und ihre brennenden Strahlen über den Fluß und die Stadt ergießen, so daß jede Welle und jedes Glasfenster, in dem sie wiederglänzte, mit dem Schmucke von Brillanten funkelte. Und dann ging er wieder auf den Gipfel des Berges, während die Nacht um ihn sich senkte, und die Windmühlen auf demselben wie riesige Schildwachen standen, ihre gigantischen Arme bewegend. Da sah er auf die Stadt hinab, welche schon im Nebel lag, und horchte auf das feierliche Getöse darin, welches tönte wie herannahende Fluth, sah, wie die Lichter, welche durch die Finsterniß glänzten, gleich Sternen schimmerten, die sich im Busen des Oceans widerspiegeln, und die Spitzen der Kirchthürme, die durch den Nebel drangen, wie eben so viele große Schiffe, auf dessen Oberfläche schwimmend. Aber in alle diese verschiedenen Ansichten trat ein und dasselbe Gefühl stets ein, und dann starrte Corne-

lius in Mitten ſeiner Zerſtreuung auf und eilte ſchnell den Hügel hinab, und ruhte nicht eher, bis er ſich in der möglichſten Nähe von Der befand, deren geträumte Gegenwart der begeiſternde Impuls für alle ſeine Handlungen war.

Eilftes Kapitel.

Es war im Monath März, als Cornelius plötzlich in einer ganz andern Geſtalt ſich zeigte. Der ſtaunende Bryan bemerkte ſtatt des ſchwankenden Weſens und völligen Mangels an feſtem Ausdruck, wodurch bisher ſein ganzes Aeußere ſich kund gegeben hatte, eine Lebhaftigkeit, die ſein Herr ſeit Monathen nicht gezeigt hatte, und das glänzende Feuer ſeiner Blicke ſchien auf irgend ein großes Vorhaben zu deuten. Seine Wanderungen auf den Hügel hatten ganz aufgehört, dagegen aber waren ſeine Beſuche in Paris um ſo häufiger geworden. Vater O'Collogan, der in der Regel wöchentlich zwei-, ja wol auch drei Mal auf den Montmartre kam und dabei ſtets an den beſtimmten Tagen Cornelius zu Hauſe gefunden hatte, mußte jetzt

oft ganze Stunden über die festgesetzte Zeit auf die Rückkehr seines Freundes aus Paris warten und ein oder ein Paar Mal gar unverrichteter Sache nach Versailles zurückgehen, nicht ohne Unruhe bei dem Eintreffen schriftlicher Entschuldigungen seines Freundes und etwas gekränkt durch dessen standhafte Weigerungen, ihm die Ursachen seiner Abwesenheiten mitzutheilen. Bryan, der über diese geheimnißvollen Gänge offen mit dem Geistlichen sprach und mit seinen Vermuthungen es nicht so genau nahm, schlug ihm vor, er wolle seinem Herrn nachgehen, und so die Sache erspüren; die voll Unwillen gegen ihn geballte Faust des riesigen O'Collogan aber, und die Rückerinnerung an deren verspürte Kraft bei einer andern Gelegenheit, brachten Bryan schnell von seinem gut gemeinten, aber schlecht ausgedachten Plane zurück.

Es dauerte einige Zeit, ehe der Geistliche das Geheimniß dieser häufigen Entfernungen erfuhr, Bryan blieben sie aber bis zuletzt verborgen, und er beruhigte sich damit, daß er sich selbst Ursachen deßhalb ausdachte, die seinen Nationalideen und seinen eigenen Ansichten und Empfindungen angemessen waren. Die Sache wär aber die, daß sich Cornelius in den Plan

einiger Royalisten, an deren Spitze der Graf von Inisdal stand, die Wache der Tuilerien zu überrumpeln und den König zu entführen, tief mit eingelassen hatte. Man hatte diesen Plan mit Vorsicht entworfen, er war dem Könige und der Königin bekannt, und sein Erfolg schien höchst wahrscheinlich. Viele Adelige waren mit dabei, und schon hatte man die Nacht zu dessen Ausführung festgesetzt. An diesem Abende verließ Cornelius zwar seine Wohnung, es blieb aber Alles darin in seinem gewöhnlichen Zustande, so daß das alte Ehepaar, die Besitzer des Hauses, nicht den geringsten Verdacht schöpfen konnte. Er gab vor, in's Theater zu gehen und befahl Bryan, ihn dort zu erwarten, denn er war entschlossen, den armen Burschen nicht in dieser Krisis zu verlassen, und hatte sich es ausbedungen, daß Jener als stummer Mithelfer bei der Unternehmung gebraucht werden solle. So schritt er mit leichtem Herzen den Hügel herab und bedauerte bloß, daß, da der feierliche Eid, den er geleistet, ihn verpflichtete, keinem Menschen das Geheimniß zu entdecken, er dem Vater O'Collogan von seiner Abreise keine Nachricht geben konnte, und es auf den Zufall ankommen lassen mußte, ob ihm dieser eine

ſichere Gelegenheit verſchaffen würde, ſeinen Freund davon zu unterrichten.

Die zahlreichen Glocken von Paris ſchlugen die zehnte Stunde — die Wagen waren bereit — die vertrauten Theilnehmer des Plans auf ihren Poſten — und die Abtheilung der Nationalgarde, welche in dieſer Nacht den Dienſt in den Tuilerien hatte, gewonnen, als der Graf von Jnisdal, das entſchloſſene Haupt der Verbündeten, ſeine Schritte zum Schloſſe lenkte, um dem Könige zu hinterbringen, daß Alles in Bereitſchaft ſey, und den Muth Derer, für welche er und ſeine Freunde Alles wagten, zu beleben. So gelangte er in das Zimmer einer der vertrauteſten Damen der Königin, und nachdem er ihr Alles ausführlich eröffnet hatte, bat er ſie, in der Königin Gemach zu gehen, wo die Familie eben Whiſt ſpielte, und die Einwilligung des Königs ſich zu erbitten, daß die Sache nun auf der Stelle vollzogen werden möchte. Ein anderer Adeliger vom Dienſt, der das volle Vertrauen des Königs beſaß, übernahm dieſes Geſchäft, ging in der Königin Zimmer und überbrachte des Grafen Jnisdal's Bothſchaft. Niemand antwortete. Endlich ſagte die Königin, ungeduldig wegen ihres Ge-

mahls Unentſchloſſenheit, zu dieſem: „Nun, Sire, hören Sie, was er ſagt?“

Ja, ja, ich höre es! — erwiederte der König, und fuhr in ſeinem Spiele fort.

Monſieur, des Königs Bruder, wendete ſich mit ſeiner gewöhnlichen Traulichkeit, ſo, als ob die Rede von der Wiederholung eines Geſanges auf der Bühne ſey, zu dem Wartenden, und ſagte zu ihm: „Haben Sie doch die Güte, uns das ſchöne Couplet noch einmal zu wiederholen.“ Auch ſprach er ein Paar Worte mit dem Könige, um ihn zu einer Antwort zu bewegen, der König blieb aber bei ſeinem Schweigen.

Nun rief die Königin mit dem ihr eigenen Tone ſchnellen Entſchluſſes aus: „Es iſt durchaus nothwendig, Sire, daß Sie Ja oder Nein ſagen.“ Da entgegnete der König endlich: „Sagen Sie dem Herrn von Jmisdal, daß ich in den Plan, mich von hier fortbringen zu laſſen, nicht einwilligen kann.“

Die Königin, welche die Unentſchloſſenheit, aus welcher dieſe Antwort entſprang, wol einſah, hoffte durch eine Wendung des Ausdrucks und ihre Feſtigkeit des Tons, in dieſe abſchläglichen Worte ſelbſt die Einwilligung in den Vor-

ſchlag zu legen, und rief alſo dem Ueberbringer der Bothſchaft zu: „Sie haben nun des Königs Antwort gehört, und werden nicht unterlaſſen, ſie dem Grafen wörtlich zu wiederholen. Der König kann nicht einwilligen, ſich von hier fortbringen zu laſſen.“

Dieſer entfernte ſich nun, und noch in demſelben Augenblicke begann die Königin alle Vorbereitungen zur Flucht, indem ſie nicht im mindeſten zweifelte, der gute Wille der Betheiligten werde jene Worte, die ſie ſo pünktlich wiederholt hatte, zum Beſten der Unternehmung auslegen. Bis Mitternacht beſchäftigte ſie ſich damit, ihre Juwelen und einige andere Sachen von Werth, welche ſie mitnehmen wollte, einzupacken, und noch mehrere Stunden nachher ging ſie in ihrem Zimmer mit ängſtlichen Schritten auf und ab, ſah zum Fenſter hinaus in die tiefe Stille der Höfe und Gärten, und konnte ſich nicht überzeugen, daß man den Plan aufgegeben habe, bis die erſten Strahlen der Morgenſonne die grauen Wolken durchbrachen und die Flamme ihrer einſamen Kerze verdunkelten.

Cornelius, deſſen ganzes Gefühl bis zum höchſten Gipfel aufgeregt war, wie es bei einer Unternehmung nicht anders der Fall ſeyn kann:

te, wo alle seine Hoffnungen auf dem Spiele standen, wartete in schweigender Ungeduld auf dem ihm angewiesenen Posten. Bryan stand unverrückt neben ihm, nicht wissend, was geschehen solle, aber, bei diesem Rückenhalte, bereit, Allem zu trotzen, was nur vorfallen könne. Wie schrecklich war aber die Verstimmung unsers Helden, als Graf Inisdal um 11 Uhr an den Versammlungsplatz kam und dem treuen, zu so großer Absicht verschwornen Vereine erzählte, was in den Tuilerien vorgegangen sey. Sich bitter über den König beklagend, rief er aus: „Ich verstehe ihn — er will durch dieses Benehmen allen möglichen Folgen zuvorkommen und den ganzen Schimpf auf uns wälzen, die wir uns für ihn opfern.“ Nun folgte noch eine kurze Berathung, und der Versuch ward aufgegeben.

Durch diesen verfehlten Plan wurden die Hoffnungen der Royalisten sehr niedergeschlagen. Man erdachte neue Projecte, aber keins schritt bis zur Ausführung vor. Guter Rath aller Art ward täglich der Königin gegeben, aber nichts in der That zu ihrer Rettung gethan. Sie wollte sich unter keiner Bedingung von ihrem Gemahle, ihren Kindern trennen.

Gefahren drohten, aber sie blieb unerschüttert. In einer Nacht, als Ludwig XVI. wegen einiger Schüsse, die am Eingange der Tuilerien gefallen waren, für ihre Sicherheit besorgt war und in ihr Schlafgemach eilte, fand er sie in dem ihrer Kinder, den Dauphin in den Armen haltend, und als er eiligst sagte: „Ich wollte nur nach Ihnen sehen — ich war besorgt um Sie —" antwortete sie, indem sie auf ihren Sohn zeigte: „Ich war auf meinem Posten."

Da Vater O'Collogan nichts von Cornelius' Theilnahme an dem Plane des Grafen Inisdal erfuhr, so entging dieser den Vorwürfen, die der würdige Priester unstreitig deßhalb über ihn ergossen haben würde, daß er ihn nicht auf irgend eine Art daran habe Antheil nehmen lassen, und Bryan wußte selbst zu wenig davon, um etwas Zusammenhängendes ausplaudern zu können. Schon seit einigen Monathen hatte Cornelius beunruhigende Briefe über seines Vaters Befinden erhalten, und oft kämpfte er mit sich selbst, ob er zu diesem eilen, oder in der Nähe der Königin bleiben solle. Jeder Brief, den er bekommen, erfüllte ihn mit Angst, und kaum hatte er ihn gelesen, als er sich auch stets auf der Stelle zur Abreise entschloß, aber

— Ein Gedanke an sie — Ein Bild einer Gefahr, die sie indeß bedrohen könne — Ein Blick auf das Gemählde, das er auf seinem Herzen trug, war hinreichend, für jetzt seiner kindlichen Liebe Eintrag zu thun, und er fing an sich selbst zu überreden, daß er wegen des Befindens seines Vaters zu ängstlich sey und dessen Krankheit gewiß nicht so gefährlich seyn werde, als er es sich vorher eingebildet habe.

Endlich lief aber ein Brief ein, der ihn aus diesem Zustande riß und seine Selbsttäuschung endete. Er war vom römisch-katholischen Pfarrer des Sprengels, in welchem seines Vaters Schloß lag, und enthielt so viel Beunruhigendes über diesen theuern Greis, daß Cornelius nun ganz von der Nothwendigkeit seiner Nachhausereise überzeugt war. Er ließ sich auch gar keine Zeit zu überlegen, sondern schrieb schnell, aber entschieden, an Vater O'Collegan und bat ihn, morgen in die Stadt zu kommen, damit er von ihm Abschied nehmen könne. Darauf eilte er selbst in die Stadt, um durch seine Freundin in den Tuilerien die Ehre zu erhalten, von der Königin Abschied nehmen zu können, nachdem er vorher um Urlaub aus ihrem Dienste unter Anführung der dringenden

Ursachen, die ihn dazu nöthigten, nachgesucht hatte.

Es traf sich, daß gerade in derselben Zeit zwei andere Garde du Corps, die auch mit ihm in der Vertheidigung des Schlosses von Versailles ihr Blut vergossen hatten, auf Befehl der Königin Paris verlassen mußten, weil ihr Leben, wegen der Partheinahme für die Königin an öffentlichen Orten, wo man deren Ehre auf's schimpflichste gekränkt hatte, mehr als einmal in Gefahr gerathen war. Marie Antoinette wünschte diesen edlen Vertheidigern ein sprechendes Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben, und hatte daher an demselben Abende, wo Cornelius um eine Unterredung bitten ließ, ihnen eine Audienz in den Tuilerien, in Gegenwart des Königs und der Prinzessin Elisabeth, verstattet. Dieses war denn eine recht willkommene Gelegenheit, unserm Helden dieselbe Ehre zu Theil werden zu lassen, und so ward es denn so eingerichtet, daß die drei braven Cameraden zusammen erscheinen sollten.

Um acht Uhr fanden sie sich an diesem Abende pünktlich ein, und nachdem sie heimlich, Einer nach dem Andern, in's Schloß gegangen waren, trafen sie in dem Zimmer von

einer der vertrauten Frauen der Königin zusammen.*) Hier ersuchte diese Dame sie, im Namen der Königin, ihr die Summe namhaft zu machen, deren Jeder von ihnen bei seiner Entfernung aus Paris bedürfe. Cornelius' zwei Begleiter nahmen Jeder eine kleine Baarschaft in Gold aus einem offenen Kästchen, das diese Dame in der Hand hielt, er selbst schlug aber Alles bestimmt und dankbar aus, versichernd, daß er noch an diesem Morgen einen Wechsel erhalten habe, wodurch er mit hinreichendem Reisegelde versehen worden sey. Wäre dem nicht so gewesen, so würde er unbedenklich was er brauchte aus diesem Vorrathe genommen haben, der allen Freunden der unglücklichen Besitzerin desselben offen stand und gemeinschaftlich war.

Einige Minuten darauf ward die Thür geöffnet, und der König, die Königin und die Prinzessin Elisabeth traten ein. Mit dieser

*) Es war dieses ohne Zweifel Madame Campan. In ihren Memoiren erwähnt sie eines ähnlichen Vorganges wie dieje Unterredung, doch iſt's vielleicht nicht dieselbe gewesen, da sie dabei bloß von zwei Gardes du Corps spricht. Vielleicht hatte sie aber auch nur die bestimmte Anzahl der Theilnehmer wieder vergessen. Verf.

Ehrfurcht verbeugten ſich die drei Gardes du Corps, und Cornelius fühlte von neuem ſein Herz klopfen und ſeine Augen in Thränen ſchwimmen, wie dieß bei früheren Gelegenheiten der Fall geweſen war, wenn er mit der Königin unmittelbar zuſammentraf. Sie ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, hinter dem ihre dienſthabende Dame ſtand. Nächſt dabei ſaß Prinzeſſin Eliſabeth. Der König ging zum Kamine und blieb, mit dem Rücken dagegen gewendet, ſtehen, die drei jungen Männer aber ihrem Monarchen gegenüber, denn ſie huldigten ihm, ſo ohnmächtig er auch geworden war, doch immer noch als ſolchem.

Wiederholt blickte die Königin auf ihren Gemahl, als wolle ſie ihn zum Sprechen ermuthigen, da ſie aber bemerkte, daß ſeine Schüchternheit ihm nicht verſtatten werde, das Schweigen zu brechen, welches einen unpaſſenden Anſtrich von Förmlichkeit über eine Scene breitete, die doch ſo vertraulich ſeyn ſollte, als es mit ihrer und ihres Gemahls Würde nur verträglich wäre, ſo ſprach ſie Folgendes:

„Meine Herren, der König, ſo wie ich, haben ſolche wackere Freunde, wie Sie ſich uns bewieſen haben, vor ihrer Abreiſe noch zu ſehen

gewünscht. Wir fühlen Alle, wie viel wir Ihrer muthigen Anhänglichkeit verdanken, die uns wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Wir hoffen nur, daß Ihnen diese Unterredung so angenehm seyn möge, als sie es uns ist. Tief fühlen wir uns Ihnen Allen verpflichtet."

Hier schwankte ihre Stimme etwas, als einer von Cornelius' Gefährten den Augenblick benutzte, ihr in wohlgewählten Worten und gefaßter Haltung seine und seiner Freunde ergebene Treue und ihren Stolz auf die Ehre, welche sie jetzt genössen, auszudrücken.

„Mein Bruder," sprach nun Prinzessin Elisabeth: „findet keine Worte, sich so auszudrükken, wie Sie es verdienen und er es fühlt. Sie verstehen gewiß seine innere Rührung." Und in der That war diese unverkennbar, denn ob er gleich kein Wort sprach, so standen ihm doch die Augen voll Thränen und seine Lippen zuckten im vergeblichen Streben, Worte zu finden.

Die Königin war über diesen neuen Beweis des allzutiefen Eindrucks, den Alles auf ihn machte, verlegen. Es war dieses einer der Augenblicke, wo er das, was er dachte, männlich und fest hätte aussprechen sollen. Aber

seine

ſeine Nerven waren zu ſchwach, um die Laſt ſeines Gefühls zu ertragen, und ſo begann ſie denn wieder:

„Jetzt, meine Herren, müſſen Sie ſich wieder entfernen, denn man darf Sie hier nicht erblicken. Sie kennen unſere Lage. Wir müſſen ſie in Geduld ertragen, und nur den Himmel bitten, daß der Tag bald anbreche, der uns aus ihr befreiet. Nur eine kurze Unterredung konnte jetzt Statt finden, aber ſie wird Ihnen beweiſen, was wir fühlen und was wir gethan haben würden unter Verhältniſſen, welche uns erlaubt hätten, dieß feierlicher kund zu geben. Leben Sie wohl! Tragen Sie Sorge für ſich — wir möchten Ihrer wieder bedürfen! Leben Sie wohl!“

Die Gardes du Corps zogen ſich zurück. Cornelius hätte die Welt darum gegeben, nur ein einziges Wort ſprechen zu können, aber ſeine Gedanken ſchienen auf dem Wege vom Gehirne zu den Lippen zu erſterben, und als ob ſich dafür ihre Kraft in ſeinen ganzen Körper ergieße, ſo zitterte er, in der Gewalt ſeiner Aufregung. Der König verließ das Zimmer, und die Prinzeſſin Eliſabeth folgte ihm. Als Cornelius nun die Thür, durch welche er und ſei-

ne Gefährten fortgingen, hinter sich zumachte, hörte er noch die Königin zu ihrer Dame, welche sie in eine Ecke des Zimmers führte, sagen: „Ich bin ärgerlich und traurig, daß ich ihn mit hieher gebracht habe — Elisabeth wird's auch seyn, dafür stehe ich. Hätte er diesen braven jungen Leuten nur die Hälfte von dem gesagt, was er fühlte, sie würden vor Freude außer sich seyn: — aber er kann diese unglückliche Schüchternheit nicht überwinden."

O! dachte Cornelius, wie wenig bedurfte es des Ausdruckes seiner Gefühle — mindestens für Einen von uns!

Cornelius' Zurüstungen zur Abreise waren bald vollendet. Nur Weniges nahm er mit, das Andere überließ er Vater O'Collogan, und dieß in einem Zustande der Unordnung, die er absichtlich nicht änderte, um sich selbst zu überzeugen, daß seine Entfernung nur kurz seyn solle. Nun eilte er mit der größten Hast vorwärts. Weder er, noch Bryan nahmen ein ordentliches Mahl unterwegs zu sich, die Postpferde wurden auf's stärkste angetrieben, und Wind und Fluth waren, obgleich höchst vortheilhaft, doch noch zu langsam für die fortreißende Eile seiner Wünsche. Seinen Gedanken ge-

währte er nicht Zeit, ſich zu entwickeln, noch vergönnte er ſich einen Augenblick des Andenkens an das, was hinter ihm lag. Sein einziges Streben war nur, ſeinen Geiſt mit dem, was da kommen ſollte, zu beſchäftigen, denn er fürchtete, daß, wenn er nur einmal des angebeteten Weſens gedenke, das er eben verlaſſen hatte, ſeine kräftigſten Entſchlüſſe vor dem Zauberſtabe der Erinnerung verſchwinden würden. In dieſem Kriege mit ſeinen eigenen Meinungen legte er, ohne Schlaf, ohne Erfriſchung und in jeder Beziehung elend, ſeinen Weg zu Lande, ſo wie ſeine kurze Seereiſe, zurück, berührte dann eben ſo den vaterländiſchen Boden und eilte an der Seeküſte hin, die zu ſeiner ehemals ſo geliebten Heimath führte.

Zwölftes Kapitel.

Cornelius war gerade ein Jahr abwesend gewesen, und die mächtige Veränderung, welche dieser Zeitraum in der ganzen Richtung seines Geistes hervorgebracht hatte, ließ ihn jeden Gegenstand, der in Beziehung auf ihn trat, dem gemäß betrachten. Auf jedem Schritte sah er nichts als wüste Aermlichkeit, und doch war nichts von alle dem verändert, was er in seinen frühesten Lebensjahren erblickt hatte; nur der starke Contrast mit dem glänzenden Elende, in welches er seitdem mitten hinein gezogen worden war, gab der Landschaft umher den Anstrich zehnfach größerer Einsamkeit. Seines Vaters Schloß lag in einem wilden Theile der Gegend, wo eine armselige Race von Landleuten ihr eigenes Aeußere nach dem schwarzen

und unfreundlichen Anblicke des Landes umher geformt zu haben schien. Kahle Hügel, weite Ebnen und schmuzige Moräste wurden von der See begrenzt, während das alte Schloß, aus dem die Vorfahren von Cornelius die Umgebung unsicher machten, den einzigen Schmuck der unangebauten Gegend, über welche es herabschaute, gewährte.

Als unser Held mit Bryan auf Kleppern, welche sie in der Stadt, bei welcher sie gelandet, gemiethet hatten, langsam dahin ritt, erblickte er auf einmal seine väterliche Wohnung, und der alte runde Thurm derselben, der finster gegen die neueren Gebäude abstach, in denen ihm zwanzig Jahre seines jugendlichen Lebens dahin geflossen waren, rief mit einem Male alle jene entfernteren Beziehungen seinem Geiste zurück, welche einige so begebenheitreiche Monathe der letztern Zeit ganz verlöscht hatten. Die Träume seiner Kindheit traten neubelebt wieder vor ihn hin, sein tiefer Gram über die Entwürdigung seines Vaterlandes und die kühnen Pläne zur Rettung, denen er sich so gern in seinem Nachsinnen dabei überließ. Mitten in allem diesen stand aber die Erinnerung an seinen Vater, in Gestalt, Worten und Bewe-

gungen; sein Herz ward weit im Gefühle der Wärme der kindlichen Liebe, und so träumend hielt er sein Pferd an, denn es schien ihm wirklich, als ob sein Vater so eben leiblich vor ihm stehe. Er wandte sich plötzlich und fragte Bryan, ob er nicht etwas gesehen habe. Der arme Bryan hatte schlimm antworten, denn in seiner Seele war etwas Aehnliches vorgegangen, nur daß sich seine Gefühle, auf welche Phantasie weniger einwirkte, und die durch eine Art von trauriger Vorempfindung schmerzlich bewegt worden waren, stillschweigend in einer Thränenfluth aufgelöset hatten. Als er sich in so weit gefaßt hatte, daß er Cornelius verständlich antworten konnte, entgegnete er: „daß er nur das Ebenbild seiner armen alten Mutter sehe, das immer über den Weg hinüber und herüber schwebe, und er überzeugt sey, daß, wenn sie noch lebe, ihm ihr Doppelgänger, und wenn sie todt, ihr Geist, seit er die Beine über den verwünschten schwarzen Gaul da gehangen, unausgesetzt auf dem Nacken gewesen sey." Dieses komische Geständniß eines Gemüthszustandes, der dem seinigen so ähnlich war, wirkte besser auf Cornelius, als alle Vernunftgründe in der Welt es gekonnt hätten, er gab seinem

Roſſe die Sporen und eilte, erröthend über ſeine Schwäche, vorwärts.

Je näher er an ſein väterliches Schloß kam, um ſo einſamer erſchien ihm Alles. Es war kaum Mittag vorbei, und doch waren alle Hütten ſchon geſchloſſen, Pflüge und andere Ackergeräthe lagen müßig auf den Feldern, die Heerden wanderten ohne Hüter umher und kein Einwohner war zu erblicken. Phantaſieen aller Art durchkreuzten Cornelius' Hirn. Angſt vor irgend einem Unglücke laſtete ſchwer auf ihm, und unwillig bemerkte er, wie die abergläubiſchſten Gedanken ſich ihm aufdrängten. Er ritt ſchneller, als wolle er Erklärung über dieſes alles ſuchen, aber Jedermann ſchien abſichtlich ſich von ſeinem Wege zurückgezogen zu haben. Als er endlich aus einem kleinen Eichenwäldchen hervorkam, das an beiden Seiten der Straße ſich unmittelbar am Fuße des Hügels, auf welchem das alte Schloß ſtand, hinzog, hörte er einen Ton, der halbleis herabſchallte und an ſein Ohr ſchlug, — die wohlbekannte Todtenklage, und es drang ihm fieberiſch durch Mark und Bein.

„Großer Gott! Bryan! hörteſt Du's nicht auch? Es iſt mein Vater."

Nein, nein, lieber Herr, ſeyn Sie ohne

Sorge; er war's nicht, der eben jetzt bei mir vorüberstrich. Sie sind keine arme Waise. Helf' mir Gott!

„Wie meinst Du das, Bryan?" fragte Cornelius, erfreut selbst durch diese Art von Widerspruch, den der grasse Aberglaube seines Gefährten seiner eigenen Furcht entgegenstellte.

Fragen Sie mich nicht, lieber Herr ... fragen Sie mich nicht! ... Es ist vorbei mit ihr ... ich sah sie und hörte sie ... und sie schien mich ordentlich anzufassen, als ich vorüber ritt — Nun, da hören Sie! da ist der Klang schon wieder — Gott sey ihrer armen Seele gnädig!

Und in der That erschollen die Töne der Wehklage, von der Luft ihnen entgegen geweht, lauter und anhaltender als zuvor. Cornelius bebte innerlich, als er im gestreckten Galopp den Hügel hinauf sprengte, und hielt sich bloß an die schwache Hoffnung, daß nicht er, sondern Bryan älternlos sey. Noch einige Minuten und der Schloßhof lag vor ihm, und er sah ihn voll Menschen, die Frauen wehklagend, die Hände ringend, sich das Haar raufend und jede Art von Betrübniß zeigend, wie man es in

diesen Gegenden bei dem Tode eines Freundes oder Beschützers zu thun pflegte.

Jetzt konnte Cornelius nicht mehr an dem Verluste seines Vaters zweifeln, und doch fragte er in der Zerstreuung des tiefsten Schmerzes die Menschen, welche ihn, als er vom Pferde stieg, dicht umdrängten: „Wo ist mein geliebter Vater? — ist er denn wirklich dahin?"

Ach, guter junger Herr! Sind Sie's denn in der That? ... Gott erhalte Sie, geliebter junger Herr! Ach, daß Sie gerade an einem so unglückseligen Tage hier ankommen mußten! — Diese und ähnliche qualvolle Redensarten strömten von den Lippen der Umstehenden.

„Sagt mir um Gotteswillen," rief Cornelius dazwischen: „wo mein Vater ist? Ist es denn wahr — lebt er nicht mehr?"

Ach, nur zu wahr! wenigstens so gut wie todt! denn der ehrwürdige Vater Keegan giebt ihm eben die letzte Oelung. Gott gebe ihm ein ruhiges Sterbestündchen, denn er war ein guter Herr für uns Alle! — sagte endlich Einer der weinenden Männer.

Cornelius hörte nichts mehr. Er stürzte in's Haus, die Stufen hinauf, zu dem Zimmer, wo er wußte, daß sein Vater zu schlafen pfleg-

te. An der Thüre fand er eine Menge Weiber, die ein allgemeines Wehklagen anstimmten, und als er eintrat, erblickte er den Pfarrer der Diözes, der an dem Bette mit geschlossenen Augen betete, während die Materialien, welche man bei diesem letzten Sacramente für Sterbende braucht, auf dem Stuhle daneben lagen. Nahe dabei brannten zwei Lichter auf einem Tische, und bei dem schwachen Schimmer, den sie warfen, verbunden mit dem halbgebrochenen Tageslichte, das durch zugezogene Fenstervorhänge fiel, sah er das blasse, abgefallene, todtengleiche Gesicht seines Vaters, der in dem Bette lag, indeß seine alte Amme, Bryan's Mutter, mit aufgelöst'em Haare und strömenden Thränen fast eben so leichenähnlich daneben kniete.

Das Geräusch, das Cornelius verursachte, als er in's Zimmer stürzte, und die Ausrufungen, die er nicht unterdrücken konnte, als er schon die Hand des Todes auf seines Vaters Antlitz erblickte, störten den Priester und die Amme auf. Als diese Cornelius sah, nannte sie unwillkührlich seinen Namen, und der Priester wiederholte ihn mit gleichem Staunen. Aber bei dem Tone dieses innig geliebten Namens öffnete auch der Vater, auf dem die

Hand des Todes zwar bereits geruht hatte, jedoch nicht fest genug, um ihn ganz zu besiegen, seine halbgebrochenen Augen, sah rings im Gemache sich um, erkannte seinen Sohn — und ward durch diesen Blick wieder in ein Daseyn zurückgerufen, das die Seinigen schon für ganz verloschen gehalten hatten. Er richtete sich im Bette in die Höhe und breitete, obgleich unfähig zu sprechen, doch die Arme weit aus und schloß mit Wärme und inniger Liebe seinen Sohn an sich, dem es war, als ob er ein geliebtes Wesen, das aus dem Grabe zurückgekehrt wäre, an seine Brust drückte.

Die Wirkung, welche dieser wunderbare und so plötzlich eintretende Auftritt auf den staunenden Priester machte, war außerordentlich, — dem schwachen Körper aber und dem abergläubischen Geiste der armen Amme ward er tödtlich. Ihre Träume der vergangenen Nacht, als sie, vom Wachen ermüdet, an ihres Herrn Bette eingeschlummert war, hatten sich nur mit Cornelius und ihrem Sohne beschäftigt und Gefahren und Tod in tausendfachen Gestalten sich in ihrem Hirne gejagt, das durch den traurigen Zustand, in welchem sich ihr Herr befand, zu solchen Phantasieen geneigt war. Den ganzen

Morgen lang waren ihr die schrecklichsten Ahnungen durchs Herz gedrungen, und als sie nun das nach und nach verlöschende Augenlicht ihres Herrn beobachtete, und sah, wie die blasse Farbe dessen, was sie für unvermeidlichen Tod hielt, sich immer mehr über seine Wangen breitete, da gab sie alle Hoffnungen auf, und theilte der ängstlich im Vorsaale wartenden Dienerschaft ihre Meinung mit, daß Alles aus sey. — Geneigt, das Uebelste stets zu glauben, ergoß sich nun die Menge in jammernde Todes-Wehklagen rings umher, und so beugte die alte Amme bereits, dadurch in ihrer Angst bestärkt, und ohne einsehen zu können, daß das eine nur aus dem andern folge, ihr Haupt unter der schon so lange befürchteten Gewißheit. Jetzt aber gaben das Erscheinen von Cornelius — sein wildes und erschöpftes Ansehn — das plötzliche Aufrichten seines Vaters, kurz Alles, was um sie vorging, ihr einen so heftigen Stoß, daß selbst ein höherer Geist und kräftigerer Körper ihn kaum würde ertragen haben, und von Schmerz, Schrecken und Staunen ergriffen, sank sie leblos auf den Boden.

Der Priester rufte laut nach Hülfe, und mehrere Personen eilten in dach Gemach. Die

Meiſten prallten gleich wieder zurück, als ſie ihren alten Herrn, den ſie bereits für todt hielten, aufgerichtet in Cornelius' Armen ſitzen ſahen; einige Andere aber, die entſchloſſener waren, folgten dem Winke des Prieſters, hoben die ſterbende Amme auf und trugen ſie in die freie Luft. Bryan, der in der feſten Ueberzeugung geſtanden, daß ſeine Mutter geſtorben ſey, war außer ſich vor Freude geweſen, als er auf ſeine Nachfrage das Beſte über ihre Geſundheit gehört hatte, obgleich dieſe Freude bald wieder durch die Nachricht vom Tode ſeines alten Herrn, die man ihm eben ſo allgemein gab, getrübt ward. Er brach in Thränen aus, und wollte eben die Treppe hinauf ſteigen, Gebete für den Verſtorbenen und Segnungen für die Lebende vor ſich hin murmelnd, als ihm Einige der ſchnell zurückeilenden Landleute entgegen kamen, welche, erſchrocken und verwundert, ohne Zuſammenhang ausriefen: „Er lebt! er lebt! Der alte Herr iſt wieder lebendig geworden — oder ſein Geiſt iſt erſchienen, um den jungen Herrn mit ſich zu nehmen. Er lebt, oder ſein Geiſt iſt droben. Eins von Beiden!"

Darauf brachten einige Kräftigere den Leich-

nam der alten Amme die Stufen herab, und die Weiber umringten ihn.

„Was habt Ihr denn da?“ rief Bryan mit aufgeriſſenen Augen aus, als er ſeine Mutter erkannte.

Wen anders als Peggy Mulcahie, deine leibliche Mutter! — erwiederte einer der Träger.

„Und was iſt ihr denn geſchehen?“ fragte Bryan ſtammelnd

Nichts, als das Schrecken, wie ſie des alten Herrn Geiſt geſehen hat, oder ihn ſelbſt, wie er leibt und lebt — wenn er es anders ſelbſt iſt dort oben.

„Sie iſt todt! ſie iſt todt!“ ſchrie Bryan: „Laßt mich zu ihr! laßt mich doch ſehen! — Ach, ſie iſt todt! mauſetodt!“

Ei lieber gar; es iſt das bloße Schrekken; — riefen die Leute um ſie her, die ſich dicht an die Sterbende drängten, aber nichts thaten, um ſie in's Leben zurückzurufen.

„Nein, nein, das iſt nicht das Schrecken! — Sie iſt todt! Ich ſage es Euch, es iſt vorbei mit ihr!“ entgegnete Bryan in dem Tone tiefer Betrübniß, der bei dem Irländer gewöhnlich wie innerer Ingrimm klingt. „Ich wußt's ja ſchon, daß ſie todt war ... iſt ſie nicht drei

Mal auf dem Wege vor mir quer über gegangen ... hab' ich nicht ihren Todesschrei in der Luft gehört ... ich wußte es schon, wußte Alles schon! Wirishtrew, wirishtrew!"

Bryan's prophetische Ausrufungen waren nur zu wahr. Die Umstehenden gaben, als sie aus den Beweisen, die er anführte, sich selbst überzeugten, daß der armen Peggy Mulcahys Schicksal entschieden sey, diese gänzlich auf und wendeten auch nicht eins von den Mitteln an, die hier vielleicht noch hätten von Wirksamkeit seyn können. Sie drängten sich mit erstickender Aengstlichkeit um sie, verhinderten jeden Zudrang der frischen Luft, brachten nicht die mindeste Labung für sie herbei, und so sahen sie sie ihren letzten Lebenshauch ausathmen, ohne dem Gedanken Raum zu geben, daß sie vielleicht selbst durch abergläubische Vernachlässigung ihre Mörder geworden waren.

Einige Monathe noch nach diesem Tage der Ankunft seines Sohnes brachte Cornelius' Vater in dem Zustande hinfälliger Mattigkeit zu, den man kaum Daseyn nennen konnte, da der leiseste Lufthauch hinreichend schien, die Flamme seines Lebenslichtes wieder zu verlöschen. Cornelius wachte mit unermüdeter Sorg-

falt am Krankenbette desſelben und erzeigte ihm die kindliche Sorgfalt, welche das Hinſchleichen zum Grabe mild erleichtert. Dieſer heiligen Pflicht widmete er ſeine ganze Zeit, aber alle dieſe Aufmerkſamkeiten waren nur mechaniſche Wirkungen ſeiner kindlichen Zärtlichkeit — denn ſein Geiſt war ganz anderswo. So ſah er ſeinen Vater vor ſeinen Augen ,ſanft und ſtill ſchwächer und ſchwächer werden, ſo daß der nahende Fußtritt des Todes gar nicht gehört ward, ſondern das Leben des Dulders zu ſchwinden ſchien, wie der Farbenhauch bei einer verwelkenden Blume. In dieſem Zuſtande lag aber freilich nichts, was Cornelius' Seele zur eigentlichen Thatkraft hätte aufregen können, und er kam ſich ſelbſt vor, als theile er das nach und nach ſchlummerähnliche Hinſchwinden, das ſeines Vaters Blick und Ton betraf, ſo wie die Schatten des Abends auf eine Gegend ſich ſenken, die vorher offen vor uns lag. Aber thätig waren ſeine Gedanken nur dadurch, daß er ſich die Viſionen erträumter Scenen, die ſeiner Einbildung ſtets vorſchwebten, in Geſtalten der wildeſten Phantaſie umformte. Sie, die er anbetete, war ſtets der Hauptgegenſtand derſelben, ihn begeiſternd zu einer Welt ſtets wechſelnder

Wun-

Wunder, die ſich wieder nur um und für ſie entfalteten. Zahlloſe Begebenheiten traten in der Gluth von Cornelius' Enthuſiasmus mit jedem Augenblicke in eine geträumte Exiſtenz, und alle hatten nur Bezug auf ihr Glück, ihre Größe. In allen war ſie die leitende Triebfeder — alle enthielten Heil, Triumph und Entzücken für ſie, und indem er ſich ſo ſelbſt in den finſteren Wolken, die über ihr und ſein Schickſal hereinhingen täuſchte, entwich der Gegenſtand ſeiner wirklichen Sorge unvermerkt aus ſeinem Blicke, der weit hinaus in die Zukunft einer Phantaſie-Schöpfung ſtarrte, die mächtiger war als die That ſelbſt. Als nun aber der Fall eintrat, der letzte Lebensfunke verloſch und ihn vaterlos zurückließ, da konnte er kaum dem Zeugniſſe ſeiner Sinne glauben, denn der Tod, wie er ihn bis jetzt immer vor ſich geſehen hatte, war Folge äußerer Gewalt geweſen und hart der Kampf dagegen. Jetzt ſtand er aber vor der athemloſen Geſtalt, die ruhig noch zu ſchlummern ſchien, und lauſchte mit geſpannter Ungewißheit einem Zeichen, welches das Entfliehen des Geiſtes von der Erde künde. — Doch hinweg von ſeinem Jammer als nun die unverkennbaren Spuren des Todes

jeden Zweifel bannten und dieser Gewaltige seinen schrecklichen Stempel drückte auf die Hand voll Staub; hinweg von der traurigen Begleitung des Edeln zu seiner Ruhestätte, beim Tönen unendlicher Klage durch die Wälder und Haine im tausendfachen Wiederhalle!

Von Cornelius' Ankunft auf dem väterlichen Schlosse an, bis zu dem Tode dieses geliebten Vaters, hatte Vater O'Collogan ihm regelmäßig geschrieben, und mit der ihm eigenen Art diejenigen Begebenheiten kund gemacht, die in den öffentlichen Blättern nur oberflächlich angedeutet waren. Der düstre Inhalt der Mittheilungen des wackern Priesters wirkte heilsam auf die enthusiastischen Hoffnungen seines jungen Freundes, welcher Marien Antoinettens Schönheit, Muth und Tugend für einen hinreichenden Talisman hielt, um die störendsten Anstrengungen des Schicksals machtlos zu machen. Durchdrungen von dieser tiefgewurzelten Ansicht, fürchtete er nichts für ihre Sicherheit; als nun aber der Tod seines Vaters das einzige Band zerrissen hatte, das ihn von dem Wiederantritte seines Dienstes zurückhielt, entschloß er sich, mit ungetheilter und thatenkräftiger Ergebenheit wieder zu demselben zurückzukehren. Um dieß zu

können, beſchloß er, Alles, was er noch in Irland beſäße, mit Ausnahme des altehrwürdigen Schloſſes, wo er und ſeine Vorfahren geboren worden waren, und dem ſchmerzlich theuren Platze des einſamen Kirchhofes, wo ſeines Vaters ſterbliche Ueberreſte ſo eben zu der Aſche ſeines Stammes gelegt worden waren, zu verkaufen. Dieſes Vorhaben konnte aber nicht ganz leicht und ſchnell in's Werk geſetzt werden. Die Geſetzförmlichkeiten verlangten langen Verzug und die Proceduren der Rechtsgelehrten verkürzten ihn nicht. Käufer fanden ſich genug, Cornelius verkaufte daher nicht ohne bedeutenden Gewinn, und wies Alles, was er erhielt, auf Frankreich an, feſt entſchloſſen, ſein Vermögen, wie ſein Leben, in dem ruhmvollen Streben zu wagen, dem Ideale ſeiner irdiſchen Verehrung die Freiheit zu erwerben. Wol wog er die Gefahren ab, die ſich ihm entgegenſtellen würden, nicht um ſeinetwillen, ſondern in Rückſicht auf Andre, und ſo beſchloß er denn, daß Keiner von Denen, die ihn liebten, und die vielleicht für immer zu verlaſſen er im Begriff ſtand, ſeinen Vorſatz auch nur ahnen ſollte, denn er wußte wol, daß der Schag eines unvertheidlichen Ereigniſſes weniger Schmerz her-

vorbringt, als die Qual langer Vorbereitung darauf. Der Verkauf wurde daher geheim betrieben, und die treue Schaar der Diener und Angehörigen, die von der Wiege auf ihn als ihre und seines Hauses letzte Hoffnung gepflegt und geliebt hatten, wurde ruhig, aber fest dem Dienste und dem Schutze neuer Herren anempfohlen und vertraut.

So sah denn Cornelius mit der verzweiflungsvollen Tiefe des Entschlusses, die doch nur des Echo's einer ehemaligen theuren Erinnerung bedarf, um in die Luft zu zersplittern, den Tag nahen, der ihn von seiner Heimath trennen sollte. Aber er hatte seinen Geist zu einer Höhe hinaufgeschraubt, an welche kein früheres Angedenken reichen konnte. Jedes Gefühl war in sich geschlossen und nur auf Eins gerichtet, und er blickte mit jener Willensfestigkeit auf sein Ziel, welche das leitende Prinzip jedes entschloßnen Geistes ist. Unter dem Vorwande einer eiligen Geschäftsreise sandte er ein kleines Paket mit Kleidungsstücken durch die schnellste Gelegenheit in einen der südlichen Häfen seiner Provinz, wo er schon für einen bestimmten Tag ein Schiff zur Abfahrt nach Frankreich bedungen hatte.

Nun bestieg er sein Roß und nahm von Bryan, der ihm, ohne zu wissen, was sein Herr vorhabe, den Steigbügel hielt, mit einem schnell ihn überfallenden Wehe Abschied, das mehr, als er noch bisher es gefühlt hatte, der Empfindung nahe kam, die allein seinen ganzen Plan hätte zunichte machen können. Er gab jedoch seinem Rosse die Sporen, und hielt bloß an dem einsamen Begräbnißplatze an, wo er doch noch einen Fleck Erde sein nennen konnte. Hier stieg er vom Pferde, band es an einem Gitterthore fest, das, als er es öffnete, in seinen knarrenden Achsen wieder zuschlug, schritt an den rohgeformten Gräbern hin, durchwadete das hohe Gras, das in den Zwischenräumen der Hügel aufgeschossen war, und erreichte endlich das kleine, halbverwitterte Denkmal, das bereits Jahrhunderte zuvor aufgerichtet worden und seinem Herzen durch alle Gefühle der kindlichen Liebe und der Ehrfurcht für seinen alten Stamm heilig war. Hier kniete er nieder, rufte den Geist seines ihm erst vor Monden entrissenen Vaters an, und indem er seine Seele zurück sich verlieren ließ in die vergangenen Zeiten der Thatkraft und Freiheit, schienen die Schatten seines alten ehrwürdigen Geschlechts sich aus ihren

Gräbern zu erheben, und er ſchwur ihnen mit aufgehobener Rechte und begeiſtertem Auge, daß er eine That vollbringen wolle, die würdig ſey ihres Namens und des ſeinen. Und als dieſer kurze Augenblick geiſtigen Verlierens vorüber war, kehrte er in ſein wirkliches Ich zurück, und mit jedem Gedanken nur vorwärts auf ſein großes Ziel gerichtet, eilte er weiter und weiter, und langte endlich wieder in Paris an, voll der aufgeregten Kraft, die zu kühner Unternehmung, zu Ruhm oder Vernichtung führt.

Dreizehntes Kapitel.

„So segne Dich denn der liebe Herrgott für und für, mein Herzensjunge! Bist Du denn endlich einmal wieder da? Blitz und Hagel! wie blaß und mager siehst Du aber aus. Was ist Dir denn widerfahren? Und deine Augen! Siehst Du mich doch damit fast durch und durch! Also dein armer, guter Vater ist dahin! Nun, Gott helfe ihm, und die heilige Jungfrau und St. Patrick und die ganze Armee der heiligen Märtyrer, denn er hat's wahrhaftig mit Allen besser gemeint als irgend Jemand. O Cornelius, Cornelius, mein Jungelchen! Gottlob, daß ich meine Augen wieder an Dir weiden kann, obgleich in den deinen da so ein Paar Thränchen schwimmen, die nicht eben aussehen wie Freude und Wohlergehn!

All das Deine zu verkaufen ... bis auf das alte Schloß ... und das Monument ... und das Grab auf dem alten Kirchhofe! ... und die ganze Menge Geld nach Paris zu ſchicken! ... Wie verſtehe ich nur das Alles? Und nun Du ſelbſt noch hinterdrein!"

Dieß war die Bewillkommnung, mit welcher Vater O'Collogan ſeinen Freund am Wagenſchlage empfing, als dieſer ſogleich nach Verſailles geeilt war. Cornelius entgegnete darauf bloß durch eine herzliche Umarmung, und bat den Prieſter nur, ihn auf's Genaueſte von allen dem in Betreff der Königin zu unterrichten, was er auf der Fahrt durch Paris nur oberflächlich gehört habe. Das war aber nicht in der Art von des guten O'Collogan's Unterhaltungsweiſe. Er konnte überhaupt nur durch Umwege zu irgend einem Punkte gelangen, und Irland lag dabei ſtets für ihn unterwegs. Jetzt nun vollends ſchien die neuerliche Rückkunft von Cornelius aus dieſem geliebten Lande ſo vieler theuerer Rückerinnerungen, des guten Geiſtlichen Gefühl mit noch engeren Banden daran zu feſſeln, und er konnte dem Ueberſtrömen ſeines Herzens nicht widerſtehen, das eine Zeitlang jeden Gedanken, der ſich auf etwas anderes rich-

ten wollte, hinwegſchwemmte. Endlich aber gelang es Cornelius doch, ihn zu beſchwichtigen, und nun erfuhr er bald Alles, was indeſſen am königlichen Hofe vorgefallen, und ließ der Königin ſo ſchnell als möglich durch den Weg, auf welchem die früheren Mittheilungen gegangen waren, zu wiſſen thun, daß er zurück gekommen ſey und ſein Leben wie ſein Hab' und Gut ganz ihrem Dienſte gewidmet habe.

Als Cornelius das zweite Mal nach Frankreich kam, war das Jahr 1791 ſchon weit vorgeſchritten, und viele jener unerwarteten Ereigniſſe waren ſchon vorgefallen, welche die königliche Familie ſo ſchnell zum Untergange führten: die erſte Conföderation im Juli 1790, wo eine halbe Million Zuſchauer in dem wilden Taumel von dem, was ſie Loyalität und Patriotismus nannten, was aber in der That nur der Ueberreſt knechtiſcher Anbetung für den Königsnamen im Gemiſch mit einem blinden Enthuſiasmus für den Namen Vaterland war, ſich tumultuariſch bewegte, — der Aufruhr der Garden im folgenden Frühlinge, wo Ludwig an ſeiner verſuchten Abreiſe nach St. Cloud verhindert und ſein weites Gefängniß von Frankreich auf das engere der Tuilerien beſchränkt

ward, — die Flucht nach Varennes im Juli 1791, die Anhaltung des Königs und deren weitere Folgen in gänzlicher Entfernung der Volksgunst und völliger Verzweiflung der Königin, die, da sie alle Anstrengungen ihres Muthes fruchtlos sah, sich selbst eine Zeitlang, als von Gott und Menschen verlassen, aufgab, so daß durch die tödtende Hand des Grams die stolze Fülle ihres goldenen Haares in einem Tage in silbernes Weiß verwandelt ward, — und endlich auch unter diesen Epochen des Unglücks im September die Annahme der Constitution Seiten des Königs und der legislativen Versammlung, einer Constitution, die, statt der beglückenden Vereinigung der Macht mit der Freiheit, nur das Zerrbild einer Verbindung zeigte, welche die Vorläuferin der Herabwürdigung der einen und des darauf gegründeten Mißbrauchs der andern war.

Diese flüchtig skizzirten Begebenheiten bildeten die Hauptacte in dem politischen Drama, das jetzt vor den Augen der Welt aufgeführt wurde; wer schildert aber die Stunden des tiefsten Schmerzes und der zerstörendsten Angst, welche die Unglücklichen durchlebten, die zu den Hauptschlachtopfern dieses Trauerspiels bestimmt

waren? Nächst den wirklichen Leiden, welche die königliche Familie zu erdulden hatte, wurde auch noch jeder Schmerz, den Grausamkeit nur erdenken konnte, auf die Königin gehäuft, um ihre Seele zu belasten. Ihr Leben schien jedoch wahrhaftig gegen die Angriffe ihrer wüthenden Feinde gesichert zu seyn, und der einzige Weg, den diese ergreifen konnten, sie in diesem männlichen Kampfe gegen die Herabwürdigung ihrer Hoheit zu besiegen, war dieser, die Königin in die Tiefe jeder Art von Demüthigung zu stürzen. Während Cornelius' Abwesenheit von Frankreich, hatte man zu zwei Malen Meuchelmörder entdeckt, welche ihre Anschläge auf das Leben der Königin eingestanden. Treue Diener hatten mehrere Versuche, sie zu vergiften, vereitelt; aber, ob sie sich gleich stets öffentlich zeigte, und alle Zuredungen, einen Panzer zu tragen, wie es der König, bei der Feier des Jahrestags der Conföderation that, vergebens waren, so lag schon in ihrer ganzen edlen Haltung so etwas Zuversichtliches, daß nur dieses, so wie am 6. October in Versailles, so auch nachher, die zahlreichen Arme, die zu ihrer Vernichtung bewaffnet schienen, zurückhalten konnte. Unwürdigkeiten aller Art, die je

doch zu schändlich waren, als daß sie hier wiederholt werden dürften, wurden auf sie mit schonungsloser Gemeinheit gehäuft; kurz nichts ward, selbst in ihren vertrautesten Kreisen, unterlassen, was ein Wesen von so stolzem und zarten Sinne, wie sie, nur verwunden und die moralische Verworfenheit und Schlechtigkeit ihrer Verfolger kund geben konnte. Ja, der Eindruck dieser in's häusliche Leben eingreifenden Härte war selbst auf die Oberhäupter der Revolution, welche schon bewiesen hatte, daß eine Nation selbst die Freiheit um einen zu hohen Preis erkaufen könne, so groß, daß Alle, die noch Gefühl genug besaßen, um die richtige Grenze desselben ermessen zu können, sich mit Mitleid und innerm Vorwurfe zu den Opfern ihres falsch berechneten Enthusiasmus wendeten.

Das Benehmen des Königs und dessen Meinungen wurden allgemein übersehen, aber alle Blicke waren auf seine unglückliche Gemahlin gerichtet. Mirabeau, La Fayette, Dumourier und Barnave waren sämmtlich von dem Wunsche durchdrungen, die Monarchie zu retten und die Königin zu erhalten. Aber sie hatten ihre eigene Gewalt selbst untergraben und konnten das Vertrauen dieser Unglücklichen nicht ge-

winnen. Eine ihrer Schwächen war die tiefe Verachtung, mit der ſie alle Revolutionsmänner bezeichnete und ſie ſämmtlich als Gegenſtände des Haſſes und Mißtrauens betrachtete. Sie hörte ihre Vorſchläge an, verwarf aber ihren Rath und zweifelte an ihrer Aufrichtigkeit, — und ſo wies ſie wol hundert Rettungsmittel nach und nach von ſich.

Während dieſes immerwährenden Kampfes gegen die Verworfenheit Anderer, war das Gemüth der Königin in der ſchmerzlichſten Aufregung; auf ihr Benehmen hatte dies aber keinen Einfluß, ihr Muth blieb ungebeugt, ihr körperliches Befinden daſſelbe. Als eine ihrer Frauen, bei einer Gelegenheit ſeltenen Seelenſchmerzes, in ſie drang, einige beruhigende Tropfen zu nehmen, entgegnete ſie Folgendes, das aus dem tiefſten Gefühle, aber auch aus noch tieferem Schmerze kam: „Diejenigen Frauen ſind glücklich, deren Nerven angegriffen werden können.“ Zuletzt brachten aber doch die Einwirkungen der Verhältniſſe auf ihren Geiſt auch ſolche Veränderungen ihrer Geſtalt hervor, wie es nur immer der Fall bei einem körperlichen Uebelbefinden hätte ſeyn können. Der Gram, der ihr Haar bleichte, ließ auch ihr Aeußeres

nicht verschont. Ihre Züge trugen seinen Stempel. Sie magerte ab, und ihre Augen, die stets von bitteren Thränen überflossen, wurden geschwollen und roth.

Schon war Cornelius drei Tage in Paris, und sehr bekümmert, daß er in seiner Erwartung, die Königin zu erblicken, immer getäuscht worden, als ein Abend bestimmt ward, wo die königliche Familie öffentlich in der Italiänischen Oper erscheinen sollte. Seit der Annahme der Constitution hatte sie sich schon im Französischen Schauspiele und der Französischen Oper, wo sie überall mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen worden war, eingefunden. Es ward daher beschlossen, daß sie sich dem Volke häufiger zeigen solle, und man hegte wieder die sanguinische Hoffnung, daß dieses dadurch in einen Zustand vernünftiger Loyalität zurückkehren werde.

Cornelius war einer der Ersten, der an dem erwähnten Abende seinen Platz im Parterre der Italiänischen Oper einnahm. Das Haus füllte sich bald, und pünktlich zur bestimmten Stunde traten der König, die Königin und die Prinzessin Elisabeth mit ihrem Gefolge in ihre Loge. Die Aufnahme war, obgleich viele Auswanderungen die Zahl der Adeligen geschwächt

hatten und das Theater mit einem Publicum gefüllt war, das nicht zu dem gehörte, was man vordem die höheren Stände genannt hatte, dennoch gut. Denn es herrschte damals eben unter den besseren Classen der Nation große Vorliebe für die königliche Parthei, weil der Kampf zwischen jenen und dem Auswurfe des Volks, der leider mit dem Triumphe des letztern endete, damals noch nicht Statt gefunden hatte.

Cornelius stierte lange Zeit auf den einzigen Gegenstand, der für seine Augen sichtbar war, ohne die lauten Beifallsbezeigungen zu hören, die beim Erscheinen der königlichen Familie ertönten, und nur erst, als die Vorstellung selbst schon längst im Gange war, errang er so viel Fassung wieder, um das, was um ihn vorging, zu bemerken. Die Oper spielte ruhig fort und war beinahe schon zu Ende, als ein Sänger unglücklicherweise eine stärkere Betonung auf eine Stelle legte, welche die Worte enthielt: „Wie sehr liebe ich meine Gebieterin!“ wobei er eine Bewegung der tiefsten Ehrfurcht nach der Loge der Königin zu machte. Kaum war dieß geschehen, als es zu einem Signale für die schnellste Umwandlung der allgemeinen Ruhe, die bis jetzt im Theater geherrscht hatte, ward.

Viele Anwesende verstanden Italiänisch, während die gedruckten Uebersetzungen des Stückes, die fast in den Händen jedes Zuschauers waren, auch Die, welche es nicht verstanden, von dem Sinne des eben Gesungenen unterrichteten. Kaum war daher das Wort: „Gebieterin," erschollen, als Alle zugleich, und fast wie verabredet, im Parterre aufstanden und laut ausriefen: „Keine Gebieterin! Keinen Gebieter! Freiheit! Freiheit!" Von den Logen aus entgegnete man aber auf der Stelle hinwieder mit dem lauten Geschrei: „Vive le Roi! Vive la Reine! Vive à jamais la Reine!" Der Aufruhr stieg nun auf's höchste, die Vorstellung mußte enden, Jedermann im Theater stand von seinem Platze auf, nur sie nicht, welche die unschuldige Ursache dieses Tumults war. Sie saß mit ruhiger und würdiger Haltung da, während Alles um sie her vor Wuth oder Furcht zitterte.

Cornelius hatte sich bisher still verhalten, da er wol Alles tief fühlte, aber nicht selbst als Theilnehmer dieses Auftrittes sich zeigen wollte, bis ein Mann, der neben ihm im Parterre stand, sich besonders durch sein fürchterliches Geschrei: „Freiheit! Freiheit! Keine Gebieterin!" auszeichnete, wobei er mit den Fäu-

sten

sten gegen die Königin androhte. Da kochte unsers Helden Blut immer höher; länger konnte er sich nicht zurückhalten, er hob den Arm, und der Beleidiger lag am Boden. Dieß war der erste Schlag, welcher fiel, aber nun ward auch der Kampf auf der Stelle eben so allgemein als heftig. Der gröſste Theil des Parterre war gegen die Königin, aber mehrere ihrer Anhänger sprangen aus den Logen herab, und ersetzten durch Muth, was ihnen an Zahl fehlte.

Mit leichter Mühe vertheidigte sich Cornelius gegen die schlecht geleiteten Angriffe seiner wüthenden Gegner, und, während Die, welche ihm zu Hülfe kamen, mit ihren Widersachern in der Französischen Art des Handgemenges stritten, sich nämlich die Gesichter zerkratzten, mit den Füßen stieſsen und den Jakobinern in die ungepuderten Haare geriethen, die nebst den royalistischen schön frisirten Locken reichlich durch die Luft flogen, verfolgte er mit andauernder Rache den Mann, der zuerst seinen Unwillen bis zu Thätlichkeiten entflammt hatte. Mit einer Hand faſste er ihn an der Kehle und brachte ihm mit der andern tüchtige Schläge bei, gegen die sich sein Schlachtopfer gar nicht zu

wehren versuchte, sondern nur ängstlich um Gnade bat und dabei, zu Cornelius' größtem Erstaunen, dessen Namen nannte. So wie Cornelius diesen persönlichen Aufruf vernahm, hörte er mit Schlagen auf, und konnte kaum seinen Augen glauben, als der gemißhandelte Gegner ihm heimlich zuflüsterte, daß er sein ehemaliger Freund Armand sey.

Einige geflügelte Worte der Erkennung wechselnd, willigte Cornelius, noch immer voll Staunen, darein, Armand aus dem Theater zu folgen, denn die königliche Familie hatte dasselbe während dieses beunruhigenden Auftrittes auch verlassen, und unser Held war daher sowol begierig, nachzusehen, ob ihnen auch nicht außerhalb des Hauses noch etwas Unangenehmes zugestoßen sey, als nähere Kunde über das einzuziehen, was mit diesem entarteten und herabgewürdigten Wesen während seiner Abwesenheit vorgegangen. So drängten sie sich durch die noch immer fort Kämpfenden, und als sie auf die Straße kamen, sahen sie den königlichen Wagen, von Wachen begleitet, ruhig davonfahren, ohne daß der Volkshaufe, der noch nicht erfahren hatte, was im Hause selbst vorgegangen, ihn im mindesten hinderte.

Als Cornelius jetzt seinen Gefährten näher betrachtete, konnte er sich kaum selbst überzeugen, daß Der, den er jetzt vor sich sehe, der ehemalige frohe, kräftige, wohlgekleidete Aristokrat sey, dessen Spitzen, Parfümerieen und Stickereien ihn sogar unter den eitlen und hochmüthigen Höflingen von Versailles noch bemerklich gemacht hatten. Jetzt war er blaß und hager, sein schwarzes Haar hing ihm unverschnitten um die Schultern, seine Kleider waren von gemeinem Stoffe und Schnitte, und sein ganzes Wesen vernachlässigt, ja selbst schmuzig.

Armand las Cornelius' Gedanken in dessen Mienen, und als sie unter einem schwach erleuchteten Thorwege still standen, sagte er zu ihm: „Ich weiß, was in Dir vorgeht, Cornelius! Aber denke jetzt nicht an mich. Deine eigene Sicherheit und der Dienst, dem Du Dich bei der unglücklichen Königin gewidmet hast, fodern Dich dringend auf, selbst auf deiner Hut zu seyn. Du findest mich verändert. Allerdings, nur in Einer Hinsicht nicht. Ich bin noch — magst Du es nun glauben oder nicht — meiner ehemaligen Wohlthäterin tief und innig ergeben. Sage mir nichts, mache

mir keinen Vorwurf, sondern wisse bloß, daß, ob ich gleich öffentlich ihr Feind bin, ich doch Tag und Nacht daran arbeite, ihr zu dienen — oder vielmehr, sie zu retten."

Und was bist Du denn jetzt, unglücklicher Mensch, in diesem elenden Aeußern? — fragte Cornelius.

„O Gott! ich weiß selbst nicht was!" antwortete Armand mit einem tiefen Seufzer. Dann fuhr er aber in dem Tone der Rechtlichkeit, wie vorher, schnell fort: „Ja, ich bin jetzt nirgend angestellt — bin ein bloßer Patriot, aber ich opfere und dulde Alles für das Beste meines Vaterlandes. Doch, laß das gut seyn — denke nicht an mich — dein eignes Leben hängt an einem Haare. — Was Du im Theater gethan, hat dein Schicksal unwiderruflich entschieden, sobald man Dich entdeckt. Danke Gott, daß ich es gerade war, den Du trafst. Nehmen wir nicht im Augenblicke Maßregeln, Dich zu retten, so bist Du verloren. Du kannst Dir durch nichts mehr helfen, als wenn Du Dich mir vertraueſt."

Cornelius ward von der Kraft und Wahrheit dieser Bemerkungen ergriffen. Er überdachte einen Augenblick den Zufall, dem er sich

aussetze, und beschloß dann, sich der angebotenen Hülfe Armand's zu überlassen.

„Willst Du Dich mir nur diese Nacht unbedingt dahingeben?" fragte Armand mit Wärme. „Du hast nur zwischen Rettung oder Untergang zu wählen. Entscheide!"

Ich will ... ich bin Dein! — antwortete Cornelius fest.

„Du sollst es nicht bereuen! rief Armand aus. Folge mir, und thue Alles, was Du mich thun siehest. Du mußt unter die Patrioten Dich aufnehmen lassen, Du mußt dem Scheine nach Einer der Unsrigen seyn, deine Rettung und die Ihre hängen von deinem Benehmen ab; denke und handle nachher wie Du willst."

Ich scheue keine Prüfung! — rief Cornelius. — Laß' ich mich einmal in diese Sache ein, so gehe ich auch gerade durch.

„Gut," sagte Armand: „dann bist Du gerettet. Jetzt also in die Versammlung der Illuminaten."

Bei diesem Namen schauderte Cornelius und bebte zurück. Er hatte von ihren gräßlichen Orgien gehört und kannte ihre schrecklichen Absichten.

„Du zauderst? rief Armand. Fürchte Dich nicht, ich habe das Alles auch mitgemacht.“

Fürchten? — entgegnete Cornelius verächtlich. — Vorwärts!

Armand nahm ihn an den Arm, und schnell und schweigend strichen sie durch die belebten Straßen, über den Platz Ludwigs XV. und die Brücke hinweg, und standen an dem Ufer des Flusses.

Vierzehntes Kapitel.

So wie Cornelius und Armand nun dem Laufe der Seine am südlichen Ufer derſelben folgten, verlor ſich das Geräuſch der Stadt nach und nach aus ihren Ohren. Sie lieſſen das Invalidenhaus links liegen und gingen längs der Militärſchule weiter, am Marsfelde hin, wo jetzt die Brücke von Jena ſteht und gegenüber dem projectirt geweſenen Palaſte des Königs von Rom. Die Nacht war dunkel, und den Strom unter ſich erkannten ſie allein an dem Lichte der Laternen, die ſich an ſeinem Ufer hinziehen und in deſſen Wellen wiederſpiegeln. Cornelius ſchwieg, denn ſeine Seele war von tiefen Gedanken bedrängt, und er ſah die Nothwendigkeit heller Ueberlegung und entſchloſſener Faſſung ein. Armand aber

ſprach unausgeſetzt und erzählte ſeinem Gefährten einen großen Theil ſeiner republikaniſchen Laufbahn, worauf dieſer, als auf eine Richtſchnur bei dem, was ihm ſelbſt jetzt bevorſtand, aufmerkſam zuhörte.

Endlich erreichten ſie die Ebene von Grenelle, und nachdem ſie deren langweilige Pfade durchwandert, langten ſie nach einer Stunde am Fuße der waldigen Hügel an, die ſich von Meudon bis an die Höhen von St. Cloud erſtrekken, und nur durch den Einſchnitt, den die Straße von Verſailles bildet, davon getrennt werden. Der Vollmond ſtieg herauf und beſchien hell die Landſchaft, welche von dieſem Standpunkte aus die ſchönſte der Pariſer Umgegenden iſt. Das Schloß von Bellevue, in welchem damals die Tanten des Königs wohnten, das aber ſeitdem zerſtört worden iſt, ſtand auf dem Gipfel einer Anhöhe, und ein wenig tiefer unten ſah man die dicht belaubten Gründe des Hügels, den man la Butte de Coaslin nennt und der mit großen Koſten von einer der Maitreſſen Ludwigs XV., von der er auch den Namen trägt, aufgefahren worden iſt. Durch die Zwiſchenräume der Baumpflanzungen glänzten die weißen Mauern der Villa im Mondlicht

und tiefer unten trat die kleine, dazu gehörende Hütte aus jungem Gebüsch und Strauchwerk hervor, in deren dichte Blätterhülle sie sich vor der Hitze des Sommers und dem Blicke des bewundernden Wanderers noch jetzt zu verbergen scheint. Die damals alte und gebrechliche hölzerne Brücke streckte sich mahlerischer über den Fluß, als jetzt die schön gebaute steinerne, und darüber erhob sich die dichte Waldung von St. Cloud, die weit an der Seine hin, den Krümmungen ihres Laufes folgend, sich erstreckt.

Cornelius stand eine Zeitlang in dem engen Pfade auf der Höhe des Hügels, längs dessen ihn sein Führer leitete, still, und während er so die ruhige Schönheit dieser Scene betrachtete und es ihm war, als ob alle seine Gedanken auf den Silberwellen des Stromes ruhig dahin flutheten, unterbrach ihn Armand, der plötzlich stehen blieb und laut ausrief:

„Jetzt, Bürger! sind wir da. Im Namen der Freiheit vorwärts und hinein!“

Cornelius schauderte bei dieser Auffoderung zusammen, rief sich aber schnell den Vorsatz, wegen dessen er hieher gekommen war, in's Gedächtniß zurück, und folgte ohne Zaudern seinem Führer auf dem Fuße nach. Sie traten jetzt

in eine Art Höhle, welche durch Gebüsch völlig versteckt war, und als Armand ein gewisses Paßwort geflüstert hatte, kam schweigend ein schwarz gekleideter Mann zu ihnen und gab ihnen einen Wink weiter zu gehen. Der Weg war eng und wand sich krumm in den Hügel. Düster brennende Lampen beschienen ihn und erleuchteten matt die dunklen Wände, an welchen man Hirnschädel und Todtenbeine erblickte. So drangen sie immer weiter in einer der Aushöhlungen vor, die längs dem Abhange des Hügels sich befinden und ursprünglich zu Weinkellern bestimmt waren, auch dazu noch jetzt zum Theil benutzt werden. In dem tiefsten Hintergrunde einer derselben hielt die Gesellschaft der Illuminaten ihre geheimen Zusammenkünfte. Alles, was auf die Gemüther der Schwachen wirken oder die Phantasie des enthusiastischen Proseliten aufregen konnte, war in den Verzierungen dieses Sitzungsgemaches und des Weges dahin, angebracht. Düsteres Licht, schwarze Behänge, hie und da verstreute Todeswerkzeuge und Erinnerungen an die Sterblichkeit, Alles ward benutzt, um der Scene Eindringliches zu verleihen. Armand ging immer weiter und Cornelius, der nur Verachtung gegen eine solche,

auf ärmliche Täuschung berechnete Mummerei fühlte, folgte ihm. Als sie aber endlich zu einem Raume kamen, welchen Armand als das Vorzimmer des Sitzungssaales bezeichnete, starrte Cornelius mit Schrecken zurück und sein Blut rann kalt in den Adern, als er drei bis vier Leichname auf dem Boden liegen sah, jeden mit einem Dolche in der Brust und vom Blute bedeckt, das aus den Wunden strömte.

Armand bemerkte Cornelius' innere Bewegung und lächelte. Er fühlte bei diesem augenblicklichen Ausdrucke innerer Unruhe, welchen Cornelius' Gesicht zeigte, eine Art von Triumph. Dieser aber legte Armand's Lächeln auf eine andere Art aus. Er glaubte, darin den aufjubelnden Verrath einer mörderischen Absicht zu erblicken. Zurück trat er also und sah sich in der Absicht um, diesem Verderben zu entrinnen, als er zwei scharzgekleidete Männer mit bloßen Schwertern bemerkte, die ihnen stillschweigend gefolgt waren und jeden Rückschritt unmöglich machten. Mit ermuthigendem Tone und Blicke riefen sie ihm zu:

„Fürchte Dich nicht, Bürger! dieß ist nur eine Prüfung für deinen Muth, deine Kraft."

„Kein Zögern, mißtraue mir nicht!“ flüsterte jetzt Armand: „sey fest, oder Du bist verloren.“

Mit diesen Worten klopfte er an die vor ihnen ersichtliche Thüre, und auf sein heimliches Antworten auf eben so von innen heraus an ihn gerichtete Fragen, öffnete sich diese, schloß sich aber, als er und Cornelius eingetreten waren, mit einem Klange, der wie der wiederhallende Richterspruch ewiger Gefangenschaft erscholl.

Drei Männer wilden Ansehns saßen an einem Tische. Ihre Blicke glänzten unter ihren schwarzen, dichten Haaren wild hervor, und schienen grauenvolle Gedanken und Thaten zu verkünden. Das Gemach war, wie die vorhergehenden, schwach beleuchtet und düster behangen. Ein Buch nebst Schreibmaterialien lag auf dem Tische. Drei oder vier Dolche nur befanden sich noch daneben, sämmtlich in Blut getaucht.

Armand wurden einige kurze Fragen nach Namen, Alter und Stand des Freundes, den er der Gesellschaft zuführe, vorgelegt. Als diese beantwortet und in das Register auf dem Tische eingetragen waren, fragte man Cornelius, ob er bereit sey, die erste Probe seines Patrio-

tismus, seiner Ergebenheit für die Sache der Freiheit und seines Hasses gegen deren Feinde abzulegen. Auf sein Bejahen wendete man sich an Armand mit der Frage, ob er seinem Freunde mit einem guten Beispiele bei der That, die man diesem auferlegen werde, vorgehen wolle. Armand bejahte es, und sogleich ward ein Vorhang zurückgezogen, und man erblickte eine noch dunklere Höhle als jene erstere, aus deren finsterster Tiefe ein ängstliches Gestöhn erscholl. Dieß wurde lauter und lauter, und endlich ward von zwei Männern eine blutbefleckte Bahre vorgetragen, auf welcher ein Mensch angebunden, und wie es schien, in der schrecklichsten Todesangst, lag.

„Nimm einen Dolch, Bruder!" sagte nun der Vorsitzende in hohlem, aber gebieterischem Tone: „nimm einen Dolch und stoß ihn dem Aristokraten in's Herz."

Armand ergriff einen der Dolche und ging nach der Trage zu. Der Mann, der darauf lag und unter den Qualen der höchsten Angst zu leiden schien, sah kaum den Dolch gegen sich erhoben, als er einen Schrei, der sichtlich Cornelius' Herz durchdrang, ausstieß und um Mitleid flehete.

„Kein Mitleid für den Aristokraten — keine Hoffnung für den Royalisten!“ rief Armand: „Blut, Blut! im Namen unseres Landes, unserer Rache!“ und damit stieß er den Dolch tief in des Bittenden Brust. Ein Strom von Blut schoß dem Dolche nach, als er ihn zurückzog, und sowol der Mörder, als das Schlachtopfer, wurden durch den schwarzen Vorhang, der zwischen ihnen und den Zeugen der That niedersank, plötzlich verhüllt.

Cornelius stand von Staunen und Abscheu durchdrungen da. Einige Minuten schauerlichen Schweigens waren vorüber, als der Vorhang wieder aufgezogen ward und die stummen Diener einen Leichnam vorbei trugen, in dessen blutender Brust noch der Dolch steckte. Sie gingen damit zur Thüre hinaus, und Cornelius' Herz bebte, als er den todten Körper vor derselben auf den Boden werfen hörte.

Man brachte die Trage nun noch einmal aus dem dunkeln Hintergrunde, und jetzt lag ein anderer Mann auf ihr, entweder erschöpfter, oder standhafter als der erste, denn er stieß bloß tiefe Seufzer aus und sein bleiches Gesicht war mit kaum geöffneten Augen, gleichgül-

tig oder unempfindlich, halb von diesem Auftritte abgewendet.

„Jetzt, Bürger! nimm den Dolch da und befreie das Land von einem Feinde, erwirb Dir ein Recht auf dessen Dankbarkeit und unser Vertrauen. Nimm den Dolch!" rief der Vorsitzende.

Da ergriff Cornelius in dem Bewußtseyn des Schreckens den Dolch, schritt gleichsam instinktmäßig auf die Trage zu, hob den Arm im halben Taumel — starrte aber plötzlich im augenblicklichen Entsinnen dessen, was zuvor geschehen und er jetzt wieder thun wolle, zurück. Der Dolch war ihm entfallen. Da flüsterte der vor ihm liegende Mann ihm leis und so, daß es die Diener und die an der Tafel Sitzenden nicht hören, noch bemerken konnten, zu: „Stoß nur zu, Cornelius. Ich bin's; Armand! Der Stoß schadet mir nichts, ich trage ein Panzerhemde und dein Dolch drückt sich beim Stoß in den Griff zurück. Also frisch!"

Ein Blitzstrahl durchdrang Cornelius, er sah, daß Alles nur elendes Blendwerk sey, um die Nerven der Proselite zu prüfen. So stieß er den Dolch in den Busen seines scheinbaren Schlachtopfers. Das Todesgeröchel erfolgte; das

Blut floß, und der Vorhang fiel zwiſchen ihm und dem Sitzungszimmer.

Nun ſprang Armand auf und ward mit Cornelius von den Stummen in ein anderes Gemach geführt, wo, bei glänzender Beleuchtung, gegen hundert junge Leute verſammlet waren, die, in ſonderbarem Contraſte gegen die blutigen Proben, durch welche der Eingeweihte bis dahin vorgedrungen war, ſchwatzten, aſſen, tranken und ſich ergötzten. Alles Frühere war allerdings Blendwerk geweſen. Die Verbündeten ſpielten dabei die zu opfernden Ariſtokraten. Leichname wurden aus den Hospitälern und Kirchhöfen verſchafft, jede Gefahr durch in ſich ſelbſt zurückgehende Dolche und verborgene Bruſtpanzer vermieden, während Blaſen mit Blut bei den unſchädlichen Stößen zerſprangen.

War dieſes vorbei, ſo gab es keine Schrecknisſe für die Mitglieder mehr. Nur ein Eid für Patriotismus und Geheimhaltung ward ihnen abgenommen, ein Kennzeichen mitgetheilt, eine gewiſſe Summe in den Gemeinſäckel bezahlt, und alle Ceremonien waren vollbracht.

Cornelius erfüllte dieſes Alles und entfernte ſich dann mit Armand, der ſein Verſchweigen der eigentlichen Beſchaffenheit dieſer Ceremonien durch

durch seinen geleisteten Eid entschuldigte. Cornelius ließ sich dieß gefallen und gelangte dann noch vor Anbruch des Tages nach Paris. Er besaß nun ein Zeugniß seines Bürgersinns, und folglich hinlängliche Sicherheit; sein Kopf konnte sich aber noch kaum von der Wirklichkeit aller dieser Erscheinungen überzeugen.

Von dieser Nacht an, wo sein Name in die Listen der Jakobiner eingetragen und er in die Gemeinschaft ihrer berüchtigten Verbindung aufgenommen ward, schien Cornelius, allem äußern Ansehen nach, Einer der Wüthendsten dieser Parthei. Armand führte ihn in alle Clubs und Versammlungen der Patrioten, und er ward für einen der eifrigsten Neubekehrten gehalten. In die Nationalgarde aufgenommen, vertraute man ihm den Befehl über eine der Sectionen von Paris an. Somit hatte er aber auch häufige Gelegenheiten, der Königin zu dienen, und nicht selten den Zutritt zu ihr, den er sonst auf keine andre Art würde haben erlangen können. Oft brachte er Stundenlang in ihrem Dienste zu, um sie fest, aber vorsichtig gegen die Beleidigungen der rasenden Parthei in ihrem eigenen Palaste zu vertheidigen. Noch öfterer aber suchte er sich als Freiwilliger die

Wache bei ihr zu verschaffen, und vermittelte ihr dann in seiner Qualität als Offizier in dem dunkeln und heimlichen Gange hinter ihren Zimmern, geheime Unterredungen mit dem Könige, und mehr als einmal war es sein Loos, an der offnen Thür ihres Schlafzimmers ganze Nächte durch, nach den ihm zugekommenen schimpflichen Befehlen, zu wachen, und durch seine zarte Ehrfurcht und eifrige Versicherungen von Hülfe und Beistand, die Unwürdigkeiten, denen man sie aussetzte, erträglicher zu machen.

So ging der traurige Winter von 1791 vorüber, und die Hoffnungen der Royalisten sanken mit jedem Tage mehr. Auftritte der ergreifendsten Art fanden unausgesetzt zwischen dem Könige und der Königin Statt. Er zeigte eine merkwürdige Mischung gelegentlichen Muths mit gewohnheitlicher Schwäche; manchmal bis zu einem hohen Grade von Energie und Geist aufgeregt, und dann wieder auf einmal so tief zurücksinkend, daß er zehn ganze Tage lang nicht Ein Wort sprach. Das Volk ras'te in dem wüthenden Laufe fort, wozu es durch einige mächtige Bösewichter angespornt ward, und das einzige Wundervolle schienen nur die langen Pau-

ſein zu ſeyn, welche die Vollendung dieſer ſtrafwürdigen Bahn noch verzögerten.

Die neue Bildung der militäriſchen wie der civiliſtiſchen Umgebungen des Königs vermehrte die Auswanderung bis zu ſolch' einem Grade, daß er faſt aller ſeiner Freunde beraubt ward, da nur Wenige den Muth beſaßen, ſich in eine Maßregel zu fügen, welche kein einziges Mitglied des Adelſtandes mehr in ſeinem Dienſte litt. Er fühlte das tief; die Königin aber ſchauete auf ihr anwachſendes Elend mit einer Ruhe und mit einem Muthe, die wahrhaft übermenſchlich ſchienen. Sie widmete ſich immer noch ganz der Sorge für ihre Kinder und vernachläſſigte ihre Religionspflichten nie. Bei einer der Haupt-Ceremonieen ihres Cultus ward ſie durch Cornelius und die Hülfe ſeines Freundes, des wackern O'Collogan, auf's Beſte unterſtützt, denn Letzterer, den unſer Held heimlich in den Palaſt gebracht hatte, verrichtete am Oſtermorgen, noch lange vor Tagesanbruch, das heilige Amt, dem ſie an dieſem Tage mit erhöhter Frömmigkeit beiwohnte.

Jetzt erſchien der 20. Junius, der groſſe Vorbote des noch entſcheidendern 10. Auguſts. Als an jenem Tage die Sectionen von Paris,

unter Santerre's Anführung, durch die Hallen des Schloſſes zogen, und vier Stunden lang ihre königlichen Gefangenen in einem Zuſtande quälender Ungewißheit hielten, der ſchlimmer war als der Tod ſelbſt, befand ſich Cornelius in den Reihen der Nationalgarde. Treu ſeinem Lebenszwecke, dem Dienſte der Königin, ſtand er nahe bei ihr im Saale des Geheimen Rathes, über den hinaus ſie in ihrem Beſtreben, ſich mit dem Könige zuſammen zu befinden, nicht vordringen konnte. Ihr Schmerz, in dieſen gefahrdrohenden Augenblicken von ihrem Gemahle getrennt zu ſeyn, war grenzenlos, und in demſelben Augenblicke, wo dieſer einen ungewöhnlichen Beweis von Muth gab (indem er die Hand eines Soldaten auf ſein Herz legte, um zu beweiſen, daß es ruhig ſchlage) rief ſie, bei der Nachricht, daß die Prinzeſſin Eliſabeth, als die Menge nach ihr geſchrieen, ihre Stelle vertreten habe und jetzt bei dem Könige ſich befinde, mit tiefer Erſchütterung aus: „Meine Schweſter iſt bei ihm! So ſchirmt ſie ſein Leben, wie ich es mit meinem eigenen ihm thun ſollte! O! laßt mich zu ihm, laßt mich ſterben, um ihn zu vertheidigen!“

Die tobende Menge verhinderte jedoch jede

Annäherung, und ſie ſetzte ſich an einem Tiſche nieder, den Dauphin auf ihren Knieen haltend, während deſſen Schweſter nahe bei ihrer königlichen Mutter in einem Seſſel ſaß.

In dieſem Augenblicke überreichte ihr Cornelius eine dreifarbige Kokarde, in der doppelten Abſicht, ſie durch das Tragen dieſes Zeichens des Patriotismus gegen Gefahr zu ſchützen, und den wüthenden Horden umher ſeinen angenommenen Patriotismus zu beweiſen. Auch ſteckte ſie dieſe Kokarde in die Haare, und der Dauphin trug auf den ſeinen, ſo wie ſein Vater, in einem andern Zimmer, die ſchmuzige rothe Mütze, dieſes Sinnbild der blutigen Freiheit und ihrer wüthenden Anhänger. Unſtreitig verdankte die königliche Familie bei dieſer Gelegenheit nur der Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen ihr Leben.

Von dieſem Tage an war jede Hoffnung verſchwunden, und der 10. Auguſt erſchien, um ſelbſt den Gedanken daran, wenn er noch Statt gefunden hätte, gänzlich zu vernichten. Wozu noch bei den herzzerreißenden Auftritten dieſes fürchterlichen Tages verweilen? Was man auch über die geiſtigen Leiden der Königin dabei ſchreiben könnte, möchte doch nur ein

schwacher Schimmer der Wirklichkeit seyn, und was Cornelius betrifft, so kennt man seinen Gemüthszustand hinreichend, um die schreckliche Heftigkeit seiner innern Aufregung bei einer Krisis beurtheilen zu können, welche dieselbe bis zu dem höchstmöglichen Grade hinaustreiben mußte. Das unglückselige Verhängniß, welches über das königliche Haus waltete, unterstützte dabei jede Maßregel des Königs, die gegen den Muth und die scharfsichtige Auffassungsgabe der Königin unternommen ward. Wäre die königliche Familie in den Tuilerien geblieben, so würde sie dem Angriffe wahrscheinlich haben Widerstand leisten können, denn viele der Nationalgarden und die meisten Sectionen waren geneigt dazu, den König zu vertheidigen. Als der Morgen dämmerte, kamen, nach einer Nacht schrecklicher Vorbereitung, der König, die Königin und die Prinzessin Elisabeth in den Schloßhof herab, um durch ihre Gegenwart die schwankende Loyalität des größten Theils der Nationalgarde wieder zu beleben. Hier entfaltete die heldenmüthige Marie Antoinette die volle kühne Energie ihres Geistes, indem sie die wankelmüthigen Truppen männlich anredete und sie zu ihrer Pflicht ermahnte. Cornelius befand sich unter

ihnen und unterſtützte ihre Anſtrengungen durch ſeinen ſteten Ausruf: Vive le Roi et la Reine! auf's Beſte, bis der ſchwache Nachklang, dem ſeine Stimme bei den Uebrigen fand, in dem düſtern Schweigen unterging, das der gröſßte Theil der Truppen beobachtete. Nun ſchritten die Vorbereitungen zum Angriffe mit reißender Schnelligkeit vorwärts, bis die zögernde Deputation der National-Verſammlung, welche den König einlud, ſich mit ſeiner Familie in ihren Schutz zu begeben, von der Königin mit der merkwürdigen Erklärung aufgenommen ward: „Ehe ich dieſes thäte, wollte ich lieber an dieſen Mauern mein Blut verſpritzen!“ Die kräftigen Vorſtellungen Röderers, des Abgeordneten der National-Verſammlung, jedoch, und die Gefahr des Königs dazu, ſiegten über ihren Widerſtand, und ſo mußte ſie in den Vorſchlag willigen. Nun nahm die königliche Familie ihren Weg durch die Gärten nach dem Sitzungsſaale der National-Verſammlung; das Schloß ward beſtürmt, und Mord und Verwüſtung bedeckten mit ihren ſchwarzen und blutigen Schwingen den Sturz der Franzöſiſchen Monarchie.

Von dieſem Zeitpunkte an bis zu dem gerichtlichen Morde des Königs, lebte Cornelius

im Zustande steter Aufregung und nie endender Leiden. Er sah die Königin nicht mehr, da alle Versuche, Zutritt in den Tempel, wohin man sie gebracht hatte, zu erhalten, ohne einen Verdacht zu erregen, dessen Folge in diesen Zeiten unausbleiblicher Tod gewesen seyn würde, vergeblich waren. Und doch war er unermüdet in seiner Anstrengung, ihr, auf welche Art es auch nur sey, zu dienen. Er nahm in seinen Aeusserungen und in seinem Benehmen ganz die Weise eines wüthenden Jakobiners an, wodurch er großen Einfluß in seiner Section erhielt, und, in Gemeinschaft mit anderen Freunden des Königs, in den Stand gesetzt ward, ihm und seiner unglücklichen Familie in ihrem bejammernswerthen Zustande manche Erleichterungen zu verschaffen. Er ließ sich mit Allem, was nur die mindeste Hoffnung auf Rettung von Außen her oder in Frankreich selbst, gewähren konnte, in das engste Verhältniß, den geheimsten Briefwechsel ein, und nährte so, unter tausend Lebensgefahren, in sich und Anderen falsche Hoffnungen, welche die Erschütterung des unseligen Ausganges nur noch um so fürchterlicher machten.

Eine andere Quelle von Sorge für Cor-

nelius war Vater O'Collogan, welchen die Heftigkeit der Verfolgungen, die man damals gegen den ganzen Clerus verhing, genöthigt hatte, Verſailles zu verlaſſen und unter einer Verkleidung in Cornelius' eigener Wohnung Zuflucht zu ſuchen. Viele Entbehrungen, die der wackere Geiſtliche erdulden mußte und noch mehrere Kriegsliſten ſeiner Freunde waren nöthig, um die Wachſamkeit der jacobiniſchen Polizei zu täuſchen; doch entging der brave Vater O'Collogan, durch genaue Befolgung von Cornelius' Vorſchriften und durch das gute Glück, das Manchen unverletzt durch Gefahren führt, in welchen Andere unvermeidlich ihren Untergang gefunden haben würden, unangetaſtet der Schreckensregierung.

Endlich war der König aus ſeinem Gefängniſſe, in welchem er lange Monathe hindurch eine bewundernswerthe Haltung paſſiven Muthes, edler Reſignation, ſanften Wohlwollens und würdevoller Menſchlichkeit behauptet hatte, auf's Schaffot geführt worden. Auch der Leidensbecher ſeiner Königin Wittwe war voll, aber ihre unmenſchlichen Tyrannen fanden Mittel, ihn überfließen zu laſſen. Angſt für ihrer Kinder Leben ſpannte ſie jede Stunde auf die Folter und erfüllte ihr Gemüth mit der peinigenden

Vorahnung drohender Gefahren, und die engelgleiche Ergebenheit ihrer Mitdulderin, der Prinzessin Elisabeth, die ihr mehr als Schwester war, fügte neue Sorge für diese noch hinzu. Jeder Gedanke war nun auf Flucht gerichtet, und alle Geisteskraft Derer, in deren heißestem Wunsche es lag, die armen Gemißhandelten dem ihnen drohenden Schicksale zu entreißen, darauf gewendet. Zahllose Plane wurden entworfen, aber wegen mehrerer Hindernisse, die sie augenscheinlich unausführbar machten, wieder aufgegeben. Nur Einer versprach Erfolg, und bei diesem war unser Held die Haupttriebfeder.

Funfzehntes Kapitel.

Endlich war es nämlich Cornelius gelungen, ſich zu einem der Municipalbeamten, denen die Bewachung der königlichen Gefangenen anvertraut war, ernennen zu laſſen. Mit großer Vorſicht ſtand er einige Monathe nach des Königs Tode dieſem Poſten vor und vermied, durch wohlverſtellten Eifer in Erfüllung ſeiner Pflichten, jeden Verdacht einer Ergebenheit für Die, zu deren Peiniger er beſtellt war. Vorſichtig, aber bis in's Innerſte, prüfte er die Gemüther ſeiner Unteroffizianten, und nach langer Beobachtung ihrer Charaktere und ihres Betragens fand er endlich, daß er Zweien von ihnen das Vorhaben, welches er beabſichtigte, anvertrauen könne. So bereitete er denn nach und nach dieſe beiden Männer, Tou-

lan und Lepitre, zu dem Vertrauen vor, das er in ſie zu ſetzen gedachte; aber, nachdem er Alles der Königin hatte mittheilen laſſen, fand er es für weſentlich nothwendig, das ſo lang erſehnte Glück aufzugeben, ſie ſelbſt zu ſehen und in ihr dankbares Herz mündlich die Ergießungen und Gelübde ſeiner tiefſten Ehrfurcht wie ſeiner thatkräftigſten Loyalität zu ſtrömen. Denn, um der nothwendigen äußeren Vorbereitungen zur Flucht willen, mußte er eine Zeitlang vor derſelben ſein Wächteramt niederlegen und es ſeinen beiden Verbündeten übertragen, indem er ſich ſelbſt nur den gefahrvollen Pflichten, die außerhalb des Tempels ſeiner warteten, widmete. Der Chevalier de Jarjaye, General-Lieutenant in des Königs Dienſten, der oft von ihm mit Sendungen, welche die größte Umſicht erfoderten und von der höchſten Wichtigkeit waren, beauftragt worden, wurde von der Königin als der hauptſächlichſte Mitarbeiter bei dem beabſichtigten Verſuche erwählt. Ihm wurde der Plan vorgelegt, von ihm genehmigt, und es ward nun mit der Thätigkeit und Schnelle zur Ausführung geſchritten, die bei den meiſten Unternehmungen, wo das Schickſal ſich nicht feindlich einmiſcht, geſicherten Erfolg verſpre-

chen. Die Normandie ward zum Punkte der Flucht erſehen, weil man von ihren Küſten aus ſich leicht nach England einſchiffen konnte. Man miethete ein Schiff, welches in einem Hafen jener Provinz bereit liegen ſollte, und längs des Weges waren alle Maaßregeln für ſchnelles Fortkommen durch unterlegte Pferde getroffen. Die Ausgaben waren nicht klein, aber es fehlte nicht an Gelde, und Cornelius ſelbſt trug nicht wenig von ſeinem Vermögen mit dazu bei. Folgendes war das Nähere dieſes Plans.

Die Königin und die Prinzeſſin Eliſabeth ſollten Männerkleidung anlegen, welche die beiden in's Vertrauen gezogenen Commiſſarien heimlich in den Tempel ſchaffen würden. Dann ſollten Beide dreifarbige Schärpen und Einlaßzeichen erhalten, wie ſie die Municipal-Beamten bekommen. Der junge König und ſeine Schweſter hätten die Tracht von den Kindern des Mannes angelegt, der alle Tage die Lampen im Tempel reinigen und in Ordnung bringen half, und ſtets Abends vor 7 Uhr wieder von dort wegging. Wenn an dem zur Flucht beſtimmten Tage nun dieſer Mann den Tempel verlaſſen hätte, und die Wachen, die ihn fortgehen ſehen, abgelöſet worden wären, ſollte Cornelius,

gekleidet wie dieſer und mit einer Einlaßkarte, wie alle Arbeitsleute, deren man im Tempel bedurfte, verſehen, in demſelben erſcheinen. Mit ſeiner Zündgeräthſchaft wäre er dann gerade in das Zimmer der Königin gegangen und hätte die beiden Kinder aus Toulan's Hand erhalten, der ihn hart angelaſſen, daß er ſich dieſes Mal bei den Lampen ſo verſpätigt habe. Dagegen aber hätten die Damen in ihren Uniformen mit Toulan nachher den Tempel verlaſſen, und unſtreitig wäre keine von beiden Geſellſchaften aufgehalten worden.

Man hatte ſich Päſſe unter erdichteten Namen durch Cornelius' Einfluß verſchafft, fürchtete ſich aber wenig vor dem Nacheilen, da man mindeſtens einen Vorſprung von fünf bis ſechs Stunden zu gewinnen hoffte. Drei leichte Wagen ſtanden am beſtimmten Tage bereit. In dem erſten ſollten die Königin, der junge König und der Chevalier de Jarjaye fahren, in dem zweiten Madame mit Lepitre, und im dritten die Prinzeſſin Eliſabeth und Toulan. Cornelius und ein vertrauter Freund des Chevaliers würden als Poſtillons die beiden erſten Cabriolets gefahren haben, und das dritte Vater O'Collogan in gleicher Verkleidung, denn

seine früheren Lebensverhältnisse wie seine militärische Laufbahn hatten ihn zu einem tüchtigen und erfahrenen Rosselenker gemacht.

Schon war Alles in Bereitschaft — die Cabriolets warteten — die verschiedenen Theilnehmer des Unternehmens hatten ihre Kleidungen bereits angelegt und Alle waren bis auf den höchsten Grad gespannt, als ein unglücklicher Zufall Alles vereitelte, ehe man mit einem so wohlberechneten Plane auch nur einen Versuch wagen konnte. An demselben Tage, dessen Nacht zur Ausführung bestimmt war, zeigte sich unter dem Pöbel ein Ausbruch aufrührerischer Wildheit, der in einigen Quartieren der Stadt in der verheimlichten Absicht ausbrach, um die Waarenvorräthe der Großhändler, hauptsächlich Zucker und Kaffee, zu plündern, da der Mangel an diesen Materialwaaren ihren Preis über des Volkes Ansicht von Billigkeit oder dessen Convenienz, die wie gewöhnlich die Ansicht von jener bestimmte, hinaufgetrieben hatte. Die Regierung ergriff schnelle Maßregeln, diesen Aufruhr zu stillen. Die Barrieren wurden sämmtlich geschlossen — alle Pässe ohne Ausnahme eingezogen — Schwierigkeiten, welche sich dem leisesten Versuche einer Flucht entgegen stellten,

thürmten ſich unüberſteiglich auf — und die beabſichtigte Unternehmung ward daher gänzlich aufgegeben.

Dennoch ſanken Cornelius' und ſeiner Freunde Hoffnungen bei dieſem Verunglücken nicht ganz. Sein ſanguiniſches Temperament hielt ihn aufrecht und er verzweifelte noch an nichts. Aber faſt ganz allein gelaſſen ward er nun. Schrecken hatte meiſt Alle von den wenigen Anhängern ergriffen, welche den Gefahren der Zeit getrotzt hatten und nach des Königs Tode noch in Paris geblieben waren. Nur der Chevalier de Jarjaye war einer von den ſtandhaften Freunden, die nichts abſchrecken konnte, und ein zweiter noch in der Perſon des braven und treuen Vater O'Collogan vorhanden. Doch hatte dieſer vom Anfange an bei allen neuerſonnenen Planen zur Flucht nicht die geringſte Hoffnung auf glücklichen Erfolg, war aber entſchloſſen, bei den Unternehmungen ſeines Freundes ihm in jedem Falle zur Seite zu ſtehen, und als er ganz kaltblütig die Courierſtiefeln auszog, die er in ſeiner Qualität als Poſtillon bereits angelegt hatte, ſagte er zu ihm: „Das wußte ich wol, daß ſchwerlich einer von dieſen Stiefeln jemals in einer ſolchen Unternehmung über ei-

nem Gaule hängen würde. Nein, nein, der Teufel iſt zu geſchäftig, um der unglücklichen Königin etwas Gutes zukommen zu laſſen. Er hat einen alten Haken auf ſie, und Du wirſt ſehen, daß wenn's nach ihm geht, aller und jeder Plan mißlingen wird. Doch Dich, Herzensjunge, Dich verlaſſe ich nun und nimmermehr, und wenn der verwünſchte Gottſeybeiuns ſelbſt in eigener Perſon zwiſchen uns treten ſollte. Je ſchwärzer der Sturm, deſto tüchtiger will ich dagegen arbeiten. Alſo nur friſch vorwärts mit deinen Plänen und Vorſätzen, und hier trinke ich Eins auf den Erfolg!" Und damit ſtürzte er ein großes Glas Grog hinunter, denn die Nacht war kalt, und er ganz matt vom Wachen und von der Unbequemlichkeit in ſeinem knappanſitzenden Poſtillioncoſtume.

Cornelius, den nichts ermüden konnte, verfolgte nun mit neuem Eifer einen neuen Plan zur Flucht der Königin, zu welchem er faſt Alles, was von ſeinem Vermögen noch übrig geblieben war, verwendete. Hierbei ſtanden ihm verſchiedene ſeiner früheren Cameraden von der Garde du Corps bei. Durch ihre Vermittelung war eine regelmäßige Verbindung mit der Küſte eingeleitet und der wackere Jarjaye war

die Seele und Triebfeder des Ganzen. Um dieſen Plan in Ausübung zu bringen, mußte die Königin aber allein entfliehen, denn man hielt es, bei der zunehmenden Strenge in der Bewachung des Tempels, für unmöglich, zu gleicher Zeit mit ihr auch die Kinder und die Prinzeſſin Eliſabeth zu entführen. De Jarjaye und Cornelius ſchrieben in Ausdrücken des dringendſten Flehens an die Königin und beſchworen ſie, in dieſen Plan einzugehen, da ihr Leben mit jedem Tage bedrohter werde, für ihre unverdächtige Schweſter und die unſchuldigen Kinder aber, wie ſie glaubten, nicht das Mindeſte zu beſorgen ſey. Marie Antoinette kämpfte einen langen Kampf zwiſchen dem Widerſtreite ihrer Gefühle und dieſen dringenden und lokkenden Bitten. Ihre unermüdeten Anhänger fuhren in ihren Vorbereitungen zur Flucht fort, aber als in der Nacht, wo ſie in's Werk geſtellt werden ſollte, der ſorgſame Cornelius ängſtlich außerhalb der Gärten des Tempels auf das Zeichen, daß Alles bei ihr bereit ſey — ein Licht an ihrem Fenſter — wartete, zeigte ſich kein beruhigender Schimmer. Denn, als der Augenblick, wo ſie ſich von ihren Kindern trennen ſollte, nun wirklich erſchienen war, ward

ihr dieß unmöglich und der ganze Muth der Heldin erlag unter der Zärtlichkeit der Mutter.

Folgenden Brief an de Jarjaye erhielt der treue Toulan von der Hand, welche er durch den gefahrvollen Weg aus den Kerkermauern hatte leiten wollen.

„Wir haben einen schönen Traum geträumt — das ist Alles! Aber innig wohl hat es mir gethan, bei dieser Gelegenheit neue Beweise von Ihrer und Ihrer Freunde Ergebenheit zu erhalten. Sie besitzen mein vollstes Vertrauen. Glauben Sie ja nicht, daß mich der Muth verlassen habe, nur die Liebe zu meinen Kindern ließ mich zurücktreten. So glücklich ich mich auch würde gefühlt haben, diesen fürchterlichen Aufenthalt zu verlassen, konnte ich mich doch nicht freiwillig von ihnen trennen. Ach! ohne sie würde mir ja selbst die Freiheit keinen Genuß gewähren! Dieser Ueberzeugung muß ich folgen und ich fühle keine Reue."

In der Nacht vom 3. Juli 1793 riß man ihren Sohn aus ihren Armen, um dessen langsamen Tod durch Leiden und Verfolgungen zu beginnen, vor denen das Gedächtniß zurückschaudert. Einen Monath später ward die verzweifelnde Mutter auch von ihrer Tochter und

Schweſter getrennt, und einſam und troſtlos in den engen Kerker der Conciergerie geworfen. Da ſchmachtete ſie zehn Wochen lang unter Entbehrungen, wie ſie nur den verworfenſten Uebelthätern auferlegt werden; der ſteinerne Boden und die nackten Wände ihres engen Kerkers ſahen ihre heißen Thränen und hallten die Seufzer ihres muthigen, aber gebrochenen Herzens wieder. Niedergebeugt von Schändlichkeiten, für die es keinen Namen giebt, ertrug ſie doch Alles geduldig. Auch des kleinſten Troſtes beraubt, von Angſt über das ungewiſſe Schickſal ihrer Kinder durchdrungen, hoffnungslos, dem Tode nahe, — flohen ihre Gedanken da wol jemals zurück zu den Tagen glänzender Größe, zu der Pracht von Verſailles, oder der üppigern Eleganz von Trianon? — Oder wurden dieſe trüben Stunden einer einſamen Kerkerhaft durch Geſichte der Unſterblichkeit verklärt und von ſanft geflüſterten Melodieen der Hoffnung verſchönt?

Wer aber dieſes Gemählde vollends ausmahlen, wer ganz dem Strome tief erſchütternder Gedanken ſich hingeben, wer verachten lernen wollte die kleinen Sorgen des Lebens, und, wenn er Marien Antoinettens Charakter ganz

verſtand, den Strahl der Bewunderung für ſie in den Thränen inniger Theilnahme an ihren Leiden ſich brechen laſſen, — der müßte ſelbſt in den Kerker eingetreten ſeyn, der ſie einſt umſchloß, und ſie dort, wie ich es that, im Geiſte ihr unglückvolles Haupt haben lehnen ſehen an die düſtere Wand, kalt wie ihre Henker.

Am 12. October unterwarfen der öffentliche Ankläger und andere Beamte der Gerechtigkeit die Königin einem mitternächtlichen Verhöre in ihrer Zelle. Der 14. war zu ihrer Anklage vor dem Revolutions-Tribunale beſtimmt, und am Tage vorher erbat ſich dieſe Tochter einer Kaiſerin, Gattin und Mutter von Königen, von dem mitleidigen Weibe des Kerkermeiſters Nadel und Faden, um ſich ihre Schuhe auszubeſſern.

So erſchien ſie vor dem blutigen Gerichtshofe und hörte die Ausſagen von vierzig Zeugen gegen ſich, und antwortete auf die ſchimpflichen und verworfenen Verläumdungen ihrer Ankläger mit Worten voll Würde und Gefühl, vor denen der Schuldige zuſammenbebte, und die jedes noch nicht ganz verſteinte Herz mit dem Schauer bewundernden Mitleids durchdrangen. Ohne Erſchütterung hörte ſie von den

finſteren Vorſitzenden ihr Todesurtheil ausſprechen und nahm dann aus den Händen eines zitternden Gensd'armen ein Glas mit Waſſer, ihre einzige Labung ſeit ſechs und dreißig Stunden. Um halb fünf Uhr früh am Morgen des 15. Octobers, ward ſie in ihre Zelle zurückgebracht, legte ſich da auf ihr Bett und ſchlief ruhig bis ſechs Uhr, wo der Eintritt des conſtitutionellen Prieſters, den man ihr zugeſendet hatte, ſie weckte.

Ernſt verweigerte ſie die Annahme des angebotenen conſtitutionellen geiſtlichen Beiſtandes, der Prieſter aber legte, als ſie ſich über heftige Kälte in den Füßen beklagte, worin das ſtokkende Blut nicht mehr umlief, ein Kiſſen unter dieſe, und fing dann ſeine Ermahnungsrede mit folgenden Worten an:

Sie ſtehen im Begriff, mit Ihrem Tode abzubüßen —

„Schwächen und Fehler, nicht Verbrechen!" unterbrach ſie ihn.

Als am folgenden Morgen Alles zu ihrem traurigen Abſchiede von einer Welt bereit war, in der ſie ſo viel Freude und ſo viel Elend erlebt hatte, verließ ſie ihren Kerker und beſtieg mit dem Prieſter denſelben Karren, den

man zum Fortbringen der niedrigſten Verbrecher brauchte. Jedes große und höhere Gefühl ihres ganzen Lebens ſchien in mehr als natürlicher Kraft in ſie zurückgekehrt zu ſeyn, um ihre Haltung in dieſer fürchterlichen Stunde zu adeln und zu erheben. Als der Karren durch die gedrängt-vollen Straßen langſam fortgezogen ward, und mit bübiſcher Schändlichkeit, Spott, Verwünſchungen und Flüche gegen ſie die Luft durchtobten, behielt der hohe Blick der liebenswürdigen, obgleich verfallenen, der majeſtätiſchen, obgleich herabgewürdigten Märtyrerin dennoch ſeine ganze Unſchuld, ſeinen ganzen edeln Stolz. So erreichte man das Schaffot, das auf dem Platze Ludwigs XV., welchen man damals den Revolutionsplatz nannte, auf derſelben Stelle, wo auch ihr Gemahl hingerichtet worden, und im vollen Angeſichte deſſen, was Paris nur Prächtiges und Schönes hat, errichtet war. Ein paſſender Todesplatz für die ruhmbekrönte Frau, welche das Opfer dieſes Tages ſeyn ſollte.

Im Augenblicke, wo ſie aus dem Karren zum Schaffot ging, rief ihr der dienſtthuende und dienſtliche Prieſter zu: Dieß iſt der Augenblick, wo Sie Ihren Muth zeigen können!

„Muth?" erwiederte sie: „Ich habe eine lange Lehrzeit dafür bestanden, und so hoffe ich, er soll mir auch jetzt nicht fehlen!"

Festen Schrittes bestieg sie das Schaffot, warf noch einen Blick auf die Gärten der Tuilerien, einen andern auf die Menge um sie her, hob ihre Augen zum Himmel und rief aus: „Gott! erleuchte und bessere die Herzen meiner Mörder. Lebt wohl, meine Kinder! ich gehe zu einem Vater!"

Das Beil fiel, — und der Schall tönte feierlich durch die verstummte Menge.

Auf Einen aus derselben aber fiel das Beil nieder, wie die Todtenhand der Verzweiflung. Schaudert nicht zurück, Leser, wenn Ihr hört, daß Cornelius unter den Zuschauern sich befand. Er war es freilich noch selbst, aber nicht mehr der Cornelius, wie ich ihn Euch in dieser Schilderung seiner kurzen und doch so unglücklichen Laufbahn gezeichnet habe. Ach! er war nicht mehr der kühne, muthige Enthusiast, Geist und Herz gleich bereit in den offenen Abgrund des Schicksals zu stürzen, sondern ein niedergebeugtes Gemüth, verwelkt vor seiner vollen Blüthe, erdrückt unter der Last von Empfindungen, die

mit ihrer frühern Gewalt Seele und Körper zerstört hatten.

Von der Stunde an, in welcher seine letzte Anstrengung zur Rettung der Königin verunglückte, war die Flamme der Hoffnung in ihm plötzlich erloschen. Sein Vermögen war aufgewendet, seine Freunde zerstreuet, mit seinem Arme allein konnte er weder seine Wünsche erfüllen, noch seine Pläne ausführen. So unterwarf er sich denn dem tödtlichen Schlage des Schicksals und starb von diesem Augenblicke an ab, wie ein junger Baum, den der Blitz getroffen hat. Die ganze Kraft seines Geistes schien nur noch darin zu bestehen, leiden zu können.

Jetzt war es das Geschäft des guten, frommen Geistlichen, das hinwelkende Leben seines Freundes zu stützen. Er wachte über ihn und hütete ihn vor Handlungen, die dieser jetzt rücksichtlos unternommen haben würde, und so gelang es ihm auch, das wahre Uebel, woran der so früh zerstörte Jüngling litt, vor allen Augen zu verbergen. Cornelius besaß noch seine vollen Geistesfähigkeiten, aber seine Kraft war für immer verschwunden, und so empfand er sogar noch manchmal das lastende Gefühl

des Unglücks, und würde Welten darum gegeben haben, es abzuwerfen, wie es uns bei den Schrecknissen eines Traumes zu gehen pflegt, wenn wir sie tief empfinden, aber vergebens damit kämpfen, sie von uns zu wälzen. Leiden konnte er noch und besaß ein passives Bewußtseyn von Allem, was er litt; in seinem Geisteszustande lag aber eine Art heftigen Kampfes, der ihn dahin trieb, den Schrecknissen, die er anschauete, Trotz zu bieten. Der einzige kräftige Puls seines Herzens war noch lebendig, und mit dem sterbenden Lichte seines Geistes folgte er jedem Augenblicke, der in Beziehung auf das Schicksal seines Idols stand. So wußte er ihre Abführung in den Kerker der Conciergerie. Oft stand er Nächte lang sprachlos harrend vor den finsteren Mauern derselben, oder ging den Fluß entlang, auf den Wiederschein der dunkeln Thürme blikkend, und in der Einsamkeit seines Zimmers brachte er ganze Tage nur mit stillen Seufzern über ihre Leiden zu.

Da erschien der Tag ihres Verhörs, und er fehlte bei demselben nicht, und hörte ihr Todesurtheil an, fühlend, wie jedes Wort tief in sein Innerstes drang, aber unfähig, einen Ton

zu ſtammeln, oder einen Arm zu erheben, um das Verbrechen zu verfluchen, oder die Verbrecher niederzuſchmettern.

Derſelbe unſelige Zuſtand ſeiner Gefühle nöthigte ihn auch unwiderſtehlich, Zeuge zu ſeyn von ihrer Hinrichtung. Er hatte noch Entſchließung genug, ſich während der fürchterlichen Scene aufrecht zu erhalten, aber dagegen die ganze Kraft des Charakters verloren, die ihn ſonſt bei dem bloßen Gedanken eines ſo gräßlichen Ereigniſſes wahnſinnig gemacht haben würde. Der gute Geiſtliche, ſein unzertrennlicher Gefährte, der über ihn wachte und dicht bei ihm ſtand, fühlte wohl, als das Beil das ſchöne Haupt von dem verfallenen Körper trennte, den Schauder, der durch Cornelius' ganzes Weſen fuhr, ſah aber in ſeinen Blicken nichts, das Kunde gegeben hätte von dem Zucken des Krampfes, der faſt ſo kalt wie der Tod, jede Fiber erſtarrt hatte.

„Es iſt Alles vorüber!" murmelte Cornelius in einem Tone, der wie das Echo aus einem Grabe klang: „jetzt iſt auch meine Stunde da!"

Den Arm des Prieſters mit einem Griff nervöſer Erſchütterung faſſend, eilte er in ihre gemeinſchaftliche Wohnung und kündigte Die-

ſem dort in abgebrochenen Worten ſeinen feſten Entſchluß an, auf der Stelle nach Irland zu gehen, die Heimath ſeiner Vorfahren zu ſehen, am Grabe ſeines Vaters zu knieen und dann — doch der Ausdruck ſeines letzten Vorſatzes kam nicht über ſeine bleichen, zitternden Lippen. Er drang in ſeinen Gefährten, ihn zu begleiten, auf ewig aus dem verhaßten Lande zu fliehen, welches Tugend und Hoffnung verlaſſen hätten, und in ſeinem Geburtslande eine ruhige Zuflucht zu ſuchen, dort, wo die vorherrſchenden Laſter doch die von Menſchen, nicht von Teufeln ſind, und dagegen Annehmlichkeiten des Lebens ſich finden, wie ſie kaum anderswo angetroffen werden können. Vater O'Collogan lehnte aber ſein Andringen auf's Beſtimmteſte ab. Er willigte ein, ihn bis an die Küſte zu begleiten und ihn an Bord des Schiffes zu bringen, das ihn fortführen ſollte von dem Lande ſeiner verlornen Hoffnungen, ſeines zerſtörten Glückes; aber, ſo ſehr er auch Irland liebte, und ſo ſehr er ſich darnach ſehnte, es einmal wieder zu ſehen, willigte er doch nicht darein, Frankreich zu verlaſſen. Dort hielt ihn ſeine Pflicht, wie er ſagte, zurück, und daß dieß Wahrheit ſey, fühlte er in tiefſter Seele, denn er ge-

gelobte es ſich feierlich, die Schuldigen, trotz aller Gefahren, zur Rechenſchaft zu ziehen, und die Unſchuldigen in allen Leiden zu tröſten.

Unter Anwendung zweckmäßiger Hülfsmittel gelang den Freunden die Flucht, und Vater O'Collogan's überſtrömende Augen folgten dem kleinen Schiffe nach, das Cornelius, trotz aller Schwierigkeiten, die damals dem Verkehre beider Länder ſich entgegenſtellten, noch einmal in ſeine Heimath trug. Vater O'Collogan kehrte nach Paris zurück; er hielt ſeine erhabene Weihe für das Gefühl des Rechten mit ungebeugtem Muthe aufrecht, und fand ſeinen Lohn für unzählige Gefahren und Beängſtigungen in den ſtillen Gebeten des Rechtſchaffnen, den er in Stunden der Noth getröſtet, und in der Dankbarkeit des Sünders, dem er in den Augenblicken der Reue auf dem Todtenbette in den Geheimniſſen des Herrn Verzeihung zugeſichert hatte. Nach Wiederherſtellung der Ordnung in Frankreich wählte er Flandern zu ſeinem Aufenthalte und lebte dort den Pflichten ſeines Amtes ſtill und beſcheiden, nachdem er aus dem Gottesgerichte der Revolution, von deren Gefahren verſchont und von ihren Verbrechen unbefleckt, wie ein ächter Diener des Herrn, rein hervorgegan-

gen war. — Hier erfuhr er auch noch Armand's Schicksal, der, nach einem der blutigsten Tage, in einem Anfalle bitterer Reue aus Paris entflohen war, sich unter Dumourier's Armee gestellt, und auf dem Schlachtfelde von Jemappes ein für seine abtrünnige Furcht und schwächliche Herzensgüte nur zu ruhmvolles Grab gefunden hatte.

Cornelius aber erreichte seine alte Heimath, wo der treue Bryan angstvoll auf dessen ihm im Voraus angekündigte Rückkehr gewartet hatte. — Kaum erkannte ihn dieser wieder, so verfallen, so schweigsam, so schwach war er. So wie er angekommen, eilte er auf den Kirchhof und verweilte dort lange Zeit, als er aber zurückgekehrt war in das einsame Schloß, zeigte sich die größte Erschöpfung bei ihm. Es war Abend und er befahl Bryan, ihn allein zu lassen; so hatte er auch jede geräuschvolle Bewillkommnung verbeten, womit ihn die hocherfreuten Landleute umher, ob er gleich nicht mehr ihr Gebieter war, dennoch zu beehren gedachten. Seine treuen Diener folgten seinem Befehle, und Alles ward still in der alten Burg.

Einige Zeitlang flackerte nur ein schwaches Licht in dem Zimmer, worin Cornelius sich be-

fand, und ein düstres Schweigen herrschte rings-um. Gegen Mitternacht wanderte Bryan im einsamen Kummer und Schmerze allein um das Haus her und sah zuweilen auf das matt erleuchtete Fenster in seines Herrn Stube, als er auf einmal den Schuß eines Pistols hörte, der von jener Richtung herkam. Furcht fesselte ihn an den Boden, aber eine weißbrennende Flamme, welche in jenem Zimmer aufzugehen schien, schreckte ihn aus seiner Angst wieder auf, und er eilte in's Haus und die Treppen hinauf. Unterhalb der Thür zu Cornelius' Zimmer brach die Flamme heraus. Vergebens aber bemühte sich Bryan, jene Thür zu öffnen. Endlich kamen ihm benachbarte Landleute, welche das Feuer auch erblickt, zur Hülfe, und als sie endlich die Thür eingebrochen hatten und in's Zimmer gedrungen waren, hatte das wüthende Element schon so große Verheerungen angerichtet, daß der Leichnam des unglücklichen Selbstmörders in dem Haufen von Brennmaterialien, den er um sich gehäuft und durch denselben Schuß entzündet hatte, mehr als zur Hälfte bereits verzehrt war. Ein Pistol fand man noch in der einen tief versengten Hand, und ein halb-

verbrannten Gemählde hielt die andere noch auf der Brust fest.

Die herbeigerufene Jury sprach ihr Urtheil der Geistesverwirrung aus, und seine Gebeine wurden bei der Asche seiner Väter begraben.

Jetzt lebt nur noch Bryan Mulcahie, einsam und traurig, in den schwarzen, verfallenen Mauern des alten Schlosses, dessen Bewohnung, so wie einen mäßigen, aber ausreichenden Unterhalt, von dem Wenigen, was sein guter Herr selbst zuletzt noch besaß, dieser ihm auf Lebenszeit zugesichert hatte.

Ende.

Gedruckt bei E. Feister und W. Eisersdorf.

Heer- und Querstraßen

oder

Erzählungen,

gesammelt

auf einer Wanderung durch Frankreich,

von

einem fußreisenden Gentleman.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Willibald Alexis.

Fünfter Theil.

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1828.

Leonie,

das weiße Mädchen.

Vom Verfaſſer

der „Heer- und Querſtraßen."

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Willibald Alexis.

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1828.

Ex
Bibliotheca
Berolinensi.

Gedruckt bei den
Gebr. Unger in Berlin.

Vorwort des Uebersetzers.

Der Verfasser dieser Novelle hat sich, wie er berichtet, nach langem Hin- und Hersinnen entschlossen, ihr, statt eines Englischen, einen Französischen Titel beizulegen. Er nennt sie „The Vouée au Blanc," und hofft, seine Landsleute werden ihn wegen der herausgenommenen Freiheit entschuldigen, und sich so lange mit einem unverständlichen Titel begnügen, bis sie ihn im Buche selbst erklärt finden. Deutsche Uebersetzer wagen es nicht, sich mit ihren Lesern so leicht abzufinden, und sie, des Titels wegen, auf das Werk selbst zu verweisen. Hier sey Folgen-

des darüber vorangeschickt. Es ist in katholischen Ländern, besonders in Frankreich, der Gebrauch, daß Eltern zuweilen bei der Geburt einer Tochter dieselbe der Jungfrau weihen, und dieses äußerlich zu erkennen geben, indem sie das Mädchen bis zum funfzehnten Jahre ganz in Weiß kleiden, in reichen Familien auch wol für die Livree der Dienerschaft, die Equipage derselben u. s. w. die weiße Farbe wählen. Mütter, welche mehrere Kinder verloren haben oder eine schwere Niederkunft fürchten, suchen auf diese Weise besondern Schutz für ihre Leibesfrucht. Dieser fromme Gebrauch, dieses Gelübde ließ sich in dem Titel nicht mit Einem Worte ausdrücken. Das hier Mitgetheilte mag für Diejenigen, denen diese Sitte nicht bekannt ist, vorläufig als Andeutung dienen.

Erſtes Kapitel.

„Du verzweifelſt zu leicht, Julius.“

Nein Du, liebe Margarethe, nährſt zu kühne Hoffnungen.

„Zu kühne! Ich kann und mag nun einmal nicht alle Hoffnung aufgeben.“

Ich weiß wol, daß Du das nicht kannſt, meine Gute, und wenn es Dich tröſtet, ſo hoffe nur immer in Gottes Namen.

„Und warum denn nicht? Haben wir nicht Madame St. Paul nach funfzehn Jahren? von vier anderen Beiſpielen zu ſchweigen, nach acht, zehn und zwölf. Von Anna von Oeſterreich, Ludwigs XV. Mutter — nach drei

und zwanzig Jahren! — will ich gar nicht einmal reden.“

Wie alt war Madame St. Paul, liebe Margarethe?

„Wie alt!“

Nun oder wie jung, wenn Dir das beſſer gefällt?

„Sie räumte fünf und dreißig ein, aber ich bin überzeugt, ſie war vierzig und drüber.“

Und von wann lautet dein Tauſchein, liebe Margarethe?

„Von der Seite, Julius, greifſt Du mich immerwährend an; aber das kümmert mich nicht, auch wenn ich vor einem halben Jahrhundert getauft wäre.“

Viel kürzer iſt es auch nicht her.

„Und wenn auch, die heil. Urſula iſt gut, und kann ein Wunder thun ſobald es ihr gefällt. Aber wahrhaftig, Julius, dein unſeliger Unglaube verdirbt alle Wirkung meines Gebetes und die Vermittelung der Heiligen.“

Ein Kopfſchütteln und ein tiefer Seufzer waren die einzige Antwort; und die Unter-

haltung ſtockte hier für eine Weile. Die ſie führten, waren Herr Suberville, ein reicher Manufacturherr aus der Normandie, und ſeine Frau. Das kurze Geſpräch wird meinen Leſer hoffentlich vom Inhalt ihrer Wünſche und ihrem beiderſeitigen Charakter in Kenntniß geſetzt haben. Zwei oder drei Worte über letztern Punct möchten indeſſen doch noch am beſten über erſtern Auskunft geben. Herr Suberville war ein Mann von ſehr milden Sitten und liebenswürdiger Gemüthsart, deſſen größte Fähigkeit im richtigen Tacte beſtand, womit er allen Dingen auf den Grund ſah. Er hatte ein beſonders ſcharfes Auge, körperlich und geiſtig, und ebenſo begegneten ſich ſeine Fortſchritte in der Erkenntniß und im Leben. Er war ein großer Jäger und fehlte ſelten, aber er zielte auch nie auf einen Vogel außer Schußweite. Eben ſo unermüdlich war er in ſeinen kaufmänniſchen Geſchäften, aber faſt nie unternahm er eine gefährliche Speculation. Seine Jagdtaſche und ſein Geldbeutel waren daher faſt immer anſehnlich gefüllt. Mit der Zeit war er ſicher

mehr zu gewinnen als manche seiner Nachbaren, die vielleicht an Einem glücklichen Tage und durch Ein glückliches Unternehmen, ihm unter Gefahr Alles zu verlieren, weit vorausgekommen waren.

Seine Frau war von ganz verschiedenem Temperamente. Ihre Hoffnungen überschritten zuweilen das Maaß, und sie hielt sich immer daran mit unerbittlicher Hartnäckigkeit. Selten hatte sie von irgend etwas eine klare Ansicht, sondern ging durch dick und dünn jedem von ihr selbst erzeugten Phantome nach. Ein ernstliches Verlangen theilte sie mit ihrem Manne — nach Kindern, oder wenigstens nach einem Kinde. Bei ihrer Heirath war sie ganz sicher, Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft zu werden, und kaum daß sie ihr Jawort gegeben, als sie sich schon auf Familienzuwachs einrichtete; ihre Hochzeitskleider betrachtete sie nur deshalb mit großer Freude, um sie einst zu Kinderhabitchen umzuschneiden.

Herr Suberville hielt dies Alles für zu voreilig, da aber nichts von Aberglauben in seinem Charakter wurzelte, so sah er auch darin

kein böſes Omen, und ſeine Zärtlichkeit vermehrte ſich um das Zehnfache. Er fühlte und träumte den glücklichen Freudentaumel der Männer von fünf und zwanzigjähriger Erfahrung mit, wenn ſie zuerſt hoffen den ehrwürdigſten aller Titel zu erlangen. Sein alter Schulkamerad Doctor Glautte, der Dorfarzt, beſtärkte ihn in dieſen Hoffnungen, und da er eben nicht tiefer als junge Ehemänner überhaupt in ſolchen Geheimniſſen bewandert war, glaubte er der Frau und dem Arzte aufs Wort.

Seine ſcharfe Auffaſſungsgabe ließ ihn aber nicht lange bei dieſem Glauben; er konnte ſich nicht helfen, er theilte auch der Frau ſeine Zweifel mit, und ſein Unglaube wuchs von Tage zu Tage, von Monath zu Monath, bis nach Verlauf eines Jahres ſeine unglückliche Ehehälfte ſelbſt ihren Irrthum mit Thränen eingeſtehen mußte. Herr Suberville hielt dies für eine ſchlechte Art das Uebel gut zu machen, aber nachdem ihre Ehe fünf Jahr gedauert, kam der unglückliche, nun dreißigjährige Ehemann zu der philoſophiſchen Ueberzeugung, daß er

nicht der Gründer eines neuen Geschlechtes werden solle.

Nicht so die Frau. — Noch lange, lange nährte sie die unglückliche Erwartung, und als alle, von ärztlichem Rath anempfohlene Hülfe fruchtlos blieb, griff sie nach einem Beistande, der damals nicht sehr in der Mode war. Als Kind hatte sie, nach Römisch-Katholischer Sitte, die heilige Ursula zu ihrer Schutzpatronin und ihrem Vorbild im Leben angerufen, und in frommer Hoffnung auf deren Beistand fuhr sie fort zu beten und ihre gewisse Erhörung zu behaupten. Funfzehn Jahr nach dem Zeitpunct, wo der Ehemann seine weltliche aufgegeben, dauerte ihre religiöse Hoffnung fort, und noch jetzt, nachdem Madame Suberville ihren zwanzigsten Hochzeittag gefeiert, war sie fest von St. Ursula's Beistand überzeugt, dem nur der hartnäckige Scepticismus ihres Ehegatten einen Riegel vorschiebe.

Der Abend, an welchem diese Geschichte beginnt, fiel in den letzten Theil des Jahres 1798, und Herr und Madame Suberville

waren gerade auf ihrem gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang Begriffe, in dem Thale, wo ihre Manufactur und ihr Wohngebäude stand. Selten aber gingen sie über die Grenze ihres Eigenthums hinaus, eine Genügsamkeit, die leicht erklärlich war, denn in der ganzen Provinz gab es keinen schönern und heimlichern Ort. Das Thal lag wenige Meilen von Rouen, links, weit ab von dem nach Dieppe führenden Wege. In meinem Reisejournal, wo ich mich eines etwas romantischen und wenig orthodoxen Stils bediene, wenn ich Oerter an Nebenwegen liegend, notire, steht als Name: „La Vallée des trois Villages", das Thal der drei Dörfer. So nannten mir es wenigstens die Bauern, als ich vom waldigen Hügel im Westen herab, es zuerst vor mir ausgebreitet erblickte und die große Anmuth der Scenerie betrachtete. Den eigentlichen Namen, den ich nachher hörte, habe ich ganz vergessen, und, wie ich schon sonst wo sagte, ich mache keine Ansprüche auf geographische Genauigkeit.

Als ich dies Thal zum erstenmal erblickte, waren fast zwanzig Jahr seit jenem Spazir-

gang der Subervilleſchen Ehegatten verſtrichen, aber ich habe Grund zu vermuthen, daß ſich ſeit damals nichts weſentlich geändert hat. Die drei netten Dörfer, oder Dörfchen, nahmen noch denſelben Raum ein. Das halbe Dutzend große Kattunfabriken zeigte, ſorgfältig reparirt und abgeputzt, nichts von Verfall. Die Häuſer, von Stein gebaut, und zu beſtimmten Zeiten regelmäßig roth angeſtrichen (gleich gemahlten Damen über ihre Blüthenzeit hinaus) waren durch Wind und Regen nicht ſchlechter geworden. Was kümmerten ſich die dichtbelaubten Bäume, daß ein Vierteljahrhundert beinahe verſtrichen war? Die Grashalme ſtrotzten in der zwanzigſten Generation, ſo grün wie ihre Vorfahren, und ſo unverändert, als gelte es, über die Veränderlichkeit der Menſchen eine Strafpredigt zu halten. Die Stücke Kattun auf der Wieſe lagen eben ſo, wie ſie ſeit der benannten Zeit bleichend gelegen haben mochten, und der muntere Bach hürſte noch immer ſo luſtig als es ſeiner immerwährenden Jugend ziemte. Es war daſſelbe Bild einer geſchäftigen Volksmenge, Behaglichkeit und

Reinlichkeit, wie seit der ersten Zeit, wo hier die Manufacturisten sich niedergelassen, allerdings Denen ergetzlich, welche diese Vorzüge mit dem Verluste ländlicher Einfachheit nicht zu theuer erkauft wähnen. Was mich betrifft, erfreut mich ein solcher Anblick nur bis zu bestimmten Grenzen. Bald finde ich zu viel, bald zu wenig in solchen Scenen; und ich ziehe den Anblick der zerrissensten Gebirgszüge, mit den daran klebenden dürftigen Hütten und rohen Bewohnern, den festesten Bauten, den niedlichsten Landhäuschen und dem schönsten Teint um Glasgow und Manchester vor.

Der Hügel über dem Thale gewährte eine weite und reizende Aussicht. Rouen erblickte man dicht zur Rechten, in seiner reichsstädtischen Mischung des Knickerigen mit dem Mahlerischen. Seine Häuser drängten sich in Strassen zusammen, welche es den Sonnenstrahlen fast unmöglich machten frei durchzudringen, während aus dem Meer von Dächern die hohen Kirchthürme, zugleich anmuthig und großartig, in die Höhe schossen. Daneben rollte die breite

Seine, grüne Inseln und buntwechselnde Gestade bespühlend. Dann kamen beträchtliche, waldbedeckte Hügel, längs deren Fuß der Strom sich nach dem Oceane durcharbeitete, und, wie eine ungeheure Schlange, sich um die sichtbare Erde zu winden schien. Als ich die Seine von hier aus zum erstenmal sah, senkte sich die Herbstsonne auf ihren dunklern Spiegel, denn ihr Glanz war durch den Einfluß mehrerer kleineren Ströme damals getrübt. Hätte ich zwanzig Jahr früher auf dem Flecke gestanden, würde ohne Zweifel die Landschaft eben so ausgesehn haben, außer daß die Gestalten der Eheleute Suberville gewiß etwas rüstiger und etwas weniger hinfällig geschienen hätten als zu meiner Zeit. — Doch jetzt, geneigter Leser, wieder zwanzig Jahr mit mir zurück, wo wir Herrn und Madame bei ihrem Nachmittagsspaziergange verließen!

Herr Suberville blieb oft Viertelstundenlang stumm, Madame nur sehr selten. Mit dem Kopfschütteln und dem tiefen Seufzer, deren sich meine Leser erinnern werden, war ungefähr -

jener Zeitraum verſtrichen, als ſie ihre rechte Hand auf ſeinen rechten Arm, welcher ihren linken im Gehen trug, legte und fragte: „Woran denkſt Du ſo ernſtlich, mein Lieber?“

An das alte Thema, meine Liebe.

„Was! Einen von den ungezogenen, ekeligen Bengeln von Neffen zu adoptiren?“

Und warum nicht! Du weißt, Margarethe, ich habe es Dir nicht eher vorgeſchlagen, als nachdem ich ſchon Jahre lang gänzlich verzweifelte, daß Du Mutter würdeſt.

„Gut, mein Lieber, aber Ich will nur dann drein willigen, wenn auch ich gänzlich verzweifle.“

Herr Suberville zuckte mit den Achſeln, und die Pauſe, welche daraus entſteht, will ich ſchnell benutzen, etwas von ſeinen Familien-Angelegenheiten zu erzählen. Sein einziger Bruder, nur zwei Jahr jünger als er, war Capitän eines Handelsſchiffes, welches nach America und Weſtindien verkehrte, und hatte ſich nach einem Leben voller Abenteuer in ſeiner Vaterſtadt Rouen niedergelaſſen. Dort heirathete er eine Perſon von niederm Stande, von außerordentlich

gemeinen Sitten und ohne Schönheit, indem er, wie es bei Seeleuten wol geht, von den ersten schönen Worten gefangen wurde. Die Frau des Capitäns bekam Kinder, so schnell sich dies irgend thun ließ, und brachte sogar einmal Zwillinge. Jede neue Niederkunft (besonders aber solche letzterwähnter Art) vermehrte das Mißvergnügen und, ich möchte sagen, den Neid unserer Madame Suberville, die in Knaben und Mädchen nichts anders sehen konnte, als das häßliche Gesicht ihrer Mutter und die gemeinen Sitten ihres Vaters. Herr Suberville, der ältere, konnte sein Auge zwar auch nicht verschließen vor den Eigenheiten, welche seiner Frau vermittelst ihres Vorurtheils so zuwider waren; aber er meinte, daß der Nebel, durch welchen sie sah, die davon eingeschlossenen Gegenstände vergrößere; er hielt deshalb ihre und seine eigenen Einwendungen für übertrieben, und erklärte daher wiederholentlich, eines von seines Bruders Kindern würde er doch einmal allen anderen Kindern beim Adoptiren vorziehen.

Dies Argument war schon ein Tausendmal

nach der erwähnten Pause vorgebracht worden, und Madame Suberville hatte auf ihre beste Weise alle alte Einwendungen vorgebracht, als sie, mehr als gewöhnlich von ihrer Beredsamkeit erhitzt, ihre Rede folgendermaßen schloß:

„Gut, Julius, es verlohnt sich nicht der Rede. Lieber aber möchte ich darein willigen, daß eines Bauern Kind aus jener Hütte adoptirt würde, als eines deiner häßlichen Verwandten."

Margarethe! sagte Herr Suberville, halb ernst, halb scherzend, indem seine Augen fest auf ihr hafteten: Ich glaube wahrhaftig, St. Ursula hat ein Wunder bewirkt.

„Wie so? Was meinst Du, Julius? fragte sie hastig. Hat sich irgend etwas verwandelt."

Nein, nein, meine Gute, erschrick nicht. Ich meine nicht gerade was Du meinst — sondern nur, daß dies das erste Wort auf deinen Lippen seit unserer Heirath ist, was überhaupt von deiner Einwilligung spricht, irgend ein Kind zu adoptiren.

„Und ist das Alles, Herr Suberville? Treibt

man so Scherz mit einer Frau in meiner — in meiner möglichen Lage?“

Ich habe ja nichts böse gemeint, liebe Margarethe, denn ich bin volle funfzehn Jahr lang niemals zufriedener gewesen. Gib mir den Arm, Liebe, und laß uns weiter gehen.

Madame Suberville nahm den ihr dargebotenen Arm sehr mürrisch an, und ihr Mann ging rüstigen Schrittes weiter. Da der Abend so schön war, schlug er vor, den Spaziergang bis zum Gipfel des Berges auszudehnen, und sie willigte ein, da seine sichtbare Freude jedes Ueberbleibsel ihrer üblen Laune verdrängte.

Sie waren in einen der schmalen, vom Bache aufwärtsführenden Wege eingelenkt und näherten sich einem Dorfe, welches in seinem Versteck nur durch die aus den Baumkronen vordringenden Rauchsäulen verrathen wurde, als das Schwatzen einer Gruppe Kinder ihre Blicke plötzlich auf eine Seitenöffnung der Hecke wandte. Madame Suberville, die zunächst stand, hatte kaum den Kopf umgedreht, als sie plötzlich zurückfuhr und ausrief: „Himmel welch ein Ehe-

rub!“ In demſelben Augenblicke rief ihr Mann: „Guter Gott, wie ſchön!“ und das würdige Ehepaar blieb mehrere Minuten ſtehen, auf den Gegenſtand ihrer Verwunderung hinblickend, ohne einen Laut zu äußern.

Brauche ich erſt zu ſagen, daß es ein Kind war, welches ſie ſo in Erſtaunen ſetzte? Auch iſt es klar, daß, da ihnen Eines aus der Gruppe ſo beſonders auffiel, die übrigen einen Contraſt dagegen bilden mußten. Der Wahrheit nach war Madame Suberville's „Cherub“ ein kleines Mädchen von ungefähr zwei Jahren von ungewöhnlicher Schönheit, feinem Teint, goldenem Haar, blauen Augen und lieblichem Weſen, und unterſchied ſich von den anderen auch durch einen beſonderen Anzug. Dieſe, ein Knabe und zwei Mädchen, waren alle in dem gewöhnlichen groben, blaugrauen Parchent gekleidet und trugen, wie alle Bauernkinder, Holzſchuhe; aber dieſes jüngſte Kind war weiß von Kopf zu Fuß, was, wie befleckt es auch ſeyn mochte, ſeiner Erſcheinung einen ganz beſonderen Glanz und ſeiner

kleinen Person ein vornehmeres Wesen verlieh. Freilich war der Stoff seines Polröckchens ebenfalls nur vom grobesten Kattun, seine Schuhe aus weißem Fries und die ganze Figur war so mit Erde und Schmuz, in welchem sich die kleine Gesellschaft herum getummelt hatte, bedeckt, daß es den Gegensatz der noch braunern und schwärzern Spielkammeraden bedurfte, um das kleine weiße Ding besonders nett zu finden. Madame Suberville's ganze Aufmerksamkeit war auf das schöne Gesicht des Kindes gerichtet und das Auge ihres Ehemanns entdeckte auf den ersten Blick, daß es ein Kind sey, welches nach einem religiösen Herkommen Vouë au blanc, das heißt — der Jungfrau gewidmet war.

Während sie noch dastanden, hielten die Kinder im Spiel inne, und die Mutter der Familie zeigte sich in der Thür; sie war offenbar aus der Bretagne, nach ihren violetfarbigen Schleifen an dem Oberrock mit weißem Leibchen, der langen Flügelhaube, der schwarzen Schürze und den rothen Strümpfen zu schließen.

Es lag etwas Wohlwollendes in ihrem We-
n, welches, unbeſchadet der ehrenwerthen Aus-
ahmen, nicht der allgemeine Ausdruck der Phy-
ognomien in der ſtreitſüchtigen Normandie iſt.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen aus
Madame Suberville's Munde über die Schön-
eit ihrer Kinder, beſonders des jüngſten, zog
Herr Suberville die Nachricht von der Bäue-
in ein, daß ſie erſt ſeit einer Woche hier wohne,
ndem ſie und ihr Mann vor ihren böſen Nach-
arn die Bretagne hätten verlaſſen müſſen, weil
e ihr Mitleid gegen die unglücklichen Reſte der
Vendee-Royaliſten nicht hatte verbergen können.

Auf die Frage, weshalb die eine Kleine der
ungfrau gewidmet worden, erzählte ſie ihnen
twas, das zugleich romanhaft und wie ein
Gemeinplatz klang, doch aber ſich ganz nach der
Wahrheit verhielt und zu jener Zeit in Frank-
eich nicht ſelten zutrug. Die kleine Leonie war
icht die Tochter der ehrlichen Bäuerin, ſondern
ehörte einer Mutter, welche, als die Royali-
iſchen Armeen zerſtreut wurden, in Frau
Bignons Hütte eine Zuflucht gefunden hatte.

Diese unglückliche Mutter war gänzlich unbekannt, aber gewiß eine Person von Rang und Bildung, wie aus vielen Umständen in Madame Bignons Erzählung hervorging. Lange Leiden, Erschöpfung und geistige Aufregung führten sie ins Grab, wenige Tage nachdem sie in der traurigsten Verborgenheit und der noch traurigern Hülfleistung der Bauern das Kind zur Welt gebracht; aber noch mit dem letzten Athemzuge hat sie sich zweierlei von der gutmüthigen Frau, die sie beherbergt, aus. Erstens, daß sie ihr Kind als ihr eigenes einschreiben lasse, denn Frau Bignon war auf dem Punct niederzukommen, — weshalb auch diese unglückliche Frau gerade bei ihr, vor allen Anderen im Districte, die ihr Anerbietungen gemacht, ihre Zuflucht gesucht habe. Zweitens, daß das Kind funfzehn Jahre lang der Jungfrau solle gewidmet bleiben. Die würdige Frau versprach beides zu erfüllen, und die arme Mutter starb, mit ihren sterbenden Lippen dem Himmel dankend, daß sie einen Schutz für ihr Kind gefunden und die Welt mit dem unentdeckten Geheimniß ihres wahren Namens und Standes verlasse.

Hier muß ich meine Leſer in voraus warnen, daß ſie nicht auf myſteriöſen Zuſammenhang und dergleichen Enträthſelung hoffen, denn bis auf dieſen Augenblick habe ich nichts in Erfahrung gebracht, was dieſes Geheimniß enthüllen könnte, auch iſt gar keine Ausſicht vorhanden, daß es je an's Tageslicht kommen werde. Das Mädchen ward, als Kind der Frau Bignon, in die Regiſter eingetragen, zugleich mit einem, welches ſie wenige Tage nach dem Tode der Fremden ſelbſt gebar. Getreu dem Verſprechen, kleidete ſie bis zu dem Tage, wo die Subervilleſchen Eheleute ihr begegneten, die kleine Leonie in weiß, was ſie ſelbſt, als temporär aller religiöſer Cultus in Frankreich aufhörte, ohne beſondere Aufmerkſamkeit zu erregen, durchſetzte.

Herr Subervile bemerkte mit großem Vergnügen nicht allein die ungewöhnliche Güte in dem Benehmen ſeiner Frau, ſondern auch die lächelnde Gelehrigkeit, mit welcher das Kind die Beweiſe ihrer Zuneigung aufnahm. Er äußerte indeſſen dieſes Vergnügen nicht, entſchloſſen, den Dingen ihren eigenen Lauf zu laſſen. Madame

that viele Fragen an die Frau über das Alter des Kindes und seine Neigungen. Das arme Weib weinte, als sie des Todes der wahren Mutter erwähnte, und Herr und Madame Suberville fühlten auch ihre Augen voll Thränen, als Leonie, sich aus den Armen der Letztern losreissend, fortlief und ihr Gesichtchen, voll Unschuld emporhielt, um Mama's Thränen abzuküssen. Ein halb dutzend Mal nannte sie diesen sanften und theuren Namen, und als sie das Gesicht der guten Frau bei den Küssen wieder erhellt sah, so versteckte sie ihr Köpfchen an dem Busen, den sie umschloß, halb voll kindlicher Freude und Verschämtheit über die Bewegung und die Aufmerksamkeit, welche ihre kleine Person erregt hatte.

„O Julius, Julius!" rief Madame Suberville, ihre Augen trocknend und mit einer ihrem sonstigen Tone ungewöhnlichen Stimme. „Wenn wir ein solches Kind hätten!"

Oder dieses! sagte der Ehemann.

In dem Augenblicke wandte sich das kleine Mädchen, sich von ihrer Verschämtheit erholend, um, und lächelte ihnen ins Gesicht, als Madame

Suberville plötzlich aufſchrak und ausrief: „Komm fort, komm fort Julius! Ich kann es hier nicht länger aushalten.“

Einen ganzen Monat lang nach dieſem erſten Beſuche, dauerte ein neuer Verkehr mit dem Dorfe und ein pantomimiſches Gedankenſpiel zwiſchen Madame Suberville's Wünſchen und Hoffnungen auf der einen, und der Beſorgniß und Vorſicht ihres Mannes auf der andern Seite. Ihre Gefühle in Betreff der Kinder ſchienen eine völlige Veränderung erlitten zu haben, denn ihr herbes Weſen, welches ihrer natürlichen Gutmüthigkeit ſo oft Eintrag that, wenn ſie die gegenſeitige Glückſeligkeit zwiſchen Eltern und Kindern beobachtete, war gänzlich verſchwunden. Die Ahnung eines übernatürlichen Einfluſſes überkam ſie ohne Unterlaß, und ſie fing an zu denken, daß ein beſonders prophetiſcher Ton in dem Munde ihres Mannes gelegen, als er ausrief: „Sanct Urſula hat ein Wunder bewirkt!“ Ihr ganzer Sinn war mit dem Bilde der kleinen Lennie erfüllt, und ſie war nur zufrieden, wenn dieſe bei ihr war. Sie

mochte sich selbst nicht gern den Wunsch: das Kind zu adoptiren, gestehen, und bekämpfte den Gedanken mit allen Gründen der Möglichkeit, noch einmal Mutter zu werden. Dennoch hatte diese Vorstellung einen tödtlichen Schlag durch ihre neu erzeugte Liebe erhalten. Noch existirte sie zwar in ihrem Gehirn, wurde aber täglich schwächer, und das einzige Mittel, sie vor dem gänzlichen Sterben zu bewahren, würde eine Art Opposition von Seiten ihres Mannes gewesen seyn, — aber dieser konnte sie nicht begegnen.

Sehr weislich hatte derselbe beschlossen, die Sache gehn zu lassen wie sie ginge, und mehr den Anschein zu gewinnen, als willige er ein, als ob er selbst antriebe; und er hatte bei sich gelobt: würde die Adoption auch noch so sehr verzögert, der Vorschlag solle von Madame ausgehn.

Er zeigte sich männlich fest gegen die tausend Versuche seiner Frau, ihm das erste Geständniß des Wunsches zu entlocken, der ihr auf der Zungenspitze zu schweben schien und jeden Augenblick verlangte ausgesprochen zu werden.

Sie machte unzählige Versuche ihn in die Schlinge zu locken, indem sie einen regelmäßigen Hinterhalt legte, in Unterhaltung ihn dahin führen wollte, dann durch plötzliches Ueberspringen von anderen Gegenständen, um ihn sich verschnappen zu lassen, — aber alles umsonst. So ging es drei bis vier Wochen, bis endlich Madame Suberville, überzeugt, daß sie zu keiner fingirten Zustimmung in den Wunsch ihres Herrn und Meisters je gelangen werde, sich entschloß, die Sache selbst so vorzuschlagen, als sey es gegen ihre Neigung und nur aus großmüthigem Verlangen, ihm zu gefallen. Herr Suberville wußte Alles, was in ihrem Gemüthe vorging, und auch sie mußte seine gezwungene Zurückhaltung entdecken; Beide aber spielten ihre einmal angefangene Rolle fort, getreu jener lächerlichen, aber nur zu häufig vorkommenden Gewohnheit, daß Jeder den Anschein behalten will, als täusche er den Andern, obgleich Jeder weiß, daß der Andere ihm in die Karten sieht.

Um mit kurzen Worten zum Ende zu kommen: Madame Suberville schlug ihrem Ehe-

mann vor, Leonie zu adoptiren, und Herr Suberville schloß als Antwort sie in seine Arme, so herzlich wie sie sich dessen lange nicht erinnerte. Frau Vignon, die Bäuerin, und ihr Mann willigten nach einigem Widerstreben ein, ihnen das Kind zu überlassen; das Kind vertauschte Wohnung und Eltern mit unbewußtem Lächeln; ihr Taufschein wurde beschafft, ihre Adoption gesetzmäßig einregistrirt, und schließlich ward sie in ein niedliches Kabinet, dicht am Schlafzimmer des guten Ehepaars, einquartirt und der besondern Sorgfalt der Aimée Lestocq anvertraut, eines treuen Dienstmädchens, welche Madame Suberville's Vertraute gewesen, seit ihrem Hochzeitstage bis zu dem Morgen, wo sie sich gedrungen sah ein fremdes Kind anzunehmen.

Wie alle Veränderungen in Familienangelegenheiten, verursachte auch diese merkwürdige Angelegenheit den Einen ebensoviel Verdruß und getäuschte Erwartung, als sie den Anderen Freude machte. Daß der Capitain Flüche und Verwünschungen ausstieß, daß seine Frau vom Schwindel übernommen wurde, stand zu

erwarten; aber dies war nichts gegen die nervöse Aufregung des Doctor Glautte, der ganz als zu Herrn Suberville's Familie gehörig betrachtet werden konnte, und ſo gut wie die nahen Verwandten ſeine begründeten Sorgen hatte. Dieſer gelehrte Arzt war zwanzig Jahre lang der beſtändige Gefährte ſeines alten Schulkameraden geweſen; er war Beichtvater und Hausrath, Geſellſchafter beim Mittagstiſch und gab und nahm alle Pillen ein. Wenn ich Geſellſchafter ſage, ſo verſtehe ich darunter, daß er täglich ſeinen Stuhl, Meſſer und Gabel am Tiſche fand, und nenne ich ihn Hausrath und Beichtvater, ſo will ich darunter verſtanden wiſſen, daß er alle Einbildungen der ſchwachen kränkelnden Frau anhörte und ihr Recepte verſchrieb. In der That war Doctor Glautte weder der Geſellſchaft des Herrn, noch des Vertrauens ſeiner Frau würdig. Er war gewiß der bornirteſte Kopf, auf dem je ein Doctorhut geſeſſen. Ebenſo ungeſchickt von Perſon als von Geiſt, hätte er am beſten mit einem angeſchwollenen Blutigel verglichen werden können, der noch am

Wohlſtande ſeines magern und kleinen Freundes — denn das war Herr Suberville — ſaugte. Das einzige, wodurch er ſich einem denkenden Weſen verwandt zeigte, war, daß er die damals gäng' und gebe Lehre vom Materialismus auf den deutlich erklärten Grund annahm, daß ſeine Ueberzeugung aus dem Studium ſeiner eigenen Perſon entſtehe. Demungeachtet hatte er einen großen Einfluß auf Herrn und Madame Suberville erworben, was auffallend erſchiene, müßten wir nicht leider die traurige Wahrheit einräumen, daß die Menſchen mehr die Sklaven der Gewohnheit als die Herren eines richtigen Gefühls ſind. So war Doctor Blaute Herrn Suberville eben ſo nöthig geworden als ſtummer Zuhörer, wenn ſie bei Tiſche ſaßen, als ſeine Ehegattin ſein Pulsfühlen, Aderlaſſen und ſeine gehorſame Aufmerkſamkeit beim Vortrage ihrer eingebildeten Leiden nicht entbehren konnte.

Als er durch Aimée von der Adoption erfuhr, fühlte er ſich wie vom Blitz getroffen. Er hatte eine innere Ahnung von ſeiner Beſchränktheit, und als er die Munterkeit und das Leben ſeiner

kindlichen Nebenbuhlerin gewahr ward, fühlte er, wie Othello, daß es „mit seinem Geschäft aus sey", und er war, um mit ihm selbst zu reden, „jolimont flambé!" Weiter that die ganze Fleischmasse nichts, als daß sie die Augenlieder weit aufsperrte, und die Augen furchtsam herausblicken ließ. Aimée, die das nie an ihm bemerkt, war ordentlich erschrocken, als er auf sie hinblickte, und ohne eigentlich zu wissen was sie that, hielt sie die eben neu angekleidete Leonie ihm dicht vor's Gesicht, ihn aus seiner Starrsucht zu erwecken. Beim Anblick des kleinen lächelnden Wesens rollten seine Augen in ihren Höhlen zurück, und er schauderte noch einmal vor Schreck über seine Lage. Denn plötzlich überkam ihn die Gewißheit, daß er mit einemmale zu einer leeren Zahl geworden in der Rechnung, die seine quondam Patientin und Gönnerin mit ihm führte. Er machte gute Miene zu bösem Spiele, und entschloß sich, dem Ehemann jetzt die bisher seiner Frau so reichlich bewiesene Aufmerksamkeit noch zu verdoppeln. So setzte er sich dann zu Tische, dumm und verdros-

ſen wie immer, aber mit dem ſchnell gefaßten Entſchluß, der ganz wider ſeine Trägheit im Allgemeinen ſtritt, ein beſtändiger Dorn in dem Roſenbette zu werden, welches für das kleine Weſen beſtimmt war, das ſo unſchuldig und unbewußt ihn verdrängt hatte.

Zweites Kapitel.

Es bedarf keiner beſondern Einbildungskraft von Seiten meiner Leſer, um ſich alle die Fortſchritte auszumahlen, welche unſere kleine Heldin in zwölf Monaten gemacht hatte. Große Sorgfalt ihrer neuen Eltern, unermüdliche von Seiten Aimée Leſtocq's mit aller Ordnung und Reinlichkeit, gaben ihr ein bezauberndes Aeußere, während ſie allmählig jede Spur von Gemeinheit verlor und, in Vergleich zu ihren früheren Schweſtern, die indeſſen immer noch ihre Spielgenoſſen und Freundinnen blieben, zu einem echten Fräulein ſich herausbildete. Herrn und Madame Suberville hatte ſie indeſſen ſchon Papa und

Mama nennen gelernt, und die jungen Bignons redeten, indem ſie die Sache, wie man ſie ihnen vorgeſtellt, hinnahmen, von ihr nicht anders als von Leonie Suberville. Selbſt beim Capitän und ſeiner Frau gewann endlich die Klugheit über ihren erſten Ingrimm die Oberhand, und ſie befahlen, in den förmlichen und ſeltenen Beſuchen bei ihren Verwandten, ihren eigenen Kindern, den kleinen Schützling, mit dem zarten Namen einer Couſine zu benennen. So ging Alles ſachte ſeinen Weg, nur nicht im Umgange mit Doctor Blautte. Dieſer war natürlich ſehr eng, denn Madame Suberville's alte Neigung, ſich und ihre Familie immer in den Händen des Arztes zu wiſſen, war jetzt auch auf ihr Kind ausgedehnt.

Manche Ausbrüche ſeines Zornes, wenn Leonie in der geringſten Vertraulichkeit ſich ihm näherte, z. B. wenn ſie ſeinen Bambusſtock mit goldenem Knopfe zu ihrem Pferde machte, oder mit ſeinem einen langen Ohrringe, der Hauptzierde ſeiner Perſon, ſpielte, machten den Doctor zu einem Gegenſtande des beſtändigen Schreks,

kens für das Kind, und nährten zugleich Verdacht und unbeschreibliche Abneigung gegen ihn bei ihrer treuen Wärterin. So wurde es bei Dieser zur Regel, Alles, was der Doctor der kleinen Leonie verschrieb, zum Fenster hinauszugießen, und da ihre Herrin ihr jedesmal die Zubereitung der Getränke überließ, konnte sie immer etwas Unschuldiges an die Stelle des gelehrten Mischmasch setzen, indem sie auf diese Weise das Kind vor allem Schaden bewahrte, den der Genuß der Medicamente (auch wenn der Doctor es ehrlich gemeint) in zu früher Jugend dem Körper bereitet. Dem Arzte dagegen wurde die Ehre zugeschrieben, daß Leonie am ersten Dienstag vor Aschermittwoch, nach ihrem dritten Geburtstage, eines der gesundesten und lieblichsten Kinder war, die man je gesehen.

Jedermann weiß, welche wichtige Epoche der Mardi-gras unter den jährlichen Vergnügungen in Frankreich bildet. Es ist der letzte Tag der Carnevalsfeierlichkeiten, und mit dem nächsten beginnen die traurigen bis Ostern dauernden Fasten. Die Leute glauben, dies sey das Fest, wo

ſie vor allem fröhlich ſein müßten, da es der letzte ſtreitige Boden iſt zwiſchen dem Lande der Luſt und der Buße. Das Hauptvergnügen dieſes Feſttages beſtehet in der Proceſſion des Boeuf gras. Die Beſchreibung eines ſo allbekannten Gegenſtandes würde hier unnütz ſeyn, wenn ich nur für die Mehrheit der Reiſenden ſchriebe, die ihm in Paris oder anderen großen Städten beigewohnt haben. Aber ſelbſt dieſe ahnen nicht, wie viel größer das Vergnügen bei dieſem Feſt in kleineren abgeſchloſſenen Cirkeln, wie dem der Commune der Drei-Dörfer iſt, und außerdem mögen manche meiner Engliſchen Landsleute, welche nicht auf Reiſen gehen, in ihrem Leben nichts von der genannten Feſtlichkeit vernommen haben, ſo daß ein zu ihnen verſchlagenes Exemplar meines Buches ihnen zuerſt davon Nachricht gibt.

Der Boeuf gras iſt im buchſtäblichen Sinne der fetteſte Ochs in der Stadt. Die Ehre, den dickſten aufweiſen zu können, verleitet die Schlächterambition zu lächerlichen Anſtrengungen, und ich ſah Ochſen, welche auf dieſe Art zu unförm-

licher Stärke im Stalle aufgefüttert waren. Am Morgen des Festtages wird das gewichtige Thier mit einem Pomp, der sich nach dem Reichthum des Kirchspiels richtet, ausgeschmückt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Scharlachdecken und Drapperien des Thieres in der Gemeine zu den Drei-Ähren so reich gewesen sind als die in größeren Städten des Landes, aber ganz gewiß dufteten die Blumenkränze eben so gut als irgend welche in ganz Frankreich gepflückt und gewunden worden, um zuerst die Hörner des Opferthieres zu schmücken und dann von seinem Blute benetzt zu werden. Was aber das Ganze krönt, da möchte man vergeblich nach einem ähnlichen Schmuck in der Welt suchen. Dies ist seit undenklichen Zeiten das hübscheste Kind aus dem Kirchsprengel. Sitzend auf einer Tragbahre und unter einem freien Dach von Blumen und Bändern, paradirt es auf dem Rücken des Boeuf gras, als Symbol der unschuldigen Schönheit, die triumphirend reitet auf den groben und thierischen Vergnügungen der Menge. Ein Chor Musikanten zieht dieser kleinen Gottheit des Fe-

ſtes voraus, die auf allen Seiten das Geleit von den Geſellen und Burſchen der Schlächter erhält, welche ſämmtlich zu Pferde in dem phantaſtiſchſten Coſtüme mit Federmützen, beſetzten Jacken und ſilbernen Schärpen erſcheinen. Einige mit wehenden Fähnlein von verſchiedenen Farben, die Anderen mit Schwertern, Lanzen, Streitärten, die ſich zwar für alle Glieder eines blutigen Handwerks eignen, aber, von ihnen geführt, dem brutalſten von allen Gewerken einen verfeinerten Anſtrich leihen. Haufen Volkes in ihren Staatskleidern und Sonntagsminen folgen hinterher. Sie wehen mit den Tüchern, tanzen und ſingen, und Ausrufungen der Verwunderung über den ungeheuren Ochſen, und die Reize ſeiner kleinen Bürde erfüllen die Luft. Bei dem Feſte, von welchem ich erzähle, bin ich ſicher, daß die Schönheit über den Schmerbauch die Palme davon trug, und daß das unglückliche Thier, in ſeiner geſetzlichen Halbpart der Bewunderung, durch das engliſche Weſen auf ſeinen Schultern verkürzt wurde. Ich hoffe von Herzen, daß keiner meiner Leſer zweifeln wird,

wer dies war; doch um allem möglichen Zweifel, der den Faden dieser Erzählung unterbrechen könnte, vorzubeugen, nenne ich den Namen Leonie Suberville, welche, durch eine große Herablassung ihres Vaters, heute zur Rolle des Cupido hergegeben war.

Herr Suberville hatte gerade zu der Zeit das Amt eines Maire in dieser Gemeine. Ich habe bisher vermieden, seine politische Meinungen zu erwähnen, aus dem einfachen Grunde, weil sie gar nichts mit unserer Geschichte zu thun haben. Aus dem Posten, den er einnahm, mag man aber leicht schließen, daß er kein Feind der republikanischen Regierungsform war, welche zu jener Zeit seinem Vaterlande einen so bedeutenden Rang in Europa verschafft hatte. Eben so wenig habe ich mich dabei aufgehalten, von seinen Erfolgen im Geschäftsverkehr zu erzählen. Er war ein wohlhabender Manufacturherr, und darauf deutete auch ein unerwarteter Besuch, den er am heutigen Tage aus einer für gewöhnliche Besuche etwas entlegenen Gegend erhielt. Es war dies Master Joseph Mow-

bray, ein Kaufmann aus Philadelphia in Amerika, der seit mehreren Jahren reiche Schiffsladungen mit Baumwolle an seinen Correspondenten und Kunden, Monsieur Jules Suberville, gesandt. Er hatte mit seinem Bruder, dem Capitän, der oft Ueberbringer jener Schiffsladungen gewesen, einigen Verkehr gehabt, und da ihn andere Handelsgeschäfte nach Frankreich geführt, hatte er sich entschlossen, Herrn Suberville's persönliche Bekanntschaft zu machen. Begleitet vom Capitän, den er aus Rouen abgeholt, kam er gerade zu dieser festlichen Gelegenheit, und konnte nun seinen Bekannten in seiner ganzen Wohlhabenheit, seinem Ansehn und Glück, das er Alles so ganz zu verdienen schien, erblicken. Als Herr Mowbray mit seinem Gesellschafter das erste der Drei-Dörfer erreichte, bewegte sich die Procession langsam gegen das Wohnhaus des Maire. Sie folgten ihr, und der Capitän zeigte dem Handelsmann seinen Bruder, wie er in aller obrigkeitlichen Gravität vor der Thüre stand, und doch, trotz der Gravität, das Gefühl herzlicher Lust nicht verleug-

nen konnte. Amtswürde und väterlicher Stolz ſtanden ihm zuſammen ſo gut, als die kleine Leonie von ihrem Throne herab „Papa! Papa!“ ausrief, und Herr Suberville die Arme öffnete und ſie ans Herz drückte, wo ſie ganz unumſchränkt zu herrſchen ſchien. Der Capitän ſtellte mit wenigen Worten dem Maire den Fremden vor. Der Letztere ſprach das Franzöſiſche ziemlich geläufig und nahm gern die Einladung zu dem frühen Mittagsmahl an, welches eben ſervirt werden ſollte; da er aber denſelben Abend noch nach Dieppe mußte, ſah er ſich genöthigt, auch die dringendſten Einladungen, ſeinen Beſuch zu verlängern, abzulehnen.

Als der Boeuf gras abgeführt worden und die Proceſſion ihr Ende erreicht hatte, richtete Herr Mowbray einen Augenblick ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Leonie, und äußerte zu ſeinem Wirthe, er hielte ſie für das lieblichſte Weſen, das er je geſehen.

Dank ſey es ihrer guten Conſtitution, ſie iſt blühend und geſund, erwiederte der Maire.

„Ei, und noch viel größeren Dank der Ge-

ſchicklichkeit und Aufmerkſamkeit ihres Doctors hier," ſprach Madame Suberville, auf Glautte zeigend, der dicht neben ihr ſtand.

Maſter Mowbray verbeugte ſich leicht gegen den Doctor, der den Gruß auf ſeine gewöhnliche Weiſe erwiederte, indem er den Hut abnahm, und den Kopf eine Weile auf der linken Schulter ruhen ließ, um ſo den gewichtigen Ohrring zu zeigen, der auf der andern Seite hing.

„Sie haben Grund ſtolz zu ſeyn auf Ihr gutes Werk, Sir," ſagte Maſter Mowbray, „wenn Sie die ſchöne Blüthe auf dieſen köſtlichen kleinen Wangen von Wachs hervorgebracht haben."

Sie ſchmeicheln, mein Herr, ſagte Glautte grinſend: das Kind iſt gerade erhitzt, vielleicht ein Anflug von Fieber.

„Nichts davon!" rief Aimée Leſtocq mit Heftigkeit aus, „das Kind hat keine Spur von Fieber in ſeinem reinen Blute; das iſt aber immer die Luſt des Herrn Doctor, ſie krank zu machen."

Eine Purpurröthe goß ſich über die Wan-

gen des Doctors aus, was oft vorfiel, wenn ihn Alexis auf diese Weise mit Vorwürfen überschüttete. Master Mowbray merkte nicht darauf, sondern äußerte, zu Herrn Suberville gewandt: „Sie haben wahrhaftig eine schöne Tochter. Könnte man Philadelphia nach Rouen bringen, oder Leonie nach Philadelphia mitnehmen, möchte ich fast den Wunsch aussprechen, daß sie einstmals die Frau meines einzigen Sohnes Eduard werde.“

Das ist ein fern aussehender Wunsch, — sagte Herr Suberville lächelnd. — Wie alt ist ihr Sohn?

„Gerade fünf Jahr.“

Stimmte Alles so gut wie ihr Alter, wäre das Ding nicht unmöglich, — erwiederte Herr Suberville, und die Unterhaltung hatte hier ein Ende.

Der Tag verstrich schnell. Master Mowbray nahm, nachdem er einige Geschäfte mit seinem Wirthe abgemacht, Abschied, und ritt aus dem Dorfe, entzückt über dessen freundlich wohlhabendes Ansehen, und mit hohen Vorstellungen von Herrn Suberville's Rechtlichkeit, Verstand und Glücksumständen.

Drittes Kapitel.

Der Zwischenraum vom vorletzten zum letzten Kapitel umfaßte volle zwölf Monate; der von jenem Moment, wo das letzte plötzlich abbrach, bis zur Eröffnung des gegenwärtigen, umschließt nicht weniger als zwölf Jahre. Das heißt in Sätzen und Sprüngen über die Zeit forteilen, — macht es aber die Zeit selbst anders?

Wir müssen unsere Augen vor der Einförmigkeit der häuslichen Ereignisse zwölf lange Jahre schließen, zufrieden, hie und da einen flüchtigen Blick auf Ereignisse zu werfen, die vor uns, wie die Schattengestalten eines Traumes, vorübergehen. Wir müssen, ohne uns selbst von den Flügeln der Zeit berührt zu fühlen, uns schweigend ihren energischen und geräuschlosen Einfluß auf die schon vorgeführten Personen des Drama's denken: — die allmählig deutlicher gewordene Hinfälligkeit in Herrn Subervile's schmächtiger Gestalt, — die zunehmende Fülle in der noch immer stattlichen Figur seiner

Frau, — den Zuwachs der gedunſenen Fleiſchmaſſe unſers Doctors, — Anmuth, Ebenmaß und Lieblichkeit der jetzt wirklich ſchönen Leonie. Freilich hatte auch der Tod ſo gut als ſeine ältere Schweſter, die Zeit, ihre knöchernen Finger auf den kleinen Cirkel unſerer Bekannten gelegt. Der Capitän war nicht mehr; Madame Bignon, die Amme unſerer Heldin, war Wittwe geworden, und der ehrlichen, liebevollen Aimée Leſtocq war von dem ſüßen Mädchen, die nicht aufhören konnte, ihrer zu gedenken und ſie zu lieben, ſchon mancher Kranz auf ihr Grab gelegt und manche Thräne gefloſſen. Ihr Verluſt war nicht zu erſetzen, doch vertrat, ſo gut es irgend ging, Liſette, die älteſte von Madame Bignons Töchtern und Leonie's Milchſchweſter, ihre Stelle.

Herr Suberville war von Jahr zu Jahr reicher geworden, ſeine Geſundheit hatte ſich erhalten, wie auch Doctor Glautte durch Tränke, Pillen und Pulver bei leichten Unpäßlichkeiten ernſtlich darauf Angriffe zu machen verſucht, denn trotz aller Anmahnungen, und wiewohl Madame ſelbſt ſie zubereitete, hatte doch der

feste Mann sie insgesammt zurückgewiesen. Seine Frau, die von Natur eine unverwüstliche Gesundheit besaß, hatte lange allen Angriffen von Seiten der Arkane des Doctors und ihrer eigenen Bereitwilligkeit sie jederzeit anzuwenden, widerstanden. Ihre Constitution kämpfte männlich, aber für die Dauer vermochte sie solchen Anfechtungen nicht zu widerstehen. Nicht gerade daß sie schwach wurde, aber die Wangen entfärbten sich etwas, der kurze Athem trat ein, und Ringel zeigten sich unter den Augen; der Appetit verlor sich dann und wann, nach seiner Befriedigung aber überkam sie Mattigkeit, was in früheren Zeiten ganz anders gewesen war.

Doctor Glautte wurde, wie schon oben angedeutet, immer steifer und aufgedunsener, ein wenig kurzathmig, noch etwas verdrossener, und, wenn hier eine Steigerung möglich, noch dümmer, indem seine schon so beschränkten Fähigkeiten mit jedem Tage einen festern Typus annahmen, bis es allen Anschein einer moralischen Verknöcherung gewann. Dessen ungeachtet hatte er einen bestimmten Instinct, der ihn nie verließ.

Dieſer hieß ihn, ſich allen Umſtänden zu fügen, wie dieſe ſich auch entwickeln mochten. Uebrigens ſchien dieſe Geſchicklichkeit, deren er ſich vollkommen bewußt war, nicht im geringſten mit ſeiner Lieblingstheorie, vom Materialismus, zu ſtreiten, denn er fühlte ſelbſt ſehr wohl, daß es ein Inſtinct war, und pflegte in ſeiner proſaiſchen Weiſe zu Herrn Suberville zu ſagen: „er würde ihn auch auf angemeſſene Weiſe dargethan haben, wäre er allein das geweſen, wofür man den Menſchen ausgibt, nämlich ein Thier auf allen Vieren mit einem langen Schweif und keiner Vernunft.“ Herr Suberville hielt dafür, daß die letzte Clauſel gerade kein Hinderniß bei ihm abgeben dürfe. Indeſſen war er zu gutmüthig, es den Doctor empfinden zu laſſen. Aus langer Bekanntſchaft hielt er ihn für einen vollendeten Eſel, aber für einen harmloſen. Es war ihm zur andern Gewohnheit geworden, auf Blaudie's einförmige Redefloskeln zu hören, ohne darauf Achtung zu geben; ja er empfand ſogar, wenn er Nachmittags ſeinen Gedanken über Geſchäfte oder Leonie's Zukunft freien Lauf

ließ, ein Bedürfniß nach des Doctors näſelnden Tönen.

Herrn Suberville's Einſicht und Rechtlichkeit bei Führung ſeines Amtes, erhielten ihn fortdauernd in demſelben. Um dem Doctor zu den mancherlei Freundlichkeiten, mit denen er ihn ſchon überhäuft, noch eine Dienſtleiſtung hinzuzufügen, hatte er ihn, ſeit ſeiner erſten Einſezzung, zu ſeinem Maireadjuncten ernannt. Nie aber gab es eine echtere Sinecure als dieſe denn Herrn Suberville's geiſtige Thätigkeit ließ ihn, bei ſeinem brennenden Pflichteifer, auch das Geringfügigſte ſelbſt beſorgen und ausführen, und außerdem hatte er einen Schreiber, einen ſcharfen, gewitzigten Burſchen, deſſen langer Dienſt ihn für die kleineren Bureaugeſchäfte unſchätzbar machte. Glautte empfing daher eigentlich ſein Salarium für nichts, er gab ſich die Miene eines Geſchäftsmannes, ohne jemals den Fuß in die Mairie zu ſetzen, außer etwa beim Verhör über unbedeutende Streitigkeiten, wo er es ſich zur Gewiſſensſache machte, während des ganzen Prozeſſes zu ſchlafen, damit er, von keinen Zweifeln

beängſtigt, jedem von ſeinem Vorgeſetzten ausgeſprochenen Urtheile beiſtimmen könne.

Der eben genannte Schreiber war ein Schurke ohne alle Grundſätze, mit Namen François Fauſſecopie. In ſeinem begebenheitreichen, aber nicht ehrenvollen Lebenslaufe hatte er ſich bei großer Thätigkeit, immer mit Schande bedeckt, war aber immer noch durch ungemeine Schlauheit dem Verderben entgangen. Während der Schreckens-Regierung hatte er mitgewirkt, und war auch den ſpäteren Machthabern ſo nützlich geweſen, daß ſie ihm den untergeordneten Poſten bei Herrn Suberville zutheilten, der vergebens gegen ſeine Ernennung proteſtiren mochte. Indeſſen gab er dafür ſorgſam auf ſeinen Schreiber Acht, und übte dabei eine ſo heilſame Strenge über ihn aus, daß Fauſſecopie mehrere Jahre hindurch, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Erpreſſungen für Päſſe und Certificate, aus Zwang, ein ehrlicher Mann geweſen war.

Da Runzeln und Aberglaube, beide mit den Jahren, zunehmen, iſt es auch nichts beſonders Merkwürdiges, daß Madame Suberville's Ver-

trauen auf den Schutz der heiligen Urſula mit den Jahren zunahm, obgleich die beſondere Art, wie die Heilige ihn darthun konnte, ſich geändert hatte. Madame Suberville's Gebete betrafen nunmehr lediglich Leonie's Glück, die jetzt im vollſten Beſitze aller der Zärtlichkeit ſich befand, welche die ehrliche Seele von früh an für ihre eigene, ſo ſchmerzlich und lange erſehnte Nachkommenſchaft aufgeſpart hatte. Alle Schönheit und Liebenswürdigkeit ihres Schützlings ſchrieb ſie der unſichtbaren Sorgfalt der Heiligen zu, und Leonie's beſtändiger weißer Anzug warf ſolch' einen Schein himmliſcher Sanftmuth um ſie, daß ſie der guten Madame Suberville zuweilen wie etwas Ueberirdiſches vorkam.

Der ſeltſame Anzug verbreitete allerdings eine eigene Anmuth über die ſchöne Geſtalt, auch war ſein Einfluß auf Leonie's Gemüthsart nicht zu verkennen. Regelmäßig verrichtete ſie ihren Gottesdienſt mit Madame Suberville, und wiewol ihr geſunder Verſtand ſie vor der Anſteckung und vor der Schwäche ihrer Wohlthäterin bewahrte, blieb ſie doch nicht frei von einem

enthuſiaſtiſchen Anflug, der auf ihren ſchon romantiſch geſtimmten Sinn bedeutend einwirkte. Sobald ſie fähig war es zu faſſen, hatte man ſie mit den außerordentlichen Ergebniſſen ihrer Lebensgeſchichte bekannt gemacht. Ihre gute Pflegerin, Aimée, hatte ſich oft mit ihr davon unterhalten; und tauſendmal hatte ſie von Frau Bignon alle kleine Umſtände über die Erſcheinung ihrer Mutter, ihre Geſpräche und ihren Tod gehört. Sie hatte einige Novellen und poetiſche Schriften geleſen, und brütete über den Zuſammenhang, bis ihr junger und heftiger Geiſt zu Zeiten zu fühlen ſchien, daß ſie für etwas Beſſeres beſtimmt ſey, als den gewöhnlichen Lauf eines alltäglichen Lebens. Dieſe Gefühle zuſammen, mit einem hohen Grade von Verſchämtheit, ließen ſie vor den Blicken zurückſchrecken, die ihr jedesmal folgten, wenn ſie aus dem Hauſe ging. Sie ſelbſt ſchrieb dies bloß ihrem ſeltſamen Anzuge zu, während doch alle Blicke ihrer ungemeinen Schönheit Bewunderung zollten. Es iſt wahr, ihre weiße Tracht zog die Aufmerkſamkeit an, aber es geſchah nicht eher, als bis die

Augen der Zuſchauer ihr liebliches Geſicht aus dem Auge verloren hatten. Ihre Scheu vor dieſem Angeſtauntwerden hielt ſie auch fern von Rouen. Man konnte ſie, ſeit ſie ihr zwölftes Jahr erreicht, niemals überreden, die verwittwete Frau Bignon zu beſuchen, doch aber war ihr Ruf ſchon durch dieſe alte Stadt verbreitet, wo, ſo gut als in der ganzen Nachbarſchaft, das Lob der unvergleichlichen Vouée au Blanc ertönte.

Während ſie ſo in der Kindheit ihrer angebornen romantiſchen Neigung nachgab, welche in ihrer Abgeſchiedenheit und Frömmigkeit neue Nahrung fand, regte ſich ein anderes Gefühl in ihrer Bruſt, das, jemehr ſie zur Jungfrau hinanwuchs, um ſo mächtiger wurde. Herr Mowbray, der würdige Kaufmann aus Philadelphia, hatte, nach ſeiner Rückkehr nach Amerika, in ſeiner regelmäßigen Correſpondenz nie aufgehört, Leonie's Namen zu erwähnen, und ihr Bild ſeit ſeinem kurzen Beſuche, wie ſie ſich wenigſtens vorſtellte, in ſeiner Erinnerung nicht ganz untergehen laſſen, indem er ihr, von Zeit zu Zeit, kleine Geſchenke ſandte und ihr freundliche Worte

sagen ließ. Aber mit dieser, richtigen oder irrigen, Vorstellung, vermischte sich ein anderes Wesen, das, ob sie es gleich nie gesehen, als etwa in den flüchtigen Wolken ihrer Einbildungskraft, doch für ihre jugendlichen Gedanken und Gefühle etwas ungemein Anziehendes und Blendendes hatte. Dies war Eduard, Herrn Mowbray's einziger Sohn, dessen zufälliger Erwähnung im vorigen Kapitel der Leser sich entsinnen wird, und über den der Vater in jedem seiner Briefe ein Wörtchen fallen ließ Es sah seltsam genug aus — und ich habe dies seltsame Spiel mit eigenen Augen gesehen — wenn ein Frachtbrief oder der Avisobrief von einem Wechsel eine Nachschrift folgenden Inhalts hatte: „Eduard versichert sein kleines Weibchen seiner innigsten Liebe," oder „er küßt seine Leonie viel hundert mal" u. s. w., immer von des Vaters Hand geschrieben, aber auch bestätigt, anfänglich durch die hinzugefügten unleserlich gekritzelten Züge eines Knaben von fünf oder sechs Jahren, dann bis zu der krähenfüßigen Unterschrift eines acht- oder zehnjährigen Burschen, doch von den Versuchen

zeugend, ſeine Hand gut zu führen, zuletzt wohlgeſetzte Buchſtaben, welche den Namen Edward Mowbray überaus leſerlich und in die Augen ſpringend bildeten. Leonie pflegte immer mit freudigen Blicken dieſe Briefe zu betrachten, auch noch ehe ſie dieſelben verſtehen konnte; und als ſie ihre Mutterſprache leſen und verſtehen gelernt, wünſchte ſie oft, Herr Mowbray ſchriebe ein beſſeres Franzöſiſch, oder Eduard möchte dieſe Sprache ſelbſt lernen. Sie beantwortete dieſe Denkzettel transatlantiſcher Galanterie auf kleinen Papierſchnittchen, die Herr Suberville mit kurzen Sätzen freundlichen Inhalts vollſchrieb, und ſie unterzeichnete; doch kurz ehe ſie ihr funfzehntes Jahr erreichte (eine wichtige Epoche ihres Lebens, bei deren Eintritt ich ſie meinen Leſern zu näherer Bekanntſchaft vorzuſtellen gedenke) überkam ſie der Gedanke, Engliſch zu lernen. Unbewußt blickte dabei gewiß eine Hoffnung durch, die mit dem Gedanken an Eduard Mowbray verknüpft war. Der Wunſch ſtritt doch auch nicht mit dem allgemeinen Verlangen bei ihr, ihre Kenntniß zu erweitern. Von

Sprachen hatte sie bisher nur ihre eigene erlernt, und zwar unter Anleitung einer Lehrerin, welche täglich aus Rouen zu ihr herauskam; sonst hatte sie in allen Zweigen des Elementarunterrichts, in der Musik, im Zeichnen, und auch im Tanzen, überall solche Fortschritte gemacht, wie man sie von einem Mädchen, das mehr als gewöhnliche Talente besaß, erwarten konnte.

Kaum aber, daß das Verlangen, Englisch zu lernen, in ihr lebendig geworden, als sie es auch Herrn und Madame Suberville mittheilte, und das mit einem Eifer, welcher ihnen bewies, daß sie der Neigung nachgeben müßten. Sie willigten sogleich ein, und um ihren Wünschen nachzukommen, wandte man sich den Augenblick an Jemand, der in unserer Geschichte von solcher Wichtigkeit ist, daß ich ihm wahrhaftig die Ehre erzeigen muß, mit Nennung seines Namens ein neues Kapitel zu beginnen.

Viertes Kapitel.

Monsieur Hippolyte Emanuel Narcisse de Choufleur war der Sprößling einer jener alten und edlen Familien, die ich, läge mir irgend ein heraldischer Spürhund zur Hand, wol hinauf bis in das äußerste Dunkel der Vorzeit verfolgen könnte. Dieser Edelmann war ein geborner Royalist, ein vielgeschwätziger und geschäftiger, sehr leerköpfiger Narr, der sein besonderes Glück, diesen selben Kopf während aller Stürme der Revolution unbeschädigt auf den Schultern behalten zu haben, lediglich seiner geringen Fracht verdankte. Er schwamm auf dem Wasser wie der Kork eines Ankers, und diente nur dazu, den Grund zu bezeichnen, wo seine Familie fest gesessen, und jetzt die Kaper rund umher Schutz und Unterkommen finden möchten. Verfolgungen und Confiscationen hatten alle Glieder seiner Familie aus ihrem Vaterlande vertrieben und ihn ohne Geld zurückgelassen. Sein ganzes Besitzthum bei Gren-

dung der Republik bestand in einigen halben Dutzend himmelblauen, erbsengrünen und rosenrothen Röcken, ungefähr zwanzig Paar Nankinghosen, einer großen Anzahl Manschetten, so wie Hemden und Jabots, etwa, daß zwölf von diesen auf eines von jenen kommen, mehreren seidenen Strümpfen, Schnupftabaksdosen, Gürtelschnallen, Ringen und Prätiosen, und endlich in einem Kästchen von Atlasholz voll unterschiedlicher Documente, als Adelsdiplome, Ehecontracte, Belohnungen und andere Proben von edlem Blute, legitimer Abkunft und Feudalrechten. Mit diesem Waarenlager begann Monsieur de Chousseur, oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, Monsieur Hippolyte, seinen Handel als Emigrant, irrender Ritter, Glücksjäger und soi-disant Marquis.

Nachdem er mehrere Jahre lang, nach Aufhebung aller der Vorrechte, welche sein einziges Erbtheil bildeten, geschäftig und geschwätzig seine vaterländische Normandie durchstreift hatte, entschloß er sich dann, selbst nach den gastlichen Küsten Großbritanniens auszuwandern. Eben so wenig als sein Aufenthalt in der Heimath die

Aufmerkſamkeit erregt hatte, fand ſeine Abreiſe die geringſte Schwierigkeit. In kläglichem Aufzuge landete er in einem Fiſcherboote bei Brighton, erzählte eine lange Lüge von ſeinen Unglücksfällen, ſeiner Gefangenſchaft und Flucht, wurde von manchem ehrlichen John Bull herzlich empfangen, und blieb zwei Jahr, oder länger, auf unſerer Inſel, indem er eine erſtaunliche Kenntniß unſerer Sprache gewann, und einen noch größern Geſchmack für unſer Roſtbeef. Nachdem er ſich, vermöge ſeiner Geſchicklichkeit im Tanzen, worin es ihm freilich kein Inſulaner gleich that, körperlich unterhalten, ſeine ungleich wichtigeren Anſprüche auf den Titel eines Marquis aber durch das Pochen auf ſein Atlasholz-Käſtchen, das Niemand ſich die Mühe geben wollte, zu unterſuchen, geiſtig erhalten, benutzte er die erſte von Napoleon gewährte Amneſtie, und kehrte zurück, um die Ueberbleibſel ſeines Familienerbtheils aufzuſuchen, welche, wie er feierlich verſicherte, irgendwo in der Nähe der Drei-Dörfer verborgen lägen.

Sein Wiedererſcheinen verurſachte einige Ver-

wunderung, aber noch weit mehr Beluſtigung. Man lachte ſowol über ſeine Unverſchämtheit als ſeine anderen komiſchen Eigenſchaften. Er entdeckte nie ſeine Schätze, verſchwendete aber das Wenige, was er mit Engliſcher Induſtrie zuſammengehäuft hatte, ſehr bald mit Franzöſiſchem Leichtſinn. Er war ſo prozeßſüchtig wie irgend Jemand in der Normandie, und nachdem er mit François Fauſtecopie bekannt geworden, einem für männiglich zugänglichen Geſchäftsmanne, trug er dieſem auf, unter den unzähligen Decreten der Revolution Nachſuchung zu halten, um irgendwie Vorwände zu Proceſſen zu finden, d. h. zur Wiedererlangung ſolcher Rechte, von denen keine Seele, ſelbſt aus ſeinem Munde, je etwas vernommen hatte. Aber die Emſigkeit ſeines Rechtsfreundes konnte, ſelbſt in der Normandie, keinen einzigen Grund zum Proceß aufſtöbern, und der arme Monſieur Hippolyte ſah ſich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, als Engliſcher Sprachlehrer bei den Honoratioren in Rouen und der Nachbarſchaft aufzutreten, die ſich herabließen, irgendwie, ſey es

auch nur vermittelſt der Pagina einer Grammatik, mit der verhaßten Nation umzugehen, deren Sprache damals für eben ſo barbariſch galt, als ſie ſelbſt verabſcheut wurde. Demzufolge ſtellte er ſeine Wanderungen durch das Land ein und fixirte ſich ſelbſt in einer kleinen Kammer im vierten Stockwerk eines der älteſten Häuſer, in einer der engſten Straßen von Rouen. Um die Vorübergehenden anzuziehen, und ſeine Abſicht bekannt zu machen, hing eine kleine ſchwarze Tafel an einem Stricke aus ſeinem Fenſterkreuz heraus, und ſchwebte hinab bis an das Geſimms des Ladenfenſters unter ihm, indem auf der einen Seite folgende Worte zu leſen waren:

RUN OF THE ENGLISH TONGUE,
BY MISTER CHOUELKUR.
HE GIVES THE PARTICKLER LESSONS.
TO ADDRESS ONESELF TO THE PROFESSOR WHO
RESTS IN THE FORTH.

Auf der Kehrſeite ſtand folgende Ueberſetzung, wie ich vermuthe, zum Beſten der Herren vom Lande, und die zugleich einige zweifelhafte Stellen des Originals auch für ſolche Herren, welche Engliſch verſtanden, aufklärte.

COURS DE LANGUE ANGLAISE,
PAR M. DE CHOUFLEUR.
IL DONNE DES LEÇONS PARTICULIERES.
S'ADRESSER AU PROFESSEUR, QUI RESTE AU QUATRIÈME.

Natürlich lockte eine ſolche Ankündigung in jeder Rückſicht. Es gab keinen abgeſchmacktern Unterricht als den dieſer neue Profeſſor ſeinen Zöglingen ertheilte, und da die beſchränkte Kenntniß unſerer Sprache in Frankreich vor Abſchluß des Friedens meiſtentheils aus einer ſolchen Quelle floß, erklärt es ſich, wenn unſere Landsleute, die zuerſt drüben in Paris waren, ihre Franzöſiſchen Freunde bitten mußten, ihre Engliſchen Grüße ins Franzöſiſche zu überſetzen, damit die Engländer ſie verſtänden. Jedoch verſchaffte ſich Monſieur Hippolyte auf dieſe Art ſeinen Lebensunterhalt, und da er keine Mitbewerber hatte, mindeſtens keinen, der weniger unwiſſend war als er ſelbſt, wurde er in wenigen Jahren unter allen Gelehrten in Rouen und der Nachbarſchaft äußerſt berühmt.

Aber es gab noch eine Sprache, die er ſich einbildete, weit beſſer zu verſtehen als die Eng-

lische — die Sprache der Herzensbeängstigungen, des Herzklopfens, der Seufzer, des Rothwerdens, kurz — die Sprache der Liebe. Diese, betheuerte er, zuerst durch Inspiration erworben und dann durch Studium vervollkommnet zu haben. Er war sehr tief in diesen besondern Zweig der Philologie eingedrungen; er konnte die Wurzeln aller dieser jungen Blüthen der zartesten Neigung auffinden; er wußte, wo die Sprache ausreichte, und wo sie der Unterstützung bedurfte; von ihren Symptomen conjugirte er jedes auxiliare und irregulare, und wußte auf der Stelle Alles, was ihm in den Weg trat, zu decliniren, nur declinirte er (was Englisch auch ablehnen bedeutet) niemals solche Worte, die wie Einladungen zum Frühstück, Mittag- oder Abendbrot klangen.

In dieser Sprache gab er umsonst Unterricht, und die Großmuth, mit welcher er seine Lehrstunden verschwendete, war ohne Grenzen. Junge Mädchen, Frauen und Wittwen erhielten auf gleiche Art seine freiwilligen Dienste, aber wiederholentlich erklärte er, daß die Sprache der

Liebe (la langue d'amour) wenig für den Gaumen der Frauen aus der Normandie sich eigne, denn es war weltbekannt, daß keine von ihnen, welchen Alters und Standes sie war, über fünf Minuten auf seine Vorlesungen hören wollte.

Monsieur Hippolyte konnte sich davon keinen Grund angeben. Oft sah er sich deshalb von Kopf bis Fuß im Spiegel, ohne klüger zu werden. Uuß jedoch jenes in's Werk zu setzen, war er allemal genöthigt auf einen Stuhl zu steigen, und er befand sich grade bei diesem lobenswerthen Acte, seine Selbstkenntniß zu erweitern, an einem frischen und frostigen Sonntagmorgen, wo er eben von der Frau seines Wirthes einen Korb erhalten, als seine alte Aufwärterin ihm ein Billet in die Hand steckte. Darin stand, „daß Mademoiselle Suberville durch einen Besuch des Herrn von Chousleur in den Drei-Dörfern sich sehr geehrt fühlen würde, indem sie Unterricht in der Englischen Sprache bei ihm zu nehmen wünsche."

Sein Entzücken bei Durchlesung dieser Zeilen war grenzenlos. Ganz demselben Raum zu

geben, riß er die Weſte auf, warf die alte Frau hinaus, riegelte die Thüre zu und pflanzte ſich in ſeinen Armſeſſel. Hier las er das Billet ein tauſendmal über, und nachdem er ſich zuletzt (nach dem Zeugniß ſeines Nachbars am gegenüberliegenden Fenſter) in den ungemeſſenſten Ausdrücken ſeines Entzückens erſchöpft hatte, ſchlang er um das Billet ein Stückchen nelkenrothes Band, und nachdem er es auf der innern Seite ſeiner Weſte, dicht über dem Herzen, feſtgemacht, zog er den Anzug wieder zurecht und bereitete ſich, nach Herrn Suberville's Wohnung hinauszugehn. Während wir ihn ungefähr drei Viertel einer Stunde auf dieſem Wege beſchäftigt wiſſen, wollen wir ungefähr eben ſo viel Raum eines Kapitels anwenden, Rechenſchaft von ſeinem Entzücken und was dahin gehört, abzulegen.

So gut wie alle guten Leute in Rouen, die gern ihren Nachbar beſchwatzen, oder beſchwatzen hören, hatte auch er oft von der bezaubernden Schönheit, den Talenten und der romantiſchen Neigung unſerer Vouée au Blanc vernommen. Indem er vollkommen überzeugt war, daß er in

jeder von diesen drei Rücksichten eine vollkommene Parallele mit dem jungen Wesen hielte, fühlte er schon immer eine Inspiration, die ihn, wie er sagte, unwiderstehlich antrieb, ihr entgegen zu kommen, um ihren wechselseitigen Neigungen Gelegenheit zu geben, sich zu begegnen. In dieser Absicht hatte er schon manche fruchtlose Versuche gemacht, mit Herrn Suberville bekannt zu werden, und noch drei Monat vorher, ehe er Leonie's Billet erhielt, hatte er den Plan gefaßt, regelmäßig jeden Sonntag Morgen bei der Frühmesse, in der kleinen Kirche nahe bei Herrn Suberville's Hause gegenwärtig zu seyn, wenn Madame und ihr Pflegekind hier pünktlich ihr Morgengebet verrichteten.

In diesem demüthigen Heiligthume erblickte der schon verliebte Hippolyte zum ersten Male den Gegenstand seiner Neigung.

In einem weißen Atlasrock mit weißem Pelz verbrämt, einer weißen Haube auf dem Kopf, ihr liebliches Antlitz, von einem langen weißen Schleier bedeckt, und die weißledernen Schuhe mit Pelzschleifen besetzt, daß sie kleinen Kanin-

chen glichen, die zuweilen unter ihren Kleidern vorblickten, ſo trippelte Leonie eines Novembermorgens an der Seite ihrer Mutter längs dem Chorgang, als De Chouſteur, der ſich einen vortheilhaften Standpunct erwählt hatte, den verkörperten Geiſt ſeiner verzückten Einbildungskraft glaubte auf ſich zukommen zu ſehen. Seine Ruhe war hin; bei der Kälte des Morgens und einer dünnen Kleidung, zitterte er von Kopf zu Fuß, während ſein Herz in heftigen Schlägen gegen die Bruſtknochen anſtürmte.

Madame Suberville und Leonie gingen, ohne von ihrem Beobachter etwas zu merken, ruhig nach ihrem gewöhnlichen Platze an der linken Seite des Altars, wo der Prieſter noch nicht erſchienen war. Sie knieten ſanft nieder, und als Leonie ihr kleines roth eingebundenes Geſangbuch öffnen wollte, erſchrak ſie vor dem Geräuſch, das ein fallender Körper auf der andern Seite der Altarſtufen verurſachte. Sie blickte hin und ſah die Geſtalt eines Fremden, der dicht vor ihr niederkniete, die Augen feſt auf ſie gerichtet, und die Hände vor ſich in bittender Stel-

lung gefaltet haltend. Dies war kein anderer als De Chouſieur, deſſen Herzklopfen von ſeinem regelmäßigen Geſchwindmarſch, als er zuerſt Leonie in die Kirche ſchlüpfen ſah, allmählig in Trab, Gallop, Carriere übergegangen war, bis er, als ſie zum Beten ſich niederließ, ſo überwältigt wurde, daß er, nachgebend der unwiderſtehlichen Sympathie, welche ſeine Bewegungen nach den ihrigen einrichtete, mit einer Heftigkeit auf ſeine Knie niederſank, welche den ſie in ein ſolches Erſtaunen verſetzenden Ton verurſachte.

Ihr erſter Drang, als ſie ſeine Geſtalt in's Geſicht faßte, war in ein lautes Gelächter auszubrechen, aber die Achtung für den heiligen Ort unterdrückte ſchnell dieſe Verſuchung, und Schnupftuch und Huſten mußten eine gewaltſame Rolle ſpielen, aus der es ihr dennoch volle Anſtrengung koſtete, nicht hinauszufallen. Madame Suberville hatte in der Tiefe ihrer Andacht weder Auge noch Ohr für Alles, was um ſie her vorging. Um indeſſen den Leichtſinn meiner Heldin zu entſchuldigen, muß ich noch

etwas Monſieur Hippolyte's Geſtalt und Aufzug an dieſem Tage beſchreiben.

Er war höchſtens fünf Fuß einen Zoll groß, und da er dazumal bereits etwas über die Vierzig hinaus war, ſo glaubte man allgemein, daß er ſeine vollkommene Größe ſchon erreicht habe. Zwiſchen Länge und Dicke waltete kein beſonderes Ebenmaaß ob, weder im Ganzen noch in den einzelnen Gliedern, und, um ganz geographiſch zu ſprechen, Monſieur war eben kein Muſterbild eines wohl proportionirten Mannes. Der Kopf, nach vorwärts gebeugt wie ein Vorgebirge, war groß und lang, der Leib wie ein ausgedehntes Feſtland, dick und ebenfalls lang, während der Iſthmus von Nacken zugleich kurz und dünn erſchien; die Arme reichten faſt bis an die Knie, und Schenkel und Beine waren erſtaunlich ſteif und muskulös; dazu kam eine kleine Erhöhung auf der rechten Schulter, welche den Kopf zu der bemerkten Bewegung nach vorwärts nöthigte und dem Manne eine ſchiefe Richtung en échelon gab. Kurz, das einzige Gute an der ganzen Geſtalt waren die zierli-

chen Knöchel und die außerordentlich kleinen und netten Füße, die aber von ein paar Waden überthürmt wurden, deren herkulische Dimensionen bei der geringsten Anstrengung ihre Hülle, das heißt, die Nähte der alten, geflickten seidenen Strümpfe — weiß ursprünglich, dann mit gelbem Ansatz von der Zeit und mit blauem von der Wäscherin — zu zersprengen drohten.

Sein Gesicht war besonderer Art. Es war nicht geradezu häßlich, aber außerordentlich drollig. Die Stirne machte von den Augen aus eine schiefe Retraite, und die Nase ging dagegen so weit vorwärts als es irgend erlaubt ist. Die himmelblauen Augen folgten der Nase mit aller Anstrengung und ragten weit aus ihren Höhlen heraus. Die weißen Augenbrauen und zurückgeschlagenen Augenlieder minderten nicht den Eindruck dieses unnatürlichen Heraustretens, und der kleine Mund endlich, der mit dem Kinn grade in demselben Verhältniß, wie die Stirne, zurückging, gab der ganzen Physiognomie ein Spürhund-ähnliches Ansehen. Das flachsene Haar war kurz und gekräuselt und mit Puder und

Pomade angefüllt. Die Wangen waren dunkelroth, jedoch mit solchen braunen Furchen geziert, daß sie wie ein Paar Schnurrbärte auf beiden Seiten aussahen.

Eine gewisse Ehrfurcht für altertümliche Familienstücke und eine natürliche Liebe für zierlichen Putz, ließ Monsieur Hippolyte nicht allein die ihm übrig gebliebenen Stücke aufbewahren, sondern sie auch bei jeder Gelegenheit am Leibe tragen. Er trug Ringe, Ohrringe und Schnallen in Unzahl und hatte während aller Unglücksfälle im letztern Theile seines Lebens dahin gestrebt, wenigstens einen Anzug aus seiner alten Garderobe sich vollständig zu erhalten. Auch heut trug er alle seine Schätze bei sich, auf dem Rücken, oder wo es sich sonst eignete. Sein letztes Paar seidne Strümpfe ist bereits erwähnt. Das Kleidungsstück, welches zunächst darauf nach der Ordnung des menschlichen Körpers folgt, und das sonst wie von Nanking aussah, glich jetzt einem schlecht gewaschenen weißen Calico, und seine Weste, die ursprünglich ein glänzendes Violet gewesen, war durch alle Regenbo-

genfachem hindurch gewaſchen. Nichts von Cravatte, Jabot und noch weniger von dem myſteriöſen Kleidungsſtücke, an das letzteres hing, ſagend, erwähne ich nur noch des ehemaligen roſafarbenen Rockes, der, ſchon vor langer Zeit, zuerſt prächtig purpurn, dann zum allerdunkelſten Schwarz aufgefärbt worden. Auch hatte der Tanzunterricht, den Monſieur Hippolyte zu ertheilen die Güte gehabt, vortheilhafter auf das Nervengewebe ſeiner falſchen Waden als auf das ſeines Rockes eingewirkt, indem letzteres ſo empfindlich für jeden Eindruck geworden war, daß es, dem Schatten eines Schatten gleichend, gegen das Licht gehalten, chamäleontiſch von allen Farben Belege abgab.

So war der Mann, als er ſich mit Gewalt Leonie's Blicken aufdrängte. Was brauchen wir bei ſeinen Gefühlen und ihrem Vergnügen daran zu verweilen, wie ſie ſich wöchentlich während der drei, auf dieſes gewichtige Zuſammentreffen folgenden Monate umgeſtalteten. De Chouſleur hatte ſich wirklich in den Glauben hineingearbeitet, er ſey verliebt, und der unſchuldige Gegen-

stand seiner Selbsttäuschung war dergestalt von der komischen Erscheinung belustigt, welche er jeden Sonntag Morgen gewährete, daß sie, zu offenbarem Schaden der frommen Gedanken und gesetzten Blicke, die sich für den Ort, wo er erschien, so wohl ziemten, es nicht unterlassen konnte nach seiner Figur hinüber zu blicken. Endlich mußte auch Madame Suberville seine ununterbrochene Gegenwart bei der Messe bemerken. Dies flößte ihr aber nur eine gute Meinung für ihn ein, und sie willigte gern in Herrn Suberville's Vorschlag, daß er Leonie's Lehrer im Englischen werden solle. Leonie war über die Ernennung entzückt, und sie freute sich nun um desto mehr auf ihre neuen Studien.

Fünftes Kapitel.

De Chousseur's Gedanken gleiteten so lustig fort, als er selbst mit seinen zierlichen Füßen auf dem hart gefrornen Wege nach dem Thale. Sein Geist wurde so elastisch wie seine Nerven,

und seine Hoffnung schwoll in vollkommner Sympathie mit den Sehnen seiner Waden, gigantenartig. Er war überzeugt, daß die Liebe endlich den Funken geworfen auf den langen Pulverfaden seiner Blicke und der leidenschaftlichen Leibes- und Körperverzückungen, welchen er so geschickt in die Mine gelegt, um die tiefen Kammern in Leoniens Herzen aufzusprengen. Immer und immer wünschte er sich Glück, daß er durch keine voreilige Anstrengung sich ihr aufgedrungen, noch sonst etwas gethan, was die Wirkung seines tiefen Planes verhindert hätte, und grade als er sich Herrn Suberville's Hause näherte, überfiel ihn eine solche Herzensangst, daß er sich an einem Vorsprung anlehnen mußte, um wieder Athem zu schöpfen.

Die Zeit, welche er in Verzückungen über das Einladungsbillet verloren, hatte ihn an seinem gewöhnlichen Morgen-Gottesdienst verhindert, und Madame Suberville und Leonie einen solchen Vorsprung gelassen, daß sie zurückgekehrt waren und ihr Frühstück eingenommen hatten, ehe er das Haus erreichte. Leonie erwartete durchaus

nicht, daß er so schnell ihrer Einladung nachkommen würde. Nicht wenig war sie daher erstaunt, als sie seine wohlbekannte Gestalt den Weg am Bache entlang kommen und über den Eisspiegel der nassen Bleichwiese herangleiten sah. Kaum konnte sie sich eines lauten Auflachens erwehren; da sie aber wußte, daß Monsieur Hippolyte seiner Frömmigkeit wegen in großer Gunst bei ihrer Mutter stand, hatte sie sich von je an in deren Gegenwart jedes spöttischen Ausdrucks über ihn enthalten. Und wol möchte es nöthig seyn hier vorauszuschicken, daß ihre unschuldige Seele an keinen andern Grund seines beständigen Kirchenbesuches gedacht hatte, als eben seine Frömmigkeit. Oft hatte sie über ihn gelacht und Alfred Suberville, den Sohn des verstorbenen Capitäns, zum Vertrauten gemacht, wenn es ein lächerliches Geheimniß oder sonst einen Spaß über ihn oder Doctor Glaume mitzutheilen galt.

Hier muß ich erwähnen, daß dieser Cousin, wie sie ihn höflich nannte, dem Willen seiner intriguirenden Mutter gemäß, sie nie aus dem

Augen laſſen ſollte, um hoffentlich ihr Liebhaber und dereinſt der Erbe von ſeines Oheims Reichthum zu werden. Er war ein gutmüthiger, ſorgenloſer Burſch, und war Leonien herzlich gut, ohne ſie zu lieben oder geliebt zu werden. Auch an dieſem Morgen befand er ſich im Dorfe und entdeckte eben ſo ſchnell als ſie De Chouſleur's glänzendes Antlitz, hervorblühend aus dem Dunſte, den ſein Hauch in die kalte Luft ſandte. Der Zwang beider jungen Leute, anſtändig zu bleiben, ſtach luſtig ab von den eifrigen Vorbereitungen der alten Dame, den Fremden feierlich zu empfangen, ſo wie von Herrn Suberville's ruhigem Ernſt, der, in ſeinen Zeitungen leſend, ſitzen blieb, entſchloſſen, von dem durch Alfred angekündigten Beſucher wenig Notiz zu nehmen, da er, dem Rufe nach, ihm ſehr verächtlich vorkam.

Nach einer Minute feierlicher Erwartung, angedeutet nur durch einige Töne unter Vermittelung des Muſſelinſchnupftuches, wiederholtes Scharren mit den Sohlen ſeiner Schuhe, durch ein Paar Hem's, ungefähr in der Mitte liegend zwiſchen Schluchzen und Pferdegewieher, —

öffnete ſich die Thür, und auf die mit unterdrücktem Lächeln erfolgte Anmeldung aller Namen des Monſieur de Cheuſleur folgte der Eintritt des rechtmäßigen Beſitzers dieſer Namen ſelbſt. Getreu nach den Sitten ſeines ehemaligen und ſeines gegenwärtigen Gewerbes, hatte er zur erſten Anrede auch ſeine erſte Stellung gehörig vorbereitet. Er blieb deshalb an der Thürſchwelle ſtehen, nahm anmuthvoll ſeinen kleinen dreieckigen Hut unter den Arm, ſtellte ſeine Füße in die dritte Poſition, brachte Ellenbogen und Handgelenke ſeines rechten Armes in ein gehöriges Viereck und berührte die linke Bruſt mit den Spitzen ſeines Daumes und der Vorderfinger. So eingerichtet, begann er, indem er die Augen im Zimmer umherwarf: „Meine Herren und Damen!“ als Madame Subercaſſe aufſtand, ihm entgegentrat und ihm kurz in's Wort fiel mit einem: „Guten Morgen, Monſieur; es freut mich ungemein, einen Herrn begrüßen zu können, der gleich ausgezeichnet iſt durch ſeine Kenntniß fremder Sprachen, wie durch ſeine treue Erfüllung der Pflichten der

Religion. Haben Sie die Güte und kommen herein; dies ist mein Mann, und dies mein Neffe, und dort sitzt meine Tochter, die von nun an Ihres Unterrichts sich erfreuen wird."

„Ah, Madame!" seufzte der verliebte Hippolyte, etwas verwirrt durch die plötzliche Unterbrechung seiner Rede, aber ganz überwältigt von der Seligkeit, bei Lenie wirklich eingeführt zu seyn, „ah, Madame, ich kenne sie bereits."

Herr Suberville hatte jetzt auch die Augen über das Zeitungsblatt geworfen, und neigte sich leicht mit dem Kopfe gegen De Chousleur. Der klägliche Ton seiner Stimme und die theatralisch schmachtenden Blicke erschienen außerordentlich lächerlich; da es aber das erste Mal war, daß Herr Suberville ihn sprechen hörte, so nahm er es für ausgemacht, dies sey seine tägliche Art und Weise, und brach, nachdem er noch zwei oder drei Augenblicke weiter gelesen, kurz auf, und verließ das Zimmer.

Alfred, der fortwährend Lenien wegen De Chousleur's Kirchengehen geneckt und sie, ohne irgend etwas mehr als dessen allgemeinen Cha-

rakter zu kennen, versichert hatte, sie habe eine Eroberung an ihm gemacht, war jetzt wirklich überzeugt, daß es sich so verhielte. Er erwiederte deshalb auf dessen langgezogenen Seufzer der Anerkenntniß, welcher auf Madame Suberville's Einleitung gefolgt war: „Ah, Monsieur, und auch sie kennt Herrn von Chousleur ganz gewiß. Schon manches Mal hat sie mir davon erzählt, wie Sie in der Kirche zusammen gewesen sind."

„Welches Herz!" rief Hippolyte feurig aus. „Und hat Mademoiselle die Güte gehabt, im geringsten nur auf den niedrigsten und ergebensten ihrer Diener zu achten?"

Diese Rede war geradezu an Leonie gerichtet, und in einem Tone, der allen Pathos und alle Leidenschaft erschöpfen sollte. Leonie, in der That verschämt von dem fest auf sie gerichteten Blicke, und unfähig sich länger zu halten, erröthete über und über. Schnell stopfte sie ihr Schnupftuch in den Mund und wendete sich nach dem Fenster, um zugleich ihre Verwirrung zu verbergen und lachen zu können.

Als De Chaufleur ihr Erröthen gewahrte, ohne zu wiſſen, was damit zugleich vorging, glaubte er nicht andres, als er habe den rechten Grund errathen; feſt preßte er jedoch die Zunge zwiſchen den Zähnen, aus Furcht, daß er irgendwie das Entzücken, welches ihn durchglühte, verrathen möchte.

Alfred, der ſich heimlich an dem Auftritt ergötzte, rief ſogleich der Madame Suberville zu: Kommen Sie mit mir, theure Tante, wir wollen Leonie und Monſieur De Chouſleur allein laſſen, daß ſie ihre Studien beginnen können. Sehn Sie nicht, wie ſehnlich Beide darauf warten, allein zu ſeyn?

„Je eher je beſſer," ſagte Madame. „Wenn es gilt, Lehrſtunden in Ordnung zu bringen, muß man Lehrer und Schülerin zuſammen laſſen, beſonders wo Alter und Ehrbarkeit des Erſteren gehörige Bürgen für die Sicherheit der Letzteren ſind. — Verhält es ſich nicht ſo, Monſieur De Chouſleur?"

Ah, Madame! ſeufzte De Chouſleur.

„Jetzt, liebes Kind," wandte ſich Madame

Suberville an Leonie, „gib genau auf Alles Acht, was Monsieur De Cheusleur Dir sagt. Du weißt, wie er dein Zutrauen verdient.“

O! murmelte Hippolyte.

„Sie brauchen sich vor Unaufmerksamkeit ihrer Schülerin nicht zu fürchten,“ setzte die geschwätzige Dame, zu ihm gewandt, hinzu. „Glauben Sie mir, das Kind wird mit dem größten Vergnügen ihren Unterricht anhören.“

Davon bin ich durchdrungen, Madame!

„Und wahrhaftig, kein Mädchen ihres Alters lernt so von Herzen gern.“

Zu viel, zu viel! rief De Cheusleur in ungemeiner Aufregung, als Alfred seine Tante zum Zimmer hinausführte und die Thüre zumachte. Leonie hatte eine Weile in der Fensternische gestanden, und nicht gewagt sich umzudrehen. Jetzt hörte sie die Thüre zuschlagen und wußte, sie war mit ihm allein. Dies brachte sie endlich wieder zur Fassung, und mit freundlicher Anmuth und Ruhe kam sie De Cheusleur entgegen, und bat ihn, Platz zu nehmen. Es war sein Glück, daß das liebliche Mädchen den

Tact hatte, ihm auf dieſe Weiſe zuvorzukommen, denn hätte ſie nur eine Minute länger gewartet, ſo würde er ſich auf ein Knie vor ihr niedergelaſſen haben, wenn er vorher ſein Cambray-Schnupftuch, das er ſchon fertig hielt, ausgebreitet hätte, um ſein Nanking-Kniestück zu ſchützen.

Ihre Ruhe und ihr Anſtand brachten ihn wieder zu ſich, denn er hatte nicht anders geglaubt, als daß Madame Suberville und ihr Neffe ihm den Weg zu dem ſchönſten Bekenntniß gebahnt hätten, und daß Leonie in ſüßer Verwirrung, ſo bald er mit ihr allein ſey, vergehen werde. Deshalb ſtarrte er noch immer auf ſie hin, jedoch Mund und Brauen ſo zuſammengezogen, daß man darin Unausſprechliches leſen konnte. Sie wiederholte ihre Einladung, daß er ſich doch ſetzen möchte, wie ſie bereits gethan. Er nahm nun auch einen Stuhl, aber es geſchah mit der Miene eines Automats; und mit einem Seufzer aus der tiefſten Bruſt: „Ah, ah, ah!“ ſank er faſt unbewußt hinein.

Leonie ſchlug nun vor, an das Geſchäft zu gehen, deſſentwegen ſie hier zuſammen gekommen,

und er, allmählig seine Geistesgegenwart sammelnd, zog nun eine Grammatik der Englischen Sprache heraus. Als er sie auf den Tisch legte, öffnete sie sich von selbst, also ein echtes Orakel, beim Verbum to love (lieben). Hippolyte hielt dies offenbar für einen Fingerzeig der Vorsehung und mit erstaunlicher Schnelligkeit überströmten ihn wieder die vorigen zarten und feurigen Gefühle. Er ergriff das Buch, und, auf das himmlische Wort zeigend, warf er auf Leonie einen schmachtenden Blick, und conjugirte die erste, zweite und dritte Person des Präsens im Indicativ. Sein Ton und sein Accent dabei läßt sich nicht in schwarzen Lettern wiedergeben, seine Aussprache war aber folgende:

Hi loaf!!	**Vee loaf!!**
Dow loafest!!	**Yeu loaf!!**
Ee loafs!	**Day loaf!**

Unsere Ausrufungszeichen sollen den verschiedenen Grad der Extase andeuten, die sich bei jedem ausgesprochenen Beugungsfall kund gab. Was Ton und Gesten dabei betraf, so gingen sie weit über alle Beschreibung hinaus.

Nachdem einige Zeit in dieſer lieblichen Spielerei verloren gegangen, bat ihn Leonie, die kein Wort, von Allem was er ſagte, verſtand, ihr doch irgend eine Aufgabe zu geben, und er, entzündet von einem plötzlichen Gedanken, ſagte ihr, es ſey nun einmal ſeine unwandelbare Methode, damit anzufangen, daß er ſeine Schüler einige Sentenzen Engliſch niederſchreiben laſſe. Damit fahre er täglich fort, um ſie wenigſtens mit der äußern Erſcheinung der Worte vertraut zu machen, und anderer Lehrgründe wegen, die er ihr jedoch erſt bei fortgerückten Studien mittheilen könne. Sie nahm daher aus ihrem kleinen niedlichen Schreibzeuge (ein Geſchenk des Herrn Suberville bei ihrem letzten Namensfeſte), Feder, Tinte und Papier, und ſchrieb, wie er dictirte, mit ihrer allerliebſten Hand Folgendes, indem die Orthographie vieler Worte ſich ganz nach ſeiner Ausſprache richtete:

„My deer, how I am glad to make you knowledge! It give me some of the plaisure more than I can you tell. You ar one mag much amiable. You ar the gentle-

man perfect, complet, and the best bred. I live on loaf! my breast burn like one oven, and hi kiss you with my hart!“ *)

Unter dieſes Exercitium mußte ſie ihren Namen ſchreiben. Dann, in der Form eines Briefes es zuſammenfaltend, ſteckte er es ſorgſam in ſeine Taſche. Nun, wie von irgend einem haſtigen Gedanken getrieben, nahm er Abſchied, verheißend, gewiß am folgenden Tage wiederzukommen. Um indeſſen alle Zweifel, welche ſein plötzlicher Aufbruch herbeiführen könnte, gleich zu beſeitigen, ſage ich in voraus: es geſchah lediglich zur Befriedigung ſeiner außerordentlichen Eitelkeit, daß er ſo aus dem

*) Der Humor des Briefes voller Unſinn und orthographiſcher Lächerlichkeiten läßt ſich eigentlich nicht überſetzen. Ungefähr würde er lauten:

„Mein Hirich (ſtatt mein Theurer, deer für deur) wie bin ich froh, deine Bekanntſchaft zu machen! Es gibt mir etwas mehr von dem Vergnügen, als ich Dir ſagen kann. Du biſt einer Mann, der ſehr liebenswürdig iſt. Du biſt ein vollendeter Edelmann, complett, und am beſten erzogen. Ich lebe von von der Liebe! Meine Bruſt brenne wie ein Ofen, und ich küße Dich mit meinem Herzen. A. d. U.

Hause fortstürzte, denn draußen war es sein erstes, daß er den absichtslosen Liebesbrief herauszog, und ihn über und überlesend sich selbst einzubilden versuchte, es sey in der That Leonie's Herzenssprache.

Seine Besuche „dauerten schon einige Wochen, immer aber wurde er durch das anständige Benehmen seiner Schülerin in gebührender Entfernung gehalten. Denn, so jung sie war, hatte sie doch richtigen Tact genug, einzusehen, wie hier ein entschlossenes Wesen, das nichts von Begünstigung ahnen ließ, gegen ihn angebracht sey. Ihre Fortschritte im Englischen waren, wie man sich denken mag, sehr unvollkommen. Die größte Schwierigkeit, die sich ihr, welche von Natur mit scharfem Verstande begabt war, entgegen stellte, war die klägliche Unwissenheit ihres Lehrers, und sie entdeckte nur zu bald seine Unfähigkeit. Dennoch fühlte sie die Nothwendigkeit, mit irgend einem äußern Beistande sich durch den Morast unserer unverständlichen Aussprache durchzuhelfen. Obgleich sie einsah, daß sie die Grundsätze der Sprache

mit Hülfe der Grammatik und des Wörterbuches erlernen könne, glaubte sie doch für immer in Unwissenheit verharren zu müssen, wenn sie nicht unter Monsieur De Cheusseur's Vermittelung mit der Aussprache dieser fürchterlich rauh klingenden, von Consonanten überladenen Sprache vertraut würde. Hippolyte sagte ihr, daß er hierin ganz Meister sey, und wenn sie seiner Versicherung auch nicht ganz traute, hielt sie seinen Beistand doch immer für besser als nichts, und so fuhren sie in dem scherzhaften Unterrichte fort. Er hütete sich wohl vor irgend einem Ausdruck seiner Leidenschaft, der ihr Zartgefühl beleidigen könnte. Ganz zufrieden, so häufig bei ihr zu seyn, rächte er sich für den Zwang, den sie ihm im Reden auflegte, indem er sie durch die Schrift Gefühle ausdrücken ließ, die gleich übertrieben und lächerlich waren. Er verharrete so lange bei den Englischen Exercitien, wie er sie noch immer nannte, bis er einsah, wie sie genug von der Sprache wußte, um die Furcht, daß sie etwas von dem schändlichen Unsinn, den er ihr in die Feder

dictirte, verſtehe, zu rechtfertigen. Nun hörte er hiemit auf, aber er hatte doch 10 oder 12 dieſer köſtlichen Briefe gewonnen, und ich will meinen Leſern hier noch eine Probe davon geben, die mir ſelbſt, freilich lange nachher, vor Augen gekommen iſt.

„Nite and day, morning and after twelve o'clock, my thotes are at thee. In the shursh or at the walk, in the deep mystrees of some sleep, or in the full day, it is thou my deer who art before my ise, thy head bended all ways by the halter, where I burn to be tied to thee without even the ceremony of being corded by my relatiens. Beleeve mee untill the deth, thee very loafly, Leonie.“

„My cousin Alfred makes the galous, but I thee promise I will marry myself with thee as soon as my wishes are dead. *)“

*) Der Engliſche Autor erklärt ſelbſt, es wäre zu viel gefordert, alle Mißverſtändniſſe und Zweideutigkeiten dieſes Briefes auseinander ſetzen zu wollen; die Lächerlichkeiten zu entziffern, müſſen auch wir daher den mit der Engliſchen Sprache vertrauten Leſern überlaſſen. Doch

Ich habe schon gesagt, daß De Chousleur's Absicht, als er Leonie zuerst diesen Unsinn niederschreiben ließ, lediglich war, sich selbst wohl zu thun; kaum aber hatte er zwei oder drei davon in seinem Besitz, als seine entsetzliche Eitelkeit und Thorheit ihn trieb, sie einigen auserwählten Freunden, als Beweis, wie es ihm geglückt sey, ihre Neigung zu erwerben, vorzulegen. Er dachte deshalb an Faussetopie, und stellte sich schon den Triumph über dessen Ungläubigkeit, in Bezug auf Hippolyte's Gabe, angenehm zu erscheinen, vor, wenn er ihm verschiedene billets-doux von Leonie's eigener Hand zeigte.

---

hat er in einer Note die französische Uebersetzung des Briefes hingesetzt, wie nämlich Monsieur Hippolyte spätterhin erklärt, daß der Sinn und Inhalt gemeint sey.

„Nuit et jour, matin et soir, mes pensées sont à toi. Dans l'Eglise ou à la promenade, dans les mystères du sommeil ou en plein jour, c'est toi, mon cher, qui es devant mes yeux, la tête toujours inclinée auprès de l'autel où je brûle de t'être unie, sans même la cérémonie de t'être accordée par mes parens. Crois-moi jusqu'à la mort ta très-affectionnée Léonie."

Mon cousin Alfred fait le doux; mais je te promets de me marier avec toi aussitôt que mes vœux seront expirés.

Dieſe mußten nämlich, da ſie in einer fremden Sprache geſchrieben waren, doch deutlich beweiſen, daß es hier auf Geheimhalten abgeſehen ſey, und konnten unmöglich etwas anderes als Liebesbekenntniſſe ſeyn. Aber er kannte Fauſſecopie's Muthwillen allzugut, als daß er es nicht für nöthig geachtet hätte, noch einige Zeit zu warten, bis ſeine Schülerin mehr Kenntniß von der Sprache erlangt, in welcher ſie ihm geſchrieben haben ſollte. So ſah ſich der Arme genöthigt, ſeine Abſicht in petto zu behalten, bis es ſo weit kam, daß er ſie beinahe ganz aufgeben mußte.

Leonie, die jetzt Tag und Nacht bei den neuen Studien war, welche für ihren romantiſchen Geiſt den weiten ſie von Eduard Mowbray trennenden Ocean zu verengen ſchienen, faßte dann und wann ein Wort oder eine Phraſe in den ihr dictirten Briefen auf, die ihr denn ſehr zweifelhaften Sinnes dünkten. Zwar verhinderte ihr eigenes falſches Buchſtabiren nach Hippolyte's unrichtiger Ausſprache, daß ſie im Lexicon die meiſten Worte wiederfand, aber dafür ſchien es ihr doch thöricht, daß

er von Tage zu Tage die Ueberſetzung dieſer Zettel verſchob, und dieſelben, wie ſie wohl bemerkte, jedesmal mit großer Sorgfalt aufbewahrte und in Briefform zuſammen legte. Sie ſprach mit ihm darüber, erhielt aber zuerſt ausweichende Antworten, nämlich: daß ſie noch nicht ſo weit ſei, die Gründe dieſer beſondern Gattung ſeiner Lehrmethode zu begreifen! Ein Ausdruck jedoch, den er ihr, ungefähr vierzehn Tage nach dem Anfange ihres Unterrichts, in die Feder dictirte, trug ſo offenbar einen beſtimmt örtlichen und verliebten Sinn, daß ſie ſich zu ſeiner großen Verwirrung ihn niederzuſchreiben weigerte. Davon Vortheil ziehend, forderte ſie beſtimmt, er ſolle am folgenden Tage die ganze Sammlung der Exercitien herbeiſchaffen, damit ſie dieſelben prüfen und mit ihnen den Anfang in ihren Ueberſetzungsübungen machen könne, wenn dies überhaupt je geſchehen ſolle. De Chouſleur erholte ſich; den ganzen Abend ſann er darüber nach und brachte am nächſten Morgen ſein Bündel, das, wie ſie glaubte, dieſe wichtigen Documente insgeſammt enthielt. Von

den Worten der zuerſt geſchriebenen hatte ſie nicht die geringſte Erinnerung, und wußte auch nicht, wie viel es wol ſeyn könnten. So nahm ſie das Päckchen vom Tiſche, wohin es Monſieur De Chouſleur hingelegt, ſchleuderte es in's Feuer und ſah es im Augenblick zu Aſche verbrannt. Ihr Vergnügen darüber war nicht unähnlich dem des guten Hippolyte, denn ihm war etwas beſorgt zu Muthe geworden, und er hatte ſchon den Plan gefaßt, die Exercitien in Leonie's Gegenwart ſelbſt zu verbrennen, nachdem er zuvor die beiden zärtlichen Briefe, die ich bereits für den Leſer copirt habe, in ſeinem erwähnten Schatzkäſtlein ganz unten unter ſeinem Haarſchatz verborgen hatte.

Kaum konnte er ſeine Freude verbergen, als er Leonie's eigene ſchöne Hand ihn von der Unruhe über die jetzt verzehrten oder noch exiſtirenden Briefe befreien ſah; und er vermochte es nicht einmal, etwas von böſer Laune zu affectiren. Leonie war herzlich froh darüber, denn ſie dachte, was ſie gethan, müſſe für ihn beleidigend ſeyn, und ſein ruhiges Benehmen

flößte ihr neue Achtung für seinen Charakter ein.

Sechstes Kapitel.

Sehr bedeutende Ereignisse sollten jetzt über das Schicksal unserer Helden und ihrer Freunde, oder, wie sie selbst sie wirklich nannte und wir sie wohl nennen möchten, ihrer Eltern, hereinbrechen. Plötzliche Uebergänge von Reichthum zu Armuth, von mächtigem Einfluß zu gänzlicher Unbedeutenheit, von dem was die Welt Ansehn und Achtung, zu dem was sie Ungnade nennt, fallen zu häufig vor, als daß man sich darüber, selbst in einem Roman, verwundern sollte. Man staunte daher auch nicht, daß ein dergleichen Unfall die Familie betraf, in deren Kreis ich meinen Leser, lange ehe ich selbst einen Fuß über die Schwelle ihres Hauses setzte, eingeführt habe. Ich kannte sie nie in ihrem Glücke, und doch trauerte ich herzlich

bei der Erzählung ihres Unglücks und des traurigen Unfalls, aus dem sie entsprang.

Es war an einem schönen klaren Morgen, im Monat März 1811, als Herr Suberville in Rouen die Anweisung auf eine große Partie roher Baumwolle zum Gebrauch für seine Manufactur erhielt. Herrn Mowbray's Brief, der die näheren Bestimmungen enthielt und der die Ankunft hätte voraus aukündigen sollen, war durch einen Zufall verzögert worden, und daher konnten auch nicht die nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme der Wolle in den wenigen Tagen getroffen worden, welche zwischen der Landung des Schiffes und der Ausladung zu Rouen verstrichen. Herr Suberville war deshalb genöthigt, die Ballen und Pakete wo es irgend ging in seiner Factorei und seinen Waarenhäusern, ja sogar in den Corridoren und Zimmern seines eigenen Wohngebäudes, unterzubringen. Unter diesem Geschäft verstrich der größere Theil des Tages, und obgleich der unermüdliche Eigenthümer fast die ganze Nacht wachte, um gegen Unglücksfälle auf der Acht zu seyn,

so konnte er doch nicht überall seyn, und nicht die Nachlässigkeit der Anderen verhüten. Ein ermüdeter, achtloser Arbeitsmann ließ ein brennendes Licht in einer gefährlichen Lage stehen. Die Familie ging, nachdem sie ihrer Meinung nach alles Mögliche zur Sicherheit gethan, zu Bette. Die Flammen brachen aus; sie vereitelten alle Anstrengungen der Nachbarschaft, sie wieder zu ersticken. Versicherungsanstalten gegen Feuersgefahr waren damals in Frankreich unbekannt, und am nächsten Morgen waren Herr Suberville, seine Frau, seine Familie, ohne Haus, ohne Factorei, ohne Vermögen — gänzlich ruinirt.

Gänzlicher Ruin muß jedoch, wie alle Phrasen, die auf einen frühern Zustand Bezug nehmen, auf das ehemalige Glück der Familie bezogen werden, bedeutet demnach hier nur einen relativen Ruin. Monsieur Suberville war deshalb noch nicht an den Bettelstab gebracht, denn als er seine Bücher überschlug, was bei seiner ruhigen Gemüthsart selbst unter diesen Umständen mit Sicherheit und Genauigkeit sehr bald geschehen war, fand er, daß die Erspar-

niſſe ſo langer Jahre alle ſeine Gläubiger befriedigen, und ihm überdies noch ein kleines Capital übrig laſſen würden, welches jährlich an hundert Pfund (2400 Fr.) Zinſen abwürfe. Sein Hauptreichthum, der in der Factorei und dem Maſchinenweſen beſtand, nebſt ſeinem koſtbaren Hauſe und deſſen Inhalt, war unwiederbringlich verloren.

In dem Obdach, welches ſein nächſter Nachbar ihm und ſeiner Familie eingeräumt, und ſogar ſchon im Angeſicht der ſchwarzen, noch dampfenden Mauern der Factorei, wo er einſt ſein Glück ſich geſchaffen, und des Wohnhauſes, welches ihn ſo lange freundlich beherbergt hatte, dort ſogar ſchon ordnete er Alles an, und das mit einer unglaublichen Faſſung und Ruhe. Er ertrug den grauſamen Schlag mit der Ergebung, welche immer für Philoſophie gilt, die aber nicht immer dieſes hohen Beinamens würdig iſt. Es gibt aber eine gewiſſe körperliche Ruhe der Gefühle, welche, wenn ſie auch nicht in offenbare Stagnation ausartet, bei einigen Leuten ihr doch ſehr nahe kommt. Ein unter den farb-

losen unfruchtbaren Höhen commercieller Berechnungen begrabener Geist kann mit einem See verglichen werden, der rund eingeschlossen in einem Kessel hoher Berge liegt, die zugleich ihn schützen und zugleich ihre Schatten auf seine Oberfläche werfen. Um den Einen stürmen und rauschen die Gemüthsbewegungen, um den Andern die Winde; beide aber bleiben unbewegt.

Diese Ausnahmen von dem allgemeinen Laufe der menschlichen Ereignisse und der Natur sind an sich eben so selten, als liebenswürdig; und wir sehen selten bei uns oder auf unseren Reisen ein Gemüth oder einen See, der so gänzlich isolirt sich befände, daß nicht irgendwo eine Oeffnung zu finden wäre, durch welche das bewegte Leben oder die Lüfte des Himmels eindrängen. Die Oeffnung bei Monsieur Suberville wurde durch seine Zuneigung für Leonie gebildet, denn er liebte diese angenommene Tochter, als wäre sie sein eigenes Kind. Außer dieser Neigung gab es aber nichts, was ihm an's Herz gegangen wäre. Er war ein Mann von unbeugsamer Rechtlichkeit, von strengem Sinn für Ehre,

ein Vertheidiger des Anſtandes und der Sitte, aber ihm fehlte durchaus was man ein ſanftes Gemüth nennt. Lange liebte er ſeinen Bruder — ſo gut wie jeden andern Mann; und als ſie in Zwiſt geriethen, war er mit ihm eben ſo geſpannt wie mit einem Fremden. Er hatte manche Freunde, aber keine einzige Freundſchaft. Für Wärme, Enthuſiasmus, für Ueberſchwänklichkeit, wie ſie in der Welt erſcheint, fehlte ihm durchaus der Sinn. Er hatte häufig Wohlthaten erwieſen, aber niemals dadurch ein Gefühl der Dankbarkeit erregt. Wenn er den warmen Becher der Gaſtlichkeit ſeinen Gäſten hinreichte, konnte er ſicher ſeyn, ihn ſogleich wieder mit Eis zu kühlen. Wenn er Geld auslieh, geſchah es mit einer kalten Miene. Wenn er es abſchlug, wurde die abſchlägige Antwort durch keinen Ausdruck des Kummers gemildert. Wurde eine Schuld bezahlt, ſteckte er das Geld in ſeine Taſche. Ging ſie verloren, ſchlug er ſich die Sache aus dem Sinn.

Ein ſolcher Mann kann niemals allgemeine Theilnahme erwecken, wol aber keine geringe

Achtung. Rechtlichkeit und eine gesunde Urtheilskraft sind so schätzenswerthe Eigenschaften, daß die Welt zu ihren Gunsten manche der Mängel übersieht, die man gewöhnlich Gefühle des Herzens nennt, und was ihren Eigenthümern widerfährt, als besondere Ungerechtigkeiten des Schicksals betrachtet, während Manche ihr Mitleid solchen Duldern schenken, als wollten sie durch dieses Opfer das Uebel von sich selbst abwenden. Hierin mochte, wenigstens zum grössern Theile, der Grund liegen, daß am zweiten Tage nach dem verhängnißvollen Brande eine Deputation der ersten Kaufleute von Rouen, und darunter auch viele von Monsieur Suberville's Gläubigern, herauskamen, und ihm eine Geldunterstützung zu jedem Belange, ja wenn es auch bis zur ganzen Höhe seines Verlustes und um ihn vollständig wieder einzurichten wäre, anboten. Ein so hoher Beweis von Achtung machte ihn betroffen, konnte ihn aber nicht rühren, und mit Ruhe lehnte er das Anerbieten ab, weil sein Alter ihn unfähig mache, den ganzen Handel noch einmal von vorne anzufangen, und

die Last einer so großen Verpflichtung auf seinen Schultern zu tragen.

Während Leonie, die bei diesem Auftritt zugegen war, über Herrn Suberville's Benehmen nachsann, erbrach er das Siegel eines ihm eben übergebenen Briefes. „Ah," rief er, den Inhalt überfliegend, und ihn auf den Tisch werfend, „das ist zu spät!" Leonie sah drauf hin, und erkannte, daß er von Herrn Mowbray sey. Eine Anwandlung der Lust überkam sie; ihr Herz, noch kurz vorher so leer und öde, pochte. Sie bat um Erlaubniß, den Brief zu lesen. Herr Suberville nickte schweigend dazu, und sie las die Nachschrift:

Je pense toujours à ma chère petite Léonie, et j'espère de faire sa connoissance un jour.

Edward Mowbray.

„Ach, lieber Papa!" rief Leonie, indem sich ihre Augen noch einmal mit Thränen füllten, und ihre Wangen vor Freude rötheten, „hier ist ein Freund, der Sie, wie es auch kommen mag, lieben, der mit uns fühlen wird. Ich rede nicht von Eduard — an ihn dachte ich gar

nicht — ich meine Herrn Mowbray — Sie meinen doch nicht, daß ich an den Sohn gedacht?"

Wie könntest Du das auch, mein Kind, da er ja auch Dich nicht kennt? Du legst mir da etwas unter, woran ich nicht würde gedacht haben; — sieh' Dich daher in Zukunft vor, mein liebes Kind, und denke immer zuvor ehe Du sprichst.

„Das thue ich auch, Papa; und ich denke und will nur sagen, daß Herr Mowbray Ihnen sehr bald wie ein recht warmer, edler Freund schreiben, und Ihnen dieselben gütigen Anträge machen wird, wie die Kaufleute aus Rouen, aber auf eine Art, die noch weit mehr seine Zuneigung für Sie beweisen wird."

Wir wollen sehen, war die Antwort; und Leonie entfernte sich, um Madame Suberville aufzusuchen, welche seit dem Brande das Bette gehütet, aber nie von Doctor Gilkutte während der Zeit war verlassen worden, und, indem sie dadurch täglich schlimmer wurde, die innige Verbindung zwischen Ursach und Wirkung bewies. Herr Suberville setzte sich sogleich nieder, um

Herrn Mowbray zu antworten, und eine neue Bestellung, die er erst vor Kurzem auf eine frische Hülfs-Sendung von Baumwolle gemacht, zurückzunehmen, und zugleich, indem er die Bezahlung der Rechnungen für die letzte unglückliche Uebersendung ankündigte, ihm sein Mißgeschick, welches die Ursache war, zu melden.

Darauf schrieb er amtlich an die Regierung, indem er mit kurzen Worten die Veränderung seiner Umstände meldete, und demgemäß bat, daß man ihm erlauben möge, sein Amt als Maire niederzulegen zu Gunsten eines Andern, der mehr geeignet sey, es jetzt mit der nöthigen Würde zu verwalten. Als auch dies abgemacht, ging er in das Zimmer seiner Frau, nahm Blanche bei Seite, kündete ihm, als seinem Amtsgehülfen, den eben gethanen Schritt an, und ging dann früh in's Bureau, einige Papiere zu signiren, und nachzusehen, ob auch Faussecopie von der Lage der Dinge keinen Vortheil zu irgend einem schlechten Streiche ziehe. Als er das Büreau wieder verließ, seine letzten Anordnungen behufs einer neuen Wohnung und was künftig zu thun

ſey, zu treffen, ſtieß er auf Glautte, der, weniger langſam als gewöhnlich, dem Orte zuſchritt, den er eben verlaſſen. Ihm kam dies etwas ſeltſam vor, mehr aber noch das Weſen des Doctors, worin ein Gemiſch von Geſchäftigkeit und Nachdenken lag. Dieſes letztere war ſo vorherrſchend, daß er bei Herrn Suberville in der engen Dorfſtraße vorüber ging, ohne ihn zu ſehen, und gerade in das Haus hineintrat, wo das Bureau gehalten wurde, ohne nur einmal, nach ſeiner Gewohnheit, mit ſeinem Rohre wie mit einer Mörſerkeule auf den Boden zu ſtampfen, eine Bewegung, die zugleich amtlich und profeſſionsmäßig ſeine Ankunft verkünden ſollte.

Während Herr Suberville auf ſeine Interims Wohnung zuſchritt, betrat Glautte das kleine Zimmer, wo Fauſſecoyte im Schreiben begriffen war. Sorgfältig verſchloß er die Thür, ſtellte ſein Rohr in einen Winkel, ſetzte ſich darauf ſelbſt nieder, und, nachdem er eine Priſe Tabak genommen und herablaſſend die Doſe dem pfiffigen Schreiber dargereicht, benachrichtigte er dieſen in halbem Flüſtern, daß Herr Suber-

ville sein Amt niederlege. Bei Faussecopie erregte dies nicht geringes Erstaunen, und keine kleine Freude, denn des Maire's unwandelbare Rechtlichkeit und rastlose Energie hatte schon lange schwer auf seiner Denkungsart gelastet, die nun einmal von Natur sich zur Veruntreuung neigte. Glautte versicherte ihn, wie er glaube, daß Herr Beneist, Herrn Suberville's Nachbar, zu seinem Nachfolger dürfte bestimmt werden, und seine Absicht war nun keine andere, als mit dem Freunde François zu verabreden, wie man wol am besten den genannten Ehrenmann dahin bringen könne, daß er ihn in seinem Amte als Adjuncten belasse.

Faussecopie übersah mit gewohntem Scharfblick sogleich alle Vortheile, welche sich aus dem gegenwärtigen Zustande ziehen ließen. Es gab wohl keinen Mann, der besser zu einem Instrument in den Händen eines solchen Schurken geeignet gewesen wäre, als unser Freund Doctor Glautte. Faussecopie faßte es sogleich auf, dieser selbst müsse darauf antragen, zum Nachfolger für Herrn Suberville ernannt zu werden, und

zur Belohnung für dieſen Dienſt müſſe er ihn zum Adjunct erwählen. In dieſer Stelle, wuſte er, daß er ganz der Meiſter eines Obern ſeyn könne, und enthüllte ihm deshalb ohne Zaudern ſeinen Vorſchlag. Glautte war durchaus flambé (um hier ſeine Lieblingsphraſe zu gebrauchen) bei dieſem ungeheuren Vorſchlage. Sein Ehrgeiz oder ſein Selbſtvertrauen war nie ſo hoch gegangen. Er „hm"te und „ja"te und räuſperte ſich und rollte die Augen, während Fauſſecopie, unbekümmert um ſeine Verwirrung, eine Petition an den Miniſter des Innern entwarf. Zu der notoriſchen Lüge, daß Glautte ſchon Jahrelang die Pflichten ſeines Amtes erfüllt habe, fügte er einen indirecten Fingerzeig auf Herrn Suberville's gegenwärtige Unfähigkeit hinzu, eingehüllt in der Sprache beſorgter Theilnahme über ſeines Freundes Unglück, welches ſeine Geſundheit ſehr angegriffen, und ihm einen Theil der geiſtigen Kraft geraubt, durch die er früher ſich ſo hervorgethan habe. Die Petition endete mit den überſtrömendſten Betheurungen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit gegen den Kaiſer, ſein

Kaiſerlich-Königliches Haus und ſeine Dynaſtie. Fauſſecopie hielt dies dem entſetzten Doctor vor, deſſen Augen auf ihre gewohnte Weiſe, wenn irgend etwas ihn aus ſeinem herkömmlichen Zuſtande des Stumpfſinns aufſchreckte, vor ſich hin glotzten. Er überlas die Skizze, billigte ſie, und nahm auf Verlangen ſeines Rathgebers und auf ſeine möglichſt leſerliche Weiſe, eine ſchöne Abſchrift davon, die dann ſogleich zur Poſt getragen, und mit demſelben Courier befördert wurde, welcher Herrn Suberville's Vorſchlag zur Entlaſſung überbrachte. Kaum daß dieſer erſte Schritt gethan, als auch Glaute ſich ſchon im Beſitz deſſen glaubte, was der Schritt erſt bewirken ſollte. Er hielt ſich nun zweimal ſo ſtattlich als zuvor, ſtampfte zehnmal ſtärker mit ſeinem Rohr auf den Boden, ſchwenkte ſeinen goldenen Ohrring weit entſchloſſener vor, nannte François Fauſſecopie ſeinen beſten Freund und den Urheber ſeiner Erhebung, und behandelte ſeinen alten Freund und beſtändigen Wohlthäter mit gänzlicher Vernachläſſigung. Die unmittelbare Folge von alledem war, daß ſeine vorige

Patientin vollkommen gesund wurde, und sein alter Patron an ihm einen großen Aerger nahm.

Dieses unangenehme Bild einer thörichten Undankbarkeit fand einen schlagenden Gegensatz in De Chousleur's leichtsinniger Unintereſſirtheit. Sein erster Drang und Trieb, als er von dem zerstörenden Feuer hörte, während es noch den Morgen nach dessen Ausbruch wüthete, war, aus dem Bette in sein Hemde zu springen und fortzustürzen „so angethan wie er war" nach dem Platze, der, seiner Vorstellung nach, voller Flammen, Geschrei und Leitern und Wassereimern seyn müsse, benebst unglücklichen Anstrengungen, Ohnmachtsanfällen und — Leonie. Nach einem augenblicklichen Nachdenken warf er sich jedoch hastig in sein braunes Alltagskleid und stürmte nach dem Thale. Als er sich ihm näherte, sah er den mehr und mehr verbleichenden Anblick der Feuersbrunst bei'm Tageslicht; und dies ist gewiß der Augenblick, solch' einen Auftritt in seinem traurigsten Lichte zu schauen — wenn die glänzenden Feuerstrahlen keinen Hintergrund in der Dunkelheit der Nacht finden,

und nicht mehr die Gegenstände ringsum in phantastischer Wildheit zeigen, wenn nichts als eine traurige Flammenzunge hinaufleckt in den klaren Morgen und die verlassenen Mauertrümmer in nackter Wüstheit dastehen. Der Himmel weiß, wie Monsieur Hippolyte es betrachtete; was mich betrifft, so bekenne ich aber, daß ein nächtlicher Brand für mich immer mehr ein Gegenstand der Aufregung als des Kummers gewesen, während derselbe Anblick bei Tage mich allemal mit dem ganzen Eindruck des Jammers und Elendes erfüllte.

Der arme De Chousseur war traurig bekümmert, und bekümmert traurig zu erfahren, daß Leonie bereits entkommen — und, was noch schlimmer, daß sie ganz ruhig durch die Küchenthür zum Hause hinausgegangen sey. „Oh," rief er, „hätte sie wenigstens besinnungslos von einem Gitterfenster herab gehangen an einem Laken oder Federbette!" — So unwillig er auch über die Art ihres Entkommens war, fand er sich doch noch weit mehr dadurch beleidigt, daß er gar keine Aussicht hatte, sie zu sehen. Der Herr,

in deſſen Hauſe ſie ein Obdach gefunden, hinderte jeden Verſuch, ſie aber Madame Suberville zu ſtören; und was den Gatten betraf, ſo durfte Hippolyte es niemals wagen, auch in ſeinen ruhigſten Stunden ſich ihm zu nähern; in einem Augenblicke wie dieſer, war es folglich ganz unmöglich. Ihm blieb nichts übrig, als den ganzen Tag und die Nacht dazu rings herum zu ſtreifen, in Schutt und Aſche nach einigen Reliquien von Leonie's Eigenthum ſuchend, und er war überglücklich, als er einen ſilbernen Fingerhut, eine Nadelbüchſe, einen halbverbrannten Schuh und ein ſeiden Band (weiß, wie alle ihre Kleider) fand, die er ſämmtlich mit der Schärfe des Auges eines Liebenden, als ihr früher angehörig, erkannte. Sorgſam hob er dieſe insgeſammt auf, und wickelte ſie in ſein buntes, baumwollenes Schnupftuch, um ſie in ſein Käſtchen von Atlasholz zu legen, worin er alle ſeine Schätze verbarg. Seine große Sorge um das brennende Haus, und ſeine häufigen Nachfragen rührten endlich auch Herrn Suberville, der ihn mitten in dem Trubel wohl bemerkt hatte.

Als Hippolyte jetzt einen Abſchiedsblick auf die leere Oeffnung warf, welche einſt das Fenſter zu Leonie's Zimmer enthielt, und als er ſich eben anſchickte, nach vier und zwanzigſtündigem Suchen und Faſten nach Rouen zurückzukehren, redete ihn Herr Suberville, nachdem er mehrere Minuten ſein klägliches Weſen angeblickt, in einem Tone an, der ſich etwas mehr der Herzlichkeit näherte, als Hippolyte ſich entſann, ihn je aus ſeinem Munde gehört zu haben. Der kleine Mann war zu arglos, um, wie es wol ein mehr in den Welthändeln Bewanderter gethan hätte, Herrn Suberville's Stimme für den Ton eines gedemüthigten Geiſtes zu erklären. Hippolyte hörte nur die Stimme von Leonie's Vater, und vergaß in ſeiner Freude alles Uebrige. Eine Einladung einzutreten und zu frühſtücken, benahm ihm ſeine Eßluſt für den Augenblick. Thränen im Auge nahm er die Einladung an, und ſchlug zitternd Herrn Suberville vor, daß er Demoiſelle Leonie auch fernerhin unterrichten dürfe, ohne andere Remuneration als die hohe, hohe,

hohe Glückſeligkeit, welche eine ſolche Verpflichtung ihm ſelbſt bringen würde.

Herr Suberville, dem nichts von den zärtlichen Gefühlen träumte, die ihn zu einem ſo großmüthigen Anerbieten drängten, hielt De Chouſleur die Hand entgegen, welche dieſer ergriff und zwiſchen den ſeinigen an's Herz drückte, während er mit dem Eintretenden in's Haus trat. Als ſie das kleine zu Herrn Suberville's Gebrauch beſtimmte Zimmer erreichten, wo Leonie bereits beim Kaffeemachen war, konnte der arme Hippolyte ſeine Bewegung nicht länger meiſtern. Durch alle Schleuſen der Gefühle brach es hervor, und, auf die Kniee vor Leonie hinſinkend, ergriff er ihre Hand, küßte ſie mit der Miene eines Wahnſinnigen, und ſeufzte, und ſtammelte, wie ein eben gezüchtigter Schuljunge. Obgleich der Auftritt den wahren Gipfel des Lächerlichen erreichte, konnten doch weder Leonie noch Herr Suberville es ohne Rührung mit anſehen, freilich nach den verſchiedenen Stufen ihrer Empfänglichkeit. Unſere Heldin konnte eben ſo wenig lächeln als weinen, aber ſie bat Hippolyte aufzuſtehen.

mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit für seine Theilnahme, während Herr Suberville eine heiße Taſſe café au lait herunterſtürzte, und einen Teller mit ungeheuren Scheiben eines großen saucisson anhäufte, der, wie er glaubte, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Fülle von De Chousteux's Gefühlen habe, und zugleich das geeignetſte Hülfsmittel ſey, gegen die Leere ſeines Magens. Der begeiſterte Hippolyte hatte ſich nie ſo beglückt, und nie ſo hungrig gefühlt. Seine Eßluſt und ſeine Freude ſchienen Hand in Hand zurück zu kehren, und mit ihrer Nahrung zu wachſen. Er aß und trank und ſchaute ſich um, und aß und trank wieder, und um Alles zu krönen, erhielt er die Verſicherung, ſeine Lehrſtunden bei Leonie fortſetzen zu dürfen, wenn auch nicht ganz genau nach den von ihm ſelbſt geſetzten Bedingungen.

Siebentes Kapitel.

Die Vorbereitungen zum Wohnungstausch von Seiten Herrn Suberville's waren sehr bald vollendet. Er miethete ein großes, lange öde stehendes Haus, welches mit einem kleinen Park, Wiesen und Aeckereien den Namen Le Vallon führte, und ungefähr eine Viertelmeile von dem Dorfe entfernt lag, dessen Nachbar er gewesen. Dieses Haus, welches früher die Residenz eines emigrirten Edelmanns gewesen, und zum Theil in Trümmern lag, wurde für einen kaum des Namens werthen Zins vermiethet. Einige Zimmer befanden sich aber doch in recht gutem Zustande, so daß es für die Bedürfnisse seiner neuen Besitzer vollkommen geeignet war. Ein Französisches Landhaus zu meubliren, kostet seinem Eigenthümer, wenn er auch in den besten Umständen ist, nicht viel; in denen unseres Herrn Suberville kostete es ihn aber wenig oder gar nichts. Ein Paar roh gearbeitete Kirschbaumstühle, einige Nußbaumtische, Bettstellen von

demſelben Stoffe, mit den anderen geringeren Geräthſchaften, meiſt von roher Arbeit, alle in Rouen vom Trödler erſtanden, — und die Einrichtung war fertig. Die weiten und hohen Gemächer, ſo dürftig und gering meublirt, waren eben nicht behaglich, und wurden es noch weniger durch die Spuren früherer Größe, in den vergoldeten Fenſterpaneelen, dem prächtigen Täfelwerk und den marmornen Geſimſen. An manchen Stellen waren die Wände feucht geworden, und die reichen Tapeten hingen zerriſſen hier und dort herab. An anderen Stellen ſah man, wo Gemählde gehangen, und dann wieder große weiße Räume, welche einſt von mächtigen Wandſpiegeln bedeckt waren. Nackend ſtarrten dieſe leeren Flecke dem gewöhnlichen Beobachter entgegen, und ſprachen eine vernehmliche Sprache zum Moraliſten.

Ein unbehaglicher Gegenſatz zu der traulich warmen Behaglichkeit, welche in dem Hauſe vorherrſcht, das Herr Suberville in ſeinen beſten Jahren, und Leonie ſeit ſie denken konnte, bewohnt hatten. Doch waren Beide, obgleich im

harakter so sehr verschieden, sehr bald mit die-
em Wechsel versöhnt; er durch sein Phlegma,
e durch ihre romantische Neigung. Er war
ine Art von Fatalist, — sie fast durchaus En-
husiastin. Daß es ein Schicksal war, genügte
hm; daß es ein Wechsel war, söhnte sie voll-
ommen damit aus. Während sie sich aber eher
reuten, oder mindestens bei dieser Aenderung
icht litten, sorgten sie doch vor allem dafür, daß
Diejenige, für die es hätte schrecklich ausfallen
nüssen, so wenig wie möglich von der Ausdeh-
ung als von dem Ursprunge ihres Unglücks er-
uhr. Die arme Madame Suberville erhielt
inen furchtbaren Schreck bei'm ersten Anblick des
Feuers, und hätte sie alle Kohlen zugleich gewußt,
hätte er tödtlich wirken können. Aber Alle, um
ie her sorgten dafür, daß sie nur einen Theil des
Unglücks erfuhr; und als man sie behutsam von
dem Hause, wo sie zuerst ein Obdach gefunden,
zu ihrer neuen, eben beschriebenen Residenz führte,
bemerkte sie keine Veränderung, welche zu deut-
lich hätte sprechen können. Sie wurde in das
Zimmer geführt, welches von ihrem Gatten und

Leonie für sie ausgesucht worden, und dort traf sie fast Alles wieder von dem, woran sie im Leben gewohnt war.

So fand sich die nervenschwache Frau bald wieder heimlich und zuhause. Wenn sie sich in ihrem Zimmer und ihrem Cabinet umsah, und Herrn Suberville's ruhiges, so wie Leonie's zufriedenes Gesicht erblickte, so war dies eine Versicherung des Glückes, welche schneller zu ihrer Wiederherstellung wirkte, als Glautte's Vorschriften sie in ihrer Kränklichkeit befördert hätten. De Chouslenr fing wieder seine täglichen Besuche bei seiner Schülerin an, bei der er, so gut wie bei ihrem Pfleger, einen Stein im Brette gewonnen hatte; und er empfing regelmäßig, trotz seines Sträubens und seiner Proteste, dasselbe Honorar für seine Besuche wie von Anfang an.

So hatte Alles seinen ruhigen Fortgang, indem Herr Suberville die Pflichten eines Maire noch immer genau erfüllte, da er von dem Minister mit derselben Post, durch welche er seine Resignation eingereicht, den Befehl zurückerhalten, in seinem Dienste zu verharren, bis von der Re-

gierung gehörige Beschlüsse darauf gefaßt werden könnten. Diesen Bescheid machte er Glaute durch einen officiellen Brief bekannt, indem er auf seine gewohnte kalte und bestimmte Weise sich entschlossen, nie mehr im Geringsten mit dem stumpfsinnigen Doctor und falschen Freunde zu verkehren, obwol er nur von seiner Treulosigkeit, und nicht von seinem offenen Verrathe Kenntniß hatte.

Ein großer Theil der Nachbarn unterließ nicht, der Familie Saberville die frühere Aufmerksamkeit zu erweisen; aber unter den Wenigen, welche nach der ersten und letzten Condolenz-Visite selbst mit ihren Anfragen aufhörten, war seine Schwägerin, des Capitain Wittwe und Alfred's Mutter. Ganz mit einem Male fand sie unübersteigliche Schwierigkeiten in der Entfernung zwischen Rouen und dem Thale — hatte fortwährende Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, nervöse Zufälle, und, was noch schlimmer war, sie that Alles, was sie konnte, auch ihren Sohn mit einem dieser physischen Uebel anzustecken. Aber dieser war ein grundehrlicher Bursch und verachtete all' dies

Weſen. Gerade heraus hatte er ihr ſeinen Entſchluß geſagt, niemals ſeine Tante und ſeinen Onkel vernachläſſigen, und nie in der Liebe zu ſeiner Couſine Leonie aufhören zu wollen. Seine Mutter hatte zum erſten Mal in ihrem Leben etwas dagegen, daß er ſie Couſine nenne; aber ſie fuhr vor Schrecken zurück, als ſie ihn zum erſten Male in ſeinem Leben fragen hörte: „was ſie denken würde, wenn er ſie ſein Weib nennen wollte?“ Sie kannte ihn als einen ſtörrigen, eigenſinnigen Burſchen, und da ſie ein ſchlaues Weib war, lächelte ſie, küßte ihn und ſagte ihm, er ſolle ganz nach ſeinen eigenen Gedanken handeln. Demnach kam er öfter als je in's Thal, und wurde ſo herzlich wie immer aufgenommen.

Es waren jetzt vierzehn Tage ſeit dem Brande verſtrichen. Noch zwei Tage, und Leonie hatte ihr funfzehntes Jahr vollendet, und war damit, wie meine Leſer ſich erinnern werden, an der Gränze jenes Gelübdes, welches ſie der Jungfrau und einer weißen Tracht widmete. Vor einem Monat wäre die Befreiung von dieſen Verpflichtungen für ſie ein Gegenſtand von In-

reſſe geweſen. Sie blickte darauf, wie auf
ne neue Epoche in ihrem Leben — wie auf
ren Eintritt in die Welt und ihre Theilnahme
n allen Freuden derſelben. Bälle, Theater,
oncerte, von denen ſie bisher verbannt war,
iſchten ſich in bunter Verwirrung vor ihrer
hantaſie, und ihr Kopf war angefüllt mit einer
arderobe von ſo vielen Farben als die des
risma, und von einem Reigen von Luſtbarkeiten,
änzend wie die Sonnenſtrahlen und rauſchend
ie die Winde. Aber der Brand, welcher Herrn
uberville's ganzen Reichthum verzehrt hatte,
hien auch Leonie's Gedanken über dieſen Gegen-
and eine ganz andere Richtung gegeben zu haben.
ls die Zeit herankam, hatte ſie ein eigenes ban-
es Gefühl, ſie weinte und ſeufzte, wußte nicht
arum, und wünſchte den Moment verzögert, ohne
en Grund angeben zu können. Abgeſchieden,
ie ſie bisher von der Welt geweſen, zitterte ſie
ei dem Gedanken, ſich ihrem weiten Kreiſe zu
ähern; und ſie fühlte wie ein Vogel, der, ge-
oren und ernähret in einem Käfig, ein verlan-
endes Auge auf die offenen Flüge der Freiheit

zu werfen ſcheint, und doch wie voll Bangigkeit auf der Schwelle ſeines Käfigs flattert.

Auch Madame Suberville begann ſehr un, ruhig bei dieſer Gelegenheit zu werden. Eine außerordentliche Devotion beherrſchte einmal ihren Geiſt, daß ſie bei allem und jedem, was um ſie vorging, eine Art Zuſammenhang mit übernatürlichen Verbündeten und abergläubiſchen Gebräuchen gewahrte, und ihre Verehrung für die Jungfrau ſelbſt war faſt geringer als die, welche ſie für ihre ſpeciellere Patronin Urſula hegte. Sie hatte deshalb ohne Anſtand den Glauben angenommen, daß das unglückliche Feuer mit Leonie's bevorſtehender Beſprechung von ihrem Kindergelübde in naher Verbindung ſtehe, nicht als Beſtrafung für einen von ihr oder ihren Eltern begangenen Fehler, ſondern als eine geheimnißvolle Warnung gegen die Uebel, welche ihr bei'm Eintritt in das Leben drohten. Voll von dieſem Gedanken, und indem ſie zugleich etwas vernünftiger an den veränderten Zuſtand in Leonie's unmittelbaren Ausſichten dachte (wiewohl ihr der große Wechſel ganz unbekannt geblieben), hatte

ſie den brennenden Wunſch ſchon lange genähret, ihr Gatte und ihre angenommene Tochter möchten mit ihr darin übereinſtimmen, daß letztere ihr Gelübde feierlich auf fünf Jahre nacherädlich erneuere; indem ſie dadurch ſich ſelbſt den unmittelbaren göttlichen Beiſtand ſichere und zugleich einen Gegenzauber, um uns ſo auszudrükken, gegen die Gefahren hervorbringe, welche die ſchon da geweſenen nach aller Wahrſcheinlichkeit noch nacherädlich herbeiziehen müßten.

Es iſt nicht nöthig, bei den Mitteln zu verweilen, durch welche ſie ihren Ehemann zu gewinnen ſuchte. Genug, daß er in dem vernünftigen Theile ihres Argumentirens ganz mit ihr übereinſtimmte, und ſie ſogar mit Gründen, die ſein eigener klarer Verſtand ihm eingab, unterſtüzte. Leonie nahm den Vorſchlag mit Entzücken an, und am ſelben Morgen, wo ſie befreit werden ſollte, erneute ſie ihr Gelübde in der benachbarten Kirche.

Sie wurde von Herrn Suberville und einer Freundin begleitet, die während der kurzen und einfachen Ceremonie die Stelle ihrer

Mutter vereint, und als sie nach Hause zurückkehrte, frohen Herzens und lustigen Sinnes, weinte Madame Suberville indem sie ihr den Segen ertheilte, und sagte, sie fühle sich versichert, daß ihr für diese fromme und tugendhafte Handlung das Glück nicht entgehen könne.

An demselben Morgen brachte der Courier einen Brief mit des Ministers Siegel an Herrn Suberville, während er noch in seinem Dienst auf der Mairie war. Bei der Eröffnung las er, statt, wie er erwartet, die Bestätigung seiner Amtsniederlegung zu finden, den Befehl, in seinem Amte als Maire zu verharren, beigefügt war, mit Bildern der Zufriedenheit seines Kaisers, seine Ernennung zum Mitglied der Ehrenlegion, die Ankündigung einer Pension von dreitausend Franken jährlich, und eine Copie von Doctor Glautte's Eingabe.

Herr Suberville überlas den Brief zweimal. Er war durchaus mit seinem Inhalt zufrieden, denn er wußte den Werth solcher Emolumente und Auszeichnungen in diesem Augenblicke wohl zu schätzen. Er händigte Toussecopie das Schrei-

ben-ein, mit dem Befehl, es in die Dienstregister einzutragen, und während der erstaunte aber schnell sich fassende Schreiber mit Verwunderung das Schreiben überflog, öffnete Herr Suberville ruhig das Paket, welches die Insignien des Ordens enthielt, und das ihm vom Departements-Präfecten, begleitet von einem schmeichelhaften Glückwunschschreiben, war übersandt worden. Ruhig befestigte er jetzt das Band an sein Knopfloch, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Achtung für die Autorität, die ihn mit dieser Auszeichnung beehrte, und während er mit gewöhnlicher Kaltblütigkeit an seinem Tische im innern Bureau saß, trat Glautte (der davon im Postamte gehört, daß Schreiben für den Maire und ihn selbst, und dazu ein Paket vom Präfecten mit den Siegeln des Bureaus der Ehrenlegion angekommen seyen) keuchend in das Vorzimmer, athemlos von Eil und Angst, indem ein bleicher Anstrich über das dunkelrothe Gesicht gefahren war. „Platz da, Platz da!“ rief er, einige Bittsteller um Gerechtigkeit, oder Prozeßsüchtige, an denen es nie in einem Magistratsbureau der

Normandie fehlt, rechts und links bei Seite schiebend. An Faussecopie's Tisch angelangt, war er über die kalte Miene, mit der sein Busenfreund ihn einen Augenblick an- und dann sogleich wieder auf's Papier niedersah, das er zu copiren schien, nicht wenig verwundert. „Was, Monsieur Faussecopie," rief er im befehlenden Tone, „Sie scheinen vergessen zu haben, wer ich bin!"

Nein, nein, mein guter Doctor, antwortete François: Sie sind, glaube ich, nichts mehr und nichts weniger, als was Sie gestern waren.

„Das wollen wir sehen," rief Glautte, indem er den Brief mit folgender Adresse ergriff:

„An
den Herrn Doctor Glautte,
in der Mairie der Drei-Dörfer."

Glautte war der Meinung, diese unförmliche Adresse bedeute nur, daß er durch ein vorläufiges Schreiben von seiner Erhebung zum Maire und zum Ritter der Ehrenlegion solle benachrichtigt werden; denn daß er die erstere Würde erhal-

ten müsse, schien ihm unzweifelhaft, und aller Wahrscheinlichkeit nach konnte ihm auch die zweite nicht entgehen; daher stand er wie auf Kohlen. Er riß den Brief auf und las folgendes Schreiben desselben Ministers, welcher an Herrn Suberville geschrieben hatte:

Mein Herr!

Ihre Petition habe ich erhalten, und in Erwiederung darauf habe ich Sie zu benachrichtigen, daß von heute an Seine Majestät, der Kaiser, Sie Ihrer Dienste als Adjunct des Maire Suberville enthebt.

Ich bin

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Soll ich es näher schildern, wie der Doctor in einen Stuhl sank, die Augen auf das verhängnißvolle Papier geheftet? Oder das boshafte Grinsen in Faussecopie's teuflischem Gesichte, als er über Glautte's Schultern den Brief las? Oder die staunende Verwunderung der Bauern ringsum, die da glaubten, den Doctor habe der Schlag getroffen? Oder den kalt-verächtlichen Blick, welchen Herr Suberville auf

ihn warf, als er in dem Augenblicke, das Amthaus verlassend, an ihm vorüberging? Oder wie den wiedererwachenden Glautte das Schrekken ergriff, als er das Ehrenzeichen mit der deutlichsten Sprache von der Welt aus dem Knopfloch des Maire herabhangen sah?

Doch fühle ich mich hier geneigt, mich etwas umständlicher über Napoleons Politik sowol, als seine Gerechtigkeit (welche in diesem Falle vielleicht gleichbedeutend seyn mögen) auszulassen, wie über das daraus entspringende Factum, daß, während er Frankreich mit eiserner Hand regierte, er es doch verstand, diese in einen Sammthandschuh zu verstecken. Es war grade in dieser Periode, daß seine Plane gegen den Englischen Handel anfingen ausführbarer zu werden, daß demnächst Alles, was den Französischen Manufacturen Muth machen, oder ihnen Ehre bringen konnte, ein Gegenstand von der äußersten Wichtigkeit geworden; und jetzt war grade der Moment gekommen, wo er in seinen Plänen nach gigantischer Vergrößerung einen Ruheplatz für den Hebel suchte, mit welchem er, wie Archime-

des die physische, so die moralische Welt aus ihren Angeln heben könne. Diesen Ruhepunct glaubte Napoleon in der enthusiastischen Zuneigung seines Volkes zu besitzen; aber während er dahin arbeitete, ihn fest zu begründen, fand er, daß das Uebergewicht seines Ruhmes, statt als Stütze zu dienen, das Fundament selbst zerdrückt habe. Gleichwol, in Folge seines Systemes, hatte er die genauesten Nachforschungen nach Herrn Suberville's Verhältnissen und seinem Charakter angestellt; indem er nun dessen Anstrengungen nach Verdienst belohnte, sicherte er seiner Sache einen treuen und festen Anhänger.

Von solchen Betrachtungen muß ich jedoch zu den geringen Wirkungen übergehen, welche der Vorfall auf Doctor Glauer gemacht. Er war, dieses muß man im Voraus wissen, immer ein eifriger Verehrer Napoleons gewesen, und hatte die untergegangene Dynastie von Grund der Seele gehaßt. In den frühen Tagen der Republik war er ein vollkommener Römer aus den besseren Zeiten Roms geworden. Als General Buonaparte Kaiser wurde, ward der

Citoyen Glaute ein Ariſtokrat, und als Jener von der Größe zum Despotismus überging, machte der Andere, in parallelem Laufe, den Uebergang von der Unabhängigkeit zur Sklaverei. Aber die Dinge hatten ſich jetzt gänzlich geändert. Dieſer eine ihn treffende Schlag machte ihn mit einem Male zum eingefleiſchten Feinde des mächtigen Heroen, den er zuvor vergöttert; und der kaiſerliche Baum, welcher auf dieſe Weiſe ein harmloſes Inſect von einem ſeiner Zweige abſchüttelte, konnte nachher fühlen, als die Wolkenſchauer ihn zur Erde beugten, daß der Wurm ſich wieder daran feſt gemacht und bis ins Herzmark eingefreſſen hatte.

Als Glaute ſich von ſeinem Sturz erholt, der durch die eingebildete Größe noch tiefer wurde, ſah er ſich nach einer theilnehmenden Seele um, und ſuchte ſie wenigſtens bei ſeinem Schuldgenoſſen Fauſſecopie. Dieſer bewies ihm aber nur Hohn ſtatt Mitleid, und erwies Herrn Suberville einen vermehrten Antheil von Achtung und Fleiß, der gewiß angeſchlagen hätte, wäre nur der Gegenſtand ſeiner neuen Vereh-

rung irgend dafür empfänglich gewesen. Fauſſecapie's höchſter und nächſter Wunſch war, ſelbſt den Platz zu erhalten, auf welchem ſeine Betriebſamkeit den Doctor herausgehoben; aber dieſe Hoffnung wurde ſchnell zerſtört. Herr Suberville kündigte nämlich dem Miniſter an, er wolle, da er jetzt den Arbeiten ſeines frühern Lebens enthoben ſey, die geſammte Zeit den Pflichten ſeines Amtes widmen, wodurch dann der Beiſtand eines Adjuncts völlig unnöthig werde. Dieſe Anordnung fand im Hauptquartier vollen Beifall, und Herr Suberville gewann auf dieſe Weiſe einen kleinen Zuwachs zu ſeinen früheren Emolumenten, und war ſicher, daß alle Geſchäfte ihren beſten Fortgang hatten. Fauſſecapie, obgleich er wol etwas in ſeiner devoten Aufmerkſamkeit nachließ, verrichtete doch noch immer die ihm obliegenden Pflichten ſo, daß kein Grund zur Klage übrig blieb, und, um in der Schifferſprache zu reden, er legte bei, bis für ſeine Angelegenheiten die Flut wieder heranſtäme, die, wie er ſah, noch nicht die nöthige Höhe erreicht hatte. Obgleich Blautte ſeine Stelle

verlor, und mit ihr zugleich einen großen Theil ſeiner Kunden, konnte er doch noch immer vermöge ſeiner langen Erſparniſſe und frugalen Lebensweiſe, viel zu gut für einen ſolchen Mann leben. Er brütete über ſeine Rache und ſeine Ungnade; murmelte Drohungen und Winke, zu leiſe, als daß ſie ein Echo gefunden und zu unbeſtimmt, als daß ſie Jemand auf ſich bezogen hätte. Bei ſeinen Nachbarn verſank er in gänzliche Zurückſetzung und Verachtung.

Als Madame Suberville von der Beſtätigung ihres Gatten in dem Amte als Maire, ſeinem erhöhten Gehalt und ſeiner neuen Ehren vernahm, ſank ſie auf ihre Knie und dankte der heiligen Urſula; ſie betheuerte dabei, daß man alles dies lediglich Leonie's erneuertem, oder vielmehr umgemodelten Gelübde zu danken habe. Obgleich Leonie dies nun nicht ſo geradezu glaubte, ſo konnte ſie ſich doch auch nicht des Gedankens entſchlagen, daß dem Himmel die Handlung gar nicht mißfalle, und ſie fühlte ſich daher nach dem einmal gethanen Schritte um ſo zufriedener. Madame Suberville die jüngere war darüber ſo entzückt,

als über den brillanten Aussichten, welche sich „ihrem Bruder, dem Chevalier“ (wie sie ihn von nun an nannte) eröffneten, indem sie wußte, daß dieses Gelübde Leonie'en auf fünf Jahre den Ehestand verschloß, wodurch ihr Alfred von einem dummen Streiche zurückgehalten wurde, wohingegen des Kaisers augenscheinliche Gunst zu des Chevaliers weiterer Beförderung führen, und am Ende eine Heirath mit Leonie zum klügsten Geschäft machen dürfte, was Alfred je abschließen könne. Man hätte denken sollen, die Wege wären plötzlich wieder hergestellt, oder ihre Constitution völlig geändert, denn wie die Hindernisse sich früher bei ihren Besuchen häuften, verschwanden sie jetzt. Bei den Bewohnern des Thales bewirkte dies keine Veränderung, und Alfred kam wie sonst, fest und treu an seinen Verwandten hangend, den alten und jungen, aber auch nicht um das Gewicht eines Sonnenstäubchens verliebter in Leonie als vor allen diesen Vorfallenheiten.

Nicht so Monsieur Hippolyte. Jeder Umstand, gut oder böse, jeder Wind, rauh oder sanft, schien sein Gefühl fester zu machen, und

die ſein unglückliches Herz verzehrende Flamme ſtärker anzufachen. Leonie war jetzt mit dieſen Ueberſchwänklichkeiten vertraut geworden, und ohne zu wiſſen, was er eigentlich damit wolle, machte ihr ſein Benehmen viel Spaß. Zu einem offenen Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft ließ De Chouſleur es niemals kommen; Alfred ließ die Poſſe weder aus- noch zu weit gehen. Herr Suberville fand in Hippolyte einen lebendigen Subſtituten an Glautte's Stelle, ſeinem frühern Anhänger. Er bildete eine angenehme Schattirung in der großer Einförmigkeit ihres Lebens, und faſt war er ein Glied der Familie, während ſeine Schülerin, wenn auch nicht ganz durch ihn, doch unter ſeiner Beihülfe, die Fortſchritte in ihrem Lieblingsſtudium verfolgte.

Nach vier oder fünf Monaten, ſo ſchnell als es in der That geſchehen konnte, erhielt Herr Suberville einen Brief aus Philadelphia, von dem er, obgleich er Engliſch geſchrieben war, erwarten konnte, daß er Herrn Mowbray's Antwort auf ſeinen nach dem Brande geſchriebenen Brief ſey. Er reichte ihn Leonie zur Ueber-

setzung, und sie trug sehr schnell Folgendes in die Französische Sprache über:

Philadelphia, den 28sten Mai 1811.

Herrn Julius Suberville.

Mein Herr!

Herr Mowbray, mein Principal, der durch Geschäfte verhindert wird, selbst zu schreiben, hat mir aufgetragen, Ihnen zu melden, daß Ihr Geehrtes vom 16. März c. richtig ihm zugekommen. Er bedauert Ihr Unglück, und wird demnächst die 550 Ballen Baumwolle zurückbehalten. Er vermuthet zugleich, daß Ihre Gesundheit einen Stoß erhalten habe, worüber er aufrichtig betrübt ist.

Ich bin, mein Herr

Dero ergebener Diener,

für Joseph Mowbray und Sohn,

Ebenezer Woodroofe.

Herr Suberville lächelte über diese laconische Mittheilung, die von Leonie fast wörtlich mit zitternder Stimme übersetzt wurde. Sie prüfte jede Falte und Seite, von innen und aussen, nach einem Postscript, fand aber nichts, ja nicht das Geringste was von Eduard's Leben ge-

ſprochen hätte, bis auf das Wort „Sohn,“ welches deutlich zeigte, daß er nun an der Handlung des Vaters Theil nehme. Zuerſt wunderte ſie ſich über dieſen veränderten Ton im Briefwechſel, fand aber bald tauſend Entſchuldigungs-Gründe, die mit Eduard's Eintritt in die Handlung Verbindung hatten. Herr Suberville ſah auf den erſten Blick, daß er eine Bekanntſchaft weniger habe, und dachte nun nicht mehr daran.

Sein hinlängliches Einkommen, ſeine Mäßigkeit und ſeine ſtets im Kleinen und Großen wohl berechneten Pläne verſicherten Herrn Suberville eines fortdauernd behaglichen Zuſtandes, bei Umſtänden, die er wenig Hoffnung hatte zu verbeſſern, und geringe Furcht, daß ſie noch ſchlimmer werden könnten. Für ſich und auch für ſeine Frau war er vollkommen zufrieden. Der große Gegenſtand ſeiner Sorge war Leonie, und ſie hatte ja Alles, was bei ihren beſcheidenen Wünſchen im Leben für ſie nöthig war. Das ſchlechte Aeuſſere des Hauſes bekam ein wohnlicheres Anſehn, indem die Geräthſchaften und Meubles vermehrt wurden, oder das Auge ſich

an die weiten Räume gewöhnte. Der Garten, noch vor Kurzem ein Sinnbild des aristokratischen Falles, wurde in Ordnung gebracht; die langen Alleen wurden wieder beschnitten, die Terrassen neu mit Sträuchern und Blumen bepflanzt, der Fischteich gereinigt und wieder eingefaßt, die kleine Wasserkunst hergestellt, die Gänge mit Kies belegt; und der ganze Platz erhielt ein moderneres und angenehmeres Aeußere. So verstrichen drei Jahre in nicht unangenehmer Einförmigkeit. Die Ruhe wurde von keinem des Bemerkens werthen Ereigniß unterbrochen, bis die ganze Welt von dem Falle des allerkolossalsten ihrer Gebieter erschüttert wurde — wo denn auch das Thal der Drei Dörfer bei dem allgemeinen Stoße nachschütterte.

Achtes Kapitel.

Die großen politischen Ereignisse des Jahres 1814 bedürfen keiner neuen Erwähnung. Sie müssen noch frisch im Andenken der Meisten seyn, und besonders Derer, welche irgend wie mit der Nation, bei welcher sie vorzüglich Statt fanden, in Verbindung standen. Während diese erstaunlichen Vorfälle in den übrigen Ländern Europa's nur in ihrer Ausdehnung und Größe bekannt wurden, war Frankreich verurtheilt, die ihnen folgenden Wirkungen bis in seinen entferntesten Winkeln speciell zu fühlen.

Grade kurz vor der wirklichen Entthronung Napoleons geschahen die größten Anstrengungen, und die Königliche Partei entfaltete im Geheimen alle Kräfte, um der fast vergessenen Sache des Bourbonismus Anhänger in Frankreich zu verschaffen. Erst als das Land zu der Erkenntniß gezwungen ward, daß sich von der Fortdauer des kaiserlichen Scepters kein Glück erwarten lasse, öffneten sich Aller Augen zugleich der Nothwendigkeit, den

Mann zu entfernen, welcher, nachdem er seine Glorie gewesen, nun seine Geißel geworden, und ein gesetzwidrig entthrontes Geschlecht, dessen Fähigkeit zu einer solchen Auszeichnung eben so sehr auf rechtlichen Ansprüchen beruhte, als auf der Gewißheit, daß, wenn einmal ein Wechsel eintreten müsse, es dasjenige sey, von dem sich eine ruhige Staatsverwaltung am ehesten erwarten lasse, wieder auf seine Stelle zu setzen. Aus diesem Grunde war der größere Theil unter den vernünftigen Franzosen bald zur Unterstützung Ludwig's XVIII. geneigt; aber ehe dieser allgemeine Wille im Lande sich aussprach, wurde manche unwürdige Intrigue gespielt, und manche lustige Auftritte fanden Statt.

In dem ganzen kleinen Landstrich, wo wir mit unseren Beobachtungen heimisch geworden sind, war der Einzige, welcher sich laut und kühn als Royalist bekannte, Monsieur Hippolyte Emanuel Narcisse de Chousieur. Er war durch Dick und Dünn, während seiner Siege und seiner Niederlagen, seiner Höhe und seiner Erniedrigung, ein gleichkundiger Gegner

Buonaparte's, und steter Anhänger der Bourbons gewesen. Alles, worin der Name Napoleon vorkam, schien in De Chousseur's Augen verunehrt; aber dieser voreilige Wahnsinn fand damals noch sehr wenig verwandte Gemüther in Frankreich, und machte seinen Besitzer fast zum Gegenstande eines allgemeinen Gelächters. Ein seiner Sache so ganz hingegebener, und von seinen Gegnern so verachteter Mann, gab indessen doch ein gutes Instrument ab, als die Sache zu blühen begann. Jedes solchem Depositorium anvertraute Geheimniß war ziemlich sicher, nicht gesucht zu werden, und wenn es durch Zufall an's Tageslicht kam, konnte es nur geringe Aufmerksamkeit erregen. So argumentirten die Agenten der Bourbons, und waren sehr erfreut, einen so getreuen und bereitwilligen Partisan an einem Orte zu finden, wo sie nur geringe Hoffnung hatten, Proselyten zu machen.

Ich kann den bestimmten mit De Chousseur abgeschlossenen Vertrag nicht mittheilen, und eben so wenig die genauen ihm bei dieser Gelegenheit ertheilten Instructionen verrathen; aber gewiß

iſt, daß er ſehr nach Recruten auf den Strauch ſchlug, und daß der erſte hoffnungsvolle Sprößling, den er als ſeinen Alliirten ſich auserſah, kein Anderer war, als der grunzende und brummende Doctor Glautte.

Glautte war bald für die gute Sache gewonnen, denn er kam dem Verſucher auf halbem Wege entgegen. Was der erſte ihm hingehaltene Köder geweſen ſeyn mag, wird vielleicht auf immer Geheimniß bleiben. Genug, es war hinreichend, den Doctor zu einem eifrigen Advocaten der Legitimität zu machen, und Er war es, der in Verbindung mit De Chouſſeur um die Zeit des Einfalls der alliirten Mächte in das Land, nämlich im Frühling des merkwürdigen Jahres, wo meine Erzählung jetzt verweilt, ſeine gelegentlichen Vorträge über die Bourbons überall begann, wo er nur immer Zuhörer fand, das iſt in den Schänkſtuben, den Barbierläden, den Bleichwieſen oder in der kleinen wandernden Leihbibliothek. Unter Vermittelung dieſer Edlen begann der durch die revolutionäre Dürre in's Stocken gerathene Fluß des Royalismus allmälig wieder zu rinnen,

aber er ſickerte lange Zeit nur mühſam, bis er zuletzt ein klarer und reiner Strom wurde, der durch eigene Kraft allen Widerſtand überwältigte.

Ein plötzlicher Ausbruch des Bourbonismus im ſüdlichen Frankreich entſchied die Frage. Dieſes Gefühl rauſchte wie eine Flamme über das ganze Land, und war unwiderſtehlich, als es von fünf hundert tauſend Bajonetten und der Kraft des Unwillens des ſo lange entwürdigten Europa's unterſtützt wurde. Der Mächtige, welcher die freien Rechte, durch welche er erhoben worden, niedergetreten hatte, fiel vom Throne, er wußte nicht wie, und ſah eine Macht in Staub verſchwinden, die ſich nicht durch geringe Mittel wieder auflöſen ließ. Hippolyte's und Glaute's kleiner Triumph war vollkommen, aber um ihn zu äußern, bedurfte es eines Mannes von der Feder, der geſchickter war als jeder von ihnen Beiden. Als ſie ſich gegenſeitig die gewichtige Frage vorlegten: „Wer ſchreibt unſere Proclamation und unſere Adreſſe an den König nieder?“ antworteten ſie Beide: „Wer als Fauſ-

ſecopie!“ Indeſſen war dieſer mit Herrn Suber-ville, ſeinem Obern, ſeit einiger Zeit auf's äuſ-ſerſte angeſtrengt geweſen, die ſchwindende Anhäng-lichkeit der Gemeine zu Napoleons ſinkendem Hauſe aufrecht zu erhalten. Beredſamkeit und Vernunft, und Verſprechungen und Drohungen waren aus Fauſſecopie's allzeit fertiger Feder in reichlicher Fülle gefloſſen; aber zu ſeinem Glück wandten ſich grade am Tage vor der endlichen Entſcheidung, und ehe Ludwig zum König pro-clamirt wurde, die Hauptverbündeten in der Dorfrevolution an ihn in ihrer Noth, und ſtell-ten ihm die Sache in ſo einleuchtendem Lichte vor, daß er (aus amtlichen Mittheilungen zu-gleich unterrichtet, daß das Spiel aus ſey) ganz ihren Anforderungen entſprach und die verlangte Schrift entwarf, mit Fleiß voller Bour-bonismus und Schmeicheley. Er empfing dage-gen das beſtimmte Verſprechen, daß er an allen Ehren und Belohnungen, die über ſie kommen möchten, ſeinen Antheil haben ſolle.

Nachdem ſo alle Vorbereitungen gemacht wa-ren, wurde unter Schutz und Rath genannten

Triumvirats die weiße Flagge im Dorfe aufgesteckt; aller Anstrengungen Herrn Suberville's dagegen ungeachtet, dessen Leben sogar von dem eifrigen Pöbel dabei bedroht wurde. Ankündigungen über die Restauration wurden überall verbreitet, der Maire und andere widerstrebende Beamte wurden suspendirt, und jenes wichtige Amt in unsern Drei-Dörfern pro tempore dem Doctor Glautte übertragen, der augenblicklich seinen würdigen und loyalen Freund Faussecopie zum Adjuncten ernannte. Was Hippolyte betraf, so lagen dessen Hoffnungen noch im Keime, aber er erhielt sogleich die Zusicherung einer reichen Belohnung, und so endete die Revolution der Drei-Dörfer.

Hiermit trat abermals eine andere und sehr ernste Veränderung in Herrn Suberville's Angelegenheiten ein. Er war jetzt bestimmt auf seine hundert Pfund jährlicher Einnahme reducirt, denn alle aus seinem Dienste entspringende Emolumente waren mit der Pension zugleich unwiderbringlich verloren. Er behielt jedoch noch immer seinen festen Sinn und seinen Orden,

Festigkeit das Unglück zu ertragen, und das stolze Bewußtseyn, in seinen alten Tagen ein besseres Loos verdient zu haben. Alsbald wurden die nothwendigen Einschränkungen eingeführt, und ein System der genausten Oeconomie mit Leonie verabredet, welche jetzt in ihrem achtzehnten Jahre und ganz fähig war, an den Berathungen Theil zu nehmen, welche Herr Suberville früherhin mit seinem Weibe gepflogen. Sie, dieses arme Weib, war schon altersschwach, obgleich ihre Gesundheit, als natürliche Folge der aufhörenden Besuche von Seiten des Doctors Glautte, sich mehr als je erholt hatte. Sie machte sich noch immer etwas zu schaffen, sie sonnte die Leinwand, fütterte die Hühner und dergleichen; was aber die ernsteren Angelegenheiten des Hauses betraf, so lastete die ganze Sorge auf Leonie.

Herrn Suberville wurden von den neu gebildeten Freunden der restaurirten Dynastie mancherlei Anerbietungen gemacht, mit der festen Zusicherung, daß, wenn er sich mit der herrschenden Parthei vereinige, und seinen Einfluß

in der Nachbarſchaft zur Sicherung der Macht der Bourbons verwende, er auf jede Belohnung rechnen dürfe, welche Liberalität und Dankbarkeit nur leiſten könne. Aber er lehnte durchaus jede Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ab. Er hatte es für ſeine Pflicht gehalten, unverbrüchlich an der Sache ſeines Wohlthäters, des Kaiſers, zu verharren, ſo lange dieſe Sache noch einen Schatten von Hoffnung hatte; denn er wußte wie oft der politiſche Erfolg von einem Haar abhangt. Er ſah und bedauerte die Verirrungen des herrlichen Geiſtes, der alle die Größe beſaß, welche ein Weltenbeherrer haben muß, aber nicht die Milde, welche einem Regenten geziemt. Als Napoleon fiel, war Herr Suberville ſo gut wie Jemand ſonſt davon überzeugt, daß Ludwig der Mann ſey, welcher ihm folgen müſſe, und er hoffte inbrünſtig, daß dieſer Monarch im Unglücke die Lehren der Weisheit recht tief eingeſogen habe. Was die Dynaſtieen betrifft, ſo war ihm keine einzelne beſonders ehrwürdig. Er bedachte, daß ſie ſämmtlich, wie Privatfamilien, dieſelbe Anzahl Thoren

und Böſewichter, und ebenfalls rechtliche und weiſe Männer hervorbrächten. Ein Bourbon und ein Buonaparte war daher für ihn daſſelbe, vorausgeſetzt, daß Beide gleich gut für das Glück des Landes ſorgten. Aber perſönliche Gefühle der Dankbarkeit feſſelten ihn an Napoleon, und während er ſeinem Nachfolger eine friedliche Regierung wünſchte, war er doch entſchloſſen, niemals Antheil zu nehmen an irgend einem der politiſchen Ereigniſſe, welche dem Falle des Kaiſers nachfolgten.

Aus dieſem Grunde und ſeines verringerten Einkommens wegen lebte er daher abgeſchiedener als je, indem er ſich nur mit ſeinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, beſchäftigte und dabei fortwährend von ſeiner alten Flora begleitet wurde, die überhaupt außer Leonie faſt ſeine einzige Geſellſchafterin war. De Chouſleur hatte er nicht ganz bei Seite geſchoben; im Gegentheil war er über ſeine Aufführung eigentlich mehr erfreut geweſen, da ſich darin ein ſeltener Geiſt der Treue offenbarte. Eines Morgens war er freilich ein wenig betreten, als Hip

polyte von dem Dienſtmädchen als Le Chevalier de Chouſleur angemeldet wurde, und er fühlte in dem Augenblicke eine Art Unwillen, als er das Gegenſtück ſeines eigenen rothen Bandes an Hippolyte's Knopfloch bemerkte. Herr Suberville fühlte, es ſey gerecht, daß eine Regierung ihre Freunde belohne, und er wandte deshalb ſeine Aufmerkſamkeit, und zwar mit großem Vergnügen, von dem Bande auf das Kleid, welches, wie der ganze übrige Anzug deutlich von dem geſtiegenen Glück ſeines Trägers Auskunft gab. Die Sache war, daß De Chouſleur, unabhängig von der ihm gewordenen Ehre, eine hübſche Summe baaren Geldes und zugleich eine Stelle bei der Acciſe erhalten hatte, die ihm ein Einkommen von zwei tauſend Franken jährlich, nebſt dem Beſitz eines Hauſes und ſteuerfreien Gartens ſicherte, welche wenige Meilen vom Thale nach der See zu gelegen waren. Außer einigen anderen Nebenvortheilen, die der Poſten abwarf, war er ihm überhaupt nur als Stufe gegeben, um von ſeinen früheren, niedrigen Glücksumſtänden in eine Stelle von weit

höherem Werthe zu steigen. Wer war jetzt froher als Hippolyte? Wo konnte man ein so schönes Assortiment neuer Nankinghosen, seidener Strümpfe und Röcke von der glänzendsten Farbe sehen? Wer rief das Vive le Roi und Vivent les Bourbons! so laut als der Chevalier de Chousleur? Wer zeigte solche muskulöse Kraft, oder sprang so hoch, oder machte solche Entrechats auf den Restaurationsbällen?

Weit leichter mochte es indessen seyn auf die Frage zu antworten, weshalb De Chousleur's Benehmen gegen Leonie sich völlig geändert hatte? Er war nicht länger der kriechende, schlängelnde, furchtsam schüchtern murmelnde Courmacher. Im Gegentheil trat er jetzt kühn vor ihr auf, Fuß und Schulter zugleich vorschiebend, und wagte es dreist und keck ihre schönen Augen und die Anmuth ihrer Gestalt zu loben. Es war eine ganz erklärliche Veränderung, die natürliche Folge des Glückes auf Mißgeschick; die Gefühle traten über ihre gebührenden Verhältnisse hinaus, wie ein Pilz in warmem Boden über seine gewöhnliche Größe aufschießt.

Hippolyte hatte niemals während der dreijährigen Bekanntſchaft mit unſerer Heldin auch nur den entfernteſten Gedanken gefaßt ſie zu heirathen. Sie ſchien ihm in ihrer Anmuth, Jugend und Unſchuld faſt ein Weſen aus anderer Sphäre, und ſeine Verehrung für ſie glich der, welche einige Indianer dem Schatten zollen, ohne daß ſie deshalb die geringſte Notiz von dem Körper nehmen, dem er angehört. Der Körper blieb ganz aus dem Spiel, wenn er an ſie dachte, und ſie ſchien ihm ein reiner Ausfluß alles Moraliſch-Schönen. Er dünkte ſich in ihrer Gegenwart ein vom Mondſchein erhellter Wurm oder eine Motte im Sonnenlichte, und dieſes Uebermaaß von Demuth nahm eher zu als ab, bis Herrn Suberville fiel und er ſelbſt ſtieg. Aber ſeit den erſten Tagen der Reſtauration fühlte er, wie ein neues Licht hereinbrach, immer mehr und mehr, und der Augenblick, wo er den Orden der Ehrenlegion an ſeiner Bruſt hangen ſah, ſchien bei ihm eine gänzliche Wiedergeburt. Sein Zutraun war unbegränzt. Er ſtolzirte nach dem Thale hin, ſchüt-

eite Herr Suberville bei der Hand, als wäre
r von je gewöhnt an dieſe Freiheit, nickte ver-
raulich Madame Suberville zu, warf der Magd
n gnädiges Lächeln zu, und redete Leonien
mit einem leidenſchaftlichen Ungeſtüm an, der alle
Vertraulichkeit gegen die Anderen noch überbot.
Leonie war nicht ſo gleichgültig, um nicht zu
merken, worauf alles dies hinauslief. Sie be-
merkte es, und beluſtigte ſich mehr als je daran.
Herr Suberville war nicht ernannt, denn er kannte
die Menſchheit, und auch nicht mißvergnügt,
denn es ergetzte ihn ſeine Schwäche. De Chou-
ſleur fand daher nichts in ſeinem Wege, und
in ſeiner ſteigenden Kühnheit glaubte er nicht
allein, daß ſeine Hauptabſicht erkannt, ſondern
auch gebilligt werde. „Wie könnte es auch anders
ſeyn?“ ſagte Hippolyte eines Tages zu ſich, in-
dem er wie gewöhnlich auf einem Stuhle ſtand,
um ſich und ſeinen neueſten Anzug im Spiegel
zu ſehen. „Wie konnte ſie meinen drei langen
Jahren der allerzärtlichſten Aufmerkſamkeit wi-
derſtehen — den ſanften Banden, die ich allmä-
lig um ihr Herz geſchlungen — meinen brennen-

den Seufzern — meinen ſengenden Blicken — der Farbe meiner Wangen — der kräftigen tournure dieſes Beines?“

Er dachte über die beſte Methode nach, ſich Herrn Suberville's Einwilligung zur Heirath mit Leonien zu verſchaffen, indem ſie ſelbſt — davon war er feſt überzeugt — nur ängſtlich auf ſeinen Vorſchlag warte, um ihm ſogleich in die Arme zu fliegen. Er entſchloß ſich deshalb, Kauſecopie zu Rathe zu ziehen. Der Letztere wußte wol, daß Hippolyte ſich ſelbſt entſetzlich täuſche, aber er berechnete zu gut, welchen Vortheil er aus dieſem Vermittlergeſchäfte ziehen könne, und war entſchloſſen, den Narren auf's Aeußerſte zu ermuntern. Schon lange hatte er auf die Gelegenheit gewartet ihm einen ausgebreiteten Vorſchlag zu einem geſetzwidrigen Handel zu machen, welcher, unter De Chouſieur's Begünſtigung, auf ſeinem Poſten keine Schwierigkeiten finden konnte; aber er wußte nur nicht recht, wie den Vorſchlag anbringen, als Hippolyte's Entdeckung ſeiner Abſichten ihm auch zu einer gegenſeitigen Vertraulichkeit Muth machte. Er verbarg eine Zeit

ang seine eigenen Absichten und indem er mit
nscheinender Wärme in die des Chevaliers ein-
ing, deutete er an, wie höchst nothwendig hier
ie Vorsicht wäre und daß man nicht durch ei-
nen zu schnellen Vorschlag Alles verdürbe.

Was Alfred betraf, den wir einige Zeit aus
em Gesicht verloren, so stand er nicht, wie
Faussecopie meinte, Hippolyten als Rival im Wege;
aber ehe Alfred geliiten daß dieser Leonien heim-
ührre, würde er ihn durch die Kehle geschossen
aben. Er verachtete ihn herzlich als Mann
nd haßte ihn als Politiker; denn Alfred war,
ie der größere Theil der Jugend in Frankreich,
in enthusiastischer Bonapartist und fühlte, wie
o viele Unglücksgenossen, den Wurmstich eines
alben Soldes. Bald nach seines Oheims Ein-
ichtung in Le Vallon war er zum Lieutenant
n Bord eines Kriegsschiffes ernannt worden.
Er hatte eine Fahrt nach Indien gemacht, wo
r einige Zeit stationirt blieb, und war grade
noch zeitig genug nach Frankreich zurückgekehrt,
m mit anderen Antiroyalisten verabschiedet zu
erden, und die Hitze, die er in den tropischen

Ländern eingesogen, machte sich nun Luft in der Liebe für seine Partei und dem Haß gegen ihre Feinde. Unter die Letzteren rechnete er natürlich die Abtrünnigen Glautte und Faussecopie, und mit De Chousleur hielt er sich, nur aus Achtung für die Wünsche seines Oheims und Leoniens und wegen der grosen Luft, die er aus der Verspottung der Chevaliers zog, auf dem Fuße des äußern Anstandes.

So verhielten sich die Dinge während des laufenden Jahres, und die einzigen bemerkenswerthen Begebenheiten, welche sich darin zutrugen, waren Buonaparte's Rückkehr von Elba und ein Schlagfluß, der den würdigen Maire Glautte traf. Besagter Schlagfluß war aber eines der glücklichsten Dinge von der Welt für sein zeitiges Opfer; denn Glautte hatte grade am Tage vor dem Anfalle einen Brief vorläufig skizzirt, den sein Adjunct ausfüllen und weiter befördern sollte, und worin er versprach, die Sache der Bourbons zu verlassen, zu seinen alten kaiserlichen Grundsätzen zurückzukehren, um bei einer „ganz desperaten Treue" künftig zu verhar-

ren, vorausgeſetzt, daß er ſeinen Platz als Maire behalte. Haussecopie, immer auf ſeiner Hut, entſchloß ſich die Reſultate der erſten Schlacht oder Schlachten abzuwarten, ehe er das Unterwerfungsſchreiben abſende, und das Unwohlſeyn des Maire kam ihm ſehr gelegen, um für die Verzögerung eine gegründete Urſach zu haben. Er verſteckte daher den Entwurf, und des Kaiſers endlicher Sturz rechtfertigte ſeine Vorſicht. Während der hundert Tage waren Herrn Suberville die allerſchmeichelhafteſten Aufforderungen zugegangen, ſeine alte Stelle wieder anzunehmen, aber, mit Klugheit den verzweifelten Zuſtand der Dinge vorausſehend, widerſtand er ihnen; jedoch nur in der Hoffnung, daß er doch noch darauf einwilligen würde, duldete man es, daß Glautte noch immer im Beſitz der Mairie verblieb. Aber Glautte verblieb darinnen, und als Ludwig zum zweiten Male zurückkehrte, wurde er ſogar darin beſtätigt, indem er dem Namen nach als Magiſtrat fungirte und, der Form wegen, ſich täglich in ſeinem Stuhl in's Amt rollen ließ, um feſter als

je zu beruhigen, während Faussecopie die Streitigkeiten nach seinem eigenen Gutdünken und im Namen seines Obern entschied. Dieser Erzschurke war jetzt ganz in seinem Felde als kleiner Tyrann und Erpresser. Glautte's stumpfe dicke Fleischmasse vor sich, als Schirm und Schutz gegen jede Entdeckung, scheute er sich vor keinem Bubenstück mehr; und das System einer ängstlichen Strenge, welches gleich nach Napoleons glänzendem aber vergeblichem Versuche im ganzen Königreiche eintrat, ließ eine beträchtliche Macht in den Händen eines jeden kleinen Tyrannen. Faussecopie hatte dabei, unter anderen Uebelthaten, De Chaussieur in seine schändlichen Pläne zum Unterschlage der öffentlichen Einkünfte verstrickt, und Beide waren schon so tief in Uebertretungen verwickelt, daß Jeder ganz in die Macht des Andern gegeben dastand.

Während aller dieser öffentlichen und Privatvorfälle war Leonie zur vollen Reife des Geistes und des Leibes gediehen. Nie gab es wohl schönere und so analoge Fortschritte des Körpers und des Verstandes. Beide hatten allmä-

lig eine Höhe, eine Fülle, eine Bildung, eine Zartheit erreicht, — im ſchönſten Ebenmaaß und wie man ſie ſelten vereinigt findet. Seit der drei Jahre, wo ſie zuerſt De Cheuſleur ſah, war ſie ſo gewachſen, daß ſie jetzt zwei Zoll größer als er war, und ihr glänzendes blaues Auge ſchoß einen Strahl auf ihn nieder, der hinlänglich war, weit minder brennbare Materialien als woraus Er beſtand, in Feuer und Flammen zu ſetzen. Unſchuld ſchien auf ihrer ſchönen, breiten Stirn zu ruhen, aber noch immer Raum zu laſſen für den ſinnenden Verſtand, welcher den enthuſiaſtiſchen Ausdruck ihrer halb geöffneten Lippen und ihres bezaubernden Lächelns umſchwebte; dann ihre Zähne, ihre Naſe, ihre Augenlieder, ihr goldenes Haar und der Himmel weiß, wie viele andere Gegenſtände, die ich alle der Einbildungskraft meiner Leſer, ſich ſelbſt auszumahlen, überlaſſen muß, denn es ſind Alles Gegenſtände, auf welche dem ſchildernden Dichter die Vorſicht gebietet, ſich nicht zu tief einzulaſſen. Die romantiſchen Gedankenflüge des fünfzehnjährigen Mädchens waren ſeitdem

durch ihr richtiges Urtheil ſehr bald gehalten werden, welches nach den Worten eines Dichters

Macht mit dem Wuchs, und Kraft mit ihrer Kraft empfing.

Wenn ſie je noch an die Mondbrand dachte, geſchah es mit einem leiſen Lächeln über die Thorheit ihrer Kinderjahre und nächſtdem mit einem gewiſſen verächtlichen Gefühle über das weitläufige und kalte Benehmen der Leute. Herr Suderville hörte nichts mehr von Philadelphia ſeit Herrn Ebenezer Woodroofes Troſtbriefe, und er ließ ſich auch deshalb keine grauen Haare wachſen, indem er nicht einmal daran dachte. Aber Leonie wünſchte ſich demnach Glück des einen Mißgeſchicks wegen, der aus ihren Jugendträumen entſprungen war, nämlich daß dieſe ſie bewogen hatten an das Studium des Engliſchen zu gehen, in welcher Sprache ſie jetzt, bis auf die Ausſprache — in der ſie auf gleichen Irrwegen ſich wie ihr Lehrer befand — beinahe vollkommen war. Sie war jetzt entſchloſſen, die Kenntniß dieſer Sprache, eigentlich entſprungen aus der Grille eines Kindes, während ſie auch deren Betrieb bisher nur als eine Vergnügungs-

ſache angeſehen, zu einem beſſern Zwecke zu verwenden. Mit Schmerzen bemerkte ſie, daß die äußerſten ökonomiſchen Anſtrengungen nicht hinreichten, Madame Suberville die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verſchaffen, welche, durch lange Gewöhnung ihr zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, indem die gute Frau neben aller ihrer Frömmigkeit, die mit den Jahren zunahm, ihr großes Wohlgefallen an manchen Dingen dieſer Welt hatte. Aber Herrn Suberville's und Leonien's Vergnügen, wenn ſie die geiſtliche Seligkeit der trefflichen Frau ſahen, wurde nicht wenig durch die Ueberzeugung gedämpft, daß ſie ſich in ihrer körperlichen Behaglichkeit würde einſchränken müſſen, falls nicht ein neues Mittel zur Vermehrung ihrer Einnahmen ausfindig zu machen wäre.

Deshalb faßte Leonie einen Plan und theilte ihn Herrn Suberville mit. Sie wollte, von dem Augenblicke an, wo ihr Gelübde zu Ende gehe, Unterricht im Engliſchen ſolchen Frauen aus Rouen und der Umgegend ertheilen, die geſonnen wären, dieſe ſich jetzt weit verbreitende Sprache

zu erlernen. Herr Suberville hatte gegen einen Plan, der ſich mit ſeinen Begriffen von Recht ſo wohl vertrug, nichts einzuwenden; aber Leonie fühlte, daß ſie, um ſich zu ihrem Vorhaben anzuſchicken, nothwendig zuerſt ihre ſchlechte Ausſprache beſſern müſſe. Sie erweckte aus dieſem Grunde bei Herrn Suberville den Gedanken (den er auch ſogleich, ſeiner nationellen Abneigung ungeachtet, in's Werk ſetzte) durch die Pariſer Zeitungen Wohnung und Beköſtigung einem gebornen Engländer anzubieten, welcher das Franzöſiſche in einer Familie erlernen wolle, wo die engliſche Sprache wol verſtanden, aber unvollkommen geſprochen werde. Madame Suberville, De Chouſleur, Alfred wurden Alle von dem Vorhaben benachrichtigt, wenn auch nicht zu Rathe gezogen. Die Erſtere pflegte Alles ſtillſchweigend zu billigen, was von ihrem Manne und Leonien ausging. Die beiden Letzteren waren über alle Beſchreibung wüthend und widerſetzten ſich mit aller Gewalt dem Plane, der Eine aus Unwillen über die Schmach, welche

das ganze Verfahren auf ihn und seine Kenntniß der Englischen Sprache werfe, der Andere aus Haß gegen jedes Individuum der Nation, welche den Sturz seines vergötterten Kaisers bewirkte. Demungeachtet bestanden Herr Süberville und Leonie auf ihren Willen, und Alfred begnügte sich zu geloben, er wolle es jeden Engländer fühlen lassen, der sich nach Le Vallon wage, während De Chouffeur eine Reihe von Schmähreden auf das Land begann, welches ihm früher Schutz gewährt, als wolle er sich damit vorbereiten, Alfred in seinen beabsichtigten Angriffen zu unterstützen. Um ihre gegenseitigen Maaßregeln zu einiger Wirksamkeit zu verbinden, lehrte er seinem feurigen Bundesgenossen mehrere herzbrechende Schimpfworte, wie „Mylord Rosbif," „Sir Plumpudding," „Monsieur Bifsteck" ꝛc. und außer diesen einen Gesang, mit welchem sie in Serenadenform den erwarteten Pfuscher begrüßen wollten und dessen Chorus (der einzige Theil des Liedes, den ich nachher erfahren) folgender war:

De Englishman he van ver bad man,
He drinks de beer, and he breaks de cann,
He kiss de vife, and he tump de man,
And de Englishman he von ver God dam.

Von Herzen hörte der entzückte Alfred alles dies an, und es vergingen Stunden im Lernen und Ueberhören dieses Schmähliedś.

Neuntes Kapitel.

Die Nachricht wurde sogleich zur Insertion nach Paris gesandt, und damit alle Nachforschungen über die Familie bei guter Zeit vorher gemacht werden könnten, wurde deutlich gesagt, daß die angebotene Aufnahme im Hause des Ex-Maire Suberville zu finden sey. Kaum war eine Woche verstrichen, als ein Brief, signirt George Wilson, ankam, der da sagte, daß der Schreiber desselben, ein Englischer Gentleman, ein solches Unterkommen auf einige Monate wünschend, und zur Zeit in invalidem Zustande, sich am nächsten Tage bei Herrn Suberville einfin-

den werde, und er wünsche, da er kein Wort Französisch spreche, daß Jemand aus der Familie, der Englisch verstünde, zuhause bleiben möchte, um ihn aufzunehmen. Der Brief enthielt Adresse an einen Banquier des ersten Ranges, und bemerkte, daß es auf die Bedingungen dem Schreiber durchaus nicht ankomme.

Der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen war für Herrn Suberville und Leonie äußerst angenehm, wenn aber etwas ihr Vergnügen störte, so war es die gekrümmte, altmodische Handschrift. Obgleich wunderbar von ihrer frühern Geistesrichtung geheilt, hatte sie doch noch so viel romantischen Sinn behalten, daß sie sich von ihrem künftigen Kostgänger ein wohlgefälliges Bild entworfen, und sie hoffte auf einen jungen hübschen und angenehmen Mann, Eigenschaften, welche ihr nun durchaus unverträglich mit einer solchen Schreiberei dünkten.

Der nächste Morgen überzeugte sie, daß sie nicht falsch geschlossen, und vollendete ihr Mißbehagen. Während sie, nebst Herrn und Madame Suberville bei ihrem sehr häuslichen Frühstück sa-

ſen, fuhr eine Poſtchaiſe vor das Haus, und ſobald der Poſtillion herabgeſtiegen war, und Liſette, das Hausmädchen, an die Thüre trat, ſchickte ſich die Geſtalt drinnen an, auszuſteigen. Beſagte Handſchrift hatte unſere Leonie durchaus nicht gelockt, ihren Anzug zu Ehren des Ankömmlings beſonders zu wählen, und ſie erſchien am Fenſter in ihrem netten aber gewöhnlichen Morgendeshabillé — einem weißen Calicoſäckchen und einem Rock von Dimity, weißen Pantoffelchen und einem Häubchen von bloßem Muſſelin, unter welchem ihre ſchönen Locken alle ſorgfältig aufgewickelt waren. Das erſte, was ſie, auf die Chaiſe blickend, entdeckte, war eine grüne Brille auf der Stirn eines Mannes, und ein Paar ſchwarze Augen, die hervor aus ihren buſchigen Brauen nach dem Hauſe blickten. Dazu ein gelbes Geſicht, auf welches eine Maſſe dicken, ſchwarzen Haares herabfiel, ein großer Backenbart und auf dem Kopfe ein unmoderner, herabgekrämpter Hut. Das nächſte, was ihr in die Augen fiel, waren ein Paar lange Beine, bis über die Knie in Flanell ge-

wickelt, und ſie entdeckte ganz deutlich, daß der Gentleman ein Podagriſt ſey, von (ſoweit ſich dies aus ſeinem Gange, ſeinem Geſichte und ſeiner eingehüllten Geſtalt entnehmen ließ) ungefähr vierzig Jahren. Da ſie ſah, wie ſehr er des Beiſtandes bedurfte, vergaß ſie alle Täuſchung und alles Mißbehagen, welches ſeine Erſcheinung ihr hervorgebracht, und ſchlug Herrn Suberville vor, mit ihr hinzugehen, und ihm in's Haus zu helfen. Beide traten ſogleich hinaus und ſtiegen die Treppen hinab, indem ſie Liſetten und dem Poſtillion, die eben dem Fremden heraushalfen, ihren Beiſtand anboten. Als er den Succurs ſich nähern ſah, ſchien er unter ſeinen Gläſern, welche indeſſen, von der Stirn, ihren ordentlichen Platz eingenommen hatten und ſeinen Wangen eine um ſo traurigere Farbe gaben, auf ſie hinzuſchielen. Er ſtieß nun die ihn bisher unterſtützenden Arme zurück und hielt inne, indem er rief: „Wer ſpricht hier Engliſch?“

„Das bin ich, Saar,“ (für Sir *) antwortete Leonie.

*) Der Spaß in dieſem Geſpräch läßt ſich nicht über-

„Wollen Sie mir denn Ihren Arm leihen? Denn der verdammte Kerl hier in seinen sackledernen Kanonenstiefeln taumelnd, wirft mich und sich am Ende noch hin," sagte er, sich ganz vom Postillion losmachend und Leonie's Arm ergreifend.

„Mit größtem Vergnügen," erwiederte sie mit ihrem natürlich anmuthigen Tone.

Er schien über den Ton ihrer sanften Stimme vergnügt, und blickte ihr einen Augenblick in's Gesicht. Sie antwortete durch ein tiefes Erröthen, worauf er die Augen abwandte und Beide die Treppen hinaufstiegen.

„Ist das Ihr Vater?" fragte der Fremde, auf Herrn Suberville deutend.

Dat is papa, Saar, sagte Leonie.

„Wie befinden Sie sich, mein Herr? Sehr vergnügt, Sie zu sehen," sagte der Fremde.

Papa thut nicht Englisch sprechen, Saar, sagte sie lächelnd.

---

setzen, da er in Leonie's breiter und vernunftalterer Aussprache des Englischen besteht. Wo diese an sich verständlich ist, mögen die Redensarten Englisch stehen bleiben.

„Was, Niemand als Sie?“

Nein, Saar!

„Nun, desto besser,“ und unter dieser derben Antwort erreichte er das Sprachzimmer, wo Madame Subereille zurückgeblieben war. Er erwiederte die höflichen Verbeugungen und kurzen Reden der Dame und ihres Ehemannes mit einem Kopfnicken und sagte, zu Leonie gewandt: „Wozu reden denn mit mir? Habe ich nicht in meinem Briefe gesagt, daß ich nichts von ihrer Sprecherei verstünde? Sagen Sie ihnen, sie sollen einhalten lassen. Wollen Sie das? — Wie ist Ihr Name, meine Liebe?“

Leonie, Saar.

„Hm! — Was heißt das Englisch?“

Englisch Saar? Es ist ein Eigenname, und der ist derselbe in allen Sprachen.

„Ah so! nun gut denn, Lionie.“

Leonie ist mein Name, unterbrach sie lächelnd.

„Gut denn, Leonie. Lassen Sie mich auf mein Zimmer weisen, wollen Sie?“

Diesem Wunsche nachzukommen, ging Leonie

durch das Zimmer, und wollte eben Liſette rufen, als ſie gegen des Fremden Tollettenſchachtel ſtieß, welche ohne ihr Wiſſen auf den Tiſch geſtellt worden. Sie fiel auf den Boden dicht neben Leonie, ohne ſie indeſſen zu berühren; aber der Fremde, welcher ſie fallen ſah und wol dachte, ſie noch auffangen zu können, ehe ſie ihr Schaden zufügte, ſprang vom Stuhle auf und ging rüſtig nach dem Orte. Herr Suberville und ſie, gleich erſtaunt und erfreut über einen Beweis von Artigkeit, der mit ſeinem podagriſchen Anſehen und ſeinen derben Manieren ſich ſo wenig vertrug, ſahen ihn verwundert an, aber waren ſehr betrübt, ihn wieder niederſinken zu ſehen, als hätte er ſein Bein viel zu ſehr angeſtrengt, während eben dieſe Anſtrengung jeden Tropfen ſeines Blutes in ſein bleiches Geſicht getrieben hatte. Ihm ſchien es nicht recht, daß man ihn beobachte; er war verdrießlich, daß ſeine Schwäche ſo offenkundig geworden, und indem er auf Leonie's beſorgte Frage, ob er ſich auch keinen Schaden gethan, nur kurz geantwortet hatte: „Nichts, nichts, —

nichts gar nichts, nur nicht ſo viel Lärm darum," humpelte er, von der ganzen Geſellſchaft begleitet, die Treppe hinauf. Man hatte Alles angewandt, ſein Wohnzimmer angenehm zu machen; er ſchien ganz zufrieden damit und die Geſellſchaft verließ das Zimmer, völlig überzeugt, er ſey das vollkommenſte Exemplar des John Bull, im Ganzen aber doch mehr zufrieden als unzufrieden mit ihm.

Leonie fühlte bald die außerordentlichen Fortſchritte in der Engliſchen Ausſprache, die ſie durch ihn machte. Sie hatte ſogleich bemerkt, daß dieſelben Worte, wenn ſie der Fremde ausſprach, durchaus anders klangen, als in Hypolyte's Munde. „Nothing" war z. B. etwas ganz anderes als „Noting," — „Sir" ſo durchaus verſchieden von „Saar," — „English" von „Eenglish" u. ſ. w. daß es ihr ordentlich ſchien, als ſey ihr Ohr neu geſtimmt worden. Das erſte Ding, worauf ihre Neugier fiel, war, des Fremden Paß zu unterſuchen, den Herr Suberville ihm abgefordert hatte, um ihn ſelbſt zu prüfen, und, nach Vorſchrift der Geſetze, innerhalb vier und

zwanzig Stunden auf die Mairie zu ſenden. Sie ſah darin nicht allein ſeinen Namen: „George Wilſon,“ und ſeine Größe: „fünf Fuß, zehn und einen halben Zoll,“ und die Farbe ſeiner Haut, ſondern auch ſein Alter, „er zählte vier und vierzig Jahre.“ Dieſes letzte item überraſchte ſie, denn ihr ſchien er nicht völlig ſo alt nach der flüchtigen und unvollkommenen Prüfung, welche die Eile und ſeine Verhüllung erlaubte; aber ſie war ſehr erfreut, als er „gebürtig aus London“ genannt wurde, indem ſie in den gewöhnlichen Irrthum der Franzoſen verfallen war, daß London wie Paris die vollkommenſte Schule für die Ausſprache ſey, und wenig davon wußte, daß ein ſchnarrender und lispelnder Londner Stutzer eben ſo ausſpreche, wie ein Iriſcher Bauer und Torfſtecher.

Während Herr Suberville die Empfehlungsbriefe des Banquiers und eines Handlungshauſes durchlas, deſſen Unterzeichnung ihm ſehr wohl bekannt waren, beſchäftigte ſich Leonie mit Vorbereitungen zum Mittagstiſch, indem der Fremde, (oder, wie ich ihn jetzt nennen muß) Herr Wil-

ſon den Wunſch geäußert hatte, auf ſeinem Zimmer zu ſpeiſen, und ſich nach der Beſchwerden der Reiſe auszuruhen. Der Tag verſtrich ſehr ruhig, außer daß der neue Einwohner bis zum Abende in ſeinem Zimmer auf und abging und häufig an's Fenſter trat, mit dem Fernrohr die Landſchaft muſternd, welches alles Leonie'en überzeugte, er beſitze, bei ſeinen ſcharfen ſchwarzen Augen, auch einen verſtändigen und prüfenden Geiſt. Sie war ſchon entſchloſſen ihm gut zu ſeyn, trotz ihres erſten Vorurtheils, denn ſie hoffte aus einem dauernden Verkehr mit ihm großen Vortheil zu ziehen.

So ungefähr um die Schummerzeit kamen, ihrem Vorſatz getreu, Hippolyte und Alfred nach Le Vallon, und pflanzten ſich, nachdem ſie überzeugt waren, daß der Koſtgänger angekommen, unter deſſen Fenſter auf, indem ſie ſich wohl ſeine Stube gemerkt hatten, und begannen zuſammen ihr Lied zu ſingen:

De Englishman he von ver bad man etc.

Kaum hatten ſie den erſten Vers beendet, als der neue Ankömmling an das offene Fenſter

trat, erſt eine Weile zuhorchte, und dann ſehr ernſt auf die Ruheſtörer blickend, den Fenſterflügel zudrückte und fortging. Letzteres that auch Alfred und De Chouſleur; ſie traten in's Haus und erklärten Leonie, es läge etwas ſo befehlendes in den Blicken des Fremden, daß ſie ſich durchaus unfähig fühlten, ſeinen Blick länger zu ertragen, oder in ihrem Geſange fortzufahren. Schon früh beurlaubten ſie ſich diesmal, und Leonie ging zu Bette, ihre Gedanken ganz erfüllt mit dem häßlich ausſehenden und ernſt blickenden neuen Ankömmling.

Am Morgen brachte ihr Liſette ein niedliches Billet von Herrn Wilſon, mit derſelben fatalen Hand wie der Brief geſchrieben, worin er ſie erſuchte, ihn doch gefälligſt auf einem Spaziergang durch den Garten nach dem Frühſtück, das er ſich in ſeinem Zimmer erbitte, begleiten zu wollen. Gern willigte ſie ein, und um zwölf Uhr ungefähr hörte ſie ihn mit Liſetten die Treppen herunterhumpeln, ebenſo wie den Tag zuvor eingehüllt, obgleich die Sonne ſo klar und hell ſchien. Leonie hatte bei dieſer Gelegenheit

weit mehr Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt, als am Tage vorher; und als sie heraus und ihrem humpelndem Bekannten entgegentrat, schien sie so viel schöner als gestern, in ihrem neuen Cambray-Musselinkleide, mit dem leichten Gazeschleier, leicht um ihren Nacken geknüpft, und mit ihrem reichen goldenen Haare im Sonnenstrahl, der den Flur erhellte, daß Herr Wilson zurückfuhr, als er sie zuerst erblickte; er richtete grade solchen Blick auf sie, wie am verlegen Tage, als der süße Ton ihrer Stimme ihm in's Herz zu dringen schien. Leonie erröthete jetzt wie damals, aber sie that ihr Möglichstes über ihre Verwirrung Herr zu werden, und bot dem Invaliden ihren Arm. Er nahm ihn an und lehnte sich eine Weile darauf, aber als sie in den Garten gingen, wechselte er, unwillkührlich wie es schien, die Lage, zog ihn sanft über den seinigen und stützte sich bei seinen leisen Bewegungen nunmehr ganz allein auf seinen Stock. So fuhren sie fort, die langen Alleen auf und ab zu gehen, auf der Terrasse hin und her, indem sie sich dann und wann auf den

Bänken niederſetzten, bis, zu Leonie's äußerſtem Erſtaunen, Liſette kam ihnen anzukündigen, daß innerhalb einer Stunde es Speiſezeit wäre. Sie waren volle drei Stunden auf ihrem Spaziergange geweſen. Leonie wußte nicht worüber ſie mehr erſtaunt ſeyn ſollte, über den reiſſenden Fortſchritt der Zeit oder die rüſtigen Bewegungen ihres Geſellſchafters, deſſen Lebhaftigkeit ihn, trotz ſeiner körperlichen Schwäche und der nothwendigen Ermüdung, aufrecht zu erhalten ſchien. Er hatte mit gleichem Vergnügen geſprochen und ihr zugehört (ſo ſchien es ihr wenigſtens), und ſie hatte gewiß niemals mit Jemand geſprochen und Jemand zugehört mit halb dem Vergnügen wie jetzt. Sie war entzückt, das Engliſche zu hören, wie er es zu ihr ſprach, mit einer ſo deutlichen, feſten Betonung, und, Wunder über Wunder! mit ſolcher Zartheit — denn er ſchien gar nicht mehr derſelbe, der er geſtern geweſen. Dann war auch ſo ſehr viel richtiger Sinn und Verſtand in Allem, was er ſprach, und ſeine Augen glänzten ſo ſanft! Alles dies

zusammen genommen, dachte unsere Heldin, sey doch wenigstens etwas sehr Außerordentliches.

Herr Wilson zog sich in sein Zimmer zurück, sich zum Mittag zurecht zu machen, und als er am Tische erschien, war er wieder so steif und einsylbig als je. „Das Podagra," dachte Leonie, „wird sich ebenso seines Gemüthes, wie seiner Knöchel bemeistert haben, und er ist ärgerlich auf mich, daß ich ihn habe so weit gehen lassen." Aber am nächsten Morgen ging Alles wieder grade eben so. Sie spazirten wiederum und noch weiter bis zum Mittagessen, denn Lisette war genöthigt, sie zwei Mal zu rufen, ehe sie wieder in's Haus traten. Am dritten Tage stand die Suppe wirklich schon auf dem Tische, als sie eintraten, und so ging es vierzehn Tage fort.

Die vortheilhafte Veränderung, welche mit Herrn Wilson in dieser kurzen Zeit vorgegangen, war gar nicht zu verkennen. Leonie schien grössere Wunder bewirkt zu haben, als das Eau Médicinale, und ihr Patient (denn der war er) erklärte, er wäre ein neuer Mann geworden. Er begann einige seiner Watten und Hüllen

nach gerade abzuwerfen, und seine Gestalt schien allmählig sich zu erheben, und an Festigkeit zu gewinnen, ja auch sein Gesicht gewann bei näherer Bekanntschaft, und wäre nicht die schrecklich gelbe Farbe, das wilde struppige Haar und die buschigen Augenbrauen gewesen, hätte sie ihn immer für einen erträglich hübschen Mann halten mögen. Herr Suberville und seine Frau waren beide sehr erfreut, Leonie so wol zufrieden mit dem Gaste zu finden, und wünschten sich Glück, daß er von mittlerm Alter und ein Podagrist war. So konnten sie ohne Gefahr Beide ruhig beisammen lassen, und Herr Suberville folgte ungehindert dem Vergnügen der Jagd, während Madame volle Zeit hatte, ihren Andachtsübungen obzuliegen, statt ihre Tochter zu bewachen, wie dies doch nöthig gewesen wäre, wenn der Fremde ein Mann war, der ihrem Herzen und damit auch ihrem Glücke gefährlich werden konnte.

Aber ein solches Argumentiren konnte unsern Hippolyte weder trösten noch beruhigen. Er sah die Dinge in einem ganz verschiedenen Lichte.

Mit dem ersten Tage, wo er in Herrn Wilsons Gesellschaft gespeis't hatte, wurde er nicht so wol durch seinen festen und stolzen Blick zurückgescheucht, als er sich bewußt war, daß der Fremde schon tödtlich von Leonie's Blicken verwundet worden. Liebe öffnet unter Folterqualen die Augen. Es gibt wenige Geheimnisse, die mit dem geliebten Gegenstande in einiger Verbindung stehen, welche die Leidenschaft nicht ihren Opfern zeigte. Alle Hindernisse verschwinden, und das Auge wird so scharf wie es niemals gewesen; — alle diese Qualen empfand De Chousleur jetzt. Er blickte auf diesen verwitterten, grimmig blickenden Fremden zugleich mit Schrecken und Haß, und „George Wilson, gebürtig aus London" mit seinen dunklen Wangen und grünen Brillen, schien dem unglücklichen Chevalier zusammengesetzt aus dem „grünäugigen Ungeheuer," (dem Neide), das sich in sein Herz einfraß, und der grüne-gelben Melancholie, die seinen Geist folterte. Ihm entgingen die Fortschritte nicht, und als er, Tag um Tag, die wachsende Innigkeit zwischen Leonie und dem

von ihm ſelbſt herausbeſchworenen Nebenbuhler bewerkte, glaubte er vergehen zu müſſen. Nie konnte er auch nur eine Sylbe in Gegenwart dieſer fürchterlichen Perſon äußern, wenn er zufällig eines Abends eintrat, oder auf eine Einladung zu Mittag kam. Wilſon verrieth gleichfalls ein großes Mißbehagen, wenn er ihn ſah, und dörrte ihn beinahe durch ſeine Blicke zuſammen. Kam Hippolyte unverſehens des Morgens, ſo kuckte er ganz gewiß durch die Gartenhecken, und eben ſo gewiß erblickte er Leonie mit ihrem neuen alten Freunde Arm in Arm ſpaziren gehen. Oft ſah ſich der arme Teufel von der Neugier gedrungen, zwiſchen Hecken und Lauben zu kriechen, und auf die Unterhaltung zu lauſchen, bis ihn die Furcht am Rockzipfel zurückzuziehen ſchien. Was die eigentliche Nebenbuhlerſchaft mit dem ſcheußlichen Zwiſchenläufer betraf, ſo fürchtete ſie Hippolyte keinen Augenblick, wenn er nur offenes Spiel gewinnen könne. Denn es war augenſcheinlich, daß Leonie dem Andern Freiheiten erlaubte, auf die ſeine kühnſten Hoffnungen bisher nicht gerichtet

waren. Sie hing an dem Arme dieſes Engländers, ließ ihn ihre Hand in ſeine nehmen, und außer, wenn er, Hippolyte, zuweilen an ihrer andern Seite ging, ſtöhnend und ſeufzend, und ſich auch heran drängend, ſah dieſer nichts, was auf eine ähnliche Lage zwiſchen beiden Bewerbern hätte ſchließen laſſen.

Doch ſchien er mit einem Male ganz erſchöpft, ſeine Munterkeit ſchien todt und ſchon begraben; ſein Stolz dahin, ſein Herz gebrochen, und faſt hätte er wie ein Hoffnungsloſer ausgeſehen, aber ſo ganz war er es doch noch nicht. Zitternd überrechnete er (in den Augenblicken, wo ſein weichender Muth noch einmal aufloderte) welchen tiefen Eindruck er auf Leonie müſſe gemacht haben; er traute viel Madame's guten Dienſten, ſeinen perſönlichen Vorzügen über Wilſon, ſeinem Titel Chevalier und dem Bande an ſeinem Knopfloch. So ſah er, Woche um Woche, die Dinge ihren Gang gehen, mit einer Art verzweiflungsvoller Geduld; und nur die fürchterliche Vorſtellung, daß ſeine Furcht begründet ſey, und er eine abſchlägliche Antwort bekäme,

hielten ihn noch zurück, seine Eifersucht zu bekennen, und die Entscheidung mit einem Male herbeizuführen, indem er geradezu um Lennie anhielte. Dann beschwor ihm auch seine Phantasie allemal das Pferdegelächter Alfred's und Faussecouple's teufliſches Grinſen herauf, und ſeine eigene klägliche Erſcheinung für den Fall, daß ihm das Haus unterſagt würde. Er ſchrak daher vor dem Schritte zurück, der ſeinen gegenwärtigen verhältnißmäßig glücklichen Zuſtand in offenbares Mißgeſchick verwandelt hätte.

Aber es gab noch ein kleineres Unglück, welches ſich dem großen zugeſellte. Alfred, Hippolyte's früherer lieber Freund, wie Hyppolyte wenigſtens dachte, und der Helfershelfer in der Verfolgung des Engländers, außerdem des unglücklichen Chevaliers Schüler in Schmähreden und Liedern, der alte Feind John Bulls, war offenbar zum Feinde übergegangen! Seit dem erſten Tage von Wilſons Ankunft hatte Alfred alle ſeine Plane zu Feindſeligkeiten aufgegeben, und ein ſeltſames, gegenſeitiges Wohlgefallen ſchien zwiſchen beiden ihrem Aeußern nach ſo ganz ver-

ſchiedenen Weſen eingetretten zu ſeyn. Wilſon, der ein warmes Verlangen ausgedrückt, ſich wenigſtens etwas mit der Franzöſiſchen Sprache bekannt zu machen, hatte ſich an Alfred gewandt, ihm Unterricht zu geben. Dieſe Bitte war durch Leonie's Vermittelung erfolgt, gegen die er ſich erklärt hatte, er wolle ſich vor ihr durch ſeine Verſuche in einer neuen Sprache nicht lächerlich machen. Alfred willigte gern ein, und Wilſon war ſo eifrig bei ſeinem Studium, daß zu Hippolyte's auffallendem und großem Mißvergnügen, ſie beſtändig zuſammen waren, wenn nicht Wilſon bei Leonie war. Hippolyte hielt dies für eine ſchreckliche Qual und Langeweile in der Seele des feurigen Alfred, der keine Sylbe Engliſch ſprach, und in aller Welt am allerwenigſten geeignet war, einem Fremden ſeine eigene Sprache zu lehren.

Wiederum verſtrich Woche um Woche, indem De Chouſleur unter den Qualen der Erwartung erlag. Eine Kette umſchlang ihn überall hemmend. Leonie ſprach faſt ſchon das Engliſche wie eine Engländerin, und Wilſon hatte durch

ungemeine Anstrengung reißende Fortschritte im Französischen gemacht. Konnte er sich doch schon Herrn und Madame Suberville verständlich machen, wenn er auch furchtbar dabei gegen die Grammatik sündigte, falsch declinirte und die Geschlechter wie es sich grade fand verwechselte. Alfred pflegte bei solcher Gelegenheiten in ein furchtbares Gelächter auszubrechen, Herr Suberville blieb so ernst wie es irgend anging, Leonie hielt sich aber kaum so ruhig und fest, wie sehr es sie auch kränkte, daß ihr neuer Freund in einem lächerlichen Lichte erscheine. Dieser aber wurde nie dadurch beleidigt, sondern stimmte zuweilen selbst in das auf seine Kosten erhobene Gelächter, mit kindischer Freude ein.

So mochten ungefähr vier Monate verstrichen seyn, und Leonie'en fehlten nur noch wenige Wochen zur Vollendung ihres zwanzigsten Jahres, mit welchem ihr Gelübde ausging, als Hippolyte sah, daß es endlich zu der lange aufgeschobenen und so gefürchteten Krisis kommen müsse. Mit der Schlauheit und dem scharfen Gesichte, welches ihm die Leidenschaft verliehen,

hatte er ſchon ſeit einiger Zeit einen Hinterhalt gelegt, der ihm Madame Suberville's Unterſtützung bei ſeiner bevorſtehenden Liebeserklärung und der darauf folgenden Bewerbung verſchaffen ſollte. Deshalb hatte er vorſichtig den Boden des Wohlgefallens unterminirt, den Wilſon ſchon in Madame Suberville's Meinung gewonnen zu haben ſchien. Es iſt nicht nöthig, in alle Einzelheiten einzugehen von dem, was Monſieur Hippolyte deshalb vornahm, wie er dunkle Winke über die Abſichten des Fremden hinwarf; wie er die Vorurtheile der Zuhörerin gegen die Engländer nährte, wobei er denn vor Allem heraushob, daß Wilſon ein Ketzer war; wie er künſtlich das Geſpräch darauf lenkte, daß er ſehr innig mit Leonie vertraut ſcheine, wobei ein Heer von Schrecken in der Seele der armen alten Dame aufſtieg, was er denn wieder beſchwichtigte, indem er ſeinen innigen Wunſch ausdrückte, Leonie möchte einen Gatten erhalten, der ihre Verdienſte erkenne, und einen, deſſen Rang und Ausſichten im eigenen Vaterlande ihr eine glückliche Zukunft verſprächen.

So war Alles vorbereitet. Er brachte ganze Morgen damit zu, der Madame Suberville's Gefühle so zu kneten und zu bearbeiten, daß sie mit voller Gunst seine Vorschläge anhören möge — und endlich trug er sie auf die beste Weise vor. Kaum hatte er sich erklärt, als die alte Frau ihm um den Hals fiel, vor Freude vergehend: „Ach Gott, ach Gott! Das ist es ja, was ich immer wünschte — das ist mein glücklichster Tag — ach St. Ursula sey gelobt! — Oh mein Sohn, mein Sohn!“ so rief sie.

O meine theure Madame, rief Hippolyte (indem er ihre dicke Person so weit umfaltete, als seine Arme reichten). O wenn ich doch hoffen dürfte, Sie meine theure Mama zu nennen.

„Sagen Sie so, sagen Sie so!“ rief sie weinend, „und machen Sie meine alten Tage glücklich!“

O dann, theure, gute Mama, geben Sie mir, geben Sie uns Ihren Segen,“ rief Hippolyte, sich auf eines seiner Kniee herablassend.

„Gott und die heilige Ursula segne Euch Beide, meine Kinder!“ stammelte die faselnde

alte Frau, als kniete Leonie neben ihm, und ſie umarmten ſich Beide, murmelten und blubberten zuſammen, bis Herr Suberville, angezogen durch die ſeltſam kläglichen Töne, aus dem Nebenzimmer hereintrat.

„Um's Himmelswillen, was gibt es hier, meine Theure?“ fragte er, indem er in ſeines Weibes Kammer trat. „Monſieur De Cheuſleur, in Gottesnamen, was machen Sie da?“

O nichts Unrechtes, nichts Sträfliches, mein theurer Herr, erwiederte Hippolyte bewegt und aufgeregt. Dringe kein Argwohn in Ihr Herz gegen dieſes treue und unſchätzbare Weib.“

„Argwohn gegen mein altes Weib, Sie Holzkopf! Was Teufel meinen Sie? — Antwort und ſogleich!“

Dieſem Befehle nachzukommen war Hippolyte unmöglich. Er war allzuſehr über dieſen erſten Unfall, den ſeine Bewerbung traf, erſchreckt, und er konnte nichts, als bleich und zitternd daſtehen, und, halb fußfällig ſich auf die Bruſt ſchlagend, ausrufen: „'Siſt hier! 'siſt hier! 'siſt hier!“

Das Amt der Aufklärung fiel auf Madame, und ſie entlaſtete ſich deſſelben ruhig und geſammelt genug. Nachdem der erſte Ausbruch des frommen Enthuſiasmus vorüber war, konnte ſie nicht allein Hippolyte's Antrag hererzählen, ſondern auch auf ſehr lichtvolle Weiſe ihre eigenen Anſichten von der Wichtigkeit des Schrittes und die Gründe aufzuzählen, die ſie beſtimmten den Antrag zu unterſtützen. Herr Suberville horchte aufmerkſam und ruhig zu, und wurde in ſeinen Gedanken nur durch Hippolyte unterbrochen, der, von einer Pauſe in Madame Suberville's Rede Vortheil ziehend, ihn offen und dringend erſuchte, ihm nicht ſein Haus zu verbieten, denn ſeine Hoffnungen waren ſchon weit unter Null geſunken, und er gab bereits Alles verloren. „Ihnen das Haus verbieten?“ rief Herr Suberville, indem er ihm die Haud entgegenſtreckte, „im Gegentheil können Sie hier bleiben und mit uns eſſen, wenn es Ihnen gefällig iſt.“

O großmüthiger Mann! rief Hippolyte, indem er die Hand mit erneutem Entzücken küßte. Dann flog er über die Dielen, ergriff ſeinen

Hut, rauschte an die Thür, drehte sich wie ein Kreisel für einen Augenblick, stellte sich in die dritte Position, klappte mit der Hand an die Brust, machte seine beste Verbeugung, und flog aus dem Zimmer hinaus.

Als er gegangen, erwog Herr Suberville sehr lange und ernstlich, was ihm von seiner Frau mitgetheilt worden. Eine unangenehme Empfindung überlief ihn bei der bloßen ersten Erwähnung, daß De Chousseur Leonie's Gatte werden solle. Er hatte schon lange seine thörige und abgeschmackte Neigung bemerkt; aber der Gedanke, daß er sie heirathen könne, kam ihm nie in den Sinn; jedoch hatte er eben sehr ruhig die pro's und contra's zu erwägen angefangen, als Hippolyte seine klägliche Supplik einlegte, welche mit der Einladung zum Mittagsessen erwiedert ward. Die Berathung endete damit, daß er sich entschloß, alles Leonie's Entscheidung zu überlassen, ein Plan, der durchaus nicht mit seines Weibes Ansichten von Eheangelegenheiten stimmte.

Bei Tische betrug sich Hippolyte ganz in

der Art wie Hans Pudding bei den Marionettenſpielern, oder wie eine Flaſche Normänniſchen Ciders nachdem der Pfropfen herausgeflogen. Er huſtete und grinzte und floß über, und war ganz Geſticulation, Grimaſſe und Schauen. Alfred, Wilſon und Leonie glaubten, er ſey wahnſinnig geworden, und die Letztere wurde ganz in dieſer Meinung beſtätigt, als Hippolyte im Augenblick, wo ſie aus der Stube ging, um etwas Eingemachtes zum Deſſert zu holen, ihr nachſprang, ſie auf dem Flur bei beiden Händen faßte, vor ihr auf's Knie niederſtürzte (ohne an die Ranquinhoſen zu denken!) und nun mit wahnſinniger Haſtigkeit ein halb Dutzend Mal fragte: „Wollen Sie mein Weib werden, liebenswürdige Leonie? liebenswürdige Leonie, wollen Sie Mein werden?“

Seine furienartige Miene erſchreckte die arme Leonie, während es ſie wirklich ſchmerzte, wie er ſie heftig gefaßt hielt, und dadurch aller Freiheit beraubte, daß ſie ſich faſt ohnmächtig und zum Umſinken fühlte. Hippolyte, der dies alles den übermächtigen, durch ſeine Glut entflammten

Gefühlen zuschrieb, glaubte, er habe nichts anderes zu thun, als sie in seine Armee aufzufangen, und sie mit Küssen beinahe zu ersticken. Er fing sie wirklich auf, und wollte eben den Rest dieser Ceremonie ausführen, als Leonie seine Absicht bemerkend, laut aufschrie und mit ihm rang. Sogleich stürzten Herr Suberville, Alfred und Wilson aus dem Esszimmer vor, jedoch grade in entgegengesetzter Ordnung, als ich sie hier genannt habe. Wilson sprang in die Halle mit der Lebendigkeit eines rasenden Tigers, und sobald er sah, wie die Sachen standen, umfaßte er Leonie mit seinem linken Arm, ergriff mit der ganzen Kraft des andern den erstaunten Chevalier beim Kragen und schleuderte ihn die Halle entlang. Hippolyte flog nun, die Arme ausgebreitet, wie ein Schiff mit vollen Segeln, bis seine flachen Hände und die Stirn mit der gegenüberstehenden Mauer in Berührung kamen, von wo er wieder mehrere Schritte zurückprallte und dann niederfiel. Aber schneller als er niedergefallen, sprang er wieder auf, und indem er seine Hände über der Stirn faltete,

(auf der sogleich eine groſse Beule ſich von ſelbſt Luft gemacht hatte, groß genug um die ganze Schule der Phrenologiſten in Verwirrung zu ſetzen) rannte er zum Hauſe hinaus über den Grasplatz, von da dem Garten zu, immer ſchreiend: „Hülfe! Mörder! Diebe! Diebe! Mörder! Hülfe!“

Alfred folgte ihm, um ihn zur Ruhe zu bringen; er aber, im feſten Glauben, der wüthende Wilſon ſey hinter ihm, verdoppelte ſeine Eil, indem er kläglich winſelte, und ſtellte neue verſchiedene Verſuche an, über die hohe und dicke Hecke des Luſtgartens zu ſpringen oder ſich einen Weg hindurchzubrechen. Er blieb durchaus taub gegen das Geſchrei und Gelächter, unter dem Alfred beinahe erſtickte; und zuletzt that er einen fürchterlichen Sprung in einen Buſch Steckpalmen, wo ſein freundlicher Verfolger ihn faßte. Während Alfred nach ſeinen zappelnden Beinen griff, plumpte Hippolyte immer tiefer in die Hecke, ſo daß Alfred nur mit groſser Mühe und halbtodt vor Lachen ihn herausziehen konnte. Heraus kriegte er ihn denn

doch zuletzt, aber noch immer sträubte er sich und flehte um Gnade, und bot mit seinen zerrissenen Kleidern und dem von den spitzigen Dornen ganz zerfetzten Gesichte das allerklägslichste Schauspiel dar. Nach vieler Mühe gelang es denn doch Alfred, ihm zu beweisen, daß er noch gesund sey, und er führte den Zitternden und Schlotternden nach dem Hause, welches er jedoch nur durch die kleine, nach Madame Suberville's Zimmer führende Hintertreppe betreten wollte. Hier gab es eine Scene der fürchterlichsten Verwirrung. Madame Suberville war, als sie den Vorgang gehört, aus dem Eßzimmer voller Angst für Leonie und Hippolyte herausgekommen. Der Letztere war grade entschlüpft, als sie das Schlachtfeld betrat, aber sie hörte sein Geschrei, und sah ihre Tochter an der Brust des schändlichen Ketzers. Das war für Madame ein zu fürchterliches Schauspiel; sie stürzte sich in hysterischem Anfall auf einen Stuhl und rief laut nach Lisetten, ihren Gatten und nach der heiligen Ursula! Die beiden Ersteren flogen augenblicklich zu ihrem Beistande herbei und um-

terſtützten die alte Dame, ſie die Treppe hinaufzuführen. Als Leonie ſich von ihrem Schrecken erholt hatte, folgte ſie ihnen an Wilſons Arm, und als ſie ſich verſichert hielt, daß Madame Duberville ihren erſten Schrecken (dem laute Verwünſchungen gegen Wilſon folgten) überwunden, bewog ein Gemiſch ſo wunderbarer Gefühle, daß Leonie ſelbſt ſich keine Rechenſchaft darüber zu geben vermochte, ſie, dem Zuge nachzugeben, durch welchen er ſie wieder aus dem Zimmer fort, und, die kleine Treppe hinunter, nach dem Garten führte. Als ſie hinabſtiegen, beſchwichtigte er mit der ſüßeſten Sprache ihre aufgeregten Geiſter, und wurde bei jeder Stufe wärmer und zarter, als ſie grade im Augenblick, wo Beide unten ankamen, Alfred gewahrten, wie er in die Thüre trat und den jämmerlich zerfetzten, niedergebeugten, geiſterbleichen Kopf des Chevaliers, mit der einen Hand ihm unter das Kinn greifend, ſtützte, während die andere ſeinen Leib umſchlang. Bei Wilſon's Anblick brach De Chouſeur in einen Schrei des Entſetzens aus, riß ſich in convulſiviſcher Eil von Alfred

los, und verſuchte ihnen zu entſchlüpfen. Alfred hielt ihn beim Zipfel ſeines himmelblauen Beinkleides; aber Naht und Zeug riß ſogleich bei'm erſten Ruck durch und durch, und es blieb ein gutes Stück in Alfred's Händen, während Hippolyt, ſo mit Gewalt von ſeinem Kabeltau losgeſchießend, willenlos eine Strecke fortrutſchte, bis er der Länge lang in ein großes Eimerfaß fiel, welches, halb mit Waſſer angefüllt, im Hofe ſtand.

Während er ſich wieder hinausarbeitete, triefend und ſchreiend, wie ein Kind bei dem klägelichen Anblick, und Alfred, noch einmal von ſeiner Lieblingsneigung — dem Lachen — faſt erſtickt, daſtand, eilten Wilſon und Leonie, deren Gefühle einen Grad der Aufregung erreicht hatten, welche wenig mit dieſem Poſſenſpiele ſtimmte, nach dem Garten. Den nächſten Auftritt in Madame Suberville's Zimmer, als Hippolyte ſich ihr dort vorſtellte, und, nachdem er nur ein kleinwenig durch ihre Tröſtungen und Aufmunterungen zu ſich gekommen, ſeinen Entſchluß kund that, Leonie und ihrem ketzeriſchen Gefähr-

ten nachzuschleichen, ihre Bewegungen zu bewachen, und auf ihre geheime Unterhaltung zu horchen, übergehen wir. Der Chevalier setzte alles dieses in's Werk, während Herr Suberville seine betrübte Ehegattin tröstete und Alfred sich fortstahl, Niemand wußte wohin. Was aber der Erfolg von De Chouffeur's Unternehmen gewesen, soll in einem andern Kapitel erzählt werden.

Zehntes Kapitel.

Wenn ich meinen Lesern ein sehr schlechtes Compliment, was ihre Aufmerksamkeit betrifft, machen wollte, würde ich vielleicht eine oder zwei Seiten damit füllen, ihnen summarisch zu recapituliren, wie die Vertraulichkeit zwischen unserer Heldin und Wilson, während vier Monaten zugenommen. Aber bedarf es für den Scharfsichtigen auch nur eines Paragraphen,

ihm die Folgen zu enthüllen, oder genügt ein ganzer Band ſie dem Beſchränkten klar zu machen? Wenigen brauche ich wol zu ſagen, daß Wilſon und Leonie Liebende waren. Die empfänglichen (und gewiß die glückſeligen) Gemüther, die ſchon in ähnlicher Lage geweſen, können ſich wol denken, was die Liebe in dem Herzen eines Mannes begonnen, der vier Wochen, oder gar vier Monate, in fortdauerndem Verkehr mit einem ſo ſchönen und liebenswürdigen Mädchen verbracht hat. Sie können ſich eben ſo gut die Schwierigkeit vorſtellen, wenn ein empfänglicher Sinn den beſtändigen Angriffen eines glühenden und leidenſchaftlichen Bewerbers, der nicht geradezu häßlich iſt, und noch nicht gar zu weit in Jahren vorgerückt, widerſtehen ſoll. Umſonſt reden einige Theoretiker von den allmähligen Fortſchritten der Neigung und Leidenſchaft; die Eingeweihten wiſſen, daß das Herz im Moment und durch Ueberraſchung gewonnen wird. So verhielt es ſich auch durchaus bei uns, und als Leonie ernſtlich ihr Herz zu befragen anfing, und über die Beſchaffenheit des Angriffs und

die Mittel der Vertheidigung nachdachte, fand sie, daß es schon längst im Besitz des Bestürmenden gewesen. Sie ertrug den Verlust mit der Sorglosigkeit der Jugend, und schüttelte ihre Ketten mit dem Feuer des Enthusiasmus, denn Enthusiasten sind immer die bereitwilligsten Sklaven. Sie erhob ihren Eroberer zu einem Idol und verehrte ihn innig, trotz seiner gelben Haut, seinen struppigen Haaren, seinen überhängenden Brauen, seinen Podagrabeinen und der grünen Brille. Bei seinen Gefühlen brauchen wir wol nicht erst zu verweilen. Er liebte, das ist genug für Die, welche den Sinn dieses Wortes begreifen, und für diese schreibe ich ja. Er hatte indessen noch nicht wirklich gesagt: „ich liebe Dich," denn er kannte (so gut wie meine Leser) die selige Lust des Zauderns, ehe das offene Geständniß herausbricht, — die Wonne sein Geheimniß ahnen zu lassen, ehe es aufgenommen wird, — das wollüstige Hinbrüten, wo die Augen sprechen, während die Zunge noch stumm ist. Er kannte alles dies, und noch weit mehr von jenen Gefühlen, welche den Liebhaber zum

Stillestehen bewegen, als befände er sich in der Mitte eines bezauberten Kreises, den er aus Ehrfurcht und Verehrung vor dem Geist, welchen er heraufzubeschwören im Begriff steht, zu durchbrechen zaudert. Aber Wilsen hatte auch noch andere Gründe zum Schweigen.

Endlich war der Moment gekommen. Die stürmischen Gefühle, hervorgerufen durch diesen wirren Tag, brachten die Krisis herbei, wie ja lange genährte Gefühle so oft durch einen unvorhergesehenen Zufall herausbrechen. Als er den Garten mit Leonie durchschritt, bewegt und aufmerksam, einen Arm um ihren Leib geschlungen, den seine Finger berührten, ohne doch zu wagen, ihn zu pressen, und mit der einen Hand fest doch sanft die ihrige drückend, brach er hervor mit der reißenden, leidenschaftlichen Rede, die sein Geheimniß ganz enthüllte. Sie hörte ihn erröthend, zagend, zitternd, schweigend an, während ihr Haupt zu schwimmen schien, und sie mit einem so leichten Tritt dahinschwebte, daß sie weniger auf der Erde als in der Luft sich zu bewegen glaubte. Ein offenes Liebesgeständ-

niß, welches lange zu Tage gelegen, ehe es ausgesprochen wird, wäre, sollte man denken, das Geschäft weniger Worte, und diese wären kurz, und verständen sich von selbst. Aber ich, und meine Leser und Wilson, möchten uns dadurch nur als Ununterrichtete ausweisen. Im Gegentheil könnten wir lange bei den Wiederholungen und Pausen verweilen, bei den Parentheſen und Abwechſelungen, den Blicken, Seufzern und dem Zaudern, welches das offene Geſtändniß begleitet. Aber alles dies überlaſſen wir der Einbildungskraft Derer, welche noch nichts Aehnliches erfahren haben, und der Erinnerung Derer, bei denen dies der Fall iſt; und ich bitte nur beide Claſſen von Leſern, ihre ganze Aufmerkſamkeit der Geſtalt des Herrn Chevalier De Chouſleur zu ſchenken, wie er auf Händen und Füßen dicht hinter der beſchnittenen Hecke fortkriecht, welche Wilſon's und Leonie's Baumgang von dem Küchengarten trennte.

Als De Chouſleur auf krummen Wegen hier anlangte, und in dem Kohlbeete Poſto gefaßt, war Wilſon in ſeiner Erklärung ſchon ſehr weit

fortgeſchritten, und Hippolyte konnte, als Jener mehr warm und belebt wurde, zuweilen ſein Geſicht ſehen, das von einer Gluth durchdrungen ſchien, die ſelbſt über das Gelb der Wangen ſiegte, und ſie, wie die Abendſonne das Herbſtlaub eines Buchenhains, färbte. Leonie war einmal hochroth, und dann wieder bleich. Ihre Augen glänzten, und waren dann wieder voll Thränen. Die Lippen ſtanden offen, als ließen die Seufzer, welche in kurzer und ſchneller Folge herausbrachen, nicht Zeit ſie zu ſchließen. De Chouſleur hörte und ſah genug, und um ſein Elend voll zu machen, hörte er deutlich die folgenden Worte, und ſah die ſie begleitenden Geſten.

„So haben Sie gehört, gefühlt meine Worte — Sie verſtehen meine Gefühle — Sie erlauben mir, Sie zu lieben. O ſprechen Sie ja, meine Leonie.“

Ich habe ja ſchon geſprochen.

„Und Sie können mich wieder lieben? Sie erwiedern nichts?“

„Brauche ich noch zu ſprechen?

Hier drückten sich Wilson's Lippen auf Leonie's Hand, und nichts erreichte Hippolyte's Ohr mehrere Minuten hindurch, als ein verwirrtes Gemurmel, mit tiefen Seufzern vermischt.

Sie gingen weiter, und näherten sich wieder dem Chevalier. Er steckte den Kopf noch tiefer in die Hecke und erweiterte die Oeffnung, durch welche er blickte. Als sie herankamen, hörte er Wilson wiederum:

„Sie können mich lieben! Wie, mich — Leonie! Sehen Sie auf mich — alt, schwach — verwittert, wie ich bin. Können Sie?"

Sie erschienen mir niemals alt — ich weiß nicht, wie es kommt, aber Sie scheinen mir immer nur halb so alt, als Sie sind.

„Was, mit diesen verschrumpften podagristischen Beinen?"

Aber Sie gehen so sicher, und sind bei manchen Gelegenheiten so behende. (De Chousseur fuhr zurück.)

„Aber diese Brille?"

Hindert nicht, daß Ihre Blicke zuweilen

darüber und darunter wegſchießen, beides zugleich. (Hippolyte verging.)

„Und dieſe dunkelgelbe Haut, Leonie?“

O könnten Sie nur ſehen, wie jetzt das glühende Lebensroth hindurchbricht!

„Trotz alle dem alſo können Sie mich lieben? O ſagen Sie ja, Leonie. Sprechen Sie das einzige Wörtlein aus, das noch an meinem Glücke fehlt; beſtätigen Sie meine Hoffnungen, und laſſen Sie mich Ihnen beweiſen, daß Sie Ihr Herz nicht weggeworfen haben, als Almoſen für das Alter, für Ungeſundheit und Häßlichkeit.“

Hier hielten ſie inne, und Hippolyte ſtreckte abermals, athemlos vor Staunen, ſeinen Kopf vor. Leonie blickte, halb Luſt, halb Furcht, auf Wilſon, und murmelte ſanft: Ich liebe Sie, wer oder was Sie auch ſind.

„So iſt mein Triumph, mein Glück vollendet!“ rief Wilſon im Entzücken, und indem er auf einen Augenblick Leonie'n losließ, die ſprach- und bewegungslos daſtand, riß er die podagriſtiſchen Hüllen ſeiner Beine los, welche ſo lange das ſchönſte Ebenmaaß ſeines Körpers verſtellt

hatten. Hippolyte wandte einen Augenblick ſeine Augen zurück auf ſeine eigenen Waden, richtete ſie dann aber wieder verzweiflungsvoll auf die von Wilſon. „Fort dann dieſe Verkleidung,“ rief Wilſon (indem er die Stiefletten bei Seite ſchleuderte), und dieſe armſeligen Doppelaugen (er warf die Brille nieder), und dies — und dies — und dies“ — bei jedem ſolchen Ausruf flog etwas, erſt der Bart, dann die Augenbrauen, zuletzt die Perücke ab. „Ach könnte ich auch jetzt mit einem Male die häßlichen Flecken abwaſchen, welche ſo lange die wahre Farbe dieſes Geſichtes entſtellt, und das tiefe Arbeiten eines Herzens verborgen haben, das gänzlich Ihnen gehört. Theuerſte Leonie, erſchrecken Sie nicht. — Konnten Sie mich vorher lieben, als Sie glaubten, ich ſey was ich ſchien, ſo kann ich Ihnen unmöglich jetzt weniger angenehm ſeyn, wo ich, wie ich wirklich bin, vor Ihnen ſtehe. Ließ ſich ein Vierziger ertragen, kann man einen Dreiundzwanziger doch leidlich finden? — Wie, ſprechen Sie kein Wort? — Weßhalb blicken

Sie ſo unverwandt vor ſich hin? Erſchrecken Sie vor mir?“

Der letzte Ton ſprengte die Rinde ihrer Bruſt, ſie brach aus in eine Fluth von Freudenthränen, blickte einen Augenblick oder zwei (als geſchähe es, um ihre Zweifel zu entfernen) auf ſeine glänzenden Augen, ſeine gewölbten Brauen, ſein kurzes lockiges braunes Haar, ſeine glatten Wangen, ja, ich glaube ſogar, ein Halbviertel Blick fiel unwillkührlich auf ſeine ſtattlichen Beine, und dann, wie nun ganz gewiß ihres Mannes, flog ſie in ſeine offenen Arme, und ſchien, als wäre ihr Herz von Kummer aufgelöſ't, ſtatt von Entzücken erfüllt zu ſeyn.

Nachdem auf dieſe Art eine gute Weile verſtrichen war, während welcher ſich De Thouſleur in einem gewiſſermaßen ſehr unbehaglichen Zuſtande befand, ſowohl was Körper als Geiſt anlangt, ließ Wilſon allmählig von Leonie los, und ſetzte ſie, ohne daß ſie darum bat, in Freiheit. „Jetzt, meine ſüße Leonie,“ ſprach er, „müſſen wir einen Augenblick uns trennen. Gehen Sie in's Haus, treten Sie vor das würdige, alte

Ehepaar drinnen, und ſagen Sie ihnen, was hier vorging. Ich komme ſogleich nach.“

Guter Gott, das wage ich nicht.

„O Sie müſſen, Sie müſſen, — es muß geſagt werden, — und am beſten geſchieht es durch Ihren Mund.“

Aber was, was könnte ich denn ſagen?

„Sagen Sie nichts. Zeigen Sie ſich den Würdigen nur mit dieſem glühenden Geſichte, dieſen ſtrömenden Augen, dieſen lächelnden Lippen. Iſt ihr Geiſt nicht erfroren, ihr Gedächtniß nicht dahin, kannten ſie je, was es heißt, lieben, Liebe ausſprechen und das Geſtändniß der Liebe hören, — werden ſie auch verſtehen und vergeben. Gehen Sie hin, mein theuerſtes Leben — ich komme Ihnen gleich nach.“

Leonie, inſtinctmäßig dem weiſen Geſetze der Natur folgend, gehorchte. Als ſie langſam nach dem Hauſe zu ging, raffte Wilſon haſtig die fortgeworfenen Hüllen auf, und während er ſie in ſein Schnupftuch zuſammenband, war De Chouſſeur, der durch Leonie's Abgang ſich ganz ſeinem Schickſal preisgegeben fühlte, entſchloſſen,

aus der Nachbarſchaft der ſchrecklichen Rivalen ſich auf und davon zu machen. Er kroch daher ſchnell an der Hecke entlang, indem er verſchiedene Zerſtörungen an den Kohl-Steckrüben und Paſtinak-Beeten ſich zu Schulden kommen ließ, und als er endlich aus dieſem Territorium von Vegetabilien loskam mit ſeinen Nanquinhoſen und der ſtattlichen Weſte, ſah er einem omelette aux fines herbes nicht unähnlich. Sein erſter Drang, nachdem das ganze Meer ſeines Mißgeſchicks ſich in Etwas verwandelt, das einem feſten Vorſatze ähnlich ſchien, war, zu Alfred zu fliehen, und ihm Alles wieder zu erzählen, was er geſehen und gehört, nicht zweifelnd, die Enthüllung eines ſolchen Verraths und ſolcher Schändlichkeit müſſe Alfred's vollen Unwillen aufregen, und ihn dahin bringen, ſich ganz zu Wilſon's Untergang mit ihm zu vereinigen.

Von dieſer Hoffnung erfüllt eilte er nach einem kleinen Gebüſch, durch welches er auf verſtecktem Wege in's Haus gelangen wollte, als er Alfred erblickte, der, gleich ihm, auf der Lauer gelegen zu haben ſchien und nun ſchnell nach

der Alles zuſchrirt, wo Wilſon noch immer verweilte. Hippolyte hütete ſich, laut zu rufen, damit der blutige Engländer nicht noch einmal auf ihn losfahren, und ihn in Stücke zerreiſſen könne. Als er nun einen Apfel anlangte, um damit Alfred einen ſanften Wink zu geben, daß er ſich zu ihm umdrehen möchte, war er über alles frühere Erſtaunen erſtaunt, indem er plötzlich ihn und Wilſon in einer herzlichen Umarmung zuſammen fand. Die Umwandelung des Letztern ſchien Jenem nichts Neues, und hätte Hippolyte nur einen Augenblick an der traurigen Thatſache zweifeln können, daß Alfred ſchon lange in ſein Geheimniß eingeweiht geweſen, und daß er ein Erzbetrüger ſey, ſo wurde es jetzt nur allzuklar, als Wilſon ihm laut, mit unbegrenzter Luſt und in trefflichem Franzöſiſch erzählte, daß das Geſtändniß über den Lippen, die Verkleidung abgeworfen, und er der glücklichſte aller Menſchen ſey. Alfred hörte dies mit allen Zeichen der Theilnahme und warmer Freundſchaft an, während Hippolyte, halb wahnſinnig über dieſe Anhäufung ſeines Elends, kei-

nen andern Troſt hatte, als, ſo ſchnell er konnte, zu Fauſſecopie zu rennen, und vollſtändig alles auszuſchütten, was auf ihm laſtete, in dieſes allezeit für jedes Geheimniß, was nur irgend wie zu ſeinem eigenen Vortheil konnte verwandt werden, geöffnete Ohr.

Hippolyte hatte kaum den Garten verlaſſen, als Herr Suberville, von Leonie, nach der er geſucht, begleitet, ſich dem Orte näherte, wo nach ihrem athemloſen Berichte Wilſon geblieben war. Sie hatte keine Zeit gehabt, auch wenn ihr nicht der Muth dazu abgegangen wäre, die Verwandlung des Mannes zu erzählen, welcher, ohne daß ſie es auszuſprechen brauchte, ihr Geliebter ſeyn mußte. Herr Suberville nahm daher ſeinen Hut ab, und machte eine leiſe Verbeugung, indem er zugleich verwundert vor ſich hin blickte, als er Alfred an der Hand eines jungen Mannes, den er für einen Fremden hielt, herankommen ſah. Wilſon enttäuſchte ihn jedoch bald, und um ihm alle Zweifel über ſeine Identität zu benehmen, band er das Schnupftuch los, und zeigte ihm ſeinen ganzen Maskeradenanzug.

Herr Suberville, der nun, trotz des fließenden Französisch und der jugendlichen Beredsamkeit seines Styls, allmälig seinen Gast erkannte, wollte nichts davon wissen, und forderte in kurzem, festen Tone eine umständliche Erklärung seiner Beweggründe, seiner Absichten und seiner Lage. Darauf antwortete der Andere mit großer Sanftmuth, indem er bekannte, daß ihn Umstände zu einer Kriegslist gezwungen, die, seinem Gefühl nach, durchaus nothwendig gewesen wäre, um den Gegenstand seiner Liebe ganz kennen zu lernen. Er erklärte, von Leonie's Schönheit und ihren Tugenden gehört zu haben, und daß er, entschlossen, selbst zu sehen und zu urtheilen, die günstige Gelegenheit, die ihm Herrn Suberville's Bekanntmachung anbot, ergriffen habe. Er stellte sich jetzt selbst bestimmt als Liebhaber vor, und schwor, in halb heftiger, halb entschiedener Stimme, es solle ihn kein Hinderniß von ihr trennen. Herrn Suberville's Forderung, seine Familie, seine Verbindungen zu nennen, und den Stand seines Vermögens anzugeben, lehnte er ab, indem er angab, daß gebieterische

Umſtände ihn vor der Hand von weiteren Eröffnungen abhielten. Dieſe Hinderniſſe allein hätten ein früheres Bekenntniß ſeiner Gefühle aufgehalten, denn er wiſſe, daß, wenn ſie zu Tage kämen, er nicht mit Anſtand länger unter einem Dache mit Der leben könne, die er leider nicht ſogleich als Gattin heimführen dürfe.

Die arme Leonie fing hier an bleich zu werden; als aber Wilſon's ſcharfer Blick ihre Aufregung bemerkte, beruhigte er ſie ſchnell durch die heiligſten Betheuerungen gegen Herrn Suberville von ſeiner Ehre, ſeiner Offenheit und ſeiner Treue. Er berief ſich deshalb ganz auf Alfred, welcher, unter dem Verſprechen des Schweigens bis zu einer gewiſſen Zeit, ſein ganzes Vertrauen beſitze. Alfred verſicherte, er wäre Alles, was man aufrichtig, ehrenwerth und wacker nenne; und Leonie gewann dadurch wieder ſo viel Kraft, um mit guter Haltung die Ceremonie des Abſchiedes zu beſtehen, welcher ihr doch beinahe das Herz zerriß. Sie fühlte ſich ſo verwirrt, daß ſie erſt, nachdem Wilſon in Alfred's Geſellſchaft eine volle Stunde fort war,

Zeit gewann, den trüben Gedanken und Befürchtungen nachzuhängen, welche glücklicherweise in einem Thränenausbruch ihren Troſt finden. In Wilſon's Weſen, als er Abſchied nahm, lag indeſſen etwas von Vertrauen und Zuneigung, welches ſie wieder völlig tröſtete, und ſie würde ihr Leben auf Alfred's Treue geſetzt haben. Sie ſah deshalb mit ziemlicher Faſſung beide junge Männer in einem gemietheten Gig fortfahren, und Herr Suberville zeigte ſeiner Frau in gewohnter ruhiger Weiſe Vorfälle an, zu denen ihm ſelbſt noch der eigentliche Schlüſſel fehlte. Madam Suberville ſprach ihre Ueberzeugung geradezu aus, daſſ Wilſon ein abenteuernder Böſewicht ſey, deſſen Abſicht keine andere geweſen, als Leonie'n zu ruiniren und das Haus zu berauben, und ſie gab deshalb Liſetten ganz beſondere Anweiſungen, die Gabeln und Löffel zu zählen, und ſorgfältig alle Fenſter zu verriegeln und unter die Betten zu ſehen, ehe ſie ſelbſt in ihres ſtiege.

François Fauſſecopie war von Natur eben nicht zum Lachen geneigt, er grinzte und lächelte

zuweilen; aber — ſo weit ich meine Quelle verbürgen kann — einmal hat er laut aufgelacht, und das war, als er De Chouſleur's Geſtalt in ſeine Wohnung treten ſah, nachdem dieſer auf oben bemeldete Weiſe aus Herrn Suberville's Garten entkommen war. Fauſſecopie lachte gewiß aus vollem Herzen, und war gar ſehr erſtaunt, als er ſich im Beſitz einer bisher ihm nicht bekannten Eigenſchaft fand. Hippolyte war im Gegentheil an jenem Abend ganz Hingebung. Anſtrengung und Aufregung hatten gemacht, daß der Schweiß aus jeder Pore floß, und überdies weinte er bitterlich. Mit weniger Umſchreibung, und ſo präcis er konnte, beſchrieb er den reißenden Fortgang der Dinge von ſeiner vormittägigen Erklärung gegen Madam Suberville an, bis zu der eigentlichen Periode der Erzählung. Er forderte von Fauſſecopie zuerſt Rache, dann Rath. Fauſſecopie verſprach ihm eines und das andere, ſobald er nähere Erkundigung über die Sache werde eingezogen haben. Hippolyte war gegen jede Verzögerung, und forderte ſummariſchen Proceß; er deutete auf ſeine Beulen und Schram-

men, als lebendige Zeugen des erlittenen Unrechts, und rief alle ſchlummernde Kraft des Adjuncten auf zur Rache für die Manen ſeines hingeopferten Rockes, der Weſte und Hoſen, deren unſeliger Untergang die Folge des ruchloſen auf ihn gemachten Angriffs geweſen.

Fauſſecopie bemerkte, es wäre doch ein ſeltſamer Umſtand, daß Alfred ihn eine Stunde zuvor beſucht, und Wilſon's Paß, viſirt nach Paris, geholt habe; und bei dieſer unerwarteten Neuigkeit fühlte De Chouſleur augenblicklich, daß die Hoffnung auf Rache ihm aus den Händen gegangen, da er nicht zweifelte, daß der Schurke entflohen ſey. Seine Befürchtung wurde nur zu bald bei ſeiner Rückkehr nach Le Vallon beſtätigt; wie groß nun auch ſeine Täuſchung hinſichts der vereiteten Hoffnung auf Rache ſeyn mochte, wurde er doch reichlich durch das Gefühl entſchädigt, daß er vor weiterer Gefahr ſicher ſey, und ungehindert wüthen und toben könne. Augenblicklich trompetete er durch alle drei Dörfer die Geſchichte von ſeiner Rencontre mit dem fortgelaufenen Engländer, welcher, zufolge ſeiner

Ueberſetzung der Geſchichte, nach einem verrätheriſchen Anfall der vorgedachten Rache entflohen war, und den Preis ihres Streites, Leonie, als Lohn für Galanterie und treue Neigung zurückgelaſſen. Nachdem er ſo den Weg gebahnt, damit ſeine Geſchichte bekannt werde, bereitete er auch eine Erzählung der Vorfälle zu, um ſie in eines der Pariſer Journale einrücken zu laſſen, in welchem „Georg Wilſon, gebürtig aus London,“ als ein Betrüger, Meuchelmörder, Schurke, nebſt anderen guten Beinamen, mit aller Delicateſſe der Franzöſiſchen Sprache und des Charakters unſers Chevaliers, denuncirt wurde. Dieſe ganz entſtellte Scandalgeſchichte erſchien zu ihrer Zeit, und wurde ebenfalls zu ihrer Zeit genau beantwortet, wie man dies aus der Folge erſehen wird.

Während De Chouſleur auf dieſe Weiſe Blitze der Rache ſchmiedete, beſchäftigte ſich Fauſſecopie mit weſentlicheren Dingen. Er hegte ſchon lange einen ernſten Groll gegen Herrn Suberville, der ihn fortwährend mit Hochmuth und Verachtung behandelt hatte, trotz ſeiner wenig verdienten

Erhebung. Auch in Glautte's Seele war der tiefe Haß noch nicht beschwichtigt, welcher so fest in der Brust aller Derer wurzelt, die Freundschaft mit Verrath erwiedern, und Wohlthaten mit Beleidigungen vergolten haben. Oft hatten sie Beide sich über die Mittel im Geheimen besprochen, dem Gegenstande ihres Hasses eine Kränkung zuzufügen; aber sie hatten zu viel Furcht, da ihnen wohl bekannt war, wie hoch er in der Meinung der Leute von allen Partheien und Ansichten stehe, daß sie bisher es nicht gewagt, eine Verläumdung gegen ihn auszustreuen, oder einen Pfeil gegen seinen Ruf und seinen Frieden zu spitzen. Jetzt indessen schien sich Faussecopie eine schöne Aussicht zu öffnen, ihm ernste Unbehaglichkeit und unangenehme Verwickelungen zu bereiten. Als der Scheim Faussecopie Glautte'n die Sache in diesem Lichte sehen ließ, rollte der Doctor die Augen und schmatzte mit den Lippen, als wäre ihm der Duft irgend eines Lieblingsgerichtes vor die Nase gekommen.

Faussecopie setzte sich sogleich nieder, um eine Reihe von Anschuldigungen gegen Herrn Su-

berville niederzuſchreiben, welche ſich alle auf den Umſtand baſirten, daß er einen Fremden in ſeinem Hauſe beherbergt habe, welcher, nachdem er Monate lang verborgen geblieben, ſich als ein verkleideter Betrüger zu erkennen gegeben, und ſein Verſteck damit beſchloſſen habe, daß er einen wilden und verrätheriſchen Anfall auf die Perſon eines ausgezeichneten Royaliſten, des Chevalier De Chouſeur, gemacht, demnächſt aber entflohen ſey, und zwar in Geſellſchaft eines notoriſchen Buonapartiſten, eines gewiſſen Alfred Suberville, eines Neffen des Angeſchuldigten, die ſammt und ſonders ohne Zweifel in ein verrätheriſches Complott verwickelt wären. Dies waren die Fundamente der Anſchuldigung, mit aller caſuiſtiſchen Kunſt, deren Fauſſecopie Meiſter war, zuſammengetragen und gepreßt; und ſie wurden zu den höheren Behörden befördert, mit dem Antrag, dem Doctor Glautte und ſeinem Gehülfen volle Macht zu ertheilen, dieſe Sache bis auf den Grund zu unterſuchen; wobei der Anfang damit gemacht werden möchte, daß man Herrn Suberville unter surveillance ſetze. Auch

wurde im Wege des Postscripts hinzugefügt, wie man nach dem Namen des Betrügers nicht zweifeln könne, daß er ein Verwandter des notorischen: „Sir Wilson“ sey, welcher mit seinem Gefährten „Sir Hutchinson“ und „Sir Bruce“ ein so schändliches Spiel gespielt (nach der Meinung einiger weisen, und der Bourbonischen Dynastie in der That wohlwollend zugethanen Männer, zu deren Ehre und Ruhm) indem er einem Mitmenschen, der sich vertrauensvoll seiner Großmuth übergeben, Schutz gewährt, statt ihm die Hände zu binden, und ihn dem Henker zu übergeben.

Dieser sumpfdarrn Anschuldigung noch mehr Kraft zu geben, forderte Faussecopie De Chousleur's Unterschrift. Der arme Hippolyte wurde bleich und zauderte, denn er kannte die Falschheit, und fühlte eine ganz besondere Zuneigung und Achtung für Herrn Suberville; wie er denn auch nicht anders dachte, als daß ein solcher Schritt ihn in Leonie's Meinung ganz herabsetzen müsse. Alle diese ehrlichen Regungen wurden jedoch durch die Versicherungen seines Ora-

lich beſchwichtigt, daß eine Verwickelung dieſer Art, weit entfernt, allen ſeinen Wünſchen und Ausſichten einen Riegel vorzuſchieben, Herrn Suberville vielmehr in ſeine Hand geben werde, denn, falls Leonie ihm abgeneigt wäre, müſſe eine zeitige Drohung, durch ſeinen Einfluß ihren Vater zu ruiniren, oder ein wohlangebrachter Wink, wie es nur von ihm abhänge, ihn zu retten, ganz natürlich Wunder zu ſeinen Gunſten wirken.

„Her denn die Feder!“ rief Hippolyte, überzeugt und entzückt, und er ſchrieb unten auf das Papier: Le Chevalier de Chouſleur, und hinterher einen Schweif, den ich vergeblich nachzubilden mich beſtreben würde.

Als dies einmal im Zuge war, wandte Hippolyte ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, ſich wieder in Leonie's Gunſt einzuniſteln, und fing deshalb von Neuem ſeine Bewerbungen an. Aber er war ihr gänzlich verhaßt geworden, und wenn ſie an die Befleckung dachte, die ihrer Wange von ſeinen lüſternen Lippen gedroht, ſchauderte ſie entſetzt zurück. Er verließ ſich zu-

nächst nun wieder auf Madame Suberville's Freundschaft, und empfing von ihr das Versprechen ihres ganzen Beistandes und alle Aufmunterung in seiner Bewerbung zu verharren. Er sondirte Herrn Suberville's Gesinnungen, und erhielt von ihm die sehr kalte und ruhige Versicherung, daß er Leonie gegen ihren Willen niemals zwingen werde, daß diese aber entschlossen sey, seine Anträge zu verwerfen, und daß er ihn deshalb ersuchen müsse, ganz von Le Vallon fortzubleiben. Dies brachte ihn in Verzweiflung und Wuth, und er bestand darauf, sein Schicksal aus Leonie's eigenem Munde zu hören. Herr Suberville hatte dagegen nichts einzuwenden, und er rief sie, um De Chaufleur gefällig zu seyn, damit sie mit ihrem eigenen Munde sein Urtheil besiegele. Sie kam daher, und ungerührt durch seine Bewegung und seine Anerbietungen, und eben so wenig von seinen Drohungen geschreckt, machte sie mit einem Male allen seinen Bewerbungen ein Ende, indem sie ihm laut und deutlich befahl, sie für immer zu verlassen; dann entfernte sie sich selbst aus dem

Zimmer. Herr Suberville begleitete ſie, und Hippolyte ging aus dem Hauſe, indem er die Thüre ſo hinter ſich zuwarf, daß ſie faſt aus ihren Angeln fiel, und Madame Suberville eben beinahe aus ihrem Lehnſtuhle gefallen wäre.

Die Anſchuldigung gegen Herrn Suberville und ſeine muthmaßliche Verbindung mit dem ſehr gefürchteten „Sir Wilſon“ und deſſen Freunden, machte der Franzöſiſchen Regierung nicht geringes Kopfbrechen. Dem Maire und ſeinem Adjunct wurden die ausgedehnteſten Vollmachten ertheilt, die Maaßregeln zu ergreifen, die ihre Klugheit für angemeſſen hielte, der Sache auf den Grund zu kommen; ſo wie auch die Polizei gemeſſene Befehle erhielt, nach dem entlaufenen Betrüger und ſeinem Gefährten Alfred zu ſuchen. Auf Fauſſecopie's dringendes Verlangen wurden demnächſt Befehle erlaſſen, Herrn Suberville zu arretiren, ſeine Papiere zu prüfen, und andere ſtrenge Maaßregeln zu ergreifen, wie ſie der Augenblick eingeben würde. Er wurde auch wirklich von ſeinem ehemaligen Schreiber unter Beiſtand eines Trupps jener

militärischen Polizei verhaftet, die zu gleicher Zeit den besten Schutz für die Person abgibt, und das sicherste Mittel ist, den Geist eines jeden Volkes zu entwürdigen, welches dieses entehrenden Schutzes genießt. Herr Suberville wurde in das Gefängniß des Hauptorts abgeführt, alle seine Papiere wurden versiegelt und ich überlasse es meinen Lesern, sich die Betrübniß vorzustellen, die sich seiner Gattin und Leonie's bemächtigte, welche Letztere, als der einzige Trost für Jene, zurückbleiben mußte.

Als Herr Suberville in geheimes Verwahrsam gebracht worden, war ihm jeder unmittelbare Verkehr mit seiner Familie, oder den wenigen Freunden untersagt, welche ihre eigene Sicherheit soweit aufs Spiel setzen wollten, um ihn zu sehen. Leonie blieb über einen Monat in aller Angst und Erwartung über seine Lage, und ohne auch nur ein Wort von Wilson oder Alfred zu hören. Ihr einziger Trost war die treue Lisette, die durch ihre Herzlichkeit und Theilnahme ihre Geister aufrecht erhielt, und die jetzt in vollem Ernst keinen Abend versäumte,

Thüren und Fenster zu verriegeln, und unter die Betten zu blicken.

Während dieses Zwischenraumes war De Chousleur nicht müßig. Er machte tausend Versuche, Leonie zu sehen, aber ohne Glück. Lisette wollte ihm niemals unter irgend einem Vorwande erlauben, das Haus zu betreten, indem sie ihm und seinen feinen Kleidern drohte, wann er jemals erschiene, gewisse flüssige Substanzen aus einem der Fenster, wo sie immer zu seiner Begrüßung bereit stund, falls er nicht umkehren wollte, auf ihn hinabzugießen. Ein wahrer Wuth erprobte sich bei dieser Gelegenheit, und er sah sich endlich, als zu seiner letzten Hoffnung, dahin gebracht, in einen von Faussecopie entworfenen Plan, Leonie ganz bestimmt in seine Gewalt zu bekommen, einzugehen.

Wie auch immer die verschiedenen Verdienste der Französischen und Englischen Jurisprudenz beschaffen seyn mögen, das Englische Recht hat eine Eigenthümlichkeit, welche entweder ein Vortheil ist, oder das Gegentheil davon, wie man es betrachten will. Ich rede von den Entschä-

digungsforderungen für gebrochene Eheverſprechungen. Dieſes vielleicht wohlthätige, aber gewiß höchſt unzarte Verfahren iſt noch nie öffentlich in Frankreich anerkannt worden, und ich vermuthe, es war der proceßſüchtigen Normandie und dem Erzabaliſten Fauſtcopie vorbehalten, den Verſuch zu machen, eine ſolche Sitte, und ſogar vermöge obrigkeitlicher Dazwiſchenkunft, einzuſchwärzen. Bei der fraglichen Gelegenheit rieth er gradezu unſerm Hippolyte, gegen Leonie auf ein gebrochenes Eheverſprechen zu klagen, oder wenigſtens mit der Klage zu drohen.

Wie gut es war eine monſtröſe Idee, nach der bei irgend einem Proceß weniger Wahrſcheinlichkeit des Erfolges. Für's erſte hatte Leonie ein ſolches Verſprechen niemals gegeben; zweitens, wäre dies auch geſchehen, war ſie doch noch nicht in dem Alter, wo ein ſolches Verſprechen geſetzliche Folgen hätte haben können; drittens, exiſtirten keine Beweiſe, daß ſie es gethan, und außer alle dem gab es, wie ſchon geſagt, kein Geſetz in Frankreich, um ein

solches Verfahren zu rechtfertigen, mit Ausnahme jenes Vertrages, welcher den Namen führt: marché au dédit, das heißt ein Versprechen mit einer Conventionalstrafe für den Fall des Bruches. Von dieser juristischen Form hat man zuweilen, glaube ich, bei Ehecontracten Gebrauch gemacht, aber hier war ja nichts bedungen. Doch alle diese Hindernisse verschwanden vor der Normännischen Lust und Liebe zu Processen, und vor der genialen Schurkerei und frechen Kühnheit unseres Faussecopie, und Leonie wurde auf De Chousseur's Eingabe geladen, vor dem würdigen Maire der Drei-Dörfer in termino am 20 October 1816 zu erscheinen, um Rede zu stehen auf die Klage des ehrenwerthen Chevaliers, hinsichts ihrer Weigerung, seinen gerechten, von ihr gewährten Erwartungen nachzukommen, so wie ihren Versprechungen, seine Gattin zu werden.

Alle diese Vorbereitungen erhielten keinen geringen Stoß, durch den unerwarteten Befehl, Herrn Suberville in Freiheit zu setzen. Der Proceß wurde jedoch darum noch nicht unter-

drückt, denn der wackere Freund hatte selbst keinen geringen Anflug von Normännischem Geist, und er war gar nicht dagegen, daß Leonie vor Gericht die Klage beantworten solle, um bei dieser Gelegenheit ihre Verfolger zu Schanden zu machen. An ihrer Stelle antwortete er deshalb, daß sie dem Rufe folgen und erscheinen werde.

Ich übergehe hier die besonderen Umstände, welche Herrn Suberville's Befreiung herbeiführten (indem die ersten Schritte, welche sie bewirkten, später nachgeholt werden sollen) eben sowol als die Beschreibung der großen Freude, welche sie [illegible] verursachte, den verzweifelnden Schlag auf Hippolyte's Herz, und wie Faussecopie's freche Schurkerei dadurch nur fester in sich wurde. Beinahe hätte dasselbe Ereigniß dem würdigen Doctor Glaudie einen zweiten Schlagfluß zugezogen. Faussecopie hatte nicht im entferntesten an Herrn Suberville's Freiheit gedacht, als er das Decret erließ, dem zufolge Leonie auf De Chousseur's unsinnige Klage erscheinen solle. Seine Berech-

sung ging dahin, daß Furcht vor den Folgen sie den Wünschen des Chevaliers näher bringen werde, und es brauchte wol nicht erst Gewohnheit zu werden, daß er auch seinen eignen Vortheil dabei vor Augen hatte. Er sah, daß Glaudie den Weg alles Fleisches ging, und er hatte schon unter der Hand bei der Regierung Vorstellungen gemacht, die ihm den Weg bahnen sollten, um sein Nachfolger zu werden. Hippolyte versprach seinen Beistand (welcher bei der royalistischen Partei keineswegs gering war) zur völligen Erreichung seiner Absicht, und zwar als Preis für den glücklichen Erfolg Faussecopie, so angetrieben, war entschlossen zum Ausdauern, und er glaubte noch immer, wenn neue Unannehmlichkeiten dem Herrn Subpréfet in den Weg gelegt würden, müßte doch am Ende Leonie sich gedrängt fühlen, den Bitten Madame's und De Chousseur's Anliegen nachzugeben. Der Termin zum Verhör vor dem Maire fiel grade auf den Tag nach jenem, an welchem Leonie ihr zwanzigstes Jahr vollendet hatte. An diesem Tage konnte sie, da nun ihr Gelübde

abgelaufen war, zum ersten Male ohne die Kleidung erscheinen, welche jenes ihr aufgelegt, und sich weltlicher Lust hingeben, und von weltlichen Sorgen gedrückt werden.

Leonie war von dem Gedanken, öffentlich vor dem Amte der Mairie zu erscheinen, und dort De Choufleur in einer so unzarten Angelegenheit gegenüber zu stehen, nicht wenig geängstigt, aber sie besaß von Natur einen starken Geist, und dieser fühlte sich jetzt noch stärker durch das feste Vertrauen, daß Wilson für ihre Sicherheit wache, und sie gegen eine so ehrenrührige Drohung schützen werde. Herr Sa[illegible] [illegible] mit Verlangen auf den Tag, denn er war fest entschlossen, es zum Proceß kommen, und Glaubte und Faussecopie in solchem Lichte sich darstellen zu lassen, daß sie auf immer ihre Gesichter verbergen müßten.

Ich hoffe, meine Leser werden sich indessen gefragt haben: „Aber wo steckt der Autor — unser reisender Gentleman, der uns so seine ganze lange Geschichte aufzählt, ohne ein einziges Mal selbst hereinzublicken? Wir möchten

mir wissen, was aus ihm geworden, und wo er alle diese Umstände eingesammelt hat?“ Wohlan denn, gesagt sey es, daß ich gerade an dem Tage, wo der Termin in Sachen Hippolyta versus Leonie anstand, durch einen seltsamen, und, ich kann mir nicht helfen, auch glücklichen Zufall, nicht allein Zeuge, sondern gewissermaßen selbst mitthätig wurde. Wie das zuging, soll der Leser sogleich kurz und aufrichtig erfahren.

Elftes Kapitel.

Am Abende vor dem vorerwähnten 20. October 1816 war ich nach einem langen Tagesmarsch auf dem Gipfel jenes Hügels angekommen, dessen beim Beginn unsrer Erzählung erwähnt worden. Wen nochmals nach der Beschreibung der Aussicht verlangt, blättere gefälligst in den ersten zwölf Seiten nach. Er möge mit mir hinabschauen auf das anmuthige Thal mit den Fabrikgebäuden, und mit mir durchsuchen

alle die Betrachtungen über Landschaften, wo der Gewerbfleiß oder noch die Natur vorherrscht, und ausschließlich ganz zu Gunsten der letztern sich mit mir entscheiden.

Nachdem ich zur Genüge hinausgeschaut und hinausgedacht, fing ich an, mit Freund Ranger hinter mir, den kleinen Saumthierpfad, der wieder in's Thal führte, hinab zu steigen. Er schlängelte sich so, daß nun der Weg viel länger, aber bequemer für die Bauern wurde, welche zum Markte kommen mit Getreide und Gärtnereien auf ihren kleinen Pferden und Eseln, oder von da mit ihren Einkäufen heimkehren. Ich trug eben sowol als die genannten Thiere meine Last; denn ich hatte den Tag grade gutes Glück auf der Jagd gehabt, und führte, außer Tornister und Flinte, einen Hasen und verschiedene Vögel in meiner Jagdtasche bei mir. Dazu kam ein warmer Abend, wenigstens für einen schwer beladenen Fußgänger, so daß ich den Hügel ganz gemächlich hinabspazirte.

Bald war die Umgegend mir aus dem Gesicht verschwunden, und ich fand nichts umher,

worüber ich, wäre mir die Lust dazu angekommen, moralisiren können, bis auf die Bäume in aller Mannigfaltigkeit ihres herbstlichen Colorits. Einige hatten schon fast ganz ihr Laub verloren, während andere, trotz des Wechsels der Jahreszeit, ihr Sommerkleid noch hartnäckig umbehielten. Sämmtliche breitblättrige Geschlechter, wie die Linden, die wilden Feigen- und Kastanienbäume, welche während des Sommers so üppig sich entfaltet, waren jetzt fast aller ihrer Hüllen beraubt, die nun, welk und kraus, unter meinen Füßen rauschten. Die rauheren Geschlechter hatten dagegen nur wenig von ihrer Bedeckung eingebüßt, denn die Buche und Rüster, die weniger hervorstachen, als der ganze Wald noch in seinem Sommergewande dastand, traten jetzt zu ihrem Vortheil, wenn auch nicht mehr üppig, doch anständig bekleidet, heraus. Auch hatte die Farbe ihrer Gewänder, wie von gröberen fester gewebten und stärker gefärbten Stoffen, wenig gewechselt. Pappeln, dürr und steif, als wären sie die Stutzer des Waldes, hatten ihre letzte Decke verloren, und nur dürftige gelbe

Blätter hingen von ihren dünnen Zweigen herab. Eine Erle am Wege war ein vollständiges Skelett. Ihre Zweige zitterten, obgleich kein Hauch die Luft bewegte, und auf dem höchsten davon flatterte ein verlassenes Blatt, als verlange es und arbeite dahin, vom Baume loszukommen; und könnten wir uns nur den Baum selbst eben so gut als unsterbliches wie als lebendiges Wesen denken, so möchte es als Symbol des letzten lebendigen Funkens gelten, welcher ringt, seine gebrechliche und hinsinkende Hülle zu verlassen. Während der geneigte Leser sich hieraus die Moral zieht, mag er sich vorstellen, daß ich den Hügel herabgestiegen, aus dem Walde herausgetreten bin, und nun den Weg verfolge, der mich längs dem Bächlein, gerade nach den Dörfern führt.

Als ich so entlang schlenderte, hörte ich ein Rauschen in den Zweigen über mir und Hufschläge mit Männerstimmen untermischt. Da ich hinschaute, gewahrte ich durch eine lichte Stelle des Waldes eine Anzahl berittener Gendarmen, die auf demselben von mir kaum ver-

laſſenen Pfade hinter mir herkamen. Solche kriegeriſche Beſchützer des Friedens paſſen recht gut zu einer Landſchaft der oben erwähnten Art, wo alles Betriebſamkeit und Gewerbfleiß athmet; für mich aber hatte dieſe Verbindung gar nichts Angenehmes, und von Herzen wünſchte ich mich wieder unter die vulkaniſchen Trümmer in Auvergne, oder unter die öde Gröſſe der Pyrenäen. Dieſen unbehaglichen Gefühlen nachgebend, ſchritt ich eher ſchneller als langſamer aus; aber auch Jene, als hätte meine ſchnellere Bewegung den Verdacht gegen mich, der ich eben nicht viel anders als wie ein Wilddieb ausſehen mochte, in ihnen beſtärkt, beeilten ſich, und ſetzten, als ſie den ebenen Weg erreicht hatten, in muntrem Trabe hinter mir drein, bis ſie mich eingeholt hatten. Als ihr Anführer, ein Offizier, mich erreicht, brachte er ſein Pferd in Schritt und redete mich, nach einem beſonders ſcharfen Blicke, gebräuchlich wenn man einen Dieb fangen will, und unter leichter Berührung ſeines dreieckigen Hutes, folgendermaßen an:

„Sie ſind Jäger, mein Herr?“

Ja, mein Herr.

„Ich bin es auch. Jagen iſt ein luſtiges Leben, wenn man es ehrlich treiben darf. Sie haben heut gutes Glück gehabt?“, dabei wies er auf meine Jagdtaſche.

Ja ja, es geht an.

„Darf ich fragen, wo Sie auf der Jagd waren?“

Wo ich irgend auf meinem Wege Erlaubniß erhalten konnte.

„Sind Sie heut weit gereiſ't?“

Ich komme von Brienne (eine Stadt die ungefähr fünfunddreißig [Engl.] Meilen entfernt liegt.)

„Diable! und zu Fuß?“

Ganz gewiß.

„Wahrhaftig, das iſt zu viel bei allen guten Dingen. Ich gehe wol auch mitunter auf die Jagd, aber die Runde von ein Paar Meilen iſt für mich vollkommen genug. Iſt dies eine Engliſche Flinte?“

Allerdings!

„Erlauben Sie mir wol, ſie ein wenig zu betrachten?“

Von Herzen gern.

Gesagt, gethan, ich übergab ihm meinen Joe Manton. Einen Augenblick prüfte er ihn mit augenscheinlicher Bewunderung und übergab ihn alsdann einem seiner vier Begleiter mit den Worten: „Da, hebe des Herrn Flinte gut auf — er muß müde seyn, da er sie einen ganzen Tagesmarsch getragen hat.“

Während es geschah, dankte ich ihm für seine Höflichkeit und ließ mir eben so gern, auf des Officiers Vorschlag, von einem andern Gendarmen meine Jagdtasche abladen und über seinen Sattel hängen. So erleichtert schritt ich rüstig zu, und da meine Eitelkeit durch des Officiers Lob über meine Schnellfüßigkeit und daß ich so wenig ermüdet schiene, ein wenig aufgeregt worden, machte es mir auch kein geringes Vergnügen, als ich bemerkte, daß meine Reiter zu Pferde sich in einen gelinden Trab setzen mußten. Ich ließ den Officier sogar hinter mir, so lange er noch Schritt hielt, und da ich sah, daß hierauf zwei seiner Leute herantrabten und links und rechts mir zur Seite blieben, hielt

ich auch dies für Artigkeit. Die anderen Beiden kamen dicht hinter mir drein, und dem Lieutenant entfuhren ein oder zwei sacre über sein sperrbeiniges Pferd, ehe er mich einholte, um wieder zu schwören, ich sey der beste Marcheur den er jemals escortirt hätte. Während des Plauderns, wobei sein offenes Wesen meine allgemeine Abneigung gegen Leute seiner Gattung sehr verminderte, erreichten wir das erste der drei Dörfer, und nun ward verabredet, ich solle in's zweite gehen, wo wir in dem Wirthshause, das er immer zu seinem Quartier erwählte, und das, nach seiner Versicherung, das einzig mündige in der Commune sey, zusammen Abendbrot essen wollten.

Als wir in dieser Ordnung durch die kleine Dorfstraße zogen, sah ich viel Volk aus den sehr bewohnten Häusern herauskommen, und uns neugierig nachblicken, und beim Wirthshause, das sich durch ein heraushangendes Schild mit einem grünen, rothen und gelben krähenden Hahne, um den die Worte: „Le Réveille-matin" im Cirkel geschrieben standen, auszeichnete, stand end-

ſich eine auch für ſolchen Platz große Menge verſammelt. Mancher Zuſchauer zog Erkundigungen von den Gensd'armen, als ſie ihre Pferde in den Stall führten, ein, und mancher Blick traf mich und den Lieutenant, als wir in's Haus gingen. Er trat mit mir in ein kleines Hinterzimmer, das auf eine Art Garten hinausführte, in welchem ich bereits einen ſeiner Leute erblickte, der ſorglos, den Säbel mit der Scheide im Arm, darin auf und ab marſchirte. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Officier mein Erſtaunen mitzutheilen, daß jener ſo ſchnell ſein Pferd verlaſſen habe; er entgegnete aber mit ſehr gleichgültiger Miene: — „Alles hat ſeine Zeit — der Kerl iſt ein Liebhaber von Blumen und ſonſt auch ein großer Müßiggänger.“

Eine loſe Disciplin! dachte ich, aber ich dachte falſch. Als wir uns niedergeſetzt, wünſchte mein Geſellſchafter meinen Paß zu ſehen. Er meinte, das wäre zwar nur eine leere Förmlichkeit, aber er hätte es mit einem verteufelt ſtrengen Kerl von Mairie-Adjuncten zu thun, und die Stimmung gegen die Engländer wäre grade

jetzt bei den Communalbehörden eine sehr ungünstige. Ich gab ihm augenblicklich meinen Paß und ebenso, auf sein Verlangen, meine Erlaubniß Waffen zu führen. Dann bat er mich, ruhig zu verweilen, während er das Essen bestelle, und zur Matrie hinaufginge, dem Adjuncten meine Papiere zu zeigen.

Kaum daß er hinausgetreten, machte ich mich an meinen gewöhnlichen Zeitvertreib in solchen Lagen. — Ich betrachtete nach der Reihe alle die trefflichen Kupferstiche an der Wand, bis ich mit jedem Gesichtszuge der verschiedenen Heiligen, Märtyrer, Priester und Verbrecher, die [illegible] eine merkwürdige Familienähnlichkeit hatten, wohl vertraut war. So kühn wie irgend ein geübter Phrenologist prüfte ich die auf dem Kamin stehende Gypsbüste Ludwig's XVIII., und als ich den Kranz künstlicher Rosen, von Finger und Daum irgend eines Royalisten über die Königliche Schläfe gewunden, fortgeschoben hatte, wünschte ich mir nur so viel Kenntniß von der Wissenschaft, um das Organ der Regierungsweisheit herauszufinden, damit ich meinen

innigſten Wunſch, daß er ſein Land frei und glücklich mache, näher der Erfüllung ſähe. Was Spurzheim wirklich hier gefunden, oder doch ſich eingebildet hätte zu finden, weiß ich nicht; ich war aber kein Spurzheim.

Eine Viertelſtunde Beſchäftigung der Art mit den davon abhangenden Gedanken ließen mich inne werden, daß das Zimmer für mich nicht geräumig genug ſey. Müde der engen Mauern, verlangte mich nach Luft. Ich öffnete deshalb das ſechs Fuß über dem Garten angebrachte Fenſter, und war ſchon im Begriff hinunter zu ſpringen, als der Blumenliebhaber und Faullenzer von Gensd'arme mir mit der Hand zuwinkte, ich möchte es doch lieber ſeyn laſſen. Da ich das nicht verſtand, kam er näher, zog halb den Säbel aus der Scheide, und erſuchte mich höflichſt, ihn nicht in die Nothwendigkeit zu verſetzen, daß er ſeinen Säbel mir in den Leib ſtoßen müſſe. Schnell fuhr ich jetzt zurück, in der Vorausſetzung, der Mann ſey betrunken; aber als ich die Thür öffnete, um meinen Ausgang auf regelmäßigere Weiſe zu halten, ſah ich zu meinem

großen Erstaunen ein sechsfüßiges, mit starken Knochen begabtes Gegenstück zu meinem Wartemachbar draußen stehen. Das Schwert im einen Arm, hielt er mir höflichst den andern entgegen, mit der Bitte: „ihm doch den Gefallen zu erzeigen, mich wieder in das Zimmer zurück zu bemühen, da ich ein Gefangener wäre.“

Ich that irgend einen Ausruf des Erstaunens — wiederholte, wie mich dünkt, sein letztes Wort, aber er blieb standhaft, und ich trat, ganz zu Rangers Zufriedenheit, zurück, der zu denken schien, er sey genug den Tag marschirt. Während ich meinen Unwillen wiederkäute, — besser wärs gewesen, ihn mit einem Male hinunter zu schlucken — kam der Lieutenant zurück, und so angelegentlich den Vorwürfen, mit denen ich ihn überhäufen wollte, zuvor, indem er so innig seinen Verdruß betheuerte, und sein Mund von einem Strome von Entschuldigungen überfloß — meine Hände drückte er immerwährend dabei in den seinigen — daß ich endlich all mein Recht, ärgerlich zu seyn, aufgab und sogar Gefallen an meinem Gefährten fand,

als wir uns, frei von aller Gêne, zu einem Abendeſſen, wie es nur das Haus aufbringen konnte, niederſetzten.

Der Lieutenant ſagte mir, der Adjunct, Monſieur Haufſecopie (den ich hier zum erſtenmal nennen hörte) habe Paß und Licenz ganz in Ordnung gefunden, und ich hätte völlige Freiheit, nächſten Morgen, wenn es in meinem Willen ſtände, mich auf den Weg zu machen. Dies ſolle gewiß geſchehen, verſicherte ich ihn, und wir trennten uns nach Beendigung des Abendeſſens, und zogen uns, Jeder gut auf den Andern geſtimmt, in unſere gegenſeitige Schlafkammer zurück.

Im Bette wurde ich noch geraume Zeit durch eine Geſellſchaft lärmender Burſchen wach erhalten, welche in einem Zimmer unter mir Cider und Brantwein tranken und höchſt geräuſchvoll zur Ehre eines eben vor den Aſſiſen in Rouen verfochtenen Rechtsſtreites ſchwatzten und ſangen. Dies iſt der größte aller Siege für einen Mann aus der Normandie; und ich glaube gewiß, daß Wilhelm der Erſte ſeine Eroberung Englands in

Vergleich mit einem gewonnenen Proceß, wenigstens wie sie heut zu Tage sind, für etwas sehr geringes erachtet hätte. Daher verwunderte ich mich auch gar nicht über die ungeheure Zahl von Maaßen Cider und von Branntweinflaschen, die alle zu Ehren des bemeldeten Ereignisses ausgestochen waren, — wie mir von der Magd in Holzschuhen und mit hochgesteifter Haube vertraut ward, als sie mich in mein Zimmer führte, und von mir den Betrag meiner Tagesrechnung empfing, indem es nämlich mein ausgesprochener Vorsatz war, morgen sehr früh in der Richtung nach Dieppe und anderen interessanten Orten der Nachbarschaft aufzubrechen. Nachdem ich mich wenigstens zum zwanzigstenmal umgedreht, in vergeblichen Versuchen mein Ohr vor dem Bacchanal unten zu verschließen, hörte ich endlich die Thür von innen verriegeln und verrammeln, und als die herausgeworfenen Gäste von dannen zogen, lallte ein Kerl mit einer Zunge, von Prahlerei und Liquor gleich schwer: „Nun fort, geht Ihr auch fort! denn ich will schlafen auf der Streu im Stalle hier und träumen von des

Advokaten Dupré köſtlichen Argumenten.“ Die Anderen lachten über ſeine erklärte Abſicht, aber der Kerl beſtand darauf, und als ihre Fußtritte verhallten, hörte ich ihn wirklich im Stroh raſcheln, als ob er ſein Bett ſich mache. Jetzt endlich verfiel ich in Schlaf, und erwachte erſt, als Ranger um ſechs Uhr Morgens mir die Hand leckte.

Wie glänzend ſtanden die Bäume drunten im Garten gegen den blauen Hintergrund des Himmels, indem Laub und Zweig der ſchönſten Drahtarbeit glichen, und ein Morgenhauch über das Gras ſtrich, geſchwängert vom Dufte der letzten Jahresblüthen. Ich ſah, daß dies gerade ein Morgen ſey, wie für Ranger und mich gemacht, und es ſchien mir, als ſchnüffle er den Wind auf, der ihm den Geruch eines Völkchens Rebhühner oder einer Häſin bringe, die ihr warmes Lager noch nicht verlaſſen, um an ihrem thaubenetzten Frühſtück zu nagen. Alles war daher bald zum Aufbruch in Ordnung; wir ſtiegen ſchnell die Treppe hinab, öffneten die Straßenthür und gingen hinaus. Es gab kein vollen-

deteres Gemälde der Ruhe. Keine Seele ſchien im ganzen Dörfchen wach, aus keinem Kamine ſtieg eine Rauchſäule, und die Häuſer von Holz und Stein waren gleich leblos anzuſchaun. Der krähende Hahn über meiner Wirthshausthür öffnete noch immer wie geſtern Abend ſeinen Schnabel; es geſchah aber nur, den Auftritt in der Wirklichkeit zu perſifliren. Obwohl ich mein Recht, aus vorgängigem Contract entſtanden, vollkommen inne hatte, nämlich das Haus ſeinem Schickſal zu überlaſſen, ſo war ich doch bedacht, einigen Einwohnern von meinem Abgange Nachricht zu geben. Ich ging deshalb in den Hof. — Aber auch dort hatte der Genius des Schlafs ſeine ruhigen Fittiche ausgebreitet. Der rothängige Kettenhund lag ſchnarchend in ſeinem hölzernen Hauſe; die wirklichen Hähne und Hennen ſtanden noch auf ihren Stangen, die Köpfe unter den Flügeln, und eine Gruppe Gänſe war in einem Winkel, einige liegend, einige auf einem Fuße ſtehend, andere auch auf beiden, alle aber unbeweglich. Wenn Young

Recht hat, ward keines ihrer Augenlieder je „benetzt von einer Thräne.“

Nachdem ich nun Alles, was mein Gewissen mir befahl, gethan, wollte ich mich auf den Weg machen, als ich, im Vorbeigehn vor der halb offen stehenden Stallthüre, einen Ton vernahm, der ganz mit dieser schläfrigen Scène harmonirte, denn es war ein tiefgezogenes Schnarchen. Ich dachte sogleich an den betrunkenen Kerl, der mich so lange wach erhalten, und hielt es nicht mehr als billig, ihn nun auch aus seinem Schlaf zu wecken. Demzufolge öffnete ich die Thür und sah ihn dort rücklings auf seiner Streu im Stalle liegen. Ich weckte ihn auf und machte ihm, nicht ohne Schwierigkeit meinen Wunsch begreiflich, daß er etwas nach dem Hause sehen möchte, bis die Familie wach wäre. Sobald er mich verstanden, schwor er, „daß er nichts mit dem Hause zu thun habe, und daß er durch kein einziges Gesetz, das irgend vom Code Napoleon anerkannt wäre, gebunden sey, im Eigenthum eines andern Wache zu halten. Er wolle nach Hause gehn, und würde sehr froh seyn,

mich begleiten zu können, wenn wir deſſelben Weges gingen.“

Ich ſah, daß der Kerl noch immer über und über betrunken war, und da er, wie er ſagte, nur ein klein wenig von der Straße nach Dieppe ab wohnte, ſo hielt ich es faſt für ein Werk der Wohlthätigkeit, ihn auf den Weg zu bringen. Aber bekennen muß ich, daß ſeine Verſicherung, mich an einen Ort zu führen, wo ich zwei Volk Rebhühner antreffen würde, von nicht geringem Einfluß auf mich war.

Wir machten uns auf den Weg; kaum aber daß wir aus dem Dorfe waren, als alle Anzeichen der Trunkenheit und des Schlafes um ſo heftiger herausbrachen.

Er wurde todtenbleich und matt und ſo von Schlaf übermannt, daß ich mich gezwungen ſah, ihn zu ſchleppen. Nur ſo viel Beſinnung blieb ihm grade noch, auf einen kleinen Nebenweg zu weiſen, welcher, wie er ſagte, nach den Rebhühnern und ſeiner Wohnung führe, und in dieſer Richtung half ich ihm fort. Eine ganze Stunde hatte uns nicht weiter als eine Engliſche Meile vom

Dorfe gebracht, und faſt verzweifelte ich, den Kerl weiter fortzuſchaffen. Er war, was man ſagt, obſtinat hülflos, aber ich ging auf dem Fußpfade fort, bis wir in ein Gehölz kamen. Nachdem ich eine lange Weile ihn gezogen, getragen und geſtoßen, verlor ich endlich auch die Geduld, da ich ſah, wie Ranger auf dem Felde neben uns einen Spürlauf umſonſt machte. Um nicht alle Früchte zu verlieren, entſchloß ich mich, meinen Begleiter ganz ſanft in einen Graben zu legen, wo er ruhig liegen und ausſchlafen könnte, während ich nach den Rebhühnern ginge, bis ich auf ein Haus oder einen Bauer ſtieße, deſſen fernerer Sorgfalt ich ihn überantworten könnte. Ich legte ihn daher hoch oben und trocken in den Graben, und folgte alsdann Rangern. Ein Pärchen ſchwirrte auf, ich feuerte nach ihnen mit beiden Flintenläufen, fehlte aber rechts und links. Fort flogen ſie, und ihnen nach ein groſſer Schwarm. Ich wollte Rache haben, lud und verfolgte ſie, kehrte aber zuvor noch einmal um, auf meinen ſchlafenden Freund zu blikken, der ein ſchönes Bild ungeſtörter Ruhe darbot.

Die Landschaft öffnete sich nun in weite Kornfelder, und rasch schritt ich über die Stoppeln, indem ich mehrere Schüsse that. Endlich sah ich eine Hütte, und näherte mich in dem vorhin erwähnten Vorsatz der Thür, als ein Mädchen den Kopf herausstreckte und ich ein sehr niedliches Gesicht erkannte, das ich den Abend zuvor im Gedränge um die Wirthshausthür damals bemerkt hatte, als ich in Begleitung der Gensd'armen, oder vielmehr in der Gensd'armen Geleite, ankam. Kaum, daß sie mich bemerkte, als sie ein lautes Geschrei ausstieß: „Der Gefangene, der Gefangene! Der Engländer, der Engländer!“ und schnell über das Feld lief, begleitet von einem dummaussehenden, ungefähr sechzehnjährigen Burschen, mit einer Mistgabel in den Händen. Da mir alles dies nicht besonders gefiel, und es manche Verwirrung nach sich ziehen konnte, wenn ich einmal unter den Landleuten hier als ein entsprungener Verbrecher galt, machte ich mich augenblicklich wieder auf den rechten Weg, und ging so schnell

ich konnte, ohne dadurch einen Verdacht zu ſchwächen, der mich eben nicht ſchwer drückte.

Aber kaum nach Verlauf einer halben Stunde, als ich aus dem Walde hinaus trat, fand ich mich von nahe an funfzig Landleuten, Männern und Weibern, angehalten, die faſt aus der Erde erſtanden ſchienen, meinen Weg zu unterbrechen. Schon von weitem ſchrieen ſie mich ab, mich zu ergeben, und als ich Miene machte, Widerſtand zu leiſten, bereiteten ſie ſich auf einen allgemeinen Angriff. Ich hielt es daher für gerathen, Unterhandlungen anzuknüpfen, und ich verſprach ihnen, ruhig nach den Drei-Dörfern zurückzugehen, vorausgeſetzt, daß keiner mir zu nahe käme. Als dies zugeſtanden, traten wir den Rückweg an, indem die Bauern fürchterliche Verwünſchungen gegen mich ausſtießen, und augenſcheinlich nur aus Furcht vor dem Joe Manton zurückgehalten wurden, mir Gewalt anzuthun.

Bald ſtießen wir auch auf zwei Gensd'armen, die auf den erſten Allarm ausgeſchickt worden. Unter ſchrecklichen Verfluchungen ward ich

ihnen übergeben, und zu meinem größten Erſtaunen unterrichteten ſie mich, ſtatt mich zu befragen, daß ich angeklagt ſey, einen Mann ermordet zu haben; dies war kein Anderer, als der Vater des jungen Mädchens, welche zuerſt den Lärm angehoben, indem man denſelben todt in einem Graben gefunden, während ich doch mit ihm vor ein Paar Stunden das Dorf verlaſſend war geſehen worden.

Ich war in der That bei dieſer Nachricht ſehr betroffen, und hätte mich nicht der Unwille über eine ſolche Beſchuldigung zurückgehalten, ich hätte den in ſolcher Lage ſo natürlichen Gefühlen Luft gemacht. Aber ich unterdrückte Alles, was wie Schwäche erſcheinen konnte, während ich die mir zunächſt Stehenden ſich äußern hörte: „Der verhärtete Böſewicht!“ „Der blutdürſtige Hund!“ u. ſ. w. Aber auch während dieſes Auftritts vergaßen die guten Leutchen keinen Augenblick ihre provinzielle Eigenthümlichkeit. Sie ſchwatzten nach Möglichkeit über die Criminaljuſtiz und beſprachen im voraus jede Form der Anklage wider mich, mein Verhör und

meine Hinrichtung. Sie gelobten Alle für Einen, als Zeugen zu kommen, und ein Veteran ſchlug, um einen recht triftigen Beweis meiner Schuld vorzubereiten, vor, ich ſolle mit dem Leichnam confrontirt werden. Einſtimmig billigte man dies, und da die Gensd'armen auch darein willigten, ſchlugen wir den Fußpfad nach dem Orte ein, wo der Körper noch ſo, wie er zuerſt aufgefunden worden, liegen ſollte.

Als wir uns der Stelle näherten, wo ich meinen unglücklichen Begleiter von ſo eben auf ſeinem Geſichte im Graben liegen ſah, packte es mich doch mit einem Male ſeltſam, und ich fühlte mich nicht ganz gerechtfertigt, daß ich das Leben eines Nebenmenſchen eines Rebhühnerpaars wegen auf's Spiel geſetzt — aber der Gedanke kam zu ſpät.

„Jetzt bewacht ihn!" — „Habt wohl Acht auf ihn!" — „Scharf ihm in's Geſicht geſehn!" ſo rief Jeder dem Andern zu, als Einer mich aufforderte, die Hand des Todten zu ergreifen. Ich nahm eine ſeiner „ſchmuzigen

Patschen," die niedergesunken war, und in dem Canal des kleinen Bächleins lag, auf.

„Jetzt blicke in das Gesicht deines Opfers!" rief ein Anderer. Ich kehrte zu dem Behuf den Körper um, legte ihn auf den Rücken, und schaute ihm dann ein Weilchen in's Gesicht. Es war bleich und todtenähnlich. Die Nase, die am Morgen noch das allerschönste Carmoisin gewesen, war jetzt nur ein glänzender Purpur. Der Mund hing weit offen, indem er von Natur schon eine gehörige Dimension hatte. Auch das eine Auge stand weit auf — aber es war durch Zufall schon lange blind, ohne daß das Lid schliessen konnte, und das andere, welches im wachen Zustande von seinem Bruder in ungewöhnlich schiefer Richtung sich trennte, war jetzt fast zu, ein deutlicher Beweis, daß der Mann nur schlief und nicht todt war. Mich davon noch mehr zu überzeugen, legte ich meine Hand auf seine Brust, und fühlte sein Herz in bester Ordnung schlagen. Ganz überzeugt, daß nichts Ernstliches zu besorgen stehe, und von Natur dem Scherze gar nicht abgeneigt, machte

ich ein sehr ernstes Gesicht, und stieg aus dem Graben. „Er ist überführt, überführt!“ schrie es so laut von allen Seiten, daß ich fürchtete, es möchte den Schläfer aufwecken. Verstohlen blickte ich zurück, sah aber zu meiner Genugthuung, daß sein Augenlid sich aufhob, aber wiederum schloß, und alles war in Ordnung.

Augenblicklich hatte man einen Thorflügel ausgehoben, den Schläfer darauf gelegt, und ihn mit zwei oder drei Weiberröcken bedeckt, und so ging es in voller Procession nach dem Dorfe. Als wir bei der Mairie ankamen, war es grade acht Uhr, und die Nachricht vom Morde, die uns vorangegangen, hatte die halbe Welt herbeigelockt. Ich und die Gensd'armen, und der Thorflügel, und die Last darauf, und an ein halb Dutzend Zeugen, darunter die Tochter als Hauptleidtragende, wurden in die Gerichtsstube eingelassen. Dort fand ich einen häßlich aussehenden Menschen von ungefähr funfzig Jahren, mit grauem schlicht herabgekämmten Haar, ohne Vorderzähne, mit Katzenaugen, in einem grünen Rock mit großen Perlemutterknöpfen, einer wei-

hen Weſte und ſchwarzen Pantalons, in einem Armſtuhl ſitzend. Dies war Monſieur François Fauſſecopie. Ein lumpiger Schreiber ſaß am Tiſche, der mit weißem Papier, Federn und Dintenfäſſern bedeckt war, während eine höchſt lächerliche Figur, welche dem Monſieur le Chevalier de Chouſleur angehörte, mit allem Ausdruck des peinlichen Schreckens, ein weißes Tuch vor der Naſe, in größtmöglicher Entfernung vom muthmaßlichen Leichnam daſtand.

Während Fauſſecopie einige ſcharfe Blicke auf mich ſchoß, und einige Fragen an die Gensd'armen richtete, öffnete ſich eine Thür, und der Maire wurde gemeldet. Gleich darauf kam auch herein, oder ward vielmehr von einem Diener in einem Armſeſſel hereingerollt, eingehüllt in einen braun ſeidenen wattirten Oberrock, die Füße in Flanell gewickelt, und eine ſchwarz ſeidene Kappe auf dem unförmlichen Kopfe, der wohlwürdige Doctor Glautte. Fauſſecopie gebot Ruhe, und das Gericht begann. Der Schreiber nahm nach der Ordnung die Ausſagen der Tochter und anderer Zeugen zu Protocoll, dahin lau-

tend, wie man den Körper im Graben gefunden, wie man mich zuletzt in Gesellschaft des Ermordeten gesehen, wie ich das Haus besucht (denn es gehörte ihm), in der vermuthlichen Absicht, es zu berauben, meine Flucht und meine Gefangennahme.

„Wo ist der Leichnam?“ grunzte Glautte.

Hier im Winkel, entgegnete der Schreiber.

„Rollt mich hin, daß ich ihn prüfen kann,“ befahl der Maire, und man rollte ihn hin. Die Decke wurden abgenommen, und Glautte rief, nachdem er flüchtig auf den Körper und das entstellte Gesicht gesehen, aus: „Ja, ja, nur zu gewiß. Todt wie ein Stein, ohne Zweifel strangulirt. Tragt ihn fort, und schickt nach dem Todtengräber — denn, ich glaube, der Körper kann sich nicht lange halten.“

Das dachte ich gleich. Tragt ihn nur fort, ihr guten Leute! — rief De Thousseur, indem er sich zu den Leuten wandte, und das Schnupftuch nur noch fester an die Nase drückte.

„Arrestat!“ rief Faussecopie, „was habe Ihr für Euch anzuführen?“

Nichts, entgegnete ich.

„Gut," antwortete er, „schreibt das nieder," zum Schreiber gewandt. „Habt Ihr Zeugen für Euch aufzurufen?" wandte er sich zu mir nach einer Weile.

Ja, einen.

„Schreibt die Antwort nieder," sagte Fauſſecopie zum Schreiber, dann wieder feierlich zu mir: „Arreſtat, rufe deinen Zeugen auf."

Kaum daß ich den Befehl erhalten, so näherte ich mich und beugte mich über mein ſchlafendes Opfer, und wiewol es mich betrübte, ihn beunruhigen zu müſſen, ſo ſchrie ich doch mit aller Anſtrengung meiner Lunge ihm zwei oder dreimal in's Ohr. Der nekromantiſche Spruch, welcher einſt die ewige Ruhe der ſchlafenden Schönen im Walde unterbrach, konnte keine größere Wirkung hervorbringen. Der Todte fuhr auf, öffnete das Auge und ſprang davon, wie galvaniſch berührt, faſt bis an die Decke, gleich dem Thiere, das, durch's Herz geſchoſſen, noch einmal in die Höhe ſetzt. Grauen und Entſetzen bemächtigte ſich der Zuſchauer.

Faussecopie und De Chousleur und der Schreiber und der Stuhlschieber sprangen von ihren Sitzen und stürzten heulend und schreiend nach der kleinen Seitenthür, Tisch und Bänke umstürzend, und den alten Glautte in ihrem Drang und Taumel umreissend. Ebenso kreischten und rauschten die Zeugen nach dem Eingang von der Straße her, ja sogar die ehrenfesten Gensd'armen, Männer, die in mancher Schlacht dem Feuer ruhig in's Auge geschaut, wurden angesteckt und brachen hinaus.

Der muthmaßliche Leichnam sprang ihnen nach. Kaum aber, daß er sich wohl und gesund dem Volke vorgestellt hatte, als der Schreck der Menge auf's höchste stieg, und das Auseinanderstieben der ganzen Masse bildete einen Auftritt, der sich besser denken als beschreiben läßt. Aber zu dem ganzen lächerlichen Tumult bildete die Tochter einen schönen Gegensatz. — Sobald sie überzeugt war, daß der Vater lebe, flog sie um seinen Hals, an gar nichts denkend, als an ihr wiedergewonnenes Glück. Und sie hing sich, seufzend und schreiend vor Freude, fest an

ihn, wie auch der verwunderte Bauer sie los-zumachen, und eine Erklärung zu erhalten wünschte.

Der Proceß endete, wie man sich denken mag. Jedermann kam binnen Kurzem wieder zu seinen fünf Sinnen, der Gerichtshof nahm sein würdiges früheres Ansehn an, und Tische und Bänke wurden wieder in Ordnung gerückt. Das Volk zerstreute sich, indem eine große Menge dem betrunkenen Kerl, der auf so wunderbare Weise dem Grabe entrissen war, nach Hause folgte, und einstimmig hielt man dafür, die Begebenheit könne aufgenommen werden unter die allerwunderbarsten der „Causes célèbres.“

Zwölftes Kapitel.

Als die Verwirrung glücklich beseitigt, und die Ordnung wieder hergestellt war, erklärte mir Faussecopie mit aller möglichen Höflichkeit, daß es mir völlig frei stände zu gehen, und schon stand ich, nachdem mir die Versicherung, daß ich weiter keine Belästigungen zu befürchten hätte, und sogar ein Anerbieten geworden, mich durch einen der Ehrenwachen sicher geleiten zu lassen, — ein Anerbieten, wofür ich jedoch höflichst dankte — im Begriff das Amt zu verlassen, als ich nicht allein aufgehalten, sondern buchstäblich am Boden gefesselt wurde, durch den Eintritt eines der lieblichsten Geschöpfe, die ich je gesehen, in einem einfachen aber höchst anmuthigen Morgenanzuge und in Begleitung eines alten Mannes, der, obgleich klein und mager, ein Achtung einflößendes Wesen hatte. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß es Leonie und Herr Suberville waren. Verschiedene Personen traten hinter ihnen in's Zimmer, und als sie sich an den

Schranken überließen, wo Jener (wie meine Leser wissen) in obrigkeitlicher Würde so lange präsidirt hatte, bemerkte ich, wie der kleine alte Stutzer mit dem albernen und häßlichen Gesichte (De Champfleur), der überjährige Maire (Stautin) und der schurkische Adjunct (Faussecopie) alle Zeichen des Unbehagens von sich gaben, mehr oder minder nach ihrer verschiedenen Gemüthsstimmung. Diese Gesichtssprache, bei den genannten drei Personen sowohl, als bei den übrigen Anwesenden, welche lebhafte Theilnahme verriethen, überzeugte mich, daß etwas Außer[illegible] die Neu[illegible] eine lobenswerthe Eigenschaft) bestimmte mich, den Erfolg abzuwarten. Ich trat deshalb unter die Zuhörer, und nach einigen Gesprächen und einigem Gemurmel zwischen den Parteien, begann das Verfahren.

Zuerst trat redend auf unser Freund Faussecopie, welcher, obgleich er der That nach in allen vor diesen Gerichtshof gehörigen Sachen der eigentliche Richter war, doch immer die Schlauheit besaß, anscheinend die allergrößte

Achtung und Gehorsam vor Glautte an den Tag zu legen, und daher, wie sich die Gelegenheit darbot, als Advocat einer jeden Partei auftrat, die seinen Beistand grade verlangte. In diesem Falle bekannte er als Anwald die Sache eines gekränkten Edelmannes zu führen, dessen unendlicher Schmerz über das erduldete Unrecht ihn ganz unfähig mache, für sich selbst zu reden, und um das rührende Gemählde von De Chevreuse's Leiden ganz zu vollenden, zeigte er auf ihn selbst, wie er in einem Winkel sitzt, das Gesicht mit seinem Schnupftuch bedeckt, und die Beine mit ihren Fußspitzen in einer höchst pathetischen Lage. Nachdem er so den ganzen Verlauf der nachtheiligen Zuneigung (wie er es nannte) auseinandergesetzt, und sogar bis zur Einführung des heterischen Betrügers (um ihn mit keinem schlimmern Namen zu bezeichnen) in den Busen der Suberville'schen Familie gekommen war, begann Faussecopie mit den Beweisen herauszurücken, daß Leonie Hippolyte's Neigung aufgemuntert habe. Unter diesem Vorwande die große Innigkeit, in der er mit der Familie

[illegible], [illegible], die [illegible] Bestimmung [illegible], von Seiten Herrn und Madame Su[illegible]ville, die Vater- und Mutterstelle bei ihrer adoptirten Tochter vertraten; "aber stärker als alles dieses," rief Fausscople mit lispelnder Stimme, "sind jene zarten Pfänder, die nur wahrhaft hingebende Seelenneigung als Lohn für die unerschütterlichste Treue konnte gewährt haben." Bei diesen Worten brachte er ein uns wohlbekanntes Kästchen von Atlasholz zum Vorschein, und zog daraus einen kleinen silbernen Fingerhut, eine Nadelbüchse und die größere Hälfte einer [illegible] [illegible] erfolgte ein Ausruf des Erstaunens aus Louise's Munde, und ein lautes Gelächter aus dem aller Anwesenden, mit Ausnahme Fausscople's, De Chousleur's und des Doctor Glantte. Der Letztere begann, trotz des Nasenstübers, den ihm mein Abenteuer versetzt, und der Wiederholung desselben durch Herrn Suberville's Gegenwart, jene Symptome zu verrathen, welche Fausscople's schlummererregende Beredsamkeit gewöhnlich bei ihm hervorbrachte. Das Geläch-

er erwachte ihn, und er schütteite sich mit dem Ausruf: „Was soll das seyn? Wer wagt die Würde des Gerichtshofes zu insultiren? Herr Adjunkt, was bedeutet das?“

Alle Autorität besitzt einen so mächtigen Einfluß, mag sie auch noch so verächtlichen Individuen beiwohnen, daß meine Leser sich über das tiefe Schweigen, welches dieser obrigkeitlichen Aufwallung nachfolgte, nicht zu wundern brauchen. Als Faussecopie fand, daß man ihm zuhörte, beschloß er, sogleich von der schroffen Höhe, wo er sich jetzt stehend sah, hinabzusteigen, und mit einem kühnen Satze von dem scharfen Abhange des Lächerlichen in den weiten Ocean des Erhabenen zu tauchen. Er verwahrte die „koshbaren Liebespfänder“, in das bewußte Kästchen, und nachdem er durch einige strenge und scharfe Betrachtungen, die dem ganzen Handel den Character des Ernstes wieder leihen sollten, vorgeläutet hatte, zog er drei Briefe heraus, welche, wie er dem Maire versicherte, die wärmsten Ausdrücke der Liebe enthielten, so wie jenes Eheversprechen, welches den liebeskranken Che-

waller dahin gebracht, Seiner Würden Schutz anzuflehen, und die Gerichte des Landes um Genugthuung anzugehen. Diese Briefe waren an De Chousseur gerichtet, und nachdem sie von Faussecapie geöffnet und Herrn Suberville und Leonien gezeigt worden, bewirkten sie nicht allein bei Diesen, sondern bei allen Zuschauern eine augenscheinliche Bewegung. „Es ist gewiß ihre Handschrift, das räume ich ein," rief Herr Suberville. Leonie wurde bleich und zitterte, indem sie das Complott gegen sie nicht sogleich zu durchschauen fähig war. „Freilich," rief Faussecapie, „hier kommt uns das Unglück. Diese Briefe, Englisch geschrieben, damit die Eltern dieser treulosen jungen Dame nicht dahinter kommen möchten, bleiben Räthsel für den Gerichtshof, denn nur sie selbst oder der würdige Mann, den sie so übel behandelt hat, besitzen dazu den Schlüssel."

„Hier ist der Engländer," riefen verschiedene Stimmen um mich her. „Er kann sie übersetzen."

Bei diesem Vorschlage warf Faussecapie einen zweifelhaften Blick auf Hippolyte (der kühner

geworfen, sein Schnupftuch fortgeworfen hatte) als wollte er damit sagen: „Dürfen wir es wagen? Haben Sie sie mir auch treu übersetzt?“ De Thouseux zeigte eine vertrauensvolle Miene, und man lud mich ein, die Briefe zu übersetzen. Ich willigte gern darin, und begann mit dem letzten von denen, welche ich eben für meine Leser abgeschrieben habe.

Da ich gleich anfangs innige Theilnahme für Leonie empfunden, und von der Ueberzeugung durchdrungen war, sie könne niemals dergleichen Aufmunterung einem elenden Geschöpfe, wie dieser Hippolyte, gegeben haben, so war ich in der That nicht wenig beim Durchlesen eines Briefes, den sie, als von ihr geschrieben anerkannte, in Verlegenheit gesetzt. Obgleich bei manchen Stellen sehr in der Klemme, versuchte ich doch die orthographischen und grammatikalischen Fehler auszugleichen, und übersetzte darauf den Brief nach meinem besten Gewissen folgendermaßen in's Französische:

„Nuit et jour, matin et après-midi, mes pensées sont à toi. Dans l'église ou à

la promenade, dans les profonds mystères du sommeil, ou en plein jour, c'est toi, mon cher, qui es devant mes yeux."

„Ja, ja!" rief Hippolyte mich unterbrechend. „Grade so, Wort für Wort! O welch' ein glücklicher Mann bin ich, einen so treuen Uebersetzer gefunden zu haben."

Faussecopie lächelte, und Jedermann blickte mit Erstaunen auf diese zarten Ausdrücke der Liebe, und Niemand mehr als Herr Suberville.

Nach einiger Zeit war die Ordnung wieder hergestellt, und ich fuhr fort:

„C'est toi, mon cher, qui es devant mes yeux, la tête courbée par la hart où je désire vivement d'être liée avec vous, sans même la cérémonie d'être attachée par mes parens. Croyez-moi jusqu'à la mort la très jolie

Léonie."

Kaum konnte ich den ganzen Satz deutlich ausübersetzen, vor dem lauten Gelächter, in das Alle einstimmten, so daß selbst Faussecopie und Glautte nur mit Gewalt sich zurückhielten.

Hippolyte sprang auf, und versuchte den Brief mir aus den Händen zu reissen, indem er dabei ausrief: „ich sey ein falscher und treuloser Dolmetscher, bestochen von Suberville und dem schändlichen George Wilson aus London.“ Der in die Augen springende Ungrund dieser Anschuldigung, verglichen mit den Lobeserhebungen einen Moment vorher, schmeckte gar zu sehr nach einer Art von Schuld, so daß laute Ausdrücke des Unwillens überall aus der leicht entzündbaren Versammlung hervorbrachen, und funfzig Stimmen zugleich forderten, ich solle in meiner Uebersetzung fortfahren. Kaufcopie, entschlossen, wäre es auch auf Kosten seines Freundes, den Schein der Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, flüsterte etwas Glautte zu, der beifällig nickte, und ich wurde aufgefordert, fortzufahren. Ich war jetzt bis zum Postscript gekommen, und fuhr treulich fort:

„Mon cousin Alfred fait la potence (lauter Lachstöße als zuvor unterbrachen mich hier) mais je me marierai avec vous quand mes frères seront morts.“

Hier war der Aufruhr des Gelächters am größten. Leonie, erschreckt und verwirrt von dem Auftritt, sank auf einen Stuhl und verbarg ihr Antlitz in Herrn Suberville's Arme, während Hippolyte in einem wahnsinnigen Anfall von Wuth auf den Tisch sprang, den Brief fortriß und schwor, der eigentliche Sinn ihres Schreibens sey derjenige, dessen meine Leser sich von früher erinnern werden.

Als er geendet, riefen ein Dutzend verschiedene Stimmen: „Wie wissen Sie denn, daß sie dies gemeint hat?“ — „Wer dictirte ihr solche Gesinnungen in die Feder?“

In diesem Augenblicke war es, wo Leonie, wie plötzlich in sich klar, aufsprang, und zum Tische tretend, mit einer fast begeisterten Miene ausrief: „Ach, meine Herren, jetzt sehe ich Alles! Dies ist eines der alten Exercitien, welche der Elende mir in den ersten Tagen seines Unterrichtes dictirte, als ich noch kein Wort Englisch verstand. Er gab vor, sie alle verbrannt zu haben, aber ich sehe nun wol, er hat niedriger

Weiſe einige zurückbehalten — und weiter iſt die ganze Geſchichte nichts.“

Wie ſehr auch der Geiſt der Normandie zu Proceſſen neigt, ſo gibt es doch kein Volk in der Welt, daß bei einer offenbaren Ungerechtigkeit leichter in Feuer und Flammen geriethe, als die würdigen Kläger und Beklagten dieſer Provinz, — und unter dieſer Benennung kann man doch eigentlich die ganze Bevölkerung begreifen. Sobald daher Leonie's ehrliche und offene Erklärung deutlich vernommen worden, brach ein allgemeiner Unwille gegen De Chouſſeur aus. Er wurde vom Tiſche heruntergetrieben, und als er, unter Fauſſecopie's Schutz durch eine Nebenthür ſich zurück zog, verfolgte ihn ein lautes tadelndes Geſchrei. Blaute wurde, faſt halb todt von allen den aufregenden Scenen dieſes Morgens, hinausgerollt, und der Gerichtshof löſ'te ſich auf.

Alle Zeugen bei dieſem ſtürmiſchen und auſſergewöhnlichen Auftritte boten ſich an als Triumphatorte Herrn Suberville's und ſeiner Leonie; er aber, klug die Gefahr erwägend, als

Anführer eines, wenn auch nur Dorfauflaufes, und zwar im Gegenſatz zu der royaliſtiſchen Partei, zu erſcheinen, überdies wenig nach dem Beifall der Menge dürſtend, lehnte die höfliche Begleitung ab. Als die Leute umher ſich von ihm trennten, und ihn ſeinem Wunſche gemäß verließen (wobei alle Blicke der Bewunderung auf Leonie fielen) wandte er ſich zu mir, bekannte ſich tief verſchuldet für meine Dienſte und die ihm bewieſene Aufmerkſamkeit bei'm Verhör, wenn man es ſo nennen darf, und lud mich in ſein Haus, um dort den Tag mit ihm zu verbringen. Da es immer mein Grundſatz geweſen, daß man jede Einladung annehmen müſſe, die von Herzen kommt, die mit keinen weſentlicheren Beſchäftigungen ſtreitet und auch nicht mit dem dabei entſpringenden Gefühl unſerer eigenen Unwichtigkeit noch mit unſerer ſchuldigen Dankbarkeit gegen Andere, und da Herrn Suberville's Einladung zu keinem dieſer ausgenommenen Fälle gehörte, nahm ich gern ſeinen Vorſchlag an, und wanderte mit ihm und Leonie ſogleich nach Le Mallen.

Da meine Leſer das Haus beſſer als ich bei'm erſten Anblick kennen, will ich es nicht erſt beſchreiben; jedoch muß ich den Auftritt ſchildern, welcher ſogleich bei unſerer Ankunft Statt fand. Bei'm Eintritt in die Halle empfing uns ein munteres Mädchen, in einer knappen Schnürbruſt und ſteifen Haube, die ungefähr halb ſo lang als ihr ganzer Körper war, und die jeder meiner Leſer ſogleich für Liſetten würde erkannt haben. Ihr Geſicht glänzte von einer Freude, die ſelbſt meine Gegenwart nicht unterdrücken konnte, und ſie rief: „Ach, meine theure Demoiſelle Leonie, wer denken Sie, daß angekommen iſt?“

„Wer, gute Liſette?“ rief Leonie, plötzlich ſo bleich wie eine ganz ausgebrannte Holzaſche, dann wieder ſo roth, wie dieſelbe Aſche, wenn das Feuer wieder angefacht iſt.

„Wer, als Monſieur Alfred?“ antwortete Liſette.

Niemand ſonſt? ſtammelte Leonie; aber ehe Liſette antworten konnte, ſprang ein hübſcher, munterer Junge aus dem Sprachzimmer

und umarmte Leonie ſehr herzlich. Dieſer junge Mann war kein Anderer, als ein alter Bekannter meiner Leſer, — es war Alfred. Ich hoffe, meine Leſer werden nicht ſo unzufrieden als ſeine Couſine ausſehen, als ſie gar keinen Gefährten bei ihm ſah.

„Alles zu ſeiner Zeit,“ antwortete er auf Leonie's forſchenden und ängſtlichen Blick — und ich ſage daſſelbe zu den Leſern.

Jetzt, mein theurer Herr, — fuhr Alfred fort, indem er ſich zum Oheim wandte, — iſt die Verhandlung über ein ſehr zartes und wichtiges Geſchäft auf einem erſtaunlichen Sauſewind gefallen; doch hoffe ich, ſollen ſie meine ſchlechten Einrichtungen meiner guten Abſicht wegen entſchuldigen. Ich will eben einen Herrn bei Ihnen einführen, mit deſſen Namen Sie ſchon vertraut ſind, deſſen Perſon Ihnen aber noch fremd iſt — Herrn George Wilſon aus London.

„Fremd uns!“ rief Leonie mit ſeligem Lächeln, als ſie Alfred mit ihren Augen folgte, während er in ein Zimmer rechts von der Halle

trat; das gewöhnliche Wohnzimmer, das wir betraten, befand ſich auf der linken Seite. Er kehrte ſogleich wieder zurück, und führte mit ſich einen ſchlanken, ſchwarzhaarigen Mann von gelber Geſichtsfarbe und ungefähr vierzig Jahr alt, aber nicht denjenigen — das konnte ich deutlich ſehen — welchen Leonie ſicher erwarten zu können glaubte. Dieſer Herr wandte ſich nun ſelbſt an Herrn Suberville in vollem Fluſſe eines erträglich ſchlechten Franzöſiſch, und entſchuldigte ſich dann, ſeinen Namen zu einem Betruge hergegeben zu haben, der indeſſen ganz unſchuldig geweſen, und den er jetzt vollſtändig, nicht allein Herrn Suberville und deſſen Familie, ſondern vor der ganzen Welt aufklären wolle. Dies war für mich ganz unverſtändlich, aber ich will die Dinge lieber ſo berichten, wie ſie ſich zutrugen, indem ich mich gleich ſo klug anſtelle, wie ich es ſpäter wurde, als daß ich meine Leſer durch eine Aufzählung meiner Betrachtungen und Vermuthungen verwirren ſollte.

Herr Suberville und Leonie waren höflich

aber faſt ſtumm; doch der fremde Herr Wilſon erweckte bald ihre Aufmerkſamkeit, indem er ſie erſuchte, den Eintritt Jemandes zu geſtatten, der früher ſeinen Namen unrechtmäßig ſich angeeignet, ſeine Geſtalt angenommen, und durch ſeinen Uebermuth ſo manchen Kummer ihnen verurſacht hatte.

„O wo, wo iſt er denn? Weshalb uns ſo martern? Laßt ihn herein kommen!“ rief Lenie.

Das Wort uns ſtand recht luſtig an der Stelle für mich, wie meine Leſer es hoffentlich bemerkt haben werden. Aber was brauchte es weiter des Ausdrucks, indem plötzlich aus einer Kammer, wo Alfred ihn verſteckt, der hübſche junge Burſch hervorſtürzte, nach dem meine Leſer hoffentlich ſchon lange ſich geſehnt haben, um mit ihm Hände zu ſchütteln.

Den nächſtfolgenden Augenblick kann ich nicht einmal zu ſkizziren unternehmen — das Entzücken des jungen Mannes, — Lenie's Luſt und Aufregung — Herrn Suberville's angenehmes Erſtaunen — die Miſchung von Befangenheit und Freude, die ich ſelbſt empfand — die freundliche Theilnahme, die ſich auf gleiche Weiſe

bei Alfred und dem wirklichen Herrn Wilson ausſprach — Liſettens Singen, Tanzen und Schreien in jener herzlichen Weiſe, wie man ſie bei allen den gutmüthigen Franzöſiſchen Bauern findet — und um Alles vollſtändig zu machen, das Schellen einer Klingel und das Stampfen auf den Boden von einem obern Zimmer herab, welches, wie ich ſpäter erfuhr, von der kranken Madame Suberville bewohnt wurde.

„Das iſt wahrhaftig überwältigend," rief Herr Suberville aus. „Es iſt faſt zu viel — aber es ſieht in der That faſt wie Glückſeligkeit aus. Wir müſſen indeſſen nicht zu ſchnell ſeyn. Ich kann, mein Herr, nicht an der Reinheit dieſer Bewegungen zweifeln, aber ſagen Sie mir, darum bitte ich offen und frei, wer oder was ſind Sie?"

Wer ich bin? rief der junge Mann — fragen Sie ſich ſelbſt, fragen Sie, mein Theurer, Dieſe! Wer bin ich, Leonie? Sagt es Dir nicht dein Herz? Wer anders als Eduard Mowbray, dein verlobter Gatte von der Kindheit an — zwar nicht gebunden durch geſetzliche Verſprechung, aber durch die theuerſten aller

Bande, durch Gefühl und Leidenschaft mit Dir vereinigt! Erkennen Sie mich nicht, mein Herr? Sehn Sie denn auf diese Documente — diese ersehnten Documente, deren Mangel allein mich so lange unter den Qualen der Erwartung dulden ließ — und deren verspätete Ankunft mich jetzt für Alles bezahlt. Sie bekunden, wer ich bin, und geben mir des Vaters Einwilligung zu dem einzigen Schritte, der noch fehlt, um mich wild vor Lust zu machen!

„Halt, halt, Eduard!“ rief Herr Wilson — dies ist ein ernster Moment.“

Und [illegible] rief Mombray, indem er [illegible] Hand ergriff und sie mit Inbrunst küßte.

Wenn das Geheimniß einer Erzählung (d. h. wo überhaupt eines ist) entdeckt worden, oder der Hauptfaden des Interesses abgesponnen, so halte ich es für klug, die Erzählung zusammen zu drängen, und so schnell wie möglich, die Nebenumstände beseitigend, dem Ende zuzueilen. Auch hier werde ich daher mit aller gebührenden Kürze meine Obliegenheiten abthun.

Aus Eduard Mowbray's Geständniß, das er mit lobenswerther Hast ablegte, ergab sich, wie auch er seit den ersten Momenten, wo die Vernunft in ihm aufgedämmert, grade dieselbe Empfindung gegen Leonie, wie sie gegen ihn, nur in weit stärkerm Grade, gehegt habe. Sein Vater begünstigte sie, denn es war dessen Plan von je an gewesen, Eduard in einem Französischen Handelshafen zu etabliren, und er hatte wirklich, bei der Achtung, welche ihm Herr Suberville während des flüchtigen Besuches bei demselben, verglichen mit allen Nachrichten, die er in der Eil über seinen Charakter und seine Vermögensumstände sammeln können, eingeflößt, und bei der Bewunderung, die er für das Kind empfand, den Plan gebildet, einst die beiden Kleinen näher zu verbinden, und deshalb in seinem Sohne jene erste Regung mit der Ausdauer eines Vaters und eines Kaufmanns genährt. Die Regung machte, wie wir wissen, Fortschritte, bis die Nachricht von Herrn Suberville's Unfall einlief. Da hielt aber Herr Mowbray, als ein Mann von dieser Welt, auferzogen in einem,

Kaufmannshause, und zur Zahl jener Väter gehörig, welche trotz einer wahrhaft elterlichen Zuneigung, doch darin weit irren, daß sie für ihre Kinder kein anderes Glück kennen, als was auf Geld gebaut ist, es für seine Pflicht, jeden Gedanken aus Eduard's Geist auszurotten, welcher zu dem lange gehegten Gegenstande seiner künftigen Wünsche führen könne. Dies bei einem Jünglinge von achtzehn Jahren zu bewerkstelligen, war, wie er wol wußte, sehr schwer, ja, als er an's Werk ging, fand er es sogar unmöglich. Eduard's Gemüthsart besaß einen hohen Grad jener ungestümen Hartnäckigkeit, die mit Zügen edler Entschlossenheit verbunden ist, und er fühlte bis auf den Grund seines Herzens die Gefühle, welche er gleich kurz und stark in der eben erwähnten Rede geäußert hatte. Diese Gefühle, geboren und gepflegt in einem romantischen Geiste, welcher den hochherzigen Kindern eines Landes der Freiheit so wohl ansteht, hatten durch den Widerstand an Kraft gewonnen. Eduard gefiel sich bei'm Gedanken an die Seltsamkeit seiner Neigung, und er ließ

ſich ſo lange in den Phantaſieen über das kleine weiſſe Geſchöpf, das mit ihm von Kindheit an aufwuchs, gehen, daß keine echte Zuneigung zu einem ſichtbaren Gegenſtande die mächtiger gewordenen Träume verdrängen konnte. Ihn feſter an ſein Geſchäft zu binden, und ſeinem Stolze zu ſchmeicheln, hatte der Vater ſeinen Namen als den eines Aſſocié in die Firma geſetzt, aber Eduard, ohne gegen dieſen großen Beweis des Zutrauens oder die Vortheile, die daraus entſprangen, gleichgültig zu ſeyn, berechnete die letztern immer als wie zur Hälfte für ſich und zur Hälfte für Leonie, denn er war entſchloſſen, nie ſeine romantiſche Verbindung aufzugeben, ſo lange nur eine vernünftige Hoffnung deshalb übrig bliebe. Der erſte Schritt, den er deshalb that, war Franzöſiſch zu lernen, und mit Hülfe eines ausgewanderten Pariſers ſetzte er dies dergeſtalt in's Werk, daß er in wenigen Jahren in der Sprache vollkommen zu Hauſe war, und ſie mit großer Leichtigkeit und gutem Accente ſprechen konnte.

Ein Artikel des Societätsvertrages mit ſei-

nem Vater beſtimmte, daß er im einundzwanzigſten Jahre nach Frankreich gehen ſolle, ſich in jenem Lande als Commandite des Principalhauſes von Philadelphia zu etabliren, aber eine ſehr gefährliche und ſich in die Länge ziehende Krankheit, die um jene Zeit ſeinen Vater befiel, zwang ihn, zwei Jahr darüber in Amerika zu bleiben. Während dieſer Zeit widerſtand er jeder Verſuchung, von ſeiner knabenhaften, und, ich mag wol ſagen, wilden Neigung abzulaſſen; und Niemand als Leonie, die nie Gekannte, nie Geſehene, die vielleicht auf immer für ihn, durch Verrath oder gar durch den Tod verlorene — Niemand ſonſt machte auf ihn den geringſten Eindruck. Er hatte ſich indeſſen vor ſeinem Vater wohl gehütet, und ſo vollſtändig, wiewol allmählig, hatte er ihre Erwähnung in Vergeſſenheit kommen laſſen, daß ſein Vater, im Augenblick, wo er nach Frankreich abreiſte, nicht anders glaubte, als daß er alle Erinnerung an ſeine früheren Phantaſiegebilde verloren habe. Aber Herr Mowbray ward, noch ehe das Schiff, auf welchem Eduard ſich befand, aus dem Angeſicht der

Küſte verſchwand, enttäuſcht, denn ein Brief des Sohnes, zurückgelaſſen bei einem Freunde, um dem Vater gleich nach ſeiner Abfahrt übergeben zu werden, entdeckte ihm in pflichtgemäßen innigen und zugleich feſten Ausdrücken, daß der Hauptantrieb, der ihn zum erſten Male ſein Haus zu verlaſſen, und von ſeinem geliebten Vater zu ſcheiden gedrängt, jener Hoffnungsſtern ſeines Lebens ſey — den ich hier nicht weiter zu erörtern brauche.

Sein erſter Brief aus England, wo er den Europäiſchen Boden zum erſten Male betrat, ſagte daſſelbe, und als er im Frühjahr 1818 in Herrn Wilſon's Geſellſchaft, eines Compagnons in einem mit Mowbray und Sohn innig verbundeten Hauſe, nach Paris reiſ'te, machte er dieſen Herrn zu ſeinem vollſtändigen Vertrauten. Durch ſeine Vermittelung ſtellte er Nachforſchungen an über Herrn Suberville's Umſtände und Lage, und nebenbei beſonders über Leonie, Alfred, De Chouſeur und die anderen weniger innig mit Le Vallen verbundenen Perſonen. So hatte Eduard einen Schatz von

Kenntniſſen erworben, und beſprach mit Wilſon einen Plan, um Eintritt in die Familie zu erhalten, als ſie die Bekanntmachung in den Zeitungen laſen, und ſchnell wurde beſchloſſen, Mowbray ſolle von Wilſon's Namen und Paß Gebrauch machen, und ſich, ſo gut es ginge, verkleiden, um den angenommenen Charakter durchzuführen. Der Erfolg dieſer Kriegsliſt iſt ſchon erzählt, und er war kaum eine Woche mit Leonie unter einem Dache, als er noch einmal an ſeinen Vater ſchrieb, und das mit einer Heftigkeit, welche keinen Widerſtand duldete. Die Antwort auf ſeinen Brief langte an, jedoch nicht eher, als bis er Heren Suberville's Haus verlaſſen, und ſchon über einen Monat in Paris ſich aufgehalten; ſie brachte ihm ſeinen Taufſchein und des Vaters feierliche Einwilligung in ſeine Heirath mit Leonie, ohne welche Documente die Ceremonie nach Franzöſiſchen Geſetzen nicht vor ſich gehen kann.

Aber ſelbſt dieſe Papiere erlaubten ihm nicht ſogleich, nach Le Vallon zurück zu kehren, denn die Vorſtellungen, welche nach ſeiner Flucht bei

den Obrigkeiten eingegangen waren, der Verdacht der daraus folgte, die gegen Herrn Suberville erregten Verfolgungen, und das etwas sehr ungesetzliche Verfahren wider Alfred, bildeten ein Heer von Schwierigkeiten, die nur durch große Beharrlichkeit, große Kosten und viel Zeitverlust zu beseitigen waren. Dies werden Die leicht verstehen, welche einst Gelegenheit gehabt, mit der Schlaffheit, dem Kleinigkeitsgeist und der Verdrossenheit zu kämpfen, die sich jedem Schritte der Französischen Regierung in den geringfügigsten Dingen anhangen. Alles wurde indessen zuletzt, vorzüglich durch Wilson's Bemühungen, ausgeglichen. Die ganze Sache wurde vom Departementspräfecten untersucht, und dabei kam ein solches Heer von Umständen an's Tageslicht, die von Faussecoyte's Veruntreuungen und Glaute's Unfähigkeit zeugten, daß zunächst Suberville in Freiheit gesetzt, Alfred losgesprochen wurde, und Wilson und Mowbray wegen ihrer Vergehen gegen die strenge Polizeiordnung hinsichts der Pässe Verzeihung erhielten, dann aber ernstlich daran gedacht wurde, den Maire und

den Maireadjuncten der mir und meinen Lesern unter dem Namen der Drei-Dörfer bekannten Gemeine abzusetzen.

Als Mowbray seinen kurzen Bericht geendet, und der erste Sturm der Gefühle beschwichtigt war, beschlossen zuvörderst Wilson, Mowbray und Alfred in die Mairie zu gehen, um sich und ihre Documente vorschriftsmäßig zu präsentiren. Sie forderten mich und Herrn Suberville auf, als ein Paar glaubwürdige Zeugen, die bei den Verhandlungen mit einer so glatten Person wie Faussecopie, vielleicht nöthig wären, sie zu be[illegible], sahen wir [illegible] ruhig in seinem Stuhle sitzen, während François ihm irgend etwas in's Ohr flüsterte. Bei unserer Ankunft war der würdige Adjunct augenscheinlich etwas bestürzt; schnell indessen wieder gesammelt, prüfte er mit seinem ruhig scharfen Blicke die verschiedenen Papiere, erklärte, Alles sey in Richtigkeit, drückte sein Vergnügen aus, daß sich Alles so zu unserer Zufriedenheit ausgeglichen habe, und wollte eben Herrn Mowbray einen moralischen Vortrag über

die Unſchicklichkeit ſeiner Aufführung haben, als dieſer ihn kurz bat, ſich die Mühe zu ſparen, und ihn erſuchte, dem Gebrauch gemäß, die erſte förmliche Anmeldung von Eduard Mowbray's Eheverlöbniß mit Leonie Suberville, beſtätigt durch die Zuſtimmung ihrer beiderſeitigen Eltern nach allen Formen der Geſetze, einzuregiſtriren.

Ueberraſchungen, und daß ich etwa zu plötzlich eine ſo wichtige Begebenheit entſchieden hätte, werden mir hoffentlich meine Leſer nicht vorwerfen. Sollte dies dennoch ſo ſcheinen, möge man bedenken, daß beide Theile gegenſeitig ſehr innig durch täglichen Umgang während vier Monaten bekannt geworden, und daß die geſetzlichen Förmlichkeiten doch noch immer einen Aufſchub von drei Wochen verlangten, vor jener

„Vollziehung, die mit Sehnſucht man begehrt." —

Zeit genug zur Beſinnung zu kommen, für jedes eheluſtige Pärchen, das noch ſo viel Methode in ſeiner Tollheit hat, ſich des alten Spruches zu erinnern: „Jeder Aufſchub iſt gefährlich."

Bei dieſer unerwarteten Meldung wechſelte

Faussecoyle in allem Ernst die Farbe, ohne daß ich mit diesem Ausdrucke irgend eine Vergleichung andeuten wollte mit dem Aufwallen des Blutes in der Brust eines Ehrenmannes, das bei einem edlen Drange oder Anregung die Adern durchströmt. Von einer solchen Färbung verrieth Faussecoyle's Antlitz nichts; aber seine Galle ließ alle ihre Bitterkeit heraus, und verwandelte die schon gelbe Farbe seiner Wangen in ein dunkles Orange. Er hielt inne, schwankte, ergriff die Feder, legte sie wieder hin, öffnete sein Registrirungsbuch, und nachdem er [illegible], welches wie die Bekräftigung eines gefaßten Entschlusses aussah, und ein Paar Worte seinem Obern zugeflüstert hatte, der darauf beifällig nickte, bedauerte er, daß: „wie bereitwillig Sr. Würden der Herr Maire auch seyen, den so natürlichen Wünschen der liebenswürdigen und achtungswerthen Interessenten sogleich nachzukommen, hielten Dieselben sich doch genöthigt, eine Weile Anstand zu nehmen, in Anbelang der noch

ſchwebenden Anſprüche, die ein anderer Herr auf die Hand der jungen Dame gemacht.“

„Fort mit dieſen ſchlauen Anſprüchen!“ rief Mowbray, indem er mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Und wagen Sie, als eine Magiſtratsperſon, hier zu ſitzen und ſo zu ſprechen? Nehmen Sie ſich in Acht, mein Herr. Und was Ihren Principal betrifft, der da ſchläft während Sie handeln, ſo denkt Er ſo wenig als Sie an die Gefahr, welche Sie beide bekanntlich wegen des ſchändlichen Mißbrauchs der Gerechtigkeitspflege laufen. Sie ſehen nicht das nackte Schwert, das über ihren Köpfen hangt.“

Bei dieſen Worten fuhr Glautte voll Entſetzen und Raſchheit aus ſeinem Stuhle auf, warf ſeine Augen nach oben, und heulte und grunzte: „Ein nacktes Schwert! Verrath, Verrath, Mord! Jacques, Jacques, ſage ich! Rollt mich hinaus, rollt mich hinaus aus dieſer Diebeshöhle — mein Leben iſt bedroht — die Engländer ſind um mich — lange lebe der König! Lange lebe der Kaiſer! — Lange leben die Bour-

bowl — Lange lebe die Republik! Oh, wo bin ich, wo bin ich?“

Unter diesen Ausrufungen, die, in stufenmäßigem Abfall, schwächer wurden, sank er besinnungslos in den Stuhl zurück. Während er fortgerollt wurde, trug Faussecopie die verlangte Meldung in's Buch ein, und dies sollte der letzte Act seiner öffentlichen Thätigkeit werden.

Alles ging jetzt im Sturmschritt. Mowbray schwur, er wolle spornstreichs zu Hippolyte, der ganz gewiß in Faussecopie's Wohnung sich befinde, und den Eintritt der Nacht abwarte, um sich nach seiner Wohnung am Meere zurückzuziehen. Wir fanden es vergeblich, uns ihm zu widersetzen, selbst wenn wir es gewünscht hätten; dabei hielten wir es für gut, daß die Sache zu Ende komme. Deßhalb begaben wir uns sogleich nach Faussecopie's Wohnung, und es wurde verabredet, Herr Wilson solle zuerst eintreten, und einen förmlichen Widerruf des beleidigenden, in die Zeitungen eingerückten Paragraphs gegen seinen Namen, wenn er auch nicht grade persönlich gegen ihn gemeint war,

zu fordern. Wir gingen im Vorzimmer umher während er eintrat, und aus des armen Hippolyte zitternder Stimme, als er auf Wilson's Forderung antwortete, konnten wir leicht entnehmen, daß er an allen Gliedern zittere. Indessen gab ihm Wilson's Ruhe Muth ein, störrig zu seyn, wo nicht gar fest und stolz; er schlug daher den Widerruf oder die Abbitte völlig ab, betheuernd, er habe keine Absicht, Herrn Wilson zu kränken, aber allen seinen Haß wolle er auf den Schurken laden, der dessen Namen und Gestalt [illegible], und der ihm zugedachten Züchtigung nun entflohen sey. Bei diesen Worten brach Mowbray in's Zimmer herein, hinter ihm Herr Silberville und ich. Als Hippolyte Jenen erblickte, schaute er sich mit unglaublicher Schnelligkeit nach rechts und links um, als schwanke er noch, ob er sich zum Fenster hinausstürzen, oder den Kamin hinaufklettern solle; aber Mowbray's schneller Vortritt bestimmte ihn, eine schrere Maaßregel zu ergreifen, und er wählte seine alte Lieblingsstellung des demüthigen Flehens. Er warf sich auf die

Knie und vor Mowbray's Gnade nieder. — Bei'm Uebrigen brauche ich mich wohl nicht erst aufzuhalten; er unterzeichnete nicht allein einen vollen Widerruf seiner Verläumdungen gegen „Georg Wilson, gebürtig aus London," sondern auch eine bestimmte Erklärung, daß er alle Ansprüche auf Leonie aufgebe; er überreichte sowohl die fabricirten Liebesbriefe, als auch die „kostbaren Liebespfänder," um mit Faussecopie's Phrase zu reden, auf deren Besitz doch seine Ansprüche begründet waren; und um seine Niedrigkeit in vollem Lichte zu zeigen, trat er freiwillig als Zeuge auf gegen seinen Mitschuldigen Faussecopie, und verrieth, da er einmal im Zuge war, das ganze Geheimniß ihrer Accise-Veruntreuungen.

So bewaffnet mit Briefen und Beweisen, machten wir uns davon, und Herr Suberville erklärte eben seine Absicht, wie er einen vollständigen Bericht über Faussecopie's Aufführung ausarbeiten und an das Gouvernement senden wolle, als uns ein Bote in großer Eil begegnete mit dem Auftrag, Herr Suberville solle so-

gleich in der Mairie erſcheinen, wo der Präfect ſo eben zu einem beſtimmten Zwecke angelangt ſey, und wo der Tod in eigener Perſon dieſelbe Operation an Doctor Glautte ausführe, welche Dieſer ſo häufig (während ſeiner Berufsgeſchäfte) an manchem armen Kranken ausgeführt habe.

Demzufolge wandten wir uns ſogleich nach der Mairie, und wurden vom Präfecten, einem ehrwürdigen und Achtung einflößenden Mann, empfangen, der ſich mit Anmuth und Herzlichkeit Herrn Suberville näherte. Er hatte endlich von der Regierung die Weiſung erhalten, daß Glautte und Fauſſecopie, ſobald er bei genauer Prüfung von ihren Uebertretungen völlig überzeugt worden ſey, abgeſetzt werden ſollten, und hatte deshalb den Befehl erhalten, ſich an Ort und Stelle zu begeben, um daſelbſt die Unterſuchung zu führen, ihnen, wenn ſie danach ausfalle, ihre Entlaſſung anzukündigen und für den Augenblick andere Individuen an ihrer Stelle zu erwählen, bis man zu entſcheidenden Beſchlüſſen deshalb kommen werde. Da dies der glückliche Augenblick war, Fauſſecopie's

Schicksal und das seines unwürdigen Obern abzumachen, so entwickelte Herr Suberville seine Aussage mit großer Klarheit, und De Chausseur, zu demselben Zwecke aufgefordert, bekannte wie vorher. Des Präfecten Untersuchung ging schnell vor sich. Er rief Faussecopie herein und kündigte ihm in Ausdrücken, die weder von der Artigkeit noch von der Höflichkeit abgemessen worden, die Entlassung aus dem Amte, das er so verunehrt hatte, an. Faussecopie versuchte seine Rechtfertigung, und um seinen ganzen Werth recht an's Tageslicht zu bringen, verrieth er den [illegible] Stellen begünstigten Doctor, indem er sich anheischig machte, den Brief vorzuweisen, durch welchen Dieser, während der hundert Tage, Napoleon seine Unterwerfung angeboten, den er (Faussecopie) aber, wie er behauptete, allein aus Treue für die Bourbons zurückbehalten habe.

Der Präfect forderte den Brief, welcher auch sogleich vorgebracht wurde; aber Herrn Suberville's scharfem Auge, der ihn mit dem Präfecten untersuchte, konnte es nicht entgehen, daß

zwei oder drei leichte Abänderungen in den Ausdrücken augenscheinlich von Faussecapie's Hand herrührten. Diesen Umstand hatte der Schurke ganz vergessen, indem er sie vermuthlich auf seine gewöhnliche Weise gleich bei'm ersten Ueberlesen der kritischen Hand hinein corrigirt hatte, und er war diesmal, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, überrascht und bekannte das Factum. Aber auf des Präfecten Frage, weshalb er die Regierung nicht von einer Maasregel unterrichtet, die er nach seinem Geständniß doch gänzlich verwerfen müsse, erwiederte er, nur Dankbarkeit für Glautte habe ihn zu dieser Geheimhaltung bewogen.

„Dankbarkeit, elender Mensch!“ rief der entrüstete Präfect, indem er aufstand; „Wie wagst Du einen so heiligen Namen zu entweihen! Nein, es ist zu spät — nichts kann Dich von der wohl verdienten Unanade erretten. Fort aus meinen Augen, und schicke Dich an, mir aufs genaueste Rechenschaft abzulegen von deiner zweijährigen Aufführung in dem geheiligten Amtsdienste, der gleich unserer heiligen Religion

durch die Feilheit seiner Diener nicht befleckt werden darf."

„Monsieur le Préfet, hören Sie mich, rief Faussecopie in steigendem Tone; wer wie ich Thron und Altar verehrt —

„Fort, gottloser Bube!" wiederholte der Präfect," oder Du zwingst mich deine Verworfenheit offenkundig zu machen, indem ich den Arm der Polizei anrufe Deiner los zu werden!"

Der Elende wankte hinaus und mit einem von ihm selbst unterzeichneten Passe verließ er noch den Abend das Dorf, und man hat nie seitdem [illegible] von ihm in der Nachbarschaft gehört.

De Chousseur wollte sich durch eine andere Thür fortschleichen, in deren Nähe er während des ganzen ergreifenden Auftritts gestöhnt und geächzt hatte; aber der Präfect bannte ihn fest, indem er laut rief: „Chevalier de Chousseur, hören Sie! Sie haben den Orden entehrt, den Sie tragen (hier knöpfte Hippolyte die entgegengesetzte Rockklappe über das rothe Band), Sie haben Ihr edles Blut befleckt (jeder Tropfen

desselben stürzte in's Gesicht), aber durch Ihre Geständnisse haben Sie einige Ansprüche auf Nachsicht. Unglücklicher Weise haben wir keine Bastille mehr zur Hand, wo ein Mann von Rang und Geburt mit aller Bequemlichkeit eingeschlossen und bestraft werden kann, ohne dadurch öffentlich seinen Rang und seine Ehre zu beflecken. Sie werden daher wohl der Strafe und der öffentlichen Ausstellung entgehen. Ich werde Ihre Sache dem Könige vorlegen. Indessen ziehen Sie sich zurück, halten Sie sich ruhig, und bereuen was Sie gethan."

„Oh! oh! oh!" seufzte Hippolyte, und stahl sich weg. Dieser klägliche Ton war der letzte, den ich je von ihm gehört. Der Präfect entschloß sich, jede Entscheidung über Glautte zu verschieben, indem ihn der Tod vielleicht der Nothwendigkeit ihn zu beschimpfen enthöbe; aber Glautte hatte gar nicht die Absicht zu sterben. Er hatte jedoch einen neuen Anfall von Schlagfluß, und ein neuer Maire, ein achtbarer Einwohner eines der drei Dörfer, trat an seine Stelle. Noch vegetirt er, so viel ich weiß, in

seinem kläglichen Zustande zwischen Tod und Leben, ohne die geringste Theilnahme zu erregen und kaum das Erbarmen der Einwohner auf sich ziehend!

Dreizehntes Kapitel.

Die drei Probewochen zwischen der gesetzlichen Anmeldung und der Verbindung der Liebenden verstrichen schnell, und ich freute mich herzlich des Sonnenscheins der Freude, der über [illegible] Hippolyte verstoßen und war mit seinem Nebenbuhler völlig ausgesöhnt. Ich war einmal so in diese Begebenheiten hineingerathen, daß meine Gegenwart eher etwas schien, das nicht anders seyn könne, als wie etwas Eingebrungenes und Fremdes. Während sie ihrer Seits zufrieden waren, mich, wie durch eine gute Schickung zu ihnen gesendet anzusehen, konnte ich meiner Seits mir nicht versagen, auf meine gewohnte Weise mich weiter mit den Familienangelegen-

heiten zu beschäftigen und nicht eher zu ruhen, als bis ich auf das genaueste von ihren früheren Lebensverhältnissen unterrichtet war. Damals glaube ich nicht die allergeringste Absicht gehabt zu haben, etwas von alle dem drucken zu lassen. Wie konnte ich auch? Es war mir ja niemals eingefallen, vor das furchtbare Gottesurtheil der Publication mich zu wagen, und lediglich aus Neigung für solche interessante Gegenstände suchte ich mich von allem zu unterrichten. Daher kam manche vertraute Unterhaltung mit Denen von den Betheiligten, welche ich erreichen konnte; manche Umstände über Andere bekam ich durch die dritte Hand. Meine größte Hülfe war indessen ein treu von Herrn Suberville geführtes Tagebuch, in welchem seit seinem Hochzeitstage alle Hauptumstände meiner Geschichte mit einer Genauigkeit eingetragen waren, würdig von allen Denen nachgeahmt zu werden, welche es lieben, auf diese Art die flüchtige Thorheit aufzufangen und die inneren Beobachtungen auf's Papier zu nageln. Ich halte es immer für gut, die Quellen anzugeben, aus denen ich meine Nachrichten

bekomme, und ich hoffe, daß auch meine Leser das billigen werden, was mir ein lobenswerthes Ringen nach Genauigkeit zu seyn scheint.

Alle die Luftschlösser, welche innerhalb vierzehn Tagen gebaut wurden, waren gewiß sehr erzöhlich, und ganz geeignete Wohnungen für solche Enthusiasten wie Edward und Leonie. Aber sie wurden mit einem Male bis auf ihren Grund erschüttert durch den Westwind, der ein stattliches Schiff in einen der Französischen Häfen mit einem Briefe für Herrn Mowbray aus Philadelphia trieb. Die Pläne der Geliebten [illegible] Glückseligkeit gebracht, daß Herr Mowbray sich in Rouen niederlassen sollte. Dann wollten sie Le Wallon zu ihrem Landsitz machen, es ganz nach ihren Phantasien ausschmücken, und Herr und Madame Suberville sollten den Rest ihrer Tage — ich sage absichtlich Tage, um durch das Wort Jahre nicht den unerbittlichen Feind des Lebens herauszufordern, ruhig bei ihnen verleben. Das alte und das junge Paar waren beiderseitig mit diesem Plane sehr zufrieden, und es fiel

ihnen gar nicht ein, daß etwas dazwiſchen tre-
n könne.

Der Brief war vom ältern Herrn Mow-
ray und beſagte, daß er ſeit dem letzten Schrei-
n einen ſehr ernſten, wiewohl nicht gefährli-
en Rückfall ſeiner Krankheit gehabt. Unter
ſen Umſtänden finde er ſich völlig unfähig,
nger ohne Beiſtand ſeines Sohnes den Ge-
äften vorzuſtehen. Er halte es daher für
ſentlich nothwendig, für den Augenblick den
an aufzugeben, den alten Stamm ihres
ückenlin ein neues Land zu verpflanzen;
n beide Handlungen fortzuſetzen ſcheine ihm
g unthunlich. Er ſprach von der Hoffnung,
en Sohn mit deſſen ſchöner Braut wieder
ſehen. Schließlich bat er ihn, ſo ſchnell wie
glich zu heirathen, beſſre, ſein Brief werde
gehöriger Zeit ankommen, um noch ſeinen
gen zum Altar dem Paare zu bringen, und
es, gleich nach der Hochzeit das erſte ſegelfer-
Schiff in Havre zu beſteigen und ſo ihm
Furcht und Zweifel zu beſeitigen, daß ſie
nicht nachkämen, was er keinen Befehl

vermeiden wolle, weil er wohl wiſſe, daß Beide einer Bitte ungeſäumt Folge leiſten würden

Dies verurſachte Allen, mit Ausnahme Eduard's, einen großen und unerwarteten Schmerz, und auch ihn kümmerte es nicht wenig, Herrn Suberville und deſſen Gattin ſo betrüben zu müſſen. Madame Suberville vergoß Thränenſtröme, aber Herr Suberville unterdrückte wenigſtens äußerlich alle Bewegung, und er war der erſte, welcher es zu Leonie und Eduard ausſprach: „Ihr müßt gehen.“ Ich war gegenwärtig und gewiß über ſeine anſcheinende Gleichgültigkeit erſtaunt; doch fand ich nachher, daß ſeine Gefühle den Steinen gleichen, welche, bei mehr als gewöhnlicher Kälte und Härte, doch, wenn ſie an das gehörige Metall gerathen, hellere Funken ausſprühen, als dies ſanfteren Subſtanzen möglich iſt.

Schnell zum Ende zu kommen, ſage ich, Leonie und Eduard wurden verheirathet, und eine Woche ſpäter machten ſie ſich, nachdem ſie von Madame Suberville Abſchied genommen, der man vorgeſpiegelt, ſie würden bald wieder-

kehren, auf den Weg nach Havre, um ſich von dort nach Philadelphia einzuſchiffen. Liſette, die ſich nicht von Leonie trennen mochte, folgte dahin, und Herr Suberville, Alfred und ich gaben ihnen das Geleite bis zur See, indem Herr Wilſon ſchon einige Tage früher nach England abgegangen war.

Unſere kurze Reiſe war wirklich etwas melancholiſch. Man kann wol annehmen, daß ich am wenigſten ergriffen war, aber doch konnte ich dem Auftritt nicht ohne innige Rührung zuſehen. Alfred ſchien aus tiefem Herzen den Verluſt ſeiner theuren Couſine Leonie und ſeines geſchätzten Freundes Mowbray zu bedauern, aber in ſeinem ehrlicher Schmerze lag etwas Männliches, welches ihn aufrecht erhielt. Liſette ſchluchzte ohne Aufhören. Leonie ſaß neben Herrn Suberville, ſeine Hände zwiſchen den ihrigen, während die hellen Thränen ihr fortwährend aus den Augen ſtrömten. Er ſprach nicht, auch weinte er noch nicht; aber Seufzer, die ihn faſt zu erſticken drohten, machten ſich fortwährend Luft aus des alten Mannes

Es wäre überflüssig, wollte ich hier bei dem peinlichen Gemälde aller der Trauernden verweilen, die solchen Schatten des Kummers auf die sonst belebte Scene warfen. Doch von allen Gruppen, aus denen der Jammer sprach, besaß keine für mich ein solches Interesse, als wenn mein Auge auf Herrn Suberville und Leonie fiel. Alle ihre weibliche Zärtlichkeit wurde hervorgerufen. Schien es doch, als würden alle ihre anderen Gefühle erstickt durch den Kummer, von ihrem Wohlthäter zu scheiden, ihrem Schützer, ihrem mehr als Vater. Weinend klammerte sie sich an ihn, während ihr Onkel beschäftigt war, alle Effecten einzuschiffen, und Lisetten zu trösten, welche schluchzend auf dem Verdeck saß. Aber Herr Suberville war es doch, der am meisten mich fesselte. Denn Leonie's Schmerz hatte doch einen gewissen Trost in der jugendlichen Lust, in den fröhlichen Lebensaussichten, die sich ihr eröffneten, und vor Allem in der heißen Liebe des Genossen, der diese Aussichten mit ihr theilte. Für Herrn Suberville war keine Hoffnung, daß er sich

nach dieſer traurigen Stunde erholen werde. Keine Jugend, keine Ausſicht auf glückliche Veränderung, keine Kinder um den Geiſt des frühern Lebens wieder zu erwecken, und ſich auf friſchem Reis zu ſtützen, wo der alte Stamm umſinkt. Blank und verlaſſen ſtand er da; Alles was die Welt an Luſt und Freude beſaß, ſchien nun von ihm zu weichen, und die unerbittliche Fluth, wie ein ruchloſes Ungeheuer, ihm den letzten Stab und Troſt ſeines Alters zu entführen. Er fühlte dies Alles, ſein Blick ſagte es mir, und [illegible] er ſeine Arme convulſiviſch um Leonie's Nacken ſchlang, ſah ich ihn weinen, als wäre er ſein ganzes Leben hindurch ein Thränenheld geweſen, ob er gleich vor dieſem unglücklichen Tage vielleicht kein naſſes Auge gehabt.

Länger ließ es ſich nicht ertragen. Mowbray hatte einen männlichen Abſchied von uns Allen genommen, Leonie mir anmuthig und freundlich Lebewohl geſagt, und Alfred, dem ſie ſo herzlich gut war, innig umarmt; aber noch immer ſtand ſie von den Armen umfangen,

welche ſie ſchon ſo oft umfaßt gehalten, aber noch nie, wie es jetzt der Fall war. Die Segel waren alle aufgezogen, das geſammte Schiffsvolk auf ſeinen angewieſenen Plätzen, und der Patron am Steuerruder. Die Aufforderungen und Anrufungen verhallten. Suberville konnte in ſeinem Schmerz nicht darauf hören, er verlor ja ſein Alles; eben ſo wenig Leonie, die, kaum weniger unglücklich als der Alte, es ganz vergaß, daß es noch ſonſt etwas auf der Welt gebe. Schon ſchnurrte das Schiff vom letzten Taue los, das es an dem Hafendamm feſt hielt, als Mewbray noch einmal auf den Quai ſprang und, ſein Weib aus den Armen reiſſend, die um ſie geſchlungen, wieder mit ihr an Bord eilte. Herr Suberville ſank faſt ohnmächtig in Alfred's und meine Arme. Im nächſten Moment war das Schiff unter Segel, und wir führten den alten Mann ohne Widerſtand in's Wirthshaus zurück.

Es geht über meine Aufgabe, ſeine nachherigen Gefühle zu ſchildern. Jeder Leſer mag ſie nach ſeinen eigenen (wie nun einmal die

schlechte Sitte ist) sich selbst malen. Was mich betrifft, so glaubte ich damals, der Schlag habe ihn zu tief in's Herz getroffen, als daß er jemals sich erholen könne, und schmerzlich sein Unglück bedauernd, konnte ich die Beobachtung nicht fortsetzen. Nachdem alle meine eigenen Anordnungen, den Platz zu verlassen, getroffen waren, sagte ich dem armen Dulber Lebewohl, denn er war es in der That, und nach einem herzlichen und freundlichen Abschied von Alfred, warf ich meinen Ranzen wieder über die Schultern, nahm die Flinte unter den Arm, rief Ranger heran und machte mich auf und davon. Als ich über den Boden fortging, der noch vor Kurzem das wahre Bild des Lebens gewesen, war kaum noch ein lebendiges Wesen zu entdecken. Die ganze Bevölkerung schien sich auf den Hafendamm gedrängt zu haben, um, so weit es ginge, der Menge von stattlichen Schiffen zu folgen, welche so reißend vom Winde fortgetragen wurden. Vier oder fünf kürzlich angekommene Barken lagen kläglich in dem Hafen, aber kein einziges Wimpelchen flatterte

von ihnen herab, um zu verkünden, daß es „lebendige Wesen“ seyen. Ich eilte auch der Seeseite zu, aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege; denn mich verlangte nach Stille, wo nicht gar nach Einsamkeit. Ich stieg die steile Höhe oberhalb der Stadt hinan, und klimmte längs den Hügeln, welche den Ocean beherrschen, nach dem lieblichen Thale zu, in dessen Schooße das Dorf von Arbaisse ruht.

Als ich die höchste Spitze erreicht hatte, und den freien Blick hinunter warf auf den breiten Ocean, hatte ich in der That einen herrlichen Anblick. Das weite [illegible] unter mir war so ruhig, wie eine Glasscheibe. Keine Runzel war auf dem reinen Antlitz sichtbar. So mochte es, wenn wir unsere Phantasie walten lassen, in der ersten Stunde seiner Schöpfung ausgesehen haben, in der frühen Unschuld der Welt, ehe die Oberfläche in schäumende Wogen aufgeregt, oder von den Schiffbrüchen und dem Jammer befleckt wurde, den die Erde und die Stürme darüber gesandt. Weit ausgebreitet auf dieser flüssigen Ebene schwammen die majestä-

tischen Schiffe, deren weiße Segel einem Wasserfeld glichen; denn wo ich stand, da war keine Bewegung unter ihnen sichtbar, noch konnte man in der weiten Fläche, wo sie zu stehen schienen, ein Fortrücken bemerken. Und doch bewegten sie sich fort, und während sie ihren festen doch nicht bemerklichen Lauf fortsetzten, warf ich mich nieder am Gestade auf einen duftigen Grasteppich. Dort lag ich Stunden lang, mich an dem Schauspiel labend, und [illegible] Ich horchte auf das Murmeln der Fluth, auf das erste Gelispel ihrer leisen Annäherung, und bewachte die mit weißem Schaum bekränzten Wellen, die so sanft niederfielen auf den Sand, daß sie Schneeflocken glichen, welche in dessen feuchten Busen dahinschmelzen.

Allmählig verschwand nun die Flotte aus meinen Augen; doch waren die dunklen Gestalten der Schiffe noch eine ganze Weile am fernen Horizonte sichtbar, und sie schienen mir allmählig aus dem Gesichte zu entweichen, wie eine Flucht

wilder Schwäne, denen der Beobachter so lange in die Lüfte folgt, als er nur ihre entschwindende Gestalten, wie verschwimmende Wolken entdecken mag. Ohne die mehr besonderen Gegenstände meiner Theilnahme, das vor mir verschwindende junge Paar, zu vergessen, nahm meine Phantasie jetzt einen so weiten Flug, wo selbst die ausgedehnte Fläche vor mir nicht ausreichte. Sie wanderte fern über den Ocean, um an jenen fernen Küsten zu verweilen, wo Edward und seine junge Gattin lange Jahre der Liebe und Freude verbringen sollten; und ich dachte an alle Die, welche auf diesen Segeln ihr Geburtsland Europa verließen, um ein neues gefahrvolles Leben jenseits des Atlantischen Oceans zu versuchen. Ich stellte mir jene Abenteurer in ihrem jugendlichen Enthusiasmus vor, die jedes Band der Natur zerrissen; vor ihnen lag die ganze Erde „zu ihrer Auswahl" — kein Ruheplatz — denn ein junges feuriges Gemüth hat kein Recht von Trägheit zu träumen, und sie mit dem Namen Ruhe zu belegen — aber ein fester Boden, um den unternehmenden Fuß

darauf zu setzen, und den Arm frei zu schwingen. Ich überflog alle meine alten Lieblingsgedanken über diesen ernsten Gegenstand, und sprach zu mir selbst, als ich auf den Höhen von Ardaisse stand:

„Nein, mögen Andere in der neuen Welt versuchen, die Hoffnungen ihres Ehrgeizes zu verwirklichen; aber der Mann, der in sich Regsamkeit und frischen Geist fühlt, wenn auch nur bei gewöhnlichem Verstande, der noch kämpfen kann mit der Herzlosigkeit der Menschen, wie sie sich zeigen in ihren Verhältnissen gegen einander, der noch zu schätzen weiß den theuren Werth der Achtung für den Einzelnen; — der Mann, der sich noch kann aufrecht halten gegen alle die Täuschungen, unzertrennlich dem menschlichen Leben in jedem Himmelsstrich, ein solcher Mann soll noch wacker ringen mit dem prachtvollen Ungeheuer — der civilisirten Welt — und er findet gewiß noch genug Ehre, Treue und Herzlichkeit, ihn zu trösten und zu unterstützen in seinem Kampfe, und ihn reichlich für alle seine Mühseligkeiten zu belohnen."

Diese meine Vorstellungen stimmten indessen gar nicht mit Alfred Suberville's Gedanken. Ihn verlangte nach Amerika, Europa schien ihm zu eng für seinen frei athmenden Geist. Er bewies ununterbrochen seinem Oheim und seiner Tante, so lange sie lebten — letztere starb aber zwei Jahre nach Leonie's Abreise — eine zärtliche Aufmerksamkeit. Da aber gab Herr Suberville endlich den Vorstellungen seines Neffen, den dringenden Bitten Mowbray's und seiner Leonie und den geheimen Wünschen seines Herzens nach. Als er sein geliebtes Vaterland unter neuen Einflüssen und einer unglücklichen Lust in einen Zustand zurückeilen sah, von dem er im gutmüthigen Wahne gehofft, daß er nie zurückkehren könne, verwandelte er sein kleines Eigenthum in Geld, und suchte in den Armen seiner so herzlich geliebten Leonie ein Kissen für sein altes Haupt, und in den Boden eines freien Landes einen Ruheplatz für seine Gebeine.

Eduard Mowbray und seine Gattin waren von dessen Vater mit einer Herzlichkeit empfangen worden, die erst mit dessen Tode aufhörte.

Seine Krankheit hatte eine ernsthafte Wendung genommen, und nach einigen zwischen Hoffnung und Leiden verbrachten Monaten, starb er, sein ganzes Vermögen dem Sohne hinterlassend. Jetzt waren von Eduard und Leonie neue Versuche gemacht worden, Herrn Suberville dahin zu bringen, daß er mit Alfred zu ihnen herüberzöge. Er folgte der Einladung. Mowbray gab den Handel für immer auf, einem lang gehegten Wunsche nach anderer Beschäftigung nachgehend, und seit einigen Jahren ist er Besitzer ganzer Landstrecken an den fruchtbaren Ufern des Mississippi. Dort fängt er bereits an, mit seiner geliebten Leonie, dem ehrwürdigen Suberville, dem herzlichen Alfred und einer anwachsenden Familie von Kindern seine kühnen Entwürfe zu realisiren. Er sieht sich als den Gründer eines Geschlechts an, welches sich noch weit gen Westen ausbreiten, und in Enkel- und Enkel-Generationen auf ihn mit der ehrfurchtsvollen Scheu zurückblicken werde, mit welcher die Menschen auf die erste urmerische Quelle ihrer Lust und ihrer Leiden hinzublicken pflegen.

Anzeige.

Der Inhalt sämmtlicher Bände der „Heer- und Querstraßen," in der in demselben Verlage erschienenen Uebersetzung, ist folgender:

Bd. 1. 2. Des Vaters Fluch. — La vilaine idie. — Der Verbannte in den Landes. — Die Geburt Heinrichs IV.
Diese Bände erschienen 1824; sie werden zusammen verkauft für 2 Rthlr. 15 Sgr.

Bd. 3. Caribert, der Bärenjäger. 1825. 1½ Rthlr.

Bd. 4. Alles für seine Königin, oder der Priester und der Garde du Corps. 1827. 1½ Rthlr.

Ferner sind daselbst erschienen:

Arkona,

ein Heldengedicht in zwanzig Gesängen,

von Fr. Furchau.

gr. 8. geheftet 2 Rthlr. 10 Sgr.

Der Gegenstand dieses Heldengedichts — der Vorzeit Rügens entnommen — wird gewiß als ein glücklicher erkannt werden, da das Land selbst und dessen Naturschönheiten, so wie die Momente seiner Geschichte wo es aus einem durch mancherlei Eigenthümlichkeiten merkwürdigen Heidenthum zum Christenthume überging, schon an sich rei-

chen Stoff für die dichterische und epische Behandlung darzubieten scheinen. Der Zauber des Vaterländischen, Heldenthümlichen, Malerischen, Dichterischen vereinigen sich also, um dieses Product anziehend zu machen. Die vorangeschickte Einleitung wird auch die mit der Geschichte, und den Localitäten Rügens weniger Vertrauten mit dem Gegenstande befreunden, und sie auf den gehörigen Standpunct stellen. — Eine Ansicht von Arkona und eine Charte der Insel Rügen mit alten und neuen Ortsbenennungen gehören zu den äußeren Zierden dieses auch typographisch mit Sorgfalt ausgestatteten Werks.

Neue Romane von Cooper,

in deutscher Uebersetzung.

Die Prairie. 3 Bände. 8. geh. 3½ Rthlr.

Red Rover; übersetzt von C. Fridenberg. 3 Bde. 8. geh. 3½ Rthlr.

Der steigende Beifall, mit welchem Cooper's Romane in Deutschland gelesen werden, macht, daß jeder neu erscheinende mit Begierde ergriffen wird. „Was wir auch an der Prairie auszusetzen haben," sagte das Literaturblatt zum Morgenblatt 1827, Nr. 68., „unbestreitbar bleibt ihm der Vorzug seiner unübertrefflich wahren und originellen Naturgemählde, und wo so Vieles zu loben ist, sehen wir gern über einiges Tadelns-

werthe hinweg, zumal in einem Gebiete der Romanenwelt, in welchem man froh seyn kann, unter hundert Wechselbälgen und Nachahmungen nur eine originelle Schönheit zu finden.“ Die Scene der Prairie, worin Personen aus dem Letzten der Mohikans wieder auftreten, ist in dem Gebiet der Vereinigten Staaten jenseits des Mississippi, in öden Steppen (die eben den Namen Prairie führen), welche hier zum erstenmal dem schöpferischen Talent eines Dichters ein Feld dargeboten haben. Wie reizend Cooper es durch seine Einbildungskraft zu beleben weiß, indem er den Contrast einfacher Naturmenschen und ihrer Sitten mit denen einer cultivirten Welt benutzt, um Situationen zu gestalten, gehet aus obigem Urtheil hervor.

Den Red Rover kann man füglich ein Seegemählde nennen, denn größtentheils ist das Meer der Schauplatz, auf dem der Verf. den Leser verweilen läßt, und auf welchem er ihn mit Vorliebe zurückzuhalten scheint. Die genaue Kenntniß des Seewesens verräth sich stets. Die Stille des Oceans, die Wuth der Orkane, welche diese Stille unterbrechen, und dann die Tiefen des Gemüths und die Abgründe der Leidenschaften in Denen, die er auf diesem Elemente zusammenführt und deren Individualität er mit dem ihm eigenen Talent zu schildern weiß, bieten die abwechselnden Situationen, mit welchen Cooper den Leser fesselt und oft hinreißt.

Babiolen.

Novellen und Novelletten

von

Willibald Alexis, E. Ferrand

und

Arthur Mueller.

Nebſt

polemiſchen Papierſtreifen.

Erſter Band.

Leipzig, 1837.

Verlag von Carl Focke.

Ex
Bibloth. Regia
Berolinensi

Vorwort.

Schon war der größte Theil dieſer Sammlung fertig, und ich hatte bereits einen Titel dazu gefunden, da fiel es mir wie ein Stein auf das Herz, daß eine Vorrede beſonders einem Geiſteskinde nothwendig, das drei Väter auf einmal hat. Nun bin ich in dergleichen Empfehlungsſchreiben oder Höflichkeitsprologen ſo unerfahren wie ein zaghafter Kandidat, der niemals einen Solchen gehalten hat, der niemals Chapeau bas, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen, aufgetreten iſt; was ich freilich damit entſchuldigen kann, daß eben dieſe Antrittsrede die Erſte iſt, die ich vor meiner zukünftigen Pfarrgemeinde, ich will nicht ſagen zu ihrer Erbauung, vielmehr zu meiner Empfehlung halte.

Indem mir dieſe Nothwendigkeit und zugleich meine Unbeholfenheit einfielen, war ich faſt ſo niedergeſchlagen wie Herr Gasparin, als er in der Conſeil'ſchen Verlegenheit antworten ſollte; ich ſaß, betrübter Laune, an meinem Schreibtiſche, hüllte mein ambroſiſches Haupt in Tabakswolken ein, und ſah die mit Büchern bedeckten Wände meines Zimmers

an; ich wußte, daß in den meisten derselben eine Vorrede stand, sogar in vielen mehr wie eine, oft so viele als Auflagen von dem Werke erschienen, und ich pries die Todten und Lebendigen glücklich, die diesen Rubikon überstiegen, aber meine Vorrede blieb noch immer ohne Anfang. Es war zum Verzweifeln! Da trat plötzlich mein Freund Ferrand, ein bekannter Troubadour, herein, gestiefelt und bemantelt, und da derselbe mit mir in einem Hause wohnt, schloß ich aus seinem Anzuge, daß er ausspazieren wollte, was ich als einen Vorwand ergriff, den Prolog einstweilen ruhen zu lassen, und mit ihm zu gehen.

Als wir an die Kommandantenstraße kamen, dort wo Preußens Pindar, der Kriegsrath und Ritter Rösler wohnt und zuweilen thront, fiel mir neben der Unsterblichkeit dieses Sängers zugleich ein, daß Hermann Marggraff, der blondgelockteste Redakteur der ganzen Residenz, im Nebenhause seine Conversation abhalte. Wir beeilten uns ihm unter die Arme zu greifen, und immer begierig aus dem Born der Weisheit zu trinken, gelangten wir bald, ein durstiges Kleeblatt, in die Weinstube von Louis Drucker. Hier erneuerten wir zuerst die Bekanntschaft mit einem muntern Burschen, der in Aßmannshausen geboren und in Köln am Rhein erzogen war, überzeugten uns dann, daß Bordeaux wirklich eine französische Stadt, und keineswegs, wie die

Anfertiger von vaterländiſchen Weinen ausſprengen, in der Nähe von Grünberg liege, gaben ſpäter einigen Ungariſchen Cavalieren Audienz, und lernten zuletzt ein Paar Unterthanen der Donna Maria da Gloria oder des Herrn Don Miguel kennen, die es ſo gut mit uns meinten, daß der Redakteur ſich für den Feldzug der Preußen in der Champagne begeiſterte, Ferrand aus Verzweifelung noch einen beſcheidenen Schoppen Moſelwein trank, und ich den Muth bekam dieſes Vorwort zu ſchreiben.

Anfangs hatte ich die Abſicht, dieſe Sammlung, ohne ſonſtigen Beiſtand, auf meine eigene Feder herauszugeben, aber ich war ſo befangen zu denken, daß man einem ſo unbekannten Menſchen, der noch bei keiner kritiſchen Polizei ſignaliſirt, ſchwerlich eine Aufenthaltskarte im Bureau der Literatur bewilligen werde. Da nun, zu derſelben Zeit, Ferrand ebenfalls geſonnen war, ſeine ſämmtlichen Werke mit einem Supplementband zu vermehren, und er von meiner beabſichtigten Autorſchaft hörte, von meiner Dreiſtigkeit mich unberühmt und unbeſchützt in die Schranken der Oeffentlichkeit zu wagen, fühlte ſein treues Herz ſo viel Erbarmen gegen mich, daß er beſchloß, ſeinen Kredit an ein Kompagniegeſchäft mit mir zu wagen, Gewinn, die Gunſt des Publikums, und Verluſt, den Zorn der Gerechten, gemeinſchaftlich zu theilen. Daß ſich ſpäter noch ein Dritter, Willibald Alexis, zu dem Bunde gefunden, ge-

schah auf unsere freundschaftliche Bitte, und wir sagen demselben, für seine Bereitwilligkeit, hiermit den herzlichsten Dank.

So viel von dem Entstehen dieser Sammlung. Und nun sei mir erlaubt, noch Einiges hinzuzufügen, was, unbescheidener Weise, größtentheils mich selbst betrifft. Zuerst bitte ich den polemischen Inhalt dieser Blätter, die Sünden gegen Krethi und Plethi, mir allein auf das Kerbholz zu setzen, indem meine beiden Freunde nicht nur keinen Antheil daran haben, sondern denselben sogar erst jetzt, gedruckt, kennen lernen. Ohne Polemik, bin ich der Meinung, kann heut zu Tage kein Schriftsteller mehr leben und sich die Fliegen von der Nase halten. Die ruhigen Zeiten des Friedens sind in der Literatur vorüber, Wolken verschatten den Himmel, man kann nicht mehr ohne Regenschirm ausgehen, den fetten Jahren sind die magern gefolgt, die Altäre, den Idolen vergangner Tage errichtet, liegen umgestürzt, auf dem Schutt und den Trümmern wachsen Nesseln und wuchert Unkraut, kaum daß noch zuweilen eine Opferflamme aufsteigt, von einem eifrigen Bekenner, der es wagt anzubeten, auf die Gefahr hin, daß man ihn steinige. Tritt ein neuer Prophet auf, so hört man weniger auf die Worte seines begabten Mundes, als man sieht, ob er ein Schwert an seiner Hüfte trage, eine Klinge von Stahl oder einen Raufdegen von Eisen, viel-

leicht gar eine Pritſche von Holz, zu kämpfen für das alte gute Recht, zu ſtreiten gegen Thorheit und Willkühr, mit Wunden bedeckt zu ſiegen, oder beſiegt und begraben zu werden, unter dem Sande, gerötbet von dem Blute der Gladiatoren.

Fragt nicht nach dem Kranze, den man, erhaben und großmüthig, auf das müde Haupt des ſieghaften Kämpfers drückt! Es iſt ein welker Kranz, Staub klebt daran, ein Trödler war ſein Eigenthümer, der hat ihn auf einer Auktion von herrenloſen Sachen erſtanden, und den höchſten Protektoren für ein Billiges abgelaſſen; er kann nicht einmal die warme Stirn mehr kühlen, oder Cäſar's Kahlkopf wärmen. Der größte Gewinn iſt eine Schellenkappe; doch giebt es Narren genug, die es dann für eine Ehre halten, wenn der Pöbel mit ſeinen ſchmutzigen Fingern auf ſie zeigt. Was bleibt dem Schriftſteller übrig, als ſein gutes Bewußtſeyn! Wir tragen es freilich mit uns herum wie Aeſop ſeinen Buckel, und werden dadurch eine komiſche Figur, welche die Thiere, ſogar Ochſen und Eſel reden läßt; das ſchützt uns wenigſtens Etwas. Denn wovon ſollte die Mehrzahl der Maler leben, hätte die aufgeblaſene Eitelkeit nicht oft den Einfall, ſich portraitiren zu laſſen?

Unſere Seufzer! der Wind entführt ſie; unſere Klagen! man nimmt ſie zu Protokoll, und heizt uns mit dem Papier die Hölle ein. Und ziehen

mit zuweilen das ungeduldige Schwert aus der Scheide, um einen Heuchler damit hinter die langen Ohren zu schlagen, so fangen sie uns ein, wie verwilderte Hausthiere, und richten uns zum Chorsingen ab: Heil Dir im Siegerkranz! oder lehren uns das Stangenklettern und Hutschwenken: Vivat! Hurrah!

Der Demuth sollen wir uns ergeben! und empfangen wir einen allergnädigsten Fußtritt, denselben in die Familienbibel eintragen, damit sich noch Kinder und Kindeskinder über solche Gunstbezeugung freuen können. Spaßhaft sollen wir seyn! der Herr Präsident haben vortrefflich gespeist, und wollen einmal lachen. Schwärmen sollen wir! für den Bologneser der gnädigen Frau, der so schön apportirt kann; oder für das alte Familienwappen, worauf Abraham und seine Söhne keinen Groschen mehr borgen wollen. Zu Geburtstagen sollen wir gratuliren! und uns geschmeichelt fühlen, wenn man uns einen Sitz in der Bedientenstube gönnt.

Freilich wollen wir das! sogar noch unsern Garten dazu anpflanzen, mit Kartoffeln und Rüben. Wir sind bescheidene Leute, und glauben an die Unsterblichkeit des genealogischen Kalenders; die reifen Kirschen wollen wir abpflücken, und mit den Steinen zufrieden seyn; wir wollen den Hafer ausdreschen für die Rosse der Junker, und nächstens auf dem Seile tanzen, mit den Beinen in der Luft,

etwas ganz Apartes, das bis jetzt noch nicht da gewesen ist; zuletzt aber schleppen wir die Baumaterialien herbei, zu einem Hospital für arme alte Autoren.

Wirklich! ein solches Hospital wäre für Deutschland eine große Wohlthat; und denke ich an die Wichtigkeit dieses patriotischen Vorschlags, so könnte ich gelaunt seyn, darüber im allgemeinen Anzeiger ein Wort im Vertrauen zu sagen, oder den Entschluß fassen, eine Petition beim Bundestage einzureichen. Zugleich ließen sich die alten Knaben, die hier in Ruhe und Frieden lebten, sehr nützlich zum Vortheil der Anstalt beschäftigen. Die Kritiker, obwohl durch lange Dienstzeit der Zähne beraubt, würden, um Haus und Hof zu beschützen, vortreffliche Bullenbeißer abgeben. Als Köche könnte man die Kunstkenner brauchen, allenfalls zu versalzenen Spitalsuppen; besonders da wir in dieser Art schon ein herzerhebendes Beispiel haben, den Hrn. von Rumohr, Baron und Kochkünstler, der nicht allein Fisch von Fleisch zu unterscheiden weiß, sondern auch in dieser Hinsicht einen eben so vorzüglichen Geschmack besitzt, wie in Sachen der Baukunst und Malerei, und sich in dem einen Punkte nur von Madame Scheibeler, in dem andern aber von Fräulein Gruppe übertroffen sieht. Die Philosophen leisteten als Waschweiber gute Dienste, vorzüglich die Hegelianer, in Ausübung der neuerfundenen Me-

[illegible] Seife und Waſſer zu waſchen; und die [illegible]ſchreiber, an den Umgang mit Menſchen [illegible] Sorte gewohnt, bekannt mit den Signale[illegible] ſämmtlicher Stadt- und Landläufer, dürften [illegible] Vorzüge erſtaunliches Talent zeigen. Die [illegible] würden in zwei Klaſſen eingetheilt, und je nachdem ſie zur romantiſchen oder klaſſiſchen Schule gehörten, zum Hoſenflicken oder Schuhverſohlen be[illegible]; bekämen aber dafür, ihres Durſtes wegen, die Erlaubniß den blauen Montag zu feiern.

Da mein Patriotismus nicht ſo dauerhaft iſt, die einzelnen Details meines Vorſchlags noch weiter zu offenbaren, und ſich doch unter meinen Leſern [illegible] finden könnten, die ſich vergebens nach ei[illegible] Gelehrten umſehen, der arg genug begabt, ſich [illegible] ausführlicher zu begeiſtern, ſo empfehle ich zu [illegible] Ende ein Paar gleichgeſtimmte große Volks[illegible]de, den Hofrath Louis Schneider und den Hof[illegible]ſpieler Fr. Förſter, Beide in Berlin wohnhaft, [illegible] durch die Stadtpoſt zu erfragen. —

[illegible] endlich von mir ſelbſt, und wahrſcheinlich [illegible] fernere Abſchweifung zu reden, muß ich reu[illegible]müthig bekennen, daß ich früher den grauſamen Ge[illegible]anken hatte, meine ſämmtlichen kleinen Schriften [illegible] zuſammen zu bringen; doch kamen mir ſpäter [illegible] troſtbare Zweifel, die mich beſtimmten, ſo [illegible] lieber bleiben zu laſſen. So müſſen na[illegible]türlich die politiſchen Aufſätze, die ich unter mei-

nen Papieren fand, eine sonstige Auferstehung abwarten; was für sie vielleicht, für mich aber ganz gewiß nur vortheilhaft seyn kann. Wir leben in einer so schönen Zeit, und die Freisinnigkeit der Regierungen ist von solcher humanen Beschaffenheit, daß ein Sonderling, der so eigensinnig ist, etwas zu ernsthaft an der Pangloß'schen Vortrefflichkeit der Dinge wie sie sind zu zweifeln, die blühende Aussicht hat, eine Anstellung als Staatspensionair zu bekommen, ohne daß es ihm eben sehr darum zu thun ist.

Sonst habe ich eigentlich nur Weniges zu sagen; wo es nothwendig mögen sich die Aufsätze selbst vertheidigen. Ein Theil derselben erschien bereits früher gedruckt in verschiedenen Zeitschriften; wenn sie auch in ihrer damaligen Gestalt sich einigen Beifall erwarben, so konnte ich sie doch neuerdings nicht der Nachsicht des Lesers empfehlen, ohne sie größtentheils einer Umarbeitung zu unterwerfen. Einer gleichen Selbstbeschauung hat sich Ferrand mit Einigen seiner Beiträge ergeben, sogar hat er ein Paar derselben zurückgenommen, weil ihm die Zeit zu einer Umschmelzung fehlte, indem er sich erstens den Backenbart wachsen läßt, und zweitens auf dem Punkte steht, die Muse seiner Lieder zu heirathen. Das Nachtstück von Willibald Alexis „Die verhimmelten Engländer" erscheint hier zum ersten Male gedruckt.

Vieles, was ich seit zehn Jahren geschrieben, habe ich hier aus dem einfachen Grunde unterdrückt, weil es meinen eigenen Ansprüchen nicht mehr Genüge leistete. Dagegen befinden sich unter den bisher ungedruckten Sachen einige meiner liebsten Kinder; ich will eben nicht sagen einige meiner liebenswürdigsten, weil gewöhnlich unsere Lieblinge etwas verzogener Art sind, und wenn wir auch ihre Fehler nicht für Tugenden ausgeben, so sind wir doch immer bereit, sie mit dem Mantel der Verliebe zu bedecken, gegen rauhe Luft, gegen kritischen Sturm und Tintenschwarzes Wetter. Dazu haben diese Lieblinge zuweilen eine Garderobe auf dem Leibe sitzen, die nicht zu unsern heutigen Begriffen von anständiger Kleidung paßt; sie zeigen Sitten und lassen Worte hören, die ein wirklicher Consistorialrath vielleicht als Derbheiten verurtheilen könnte, aber nicht in letzter Instanz; was ich nicht anders entschuldigen kann, als daß unsere eigene Haut das Kostbarste bleibt, was wir zu Markte tragen.

Wie aber zuweilen mit dieser Haut umgegangen wird, möge man aus der Nachschrift zum ersten Theile dieser Sammlung sehen, und bitte ich sehr dieselbe gleich nach dem Vorwort zu lesen.

Schließlich nehme ich mir die Freiheit, mich für eine Artigkeit zu bedanken, die Hr. Dr. Mager in der Zeitschrift „Baltische Blüthen" mir angedeihen läßt. Derselbe giebt mich, neben sonstigen

ſchmeicheleien, für den faulſten aller Berliner Au-
ren aus, und behauptet: ich habe an dem Vor-
ort zu meinen vermiſchten Schriften acht Monate
ng gearbeitet. Dagegen muß ich in ſofern pro-
ſtiren, als damit unmöglich die gegenwärtige Vor-
de gemeint ſeyn kann; denn ſie wurde an einem
nd demſelben Tage, und zwar am erſten April
ſchrieben. Was ich mir hiermit ſelbſt bezeuge.

Berlin, den erſten April 1837.

Arthur Mueller.

Inhalt

des erſten Bandes.

	Seite
Ein Zerriſſener in Algier. Von W. Alexis . . .	1
Die Nebenbuhler. Novelle von Arthur Mueller. .	21
Die Freunde. Von E. Ferrand.	59
Die Heimkehr. Von Arthur Mueller.	87
Novelletten; von E. Ferrand.	129
I. Er iſt jung.	131
II. Die Roſenburg.	139
III. Der Bund mit dem Böſen.	150
Der kalte Frühling. Novelle von Arthur Mueller.	161
Eine Verlorene. Von E. Ferrand.	177
Novelletten von Arthur Mueller.	203
I. Meine Proberolle.	206
II. Scheiden und Meiden.	214
III. Die Alpenſänger im Schulgarten.	219
IV. Liebesrache.	235
V. Der unheimliche Prozeß.	243
VI. Die Serenade.	256
Nachſchrift von Einem und Keinem.	

Ein

rrissener in Algier.

Nach der Erzählung

eines deutschen Freiwilligen;

von

W. Alexis.

Unter allen meinen Leidensgefährten, die den Drangalen erlagen, oder als Opfer des cannibalischen Krieges len, steht mir das Bild Eines noch mit fürchterlicher bendigkeit vor Augen. Es wird keinem von den enigen, die gleich mir sich und die Erinnerung an den ikanischen Feldzug gerettet haben, jemals erlöschen; nn neben dem Schrecklichen, Herzerschütternden seiner chicksale und seines Ausganges, lag in seinem Wesen was so mild Großartiges, Ueberwältigendes, und, ich chte sagen, Erhebendes, wie wir es unter den unglückn Abentheurern, welche die afrikanische Legion bilde, nicht gewohnt waren.

Er war ein Deutscher. Seinen Namen will ich ht nennen. Ich habe Ursache zu glauben, daß es angenommener war. War es sein echter, weshalb n für seine Familie, seine Freunde, die ihn vergessen ten, — oder er wollte sie vergessen — eine Erinung aufwecken, die nur von trostlosen Vorstellungen leitet ist.

Ich nenne ihn deshalb nur den Sergeant-Major, che Stelle er in unserm Bataillon der Fremdenlegion eidete. Er war sehr groß, ich möchte sagen, von

riesenhaften Gliedern. Seine Augen hatten etwas Gebietendes, aber um damit zu herrschen, fehlte ihnen die Ruhe. Sie rollten wild, oft wie irr umher, beredt wie sein Mund, der, wo es galt, Ströme Feuers ausgoß; aber nur in entscheidenden Momenten, wo eine große Gefahr drohte, war diese Beredsamkeit von Wirkung. Der Moment entzündete dann die Begeisterung zu der Klarheit und Gedrungenheit, welche in gewöhnlichen Augenblicken sich selbst übersprudelte, und, eines eigentlichen Zieles ermangelnd, oft ins Faseln gerieth. Es traf sich daher, daß er bisweilen ausgelacht wurde, während er zu andern Zeiten das Blut uns durch die Adern trieb und Herzen von Stein bewegte.

Geliebt wurde er nicht. Dazu war sein Wesen zu schroff, abstoßend. Ihm selbst fehlte die gemüthliche Ruhe, die sich Andern mittheilen muß, wo Liebe erweckt werden soll. Aber er wurde geachtet, gefürchtet und — bemitleidet. Wer näher mit ihm umging, und dieses Gefühls fähig war, mußte die innigste Theilnahme für ein untergegangenes Wesen empfinden, das von der Natur berufen schien zu großartiger Wirksamkeit.

Untergegangen war er, als ich ihn kennen lernte. Wahrscheinlich schon untergegangen, bevor noch sein Geist ausgebildet, seine Kräfte Raum zur Entwickelung gefunden. Gewiß trieben ihn politische Stürme aus seiner Heimath, aber ich glaube nicht, daß sie es allein gewesen, die ihn zu einem Heimathlosen überall gemacht hätten. Die Zerstörung mußte schon früher, in der

nille, in der Erziehung begonnen haben. Er war, wir ihn kennen lernten, meine ich, nicht mehr zu en, auch nicht durch den für ihn glücklichſten Um- vung der bürgerlichen Verhältniſſe. Denn was er ntlich wollte, das wußte er ſelbſt am wenigſten; wie tönend auch ſeine Worte von Völkerglück, Natur- t und unveräußerlichen Menſchenrechten klangen. verſchiedenartigſten Syſteme gährten und ſprudelten ihm: von republikaniſcher Sittenreinheit und patri- aliſcher Tugend, von Gottanbetung im Geiſt und Wahrheit, und daneben ein Groll gegen alles Poſi- , von dem doch wieder einzelne Eindrücke, wie unver- liche Stempel von der Geburt her ihm eingeprägt en. Er wollte keuſch ſein, und wüthete gegen die ; er predigte Gleichheit, und jeder Tritt, jeder Blick, Bewegung hatte etwas Herriſches: Das Intereſſe der Gott der Welt, ~~ſchrie~~ er; und nicht im Hehr, ern im vollen Ernſt behauptete er, alles geiſtige treben müſſe, wenn es wirken wolle, damit Schritt en. Und doch flackerten überall ritterliche, aben- erliche Ideen in ihm auf. Bald ſchwärmte er für großen Gedanken der Cultur und Civiliſation, in n heiligem Dienſte er zu fechten ſich und uns zu reden ſuchte; bald pries er wieder die Araber und uinen, und ſie allein lebten den Naturgeſetzen getreu, wahre Menſchen, als echte Diener des Höchſten, Prieſter des Geheimniſſes, nach deſſen Löſung wir vergeblich uns abmühen. — Eigentliche Kenntniſſe,

obgleich er in Alles hineingepfuscht hatte, und eine Viertelstunde über alles zu reden wußte, gingen ihm ab. So fehlte ihm jeder Halt, die kleinste Gewißheit in sich, die ihn glücklich gemacht hätte, und wenn er es zu sein schien, hatte er sich nur für Augenblicke an einem Gedanken berauscht. —

Männer der Art sind in großen Reisen, bei gewagten Unternehmungen, in jedem ungeordneten Zustande von Wichtigkeit, sobald geschickte Leiter sich ihrer zu bemächtigen, sie zu lenken wissen. Die Franzosen verstehen dies nur da, wo der Verstand, höchstens im Bunde mit der Phantasie, wirken soll. Wo Einwirkungen durch das Gemüth auf das Gemüth erfordert werden, sind sie unbehelfen. Während der ganzen Dauer der algierischen Besitznahme haben sie dies aufs Neue bewiesen. Alle ihre Maßregeln, alle ihre Proclamationen, die zu den wilden Stämmen der Wüste sprechen sollten, waren nur auf französischen Verstand, auf französische Phantasie berechnet. Vielleicht sind diese Nomaden nicht zu gewinnen, vielleicht scheiterte hier auch die englische Kunst zu colonisiren; gewiß aber ist, daß keines der von den Franzosen angeschlagenen Mittel die Denkweise und das Gefühl der Eingebornen gewinnen konnte, obwohl es von Seiten der Eroberer nicht am besten Willen fehlt. Auf ähnliche Weise verfahren sie mit den Bundesgenossen, die ihnen Zufall und Unglück aus den europäischen Staaten zuführt. Sie meinen, dieselben Vorstellungen, denen sie huldigen, können

nd dürfen nur auf sie wirken. Prächtig tönten die
eden und Proclamationen ihrer alt bewährten Feld-
rrn an uns, die Standarte des Ruhmes bis zu den
ipfeln des Atlas zu tragen, aber wenn man dürstet
nd hungert, und die Kranken in den Hospitälern ohne
etten, Pflege, Aerzte verschmachten sieht, kann dieser
hle Kitzel: auf einem afrikanischen Berge, an der Gren-
der Wüste von Civilisation und Ruhm zu träumen,
e Gemüther nicht erheben.

Mein unglücklicher Landsmann, auf den rechten
rt hingestellt, hätte freilich die wilden Tribus nicht zur
esetzlichkeit bekehrt, aber auf uns hätte unter andern
erhältnissen sein wohlgelenkter Ehrgeiz, sein Muth,
n Rednerfeuer von anderm Einfluß sein können.
nter einander gewürfelt waren wir freilich, aus aller
rren Ländern, an Zunge, Sinn und Bildung ver-
ieden. Nicht alle hatte die politische Acht und Ver-
eiflung aus dem Vaterlande vertrieben; unter dem
eckmantel der Verbannung wegen politischer Gesin-
ngen, hatte sich mancher gesinnungslose Abenteurer,
ancher Taugenichts, auch gemeine Verbrecher einge-
lichen. Dennoch athmete unter der Legion, die ein
nter, unreiner Abfluß der Cultur war, eine Empfäng-
keit für geistige Anregung, die unter gesunderen aber
ern Truppenmassen nicht immer zu finden ist. Alle
r hatten ein Vaterland gehabt, und dasselbe, aus
lchen verschiedenartigen Gründen es nun sei, verloren.
ieser gemeinsame Schmerz hätte das geistige Band

sein können, bei dem geschickte Lenker uns mächtig anfassen mögen. Der Todte war der Mann dazu, Funken zu werfen, da wo noch Brennstoff war, und die Irrlichter zu Flammen anzublasen.

O glauben Sie mir, wo der Mensch auf dem Wege zum Thiere ist, es sind Balsamtropfen, wenn ein Geist es versteht, auf Augenblicke die edlere Natur auf zu erwecken, wenn er fortreißt die dumpfe Hülle und uns das ferne Licht, den reinern Aether zeigt, in dem auch wir athmen könnten, wenn uns Schlaffheit, trüber Wille, ein böses Geschick nicht in die Siroccowüste der Verzweiflung und Gemeinheit geschleudert hätten. Abgeschieden von aller Kultur, aller Behaglichkeit europäischer Lebensweise, Jahrelang fort zu vegetiren, in einem brennenden Clima, unter Bewohnern, die uns fremder stehen als unsere Hausthiere, immer auf der Hut, daß wir nicht von ihnen überfallen, ergriffen, todtgeschlagen und gemartert werden, und dabei sich fragen müssen: warum das Alles? und keine Antwort darauf als: um zu existiren, das kann den frischesten Geist abstumpfen. Die eigentliche Kriegesthätigkeit ist da noch Seligkeit. Aber Monate lang, ja bis zu Jahresfrist an einem einzelnen Orte, eingeschlossen, ohne Verkehr, selbst ohne Nachrichten zu liegen, das ist ein geistiges Verschmachten, schmerzlicher gewiß nicht, als in der Wüste sein Leben lassen.

Sechs Monate lagen wir so in Bugia. Nur auf uns beschränkt. Die Einwohner waren gesteben. Die

afrikaniſche Sonne brannte auf die elenden Hütten, die winkligen Gaſſen, die uns vor ihren Strahlen keinen Schutz gewährten. Rings um Verwüſtung und lauernde Beduinen, die, wer vereinzelt ſich aus den Thoren wagte, fingen und niedermetzelten, aber verſchwunden waren, wenn wir in Maſſe ausrückten. Völliger Mangel an Waſſer; das in den Ciſternen geſammelte verdiente kaum dieſen Namen, ſelbſt das Quellwaſſer darf nicht mit dem europäiſchen verglichen werden. Der Wein, aus Südfrankreichs ergiebigen Bergen, iſt das einzige Labſal. Wie man auch gewöhnlich davor warnt, er erhält unſere nordiſchen Naturen geſund. Nur ſelten brachte uns ein Schiff Vorräthe und Nachrichten aus cultivirten Gegenden. Wie iſt in ſolchen Lagen der Menſch auf die Cameradſchaft verwieſen! Und welcher Schatz, wenn in dieſer Cameradſchaft Einer iſt, der uns aus der Verkümmerung durch geiſtige Kraft aufzurichten weiß.

Wir waren auf einem Rückzuge angegriffen worden. Uebermüdet in der fürchterlichen Hitze, lieh ſelbſt die entſetzliche Furcht, den Feinden in die Hände zu fallen, Einigen nicht mehr die Kraft, das Corps zu erreichen. Wir ſahen und hörten hinter uns die Beduinen jauchzend über die Unglücklichen herfallen. Ihre Jammertöne trafen unſer Ohr. Da plötzlich riß der groſſe Sergeant-Major mich und einige Cameraden an ſich. Er ſah in einem Hohlwege einige Zurückgebliebene. Nur er, ſein feuerſprühendes Auge, ſeine flammende Rede,

wie er die Qualen, die Verwünschungen unserer Kameraden mit kurzen, schlagenden Worten malte, vermochte einige Wenige zu einem Wagestück anzuregen, das kein Befehl der Officiere ins Werk gesetzt hätte. Denn in solchem Kriege, in diesen Lagen hört die Subordination auf. Einer von uns kehrte schon wieder auf halbem Wege um, ein Zweiter fiel durch einen Schuß tödtlich getroffen. Nun war nur ich und er. Die Feinde nur durch einen Sandhügel von uns getrennt; und zwei Ermattete, Verwundete streckten hülfeflehend ihre Arme nach uns aus. „Es ist zu spät," rief er wild um sich schauend. „Und wären wir auch noch unser Vier gewesen, wir hätten sie nicht fortschleppen können." Einer der Beiden, ein neapolitanischer Flüchtling, hörte den Ausruf, der alle Hülfe abschnitt, und wußte, was er zu thun hat. „Adieu Cameraden!" rief er, und im nächsten Augenblicke hatte er sich das Gehirn mit der Pistole zerschmettert. — Uns näher, lag ein Zweiter, ein Spanier. Eine Flintenkugel war ihm durch das Knie gegangen. Er richtete sich mit letzter Anstrengung auf, und die düstern Augen in dem blassen Gesichte sahen uns durchdringend an. Er flehte um etwas, was er selbst sich nicht gewähren konnte. Er war ein wilder, trotziger Catalonier, ja seine Wildheit konnte an Ruchlosigkeit gränzen. Unbeugsam an seinen Ideen zehrend, aber von ihnen verzehrt, war er nach der französischen Invasion aus seinem Vaterlande geflohen, und trotz Hunger, Noth und Schmach, die ihn von den Schwellen

er engliſchen Palläſte bis zu den Thüren der Marck-
aner getrieben, hält er noch jetzt die ihm wieder gebotene
Freiheit, nach Spanien zurückzukehren, nicht für einen
reien Mann frei genug. Er wollte verbannt ſein,
er Ingrimm kochte in ihm auf, wenn ſein Vaterland
genannt wurde, die fürchterlichſten Flüche gegen Pfaffen,
Tyrannen, Ariſtokraten und Vermittler floſſen über ſeine
Lippen, aber — er war ein katholiſcher Chriſt. Den
Tod, in tauſend Qualen vor Augen, hatte er doch un-
willig von der raſchen That des Neapolitaners wegge-
blickt. „Cameraden!“ ſprach er, „ich bin ein Spanier
und Chriſt, und das ſind Heiden. Laßt mich nicht
ebend in ihren Händen.“ Er hatte ſich völlig aufge-
ichtet, faltete die Hände zum Gebet, und winkte mir
u: „Ich bin bereit.“ Der Sergeant hatte ſchon ſeine
Muskete angelegt: „Fahr wohl, Camerad!“ Im näch-
ten Momente zuckten die Glieder des Sterbenden am
Boden. Selbſt die Beduinen, die es von fern angeſehen,
mochten über die That betroffen ſein. Wir verdankten
vielleicht dieſem Umſtand unſere Rettung.

Die That wirkte auf einige Zeit electriſch unter den
Unſern. Des Sergeanten Anſehen ſtieg. Er predigte
egeiſtert vom wahren Heldentode, als dem Ziele, wo-
nach der echte Mann ſtreben müſſe. In Sclavenban-
en zu leben, ſei der Uebel größtes, und deshalb kein
Opfer zu groß, um ihnen zu entfliehen. Das brauchte
r nun wohl eigentlich nicht uns zu ſagen, denn wir
Alle dachten nur mit Schaudern daran, und jeder von

uns hätte einen raschen Tod dem qualvollen vorgezogen, welchen unsere Gefangenen, ob man sie nun gleich abschlachtete oder eine Weile fortschleppte, erwartete. Aber ob es recht sei, ihn sich selbst im äußersten Falle zu geben, erfuhr man doch nicht; denn er mischte in seinen pathetischen Vortrag eben so viel christliche als heidnische Vorstellungen.

Aus Bugia wurden wir endlich abgelöst. Der Dienst in und um Algier war um jene Zeit kaum minder beschwerlich und gefährlich. Es war vor jenen größern Unternehmungen, welche wenigstens die nächste Umgebung der Stadt jetzt vor den Ueberfällen sicher stellen. Alltäglich wurden unsere Vorposten, unsere Colonisten, von Streifhorden überrascht, niedergemetzelt, fortgeführt. Die napoleonische Taktik ist auch noch die heutige der Franzosen. Bei allen beschwerlichen, gefährlichen Unternehmungen, werden die Verbündeten vorgeschickt; erst wo Ehre zu holen ist, rücken sie selbst aus. Ich will die Thätigkeit, die Ausdauer, den Muth und die Gefahren, welche die Franzosen jüngst erduldet und an den Tag gelegt, nicht verkleinern; aber die größere Portion der Mühseligkeiten, welche eben so schmerzen, und doch nie ans Licht treten, traf uns damals.

Ein Comando von dreißig Mann sollte, ich weiß nicht mehr was, recognosciren. Ich war nicht dabei, aber der Sergeant. Kaum eine halbe Stunde sind sie aus dem maison quarrée vorgerückt, als aus Staub und Gestrüpp der Wüste ein feindliches Corps rings um

e her aufwächſt, und mit Hyänengeheul ſie angreift. So völlig unerwartet, überraſchend kommt es, daß die Muthigſten verwirrt ſind. Dreißig wohlbewaffnete Infanteriſten hätten ſich gegen den Schwarm von hunderten vertheidigen mögen, aber der Officier iſt vom Säbel des erſten anſprengenden Arabers niedergehauen; Staub, Schüſſe, Pferdehufe überall; man hat kein Bataillon Quarré gebildet, wo es noch Zeit iſt, und in wilder Flucht überſtürzt ſich das Detaſchement. Vergebens rufen die Muthigen, die Beſonnenen zum Widerſtande, denn gerade unter den Flüchtigen metzelt ſchon der arabiſche Säbel. Der Sergeant-Major brachte drei Mann zum Stehen. Sie wehren ſich mit dem Muth der Verzweiflung ihrer Haut. Mehrere Araber ſtreckt die Muskete des Sergeanten nieder; ſein Bajonet hält die Ueberzahl ab. Selbſt die wilden Horden ſind über den Muth erſtaunt. Die Mehrzahl ſieht mehr zu, als daß ſie angreift. Da ruft ihnen ein Anführer zu, gewiſſe Worte ihm nachzuſprechen, und ihr Leben ſolle geſchont werden. Aber den Moment des Stillſtandes benutzen die Cameraden des Sergeanten, und ſuchen fliehend durchzubrechen. Sie werden auf der Stelle niedergemacht, von den Hufen der Roſſe zertreten. Nun ſteht er nur noch allein.

Der Aufruf wiederholt ſich. Er ſpricht die Worte, wahrſcheinlich, ſo war bei uns die Meinung, ein mohamitiſches Glaubensbekenntniß, und die Araber ſpringen vom Pferde, umringen ihn jubelnd, ziehen, drücken ihn

an ſich, befühlen die Hände, die Glieder des Helden, und prüfen die Waffen, mit denen er ſo Außerordentliches geleiſtet.

Dies, ſo wie was darauf mit ihm geſchehen, erfuhren wir erſt ſpäter. Von allen dreißig entkam auch nicht Einer. Der Tod unſerer Cameraden war nicht das entſetzlichſte, aber wohl die Art wie ſie ſtarben, wie wir ſie wiederſahen. Unwillkührlich kam da, als wir ihre zerſtümmelten Leichen zuſammenlaſen, mir ein Bild aus den vergeſſenen Alten in den Sinn, der von Tacitus ſo ergreifend geſchilderte Moment, wo Germanicus Heer die bleichenden Gebeine der in der Varusſchlacht gefallenen Legionen auffindet. Hier waren die Leichen noch friſch, noch dampfte das Blut, noch glaubte man Zuckungen in den Gliedern zu ſpüren, noch wilden Glanz in den Augen, — wo noch Glieder und Augen waren! — die wenigſten mochte ein glücklicher ſchneller Soldatentod ereilt haben. Alle aber hatten die Barbaren auf eine Weiſe verſtümmelt, die nur unter Cannibalen denkbar iſt. Man hatte dieſem die Arme, Beine zerhackt, jenen die Finger einzeln abgeſägt, die Zunge, Naſe, Schamtheile ausgeſchnitten; die Augen waren der Mehrzahl ausgeriſſen, die blutigen Höhlungen grinſten uns geſpenſtiſch an, und mit den Köpfen der gräßlichen Rümpfe ſchien die Barbarenluſt ein höhniſches Spiel getrieben zu haben.

Ich ſah alte Franzoſen, die vielleicht nie, nicht unter den Pyramiden, nicht an der Berezina, Thränen gekannt

einen, als wir die Glieder unſerer Cameraden, die noch
or drei Stunden geſund, munter, lebensfriſch uns die
Hände gedrückt, auf unſern Musketen in die Stadt
ugen. Es war ein Tag der allgemeinen Trauer.
ns überſchlich der Gedanke, daß wir Alle hier an Afri-
s heißer Küſte, wie die dreißig gegen jene hunderte,
ichts als ein Häuflein gegen Millionen, ein Tropfen
gen ein Meer ſeien. Ausgleichung, Verſchmelzung
i unmöglich, Hoffnung nur in der Vernichtung', und
f welcher Seite war die Wahrſcheinlichkeit!

Aber nur ein Tag, der ihrer Beſtattung, war dieſer
auer gewidmet. Am nächſten lebte nur das Rache-
fühl. Wohl vorbereitet zogen wir aus, um in der
tille die Tribus, welche der That am verdächtigſten
aren, zu umzingeln. Es war ein Akt der Selbſter-
ltung; auf dieſer Wage wägt die Unſchuld des Ein-
nen nichts.

„Ich brauche keine Gefangenen!" ſagte der Mar-
all bedeutungsvoll in ſeiner Anrede an uns. Die
weiſung wurde buchſtäblich befolgt. Ein verbiſſenes
eheul der Wuth hatte ihm geantwortet. „Keine Ge-
ngene!" war das Loſungswort, als wir die Tribus
ringt, und ein Gemetzel begann, von dem ich ſchwei-
n will. Weiber, Kinder, Säuglinge fielen diesmal als
ühnopfer unſerer gemarterten Kameraden. — Jetzt iſt
n milder, viel milder geworden. Man macht Gefan-
e, behandelt ſie mit Schonung und entläßt ſie mit
ſchenken. Damals hätte man es nicht wagen dürfen.

Drei Jahre eines Dienstes ohne Ruhm und Thaten, und doch voll Beschwerden, welche sich mit denen der berühmtesten Campagnen messen können, hatte ich durchgemacht, als ich meine Entlassung erhielt. Mit Auszeichnung genug, denn ich war kein Krüppel, und die afrikanische Hitze, zwei Jahre Wachdienst, wo ich keine Nacht meine Kleider abgelegt, keine in einem Bett zugebracht, hatten meinen Körper noch nicht zerstört. Wie viele, die mit mir gekommen, kehrten gar nicht, oder in einem Zustande zurück, der selbst das Mitleiden und die Theilnahme der Süd-Franzosen erregte, an deren Thüren sie als Bettler klopfen mußten.

Einen sah ich noch wieder, den ich nie wieder zu sehen geglaubt. Es war einige Tage vor der Einschiffung, als unsere Vorposten den verloren, todt geglaubten Sergeant-Major, lebend noch, aber um wenige Tage darauf zu sterben, einbrachten.

Wer konnte, drängte sich an das Lager des unglücklichen Kameraden, um seine letzten Augenblicke, seine letzten Reden, die Erzählung seiner Schicksale anzuhören. Man kann auch an der Erzählung von Leiden schweigen, wenn der Dulder selbst, wie dieser, nicht von ihnen niedergedrückt, in der Erinnerung an sie, und daß er sie überwand, sich erhebt. Der Zermarterte, Zerschlagene, Todtwunde dünkte uns in doppelter Heldengröße zu strahlen, als da, wo sein Riesenkörper zum Sturm voranschritt. Er schien in einem fortdauernden

eber. Schöne kühne Bilder gaukelten ihm vor, und
ſüßten das Ende ſeines verfehlten Lebens.

Die Bewunderung, welche die Araber ſeinem Muth
ollt, war nur vorübergehend; oder er gerieth in an-
e Hände. Man riß ihm, wie jedem Gefangenen,
ne Montur und Kleidungsſtücke ab. Angebunden
den Schweif eines ihrer Pferde, mußte er mit ihnen
ben, galloppiren. Man denke, mit einem arabiſchen
ſſe, in der afrikaniſchen Sonne, gebunden, um die
tte laufen! Kein Laut der Theilnahme erquickte den
rſchmachtenden; Peitſchenhiebe, Fußſtöße, Hohngelächter
wilde Flüche ſtatt eines Tropfen Waſſers, einer
lenden Frucht. Was die Sieger ſelbſt kaum hatten,
r ihre Natur nicht forderte, wie ſollten ſie es dem
aven bereiten!

Seine Natur überwand. Auf den Raſtorten ſtellte
n mit ihm allerlei Verſuche und Kunſtſtücke an.
n Beiſpiel hatten die Percuſſionspiſtolen, welche man
n gefallenen Lieutenant abgenommen, die Neugier
Beduinen erregt. Ihr Gefangener ſollte ihnen den
rauch derſelben zeigen. Vergeblich ſuchte er ihnen
eiflich zu machen, daß man mit Percuſſionsgewehren
t ſchießen kann, wenn man keine Zündhütchen hat.
Gefangener muß alles können, was ſein Herr will.
drückten ihm die Piſtolen in die Hand und er ſollte
ßen, oder zu Tode geprügelt werden. Die Schläge
hten auf ſeinem Rücken, bis er bewußtlos zuſammen-
. Aber die Beduinen waren beſſere Aerzte als die

meiſten von denen, welchen unſere Pflege anvertraut war. Sie kannten die Natur, und was ſie erträgt. Wieder an den Schweif gebunden und fort geſchleppt, erwachte der deutſche Rieſe zu ſeinem kläglichen Leben.

Ich erſpare mir und Ihnen die Einzelnheiten aller Qualen, die er nacheinander erdulden mußte. Auch keines von den Fünkchen Poeſie, welche die Nacht anderer Gefangenen unter Barbaren wohl erhellen, und die Cervantes uns ſo reizend ſchildert, fiel in die unſeres Landsmanns. Ob es Hohn, ob es noch moslemitiſcher Glaubenseifer war, daß man ihn zur Beſchneidung zwang, wußte er ſelbſt nicht. Ich glaube das erſtere, wenn ich ſehe, wie man ihn darauf mehr als Thier, wie als Menſch behandelte. In Hundehütten und auf Miſthaufen mußte er ſchlafen und ſeine Koſt entſprach jener Behauſung. Die anſtrengendſte Qual aber nennt er die, als Laſtthier vor den Pflug geſpannt in der glühenden Sonne, unter den Peitſchenhieben erbarmungsloſer Herren, ackern zu müſſen. Wie oft glaubte er die Kräfte völlig erſchöpft und den Tod nahend, aber lange Monate dauerte dieſe Arbeit und er erlag nicht.

Im Gegentheil, zum Thiere abgeſtumpft, wie er war, erlauſchte er mit thieriſchem Inſtinkt den Augenblick, wo er ſeinen Wärtern entlaufen konnte. Derſelbe Trieb führte ihn durch brennende Wüſten, durch Klüfte und Wälder, über Berge und Flüſſe, und durch die umherſtreifenden Horden der argwöhniſchen Beduinen. Seine Füße ſind im Brand, ſeine Zunge hängt aus

en vertrockneten Lippen, da erblickt er die erſten franzö-
ſchen Vorpoſten.

Er ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf ſie los.
Die Gefühle löſen ſich in ein unartikulirtes Geheul auf.
Er fällt auf die Knie, und man ſieht wunderliche Ge-
ärden. Die Wache ruft ihr Qui vive? — Er will, —
r kann nicht antworten. Die ungeheure Freude erzeugt
nen Bruſtkrampf. Aber ſeine wunderlichen Gebärden
auern fort, vielleicht verrätheriſche Zeichen für die Be-
uinen, welche ſich in einiger Entfernung unglücklicher
Weiſe zeigen. Die Soldaten, die nicht von ihren Po-
en dürfen, thun ihre Pflicht, ſie legen auf den ſtrup-
gen, zerlumpten, gebräunten Wilden an, und er fällt.
Die Beduinen fliehen, der Unglückliche bleibt liegen; das
orſichtig anrückende Piquet findet und erkennt den
andsmann.

Drei Tage lebte er noch, wie ein Märtyrer, wie
n Heiliger gepflegt. — Sein Leben war eine Kette
n Schmerz und Mißgeſchick, ſein Tod war die Freude.

Die Nebenbuhler.

Novelle

von

Arthur Mueller.

1.

Wer zur Zeit des Monarchen-Kongresses, oder auch einige Jahre ſpäter in Aachen geweſen, wird ſich vielleicht des italieniſchen Kaffeehauſes erinnern, wo Meiſter Gianella, der luſtige Wirth, ſeinen Gäſten die Zeit mit Geſang und Geſchwätz vertrieb, und man immer zu ſpät gewahrte, daß der Beutel leichter und der Kopf ſchwerer wurden.

Es war ein kalter, ſtürmiſcher November-Abend; draußen wechſelten Regen und Schnee, und dazwiſchen heulte der Wind, und die Wetterfahnen knarrten, als wären ſie von Rathswegen angeſtellt, die Nähe des Winters zu verkünden. Die gewöhnliche und zahlreiche Geſellſchaft des Kaffeehauſes hatte ſich bereits entfernt, und wo noch vor einigen Stunden heitere Luſt und froher Jubel walteten, da herrſchte jetzt eine unheimliche Stille, vom Schimmer der dunkel brennenden Lichter beleuchtet, und durch das Schnarchen der Dienſtmüden Kellner zwar etwas unanſtändig, aber, in Rückſicht der nahen Mitternachtsſtunde, der menſchlichen Natur gemäß belebt.

In einem Seitenzimmer, das, durch beſchränkten Raum, und behagliche, nicht glänzende Einrichtung, für heimliche Zecher beſtimmt ſchien, ſaßen zwei Spätgäſte

bei dem Reſte einer Flaſche Rheinwein, und ob auch der Wirth verlegen die Hände rieb, Stühle und Tiſche zurecht ſtellte, als wolle er zum endlichen Aufbruch mahnen, ja ſogar ſich vermaß, einigemal über Gebühr zu gähnen, um unverblümt anzudeuten: wie Signor Gianella ein gewöhnlicher Menſch ſei, der nach des Tages Laſt und Sorgen der Ruhe bedürfe — die Beiden ließen ſich nicht ſtören, ein Zeichen, daß ſie den Wein ſchon bezahlt hatten, und waren in ein Geſpräch vertieft, das bald laut und mit leidenſchaftlichen Geberden, bald heimlich und flüſternd geführt wurde.

Der Eine war ein kleiner, trübſeliger Menſch, deſſen gelbes, magere Geſicht faſt vermuthen ließ, daß er eben kürzlich von einer ſchweren Krankheit erſtanden; wenn nicht die röthliche Naſe, die klaren, lüſternen Augen, und die zufrieden herabhängende Unterlippe ihn als ein würdiges Mitglied der durſtigen Gilde bezeichnet hätten. Er trug eine ſchwarze, borſtige Perrücke, und einen hellblauen Ueberrock, der ziemlich altfränkiſch, mit goldbeſponnenen Knöpfen beſetzt war; dabei wußte er das ſpitze Kinn zuweilen gar wohlgefällig in die hohe weiße Halsbinde zu ſchieben, deren künſtlich verſchlungener Knoten den Stutzer aus frühern Tagen verrieth. Dieſem abgelebten Genoſſen ſchien der Andere ſich nur nothgedrungen zu fügen. Es war eine ſtolze Figur; zwar nicht mehr jugendlich, aber noch kräftig und blühend, und mit Augen ſo dunkel und verrätheriſch, daß man dem freundlichen Geſichte, deſſen ſonſt ſtrenge Züge der Rhein-

wein verklärt hatte, nicht recht zu trauen wagte. Sein Anzug war reich und gewählt; und das flimmernde Kreuz ließ keinen Zweifel, daß es eine adelige Bruſt ſchmücke.

„Wie ſchon geſagt," lispelte der Kleine zutraulich, indem er das goldfunkelnde Glas vorſichtig niederſetzte — „und Sie, Herr Graf! müſſen es ſelbſt geſtehen, daß ich nur allzuſehr Recht habe; mögen auch die ſämmtliche Kleriſei und die ganze ehrſame Poetenzunft meiner Meinung widerſprechen; jene haben den Glauben, dieſe das Anſehen, die vorzüglichſten Kenner der Weiber zu ſeyn. Aber auch das ſtolzeſte, unſchuldigſte Weib, das mit ſeinem verſteinerten Herzen prahlt, es hoch und werth hält wie einen waſſerreichen Diamanten, oder die Drang- und Sturmſale der Liebe, wie eine Heiligen-Legende, mit züchtigen, verſchämten Lippen erzählt — alle ſind wie die Mammonsſäule, die nur dann klingt, wenn die Sonne ſie anſtrahlt, und je heller die Sonne zu ihr dringt, deſto prophetiſcher ſpricht das kalte Metall; der Mann lenkt den Phöbuswagen, mag er ſich das Orakel ſo auslegen, wie es ſeinen menſchlichen Gefühlen zuträglich iſt."

„Werthester Sprachmeiſter!" erwiederte der Graf lächelnd — „wie darf ich dem zweideutigen Urtheile eines Hageſtolzen glauben, der nicht eingedrungen in das Heiligthum, und jetzt mit herben Worten ſchmält und tobt, wie der Fuchs, der die Trauben nicht erreichen kann?"

„Hoho!“ lachte der Sprachmeiſter — „als Hageſtolz iſt mein Herz nicht zur Mumie geworden; nur meine Hände ſind zu ſchwach, um die Leimruthe kunſtgerecht zu ſchneiden, die Sie geſtellt haben, und wo ich zum Wächter verkauft bin, damit nicht fremdes Verlangen den Vogel greife.“

Der Graf fuhr drohend zuſammen, als wenn die freche Rede des Kleinen ihn beleidigt hätte, deſſen ruhiges Geſicht aber deutlich zeigte, daß es immer ſeine Gewohnheit und ſelten ſein Vorſatz an jeder Sache die ſchwarze Seite herauszuſuchen. „Was iſt es mehr,“ bekräftigte der Kleine, „als ein Handel um Gewinn oder Verluſt, wenn ein Graf ſich in eine hübſche Krämerdirne verliebt, dazu die gemünzten Eigenſchaften des ſteinreichen Papa's zu ſchätzen weiß, und nun den barmherzigen Zufall zwingen will, ſeine Wünſche zu erfüllen? Sie ſoll leben, die holde Klara!“ rief er ausgelaſſen, indem er das volle Glas erhob — „und der Sieg ſich baldigſt entſcheiden!“

Haſtig nahm der Graf die Flaſche, ſein Glas ebenfalls zu füllen, fand ſie aber leer, und beſtellte eine neue und letzte, um den Wirth zu beſänftigen, der ſich nur ungern dazu verſtand.

„Muß uns dieſe Schmach widerfahren!“ klagte der Sprachmeiſter — „und eben jetzt, in dieſem entſcheidenden Moment, wo wir dem glänzenden Unternehmen ſein Gedeihen auf naſſem Wege wünſchen wollten? Faſt glaube ich, wir dürfen den Willen für die That gelten

laſſen.“ Er wollte noch fortfahren zu klagen, als Signor Gianella die Flaſche entſiegelte, und ſchmunzelnd bat, das Verſäumte nachzuholen.

Düſter und niedergeſchlagen ſaß der Graf, zuweilen mit der flachen Hand über die Augen fahrend, als wolle er irgend ein trübes Bild verſcheuchen, dann wieder ſtarr und feſt umherſehend, die Lippen trotzig verzogen, als wenn er ſich ſeiner Schwachheit ſchäme, und nun entſchloſſen ſei, den Kampf zu beſtehen auf Leben und Tod. Ruhig hatte der Kleine ihn beobachtet, und ſchon einigemal, auffordernd, mit dem Glaſe geklirrt; doch nicht länger konnte er ſeine Zunge bezähmen. „Aber mein hoher Gönner und zukünftiger Fruchtbaum! Glauben Sie an Geſpenſter, ſehen Sie Geſtalten der Nacht auftauchen und verſchwinden; — oder was ſoll das plötzliche Erbleichen, dieſes unheimliche Verſtummen, das ängſtliche Verzerren des Geſichts?“

„Wohl, alter Knabe!“ ſcherzte der Graf — „ſeh' ich kein liebenswürdiges Geſpenſt; mit Fleiſch und Blut iſt es begabt, aber ſein Herz iſt kalt wie Eis, und meine ſündige Flamme kann dieſes Herz nicht erreichen.“

„Alſo, da will es hinaus!“ krächzte der Sprachmeiſter, „weiß der Satan, wo dieſer Wein gewachſen, daß er ſo ſchwach an Ueberzeugung iſt!“ Er nahm ſein Glas, und hielt es prüfend gegen das Licht, that einige bedächtige Züge, und mit den Lippen zufrieden ſchnalzend, fuhr er fort: „Muß denn die holde Maid dem ſtolzen Ritter zu Füßen fallen, ihn anflehen mit Harm und

Trübsal, daß er sie zur Königin seines Herzens erhebe? Sie haben freien Zutritt, der noble Vater fühlt sich geschmeichelt, wenn Graf Huguenin und sein Stammbaum das Haus betreten, und das keusche Töchterlein hat auch nicht umsonst Paris gesehen, wo man Gefühle und Neigungen nach Stand und Rang zu würdigen weiß."

„Und das ist es," rief der Graf, indem er die Hand auf das strahlende Kreuz drückte — „was meinen Stolz beleidigt, daß ich mich zudrängen muß, heucheln und flehen, ein süßes Wort von ihren Lippen zu erhaschen! Dieses Treiben bringt mich um allen Genuß, entführt das Ziel meinen Augen, wenn ich es schon erreicht glaube."

„Muth gefaßt!" tröstete der Sprachmeister — „ich kenne das arme Kind, zu dem ich täglich in der Sprache Italiens rede, weiß von seiner Gluth und Begeisterung zu erzählen, und wie sein kleines Herz bei fremden Schmerzen zittert und zagt. Und was noch mehr, Sie haben bald die herrlichste Gelegenheit, die Farbe der Treue öffentlich zu tragen: der Geburtstag der Auserwählten wird in wenigen Tagen gefeiert, ein glänzender Ball soll das Fest verherrlichen; die Einladung kann nicht fehlen. Wenn ungewöhnliche Pracht und gesteigerte Lust ein Weib umgarnen, hat der Versucher leichtes Spiel. Dort muß es sich zeigen, ob Sie würdig sind, unter meiner Anleitung zu streiten!"

„Mit Deinen Habichtsflügeln willst Du den Adler

schützen!" lachte der Graf höhnisch — „glaubst vielleicht, daß seine Krallen zu schwach, den Raub festzuhalten? Und wie, Du alter Sünder! wurden Dir diese Erfahrungen, diese Kunstregeln, ein Herz zu verwunden und zu verderben? Verhülle immer Deine Glatze mit einer anständigen Perrücke, sie bezeugt es doch, daß Du einst mit Deinen dürren Knochen den Galgen der Liebe geziert hast!"

Der Kleine wurde unruhig, kicherte und winselte gar seltsam, und suchte ängstlich in allen Taschen herum; endlich hatte er eine Horndose gefunden, woraus er schnell nach einander einige Prisen nahm, so daß man nicht wußte, ob seine Augen durch das viele Schnupfen, oder durch irgend eine Erinnerung trübe geworden.

„Hält Dein zartes Gewissen Dir eine erbauliche Bußpredigt?" fragte der Graf — „daß Du so gerührt und traurig aussiehst; zerknirscht wie die Sünde, die kaum den morgenden Tag erwarten kann, um abermals zu frevein, und neuerdings zu bereun."

„Hier sitzt der Text zu dieser Predigt!" flüsterte der Sprachmeister, indem er sich mit der geballten Faust auf die Brust schlug — „und ich kann ihn nicht verdrängen, und er vergiftet mein Blut und Leben, daß ich längst zusammengefallen wäre, wenn nicht dieser Saft den herznagenden Geier zuweilen einschläferte." Er hatte die Weinflasche ergriffen, und sie niedergestoßen, daß die Scherben weit umherflogen. „Ja, mein süßer Graf! einst habe ich den Clavigo unübertrefflich, und

ohne Souffleur gespielt, saß berauscht und liebeathmend zu Mariens Füßen, und ich habe sie verlassen, und die Frucht unserer Liebe vergessen; der Degen des rachsüchtigen Bruders hat mich nicht getroffen, und doch bin ich elend, mir selbst verächtlich geworden."

Er verstummte, und zerrte gewaltsam an der hohen Halsbinde, als wenn sie zu fest gebunden, und ihn zu ersticken drohe; und auch der Graf starrte mit glanzlosen Augen vor sich hin, und sie hätten noch lange so geträumt, wenn nicht ein helles Klopfen auf die Fensterscheiben Beide plötzlich ermuntert.

„Ich kenne Dich, toller Nachtschwärmer!" rief der Meine spöttisch — „Das kann nur der Maler Kranz seyn, den die Sehnsucht und sein ungestilltes Verlangen umhertreiben in jeder stürmischen Nacht, wo er den bleichen Mond vergebens am dunkeln Himmel sucht, und sich abhärmt, daß die treue Erde ihren veränderlichen Buhlen verloren hat. Oh lass' ihn herein, Signor Gianella! sein Herz ist traurig, und seine Seele durstig, er will sich erlaben an Punsch und Glühwein, und hier soll er Beruhigung finden. Welcher schätzbare Zufall, daß ich eben jetzt gerührt bin: dieses feuchte Lächeln, die wehmüthig verzogenen Lippen, die schmachtenden Augen und meine erbärmliche Glatze! — er muß mich nothwendig für das letzte Mondsviertel halten, mich besingen und beliebäugeln, daß es eine Schande anzusehen." Er warf die Perrücke unter den Tisch, sprang auf, und

stolperte dem Maler, mit schon wankenden Schritten, entgegen.

Der Maler Kranz, ein blasser, junger Mensch, mit blauen Augen und blonden Haaren, trat still und scheu in das Zimmer; Hals und Brust waren offen, und trieften von Regen; die ganze Erscheinung hatte etwas Auffallendes, und die stechenden Blicke des Grafen verriethen, daß dieser Gast ihm nicht behagte.

„Der Lichtschimmer hat den Nachtfalter angezogen!" hohnlachte der Kleine; „und er findet einen treuen Freund, der ihn gegen die verzehrende Flamme schützt und bewahrt."

„Du lebst noch, Wüstling?" fragte der Maler, und legte seine Hand auf das kahle Haupt des Sprachmeisters.

„Seltsame Frage!" erwiederte der Kleine verlegen, „das heiß' ich mit Schneebällen nach einem Irrlicht werfen. Ich habe ein Recht zu leben, wenn ich nicht zur Ruhe kommen kann; und ich bin wie ein morsches Kirchengebäude, dem nur das Herz geblieben, woran eine freche Hand zerrt und greift, daß das Gerippe nicht weiß, ob es lachen oder heulen soll. Wohl dem Menschen, der sein Herz, das blutige Panier der Leidenschaften, gerettet aus den Wellen der Zeit, der noch in seinen alten Tagen die Kraft und den Willen hat, den Sommernachtstraum der Liebe zu träumen: und ich, mein kunstreicher Jüngling, bin wirklich verliebt, wie ein Kater, dem der Frühling den Pelz lüftet!"

„Iſt doch der Allerheiligen-Sommer ſchon vorbei!“ unterbrach ihn der Graf, „und die Störche klappern den Winter herein!“

„Wo der Neid ſpricht, darf man die Wahrheit nicht ſuchen!“ fiel der Sprachmeiſter ein, indem er den Grafen ſchalkhaft anlächelte, und die Hand des Malers faßte, der nicht wußte, wie er dieſe Reden deuten ſollte. „Ach, daß ich nicht dazu berufen bin, die todte Leinewand mit ihren ſüßen Zügen zu beleben! der Himmel ſtraft mich für die Sünden, die ich nicht begangen; aber ich will ein Hiob an Geduld ſeyn. Und kann ich nicht aus meiner unnatürlichen Ergebung den erheblichſten Nutzen ziehen, wenn Du, mein Rubens, dem armen Schächer Deine Hülfe angedeihen läßeſt? Wir wollen tauſchen: meine Sprachenkunde gegen den Reichthum Deiner Farben, die babyloniſche Verwirrung gegen Deine Pinſelfertigkeit, meine Pfingſtbegeiſterung gegen Deine Künſtlergluth; und das alte Herz ſoll mit Vampyrluſt ſich an an ihren Reizen erfreuen!“

Der Maler hatte die Hand des Kleinen weggeſchleudert, und ſtarrte ihn an mit wildrollenden Augen; ſeine Lippen bebten, und eine fieberhafte Röthe verbreitete ſich über das bleiche Geſicht. „Kalte Schlange, wenn ich Dich verſtehe! Deine laſterhaften Wünſche wollen ſich an dem zarten Gebilde vergreifen, das aus meinen Thränen erblüht, dem ich meine Ruhe hingegeben für ein eitles Hoffen? Aber Deine plumpe Frechheit will ich züchtigen, und jeden unheiligen Gedanken

aus Deinem Gehirn vertilgen!" Er ſtürzte fort von dem gellenden Gelächter des Grafen begleitet.

„Jetzt wird die Geſchichte intereſſant!" rief der Sprachmeiſter, und ſuchte ſeine Perücke, die er mit einer raſchen Wendung aufſtülpte. „Ein Nebenbuhler, ein Paladin iſt erſtanden, der da ſtreitet mit den Waffen der Tugend und Armuth, die ſcharf geſchliffen und ſicher treffen. Aber wie auch die Entſcheidung falle: Sieg oder Niederlage, das iſt die Frage, einſtweilen hat ein hoher Magiſtrat den Beſchluß gefaßt, die Sache weislich zu beſchlafen!"

2.

Unruhig durchſchritt der Maler Kranz die kleine, beſchränkte Stube, die nur zu ſehr von Armuth zeugte, jener treuen Gefährtin, die ſich in Deutſchland ihre Lieblinge vorzugsweiſe erkoren hat, unter den bedrängten Mitgliedern der Gilden von der Feder und dem Pinſel. Ein Paar alte Holzſtühle, ein reinliches Lager, Tiſch und Staffelei, das waren die wenigen Gegenſtände die dieſer Klauſe ein Anſehen von Bewohnbarkeit gaben. Und doch war dieſe traurige Stube dem armen Maler ein Paradies, um keinen Preis hätte er ſie vertauſcht mit den Prunkgemächern des Reichthums; hier hatte er die bunte, wogende Menge ſeiner Gedanken erlebt, dieſer träumeriſchen Gedanken, die ſein Leben geſchmückt mit den Farben der Liebe, mit der Hoffnung des Beſitzes, mit den Einbildungen der Jugend, die von keiner

Schranke weiß, und ein Ziel um desto sicherer zu erreichen glaubt, weil seine Ferne kaum für die Möglichkeit des Gelingens bürgt.

Diesmal waren seine Augen matt und trübe, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen; tiefe Seufzer entfuhren der wunden Brust, und die Falten der Sorge und des Kummers nisteten auf seiner Stirn. Zuweilen sah er hinaus in das lustig wirbelnde Schneegestöber, lachte höhnisch über die schwindelnden Flocken, die sich drängten und trieben, und doch zur Erde fielen; dann wieder stand er still vor einem Madonna-Bilde, dessen stolze, fast übermüthige Züge den irdischen Ursprung bezeugten. Und jedesmal, so oft er das Bild ansah, zuckte eine schnelle Röthe über sein Gesicht, als wenn das Herz den Gedanken freudige Nachricht gebe: daß es nur für Sie lebe und schlage.

Aus weiter Ferne war der Maler in diese Stadt gezogen; er wollte nach Paris, und dort sich zu einer Reise nach Italien vorbereiten. Das gelobte Land der Kunst sollte seinem Streben die Weihe der Meisterschaft geben, die goldene Sonne Italiens die Eisrinde von seinem Herzen lösen. Wie hatte er gedarbt und gespart, und die Kraft seiner Jugend mißbraucht, eingespannt an dem Pfluge der Armuth, und nur als ihm endlich gelungen war, seinen innigsten Wunsch zur Ausführung zu bringen, warf ihn eine schwere Krankheit nieder, die ihn so lange festgehalten, bis sie seine Habe verschlungen, seinen Körper gelähmt, und die lichte Zu-

kunft mit dem dunkelſten Wolkenſchleier verhangen hatte.

Als er geneſen, mußte er anfangs mit der bitterſten Armuth kämpfen; ein Fremdling unter Fremden hatte der fette Ueberfluß kein Herz für ſeine Noth, kein naſſes Auge für ſeinen Kummer. Wohl ſchmerzte es, wenn er der harten Lage gedachte, die ihn bedrängte und niederbeugte, und daß er zuletzt gezwungen, für ſchnödes Geld die Kunſt zu ſchänden; wie er bald ſich anſtrengte, das nichtsſagende Geſicht eines überverſtändigen Rathsherrn mit Farben und Pinſel feſtzuhalten, bald nothgedrungen die ſchlaubewegliche Fratze eines filzigen Krämers, worauf der Geiz den jedesmalen Courszettel geſchrieben, der ſtaunenden Nachwelt überlieferte.

Aber ein Stern war ſeinem dunkeln Leben aufgegangen, und ſein Glanz ſtrahlte durch die Nacht der Schmerzen.

Unfern der Stadt iſt ein ſtiller Spaziergang, das Paulinerwäldchen, wohin der Maler faſt täglich wanderte; hier hatte er Klara zum erſtenmale geſehen. Einſt ſaß er träumeriſch unter einer hohen Eiche, und ſein einſames Herz vergnügte ſich an den Strahlen der Sonne, die warm und ſehnſüchtig durch das dichte Grün zitterten und mit dem Staube ſpielten, den die laue Luft bewegte. Er gedachte der Tage der Kindheit, und ſeiner guten, immer traurigen Mutter, die ihn ſo herzlich geliebt, und längſt ſchon heimgegangen war, und wie er, überall ein Fremdling, die Welt durchzogen.

und das harte Müssen erlernte, dem Mitleiden und Erbarmen sein Daseyn zu schulden. Seinem Kummer waren die Thränen die Linderung versagt, und der düsterste Unmuth drohte ihn zu überwältigen.

Er stand auf, und wollte sich entfernen; das heitere freie Feld sollte die trübe Stimmung des waldigen Dunkels verdrängen; als plötzlich ein Wagen heranrasselte, dessen scheu gewordene Pferde einem tiefen Graben zueilten. Schnell entschlossen und ruhig besonnen hatte er bald die Zügel erfaßt, und obgleich einige Schritte weit mitgeschleppt, brachte er doch die schnaubenden Rosse zum Stehen. Er sprang an den Wagen; ein zartes Frauenbild, in weite wallende Schleier gehüllt, war ohnmächtig niedergesunken. Er hob den Schleier und sah ein Antlitz, wie es nur die kühnste Phantasie zu schaffen wagt, wenn sie trunken von der Lust des Lebens, und das Blut dem Herzen so rasch zuströmt, daß die Erde keinen Werth mehr hat für sein Wünschen, der Himmel kaum für sein Hoffen. Es war Klara. Sie erholte sich; und von den weichen, schwellenden Lippen floß der süßeste Dank, der ihn berauschte und umnebelte, daß er noch immer zagte und seltsam bestürzt verweilte, als der Wagen schon längst seinen Augen entschwunden war.

Eine heftige Leidenschaft hatte sein, bis dahin verschlossenes, Herz ergriffen, und durch das Unmögliche der leisesten Erwiederung war sie fast zur Vernichtung erwachsen. Sein ruhiges Leben, von keinen tobenden

Gefühlen, von keinem heißen Begehren, nur von der Kunst und ihren begeisternden Schöpfungen bewegt, war stürmisch untergegangen, die wilden Wogen der Sehnsucht schlugen über ihn zusammen, und ein ewiges Wünschen und Verlangen konnten den Aufruhr nicht stillen, der nur in ihrer Gegenwart, in ihrem Anschauen Besänftigung fand.

Aber sein Herz, unbeschützt gegen den blendenden Zauber des raschen Augenblicks, seine wachsende Neigung, hatte sich ein reiches, verbildetes Weib erwählt, das sich seiner Schönheit bewußt war, und dem er nichts zu bieten, als treuen Muth und redliche Meinung. Was ihm anfangs ein süßes Gefühl war, das schaffte die Zeit, die mit blinden Augen Leiden und Minderung austheilt, zu schneidenden Schmerzen um. Vergebens hatte er versucht, sich ihr zum zweitenmal zu geben; die Schranken, die seinem Wunsche entgegen, waren mächtiger, als seine Bemühungen. Harren und Dulden war sein Loos; und wie der Bettler, der von reichen Mahlzeiten, von den Ueppigkeiten der Tafel träumt, bei seinem Erwachen um desto mehr den Mangel der Befriedigung, die Noth des Hungers fühlt, — auch der Maler, der oft in Gedanken schwelgte, sich die Zukunft mit glänzenden Farben ausmalte, sie mit Bildern schmückte, heiter und klar, wie ein sonniger Tag, und nur um desto tiefer sein Unglück zu fühlen, wenn die Nacht der Entbehrung, die ihn so finster umgab, daß kein Ausweg mehr zu finden war.

Und immer fester ringelte ſich die Schlange der Leidenſchaft um ſein Herz, mit ziſchender Zunge ſein Blut vergiftend, daß es immer verzehrender in ſeinen Adern rollte.

Da fiel plötzlich ein Lichtſchein in ſein dunkles Leben. Klara's Vater erinnerte ſich des armen Malers, der ſeine Tochter gerettet hatte, ſein einziges Kind, das ſein Stolz, der Troſt ſeines Alters war. Er wußte anfangs nicht, wie er ihn, ohne ſeine Ehre zu kränken, belohnen ſollte, und gab ihm einſtweilen den Auftrag, Klara's Bildniß zu malen. Mit welcher ſchwärmeriſchen Luſt hatte er angefangen, die ſiegesſtolzen Züge der Geliebten, wie ſie in ſeinem Innern lebten, wie ſie die lebendige Anſchauung ihm entgegenſtrahlte, wiederzugeben! Mit welcher Reſignation hatte er den Sturm, der ſein ganzes Daſein aus den Fugen gehoben, beſchworen! daß die tobenden Wellen, gepeitſcht von der Kraft ſeiner Leidenſchaft, matt und wirkungslos zerſchellten an dem eiſernen Willen, ſich und den Ausbruch ſeiner Gefühle zu beherrſchen. Es waren koſtbare Stunden, die er ſeiner Kunſt zu danken hatte, und wenn ſein wundes Herz auch nicht heilte, ſo hörte doch die Wunde zu bluten auf.

Sein Glück aber war nur von kurzer Dauer. Die liebende Begeiſterung, mit welcher er ſich dem Auftrage unterzogen hatte, ließ ihn raſcher malen, als ſonſt ſeine Gewohnheit; mit der Freude an dem Gelingen, kam zugleich die Trauer, daß ſeine Arbeit immer mehr ihrem

Ende zuſchritt. Nur widerwillig hatte er endlich das Werk vollendet, und eben heute ſollte dem Gemälde die letzte Nachhülfe werden. Ein Kampf und Streit hatte ſich in ſeiner Bruſt erhoben, ſeine heiligſten Gefühle mit Nacht und Dunkel umhüllt, und ſchmerzlich traf ihn der Gedanke: daß ihre Nähe nicht ferner ihn beunruhigen, ihr Anblick nicht länger ſeine kranke Seele tröſten ſollte.

Er warf den Mantel um, und ging den Weg, tief betrübt, wie ein Verbrecher, der ſeine ſchuldige That mit dem Leben büßen, von der Welt und ihren verderblichen Freuden ſcheiden muß, dem die Sinne ſchon entſchwunden, ehe er noch die Stätte des Todes, und dieſer ihn erreicht, ſo daß er die ſcharfe Grenze nicht mehr fühlt zwiſchen Sein und Nichtſein. Mit bebender Hand zog er die Klingel an dem wohlbekannten Hauſe; kaum, daß er in ſeiner Angſt den freundlichen Gruß des alten Portiers bemerkte. Faſt wollte ihm die Stimme versagen, als er ſich anmelden ließ, und mit einer Art von Freude, wie ſie demjenigen überkommt, der die Ausführung eines über ihn verhängten Urtheils aufgeſchoben ſieht, hörte er, daß Klara einſtweilen Beſuch habe.

Es iſt ein alter, löblicher Gebrauch der ſchwachen Menſchen, daß ſie in zweifelhaften und widerwärtigen Anfällen ſich durch Monologe oder langweilige Sentenzen zu rathen ſuchen; auch der Maler vertrieb ſich die Zeit auf dieſe Weiſe:

Wann endlich wird mein Herz zur Ruhe kommen,
Das wilde Blut den alten Frieden finden,
Der frechen Wünsche schnöde Menge schweigen,
Der Wahn verzagen, und der Schmerz mir schwinden?!
Nicht länger kann ich diese Marter dulden,
Die meine Brust durchglüht und mich verzehrt,
Mein Leiden und mein Lieben, mein Verschulden,
Das Alles soll verdammt, vergessen sein.
Und ihren Kaltsinn will ich schändlich strafen:
Der Locken Pracht, der Wangen Röthe rauben,
Der Augen Gluth, der Lippen süß Verderben,
Der Glieder Stolz, des Busens sanfte Wellen,
Will ich dem Scheiterhaufen übergeben,
Und mich dazu, daß uns die Flamme treffe,
Der Wind die warme Asche schnell verwehe,
Und kalte Herzen glühend-heiß befruchte.

Ein leichtes Klopfen auf die Schulter ließ ihn aus seinen Betrachtungen aufschrecken, störte die schweigende Fortsetzung seines Monologs. Es war Nannette, das schnippische Kammermädchen, die ihn zornig ansah und höhnisch fragte:

„Sind Sie vielleicht taubstumm geworden, daß Sie mich keiner Antwort würdigen? Schon dreimal hat Ihre gehorsame Dienerin gemeldet, daß Sie sehnlichst erwartet werden, und eben so sehnlich eintreten können."

Ein Blick der Verachtung war die Antwort des Malers. Furchtsam und unentschlossen blieb er stehen, als scheue er sich, die Schwelle zum letztenmal zu über-

ſchreiten, die ihn ſo oft dem Himmel ſeiner Wünſche näher gebracht hatte. Er legte ſinnend die Hand an die Stirn, ſeine Gedanken zu ſammeln, und laute Seufzer entſtiegen der gepreßten Bruſt. Ungeduldig riß endlich das vergeblich harrende Kammermädchen die Flügelthüren auf, und mit ängſtlichem Herzen trat er in das reich geſchmückte Zimmer der Gebieterin. Von den mit rothem Atlas tapezirten Wänden ſtrahlten ihm die goldumrahmten Gemälde ſo lebenswarm, ſo farbenheiter entgegen, der blumendurchwirkte Teppich hob ſich ſchwellend unter ſeinen Füßen, wie ein friſcher, grüner Raſen, und die leuchtende Sonne, die ſiegend durch die Schneewolken brach, warf ein verklärendes Licht auf Klara's blühende Geſtalt, die ihn mit einem vornehmen Lächeln empfing, mit einer kalten Handbewegung ſeine ſtumme Verbeugung entgegennahm. Sie trug ein weißſeidenes Kleid, das ſich rauſchend um die üppigen Glieder ſchmiegte, und die ſchwarzen, glänzenden Haare wallten in langen Flechten über den blendenden Nacken.

Als der Maler die wonnigen Züge des Urbildes vor ſich ſah, die verzehrenden Flammen der Wirklichkeit ihm entgegenſchlugen, als er Auge gegen Auge die Macht der Reize einſog, die in ſeinen Gedanken ſo lange gelebt, ſeine Träume beherrſcht, ſeinem Herzen eine Leidenſchaft geboren, ſtark und gährend, die ihn aufzureiben drohte, gebannt in dem Kreiſe eines Zaubers, den er nicht anders zu beſprechen wußte, als mit dem letzten Schatten einer Hoffnung, der ſich ſo dunkel und lebens-

müde zwischen seinem innigsten Wunsche drängte, daß nur ein Schritt noch blieb, um ihn der Verzweiflung in die begehrenden Arme zu werfen, — da fühlte er die seiner Offenheit schwere Pflicht zu heucheln, dumpfe Ruhe, Rauch ohne Flamme, kalte Gelassenheit, innerlich Gluth, außen starres Eis. Aber die Macht war größer als die Kraft des Willens! Vergebens versuchte er den Pinsel anzusetzen; die zitternden Hände versagten den Dienst. Er warf sich nieder zu ihren Füßen, faßte ihre Hand, preßte sie wild an seine Lippen, und sah hinauf in die dunkeln, feurigen Augen, die gar seltsam leuchteten und blitzten, als wenn sie nicht wüßten, ob sie zürnen oder verzeihen sollten.

„Madonna!" stammelte er zagend, „ich kann mein Elend nicht länger tragen; ich liebe Dich, verlange nicht Gegenliebe, nur stille Duldung!"

Sie wollte antworten, als der Vater in Begleitung des Grafen Huquenin hereintrat. Der Graf flog auf ihn zu, und wollte ihn anfassen, aber ein rascher Schlag auf seine schon ausgestreckte Hand sicherte den Maler gegen diese Ehrenkränkung.

„Frecher Knabe!" tobte der Vater, „meinen Hausfrieden willst Du stören? Der Bettler, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll, will sich dem unbeschützten Herzen meiner Tochter aufdringen?"

Klara war aufgesprungen, und dem Grafen ohnmächtig in die Arme gesunken. Wüthend stürzte der Maler aus dem Zimmer, sah und hörte nicht den

Sprachmeiſter, der im Vorzimmer ihm entgegen kam, ſeine ungewöhnliche Verſtörung gewahrte, und lachend fragte:

„Warſt Du bei Potiphar's Weib, und haſt den Mantel vergeſſen?“ —

3.

Mit ſeiner Beſinnung kam dem Maler die Scham, ein Bodenſatz des Zorns, über die Behandlung, die er erlitten hatte, zugleich aber das Bewußtſeyn der eigenen Schuld daran. Für die verletzten Gefühle ſeines Herzens glaubte er in der Einſamkeit Heilung zu finden; er faßte den Vorſatz, einſtweilen nicht mehr auszugehen; aber an dem Tage, von dem er wußte, daß er Klara's Geburtstag war, trieb ſeine Sehnſucht, die in der Abgeſchloſſenheit neue Nahrung gefunden, aus den alten Zweigen friſche Knospen getrieben, ihn, nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, endlich gegen Abend aus dem Hauſe. Mit jedem bangen Schritte, den er auf der Straße that, glaubte er, müßten ſich die Leute um ihn verſammeln, mit höhnenden Fingern auf ihn zeigen, ihn ausziſchen, wie einen reifen Narren, und über ſein Schickſal ſpotten, mit der frechen Zunge des unempfindlichen Pöbels; kaum aber, daß er bemerkt, viel weniger erkannt wurde. Er hob den Kopf ſtolzer, feuriger blitzten die Augen, und in ſeinem Innern fühlte er die Kraft lebendig, ſich ſtark und gewaffnet, Rechenſchaft

zu geben von seinem Treiben, von seiner Liebe, von seiner Kühnheit.

Noch von dem Hause entfernt, wo Klara wohnte, hörte er schon das Rasseln der Wagen, die dem Balle zurollten, sah die Dunkelheit der Straße erleuchtet von dem Schein rauchender Fackeln, Alles belebt und in Eile den Schauplatz der Lust und des Genusses zu erreichen. Er drängte sich dem Thore näher, an dem die Wagen hielten, und mischte sich unter das gaffende Volk, das sich mit derben Bemerkungen an der Schautragung des Reichthums, an dem Prunk der Eitelkeit, die seines Mangels zu spotten schienen, zu rächen suchte. Wagen auf Wagen rollten heran, die Pferde schnaubten und stampften, die Kutscher schimpften und fluchten, rauschende Kleider und wallende Federn, funkelndes Gold und blitzende Edelsteine, das ganze Gepränge und Getöse der ankommenden Gäste, machten auf den Maler einen schmerzhaften Eindruck, den er nicht lange ertragen konnte, und sich bald wieder entfernte. Er irrte, unentschlossen, wohin er seine Schritte lenken sollte, durch die dunkeln Straßen, die immer einsamer wurden, und kam zuletzt auf den Marktplatz. Eben trat der Mond aus den Wolken hervor, und warf sein schimmerndes Licht auf das Standbild Kaiser Karl's des Großen, das den Springbrunnen zierte, der mit den Strahlen seines Wassers durch die Stille der Nacht rauschte. Dem Maler fiel die Sage ein von Emma, des Kaisers Tochter, und von seinem Geheimschreiber

Eginhard, wie Karl, den die Herrſchersorgen nicht ſchla-
fen ließen, auf den Balken heraustrat, und im Hofe
die Schande ſeines kaiſerlichen Hauſes gewahrte, wie
Stolz und Zorn, und die Vaterliebe in ſeiner Bruſt
ſtritten bis zum Morgen, einen heftigen Kampf, in
welchem die väterliche Milde den Sieg errang, und den
Wunſch der Glücklichen krönte. Es kam ihm nicht in
den Sinn, daß er ungeliebt war; nur der Hartherzig-
keit des Vaters ſchrieb er ſein Unglück zu. Der Ge-
danke an Eginhard und Emma ließ in ſeinem Herzen
die verlorene Kühnheit aufleben; er faßte den Entſchluß,
umzukehren, ſich einzuſchleichen, um Klara wieder zu
ſehen, ſie zu bewundern als die Königin des Tages, ge-
ſchmückt mit unendlichen Reizen, die ihr die Natur und
das Auge der Liebe verliehen.

Als er in die Straße und dem Hauſe näher kam,
war kaum noch eine Spur von dem unruhigen Lärm,
der ihn fortgetrieben hatte; nur die Wagen ſtanden in
langen Reihen, die Pferde ſo ruhig, daß die Kutſcher
eingeſchlafen oder herabgeſtiegen waren, müſſig zu plau-
dern von den Vollkommenheiten ihrer Unterthanen, die
ſie mit der Peitſche regierten. Weit offen waren die
Thorflügel, kein Menſch zu hören und zu ſehen. Er
ſchlich ſich, ängſtlich lauſchend, hinein, und ſah den
Portier in ſeiner Stube hinter dem Tiſche ſitzen, Durſt
in den Augen und Heiterkeit auf der Stirn, mehr mit
dem Inhalt einer Weinflaſche, als mit den Sorgen
eines Amtes beſchäftigt. Furchtſam horchend blieb er

unten an der Treppe ſtehen; rauſchende Muſik ſchallte ihm entgegen, bald leiſe, wie eine ungewiſſe Sehnſucht, die ſich im Taumel der Luſt dem Herzen aufdringt, bald lauter, wie Wogenſturm, der mit der Angſt zugleich die Begeiſterung der pochenden Menſchenbruſt bringt. Dreimal wollte er umkehren; er glaubte immer Geräuſch zu hören, das der Treppe näher, und ihm entgegen kam. Er zürnte über ſich ſelber, daß er, nicht geſunken, ſondern verſtoßen und verachtet, gezwungen war, ſich wie ein Dieb einzuſchleichen. Endlich faßte er Muth; mit zögernden Schritten ſtieg er hinauf, auf jeder Stufe blieb er ſtehen, aber mit jeder Stufe verlor ſich ſeine Angſt immer mehr, und als er oben auf dem hellerleuchteten Korridor ſtand, fühlte er ſich ſo leicht, war er ſo verwegen, die Lichter auszublaſen, damit die Dunkelheit ihn und ſein Unternehmen ſchütze.

Wohlbekannt mit der Gelegenheit der Gänge und Thüren, eilte er raſch einem Hinterzimmer zu, und gelangte aus dieſem unbemerkt in den Tanzſaal. Dort ſtand er in einer Fenſterniſche, verborgen von den gelbſeidenen Vorhängen, und ſtarrte, mit weit aufgeriſſenen Augen, in das bunte Gewimmel, das toſend und drängend vorbeizog. Wild und ausgelaſſen rauſchte die herrlichſte Muſik, die hohlen Schädel klangen als Trompeten, als Kaſtagnetten klapperten die dürren Knochen, und die verzerrten Puppen wanden und ſchleiften ſich herum, als wenn ſie das Gift der Tarantel vertanzen wollten. Und wie die Sterne verbleichen vor der ſiegen-

den Sonne, ſo überſtrahlte Klara's Huld und Anmuth das Gepränge der Eitelkeit. Sie ſchwebte am Arme des Grafen durch die glänzenden Reihen, und Aller Augen hafteten auf dem ſtolzen Paare, deſſen trunkene Blicke von der Seligkeit ſeiner Gefühle zeugten.

Der Maler lehnte die heißen Wangen an die kalten Scheiben, und weinte bitterlich, Thränen des Unmuths über ſeine Verblendung, Thränen des Kummers über ſeinen troſtloſen Zuſtand. Er wünſchte ſich den Tod, als eine letzte Wohlthat des Himmels, der ihn verlaſſen, und doch zitterte er bei dem Gedanken, daß er einſt ohne ſie ſein Grab finden ſollte. Ein Flüſtern und Koſen ſtörte ihn auf, und ganz in ſeiner Nähe ſah er den Grafen und Klara, die ſich hier zurückgezogen, und durch gegenſeitige Erklärung die herzlichſte Zuneigung ausſprachen. Der alte Zorn ſchlug die ſcharfen Krallen in ſeine Bruſt, und als die begehrenden Lippen den ſüßen Bund beſiegelten, überwältigte ihn die wildeſte Eiferſucht. Er hatte den Grafen erfaßt und zu Boden geſchleudert, und hielt, wie unſinnig, Klara umſchlungen, daß ſie ängſtlich um Hülfe rief, und Alles in Aufruhr herbeiſtürzte.

Nur der kräftigſten Mühe gelang es, den Maler aus dem Saale zu bringen; ſeine Sinne ſchwanden, daß er wie todt niederfiel, und ſelbſt der Sprachmeiſter, der mit unter den Gäſten war, einiges Mitleiden fühlte, ſich gerührt über ihn beugte, und den aufgeregten Vater zu beſänftigen, ſeine Drohungen abzuwenden ſuchte.

4.

Als der Maler aus seiner Betäubung, die mit ihren dunkeln Schwingen seinen Geist beschattet, erwachte, wußte er kaum mehr, was mit ihm vorgegangen war. „O, wie mich diese bösen Träume plagen, und mein Gehirn mit Furcht und Entsetzen erfüllen!" rief er aus. „Aber, wo bin ich, soll ich mein Bewußtseyn niemals wieder erhalten?" Er sah sich furchtsam um, und gewahrte ein kleines Gitterfenster, kahle, feuchte Wände, und ein kümmerliches Strohlager, das ihm die Nacht hindurch zur Ruhe gedient hatte. Er stand auf und versuchte die eisenbeschlagene Thüre zu öffnen, die aber, fest verriegelt, seiner Anstrengung spottete.

Nicht lange durfte er über seinen Zustand grübeln; ein alter, ziemlich dürrer Mann, mit gutmüthigen aber rohen Zügen, trat herein, und fragte, freundlich grinsend: wie er geschlafen habe?

„Nur wissen will ich," flehte der Maler, „wo ich bin, und wie ich hierher gekommen?"

Der Alte zog die schmalen Schultern zusammen, legte den Zeigefinger auf den Mund, und erwiederte bedachtsam: „Ich halte Euch überhaupt für einen verständigen Jüngling, der es mir nicht übel auslegen wird! wenn ich aufrichtig gestehe, daß wir Beide uns dermalen und gegenwärtig im Vinzenz-Spital befinden, ich als Bewahrer und Sie als Bewahrter. Uebrigens ist dieser Ort nichts weiter als eine Erziehungsanstalt;

und ich," fuhr er lachend fort und zeigte die derbe Peitsche, „bin der alte Tobias, den der Magistrat zum Professor dieses Instituts bestallt hat."

Dem Maler schauderte, als er hörte, wohin seine Thorheit ihn geführt hatte; er schlug die Augen nieder, und warme, reuige Thränen zitterten in seinen Wimpern. „Aber, ich habe den Auftrag, Euch mit Schonung zu behandeln!" tröstete der Alte, und verbarg verlegen die Peitsche. „Auch dürft Ihr frei herumgehen, und Euch den Tempel der Vernunft nach Gefallen besehen." Ohne Antwort zu geben, winkte der Maler mit der Hand, daß er allein und ungestört seyn wolle.

Einsam und traurig verging einige Tage. Nicht mehr waltete in seinem Herzen jene verzehrende Gluth, die ihn getrieben Alles zu wagen, um Nichts zu erlangen; eine stille Neigung, die gern verzeiht, und selbst das Wiederwärtigste zu mildern sucht, hatte sich seiner Schmerzen erbarmt, und nur dem Grafen waren Haß und Rache geschworen.

An einem trüben, langweiligen Nachmittage saß er nachdenkend auf seinem Lager; der alte Tobias hatte sich eben entfernt, und viel erzählt von seinen Feldzügen und unglaublichen Thaten, als es plötzlich dringend und fast stürmisch anklopfte, und ein schlankes, schmächtiges Frauenzimmer hereintrat. Sie trug ein Kleid, das einstens weiß gewesen, jetzt aber gelb und schmutzig geworden, und hatte ein schwarzes, zerrissenes Flortuch um den Hals geschlagen. Das Gesicht war leichen-

blaß, als wenn der Tod mit ſeiner kalten Hand über die zarten Wangen gefahren; die blonden Haare waren leicht gebunden, und einige ringelnde Locken lagen ſchmachtend auf der hohen, klaren Stirn. Der Maler war erſtaunt aufgeſprungen, wagte aber nicht zu fragen, was ſie zu ihm geführt. Sie ſah ihn ſtarr und ſchweigend an, mit den tiefen, klagenden Augen, reichte dann ihm zutraulich die Hand, und wisperte mit einer bangen, faſt tonloſen Stimme: „Muß ich doch meinen kranken Nachbar beſuchen, und gute Freundſchaft halten! Du kennſt mich nicht, und doch weiß ich, wie unglücklich Du biſt; Deine Klagen und Seufzer haben es mir verrathen. Glaube nicht, daß über Dich allein der Schmerz und das Elend gekommen ſind; ich trage ſchon lange dieſe harte Laſt, bin ermüdet und ermattet geſunken, und keine hülfreiche Hand hat ſich geregt, nicht einmal ein Wort des Troſtes iſt zu mir gedrungen!“

„Und wer,“ fragte der Maler ſchmerzlich bewegt, „hat ſich an Dir, Du armes, verlaſſenes Weib ſo ſchwer verſündiget?“

„Ach, das iſt eine einfältige Geſchichte!“ lächelte ſie traurig, „kaum werth, daß ich fremde Ohren damit plage. Aber wenn Du mir das Verſprechen giebſt, dem alten Tobias mit keinem Worte, mit keinem Winke meinen Beſuch zu verrathen, dann kann ich ſie Dir ſchon erzählen.“ Sie ſtreckte die Hand aus, die der Maler bewegt drückte, und ihr dabei frei und offen in die Augen ſah. „Nicht dieſe unfreundliche Stadt iſt

meine Heimath, weit, sehr weit von hier lebte ich damals ruhig und zufrieden, ein stilles Kind, die Freude meiner Eltern, noch unbekannt mit der Welt und ihren Schmerzen. Sieh! diese abgemagerten Züge, sie strahlten einst in Anmuth und Schönheit, diese matten Augen, sie glänzten einst vor Lust und Wonne. Ach! meine Schönheit war mein Verderben; mein leichter, heiterer Sinn gewährte mir keinen Schutz gegen den Verfucher, der sich wie eine Schlange in mein sorgloses Herz eingeschlichen, meinen heiligsten Frieden zertrümmert, und mich verlassen und der Schande Preis gegeben. Aber die Liebe war mächtiger als seine Untreue: Vater und Mutter habe ich entsagt, die stillen Erinnerungen der Jugend vergessen, und bin seiner Spur gefolgt, fragend und suchend umhergewandert; das kärgliche Brod mußte ich erflehen an fremden Thüren, und wenn ein hartes Wort mich traf, hat mein warmes, sehnsüchtiges Herz mich beschützt, wenn die Füße wund und blutig, hat die mitleidige Hoffnung die Schmerzen geheilt. Ich habe ihn nicht gefunden, und der härteste Jammer hat mich erreicht; krank und schwach schleppten mich die unbarmherzigen Menschen in dieses düstere Haus; niemals werde ich ihn wiedersehen, seine Augen werden mir nicht Trost leuchten, und niemals mehr wird seine versöhnende Stimme mich aufrichten zu neuer Kraft und Liebe!"

Sie schluchzte leise, und verbarg das Gesicht mit beiden Händen; dann aber sprach sie mit erzwungener Festigkeit, und fast scherzend: „Bin ich nicht eine alberne

Dirne, daß ich den Grafen Huguenin zwingen will, mich zu seiner Gräfin zu erheben?"

Der Maler schrie ängstlich auf, als er diesen Namen hörte; krampfhaft zuckten seine Muskeln, die Brust arbeitete stöhnend, und die wildesten Verwünschungen entfuhren seinem Munde, daß das blasse Weib schnell und furchtsam davon eilte.

5.

Die glühendste Rache sprudelte und wogte in der Brust des Malers, und tief ergrimmte er bei dem Gedanken seiner Ohnmacht, daß er, verspottet und gefangen, nicht die Macht hatte zu helfen. Er wurde ruhiger; das schaurigste Mitleid ließ ihn den eigenen Schmerz vergessen über die fremde Wunde. Es drängte ihn hinaus an die erfrischende Luft, und als er den finstern Gang durcheilte, kam der alte Tobias ihm entgegen, faßte lachend seine Hand, und führte ihn die Treppe hinunter in das warme, trauliche Zimmer, wo sie den Sprachmeister bei seiner gewöhnlichen Beschäftigung fanden.

„Endlich, mein Freund!" schwatzte der Kleine, „habe ich mich losgerissen von Geschäften und süßen Pflichten, und bin in guter Gesellschaft hieher geeilt, Dich zu besuchen und zu begrüßen!" Er zeigte auf die gefüllten Flaschen, womit der Tisch besetzt war. „Aber, daß muß ich gestehen, mager und hinfällig bist Du geworden, als hätte das kalte Fieber Dich geschüttelt!"

„Faſt glaubte ich, die tolle Katharina hat Euch heimgeſucht!“ unterbrach der alte Tobias den Sprachmeiſter, „den ganzen Tag ſah ich ſie herumſchleichen, und ſchon oft hat ſie gefragt, wer der kranke Nachbar ſei, der immer ſo ſeufze und ſtöhne?“

„Schweig, alter Rabe, mit Deinen Weibergeſchichten!“ rief der Kleine unwillig, und ſtürzte einige Gläſer Wein hinunter, „derlei Anſpielungen verträgt unſer ſchwaches Gemüth nicht mehr!“

„Immer zu!“ kreiſchte der Maler, und lachte wild, „wir haben einen undurchdringlichen Panzer umgeſchnallt, der uns gegen die Pfeile der Anfechtung ſchützt und ſchirmt!“

„Verliebter und vielgeliebter Freund!“ erwiederte der Sprachmeiſter mit ſchlauer Miene, „ich fühle, was Du ſagen willſt! Die kürzeſte Vergangenheit ſoll ich Dir entfalten, mit plumper Fauſt die ungeheilte Wunde durchwühlen. Wohl hat Dein Uebermuth die arme Klara tief betrübt, und ſie hat ſich geflüchtet auf das nahe Landhaus, der kalten Winterluft das unendliche Leid zu klagen. Aber Du haſt Dein Spiel verloren, und nur dann, wenn der Graf ſeine Vermählung feiert, erhältſt Du die goldene Freiheit wieder!“

Ruhig und gelaſſen hatte der Maler den Worten des Kleinen gelauſcht, nicht erſchütterte ihn dieſe Nachricht, und nur leiſe murmelte er: „Was nutzt dem Vogel die Freiheit, wenn ihm die Schwungfedern ausgefallen ſind!“

„Und lebst Du nicht hier wie ein apanagirter Prinz?“ fuhr der Sprachmeister fort, indem er sich räusperte und der Flasche zusprach. „Mußt Du nicht dem wohlehrsamen Papa dankbar sein, daß er Dich, zur einstweiligen Sicherheit seiner Tochter, hat hieher bringen lassen? Ich wäre schon zufrieden, wenn mir in meinen ältesten Tagen ein solches Ruheplätzchen beschieden, wo ich, zurückgezogen von Staatsgeschäften und Kriegsaffairen, bloß meinen guten Freunden Audienz geben könnte. Wie wollte ich mich freuen, und das kahle, frierende Haupt der lieben Gottessonne zeigen! Und wenn nun vollends ein hungriger Dichter mich besuchte, mich herablassend fragte, warum ich mich zurückgezogen aus dem lasterhaften Gewühl der Welt? — wie würde ich gar traurig und schwermüthig antworten: „„Weiß ich doch selbst kaum, wie ich in dieses Haus der Milde gekommen bin, wo die alten Steine den fremden Gast so unheimlich anstarren, und die Sperlinge wehmüthig zirpen, und die schleichenden Katzen das wahnsinnige Lied vom armen Teufel schnurren, den der Himmel ausgestoßen, und die Erde nicht mehr tragen wollte! Wohl fühl' ich es selber, und das ist kein geringer Trost, wenn ich zurückschaue auf das bunte Leben, das ich, mit Kummer und Elend beladen, durchwandert, wie ich den Hohn und die Schande nicht verdient, die mich verbannten in diese letzte Heimath der Schwachen und Krüppel. Aber ich habe gelebt, und das Unkraut wucherte üppig in meiner Brust; ich klage

nicht über die Leiden der Vergangenheit, die mein spärliches Haar vor der Zeit gebleicht, meine Kraft geschwächt, meinen Zügen das aufgeprägt, was das Herz gelitten und erduldet hat; Ruinen sagen mehr als Worte vermögen!"" — Und die Träume der Jugend wollte ich erzählen, das Märchen der Enthaltsamkeit; und der Dichter würde eilends hingehen, und eine Geschichte schreiben, die noch rührender zu lesen ist als die Deinige!"

Der Sprachmeister ließ den Kopf sinken, und klappte einigemal, wie nachsinnend, mit der Horndose, die er spielend zwischen den Fingern gehalten, dann stand er schnell auf, und suchte seinen Hut. „Es ist die höchste Zeit!" sprach er geschäftig, „und ich muß noch den Grafen abholen, den Trost der Einsamkeit. Laß Dir darum kein graues Haar wachsen!" wandte er sich zum zum Maler; „die Welt ist sehr weitläufig, und man findet überall ein Loch, um hinaus zu schlüpfen!"

6.

Das Licht war tief herabgebrannt, und der alte Tobias, der des Guten zu viel genossen, lag schnarchend hinter dem Ofen, als der Maler sich scheu umsah, und den Raufdegen erfaßte, der still und unthätig an der Wand hing. Er zog ihn prüfend aus der Scheide, nahm dann hastig den mächtigen Schlüsselbund, und schlich die Treppe hinauf, wo er an Katharina's Kammer stehen blieb.

„Heraus, Du thörichtes Weibsbild!“ spottete er, „es geht zum Gericht!“ Sie regte sich nicht. Er schloß die Thüre auf und trat hinein. Der schimmernde Mond strahlte neugierig durch das Gitterfenster, und beleuchtete das kleine Gemach. Katharina saß da, mit starren Augen, und die wirren Haare flatterten ängstlich über das bleiche Gesicht. Sie bewegte die Arme, als wenn sie ein Kind einschläferte, und sang mit hinsterbender Stimme ein trauriges Wiegenlied!

„Ich frage nicht Deine Augen,
Die zürnen und schweigen still;
Die Lippen auch nicht viel taugen,
Die wissen nicht was ich will.

Doch Deine so blassen Wangen,
Die haben es mir gesagt,
Dein Hoffen und Dein Verlangen
Gar traurig und ernst geklagt.

Ich kann nicht die Schmerzen tragen,
Du armes, verlass'nes Kind,
Und darf es mir selbst nicht sagen,
Wie elend wir Beide sind!“ —

„Hörst Du nicht,“ stöhnte der Maler, „wie es zur Hochzeit ruft!“ — Sie sah ihn forschend an. — „Schau her!“ rief er drohend, und zeigte den gewaltigen Flamberg, „das ist der Fiedelbogen, damit wird heute aufgespielt, daß sich die Engel im Himmel erbarmen sollen!“

Schweigend durchschritten ſie die einſamen Straßen, gingen über die ſchneebekleideten Felder. „Siehſt Du, Katharina," ſcherzte der Maler, „wie die Engel den Weg mit eitlen Perlen und Diamanten beſtreut, und wie es freudig kniſtert unter unſern Füßen, und Alles ſo leichenluſtig glänzt!"

Nur wenige Schritte, und ſie ſahen ſchon das nahe Landhaus, und hörten das Rauſchen des tobenden Fluſſes, den der ſtrenge Winter nicht bezwungen hatte mit ſeinen eiſigen Feſſeln. Aus der Ferne ſchienen zwei dunkle Geſtalten allmählig näher zu kommen. „Bleib' ſtehen!" herrſchte der Maler dem blaſſen Weibe zu, „ich hole Dir Deinen ehrlichen Taufſchein!"

Und als er die ſchmale, hölzerne Brücke erreicht, traf er auf den Grafen. „Heraus mit Deiner Peitſche!" knirſchte er wüthend; „Du ſollſt meinen Kolben verſuchen!" Der Graf hatte ſchnell den zierlichen Degen gezogen, und erwiederte hitzig die unſichern Stöße des Malers, daß dieſer, bald getroffen, blutig zu Boden ſank. Fluchend ſprang der Sprachmeiſter hinzu, beugte ſich hülfreich über den Verwundeten, und ſuchte das ſtrömende Blut zu ſtillen. Ein koſtbares Medaillon lag dicht neben der klaffenden Wunde; und kaum hatte der Kleine das Bild geſehen, als er gräßlich aufſchrie: „Es iſt Maria, und mein Sohn, mein einziger Sohn erſchlagen!" — Der Graf wollte beſtürzt ſich zur Flucht wenden, aber die bleiche Geſtalt Katharina's vertrat ihm den Weg, und ſtreckte verlangend die zitternde Hand

aus, daß er scheu zurückwich, und strauchelnd hinunterstürzte, und die schäumenden Wellen wild und gierig über ihn zusammenschlugen. —

Noch immer wimmerte der Sprachmeister, und zerrte an der Leiche des Malers, als wollte er den Gefallenen zum Leben erwecken. Endlich stand er auf; das gelbe Gesicht hatte sich ungemein verlängert, die kleinen Augen waren geisterhaft aufgerissen, und ein ironisches Lächeln zuckte um die bebenden Lippen. „Madame!" winselte er, und hielt den gekrümmten Arm, wie zur Führung, hin, „es ist heute eine kalte Nacht, und wenn der alte Tobias nicht selig entschlafen ist, so hat er uns eine warme Stube bereitet!"

Die Freunde.

Von

E. Ferrand.

1.

Es iſt eine einfache Geſchichte, die ich hier erzählen will. —

Zwei gingen neben einander auf der Promenade vor dem Thore. —

„Ich kann nicht anders," ſagte Adolph, „die Sache drückt und ängſtet mich. Ich bin ihr gut geweſen; aber jetzt, wo mir ihre Mutter mit baldiger Hochzeit winkt, wo das Mädel bereits an ihrer Ausſteuer nähet, iſt mir die Liebe vergangen. Ich kann ſie nicht heirathen."

„Und warum nicht?"

„Weiß ich's? — Ich will Dir die kurze Geſchichte mittheilen. „„Hier iſt eine meublirte Stube zu vermiethen,"" las ich vor einem Jahr an einem Zettel; ich miethete die Stube. Ich ſah Leonoren, und handelte mit ihrer Mutter nicht lange um den Miethzins. Leonore iſt ſchön; ſie gefiel mir. Das Mädchen ward umdrängt und umſchmeichelt von Vielen; ich trat in die Reihen derer, die ihr huldigten."

„Was zog Dich zu ihr? Was ſtößt Dich jetzt ab?"

„Sie iſt ſchön! ſie iſt gut! Aber — ſie iſt ein Bürgermädchen der gewöhnlichſten Art! Ich weiß nicht,

ob Du verſtehſt, was das heißen will. Sie iſt ſehr zurück in gewiſſen Dingen. — Geiſt, Bildung ſuchſt Du bei ihr vergebens. Sie weiß einen Mann von Herzen zu lieben, aber ihn zu begreifen vermag ſie nicht; ſie kann ſich mit allen Gefühlskräften an den Geliebten ſchmiegen, aber ſein Geiſt wird ihr immer ein unbekanntes Land bleiben. Uebrigens iſt ſie ein verſtändiges Mädchen, das heißt: ſie merkt, daß ich anders zu ſprechen weiß, als ein Schuſter oder Schneider, und deshalb wurde ich wohl der Begünſtigte. Wie die Sache eigentlich kam, das weiß ich nicht. Genug, mit einem Mal waren alle andere Bewerber verſchwunden, ich ſtand allein, und galt plötzlich, ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, für Leonorens Verlobten. Ich glaube, ich habe ſie geliebt, und bin ihr wohl noch gut, aber heirathen mag ich ſie nicht. Ihre Sippſchaft iſt mir ein Gräuel! Wenn ich an ihren Vater denke, der ein ehrlicher Zimmermann iſt, an ihren Schwager, der ſich dem Schuhmachen gewidmet hat, an ihren Bruder, der Tiſchler werden will, ſo iſt mir die Liebe wie weggeblaſen. Es ſind alles gute, wackere Leute, aber ich weiß nichts mit ihnen anzufangen, ich weiß nichts mit ihnen zu reden. Dieſe Menſchen halten mich für ſtolz — ich bin es wahrlich nicht. Ich begreife nicht, wie man auf Ahnen, Rang oder Reichthum ſtolz ſein kann, aber es giebt eine Ariſtokratie der Bildung, des Geiſtes, und zu der muß ich mich bekennen. Das Band, das mich an Leonore bindet, knüpft ein Miß-

bündniß. Sie iſt ein treffliches Mädchen, ich bin ihr gut, aber ich paſſe nicht in den Kreis ihrer Familie."

„Und was denkſt Du nun zu thun?"

„Du, Victor, mußt mir helfen, von ihr loszukommen. Du biſt ein hübſcher Menſch, Du machſt Glück bei den Mädchen — ich werde Dich jetzt zu Leonoren bringen. Nähere Dich ihr, ſpiele den Anbeter; ich ſuche dann Grund zu Eiferſüchteleien, zum Bruch."

„Das iſt eine ſeltſame Zumuthung. Ich will Dein Beginnen nicht gut heißen, aber der Einfall gefällt mir."

„Dacht' ich's doch, daß Du mich nicht im Stich laſſen würdeſt. Hilf mir, und ich bin Dir ewig verpflichtet!"

Victor lächelte ziemlich ſelbſtgefällig.

„Die Sache kann intereſſant werden," ſagte er, „ich will einmal ſehen, ob ich Dich nicht aus ihrem Herzen treiben kann."

Spöttiſch erwiederte Adolph: „Ob Dir das leicht werden wird, möchte ich etwas bezweifeln."

„Nun, wir wollen ſehen!"

„Gut, in wenig Augenblicken ſtehſt Du vor ihr. In dieſem Garten." —

Sie gingen eben an einem vielbeſuchten öffentlichen Garten hin. Victors Blick fiel über die Staketen des Zauns und die Fliederbüſche der Beete auf die Gruppen der Spaziergänger und Gäſte, die unter den Bäumen an den Tiſchen ſaßen. Er unterbrach den Freund.

„Sieh, das schöne Mädchen dort! das liebliche Kind!“ rief er.

Adolph folgte seinem Blick.

„Die Blondine in dem weißen Kleide?“

„Welche sonst! Wahrlich, sie gehört zu den schönsten Mädchen, die mir vorgekommen sind. Ich freue mich, sie wieder zu finden; seit ich sie nicht sah, ist sie noch schöner aufgeblüht.“

„Du kennst sie?“

„Ich bin ihr einige Male begegnet, und hab' einmal vor einem Jahre an einem öffentlichen Orte, der von der Mittelklasse viel besucht wird, auf einem Ball mit ihr getanzt. Ihre Jugend, ihr Reiz, ein unschuldiges, natürliches Wesen, das in unsrer großer Stadt so selten gefunden wird, zogen mich unwiderstehlich an.“

„Dies Mädchen ist Leonore; sie erwartet mich hier.“

„Ei, das ist ja köstlich!“ rief Victor entzückt, während sie in den Garten traten. „Wie soll ich Dir danken, daß Du mich mit ihr bekannt machst. Und dies Mädchen liebt Dich? Wahrlich, Mancher würde Dich beneiden.“

„Meinst Du?“ sagte Adolph in gezwungen gleichgültigem Tone. Hätte Victor nicht den Blick auf Leonore gerichtet, er würde eine Veränderung auf des Freundes Gesicht bemerkt haben.

Leonore hatte die Kommenden erblickt, und eilte freudig Adolph entgegen.

2.

Mehrere Wochen waren vergangen.

Victor saß an seinem Schreibtisch und schrieb auf ein Blättchen Papier.

Adolph trat in das Zimmer. Victor bemerkte es erst, als Adolph neben ihm stand. Er zerknitterte das Blatt in der Hand und warf es lachend in den Papierkorb.

„Was ist Dir? Stör' ich Dich?"

„Nicht doch. Ich schäme mich, denn — Du wirst es kaum glauben — ich machte eben Verse, zum ersten Male in meinem Leben, Verse."

„Für Leonore?"

„Für Leonore. Lache mich nur aus!"

Adolph lachte nicht.

Victor fuhr heftig fort: „Ich kenne mich kaum wieder, ich ärgere mich über mich selbst! Der Freundschaftsdienst, den ich Dir geleistet habe, was Dein Verhältniß mit Leonore betrifft, kann mir noch theuer zu stehen kommen; meine Ruhe, mein Verstand stehen auf schwächern Füßen, als ich geglaubt habe. Leonore ist mir nicht gleichgültig. — Du magst Dich glücklich preisen, daß Du Dich dem Zauber ihrer Nähe entwunden hast; ich kann es nicht, ich fürchte, ich bin in sie verliebt."

„Du liebst sie?" fragte hastig Adolph, „und sie?"

„Nun, ich liebe sie grade nicht, und sie — wie

könnte sie mich lieben, jetzt, wo die Wunde noch nicht geheilt ist, die ihr Deine Untreue geschlagen hat! Jetzt, wo sie von Zorn und Verachtung gegen Dich erfüllt sein muß, dürfte für andere Gefühle kein Platz in ihrem Herzen sein. Aber sie neigt sich zu mir, sie achtet mich als einen Freund — ich hoffe viel von der Zeit."

„Sie verachtet mich!"

„Nun, wenn sie es thäte, verdenken könntest Du ihr das kaum. Du hast mit ihrem Herzen auf eine keineswegs lobenswerthe Weise gespielt. Auch sieht sie jetzt sehr wohl ein, daß Du schon längere Zeit ihrer überdrüssig warst, daß Du den Eifersüchtigen nur spieltest, und die Gelegenheit suchtest, Dich um ein Nichts mit ihr zu entzweien. Kannst Du also verlangen, daß für Dich ein anderes Gefühl als Verachtung in ihrem Herzen leben soll?"

Adolph sah düster vor sich nieder.

„Sie hat viel um Dich geweint in den ersten Tagen; jetzt ist sie ruhig geworden, aber still wie sonst nie. Sie gleicht einer Blume, die in ihrem Frühlingsleben ein Nachtfrost plötzlich angeschauert hat: sie wird sich erholen; aber lange dauert es doch, eh' sie den Blüthenkelch so frisch und heiter zum Licht erhebt wie einst."

„Sie wird sich erholen," sagte Adolph mit bitterm Tone. „So eine Blume kann oft mehr vertragen, als man denken sollte."

„Sie wird Dich vergessen, ich hoff' es, und ein neues Leben in neuer Liebe finden."

Adolph ſchritt unruhig im Zimmer umher.

„Was iſt Dir?“ rief Victor. „Ich begreife Dich nicht. Seit einigen Tagen hat Dich ein ſeltſames Weſen erfaßt, und wenn ich Dir erzähle, was Dich freuen ſollte: daß Leonore Dich vergeſſen wird, ſcheint es Dich zu kränken. Ich glaube faſt, Du ſäheſt ſie lieber verweint, mit gebrochenem Herzen.“

„Das nicht! das nicht! — Aber iſt es nicht ſeltſam, — als ich ſie verließ, hatte ich noch nie den Gedanken gedacht: ſie in den Armen eines Andern! — Nun, ſie mag glücklich ſein, und Du — Du wirſt ſie bald tröſten und den Treuloſen vergeſſen machen.“

Victor faßte ſeine Hand, und ſprach mit Herzlichkeit: „Ja, Adolph, laß mich ausſprechen, was ich mir kaum ſelbſt geſtehen möchte. Ich habe viel umhergeliebt, und die Liebe war mir immer nur Schmetterlingsſcherz; jetzt erſcheint mir aber mein ganzes früheres Leben ſo nichtig, und Ahnungen eines andern Glücks ſchauern durch mein Herz. Ja, Adolph, ich glaube, ich könnte glücklich ſein, wenn ich zu dem Glück dieſes Mädchens beitragen könnte.“

Adolph preßte Victors Hand krampfhaft in der ſeinen, er wandte ſich ab und ſchritt ſtumm aus dem Zimmer.

Victor ſah ihm betroffen nach.

„Ha, er liebt ſie noch! Das freventliche Spiel, das er mit ihrem Herzen getrieben hat, das ich mit ihrem Herzen treiben ſollte, wird ihm zum Fluch — vielleicht

auch mir. Er liebt sie! Ich liebe sie! Eine finstre Wolke überschattet drohend den Rosenfrühling meiner Liebe. Soll ich zurücktreten? Soll ich sie fliehen? Nimmer! Er hat dies Opfer nicht verdient. Wie aber wird das enden?" — Sein Blick war düster, eine bange Ahnung legte sich lastend auf sein Herz.

3.

Eine fröhliche Gesellschaft stieg in den Kahn. Adolph kam langsam über die Brücke; die jungen Leute im Kahn erblickten ihn, sie riefen ihm. Einer, der noch auf der Steintreppe stand, die nach dem Wasser führte, stieg herauf und eilte auf Adolph zu.

„Woher? Wohin? Du fährst mit uns."

„Ich? Laß mich! Ich tauge nicht unter die Fröhlichen. Ich würde Eure Freude nur stören."

„Umgekehrt! Unsre Fröhlichkeit wird Dich erheitern. Ich lasse Dich nicht."

Er zog den Widerstrebenden die Treppe hinab in den Kahn. Sie wurden mit freudigem Zuruf empfangen. Der Kahn schnitt durch die Fluth.

Adolph war still und trübe. Zuweilen zwang er sich zu einem Lächeln bei dem lustigen Scherz, der ihn umsprühte; aber gewöhnlich saß er antheillos vor sich hinbrütend, den Kopf auf die Hand gestützt.

„Ich bitte Dich, Adolph, sag' uns, was Dir ist," rief Einer. „Wie kann man nur mit einem so fatalen Weinessiggesicht dasitzen! Schau doch! dies köstliche

Wetter, der helle Himmel, die klare Fluth! Wie duften die Gärten am Ufer, und welch' hübsche Geſichter ſehen aus den Fenſtern der Häuſer!"

Er warf dem Ufer mit der Hand Küſſe zu.

„Mir iſt nicht wohl," ſagte Adolph.

„Was fehlt Dir denn?"

„Kopfweh — Zahnweh —" antwortete Adolph, um weiteren Fragen auszuweichen.

„Zahnweh im Herzen! wie Heine ſagt," lachte ein Anderer. —

Adolph ſah ihn ſchweigend an, aber mit jenem Schweigen, das Schweigen gebietet. Das Geſpräch wandte ſich auf andere Gegenſtände.

Der Kahn hielt vor einem kleinen Hauſe, das eine halbe Meile von der Stadt am Ufer des Stromes liegt, und von den Einwohnern der Stadt vielfach beſucht wird. Das Haus und einige Wieſen daneben umſchloß dunkler Wald, und auch jenſeit des Waſſers ragten dichte Baumwipfel auf. —

Adolph kümmerte ſich nicht um ſeine Begleiter, er ſchritt am Ufer des Fluſſes auf und nieder. Die Andern achteten nicht auf ihn, und vergnügten ſich auf verſchiedene Weiſe. Adolph wußte ſelbſt nicht, warum ihr Lachen ſo verwundend in ſeine Träume klang.

Eine buntbewimpelte Gondel ſchwamm den Fluß entlang, und legte bei dem kleinen Hauſe an. Fröhliche Menſchen, unter ihnen Victor und Leonore, ſtiegen aus. Leonore ſenkte verwirrt, erglühend, den Blick,

als ſie Adolph gewahrte, und auch Victor ſah ihn betroffen an. Sie ließen ſich mit ihrer Geſellſchaft nicht fern von ihm nieder. Victor kam auf einen Augenblick, Adolph und andere Freunde zu begrüßen. Flüchtige Worte über das ſchöne Wetter und die angenehme Fahrt wurden gewechſelt; dann entfernte ſich Victor wieder, und ſetzte ſich neben Leonore; Adolph verfolgte einen Fußweg, der ihn nach dem Walde führte.

Er warf ſich auf das weiche Moos unter einem alten Eichenbaum, der über die dunkelgrüne Fichtenwaldung ſchattend emporragte. Seine Hand zerpflückte die Blumen und Gräſer am Boden.

„Ich Unglückſeliger!“ murmelte er, „er liebt ſie, und ſie liebt ihn — das iſt nur zu gewiß; ich habe ihre Blicke verſtanden. Und ich — und ich.“ —

Nach einer Weile fuhr er fort: „Aber du liebſt ſie ja nicht, du haſt dich ja losgemacht von ihr, du glaubſt ja die letzten Wurzeln der Liebe aus deinem Herzen geriſſen zu haben. — Was kümmert's dich, wen ſie liebt. Freue dich doch ihres Glückes! — Ich kann's nicht, ich kann's nicht! Es iſt anders gekommen, als ich wollte. Victor! Ach! — Und doch was will ich denn? Warum bin ich nicht glücklich? Als ich die Roſenbande, die mich an das Mädchen feſſelten, abſtreifte, athmete ich da nicht frei auf wie der Sclave, dem die Kettenlaſt von den gepreßten Gliedern ſinkt? Und nun? Ha! ich liebe ſie! — Und was iſt es, das die alte Flamme mit einem Mal wieder aus der Aſche loh emporbläſt? Iſt es der

Neid? — Ich rang damals nach ihrer Gunſt, als das blühende Mädchen umworben ward von Vielen; da war es die Eitelkeit, die mich trieb, der Kitzel, zu ſiegen über die Andern; und als ſie entſchied für mich, als der ſich zurückzog, da ſchwand auch meine Liebe wie Irrlichtgeflimmer im Morgengrauen. Und jetzt ſtachelt der Neid die ſchlummernden Gefühle in meinem Herzen wach. Pfui, über mich! Und das wäre Liebe? Die Alpenroſe ächter Liebe gedeiht nur auf den lichten Höhen edlen Gefühls, nicht im Sumpf irdiſcher Leidenſchaften — aber ich liebe ſie ja doch! ich liebe ſie!"

Thränen brachen aus ſeinen Augen. Er ſprang auf, und eilte weiter durch Farrenkraut und Waldgeſtrüpp.

Athemlos lehnte er das heiße Geſicht an den bemooſeten Stamm eines Baumes. Sein Blut drängte wild nach dem Kopfe.

Als er nach einer Weile ſich umwandte, lag in ſeinem Blick etwas Feindlichdüſtres, Stechendes.

„Und er? Iſt mir's doch, als hätte er falſches Spiel geſpielt. So weit ſollte es nicht kommen. Soll er glücklich ſein und ich elend?" —

Er ſchien einen Entſchluß gefaßt zu haben, er richtete ſich hoch auf, ſein Auge blitzte drohend.

„Bei Gott! das ſoll er nicht — oder ich will es nicht ſehen!"

Er ſuchte mit feſten Schritten den Weg, den er gekommen war.

Als er aus dem Walde trat, stieß die Gondel, welche Victor und Leonore trug, eben vom Strande. Adolph kam langsam an's Ufer, und blieb dort, an einen Weidenbaum gelehnt, stehen. Der Abendstrahl röthete die Waldwipfel jenseit des Stromes, und spiegelte sich glühend in der stillen Fluth. Leonore neigte sich, vom Abendglanz geröthet, über den Bord der Gondel, ihre kleine weiße Hand plätscherte in dem spiegelhellen Wasser. Victor hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt — sie hätte sonst fallen können.

Adolph sah es; über sein blasses Gesicht flog ein Zucken des Hohns. Er starrte der Gondel nach, die abendrothe Furchen durch das Wasser zog, bis sie bei einer Wendung des Stromes hinter den hohen Weidenbüschen des Ufers verschwand. Dann trat er zu seinen Freunden und lachte und scherzte mit ihnen, die seine schnelle Umwandlung nicht begreifen konnten und sich derselben freuten, wenn sie auch etwas Gezwungenes in seinem Wesen bemerkten.

Es war spät geworden, als sie sich zur Heimfahrt anschickten. Der Kahn glitt schnell dahin, fröhliche Lieder hallten durch die stille Nacht. Wer die lustigen Gesellen so von Weitem singen hörte, ahnte gewiß nicht, welche finstern Gedanken und Entschlüsse einer von ihnen im Geiste wälzte.

Der Gesang ward allmählig schwächer, und verstummte endlich ganz. Die feierliche Stille des Abends schien unwillkührlich Stille zu gebieten. Mächtig dunkel

ruhte auf der einen Seite des Flusses der Wald, auf der andern zogen sich weite Wiesen hin; ferner Lichtschein blitzte aus einsamen Häusern, Hundegebell klang herüber. Es war so still, daß sie den Nachtwind im Uferschilf leise rauschen hörten. Die Ruder sanken und hoben sich langsam, die Wassertropfen sprühten im Schein des Mondes, der hell am Himmel stand und sich mit einem langen zitternden Streif in der klaren Fluth spiegelte, aus welcher kühler Hauch emporstieg. Das Wasser strahlte alle Bäume und Büsche des Ufers und den dunkeln Thurm eines Dorfes wieder, dem sich der Kahn näherte; jedes Sternchen, jedes Wolkenflöckchen war im Fluthenspiegel deutlich zu sehen.

Halblaut, als fürchte er die Abendstille zu unterbrechen, sagte Einer, über den Kahn geneigt: „Wie schön! wie wunderbar! Ist es nicht, als lockte es mit unsichtbarer Gewalt hinunter nach dem stillen Wasserfrieden. Möchte man nicht untertauchen für immer, um in leuchtender Krystallgrotte am feuchten Busen der Wasserfrau zu ruhen in seligem Schlafe!"

Alle stimmten ihm bei; der Eine sang:

„Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau,
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht hin in ew'gen Thau?"

Der, den es wohl am meisten nach der Tiefe zog, den es drängte, seines Herzens heißen Krampf in der

Fluth zu kühlen, der nur schwieg — Adolph starrte stumm in die spiegelnde Tiefe.

4.

Es war eilf Uhr in der Nacht, als Adolph vor dem verschlossenen Hause stand, in welchem Victor wohnte. Die Fenster waren dunkel. Adolph rief — keine Antwort.

„Er ist noch nicht nach Hause gekommen. Ich will ihm entgegen gehen. Wo er ist, ich weiß es ja."

Er schritt durch einige Straßen, indem er jeden Vorübergehenden genau betrachtete. Vor einem Hause blieb er auf der andern Seite der Straße stehen. Er brauchte nicht lange zu warten. Das Haus wurde aufgeschlossen, ein Mann trat heraus. Adolph sah im Dunkel des Hausflurs ein weißes Gewand. Der Mann drückte die Hand, welche das Mädchen im Hause ihm nachstreckte, und schied mit zärtlichem Wort. Die Thür ward verschlossen; er schritt über die Straße. Adolph trat rasch auf ihn zu.

„Victor!"

„Du, Adolph? — Guten Abend."

„Ich habe Nothwendiges mit Dir zu sprechen."

„So sprich. Du machst mich neugierig."

„Hier nicht, auf Deinem Zimmer."

„So begleitest Du mich also! Wir haben schon lange nicht mehr Abends beisammen gesessen, wie wir

ſonſt ſo oft pflegten. Doch laß uns ſchnell gehen, der Abend iſt kalt geworden."

Adolph antwortete nicht. Sie ſchritten raſch neben einander hin. —

Als ſie in Victor's Zimmer getreten waren und die Lampe brannte, ſahen ſich Beide eine Weile ſchweigend an. Die Herzen, welche ſich längſt entfremdet von einander abwandten, ſchienen ſich in dieſem Blick zu finden. Adolph faßte Victor's Hand, und zog ihn neben ſich auf den Sopha. —

„Victor, liebſt Du Lenoren?"

„Ja. Und Du?"

„Ich liebe ſie."

Abgewandt ſagte Victor: „So nimm ſie hin!"

Adolph verzog den Mund zu einem bittern Lächeln.

„Ich ſollte nun eigentlich Dir höchſt gerührt an die Bruſt ſinken," ſagte er, „und etliche Thränen vergießen; darauf müßt' ich mich pflichtſchuldigſt zu gleichem Opfer bereit erklären, u. ſ. w. Dieſer edle Wettſtreit hübſch unter die Leute gebracht, würde ein ſchönes Aufſehen machen, und männiglich müßte ausrufen: Orestes und Pylades! Damon und Pythias! — Dergleichen kömmt mir aber ſehr lächerlich und unnatürlich vor. Solche Großmuthsopfer und Entſagungsſeligkeiten ſind mir höchſt zuwider. Ein Menſch, der ein Mädchen wirklich liebt, kann ihr nicht entſagen; er kann allenfalls einige Nebenbuhler todt ſchlagen, aber ſie nicht Einem in den Arm drücken, und mit einem Märtyrerlächeln

ausrufen: Seid glücklich und ich werde glücklich sein in Eurem Glück! Dergleichen kommt nur in Damenromanen vor."

Victor war aufgestanden und schritt im Zimmer hin und her.

„Du hast Recht!" sprach er kalt. „Es war so ein jugendlicher Einfall. Nichts mehr davon. Doch da Du so fest meinen thörichten Vorschlag verwirfst, hast Du wohl einen andern zu machen. So sprich!"

Adolph sagte: „Ich liebe jene oft gepriesenen mittelalterlich-ritterlichen Zeiten nicht, und die Bücher, welche jene Tage verhimmeln, und einmal Mode waren, sind mir stets lächerlich gewesen. Aber eins hat mir immer gefallen, und wir sind mit aller unserer Cultur keineswegs weiter gekommen. Sieh' einmal, wenn so ein männlicher Herr Kunz von Drachenfels und der dito männliche Herr Heinz von Rabeneck ein und dasselbe minnigliche Fräulein liebten, so hieben und stachen sie so lange auf sich los, bis einer von ihnen todt verblieb, worauf der Andere gemüthig das zarte Jungfräulein heimführte als eheliches Gesponst. Das geht jetzt nicht mehr; denn wenn auch Einer von uns dem Andern den Kopf zerschmettern oder das Herz durchbohren wollte, so würde der glückliche Sieger doch seinen Sieg nicht genießen können, sintemalen unsere vortreffliche Polizei sich bald in die Privatangelegenheiten unserer Liebe mischen würde."

„Was also —"

„Geduld! — Ich ſehe nicht ein, warum bei einem
uell durchaus Piſtolen knallen oder Degen klirren
ſſen. Das macht unnöthigen Lärmen, und unſre
verläſſigen Leuten kann eine ſo einfache Sache ganz
Stillen abgemacht werden. So zum Beiſpiel.“
Er zog ein kleines Fläſchchen und zwei Würfel
vor.
„In dieſer Flaſche iſt — Schlummertrank; wer da-
n getrunken, ſchläft ſo feſt, daß er nicht wieder auf-
cht. Hier ſind Würfel. Laß uns würfeln — ein
hes Spiel. Jeder ſetzt ein Leben ein. Wer die
nigſten Augen wirft, der ſchließt ſeine Augen für im-
r — er trinkt dieſe Todeseſſenz.“
„Wir ſollen —“
„Antworte mir nicht! Jetzt nicht. Ich laſſe Dich
ige Minuten allein. Ueberleg' es Dir.“
Er trat in das Nebenzimmer, und ſetzte ſich an das
anoforte. Wild ſtürmte er über die Taſten: es ſchien,
wolle er den Aufruhr ſeines Innern, den er müh-
n unter kaltſpöttiſcher Rede zu verbergen ſuchte, aus-
en in Tonſtürmen.
Victor ſtand unbeweglich; heftig hob ſich ſeine Bruſt.
kämpfte mit einem Entſchluß. Plötzlich ſchritt er
ch durch das Zimmer.
„Es iſt das Beſte — er oder ich!“ ſprach er zu
. „So kann es nicht bleiben, er iſt elend, und ich
bis es auch! Wenn Du wüßteſt! — Sie liebt ihn
h! O, es iſt nur zu gewiß — ſie liebt ihn noch.

Freilich weiß sie es selbst kaum; sie glaubt ihn zu verachten und neigt sich zu mir — aber die Eifersucht sieht klar, ich sehe klar. Er ahnt es nicht. Nun wohl! durch mich soll er es nicht erfahren. Mag er hinübergehen, ohne es zu wissen — der Abschied von der Welt wird ihm leichter werden. Fällt aber mir das Todesloos, wohlan, so braucht ihm meine Lippe nicht mir zur Qual mein Unglück zu entdecken. Du Thor! Meinst du, wenn sie mich liebte, daß ich mich zu deinem tollen Todesspiel verstehen würde? Ich würde dir in's Gesicht gelacht haben. So aber — es sei."

Er blieb vor der offnen Thür stehen und blickte auf den Freund, der ihm den Rücken zuwandte.

„Wie ist er verändert," murmelte er, „kaum sollt' ich ihn wieder erkennen. Ich weiß nicht, soll ich ihn hassen oder lieben. Aber wie theuer mag Dir die höhnische Ruhe zu stehen kommen, die Du affectirst. Ich liebe Dich noch wie sonst. — Du bist unglücklich wie ich."

Er trat in die Thür. Adolph sah sich nach ihm um.

„Bravo!" sagte Victor.

Adolph endigte sein Spiel und sprang auf.

„Nun?"

„Ich bin bereit."

„Wohlan, so gieb Feder und Papier. Wir wollen Jeder einen Zettel schreiben, der bei dem Todten gefunden werden muß. Darin erklärt Jeder, daß er aus Lebensüberdruß oder um einer sonstigen Ursache willen

freiwillig den Tod gewählt hat. Das ſtopft dem Verdacht den Mund."

„Gut."

Sie ſchrieben.

Tiefes Schweigen im Zimmer. — Nur das Kritzeln der Federn, die tiefen Athemzüge der Beiden, auf deren Bruſt ſich ſchwer das Bangen der Erwartung legte, unterbrachen die unheimliche Stille. — Aus Victors Hand fiel die Feder. — Adolph hielt im Schreiben inne und ſah ihn an. — „Was iſt Dir?"

Victor ſprach mit gepreßter Stimme: „Wie ich ſo ſchrieb, kam mir plötzlich das blaſſe Geſicht einer alten Frau in den Sinn, einer Frau mit grauen Haaren, mit zitternden Händen und altertrüben Blicken — es war das Geſicht meiner Mutter."

Adolph ſah ergriffen vor ſich nieder; dann ſagte er: „Ich habe meine Mutter nicht gekannt. Aber wenn Du noch eine alte Mutter haſt, ſo vergiß, was ich verſchlug. Laß uns ſcheiden." — Er ſtand auf.

„Nicht doch! Nicht doch!" rief Victor. „Sie iſt todt, ſie ſtarb vor mehreren Jahren; ich hatte ſie ſchon lange vergeſſen, aber jetzt mußt' ich plötzlich ihrer denken, und mir war's, als ſtände ſie neben mir, und das blaſſe, ſtille Geſicht ſähe mir über die Schulter mit dem Blick, den ſie auf mich richtete, als ſie ſtarb." — Er ergriff haſtig die Feder. — „Träume! Träume!" ſagte er.

Sie ſchrieben weiter. — Die nahe Thurmuhr ſchlug. Adolph warf eben die Feder hin und zählte . . . . .

— Mitternacht.

Der Wächter pfiff und ſchritt mit verhallenden Schritten unter den Fenſtern hin. — Victor reichte dem Freunde das Blatt und las, was Adolph geſchrieben hatte. Dann ſteckte Adolph ſein Blatt in die Schreibtafel, und Victor legte das ſeinige auf den Tiſch. Adolph ergriff die Würfel. — „Wohlan! — Acht!“

„Ein guter Wurf!“ ſagte Victor. Er hielt die Würfel in der Hand — eine Pauſe des Zögerns, der Spannung — die Würfel fielen.

„Acht,“ rief Victor. — Beide zitterten heftig.

„Der Zufall iſt boshaft!“ ſtieß Adolph hervor. Er warf wieder. — „Fünf! — Das iſt wenig.“

Victor warf. — „Drei!“

Adolph ſank auf einen Stuhl. Victor ſtand unbeweglich am Tiſch, den Blick ſtarr auf die verhängnißvollen Würfel gerichtet. — „Ich habe verloren,“ ſagte er mit tonloſer, aber feſter Stimme.

Adolph ſtrich mit der Hand über die Stirn und richtete ſich auf. — „Glück im Spiel, Unglück in der Liebe!“ ſagte er.

Sie ſtanden ſich gegenüber, ſie ſahen ſich ſtumm in das bleiche Geſicht. Adolph war in heftiger Bewegung. Er wollte ſprechen, der Freund ſchien aber, was er ſagen wollte, ſchon in ſeinen Blicken geleſen zu haben, und ſchüttelte mit trübem Lächeln wie verneinend den Kopf. Adolph warf ſich an ſeine Bruſt.

Als er sich nach einer Weile wieder aufrichtete, war sein Auge naß. Victor drückte ihm die Hand.

Adolph sagte: „Ist mir's doch, als könnt' ich Leonore in Deinen Armen sehen, ruhig, ohne Neid; ist mir's doch, als wäre alle Liebe zu ihr mit einem Male aus meinem Herzen verschwunden, verweht!"

„Ich weiß, was Dich bewegt," sprach Victor. „Aber laß mich meinem Geschick. Ich folge seinem Wink. Mir graut nicht vor der Ruhe, die meiner wartet. Du ahnst nicht und Niemand hat geahnt, wenn er mich in der letzten Zeit heiter lächeln sah, wie müde mein Herz gekämpft war von — Nichts mehr davon! — Ich habe fröhliche Stunden verlebt; ich habe mich berauscht im hellen Perlenschaume des Lebensweines — jetzt verzieht sich meine Lippe im Geschmack seiner Hefen. Freilich macht' ich noch tausend glühende Ansprüche an das Leben, und sah mir noch tausend bunte Blumen an meinem Wege duften. — Nun kommt es anders — aber es ist auch gut."

Er hielt die kleine Phiole an das Licht. „Wie das glänzt!" —

Nach einer Weile sagte er: „Ruhig, Adolph, ruhig! Sei ein Mann — ich bin es. — Sieh, ich muß an den alten Sokrates denken und lächeln. Wie ward einst unsere jugendliche Bewunderung von dem Tode dieses Weisen in Anspruch genommen, wie staunten wir seinen Todesmuth an. Und in unserer Zeit sind Tau-

ſende mit demſelben Muth geſtorben, und — was mehr ſagen will — um ein Nichts."

Er hob das Fläſchchen. — „Wie ſagt doch Fauſt:

„Der letzte Trank ſei nun aus voller Seele
Als feſtlich — —"

Er endete nicht. Raſch goß er den Inhalt der Phiole in den Mund, als er ſah, wie Adolph aufſchreiend eine Bewegung machte, ihn davon zurück zu halten.

Adolph taumelte auf den Sopha.

Victor ward von einem leichten Schauer durchrieſelt, dann trat er vor Adolph und ergriff ſeine Hand.

„Adolph," ſagte er, „im Tode iſt Wahrheit! Ich mag doch nicht größer vor Dir daſtehen, als ich bin. Du erſcheinſt in dieſem Augenblick wie ein Schwächling und ich wie ein Held. — Aufrichtig geſprochen: ich ſpiele den Helden, und mit dem Heldenthum manches Helden mag es nicht anders beſtellt ſein. Wäre ich jetzt allein geweſen, ſo würde ich wohl gezittert haben und geweint und gebetet; aber da Du mich ſiehſt, ſo ſtelle ich mich ſtärker, als ich bin. — Ach! bis zum Tode wollen wir mehr ſcheinen, als wir ſind. Jetzt aber, wo es mich grabesmahnend kalt durchrieſelt, werf' ich meine Maske weg. Ich war immer offen gegen Dich — mein Tod ſoll nicht meine erſte Lüge ſein. —"

Er reichte ihm die Hand. Adolph ſchauerte zuſammen, die Hand war kalt wie die Hand eines Todten. Victor fuhr fort, und es war, als überſchatte ihn der

tiefe Ernſt des Todes: „Laß uns ſcheiden! Ich habe, wie man ſagt, eine große Reiſe vor, und konnte noch keine Vorbereitungen dazu treffen. Ich möchte noch ein wenig allein ſein. Das wird Dich wundern; aber es iſt ja heutzutage Sitte, daß ein junger Mann, wenn er auch einige religiöſe Geſinnungen beſitzt, dieſelbe verbirgt, und ſich ihrer faſt zu ſchämen ſcheint. So hab' auch ich — laß mich allein!"

„Victor!"

„Sei glücklich!"

„O nimmer, nimmer!"

„Lebe wohl!"

„Lebe . . . . O Gott!"

Adolph verſtummte, vor dem Wort, das er ausſprechen wollte, erſchreckend. — Denn Victor hatte ja nicht mehr zu leben. — Victor ergriff das Licht.

Kaum ſeiner Sinne mächtig, ſchwankte Adolph aus der Thür, die Stufen hinab. Unten ſtand er ſtill und wandte ſich um. Auf der Treppe oben ſtand Victor, hoch und bleich, das Licht in der erhobenen Hand. Beide ergriff derſelbe Gedanke — ſonſt!

„Ich leuchte Dir — wie ſonſt!" ſagte Victor mit gepreßter Stimme.

Adolph war keines Wortes mächtig.

Und wie er ſonſt dem ſcheidenden Freunde immer nachgerufen, wiederholte jetzt Victor mit wehmüthigem Scherz: „Gute Nacht, Adolph, Du kommſt doch morgen?"

„Ich komme! ich komme!“ rief Adolph, und stürzte hinaus auf die stille Straße.

5.

Am andern Morgen fand man Victor todt in seiner Stube. Er ward in aller Stille begraben.

Adolph kam am Nachmittag desselben Tages bleich und langsam die Straße herab, wo Leonore wohnte. Er schritt unter ihren Fenstern hin. Der Canarienvogel hing in seinem Käfig am Fenster, die Reseda- und Rosentöpfe blühten. — Der Stuhl, auf dem Leonore zu sitzen pflegte, stand leer. Adolph blieb auf der Schwelle stehen; er faßte zögernd den Griff der Hausthür und erbebte — das Eisen war kalt wie gestern Victor's Hand. —

Er stand auf dem halbdunkeln, bekannten Hausflur. Hier hatte sie so oft von seinem Arm umschlungen gestanden, wenn sie ihm Abends über den Flur leuchtete. Dort auf die Treppenstufen setzte sie dann das Licht, und hing an seinem Halse lange, lange, bis die Mutter oder die Schwester im Zimmer rief. Hier weinte sie ihm nach, als er, des Verhältnisses überdrüssig, eine kleine Zwistigkeit benutzend fortstürzte „auf Nimmerwiedersehen!“

Adolph bebte an allen Gliedern, es schwamm vor seinen Augen, er lehnte an der kühlen Wand, den Blick auf die Thür von Leonore's Zimmer gerichtet.

Er raffte sich zusammen, und näherte sich der Thür;

ein Herz klopfte hörbar, er zitterte, er horchte. — Es war still im Zimmer. — Ha! er glaubte leises Weinen zu vernehmen. —

Jener Mythos von dem Engel mit dem feurigen Schwert, der die Schuldbewußten von dem verlorenen Paradiese forttreibt, erfüllte sich an Adolph. Er fühlte die unsichtbare Gewalt die ihn forttrieb von diesem Ort eines früheren Glücks, von seinem durch eigene Schuld verlorenen Paradiese. Er taumelte über die Schwelle des Hauses, und stürmte, entstellt, mit wirrem Blick, fort durch das Gewühl der Straßen.

Seit diesem Tage ist Adolph verschwunden. Man hat ihn zuletzt am Ufer des Flusses entlang gehen sehen.

Auf Victor's Grabe sitzt oft ein blasses, verblühendes Mädchen. Ob sie um ihn nur trauert? —

Die Heimkehr.

Eine ſentimentale Phantaſie.

Nebſt

polemiſchen Papierſtreifen;

von

Arthur Mueller.

Es liegt ein Schatz vergraben,
Vergraben in meiner Bruſt,
Und wie der Schatz zu heben,
Iſt mir allein bewußt.

Die Wächter ſind beſtellet,
Sie wachen bei Tag und Nacht,
Es ſind die alten Schmerzen,
Die einſt mich in Leid gebracht.

Noch einmal muß ich Dich wiederſehen, Du ruhige Wiege der ſtolzen Träume von Glück ohne Maaß und Ziel, von ſteigender Herrlichkeit, wo die Grundſteine liegen zu den Luftſchlöſſern, die der Sturm des Lebens unbarmherzig zertrümmerte. Schwelgen will ich, die dunkelſte Vergangenheit mit Gewalt feſthalten, und wie ein thörichtes Kind ſpielen mit verwelkten Blumen, mit abgefallenen Blüthen, die ich ſelbſt frevelhaft zerſtörte.

Mein Herz! warum ſchlägſt Du ſo ängſtlich, warum pochſt Du ſo laut in der gemarterten Bruſt? Träumſt Du die alten Schmerzen, die Dich unendlich lieben und nicht verlaſſen können? Du hatteſt die flüchtige Luſt der Gegenwart erhandelt um den Bodenſatz der Zukunft,

und wurdeſt betrogen; und Nichts iſt Dir geblieben als Seufzer, dieſe abgeſetzte Münze, die nur noch im Spiel der Liebe als Marken gelten, Gewinn und Verluſt zu beſtimmen.

Wohin bin ich gerathen? In ein fremdes Land, wo hohe, wunderliche Blumen ſich ſchmerzlich neigen, beladen mit Thränen und Thauperlen, und die dürren Herbſtblätter ſich geiſterhaft bewegen, der Sonne Glanz die Augen nicht blendet, und ihre Strahlen das Herz nicht erwärmen.

Das heilige Licht des Tages iſt untergegangen, und die ſtille, geheimnißvolle Nacht heraufgezogen; die Luft weht kalt, die bleichen Sterne zittern ſehnſüchtig, und leiſe, wie ein furchtſamer Buhle, tritt der Mond aus den Wolken hervor, ein ſchimmerndes Lächeln auf dem breiten Geſichte, neugierig ſieht er herab auf die alte Erde, und grüßt mit ſeinen Strahlen die müde, verdroſſene Geliebte. Aber der einſame Wanderer fürchtet die nächtlichen Schatten; die Liebe hat ihn verlaſſen und der Muth; das Pfeifen des Windes, das Rauſchen der Bäume, das Auffliegen eines Vogels, läßt ihn zagen, und beflügelt ſeine Schritte. Endlich hat er die Thore der Stadt erreicht. Noch liegt der Stein da, auf dem er ſaß, als er damals Abſchied nahm von den Mauern, in welchen er geboren, von dem Herzen, das ihn liebte. Ausruhen muß er, die müden Füße tragen ihn nicht

weiter, Thränen brechen aus ſeinen Augen, und eine glühende Sehnſucht droht mit ihren Flammen die wunde Bruſt zu zerſprengen.

Und der Wanderer durchzog die ſtillen Straßen; in ſeinen Gedanken lebte ein Märchen aus alten Zeiten. Er war einſt verliebt, und lernte die trägen Tage und wachen Nächte kennen, wo man die Flegelthaten des Herzens für eine weltgeſchichtliche Begebenheit hält, der Liebe den Glauben aufzwingt, und mit der immergrünen Hoffnung ſo freigebig ſchaltet, daß die Reue zu früh erſcheint, uns zu ſtrafen, zu ſpät, um zu geneſen.

Wohl ſah er hinauf an die ſtarren Häuſer, glaubte aus jedem Fenſter müſſe die Vergangenheit ihn freundlich anlachen, ihm winken und zuflüſtern; „Auf Dich habe ich lange geharrt, meine Schätze verborgen und gehegt, und den Drachen des Unmuths zum Wächter beſtellt; und nun Du endlich zurückgekehrt, ſollen die alten Freuden und Schmerzen Dich empfangen. Die blüthenloſe Dornenkrone will ich auf Dein Haupt ſetzen, und als Herrſcher ſollſt Du einziehen in das verlaſſene Reich.“

Aber Alles war dunkel und ſtumm; ſchwarze Wolken jagten ungeduldig am Himmel und verhüllten die Sterne der Verheißung, und durch die bange Nacht ſchallten drohend die Klänge der Mitternachtsſtunde.

Was ſuchen Deine Augen, warum drückſt Du die Hand ſo feſt auf das ſtürmende Herz?

Die Menſchen haben Dich hart verklagt und eifrig

gehetzt, und nur die Eisblumen des Winters ſind Dir geblieben. Ein kindiſcher Schimmer der Freude iſt wohl zuweilen in Deine Bruſt gefallen, aber er hat Dich ſchmerzlich getroffen, und höhniſch an das Daſein eines ſeligen Lichtes erinnert, das Du nicht erſpähen und erreichen konnteſt.

Das Vorſpiel hat hier ausgeſpielt, und die eigentliche Tragikomödie nimmt ihren Anfang. Gähne nicht zu ſehr, günſtiger Leſer! Du könnteſt ſonſt mit einer Mundſperre begabt bleiben, ſo entſetzlich, als hätteſt Du den Verhandlungen einer deutſchen Deputirtenkammer beigewohnt. Bedenke! daß ſo etwas mich ſehr kränken, daß meine anerkannte Höflichkeit über Dein Unglück ſchamröthen müßte. Und auf meine Höflichkeit bin ich ſo ſtolz, wie mein alter Freund, der Nachtwächter, auf ſein Amtsſchild, das nur dann ſeine Bruſt ziert und die Hälfte ſeines Magens bedeckt, wenn er ſeinen freigebigen Kunden zum neuen Jahre gratulirt. Du zweifelſt vielleicht an meiner Ausſage! was ich große Luſt hätte ſelbſt zu thun; aber ich will uns von der Wahrheit überzeugen, indem mir eben einfällt, daß dieſe unſterbliche Sammlung von Novellen und Novelletten mit keiner Dedikation ausgeſtattet iſt. Eine unverzeihliche Nachläſſigkeit! eine demokratiſche Unbeſcheidenheit! die immer mehr in unſerer Literatur einzureißen droht, der ich mich aber, als Bewunderer des ſchönen, auto-

kratiſchen Glaubensartikels: „Car tel est notre plaisir,“ entgegenſetzen muß. Ich habe freilich mit meinen beiden Mitarbeitern im Weinberge der Makulatur, oder mit meinen Nebenköchen an der Krebsſuppe des Meßkatalogs keine Rückſprache darüber genommen, welcher Standesperſon ſie in dieſer Hinſicht ihre Höflichkeit bezeigen wollen, was, für meinen Theil, mich nicht abhalten kann, eine Schuldigkeit abzutragen, die ſchon zu lange auf dem Kerbholz des Herkommens ſteht, als daß einer Emeute dagegen nicht alſobald die Strafe folgen ſollte.

Zuſchrift an einen Materialiſten.

Daß ich Ihre ſehr geſchätzte Firma vergeſſen habe, ärgert mich beſonders darum, weil ich ſie nun dem Leſer nicht empfehlen kann. Um ſo mehr muß ich darüber Trauer tragen, mit Flor und ſchwarzangelaufenem Degen, da ich doch ſonſt an einem guten Gedächtniſſe leide, und ſogar die Reſultate der Proclamationen aus der ſchönen Zeit behalten habe, wo die Schafe dem Schäfer halfen den Wolf austreiben. Ich wäre gelaunt, mich noch fabelhafter zu proſtituiren, mit der Berühmung, daß ich die Namen der ſämmtlichen Herrſchaften auswendig weiß, die in den letzten Monaten in Deutſchland zu Hofräthen ernannt wurden; nur fürchte ich, der Leſer könnte mich, was die Sagen von meiner Erinnerungskraft betreffen, für einen eben ſo großen

Münchhausen wie den Herrn Geheimrath — halten, wenn er die Freisinnigkeit der Berliner Censur rühmt. Uebrigens können wir zufrieden sein, Sie, Verehrtester! und ich, sobald man einmal weiß, daß Sie in Jüterbogk etablirt, und keineswegs ein Mensch sind, der die Unkörperlichkeit der Seele läugnet, sondern ein ehrlicher Gewürzkrämer, der die Wagezunge immer zum Vortheil seiner Kunden durchschlagen läßt. Aber nicht aus diesem Grunde, obwohl er ein seltenes Beispiel von Humanität, widme ich Ihnen diese Blätter, vielmehr wegen Ihrer Verdienste um die deutsche Literatur. Ich hätte es freilich näher gehabt, wollte ich Einen Ihrer Berliner Collegen mit meiner Dedikation zur Verzweiflung bringen, glücklicherweise aber sind diese Herren so entsetzlich von den Segnungen des Preßelements überfluthet, so reich sortirt in den Makulatur-Erfolgen von dergleichen Angebinden, daß sie meine Artigkeit nicht mit jener Papiervertilgungs-Rücksicht anerkannt hätten, wie sie dem Autor und seinem Verleger schmeichelt.

Sie können vielleicht, als preußischer Staatsbürger und gesegneter Familienvater, und durchdrungen von Ihren Pflichten gegen sich selbst und die menschliche Gesellschaft, die bescheidene Frage aufwerfen: welche blühende Sorte von Verdiensten ich Ihnen eigentlich um unsere Literatur zuschreibe, daß Sie dadurch vor ganz Deutschland, mit Einschluß von Hohenzollern-Hechingen, plötzlich zu Ehren kommen. Darauf kann ich, nach meiner wahrhaften Ueberzeugung nur bekräftigen,

daß dieſe Verdienſte tiefer begründet ſind, als Sie ſelber glauben. Sie werden es ſich kaum noch zu erinnern wiſſen, daß ich früher das Glück hatte, Ihre Vaterſtadt zu beſuchen; und doch kam ich damals zuweilen in Ihren Laden, und kaufte einige Nothwendigkeiten, wie ſie ein Reiſender brauchen kann. So gelangte ich auch einmal durch Vermittelung ihres Lehrburſchen, in den Beſitz eines halben Pfundes Rauchtabaks, den Sie für Varinas ausgaben, den ich aber, bei dampfender Unterſuchung, für veritablen Galgenknaſter halten mußte, und, entſchuldigen Sie meine Dreiſtigkeit — zum Fenſter hinauswarf. Es that mir freilich ſpäter leid, denn ich hätte damit in Berlin die Wanzen vertilgen, oder bei meinen Freunden patriotiſche Herzenserhebungen anpflanzen, oder ſtaatsgefährliche Magenumwälzungen beſchleunigen können. Dazumal konnte ich nicht begreifen, warum die Regierung nicht den ganzen Vorrath zur Zeit der Cholera aufgekauft hatte, um ihn als Desinfectionsmittel zu benutzen. Wahrſcheinlich wollten die Götter mir eine angenehme Ueberraſchung zukommen laſſen; denn das Papier, in welchem der Tabak eingeſchlagen, war ein Bogen von dem Unſterblichkeits-Diplom des deutſchen Rouſſeau, das beſonders bei Homöopathen unter dem Namen „poetiſche Reiſetabletten" bekannt iſt.

Ihr heiligen Neun! auch Du, bereits geſtorbene oder zu früh geborene, Population des deutſchen Parnaſſes! zu welchem Amte hat man die arme Dichtkunſt

berufen! So dachte ich, und hob das Papier auf, das mir in der Ueberraſchung entfallen war. Dann beſann ich mich auf eine pathetiſche Rede, die ich mir halten wollte, über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, daß die Flamme der Begeiſterung, ſobald ſie einmal übergegangen in das unermeßliche Reich der Papierfabrikation, herabſinken kann bis zum Fidibus, bis zum —.

Eben wollte ich das letzte Wort denken, dem ein Gedankenſtrich jetzt die Bedeutung geben muß, als der Wirth des Gaſthofes, in dem ich wohnte, hereintrat, und ſich nach meinen Bedürfniſſen erkundigte. Er mußte meinen aufgeregten Zuſtand bemerken, denn als ich ihm näher trat, und zu einem Anknüpfungspunkte einen ſeiner Rockknöpfe faſſen wollte, lenkte er zwei Schritte zurück, und ſah ſich nach der Thüre um. Ich winkte herablaſſend mit der Hand, und ſetzte mich, um ſeine zaghafte Seele zu beruhigen, auf einen Stuhl. Dann erklärte ich ihm die Urſache meines gerechten Erſtaunens, und zeigte das Papier, einen himmelſchreienden Zeugen der Wahrheit. Ein bitteres Lächeln überflog ſein, ſonſt gutmüthiges, Angeſicht; er ſtrich ſich verlegen die Haare glatt, und wiſchte den Staub von der Kommode, die in ſeiner Nähe ſtand. Ich wollte von dem Stuhle aufſtehen, der unter mir ſo warm wurde, als wäre er mit der Neubegier eines Weibes überzogen; aber er legte freundſchaftlich die Hand auf meine Schulter, und bat mich ſitzen zu bleiben. „Sehen Sie, mein theilnehmender Herr! das iſt's was mich ſo

tief kränkt, daß ſich hier keine Leihbibliothek halten kann! Mein Bruder, der Seifenſieder, hat einen ſtudirten Sohn, der eine Solche angelegt, bloß um hier am Orte die unmenſchlichſte Kultur zu befördern; der arme Schelm müßte aber, ganz nüchtern, Hungers ſterben, wollte er von den Procenten ſeiner Räuber- und Rittergeſchichten leben. Und wer hat Schuld an dieſer traurigen Folge der Gewerbefreiheit? Kein Anderer, als der Kaufmann, bei welchem Sie Ihren Tabak gekauft haben! Der Menſch hatte früher einen Ladendiener, ſo einen durchtriebenen Burſchen, daß furchtſame Leute ihn, bei dem Schein von vier ungeputzten Talglichtern, für einen Schöngeiſt hielten — der ſeit einiger Zeit bei einer ſehr kritiſchen Zeitſchrift als Vogelſcheuche angeſtellt iſt. Was er nun von neuen Werken zum Recenſiren erhält, ſchickt er der Tochter ſeines vormaligen Prinzipals, die ſeine verlobte Braut iſt, zum Leſen. Die aber bekommt niemals ein Blatt davon zu ſehen; denn ſo wie die Bücher mit Frachtgelegenheit eintreffen, wandern ſie in den Laden des Vaters, der ſie zu Umſchlägen für ſeine Waaren benutzt. So genießen ſeine Kunden, neben dem Hausbedarf, auch die neueſte Literatur, freilich immer nur in Bruchſtücken, doch genug, um ihnen die Luſt zu vertreiben, ſich bei meinem Neffen zu abonniren."

Der Mann war ganz roth vor Zorn und Unmuth geworden; ich beſtellte mir eine Flaſche Naumburger,

um in eine ſauertöpfiſche Stimmung zu gerathen, und entließ ihn.

Haben Sie nun, Verehrteſter! dieſe wahrhafte Erzählung des Grundes geleſen, warum Sie ſo unendliche Verdienſte um die deutſche Literatur haben, ſo werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß ich ganz Recht daran gethan, Ihnen, einem ſolchen Mäcenas, dieſes unbeſchützte Werk zu widmen; beſonders da ich ſchon im voraus überzeugt bin, daß Sie Alles Mögliche thun werden, es raſch unter die Leute zu bringen. Gott noch! wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn mein Name in Jüterbogk bekannt würde! Warum ich Sie aber bitte, warum ich Sie beſchwöre, bei den philanthropiſchen Geſinnungen, die in Ihrem Herzen leben! bei der, von keinen Romanen und Gedichten verdorbenen, Unſchuld Ihres Fräulein Tochter! — verſchonen Sie dieſe Blätter mit Pfeffer und Salz! ſonſt wüßte ich Nichts in Ihrem Gewölbe, das nicht werth wäre darein gewickelt zu werden. —

So weit die Zuſchrift. Noch muß ich bemerken, daß ich keineswegs geſonnen bin, die Schickſale des Helden, den wir in den Straßen ſeiner Vaterſtadt verlaſſen haben, weiter zu erzählen. Mag er das ferner ſelbſt thun! Nur zuweilen, werde ich den Fuß ſeiner Rede mit einigen Papierſtreifen unterbrechen, bloß damit Prometheus in Feſſeln wieder zu Athem kommen kann.

In Gram verſunken wanderte ich langſam weiter. Wozu auch die raſche Eile? Vielleicht um das Blut zu erwärmen, vielleicht um an den mobilen Beinen zu prüfen, ob ich noch auf einer Hochzeit tanzen könnte.

Mich erwarteten nicht Brüder und Schweſtern; Alle hat die ſturmbewegte See verſchlagen; und ich allein, gerettet aus den tobenden Wellen, ſitze troſtlos am Strande, hülle mich feſter in den ſchützenden Mantel, damit nicht irgend ein rauhes Lüftchen das Feuer in meiner Bruſt auslöſche, das ich ſo lange genährt, um die Trümmer der geſcheiterten Hoffnungen anzuzünden, und an der Gluth die kalten Glieder zu wärmen. Keine Mutter durchwachte ängſtlich die Nacht, den müden Pilger zu empfangen, mit ſanfter Hand die Falten meiner Stirn auszuglätten, mich in das ſorgſam bereitete Zimmer zu führen, daß ich ausruhte von der weiten Reiſe, und die verſchollenen Bilder der Jugend mit ihren ſüßeſten Farben, als Regenbogen der Verſöhnung, heraufdämmerten. Kein Vater harrte des geliebten Sohnes; die weißen Locken wallen nicht über das tief gefurchte Antlitz, die Thräne der Wehmuth zittert nicht in den trüben Augen, die bleichen Lippen beben nicht von frommen Wünſchen für den Erſtgebornen, und die verzeihende Hand regt ſich nicht den Segen zu ertheilen.

Glaubteſt Du Thor! vielleicht um ein Linſengericht reicher zu werden?

Und daß ich Alles ſage, was mich bedrängte und

ſchmerzte: für mich ſchlug kein fühlendes Herz, dem ich die geheimſten Regungen vertrauen durfte, und kein Auge lächelte durch Thränen, wenn ich die Schellenkappe ſchüttelte, daß die Welt glaubte, es ſei Sturmläuten.

Mit Gunſt, Meiſter und Geſellen! Ich will in zärtlichen Schäfergedichten die keuſchen Liebesflammen wohlgenährter Prälaten und ſpinnleibiger Küchenmädchen beſingen, das Unmögliche will ich verſuchen, und meine eigene Thorheit für die ſpätgereifte Frucht der Weisheit halten; nur ſchweiget ſtill von jenen verrätheriſchen Augen, die ich längſt einem zünftigen Spieler als falſche Würfel verhandelte!

Aus der Ferne ſchimmerte mir ein einſames Licht entgegen; und wie ich näher kam, blendete es faſt die Augen, die an Nacht und Dunkel gewohnt, nicht aufgelegt waren, dieſe Strahlen zu ertragen. In einer Mauerblende ſtand das Bild des heiligen Auguſtin; und dieſe Lampe mit dem weitſtrahlenden Licht war eine fromme Stiftung gutmüthiger Nachbarn, dem Kirchenvater zur Ehre, und der argen Welt zur Erbauung.

Es war eine lange Zeit her, daß wir uns nicht geſehen, und wir hatten uns Beide ſehr verändert. Das früher unſcheinbare Gewand war mit grellen Farben aufgefriſcht, die tiefgelehrten Wangen roth bemalt; aber dieſe liſtige Demuth, die nur allzudeutlich den Schalk

verrieth, wenn der Heilige die unglaublichſten Wunder that, war ſeinem Geſichte geblieben.

Und nun, Du alter Freund, kannſt Du Deinen Verehrer aus groſſer Noth befreien! Oder hat dieſe einfältige Pracht Dich ſo hochmüthig gemacht, daß Du den Jüngling-Mann nicht mehr erkennen willſt, dem als Knaben Du ſo oft geholfen: wenn er leichtſinnig zur Schule wanderte, ſein Glaube ſtark und ſein Gedächtniß ſchwach waren? Ein krankes Herz bring' ich zurück, mit dem ich einſt ein frevelhaftes Spiel getrieben; lange hat es gelitten, und Vieles erduldet, und auf Dich ſeine einzige Hoffnung geſetzt. Steheſt Du doch nicht umſonſt hier an der öffentlichen Straße; Einfalt und Thorheit haben Dich in Eid und Pflicht genommen, daß Du ſehen ſollſt auf die Leiden der Menſchen, auf ihr Flehen hören, und helfen mit Rath und That. Und wahrlich! Dein Gewerbe trägt ehrliche Zinſen: Dir hat es ein neues Kleid und ein friſches Geſicht gebracht.

Aber wie will ich Dich erſt herausputzen, wenn Du mich und mein Herz zufrieden ſtellſt?

Mit meinen Thränen will ich das gültigſte Diplom Deiner Kunſt ſchreiben, und alle vier Facultäten ſollen dieſe eindringliche und überzeugende Schreibart bewundern. Aus glänzenden Verſprechungen und falſchen Schwüren will ich Dir eine Gnadenkette zuſammenreihen, und meine Seufzer Deiner kalten Bruſt ver-

trauen: damit Du Unsterblicher noch einmal die schmerzliche Lust fühlst ein Mensch zu sein.

Und wenn Nichts Dich jetzt bewegt, so soll mein grenzenloser Dank für Deine Zukunft besorgt sein. Einst wird dieses prangende Gewand seine schützende Kraft verlieren, und Wind und Wetter werden Dir unbarmherzig zusetzen; das Mitleid Deiner Freunde ist erstorben, und Du selbst bist ein Spott der Bettler und Kinder geworden; dann will ich Deiner Wohlthaten gedenken, und Dir meine sämmtlichen Gedichte überlassen, woraus Du mehr Honorar erschwingst, als Dein Heiligenschein sich jemals hat träumen lassen.

Oder trägst Du zuweilen einen Mantel, wenn schlechtes Wetter im Kalender steht? Auch dafür weiß ich guten Rath: ich habe in Berlin aufrichtige Freunde, ungelehrte Mitglieder gelehrter Gesellschaften, die einem armen Sünder, herzlich gern, mit Tinte und Feder aus der Noth helfen!

Mein Flehen und Bitten war vergebens, und meine Hoffnung wurde zu Wasser. Hätte ich doch niemals geglaubt, daß auch ein Heiliger so drohende Rede führen könnte.

Ein unheimliches Feuer glühte plötzlich in seinen starren Augen, und die friedfertigen Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln: „Wohin ist der Schnee, der gefallen als Du ein Kind warst, wohin Deine Ein-

falt und Demuth, Dein gläubiges Vertrauen und Ergeben in die Fügungen des Himmels? Ich kenne Dich nicht, eiteler Knabe, und will Nichts von Deinen Schmerzen wiſſen! Der ſündige Unglaube iſt über Dich gekommen, und im wilden Taumel der Luſt haſt Du den heiligen Kelchwein verſchüttet. Ziehe hin, und lerne dulden und vergeſſen! und ſtöre meine Ruhe nicht ferner mit einem albernen Märchen, das längſt den Bänkelſängern verfallen iſt."

Dieſer freche Hohn war nicht länger zu ertragen! „Heiliger Auguſtin! dieſe Geſchichte iſt kein Märchen, ſie iſt ein trauriges Kapitel aus dem Buche der Liebe, jede Zeile mit Herzblut geſchrieben: eine ſympathetiſche Tinte, die nur durch Thränen leſerlich iſt."

Aber der Wind verwehte die Worte, und löſchte das ängſtlich flimmernde Licht der Lampe aus. Und weiter, trieb es mich, immer weiter, daß ich mir erſchien wie Ahasver, der ewige Jude, ohne Raſt und Ruhe, deſſen Flehen überall abgewieſen, und der den Tod im Herzen, doch nicht ſterben konnte.

Laſſen wir einſtweilen den armen, geplagten Menſchen ruhig weiter wallen, und ſich von dem Schrecken erholen, den er über die Hartherzigkeit des heiligen Auguſtinus empfunden. Unterdeſſen will ich mein Verſprechen löſen und hier einen Papierſtreifen einſchieben, ſo lang, als wäre er aus einer Tapetenrolle geſchnitten.

Ich habe es mir schon oft zum Vorwurf gemacht, daß ich als Schriftsteller noch nicht die ritterlichen Sporen verdient habe. In welchem Scharmützel, auf welchem Turnierplatz diese zu holen sind, brauche ich den Chevaliers von der Feder wohl kaum zu sagen. Beseht die eigenen Stiefeln, das Blut, das noch an den klirrenden Eisen sitzt, von damals, als Ihr sie zum erstenmal dem schnaubenden Streitrosse in die Seiten stießet! und Ihr müßt gestehen: daß Ihr dazumal das erste Tintenblut vergossen, die ersten Wunden geschlagen habt, klaffend und schrecklich anzusehen, als Ihr Euch entflammt fühltet, über Theater und Schauspieler zu schreiben. Erlaubt daher, daß auch ich ein Paar Worte

Ueber das deutsche Theater

sage, daß auch ich die Kraft meiner Lanze versuche, ob sie einen der Riesen niederwirft, die mit dem Herzogsmantel oder der goldpapiernen Königskrone noch hinter den Coulissen prunken, die ihre geschminkten Wangen am lichten Tage für gesunde Natur ausgeben, und sich sogar den angeklebten Schnurrbart rasiren, um sein Wachsthum zu befördern.

Aber nicht ohne eine gewisse Rührung gehe ich an dieses gewaltige Unternehmen; wäre mir der Einfall einige Jahre früher gekommen, ich hätte die Arbeit, als guter Deutsche, mit der größten Andacht angefangen.

Damals, in der ſchönen Zeit die ich meine, konnte man noch, ohne zu erröthen, in der feinſten Geſellſchaft von dem deutſchen Theater, von ſtolzen Helden und hübſchen Sängerinnen ſprechen; und genoß man vollends bei dieſer Unterhaltung eine Unterſtützung an Theewaſſer, wurde man von dem Beifall der Damen aufgemuntert, gerieth man durch kluges Kopfſchütteln der Herren in den roſtigen Harniſch eines heiligen Eifers, ſo kamen die geiſtreichſten Dinge zum Vorſchein, daß man nothgedrungen erſtaunte, und ſogar um die Fortſetzung bat, freilich nur, um reſignirt den Leidenskelch auf einmal austrinken zu können. Noch heute kann ich es nicht begreifen, warum ſchon damals die ſchwarzrothgoldenen Liberalen über die Zerriſſenheit Deutſchlands klagten, daß es uns an Einheit, an einem geiſtigen Zuſammenwirken fehle. Waren wir nicht innig verbunden durch das lange Lenkſeil der dramatiſchen Kunſt, durch den Antheil, den wir an den Göttern und Göttinnen nahmen, die man im Heiligthum dieſer Kunſt verehrte, und außer demſelben ſogar anbetete? Waren wir nicht einig in Geſinnungen und Anſichten, von der Memel bis zum Rhein, im Süden und im Norden, alle Köpfe unter einem Hut, darüber daß die Herrlichkeiten der Bühne die größte Sicherheit gegen den Untergang der Langeweile abgeben? Und doch gab es Undankbare, die ſich über die Zerriſſenheit Deutſchlands beklagten! Da war keine Reſidenz, keine Stadt und kein Städtchen, das nicht ſein Thea-

ter hatte und ſeinen Rezenſenten, der die Büllettins ſchrieb. Wurde ein Heldenſpieler in irgend einem Winkelort herausgerufen, ſo wußte in vierzehn Tagen ganz Deutſchland das freudige Ereigniß; die Thränen, die Maria Stuart in Danzig weinte, machten in Köln die Taſchentücher naß, und über den Dolchſtoß des alten Galotti auf dem Burgtheater in Wien, fielen in Treuenbriezen Ohnmachten vor. Von der kleinſten Remiſe des Thespiswagens konnten wir lange Geſchichten erzählen, ſo herzerhebend und rührend, daß ſelbſt unſere Großmutter, die doch bekannt mit den Ränken und Schwänken ihrer Kinder und Enkel, uns für ein großes Volk erklärte. Und doch gab es Ungläubige, die an die Einheit Deutſchlands zweifelten! Wir waren nicht im Geringſten egoiſtiſch, was wir beſaßen borgte Einer dem Andern; Begabte durchzogen das beglückte Vaterland mit Geſang und Deklamation, die penſionirte Gaſtfreundſchaft kam wieder zu Ehren, und wer die Sonntag geſehen hatte oder die Schechner, war ſo ſelig wie ein Türke, der das Grab des Propheten beſucht hat.

Wohl muß mich nun die ſchale, farbloſe Gegenwart im Vergleich gegen dieſe blühende Vergangenheit tief betrüben, und ſo aufrichtig wie mir möglich iſt, ſtimme ich den wenigen Dramaturgen bei, die über eine untergegangene Herrlichkeit klagen, und mit zornigen Worten von den Barbaren erzählen: wie ſie nach und nach das Heiligthum der Kunſt eroberten und in einen Götzentempel umſchufen.

Es entſteht hier billig die Frage: wer an dieſem Untergange der dramatiſchen Kunſt die erſten Aktien beſitzt? Weniger das Publikum, als die Rezenſenten! Die erhabenen Zeiten ſind längſt vorbei, wo ein Kleeblatt von preußiſchen und ſächſiſchen Hofräthen: Böttiger, Tieck und Müllner, ſich herabließen, ihre Weisheit zur Belehrung von Komödianten auszukramen. Sie haben freilich vergebens gekämpft und geſtritten, mit Spott und Ernſt, und ſie konnten dem Unweſen, das ſeit der Zeit immer mehr gewachſen, nicht abhelfen; warum ſollten wir nun, da die kraſſe Verwirrung angegangen, und ſchon zu einer Babyloniſchen fortgeſchritten iſt, abermals Rath und That geben, dem launiſchen Wind, der die klugen Worte verſchlingt, dem faulen Holz, von dem ſie abprallen? Verbrennt das Holz, und laßt den Wind die Flamme anfachen; vielleicht daß der heißen Aſche ein Phönix entſteigt! Böttiger's Theaterkritiken mag ich hier keineswegs vertheidigen: ſie ſind mir immer als fromme Verſuche erſchienen, einen Mohren mit wohlriechender Seife weiß zu waſchen; und niemals konnte ich mir den Mann als Marius auf den Ruinen von Karthago denken. Dagegen haben mich Tieck's Beharren auf ſeine Anſichten, die kühne und geiſtreiche Durchführung und Vertheidigung derſelben, ſeine neuen, wenn auch gewagten Aufſchlüſſe über einzelne Charaktere, ſtets belehrt, öfters überzeugt. Daß dieſe Anſichten keinen praktiſchen Eingang gefunden, iſt die Verſchrobenheit

der Schauspieler schuld, die an ein träges Herkommen, an ein naturalistisches Erkennen und Abspielen gewohnt, niemals einen Pfad einschlugen, der zu neuen Schönheiten führte, die außer ihrem beschränkten Gesichtskreise lagen, die vielmehr ruhig forttrabten auf der ausgefahrnen Straße der Gewöhnlichkeit, von der lieben Alltagssonne beschienen, begeistert von der selig entschlafenen Vorfahrenheit, und in Gesellschaft der Hälfte der Bewohner aus Noah's Arche. Was Müllner betrifft, so besaß er wirklich einige Eigenschaften, die zu dem dankbaren Geschäft eines deutschen Theaterorakels durchaus nothwendig sind. Neben der Schärfe des Geistes, die hinter der prunkenden Maske die abgetragene Mittelmäßigkeit erkennt, neben dem schonungslosen Witz, der verwundet ohne zu heilen, war er mit einer heroischen Grobheit begabt, die seinen Urtheilen wenigstens das Ansehen eines Korporalstocks verschaffte, dazu immer gestimmt zu polemischen Streitigkeiten, immer aufgelegt gegen Windmühlenflügel und Hammelheerden zu Felde zu ziehen, glich er Einem jener alten Klopffechter, die den Harnisch so gewohnt, wie wir einen Warschauer Schlafrock, die, bei Tag und bei Nacht gestiefelt und bespornt, stets bereit waren, auf den ersten Trompetenstoß, irgend ein kühnes Abenteuer zu bestehen. Hätte er weniger für seine eigenen Farben gekämpft, weniger Eigendünkel besessen, wäre er nicht immer der lungengewaltige Herold seines fatalistischen Rufes gewesen, vielleicht daß er es bis zum

Herkules gebracht, und eine gute Anstellung bei einem neuen Augias gefunden hätte.

Betrachten wir nun aber das heutige Unwesen, die selbseligen Verhältnisse der deutschen Theaterkritik, so kann man den Vorwurf nicht ablehnen, daß sie die erste Schuld an dem Hospitalzustande unserer dramatischen Kunst hat. Rezensionen und Korrespondenzen gehören einmal in Deutschland zu dem lehrburschenhaftlichen Ressort des löblichen Schriftstellergewerks, auf diesem Boden versuchen sich heranwachsende Genies mit ihren bedauernswerthen Talenten, von diesem Schöpfenstuhl herunter urtheilen sie nach alten Gewohnheitsrechten und mit herkömmlichen Phrasen über Kunst und Künstler; ruhmbegierige Jünglinge, die noch gestern hinter dem Ladentische standen und die Bedürfnisse mit der Elle zumaßen, die ihre Bühnenkenntniß Sonntags oder höchstens am blauen Montag erlangten, spielen den barbarischen Kritikus, geben ihr Votum ab in der Gelehrten-Republik, und hätten wir eine académie allemande, sie wären im Stande sich um einen Platz zu bewerben. Das Gefährlichste an solchen Burschen sind die Vatermörder, hinter welchen sie das hartlose Kinn verbergen, das Unschuldigste ist der lahmgeborner Witz, und das Lustigste ihre Gelehrsamkeit, die mit Lessing's Kopf anfängt und mit Schlegel's blonder Perrücke aufhört. Sie können dem Schöpfer nicht genug danken, daß sie nicht zu den Leuten des Königs Herodes lebten, kein Einziger wäre

am unschuldigen Kindertage mit dem Leben davongekommen. Ein zweites Uebel, das an der Theaterkritik als schmutziger Makel haftet, ist die Verkäuflichkeit derselben. Ich will damit keineswegs sagen, das es immer geprägte Monarchen-Gesichter sind, die man dazu benutzt, um die kritische Hartherzigkeit zu rühren, um die Bären zahm zu machen, daß sie sich den Maulkorb ruhig anlegen lassen, und nach der Pfeife desjenigen tanzen, der ihnen eben aufspielt: nein, das will ich nicht sagen! sondern, daß es verschiedene Arten von Verkäuflichkeit giebt, die aber stets das Resultat liefern, daß der Magen der größte Widersacher der schon längst heiliggesprochenen Unpartheilichkeit ist. Wir haben Theaterrezensenten, noch dazu Herausgeber von Zeitschriften, dreizehn gehen auf ein Dutzend und siebenzehn machen eine Mandel aus — die sich keinem Schauspieler anders als mit dem Weihrauchfasse nähern; und gerathen sie einmal in Eifer, so binden sie eine Ruthe zusammen, und — stecken sie hinter den Spiegel, in welchem sich der Titularkünstler selbstgefällig betrachtet, und die kluge Bemerkung macht, daß er doch nicht so übel aussehe, wie die Leute glauben. Die kurzweilige Frage, warum sie dies thun, ist leicht zu beantworten. Wer sollte sich wohl mit der Darstellung ihrer klassischen Werke befassen, übten dieses Liebesdienst nicht gute Seelen, welche die schöne Eigenschaft der Hände kennen, das eine die andere wäscht? Wer dürfte wohl wagen, das Publikum einen ganzen

Abend Geduld schwitzen zu lassen, thäten es nicht die Schauspieler, um die Zuschauer in Ungewißheit zu erhalten: ob sie über das treffliche Spiel, oder über das noch trefflichere Drama in Angstschweiß gerathen? Eine Nebensorte von Kritikern, ebenfalls Journalisten, sterbliche Menschen, die zuweilen Hunger und Durst haben, theilen die Schauspieler in Abonnenten und Nichtabonnenten ein; die Pränumeration, die man, um ihr Daseyn zu fristen, aufopfert, ist das Mundstück zu ihrer kunstrichterlichen Posaune, und ist Einer so großmüthig, ihren Schneider zu bezahlen, so treiben sie die Undankbarkeit so weit, daß sie ihn unter die Götter versetzen.

Um endlich auf einen bestimmten Gegenstand, auf eine bestimmte Persönlichkeit des deutschen Theaters einzugehen, erlaube ich mir die Heldenspieler zu beschreiben. Aber ich sehe einen andern Helden herankommen, einen heimgekehrten Kreuzritter, der einen Monolog halten will, und da muß ich mich bescheiden hinter die Coulissen zurückziehen. Herr Souffleur, ich bitte zu klingeln! eine neue Dekoration! eine Straße ohne Gasbeleuchtung!

Aufgespielt zu diesem Tanze, Ihr lustigen Gesellen! Ein glänzendes Fest beseh' ich heute, wie die flammende Welt kein zweites sehen wird! Eulen und Fledermäuse ziehen voran, als lichtscheue Boten meine

Ankunft zu melden; die Straßen prangen mit schwarzen Teppichen und dürren Zweigen, sogar die Häuser haben sich in Galla geworfen und die versteinerten Fratzen geschminkt, aber die alten Dächer verrathen den Spott, und die Schindel und Ziegel rasseln, daß es eine Lust anzuhören ist.

Aus allen Fenstern schauen neugierige Menschen: schmerzerfüllte Häupter, in weißen Nachtmützen, liebliche Gesichter, mit blinzenden Augen und wirren Locken, heuchlerische Glatzen, reich an Sünden und Ablaß; und sie drängen und zischeln: „Seht diesen tollen Wicht! wie er einzieht in seine ehrsame Vaterstadt; der arme Junge ist in der Fremde verrückt geworden!"

Ach, diese Worte haben mich tief gerührt! Es sind noch die alten Einwohner, die alten Gewohnheiten und Vorurtheile, die mich liebreich begrüßen. Euch, meine Vasallen, muß ich hier entlassen! der Himmel ist verschlossen, und ich habe die Schlüssel vergessen, und meine Herrlichkeit hat ein Ende.

Und was meine Schritte so plötzlich fesselte, mit Gewalt mich näher zog, daß ich wie festgebannt, nur zu gern verweilte?

Es war ein hohes, finsteres Gebäude; und wohl erkannte ich diese kleinen Fenster, die kunstreich geschnitzte Thüre, die mächtige Vorderseite aus grauen halbverwitterten Steinen, geziert mit dem Bilde eines

ergansspringenden Löwen, dessen gelbe Mähnen sich um den königlichen Hals flatterten.

Hier war die Freudenstätte meiner Jugend, und jetzt in fremde Hände gefallen, durft' ich nicht wagen die Schwelle zu betreten. Traurig und niedergeschlagen lehnte ich das müde Haupt an die kalten Steine, aber sie verstanden nicht meinen Schmerz, wußten die Thränen nicht zu deuten, mir nicht zu sagen: wie ich das verlorne Glück wiedergewinnen, die drohende Zukunft beschwören sollte."

Und ich Thor grübelte über die Erdlemlichkeiten des Lebens, ließ mich niederdrücken vom blinden Zufall, und hatte nicht die Kraft mich der Gewalt zu erwehren, die sich streitlustig mir entgegenstellte? Das Leben ist ein seichtes Märchen; wer zu tief schwimmen will, erreicht bald den Grund.

Aber laut genug hatte ich mir selbst Buße gepredigt; obgleich ich ein Recht hatte, mir die Nacht mit Klagen und Irrthümern zu verkürzen. Und als ich da stand ein geplagter, verlassener Held, und aus Verzweiflung die unendlichen Sterne zählte, da that sich ein Fenster auf, und eine bange, heisere Stimme wiederte fast unverständlich: „Wie bist Du so lange geblieben, mein Herzblatt! ich habe geharrt und mich geängstiget, und dachte schon Du würdest niemals mehr heimkehren."

Du lebst noch, die Raben haben Dich nicht geholt, der neue Herr und Meister hat Dich nicht vertrieben aus dem Hause wo Du jung gewesen und alt geworden!

Sie hörte mich nicht mehr, war schon bemüht die Thüre aufzuschließen; und jetzt stand sie vor mir, die alte treue Charitas, die meine unbedachtsame Jugend geleitet, den wilden Knaben mit warmer Liebe gehegt und gepflegt hatte, als die Mutter zu früh dahingeschieden war. Ach, wie sie meine Hände drückte und küßte, mit heißen Thränen benetzte, und nicht sprechen konnte vor Wehmuth und Schluchzen!

Die Vergangenheit hatte Dich angefächelt mit ihren glänzenden Schwingen, das Andenken entschwundener Tage Tribut von Deinem Herzen verlangt; und Du schwaches bekümmertes Weib fühltest nicht die Last Deiner Jahre und Leiden, weil Du einen Freund gefunden, der selber des Trostes bedarf, der aber weiß wie fremde Wunden schmerzen.

Sie faßte meinen Arm, und führte mich schweigend in ihr stilles Kämmerlein, rückte den Sessel näher an das glimmende Kohlenfeuer, und setzte sich, endlich vertraut, zu meinen Füßen. Nicht auszusprechen vermag ich die ruhige Freude, die meine Brust erfüllte, nicht die frommen Bilder festzuhalten, die mich sehnsüchtig umgaukelten, wohin die Augen sahen,

ſtrahlten ſüße Erinnerungen, und ſelbſt dieſer hinfällige Seſſel war ein Heiligthum, gerettet aus den Trümmern vormaligen Wohlſtandes. Wie oft hatte mein ſeliger Vater, an langen Winterabenden, darin geſeſſen! wenn ich horchend mich auf ſeinen Knieen ſchaukelte, und er die Geſchichten des verlornen Sohnes erzählte, und der Söhne Jakobs, die ihren Bruder verkauften.

Und zu meinen Füßen dieſe treue, mitleidige Magd! ſchwach und zitternd, wie ein abſterbender Baum, deſſen Zweige ſich ſchauerig bewegen, von der Angſt des Todes durchrauſcht. Wer glaubt es dieſen verwelkten Zügen, daß ſie einſt Bewunderung erregten! Und doch haben dieſe hohlen Augen in glühender Luſt geſtrahlt, dieſe fahlen Wangen waren mit der Farbe der Roſe übergoſſen, das Herz, nun kalt und zaghaft, begeiſterte zu kühnen Thaten, und dieſer zahnloſe Mund, dieſe bebenden Lippen, ſie haben einſt den ſchönſten Lohn geſpendet. Alles dahin! Glanz und Schönheit verfallen, ein Raub der Zeit, wie die reife Frucht vor der Senſe des Schnitters.

„Warum biſt Du ſo ſtill und traurig, haſt Du meiner Charitas Nichts zu ſagen und zu vertrauen?“ ſagte ſie ängſtlich beſorgt. — „Oder glaubſt Du, die Flocken und Nebel des Alters überfüllten meine

Bruſt, daß nicht Raum mehr darin für Deine Klagen und Geheimniſſe?“

Wie ſchmerzte mich dieſer Vorwurf, und doch hatte ich ihn verdient!

Sie nahm meine Hand, und ſah mich flehend an.

Aber ich durfte ihr nicht Rede ſtehen, nicht ihren Frieden mit Hirngeſpinnſten und Thorheiten ſtören, die mir ſelbſt lächerlich, obgleich ein ſchwierig Räthſel waren, mit deſſen Auflöſung ſich mein armes Herz ſo lange und vergebens geplagt hatte.

„Du ſchweigſt? Umſonſt verſuchen Deine Augen innere Klarheit und Freiheit des Geiſtes zu heucheln; die ungeſtillte Erwartung eines Weibes zeuget gegen Dich und Deine ſcheinbare Ruhe, die hellen Blitze die ſich aus Deinen düſtern Brauen drängen, verrathen das verzehrende Feuer, und dieſes höhniſche Lächeln, das ſchmerzlich um Deine Lippen zuckt, ſpricht mehr als Du ſagen willſt.“

Gieb Dich zufrieden, Du verſchimmeltes Sein oder Nichtſein! Was ſoll dieſes heiſere Krächzen, dieſes ſchwindſüchtige Lungenſpiel und ſterbensluſtige Röcheln? Was ſich meinem Herzen ſo unverſöhnt aufgezwungen, ſein Kainszeichen mit frecher Hand an meine Stirn geſchrieben, iſt leicht zu ſagen und ſchwer zu tragen. Ich hörte einſt ein Lied ſingen, ein Lied ſo alt wie die Welt und doch immer neu; und ich ſelber ſang einen kräftigen Tenor dazu. Das Lied iſt verklungen, aber dieſe nichtswürdige Melodie kann ich

nicht vergeſſen; ſie lebt und webt in meinem Gedächtniſſe, und fordert Rechenſchaft von jedem meiner Gedanken.

Du ſchüttelſt Dein greiſes Haupt, wendeſt Dich unmuthig ab? Sei ruhig! ich habe Dich nicht getäuſcht, und liebe Dich noch wie in den Tagen meiner Kindheit.

Schon zu lange hatte ich verweilt; ich ſtand auf, um Abſchied zu nehmen. Sie wollte mich nicht fortlaſſen in ſo ſpäter Nacht, bat und flehte, und nur mein Vorgeben: daß ein Freund mich ſehnlichſt erwarte, ſchien ſie zu beruhigen. Doch nicht eher durfte ich ſcheiden, bis ſie ihre Finger mit Weihwaſſer genetzt, und mich andächtig geſegnet: „daß der Himmel mich ſchützen möge, wenn ich vielleicht auf unrechtem Wege.“

Nein, Du klägliche Schalksmagd! ich war auf dem kürzeſten Wege das Ziel meiner Sehnſucht zu erreichen; und wenn ich auch nicht wußte: ob es vernichtet und untergegangen, oder fortlebe in verderblicher Schönheit — der Glaube verdrängte den Zweifel; ich hatte eine Wallfahrt zu einem wunderthätigen Bilde gelobt, um endlich Ruhe und Geneſung zu erlangen.

Indem hier der Akteur und Autor dieſer trübſeli-

gen Schicksalsergebung aus dem Hause wieder auf die Straße tritt, und sich vielleicht nach dem Wege erkundiget, oder raschen Schrittes seinem Ziele entgegenschreitet, habe ich, der Herausgeber, Zeit, die deutschen

Heldenspieler

zu schildern. —

Die stille Nacht hat ihren Glanz, das ewige Meer seinen Zorn, und die Wolken den Donner und Blitz; aber das Theater hat seine Helden, und so den Glanz und den Zorn, den Blitz und den Donner. Diese Helden leben in Lust und in Ruhm, wie die Seligen in Walhalla; ist die Gage aufgezehrt, so fängt die Erschaffung der Gläubiger an, dazu ist der Weihrauch billig, und die stolzeste Adlernase sehr duldsam. Eigentlich besteht die ganze Heldenschaar nur aus Emporkömmlingen; der gestern noch ein Schneider war, läßt heute sich selbst Maß nehmen, der gestern noch von der Musterkarte lebte, trägt heute einen bunten Lappen derselben auf seinem genialen Leibe? der Weber Zettel ist ihr Schutzpatron, und gehen der Kritik die Augen auf, so gewahrt sie mehr wie einen Eselskopf, der in Titania's Reich eine Rolle spielt.

Wenn die Lampen strahlen, und holde Augen mit ihrem Flammenlichte die Lampen überstrahlen, dann hört die Wirklichkeit auf, und der Zauber der Täuschung entfaltet seine glänzenden Schwingen. Aber die Mißhandlungen, mit welchen man die arme Kunst

peinigt, verdrängen den Zauber, die übermüthigen Helden verachten die Stimme der Warnung, und das Heiligthum zerfällt wie ein altes Götterbild, deſſen wunderbare Heiligkeit durch kalte Aufklärung untergegangen iſt. Im Mittelalter hatten ſogar die Mädchen der Freude eine Patronin, die heilige Afra, die das wilde Blut und die entzügelten Gefühle mit dem Mantel der Barmherzigkeit verhüllte, ſo haben auch die Schauſpieler ihre Heilige, Mnemoſine, die Göttin des Gedächtniſſes, die aber als ſtrenges Fatum waltet, und am Schuldigen die Schmach rächt, die er verbrechen aus Nachläſſigkeit oder Anmaßung gegen Dichter und Publikum. Die kritiſchen Journale ſind die literariſchen Raubſtaaten, Schauſpieler und Schriftſteller müſſen Tribut zahlen, Kopf- oder Magenſteuer, was der Nervenſaft im Gehirne bereitet, hilft dem Magen gegen die Auszehrung.

Jeder Superlativ, auch der gräßlichſte, hat ſeine Grenzen, jede Gattung, auch die unbedeutendſte, ihre Arten, und wie der Menſch ein Buch iſt, das mit jedem Geburtstage eine neue Auflage erlebt, woran das Leben und die Verhältniſſe den Einband beſorgen, ſo zeigen auch die Heldenſpieler ſchon in ihrem Aeußern einen ſyſtematiſchen Unterſchied, der ſich meinen Anſichten und nothwendig meiner Feder aufdrängt. Dieſen Unterſchied näher anzudeuten, theile ich die Heldenſpieler in zwei, durchaus verſchiedene, Klaſſen, doch mag der Einzelne die Maſſe vertreten, und immer ein

Hahnthahn für Alle krähen, aber nicht um die Morgenröthe der Kunst zu verkünden.

1. Der Heldenbrüller.

Der Unsterbliche, der meiner Stahlfeder als Alpha und Omega vorschwebt, besitzt eine derbe wohlgenährte Figur, die wahrscheinlich dem Porter und der Mumme ihre Breite verdankt; wenn Pharao ihn gesehen, er hätte nicht allein von sieben fetten Kühen, sondern auch von einem eben so fetten Ochsen geträumt. Aber jedes Genie hat Auswüchse, und der körperliche Umfang ist zur tragischen Haltung so nothwendig, wie die Hand zu einer Ohrfeige. Wenn er mit gewaltigen Schritten, wie der steinerne Gast, über die Bühne schreitet, sich im Dienste der Kunst und seiner Rolle abmartert, dann wächst seine Kraft und Herrlichkeit, wie die des Riesen Antäus, wenn er die Erde berührte, die alten Pfeiler wanken, als wäre er ein Simson, dem die Delia's Glatze mit neuer Stärke bewachsen, die gemalten Bäume zittern und zagen, als ob der Nordwind sie durchtobte, die Dielen krachen, wie bei einer Oper Spontini's, und „blau brennt das Licht," als wenn Geister im Hause wären. Die Strahlen seiner Augen zünden wie der Blitz, und alle Herzen, die ohne Ableiter, verlieren ihre Freiheit; die Zwiebeln sind gut gerathen, aber Mühlsteine weint man nicht so leicht als Thränen. In betrübten Stunden hat sein Organ so etwas Rührendes,

Tiefgefühltes, ungefähr wie eine geſprungene Baßgeige, oder wie ein Kapuziner der den Schnupfen hat, oder wie ein troſtloſer Marktſchreier, dem man ſeine Medikamente geſtohlen; doch weiß er ſeine Stimme, in Zeiten der Noth und des Zorns, zu einem gewaltigen Pathos zu ſteigern, mit dem er größere Wunder verrichtet, als Falſtaff im Kampfe gegen die Steifleinenen: die Mauern eines zweiten Jericho ſtürzen ein, die Todten ſtehen auf und glauben die Poſaune des letzten Gerichts zu hören. Das Geberdenſpiel iſt unübertrefflich: in ſeinen Händen liegt eine Art genialer Kraftäußerung, wie ſie zu den Tagen des Fauſtrechts herrſchte, und eben dieſe Tage walten in ſeinem Gehirn als vernichtendes Prinzip: Rezenſent! „du kennſt meine alte Parade — ſo lag ich, und ſo führt' ich meine Klinge."

2. Der Heldenkreiſcher.

Wenn dort das Tragiſche auch für Halbtaube genießbar wird, ſo ſehen wir hier das Ideal einer dramatiſchen Thränenſchleuſe, wo die Sentimentalität ihre naſſen Wolken aus allen Himmelsgegenden zuſammentreibt, die ſich mit Seufzern und Thränen entladen, und ihre Wirkung auf die Organe der Empfindung ſelten oder nie verfehlen, ſo daß kein kritiſcher Regenſchirm mehr hilft, um ſich gegen dieſe Fluthen zu ſchützen.

Es iſt eine kleine, ſchwindſüchtige Geſtalt, mit dünnen blonden Haaren, Augen wie ein chineſiſcher Mandarin, und blauen Lippen, die beſtändig vor Hunger und Wehmuth zittern, mit der Verwegenheit eines Hafen und dem Anſtande einer Miſtgabel. Sein Geſicht ſieht aus wie ſcharfer Weineſſig, wie der Bodenſatz der letzten Flaſche eines Trinkgelags, ſo eine ausgetrunkene Nüchternheit, ſo eine Rhabarberwirkſame Doſis von Phyſiognomie, daß der fromme Lavater, bei ſeinem Anblick, ſeine Seligkeit für einen kräftigen Häringsſalat aufgeopfert hätte. Der blaſſe Mond iſt ſeine Sonne, und die hellen Sterne hält er für klare Mädchenaugen, die freundlich auf ihn herabſchauen, und entſetzlich verliebt ſind. Mit dem Theaterſchneider hat er Brüderſchaft getrunken, und der Friſeur that ihm die Ehre an ſich in ſein Stammbuch zu ſchreiben. Er beſitzt nur ein einziges und ziemlich defektes Hemd, aber ein ganzes Dutzend Buſenſtreife, die immer weiß und wohlfeil gewaſchen ſind, wofür er die ſüße Pflicht übernommen hat, ſeiner alten Wäſcherin die Cour zu machen. Selten reitet er den kräftigen Gaul, den der Hafer des Uebermuths belebt, immer die blinde, Strohfreſſende Kunſtmähre, die er, aus melancholiſchen Grundſätzen, mit ſeinen ſtumpfen Sporen gehörig bearbeitet. Sein Gemüth iſt weich, wie gutgerathener Spargel, das Herz bereits in früheſter Jugend zu Aſche geworden, die der Wind als fruchtreichen Samen nach allen Gegenden hingetrieben hat; aber die leere Stelle iſt mit einem

Auszug aus Lafontaine's sämmtlichen Schriften angefüllt, daher sein kannibalisches Winseln und seine pedantische Gemüthlichkeit. Zuweilen spielt er wie die schlanke Pappe, die immer lispelt und Nichts zu sagen weiß, bis der Souffleurwind in den Blättern rauscht; dann wieder mit der Leichtigkeit eines Seiltänzers, der Körbe an die Füße gebunden hat, begabt mit dem Rednertalent des Demosthenes, als er noch Kieselsteine unter seiner Zunge trug. Ein Bramine, der ihn spielen sähe, könnte seine Bußübungen aufgeben, und rubig zusehen, er hätte das Seinige gethan; und wollte man seine Leistungen lakonisch beschreiben, so sind es Gelungenheiten, mit Fischthran auf Löschpapier abgemalt. —

Einstweilen nehmen diese Papierstreifen ein Ende, und eben kein sehr seliges; doch muß ich, günstiger Leser! gestehen: daß ich keineswegs gesonnen bin, Dir die Pfeile zu schenken, die noch in meinem Köcher rasseln. Aber ich bitte Dich, im Voraus überzeugt zu sein, daß ich mein Ziel zu treffen weiß; und mehr kann man auf einem lustigen Vogelschießen nicht verlangen, ohne selber den Bogen anzulegen, und den gerupften Vogel herunter zu holen. —

Wir haben den verlornen Sohn, der uns seine Heimkehr erzählt, auf der Straße stehen lassen; wahrscheinlich ist er in seiner Ungeduld weiter gezogen, und eben so wahrscheinlich sind ich und ein Theil meiner

Kundschaft begierig; die Fortsetzung seiner tragischen Geschichte zu hören.

Haben Sie also die Gewogenheit!

Nur wenige Schritte, und ich hatte das Haus erreicht, wo einst dieses Wunderbild gelebt und geliebt, mich geliebt mit wahnsinniger Zärtlichkeit. Oh, lachet nicht über den Narren, der um eines Weibes willen zum Märtyrer geworden; spottet nicht daß ich selbst der Klone und Grazioso bin, der sich verzweifelungsvoll morden will mit dem hölzernen Theaterdolche! Die flammenden Augen der ersten Liebe waren das Grabmaal meiner Foderungen an die alberne Gegenwart, an die nebelumhüllte Zukunft, das Angesicht eines rosenwangigen Kindes das Medusenhaupt, das meine aufstrebenden Wünsche und Hoffnungen versteinerte.

Und ich hatte sie verlassen aus Hohn und Uebermuth!

Ich täuschte mich nicht! es war noch Licht auf ihrem Zimmer. Aber wer gab mir die Versicherung: daß sie dort noch wohnte, daß sie noch lebte und meiner gedachte? Mag sie immerhin mich vergessen haben! Meine Augen will ich in Feuer tauchen, und damit einen herostratischen Liebesbrief schreiben, und ihre widersinnige Abneigung zu Asche verderben.

Heida, Nachtwächter! weißt Du wer jetzt dieses Haus bewohnt?

Er hörte mich nicht, war noch zu weit entfernt.

Endlich kam er näher! Angſt und Furcht beſtürmten mein Herz, daß ich verſtummte, und nicht wußte was ich wollte.

„Kennſt Du mich noch?“ fragte ich unruhig.

„Wohl kenn' ich Dich,“ erwiederte er lachend „Du ſchmachtender Ritter von der traurigen Geſtalt! der einſt eine friedſame Nachbarſchaft mit ſeinen verliebten Romanzen aus dem Schlafe geſtört, daß die Katzen und Hunde ſich erbarmten, und einſtimmten in dieſe gräßliche Melodie. Da oben ſitzt Deine Penelope, und zertrennt das Gewebe, die mühſame Arbeit des Tages.“

„Aufgeſchloſſen, Du ſchlafſüchtiger Irrwiſch! daß ich der Verlaſſenen die Huldigungen der Reue darbringe.“

Wie pochte mein Herz, wie wallte mein Blut, als ich die knarrende Treppe hinauf ſtieg, und leiſe, ohne anzuklopfen, in das Zimmer trat! Sie gewahrte mich nicht. Ein ſchneidender Schmerz durchzuckte meine Bruſt, als ich ſie da ſitzen ſah, blaß und abgehärmt, und die aufgelöſten Haare ihr verwegen um Hals und Buſen ſpielten.

Kaum hörbar hauchte ich ihren Namen. Sie ſchlug die Augen auf, und ſtarrte mich ängſtlich an; dann ſtürzte ſie in meine Arme, und küßte mich, ſo wild und ſo glühend, daß die Sinne mir faſt ſchwanden.

Und Du liebſt mich noch, haſt mich nicht vergeſſen?

Sie antwortete nicht, schmiegte sich fester an mich, und barg das Gesicht schüchtern und verschämt.

Wär es mir doch als wenn ich das Wimmern eines Kindes hörte! Ich trat näher an das Licht; ein holder Knabe lag unruhig träumend in seiner Wiege.

„Wem ist dieses Kind?" stöhnte ich beklommen.

Ein süßes heiliges Erröthen verbreitete sich über das marmorblasse Antlitz, die sieghaften Augen waren furchtsam niedergeschlagen, und die zitternden Hände suchten das leicht verschobene Busentuch zurecht zu legen. „Es ist mein Kind, und nicht das Deinige!" schluchzte sie wehmüthig — „Du hattest mich verlassen, und ich bin gefallen."

Hastig nahm sie den Knaben aus der Wiege, und drückte stürmisch ihre Lippen auf seinen Mund, daß er erwachte und freundlich umhersah mit den großen blauen Augen. Ach, es waren ihre Augen! die Augen seiner Mutter, deren Strahlen der neidische Himmel mir geraubt, seine kalte Decke sternhell zu erleuchten!

Zorn und Eifersucht rüttelten das Herz auf aus seinem Freudentaumel, und wahnsinnige Gedanken durchfuhren mein Gehirn, dieses Zunftzeichen der Narrheit, daß der Angstschweiß von der Stirne rann. Da fiel mein Blick auf ein altes, unscheinbares Gemälde, das, mit frischen Blumen geziert, an der Wand

ng. Es war das Bild der Maria Magdalena, der
uhlerinn, die büßend eine Heilige geworden.

Und ich ſündiger Menſch ſollte hartherziger ſein
s Er, der für uns gelitten und geſtorben!

Holdſelig lächelte das Kind auf ihren Armen, und
eckte die kleinen Hände zutraulich mir entgegen. Ich
urde ruhig. „Sei Dir verziehen, wie Gott dereinſt
ir ſelbſt verzeihen mag!“ ſprach ich innig bewegt.
ie flog an meinen Hals, und weinte ſchmerzlich.
Aber jetzt muß ich hinaus in die freie Luft! Er-
le Dich von Deinen Leiden, und verſcheuche den
ummer, ich will Dich nie mehr verlaſſen; denn Du
ſt ein Weib, und Dein Erbtheil iſt ein ſchwaches
erz!“

Und als der Wanderer aus dem Hauſe trat, glänzte
s Morgenroth freudig am Himmel. Ruhe und
erſöhnung waren in ſeine Bruſt gezogen, und es
drängte ihn, dem Schöpfer zu danken für ſein jam-
ergequältes Leben.

Kein Laut, kein Tritt regte ſich in der hohen,
ch dämmerigen Kirche. Er warf ſich nieder vor dem
ekreuzigten, und betete innig, und flehte um Kraft
nd Ausdauer.

Doch nicht lange hatte er gekniet, da rauſchten
chritte durch die weiten, öden Hallen. Ein alter

Priester wankte langsam zum Altare. Bestürzt sprang der Wanderer auf, und schritt näher dem würdigen Greise, der scheu zurückweichend, nach seinem Begehren fragte.

„Herr Pater! ich will meine Sünden beichten.“

Novelletten

von

E. Ferrand.

I.

Er iſt jung.

1.

Es war im Anfange des Herbſtes. Die Blätter begannen ſchon hin und wieder ſich gelb zu färben, und die Blumen des Sommers verblühten allmählig, während die Aſtern und Georginen noch im ſchönſten Flor ſtanden.

Emma ging durch den Garten; kein Lied aus den lichter gewordenen Zweigen grüßte ſie, ſtumm hüpfte ein Rothkehlchen auf dem Steige vor ihr her. Sie blieb vor ihrem Lieblingsroſenſtrauch ſtehen, der vor wenigen Monaten noch mit unzähligen Blüthen geprangt hatte; die Blüthen waren längſt verwelkt, nun welkten auch die Blätter. Emma dachte — ich weiß nicht, woran?

Ein raſcher Schritt weckte ſie aus ihren Gedanken — vor der Erglühenden ſtand ein ſchlanker junger Mann.

„Arthur!“

„Ich bin's, Emma. Vergieb mir, wenn mein Kommen Dich erſchreckte. Ich konnte nicht anders, ich mußte Dich noch einmal ſehen. Wie ſonſt ging ich

die Straße entlang, und meine Schritte zögerten vor Deinem Hause. Wie sonst zog ich die Klingel — bei dem bekannten Klang war mir, als sei noch Alles, wie es war; der Portier öffnete mir wie sonst, ich bemerkte kaum die Verwunderung in seinem Gesicht, ich schritt durch den kühlen, hallenden Flur — Babette kam eben die Treppe herunter und sagte mir, mich groß ansehend, Du seist im Garten. Ach, als die Gartenpforte sich wie sonst mit dem bekannten Tone öffnete, als ich durch die vertrauten Gänge wandelte, da wurde mein Schritt immer rascher, und meine Augen eilten suchend umher — mir war, als müßtest Du mich mit der alten Ungeduld erwarten."

„Arthur!"

„Nun stehe ich vor Dir und sehe, daß ich träumte und weiß nicht, was mich hierher geführt hat zu Dir, die ich seit Monaten nicht sah. Was wollt' ich bei Dir? — Du bist eines Andern Braut."

„Du hast mich erschreckt durch Dein plötzliches Erscheinen, denn eben dacht' ich Dein."

„Du hast mich nicht ganz vergessen?"

Sie deutete auf den Rosenstrauch. Er rief:

„Ich weiß! ich weiß! Hier standen wir oft und zählten die Knospen und sammelten die fallenden Blüthenblätter. Ich legte einmal ein Blatt auf Deine Wange, um zu sehen, was röther sei — und Deine Wange blühte rosiger, wenn Du auch nicht erglühtest bei meinem Scherz. Du dachtest mein!"

„Ich dachte an jene Tage.“

„Die ſind dahin! O laß mich es offen ausſprechen: Du haſt mich um den ſchönſten Traum meines Lebens betrogen.“

„Das ſagſt Du mir? Du täuſcheſt Dich ſelbſt, wie Du Dich immer täuſchteſt.“

„Läugne es nicht, daß Du mich einſt liebteſt. Du haſt mich geliebt, und wie der Schiffbrüchige, im wilden Ocean treibend, mit letzter Kraft ein ſchwaches Brett umfaßt, ſo will ich im Sturm des Lebens mich an dieſe Erinnerung mit allen Herzenskräften anklammern, und ſie wird mich nicht ſinken laſſen.“

„Ich ſchwankte zwiſchen Dir und ihm, und ...“

„Und Dein Herz entſchied endlich für den ſchönen, reichen, angeſehenen Mann — Natürlich! — O dieſe Mädchen! Jede hält ſich im Herzen für eine Julia, die eines Romeo würdig wäre. Ueberfüttert mit Romanenlectüre, zieht ſie die Kinderſchuhe aus, und tritt in jenes Alter, wo die Mädchen von den Männern beachtet werden, in jenes ſelige Alter, wo ſie auf den Bällen nicht mehr überſehen und gelangweilt neben den Müttern zu ſitzen brauchen. Der hold Erblühenden ſchlägt jedes Herz entgegen, und auch ihr pocht es im jungen Buſen; aber wer wird ſich blindlings einer Leidenſchaft hingeben, mit welcher die lieben Ältern und Verwandten vielleicht unzufrieden ſein dürften! Auch gefällt ihr jetzt der Eine, und eine halbe Stunde darauf ein Anderer und morgen ein Dritter. Da wägt

ſie nun im ſchwankenden Herzen hübſch die Vorzüge eines Jeden gegen die des Andern ab; und wenn ſie nach ſorgfältiger Wahl Einen gefunden hat, welcher ihr die meiſten Vorzüge zu beſitzen ſcheint, die nur zu oft in Rang und Vermögen oder ſoliden Ausſichten beſtehen — dann ſagt man: ſie liebt ihn! — Wohlan! ſei glücklich! Vergiß mich, den Dein wandelbares Herz einſt begünſtigte! Sei glücklich, und mir — mir ſei der Himmel gnädig!"

Er ſtürzte fort, die Gartenthür flog hinter ihm zu. Emma ſah ihm erſchüttert nach. Die Pforte öffnete ſich wieder. Ein Mann in ſeinen ſogenannten „beſten" Jahren trat ein.

„In heftiger Bewegung ſtürmte ein junger Mann an mir vorüber ..."

„Es war Arthur."

Er blickte ſie fragend an.

„Sein Erſcheinen überraſchte mich; plötzlich trat er vor mich hin .. ich weiß nicht, was ihn herführte."

„Du liebteſt ihn einſt?"

„Ja .. er iſt jung!"

„Deshalb liebteſt Du ihn?"

„Ich will offen ſein ... ja! Er iſt jung! Ach, Du ahnſt kaum, was das ſagen will. Du biſt älter, als ich. Er iſt jung, wie ich. Er iſt eher häßlich als ſchön, er iſt nicht geiſtreich, nichts macht ihn zu einer bedeutenden Erſcheinung, aber er iſt jung. O ein eigener Zauber liegt in der Jugend. Die Träume mei-

nes jungen Herzens blickten mich aus ſeinem hellen Auge an — eine Frühlingswelt von heißen Gefühlen, von lebenswarmen Gedanken umfaßte ich, wenn er in meinen Armen ruhte — ich bin offen! — Er iſt jung, und ich liebte ihn, weil er jung iſt. Das war ein Jugendtraum, und jeder Jugendtraum muß verfliegen — ich liebe Dich!"

Er ſchwieg.

„Und doch — mir bangte um ihn. Seine letzten Worte, ſein ausbrechender Schmerz erfüllen mich mit Angſt und Grauſen."

Er ſchien es nicht zu hören. Seine Blicke ruhten ſtarr auf den halbverblühten Blumen des Sommers, die auf den Beeten herbſtlich hinkrankten — ein Schauer durchrieſelte ihn, er ſchritt in düſterm Schweigen an der Seite ſeiner jungen Braut hin. —

2.

Die Braut ſprach das bindende Wort mit bebender Stimme. Ihr war, als müßte die Kirche plötzlich von einem Schuß wiederhallen, als müßte Jemand, den ſie nur zu gut kannte, mit zerſchmettertem Kopfe zu Boden ſtürzen.

Sie waren getraut und ſchritten durch die Reihen der neugierigen Zuſchauer nach der Kirchenpforte.

Der Blick der Braut ſtreifte ſcheu umher. Schaute nicht dort hinter dem dunklen Pfeiler ein bleiches, ab-

gezehrtes Geſicht hervor mit ſtarrem Blick, aus welchem ein brechendes Herz ſprach? Traf nicht ein tiefſchmerzlicher Seufzer, ein banges Stöhnen ihr Ohr? ...

Sie ſaß im Wagen und ſtarrte mit trübem Auge in das helle Gewirr der Schneeflocken, die luſtig auf die Straße niederrieſelten. Der Bräutigam faßte ihre Hand.

„Was iſt Dir?“

Sie drückte ſeine Hand mit Innigkeit.

„Vergieb mir, o vergieb mir! Ich kann eine Angſt nicht bezwingen, die mein ganzes Herz überfluthet hat.“

„Fühlſt Du Dich nicht glücklich?“

„Wie kannſt Du ſo fragen? Ich bin glücklich, aber mein Glück iſt das Unglück eines Andern.“

„Du meinſt ...“

„Ich kann Arthur's Bild heut nicht los werden. Er ſteht vor mir blaß, vergrämt, hinwelkend, in dem ſtummen Blick eine ſchreiende Anklage gegen mich. In mein Ohr fallen noch ſeine Worte, die er in tiefem Schmerz, von finſtern Gedanken erfaßt, ausſtieß, als ich ihn zum letzten Male ſah: „Sei glücklich und mir ſei Gott gnädig!“ — O, ich fürchte Alles.“

„Welche ſeltſame Einbildungen! Er iſt jung — er wird ſich tröſten.“

„Nein, nein! Du kennſt ihn nicht, Du weißt nicht, weſſen er fähig iſt.“

„Er iſt jung. Die jugendkräftige Pflanze, wenn der Sturm ihre Blüthen knickte, beſitzt genug des friſchen Triebes, um neue Blüthen zu treiben. Wenn Dich Arthur auch geliebt hat, er wird Dich vergeſſen und ein neues Leben beginnen, denn er iſt jung!"

Sie ſchüttelte zweifelnd den ſchönen Kopf und warf ſich, plötzlich in Thränen ausbrechend, an ſeine Bruſt.

„O wenn die entſetzliche Ahnung, die mich verfolgt, zur Gewißheit würde, wenn der ſchönſte Tag meines Lebens Arthur's letzter werden ſollte..."

Er mußte lächeln.

„Du haſt wohl viele Romane geleſen? Du thörichtes Kind, ſei ruhig! Was ſiehſt Du Wolken, wo Alles hell iſt?"

Der Wagen hielt vor ihrem Hauſe. —

Als ſie in das Zimmer getreten waren, brachte Emma's Mädchen einen Brief, der vor einer Viertelſtunde abgegeben worden war.

Emma wurde blaß, als ſie die Adreſſe las.

„Seine Hand! O meine Ahnung!"

Ihre Hand bebte, als ſie das Siegel löſ'te. Eine zierliche Karte lag in dem Couvert.

Emma ſchien ihren Augen nicht zu trauen; die Karte glitt aus ihrer Hand. Mit einem tiefen Athemzug ſchien eine ſchwere Laſt von ihrem Herzen zu fallen. Sie hing am Halſe ihres Gatten. Freude und Beſchämung waren in dem Lächeln verſchmolzen, das über ihr leicht erröthendes Geſicht flog.

Er hauchte einen Kuß auf ihren Mund und sah sie fragend an.

„Lies! Lies!“

Er hob die Karte vom Boden auf...

„Als Verlobte empfehlen sich

Jenny P — —,

Arthur D — —.“

„Er ist jung!“ sagte er lächelnd.

II.

Die Roſenburg.

1.

Ich wollte zu Dir kommen, Eduard. Oft ſehnte ich mich in dem Gewühl, in dem Gewirr, das mich umtoſete, nach dem ſtillen Frieden des kleinen Städtchens, wo Du wohnſt. Dieſer weltferne Ort, von weiten dunkeln Fichtenwäldern umgeben, war oft das Ziel meiner Wünſche. Es drängte mich, dorthin, zu Dir, zu eilen, wär's auch nur, um bei Dir zu ſterben. Aber ſo gern ich Dich wiedergeſehn hätte, ich ſcheute mich doch vor dieſem Wiederſehn... Du, glücklich an der Seite eines geliebten Weibes, umſpielt von muntern Kindern — und ich...!

Ich ſoll eine Molkenkur in einer Gebirgsgegend brauchen; da entſchied ich mich für die ſächſiſche Schweiz. Morgen werde ich abreiſen. Freilich weiß ich, daß Alles umſonſt iſt — meine krankhaft bebende Bruſt ſtraft die Verheißungen des Arztes Lügen. Ich bin ruhig. Keine ſüßen Herzensbande feſſeln mich an das Leben, ſeit lange habe ich mich vertraut gemacht mit dem ernſteſten Gedanken. Ich fürchte den Tod nicht. Langſam ſehe ich ihn nahen, ach! nur zu langſam. Ich

habe abgeſchloſſen mit der Welt, es iſt ſo ſchmerzlich ſtill in meinem Herzen; aber doch wünſche ich oft, daß mir ein ſchöner Traum den kurzen Pfad, den ich hier noch zu durchwandeln habe, hell überglänze den Todesernſt, meiner letzten Tage freundlich weglächle.

Es ſoll nicht ſein.

2.

Ich ſchreibe Dir aus Teplitz.

Du weißt, daß ich hier ſchöne Tage früher verlebt habe, daß auf einer Badereiſe meine Mutter hier geſtorben iſt. Es drängte mich, noch einmal an ihrem Grabe zu ſtehen, noch einmal die Plätze zu ſehen, wo ich einſt glücklich war. Ich fuhr von Dresden nach Teplitz, und wollte nach einigen Tagen von hier nach Schandau gehen. Es iſt aber anders gekommen.

Auf dem Teplitzer Kirchhofe fand ich Julius, der auf Seume's Leichenſtein ſaß und im Spaziergang nach Syrakus blätterte. Wir grüßten uns herzlicher, als es in der Heimath der Fall geweſen ſein würde. Er verließ den Kirchhof mit mir; langſam gingen wir im Geſpräch weiter. So waren wir auf die Straße gekommen, die nach dem Dorfe Turn führt. Meine Blicke weilten auf den duftumwobenen Höhen des Erzgebirges. Die Sonne ſank hinter den Bergen; ihre

rothen Strahlen flammten noch über den umwaldeten Berggipfeln. Ich mußte das geblendete Auge ſenken.

„Du biſt ſtill geworden," ſagte Julius.

Ich hatte es nicht bemerkt.

„Mir iſt ſeltſam zu Muthe. Eine gewaltige Sehnſucht hat mich erfaßt, und zieht mich nach jenen blauduftigen Bergen hin. Mir iſt, als rauſchten mir die alten Tannen herüber: Komm! als winkten mir jene weißen Häuschen, die an den Bergen hängen, und jedes Lüftchen, mein' ich, das von dort herüberweht, flüſtert mir freundliche Grüße."

„Poetiſche Träume!" antwortete er. „Du ſcheinſt in der Stimmung zu ſein, Verſe zu machen."

„Lächle nur, aber begleite mich hin nach den Bergen."

„Jetzt?"

„Warum nicht? Der Abend iſt ſo ſchön."

Ein nach Graupen zurückkehrender Geſellſchaftswagen rollte an uns vorüber. Julius rief ihn an.

„Gut! ich begleite Dich. Wir übernachten auf der Wilhelmshöhe, ſehen die Sonne aufgehen, und fahren in der Frühe zurück."

Wir ſtiegen in den leeren Wagen.

.... Der Mond ſtand ſchon hell über dem waldigen Mittelgebirge, als wir das Bergſtädtchen Graupen erreicht hatten. Durch die Fenſter ſchimmerte Licht; in den engen Stuben ſaßen die Familien beim Abendeſſen.

Ich war still und ernst; Julius spöttelte über das seltsame Städtchen, das aus einer einzigen Straße besteht, die sich zwischen den Vorhügeln des Erzgebirges hinwindet. Er ging nach der Wilhelmshöhe, um für ein Nachtessen zu sorgen, während ich zu den Trümmern der Bergfeste Graupen, die man jetzt Rosenburg nennt, emporstieg.

Rosenduft hauchte mir entgegen, als ich durch den Flur des Bergamts-Hauses in den Garten trat, der sich an die Trümmer der alten Burg schmiegt. Rosenbüsche blühten auf den zerfallenen Mauern; der Frühling überdeckte freundlich mit seinem Blüthengewande ein Bild der Vergänglichkeit und Zerstörung. Ich sog den süßen Duft in die kranke Brust, und schaute umher in den stillen, mondbeglänzten Blüthenräumen. Zwei liebliche Kinder standen auf einem Mauervorsprung, und schauten mit großen, klaren Augen in den vollen Mond, der sie hell aus blauer Ferne anzulächeln schien.

Ich schritt an den elfenartigen Gestalten vorüber, bis an das Geländer am Abhang des Berges, wo man das weite Land überblickt. Hell lag der Mondschein auf den stillen Fluren, das weiße Gemäuer des Schloßberges bei Teplitz leuchtete hell herüber, während die fernen Berggipfel des Mittelgebirges und den Biliner Felsen ein silberner Duft umwob. Hin und wieder schimmerte ein Licht aus einem Dorfe oder einzelnen Hause, und fernes Hundegell ließ sich zuweilen hören.

Ich lehnte lange an dem Geländer, und der selige Friede des Abends zog in mein bewegtes Herz, das heut so unruhig pochte, ich wußte selbst nicht, warum. Als ich mich wandte, um zu den walddunkeln Höhen des Erzgebirges emporzublicken, sah ich, daß ich nicht allein war.

In der offnen, in einem Halbkreise gebauten Halle saß an dem Tisch, wo das Fremdenbuch gewöhnlich liegt, ein Mädchen. Sie hatte den Kopf auf die eine Hand gestützt; ihre Blicke hafteten auf dem aufgeschlagenen Fremdenbuche. Der Mond warf hellen Schein auf ihr blasses wunderschönes Gesicht. Ein tiefes Weh sprach aus den schönen Zügen — da blinkte ein Tropfen — eine Thräne war auf das Buch gefallen. Die Unbekannte ergriff die Feder, und zeichnete etwas in das Buch — dann ließ sie die Feder sinken, ein krampfhaftes Schluchzen rang sich aus ihrer Brust, und sie verhüllte die überströmenden Augen in dem Tuche.

Als sie nach einer Weile aufsah, fiel ihr Blick auf mich, in tiefer Bewegung war ich unwillkührlich näher getreten. Sie schrak zusammen, ihr Gesicht erglühte; sie erhob sich rasch, griff nach dem Shawl, und schritt hastig, mit niedergeschlagenem Blick meinen Gruß erwiedernd, an dem Fremden vorüber, welcher Zeuge von dem Ausbruch eines Schmerzes gewesen war, den sie wohl jedem Blick verborgen glaubte.

Ich sah ihr kaum nach, ich eilte zu dem noch off-

nen Buche ... neben einem Namen ſtand ein Kreuz gezeichnet, die Dinte war kaum trocken. Ich las: „Emil von L... (22. Juli 18..)."

Im vorigen Jahr war der hier geweſen, der noch in dieſem Herzen lebt, das dem früh Geſchiedenen dies Kreuz ſetzte.

Eine Roſe lag neben dem Buche, die Forteilende ſchien ſie vergeſſen zu haben. Ich nahm die Roſe und barg ſie an der Bruſt.

Als ich durch den Garten zurückkehrte, kam mir Julius entgegen.

„Wo bleibſt Du ſo lange?"

„Biſt Du nicht einer Dame begegnet?"

„Allerdings. Der ſchönen Roſalie von —."

„Du kennſt ſie?"

„Nur vom Anſehen. Sie wird auf Wilhelmshöhe ſchon lange von ihrer Geſellſchaft erwartet, die nach Teplitz zurückfahren will. Aber laß uns hier nicht länger ſäumen; der Abend iſt etwas kühl."

Mir war ſo warm. Ich folgte ihm wie im Traume. —

.... Mehrere Male habe ich ſie wiedergeſehen. Wie iſt ſie ſo ſchön!

Ich denke den Sommeer in Teplitz zu bleiben. Mir iſt wohl; neue Lebensluſt erfüllt warm mein Herz. Bin ich mit einem Mal wieder jung geworden? —

3.

Ich bin wieder in meiner alten Heimath. Ein seltsames Gefühl ergriff mich, als ich in meine öden Zimmer trat, eine Bangigkeit wie ich sie nie empfunden habe. Die Abendsonne brach bleichroth durch die Wolken eines trüben Herbsttages, und glänzte die Goldrahmen der Bilder an der Wand matt an, der Staub lag auf Schrank und Tisch; es war so bangstille, daß ich hastig den Pendel der Uhr anstieß, und mit einer gewissen Freude ihrem Ticken horchte. Die dumpfe Schwüle im Zimmer beengte mir das Herz, die Wände kamen mir so drückend nahe vor wie die Bretterwände eines Sarges... War mir's doch, als käm' ich, um hier zu sterben.

Mit gepreßter, ahnungsschwerer Brust öffnete ich das Fenster; die Luft war still, nur ein leises Zittern ging durch die vergelbenden Blätter in den Gärten. Mir war seltsam wehe im Herzen. — —

Meine Ahnung wird mich nicht täuschen. Der Arzt sagte mir auf mein ernstes Drängen, daß ich den Frühling, aber nicht den Sommer erleben würde. Ich sprach mit ihm lange darüber, und er schien sich über meine Ruhe zu wundern. Als er mich verlassen hatte, sank ich auf einen Stuhl, und murmelte leise, vielleicht lautlos: Du wirst die Rosen nicht mehr blühen sehen! —

Der Frühling wird mir keine Blumen bringen.

Sein warmsonniger Strahl wird mich in meinem kalten Bett nicht durchglühen. Die Bäume werden blühen, die Linde wird duften — nicht mehr für mich. Ich werde...

Die Schwäche übermannte mich, ich drückte das Gesicht in die Hände. —

.... Frage mich nicht mehr nach ihr; ich weiß nichts von ihr, aber mein Herz pocht immer, wenn ich ihrer denke, heißer, stürmischer als es sollte. —

4.

Ich fühle, daß es mit mir langsam zu Ende geht — vielleicht noch früher, als ich selbst denke. Darum beginne ich jetzt schon mit dem, was mir hier noch zu thun bleibt.

Heute wühlte ich unter meinen Papieren, und häufte Briefe, Verse, Tagebuchblätter zusammen — die Flamme verzehrte Alles. Mir war, als sänke meine Jugend mit all' ihren Träumen und Wünschen und Hoffnungen schmerzlich in todte Asche zusammen; aber ich konnte den Gedanken nicht tragen, daß einst gleichgültige Neugier diese mir so theuern Blätter durchstöbern und belächeln könnte. Locken, Bänder und alle jene kleinen Schätze, die nur für mich Schätze, für jeden Andern nichtiger Tand sind, sanken in die Gluth. Da fiel mir eine welke Rose in die Hand...

Ich habe lange, die Gegenwart vergessend, gestanden, und meine Hand zitterte, als ich wie aus einem Traum erwachend, die Rose an die Lippen drückte, und wieder in das offene Kästchen fallen ließ.

Ich trat an das Fenster. In den verödeten Gärten riß der stürmische Wind das letzte Laub von den Zweigen, braune Blätter bedeckten die Steige und Beete, und verhüllten fast die letzten, verkümmerten Astern. Mein Blick glitt über das herbstliche Bild, und weilte auf den dunkeln Gewölken, die sich am Abendhimmel aufgethürmt hatten. Die Sonne verschwand hinter der dunkelblauen Wolkenwand, deren Saum roth überglüht wurde von den letzten Strahlen. Ich sah dorthin, bis mein geblendetes Auge naß wurde und ich den Blick senken mußte.

Sehen jene Wolkenmassen nicht aus wie ein fernblaues Gebirge, hinter dem die Sonne sinkt? — —

Mein Kopf sank erinnerungsschwer auf die Hand. —

Ich hörte nicht die Thür öffnen, ich sah Julius erst, als er vor mir stand.

„Rudolf läßt Dich grüßen."

„Was schreibt er?"

„Nichts Bedeutendes, nichts, was Dich sonderlich interessiren könnte. Doch halt! Eins wollt' ich Dir sagen. Erinnerst Du Dich noch jenes bleichschönen Mädchens, jener Rosalie von —, die während

der diesjährigen Badezeit in Teplitz durch ihre seltene Schönheit ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war? Du sahst sie auf der Rosenburg, und fragtest mich nach ihrem Namen ..."

Mein Herz zitterte.

„Ja, ich besinne mich darauf... Was ist mit ihr?"

„Rudolf schrieb mir von ihr. Der Herbst hat auch diese Rose gebrochen."

„Todt?!"

„Ja. Sie hat, wie man sagt, einen jungen Mann geliebt, der vor ungefähr einem halben Jahre im Duell gefallen ist. Poetische Gemüther behaupten, der Schmerz über seinen Verlust habe sie getödtet, und ihr Tod hat deshalb kein geringes Aufsehen gemacht. Andere meinen, sie sei das Opfer einer Brustkrankheit geworden, die schon seit längerer Zeit an ihrem Leben nagte. Letzteres hat wohl die größere Wahrscheinlichkeit für sich, denn heut zu Tage sterben die Mädchen nicht so leicht mehr am gebrochenen Herzen."

„Todt!"

„Was ist Dir?" fragte er, mich groß ansehend.

Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete. Er ging bald. Ich blieb auf derselben Stelle sitzen. — Als ich wieder aufsah, war es dunkel um mich.

Sie stand mir im Leben ferner, als jetzt; ich hätte sie wohl nie wiedergesehen ... was hat mich nur so

ergriffen? Freilich trat keine Thräne in mein Auge, aber ich fühlte mich mit einem Mal so unbeſchreiblich einſam auf dieſer Welt, ſo unheimlich fremd! Mir wird ſo todesernſt, ſo grabesruhig ... Es iſt Zeit! Es iſt Zeit...

Lebe wohl! Ich weiß nicht, ob ich Dir noch einmal ſchreibe. —

III.

Der Bund mit dem Böſen.

Der Wind trieb dicke Staubwirbel über die Straße; einzelne große Tropfen fielen.

„Leb' wohl, Hugo!"

„So bleib' doch noch und warte das Wetter ab; der Staub wird Dich erſticken und der drohende Gewitterguß durchnäſſen."

Der Angeredete hörte nicht. Er achtete nicht den ihm ſchon entgegenſchlagenden Regen, ſtieg ſchwankend die Treppe hinauf und ſchritt mit fliegenden Kleidern über die Straße.

„Der junge Mann ſcheint ein Narr zu ſein," ſagte Einer von den beiden Männern, die im halbdunkeln Keller zurückblieben, welchen nur von Zeit zu Zeit ein Blitz flüchtig erhellte.

„Das iſt er," ſagte der Andere, „und zwar Einer von den tragiſchen Narren, über die man nicht einmal von Herzen lachen kann. Schon in der Kindheit zeichnete er ſich durch ſein träumeriſches, trübſinniges Weſen aus. In dieſer hellſten Zeit des Lebens traf ihn nur ſelten ein lichter Sonnenblick, ſo recht von Herzen

froh habe ich ihn nie gesehen. Das Leben trennte uns, und ich verlor ihn bald aus den Augen. Endlich hörte ich, daß er sich in einem Irrenhause befinde. Er hatte nämlich die fixe Idee, daß ihm ein böser Geist auf jedem Schritt folge und ihn vom Pfade des Heils abzulenken suche. An Geister glaubte er von jeher, und einige neumodische Bücher mögen ihn in diesem Glauben noch mehr bestärkt haben. Später wird er sich wohl eines Bessern besonnen haben und aus dem Irrenhause entlassen worden sein; wenigstens traf ich ihn vor einem halben Jahre hier, wo er eben angekommen war. Er erkannte mich und erinnerte mich an unsre Jugend. Obgleich er Willens war, diese Stadt bald zu verlassen, verzögerte sich seine Abreise doch von Tage zu Tage, und er läuft noch immer hier umher, bleich und menschenscheu und wie von einer innern Unruhe getrieben."

„Er hat heut viel getrunken ... wenn er nur nach Hause findet."

„Warum nicht?" lachte Hugo. „Er wird sich hüten, bei solchem Wetter auf der Straße zu verweilen. Doch laß ihn jetzt! Zu etwas Anderem! Einer meiner liebsten Freunde — Du sahst ihn neulich bei mir — macht heut Hochzeit. Er hat mich eingeladen, aber ich bin nicht hingegangen, weil solche solide Gesellschaften mir fatal sind und ich da nicht von Herzen froh sein kann. Doch hier laß uns einige Flaschen

auf das Wohl des jungen Brautpaares leeren. Stoß an — der Bräutigam soll leben und die holde Braut!"

Die Gläser klangen.

Julian eilte durch Sturm und Regen, vom Blitz geblendet, schwankend durch die nassen Straßen. Der Aufruhr der Elemente schien ihm wohl zu thun, er athmete tief auf in der frischen Gewitterluft. Vor dem Hause, wo er wohnte, stand er still. Mehrere Wagen rollten durch die Straße, und hielten seiner Wohnung gegenüber, vor einem hohen Hause.

Ein junger Mann sprang aus dem ersten Wagen und half sorgsam einem schön geschmückten Mädchen mit einem Myrthenkranz im dunkeln Haar über den nassen, glatten Wagentritt in's Haus.

Julian stand im strömenden Regen, und sah noch der lieblichen Gestalt nach, als sie schon im Hausflur verschwunden war. Die Nässe des Regens, der immer fühlbarer durch seine Kleider drang, weckte ihn und er eilte die Treppe hinauf, die nach seinem Zimmer führte.

„Wein auf mein Zimmer, schnell!" rief er dem ihm begegnenden Kellner zu.

Er trat in die Stube, er drückte, auf den Sopha sinkend, das Gesicht in die Kissen.

„O sie ist glücklich!" murmelte er.

Der Kellner trat mit einem Paar Flaſchen und einem Licht in das halb dunkle Zimmer.

„Befehlen Sie Licht?“

Julian antwortete nicht. Der Kellner ſetzte das Licht auf den Tiſch und entfernte ſich. Nach einer Weile ſah Julian, ſich beſinnend, mit naſſem Auge empor und ſchenkte ſich haſtig ein.

„Hätte ich Dich nie geſehen!“ ſprach er, indem er ein Glas nach dem andern hinunter ſtürzte. Als ich Dich drüben zuerſt erblickte, da begann mir ein neues Leben; durch die dunkeln Wolkenſchleier, die mich überſchatteten, brach heller Sonnenglanz; ich liebte und träumte Träume der Liebe. Du aber liebteſt einen Andern! — Dennoch ließ es mich nicht fort aus Deiner Nähe, es hält mich mit zauberiſchen Banden, ich muß mein Elend und ſein Glück ſehen. Sein Glück — o heut! heut! — Wehe mir!“

Er biß in eiferſüchtiger Wuth die Zähne zuſammen, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

Der Wind riß ein Fenſter auf, und blies kalt in das Zimmer. Das Licht flackerte hin und her, und der Luftzug ſchlug die Blätter eines alten Buches um, das offen auf dem Tiſche lag. Julian's Blicke fielen auf die vergelbten Seiten.

„Du könnteſt mir helfen,“ murmelte der Berauſchte. „Iſt es Wahrheit, was alte Sagen ſprechen, was mir immer eine heimliche Stimme im Herzen zuflüſterte?“

Der frühe Abend war hereingebrochen. Das flakkernde Licht warf schwankenden Schein; in hohlen, seltsamen Tönen zog der Wind durch die Straße. Julian sah sich im weiten, halbdunkeln Zimmer mit glanzlosen Blicken um — ihm ward unheimlich und gespensterscheu.

„Du finstre Macht, die über meinem Leben brütet, die mir folgt, Schritt für Schritt, hilf mir und ich will Dein sein! Gieb mir die Geliebte meines Herzens, wär's auch nur für diese Nacht, wo sie ruhen soll in des Verhaßten Arm, und dann nimm mich hin! Ist mir doch, als schwebtet ihr um mich, ihr dunkeln Geister der Tiefe, als hörtet ihr, was ich euch biete. Wollt ihr? — Dies Buch enthält geheimnißvolle Sprüche, die euch mit Zaubergewalt zum Gehorsam zwingen sollen. — Wohlan, ich will es versuchen!"

Julian schlug das alte Buch mit wankender Hand auf, und las mit bebender Stimme eine seltsame Formel ab. Alles blieb still. Julian las eine zweite Formel her, welcher der Autor des Buchs eine größere Kraft als der erstern zuschrieb. Dem Geisterbeschwörer war bei den wunderlich klingenden Worten selbst ganz unheimlich geworden.

Er schwieg und blickte auf, von einem Schauer durchrieselt. Das ungeputzte Licht brannte trübe, ein heller Blitzstrahl leuchtete grell durch das Gemach. Als der laute Donnerschlag verhallt war, ließ sich ein Klopfen an die Thür hören.

Lautlos, in der höchſten Spannung lauſchte Julian. Die Thür öffnete ſich, und eine lange Geſtalt in grauem Ueberrock mit dunklem Auge und ſchwarzem dicht an dem Kopf liegenden Haar, trat herein. Der Fremde zog einige Papiere aus der Bruſttaſche, entfaltete einen halben Bogen und ging damit auf den bebenden Julian zu. Er verbeugte ſich und öffnete den Mund, da ſchrie Julian auf: „ich weiß, was Du willſt — gieb!“

Der Fremde trat einen Schritt zurück, und maß den erhitzten jungen Mann, deſſen Pulſe flogen, von oben bis unten; dann glitt ſein Blick auf den Tiſch und die Flaſchen.

„Ach ſo!“ murmelte er und lächelte ſeltſam.

Julian lag auf dem Sopha, die Stube drehte ſich um ihn, vor ſeinem wirren Blick verſchwamm Alles, er ſah nur das Papier in ſeiner zitternden Hand und den hagern grauen Mann, der, ohne eine Miene zu verziehen, eine Feder in das Dintenfaß tauchte und ſie ihm mit einer auffordernden Geberde bot.

„Mit Dinte ſoll ich unterzeichnen?“ ſtieß Julian verwundert heraus.

Der Fremde ſah ihn erſtaunt an.

„Ich dächte, mit Blut!“ fuhr Julian fort.

Der Fremde ſchien den Kopf zu ſchütteln, er lächelte wieder ſeltſam und ſagte: „Dinte genügt. Belieben Sie nur Ihren werthen Namen, Stand und Charakter hier herzuſetzen.“

Julian ſtarrte mit glanzloſen Augen auf das Papier, die Worte verſchwammen vor ſeinem Blick. Ihm war, als wenn ein guter Geiſt ihm warnend zuflüſterte: Unterzeichne nicht!

„Und wirſt Du Alles genau erfüllen, Alles, was Du verſprichſt?"

„Pünktlich!" ſagte der Unbekannte. „Ich werde morgen kommen..."

„Morgen ſchon!" ſchauerte Julian, „morgen! Doch es ſei!"

Er riß die Feder aus der kalten Hand des Fremden, und unterſchrieb das verhängnißvolle Blatt.

Ein heller Blitz beleuchtete die bleichen Züge des Unbekannten — laut hallte der Donner, die Fenſter klirrten im brauſenden Windſtoß — Julian ſank auf die Kiſſen, ſeine Sinne ſchwanden.

Als er ſich von ſeiner Betäubung erholte, ſah er ſich in einem faſt dunkeln, warmen, durchlufteten Zimmer. Er ſprang auf und blickte umher. Die Fenſtervorhänge waren dicht zugezogen, aber eine Laterne auf der Straße warf ihr Licht durch das dünne Gewebe. Julians Auge gewöhnte ſich bald an die Dämmerung, er ſah ein Bett mit prächtigen Vorhängen im Hintergrunde des Zimmers; fröhliche Muſik tönte aus den Nebengemächern. Er ſchlug die Gardine zurück

— in dem Gasthofe drüben wohnte er, das Licht glimmte noch trübe in seiner Stube.

Der Schlüssel in der Thür wurde herumgedreht, Julian verbarg sich hinter den Vorhängen des Bettes. Ein Mädchen trat mit einem Licht in das Zimmer, die junge Braut folgte. Sie zog die Handschuhe aus und sagte: Mach' nun rasch, liebe Schwester, eh' er kommt.

Die Schwester nahm ihr den Kranz ab, und fing an, sie zu entkleiden. Julian hörte die Kleider rauschen und stand blicktrunken. Die Braut wickelte die Locken auf, die Andere stand vor ihr, und betrachtete sie mit sinnendem Blick.

„Was siehst Du mich so seltsam an?"

Die Schwester umarmte sie innig und küßte sie. Tritte ließen sich im Vorzimmer hören.

„Horch, man kommt! Gute Nacht!"

Sie eilte fort. Die Braut blickte nach der Thür, ihr Busen hob sich höher — Julian hielt sich nicht länger, er stürzte hervor und umschlang sie — Sie sah ihm erschrocken in das bleiche Gesicht und stieß einen Schrei aus.

Die Thür flog auf. Julian ließ die Erblaßte los — ein Messer war, er wußte selbst nicht, wie, in seiner Hand — er stürzte auf den eintretenden Bräutigam, der, von seinem Stoß getroffen, mit einem dumpfen Schrei zu Boden sank. Die Braut warf sich sinnlos auf den röchelnden Körper, Julian aber riß die Blutbefleckte empor in seinen Arm, und bedeckte Mund

und Buſen der Ohnmächtigen mit glühenden Küſſen. Sie kam bald wieder zu ſich, und ſah ſich erſtaunt und erröthend in ſeinen Armen.

„Du biſt es!“ ſagte ſie.

„Erkennſt Du mich?“

„Wohl! Ich habe Dich drüben am Fenſter geſehn Du blickteſt ſo oft herüber.“

„Ich habe Dich geliebt, ſeit ich Dich ſah. Ach, und Du liebteſt einen Andern!“

„Wer ſagte Dir das? Ich habe ihn nie geliebt. Dich liebt' ich, unſre Seelen hatten ſich gefunden, als ich mit dem Ungeliebten zum Altar trat.“

„Du liebſt mich?! — um Deinetwillen hab' ich an dem Himmel gefrevelt, um Deinetwillen rauchen meine Hände von Blut, um Deinetwillen bin ich verdammt für immer — aber der Gedanke: Du liebſt mich! wird in dem ewigen Pfuhl mich kühlend anwehen, wie Frühlingsathem, dies Wort wird das Qualengeröchel der Hölle übertönen, und ich werde ſelig ſein unter Verdammten! — Du liebſt mich! Du biſt mein!“ —

„Ewig!“ ...

Hell ſchien die Sonne in's Fenſter, als Julian erwachend emporfuhr. Er ſah ſich auf ſeinem Zimmer — vor ihm auf dem Tiſch die halbgeleerten Flaſchen und das offene Zauberbuch. Er erhob ſich mühſam, ſchwindelnd — wie Bergeslaſt lag der Gedanke an den vorigen Abend auf ſeinem Herzen.

„Was haſt Du gethan? — War es wirklich? — Sei's! Ich war doch glücklich!"

Als er an dem Spiegel vorbei ging, erſchrak er vor ſich ſelbſt, vor ſeinen bleichen Wangen und ſeinen eingefallenen, erloſchenen Augen. Er ſtand am Fenſter. Drüben vor dem Hauſe hielt ein Wagen — ein junger Mann half einer ſchönen Dame hinein und folgte ihr dann. Der Wagen rollte dahin.

„Ich träume, träume!" murmelte Julian. „Das war ſie — ach, ſie! und das war er — er? Unmöglich! Er, den ich dieſe Nacht ... Hu! Wehe mir! Meine Hände ſind roth — Blut! Blut!"

Bebend eilte er zum Waſchtiſch, und wuſch ſich mit Emſigkeit und rieb ſich die Hände faſt wund. Dann trocknete er ſie beruhigt und ſprach vor ſich hin: — „So! Nun weiß Niemand, daß ich es war ... Niemand."

Er ging im Zimmer umher, und lachte verwirt vor ſich hin.

Sein Freund Hugo trat ein. Julian hielt ihm die Hände hin und fragte: „Siehſt Du etwas?"

Der Freund ſah ihn erſtaunt an und erſchrak.

„Nicht wahr? Du ſiehſt nichts? Komm!"

Er führte ihn zum Fenſter.

„Weißt Du, wer dort drüben wohnt?"

„Freilich weiß ich das: einer meiner Freunde, der geſtern geheirathet hat. Ich war vorhin drüben bei dem jungen Ehepaar."

„Bei dem jungen Ehepaar? Blendwerk! Blendwerk! Ich weiß das beſſer. Er iſt dieſe Nacht geſtorben.“

„Wer?“

„Und ſie liebt einen Andern ... ewig! — Ha! Siehſt Du? Siehſt Du?“

Er ſchrie auf und ſank in die Knie.

Hugo ſah einen graugekleideten Mann in das Haus treten. Julian ſtammelte allerlei Gebete verworren her und rang die Hände.

„Heiliger Gott, er iſt wahnſinnig!“ rief Hugo.

Es klopfte an die Thür.

„Herein!“ ſagte Hugo.

Der graugekleidete Mann trat mit einigen Papieren in der Hand ein.

Julian ſchrie auf: „Er kommt, er kommt, ſein Opfer zu holen! Wehe! Verloren! Verloren!“

Er lag beſinnungslos in den Armen ſeines Freundes.

Seit dieſem Tage harrt Julian von Stunde zu Stunde, daß ihn der Teufel holen wird; von dieſer Ueberzeugung vermag ihn nichts abzubringen. Er lebt in einem Irrenhauſe.

Der graugekleidete Fremde iſt der harmloſe Subſcribentenſammler einer ehrenwerthen Buchhandlung. Der unglückliche Julian hatte an jenem verhängnißvollen Abend auf das Pfennigmagazin ſubſcribirt.

Der kalte Frühling.

Novelle

von

Arthur Mueller.

So viel Elend erzeugt die erwiederte, glückliche Liebe!
Lukrez. IV. 1131.

Es war schon in der Mitte des Mai-Monates, wo die alte, immerkräftige Erde sich neubelaubt, Gräser und Blumen sprießen und blühen, und die ganze Natur den langen Winterschlaf abschüttelt, mit ihren süßesten Farben der freudigen Sonne zu huldigen; aber in Rongella, einem Dorfe des Schamser-Thales, wollte der tiefe Schnee noch nicht schwinden, und die hohen, trotzigen Berge den starren Eismantel nicht ablegen. Zuweilen drang ein warmer Strahl durch die kalten, grauen Wolken, vergoldete flüchtig die Thurmspitze der kleinen Kirche, und blinzelte auch wohl neugierig hinein in die ärmlichen Stuben der Menschen, die gar sehnsüchtig dem seltenen Gaste nachsahen.

An einem stillen Sonntage verweilte die Sonne länger als gewöhnlich; klare, duftige Nebel segelten ruhig am blauen Himmel, und das weiße Kleid, womit die Erde gegen die rauhe Luft verhüllt, strahlte in flimmernder Pracht. Alles war Leben und Lust; vergnügt und zufrieden, über den nahen Frühling, saßen die dürftigen Einwohner vor den Thüren, die Sperlinge

tanzten lustig auf den Schindeldächern, und selbst der schwarze, gewaltige Bär, der das kunstreiche Schild des Wirthshauses zierte, sah nicht mehr so grimmig und verwegen aus, als wolle er die Reisenden mit seinen Tatzen hereinzerren.

Neben diesem Schilde war ein Fenster offen, und ein schlanker, etwas blasser Mensch, dessen Gesicht und Kleidung fremd und ausländisch, stand unbeweglich, und starrte hinaus auf die Straße. Wer zufällig des Weges kam, zog freundlich die Pelzmütze und grüßte hinauf, die alten Weiber verneigten sich demüthig, und schalkhaft lächelten die hübschen Dirnen, und sahen verschämt sich um nach den schwarzen, glühenden Augen des steinernen Gastes. Der Sage nach war es ein reicher Engländer, und von Geburt der Esquire Hugh, der hier den trägen Winter verschlafen hatte, zuweilen die wilden Gebirge des Beverin durchstreifte, und seine übrige Zeit am Fenster zubrachte; ob aus wetterkundigen Absichten, oder wegen der frischen Luft, wagen wir nicht zu entscheiden.

Niemand wußte, was er eigentlich in diesen Thälern suchte. Er wollte nach Italien, und gedachte täglich über den Bernardino. Der leichte Wagen stand noch immer reisefertig, und nichts hatte der Esquire herausgenommen, als was er auf dem Leibe trug: einen dunkelblauen Frack mit kupfernen Knöpfen, und ein Paar Nankinhosen, die wenig Schutz gegen die strenge Kälte gewährten. Die mit Perlenmutter ein-

gelegte Flinte darf man nicht in Anschlag bringen, da ein reisender Engländer diesen Trost der Einsamkeit selten verbergen wird; sie lehnte gewöhnlich, bei seinen Kreuz- und Irrfahrten, an dem einen Wagenfenster, während der gelbe Dachshund aus dem andern heraus Welt und Menschen kennen lernte.

Fragen wir die nächste Umgebung des Helden aus Albion, so finden wir auch hier wenig oder gar keinen Aufschluß. Der wohlbeleibte Wirth war seiner Gesundheit wegen ein lässiger Patron, der um fremde Angelegenheiten nicht Sorge trug, zufrieden, daß sein einziger Gast jeden Morgen die unbillige Zeche bezahlte, und zwar in Gold, wofür er kein Agio verlangte; seine Frau hatte bereits die Jahre der unschuldigen Neugierde überschritten, und eine warme Sorgfalt, die nicht zudringlich, nur bescheiden, kann unmöglich Geheimnisse ergründen. Vielleicht würde uns der Dorfschneider einige Aufklärung geben können, wenn anders Personen seines Standes Glauben beizumessen; er war in der Gaststube als ein scharfer Rezensent der Sonntags-Predigten berühmt, und hatte schon längst behauptet: der Engländer sei ein Schatzgräber, dessen bleiche Gesichtsfarbe von den vielen Nachtwachen herrühre, und der Gemeinde, die bisher seine Rathschläge für Hirngespinnste gehalten, geschehe das förmlichste Recht, wenn ein Fremdling die kostbaren Erfüllungen der Wünschelruthe davon trage.

Wie dem auch sei; der Esquire war ein gutmüthi-

ger und freigebiger Mensch, und sein einziger Fehler, daß er seit seiner Anwesenheit noch kein Wort gesprochen hatte, welches nicht sowohl seine Schuld, als die der Einwohner, die nur Romanisch verstanden, eine Sprache, worüber auf keiner englischen Universität gelesen wird. Er hatte übrigens noch mehr der guten Eigenschaften, und besuchte jedesmal die Kirche, wo er sich unter die Junggesellen stellte, und den Ermahnungen des geistlichen Hirten andächtig zuhorchte; wofür dieser die wenigen lateinischen Sentenzen, welche sein schwaches Gedächtniß behalten, zusammensuchte, um einigermaßen bei dem fremden Zuhörer zum Verständnisse zu gelangen. Das gleichgültige Gesicht des Esquire zeigte aber wenig Verwunderung über diese Gelehrsamkeit, so daß es schien: er kenne keine anderen Römer, als die grünen Gläser, woraus man den Rheinwein zu trinken pflegt. Doch wußte er den guten Willen zu schätzen, und versah die Küche der Pfarrerin reichlich mit Wildpret. Die achtbare Frau hatte dagegen, aus Zuneigung zu ihm, eine altmodische Haube aufgesetzt, wie sie zu sehen auf den Kupferstichen aus den Zeiten der Clarissa und Pamela, die ringsumher an den Wänden der Wohnstube hingen.

Wollte der Esquire nun seinen unmaßgeblichen Willen an den Tag legen, irgend etwas wünschen oder verlangen, so mußte er sich der Zeichensprache bedienen, die Niemand besser verstand als der Hausbursche zum schwarzen Bären, der überhaupt seine müssige Zeit

sehr sonderbar ausfüllte. So gab er sich viele Mühe, einer lahmen Krähe die Zunge zu lösen, und dazwischen den Kalender auswendig zu lernen, und hier wußte er vorzüglich die Tage, an welchen gut Haarschneiden, oder Aderlassen; auch hatte er über jeden Menschen seine philosophischen Ansichten und Vermuthungen. Aber der Esquire wollte durchaus nicht zu seinem System passen; obwohl er schon längst wahrgenommen, daß dieser, so oft er an dem kleinen Hause vorbeiging, das schräg gegenüber lag, jedesmal den Filzhut tiefer in die Augen drückte, und den Frack fest zuknöpfte, als wenn ihn entsetzlich friere.

Noch immer stand der Esquire, stumm und unbeweglich, wie eine Bildsäule, und starrte hinaus auf die Straße: vielleicht auch nach dem kleinen Hause mit der grünen Thür und den runden Fenstern, die, frei von Eisblumen, hell und durchsichtig glänzten. Nicht lange währte es, und ein wundersames Kind sah heraus, und lächelte den blauen Himmel an, der sich stolzer wölbte, und die gleißende Sonne sendete, dieses holde Antlitz mit einem goldstrahlenden Rahmen zu umgeben. Es war Johannetta, das einzige Töchterlein einer armen Wittwe. Freundlich bellend sprang der gelbe Dachshund des Engländers heran. Sie verließ das Fenster, und setzte sich vor die Thür. Wohl wußte sie, wer dort oben stand, aber sie schlug die Augen nicht auf, und scherzte mit dem zutraulichen Thiere, so heimlich und geschäftig, daß sie den blonden Berly

nicht gewahrte, der ſchweigend und faſt unwillig dem Spiele zuſah.

Der blonde Berly war ein hübſcher Burſche, und der kühnſte Gemsjäger im ganzen Dorfe. Er liebte Johannetta treu und ehrlich, und gedachte ſie heimzuführen, wenn der Sommer mit ſeiner blühenden Luſt das ſtille Thal belebte.

„Sollte ich nicht eiferſüchtig werden!“ zürnte der Berly, und legte ſeine Hand auf Johannetta's Schulter — „wie ein armer Sünder ſtehe ich hier, und Du willſt mich nicht ſehen!“

„Aber Du biſt auch gar zu ungehalten!“ liſpelte das Mädchen, und ſtreichelte den Hund, der ſich furchtſam anſchmiegte — „zwei lange Tage warſt Du abweſend, ich habe mich ſo um Dich geängſtigt, und erhalte nun Vorwürfe für mein Harren und Dulden!“

„Muß ich nicht, und weiß ich denn, wem eigentlich dieſe Gunſt gilt? dem garſtigen Hunde, oder ſeinem Meiſter?!“

„Ei, Du Verwegener! Das alſo iſt der Lohn dafür, daß der fremde Herr Deiner Armuth abgeholfen, als die Staublavinen Deine Hütte vergraben, Deine kleine Heerde vertilgt hatten, und Du nicht wußteſt, wie Du leben ſollteſt, um Dein Elend zu ertragen. Und ſieh nur, wie drohend ſeine Augen auf uns ruhen; er hat gewiß Deine frechen Worte gehört!“

Der Berly ſah beſtürzt ſich um, und grüßte hin-

auf nach dem Fenſter des Esquire, deſſen ſtarre Züge ſich zu einem freundlichen Grinſen verzogen.

„Wie ſoll ich mir dieſen ſonderbaren Gruß auslegen?“ ſagte der Berly ungehalten — „von einem Menſchen, der nicht einmal den Hut abzieht, wenn er bei einem Kreuze vorüber geht. Wahrlich, er will mein Verderben; daher iſt er ſo freundlich gegen mich!“

„Du biſt nicht länger zu ertragen!“ erwiederte Johannetta. Sie ſtand raſch auf, und wollte ſich zürnend und ohne Abſchied entfernen, als plötzlich ein wildes, banges Geſchrei erſchallte, die Einwohner ängſtlich umherliefen, und einige ſogar ſich in die Häuſer flüchteten.

Auf der nahen Landſtraße war der Briefbote, der zweimal wöchentlich zwiſchen Andeer und Tuſis ging, von einem Bären zerriſſen worden, und eben jetzt wurde die blutige Leiche hereingetragen. Angſt und Entſetzen verbreiteten ſich durch das ganze Dorf; die Mütter ſuchten und fragten nach den Kindern, die Männer erzählten alte Unglücksgeſchichten, und ſtürmiſch drang die muthige Jugend darauf: das Ungethüm zu verfolgen und zu verderben. Bald hatte ſich ein kleiner Haufen gefunden, das Abentheuer zu beſtehen.

Wie manches Herz zitterte und zagte über den Sohn, über den Geliebten, der entgegeneilte der drohenden Gefahr! Feſt umſchlungen hielt Johannetta den blonden Berly; der Zorn war verſchwunden, ſie benetzte mit Thränen ſeine Wangen, und wollte ihn nicht

ziehen lassen. „Versuche den Himmel nicht!“ rief sie flehend; „mir träumte die Nacht von Blut und Blumen, und Dich sah ich sterbend zu meinen Füßen!“

„Sei ruhig!“ tröstete der Berly und suchte den eigenen Schmerz zu verbergen — „so oft setzte ich über steile Gletscher und tiefe Abgründe, der flüchtigen Gemse nach, und Gott und der heilige Hubertus haben mich immer beschützt; sie werden mich auch jetzt nicht verlassen, und mich gesund zurückführen in Deine Arme!“

So weit die Augen reichten, sah Johannetta dem Zuge nach, der sich langsam und überlegend fortbewegte; noch einmal grüßte der Berly, und drückte beruhigend die Hand auf das treue Herz, dann waren sie verschwunden.

Still und traurig verging der Tag; die Sonne war kalt und farblos untergegangen, wogender thürmten sich die schwarzen Wolken, und ein scharfer Föhn brauste daher, wühlte den Schnee auf, und warf die Steine herab, womit die alten Dächer belastet waren. Nicht wie sonst war die Kirche überfüllt; die Mädchen fanden nicht, was die Augen suchten und das Herz verlangte, und ganz allein stand der Esquire auf seinem Platze, den Hut verlegen zwischen den Fingern drehend. Es war der fünfte Sonntag nach Ostern: Rogate, et dabitur vobis; und von der Erhörung des Gebets sprach der würdige Greis. Eine heilige Begeisterung flammte in den sonst ruhigen Zügen, sanfte Falten spielten auf der freien, hochgewölbten Stirn, und mitleidig zitterte

ſeine klare, weiche Stimme. Und als er die Güte des Allgewaltigen pries, und den Schutz des Höchſten erflehte für die Abweſenden, da perlten die Thränen, die da zeugen, daß wir Menſchen ſind, und der Geiſt der ewigen Liebe hatte ſich der zagenden Gemeinde erbarmt.

Es wußte aber der Esquire dieſe Rührung nicht zu deuten; eine bange Neugierde bedrängte ſeine Ruhe, und unwillig verließ er den Tempel der gläubigen Eintracht. Er ſtäubte gelaſſen den Schnee ab, und ſetzte ſich auf die niedere Kirchhofs-Mauer; wehmüthig lächelnd ſah er dem Spiel der Dohlen zu, die ſich in den hohen, kahlen Bäumen wiegten, und flatterten und krächzten, als wenn ſie ſich beklagten über die langweilige Natur. Immer finſterer wurden ſeine Züge, und unheimlicher glühten die ſchwarzen Augen. Waren es die verwitterten Leichenſteine, die ihn angrinſten in der Dämmerung; war es das Rauſchen der Orgel, der feierliche Geſang, die herüber ſchallten aus der kleinen Kirche, und ſein Gemüth erfüllten mit Angſt und Schauer? - Nein; der fernen Heimath gedachte der Fremdling, der väterlichen Hallen, der wildeſten Jugendträume; die Vergangenheit drängte ſich vorbei den aufgeregten Gedanken, die bleichen Nebelgeſtalten griffen verwegen mit den kalten Händen nach dem zuckenden Herzen, das, in Eis und Gluth getaucht, brechen und vergehen wollte.

Er ſprang haſtig auf und wandelte über die hügeligten Gräber. Der Gottesdienſt war zu Ende. Ge-

tröstet eilten die Einwohner zurück nach den ruhigen Hütten, und ganz zuletzt kam Johannetta. Sie hatte der Mutter des Heilandes, die das siebenfache Schwerdt des Todes in der wunden Brust getragen, ihre Schmerzen und Sorgen geklagt; die Königin des Himmels, die zunächst steht dem dreieinigen Throne, hatte sie angerufen, zu schützen den blonden Berly, die Gefahr abzuwenden von seinen Schritten.

Der Esquire sah das arme Mädchen dahingehen, und eine glühende Röthe färbte sein blasses Gesicht; er hatte sie bald erreicht, und unwillkührlich bewegte sich sein Arm, diese sanfte Hand zu fassen; als er aber die nassen Augen sah, die Wangen bleich wie der gefallene Schnee, da wagte er nicht, seinen Entschluß zur That zu bringen. Träumerisch folgten seine Augen der Dulderin, und noch spät stand er am Fenster, starrte hinüber nach dem kleinen Hause, wo längst das Licht verloschen, und das müde Leben die nächtliche Ruhe suchte.

In tiefer Nacht kamen die Jäger zurück. Sie hatten einen vergeblichen Gang gethan; wohl die Spur des Bären gefunden, die sich verlor in die unwegsamsten Gebirge, aber hier war Niemand kühn genug, vorwärts zu dringen, als der blonde Berly, der sich nicht abhalten ließ durch die Vorstellungen der Gefährten, durch die einbrechende Nacht, und den wahrscheinlichen Gefahren Muth und Entschlossenheit entgegensetzte.

Johannetta war nicht eingeſchlafen; die ſchmerzlichſten Vermuthungen verſcheuchten den Schlummer. Sie zählte unruhig die Stunden und Minuten, und jeder Windzug, der ächzend durch den Kamin fuhr, oder raſſelnd gegen die Scheiben ſchlug, gab ihrem Kummer neue Nahrung. Endlich hörte ſie das Getümmel der Heimgekehrten; ſie ſprang auf von der Seite der ruhig ſchlafenden Mutter, und ſtürzte hinaus auf die Straße. Aengſtlich rief ſie den Namen des Geliebten, und näher kamen die Jünglinge und erzählten: wie der Berly allein es gewagt, die Spur des reißenden Thieres zu verfolgen, tief hinein in die Gebirge des Beverin.

Mit einer wilden Gleichgültigkeit vernahm Johannetta dieſe Nachricht; das Unheil, welches ſie gefürchtet, und nicht zu denken wagte, war geſchehen, und der Schmerz betäubte die Gefühle. Sie klagte ſich an über das Elend: jedes harte Wort, das einſt zürnend dem Berly gegolten, drängte ſich zeugend herbei, und die Einbildung ſteigerte die Angſt zur Schuld. Verlangend ſtarrte ſie nach den fernen Gebirgen, deren eiſige Gipfel, vom Monde beleuchtet, hell erglänzten. Und freudiger ſtrahlten die ſehnſüchtigen Augen, es hob ſich höher die wunde Bruſt, als wenn ein tröſtender Gedanke die Schmerzen verſchatte. Sie ſah ſich ſcheidend um nach der mütterlichen Hütte, die ſo einſam und verlaſſen da ſtand; die niedergebeugte Geſtalt richtete ſtolz ſich auf, ein kühner Entſchluß war gereift:

den Geliebten zu suchen, in seinen Armen, an seinem Herzen die bange Furcht zu vergessen, und Ruhe und Verzeihung zu erringen. Ungestümer tobte der Wind, und wild kämpften die zerrissenen Wolken, daß die ewigen Sterne sich scheu verbargen, sich unmuthig verschleierten, und eine starre Nacht Berg und Thal verhüllte.

Ungewöhnlich lange hatte der Esquire geschlafen; und als er endlich aufstand, stürzte der Hausbursche ungerufen in das Zimmer, zeigte dringend hinüber nach dem kleinen Hause, wo die Mutter weinend die Hände rang, bald nach den r ästen Gebirgen, und bald auf den schwarzen Schildbären, der sich knirschend hin und her bewegte in den rostigen Angeln. Nur mühsam begriff der Esquire den Inhalt dieser seltsamen Geberden. Er warf die scharfgeladene Flinte über, und versuchte, einen alten Hirschfänger umzuschnallen, den der Wirth geschäftig ihm aufdrang; dann ging er hinüber zu der tiefbetrübten Mutter. Schüchtern und niedergeschlagen trat er in die reinliche Stube, und kindlich besorgt faßte er die zitternde Hand der klagenden Wittwe. Die Thür wurde heftig aufgerissen, und der blonde Berly stürzte herein. Er fragte nicht, er sah den Kummer und das Elend, die hier das bitterste Recht ausübten, und schwach und kraftlos fiel er nieder. Gutmüthige Nachbarn leisteten Hülfe, und eilend verließ der Esquire die Hütte des Jammers.

Er hatte rüstigen Schrittes bald die wildesten Ge-

birge erreicht, wo niemals die Strahlen der Sonne hindringen und der Schnee nicht mehr schmilzt, starre Felswände und gewaltige Eismassen den Weg versperren, und nur, an einzelnen geschützten Stellen, kümmerliche Flechten und Pflanzen das Daseyn der mütterlichen Erde verrathen. Ein Geier-Adler kreiste raubgierig über seinem Haupte. Verächtlich lachend schoß er einige Mal die Flinte ab, als ein Zeichen seiner hülfreichen Gegenwart, und ein vielstimmiges Echo gab tosend den Schall zurück. Er kletterte mühsam weiter, und hörte plötzlich das widerwärtige Brüllen des Bären, das anfangs nahe, bald nur aus der Ferne noch herüberdrang. Schon stand er schußfertig, aber das Entsetzlichste war geschehen; das warme, rothe Blut vergossen über den kalten, höhnischen Schnee, Johannetta zerrissen, gefallen durch die blutige Kraft des wilden Thieres.

Und als endlich die bekümmerten Einwohner den Platz des Unheils gefunden, lag der Esquire, steif und starr, auf seinen Knieen. Er hatte die kalten Hände Johannetta's fest an seine Brust gedrückt, als wollte er sie erwärmen an dem mißhandelten Herzen, das nicht gewagt, die glühendste Liebe zu gestehen. Alle Versuche, den Fremdling dem Leben wiederzugeben, waren vergebens; und dicht neben der Stelle, wo er gesessen, und der fernen Heimath gedachte, haben sie das Paar begraben.

Eine Verlorene.

Von

E. Ferrand.

1.

Auf den weiten Hausflur eines großen Hauses in einer Hauptstraße der Residenz trat ein schönes, nach der neusten Mode ziemlich auffällig gekleidetes Mädchen. Der Portier ließ sein Frühstück stehn, und wandte den dicken, rothen Kopf nach der Glasthür.

Er schien die Eingetretene zu kennen, und nickte ihr mit einem eignen Lächeln auf eine gemeinvertrauliche Weise zu. Sie wandte, ohne seinen Gruß zu erwiedern, den schönen Kopf nach der andern Seite. Das Gesicht des Portiers wurde noch röther; er öffnete die Thür, und rief der Vorüberschreitenden zu: „J, guten Tag, Jungfer — Jungfer! Aber das packt sie wohl bei ihrer Ambition; denn jetzt ist sie ja weit mehr geworden — Mamsell oder Fräulein oder — was weiß ich? Ja, ja, als ihr Vater seliger hier im Hause noch Bedienter war, da dachte Niemand, daß es das hübsche kleine Fränzchen zu so Hohem bringen würde."

Das Mädchen hörte sein widerliches Lachen nicht mehr; mit glühendem, gesenkten Gesicht eilte sie die Treppen hinan. Außer Athem stand sie, als sie die dritte Treppe erstiegen hatte. Durch die Dachfenster schien die Sonne hell auf die Diele; eine Katze sonnte

ſich, behaglich ausgeſtreckt, in dem warmen Licht. Die Katze wandte den Kopf mit den halbgeſchloſſenen Augen nach dem erhitzten Mädchen, erhob ſich, mit einem hohen Buckel ſich dehnend, und näherte ſich der Tiefathmenden. Als das Thier ſchnurrend ſich an ihren Fuß ſchmiegte, neigte ſich das Mädchen zu ihr, und ſtreichelte ihr mit der weichen Hand den Rücken.

Ein trübes Lächeln ſpielte um ihren Mund ... das Herz krampfte ſich ihr zuſammen ... Sie war in dieſem Hauſe geboren, ſie war in dieſem Hauſe groß geworden.

Wie im Traum trat ſie zu einem nahen Fenſter, das auf den Hof hinausſah. Sie lehnte die heiße Stirn gegen die Scheiben. Auf dem Hofe dort unten hatte ſie die Spiele ihrer Kindheit geſpielt; der enge Raum war einſt die Welt des Kindes. Wie damals waren die Mädchen beim Brunnen beſchäftigt, wie damals ſpielte der Luftzug in den flüſternden Blättern des Lindenbaums, wie damals lag der Sonnenſchein freundlich auf der Wand des Hinterhauſes, und die Bäume des Gartens hinter dem niedrigen Gebäude ragten mit ihren Wipfeln über das Dach wie damals.

„Wie damals! — Und ich?“.....

Ihre Augen wollten in Thränen überfließen, aber plötzlich wandte ſie ſich vom Fenſter; ſie verzog ſpöttiſch die Lippe und ging mit raſchem feſten Schritte zu einer Thür. Ohne anzuklopfen, trat ſie in das kleine Zimmer.

Eine alte Frau mit einem grünen Schirm vor den Augen saß in einem schlechten Lehnstuhl.

„Bist Du es, Franziska?“

„Ja, Mutter. Wie geht es Euch heute?“

„Besser. Das Fieber hat nachgelassen. Aber sehr schwach fühl' ich mich, sehr matt. Mein Stündlein ist wohl nicht ferne mehr. Nun, wie mein Herrgott will.“

„Sprecht nicht so, Mutter. Ihr werdet wieder gesund werden.“

„Ach nein, Kind. Auch kann ich jetzt ganz geruhig sterben; das Geld für mein Begräbniß liegt abgezählt in dem Schrank dort, und es bleibt auch wohl noch so viel übrig, daß der Leichenkutscher einen guten Trunk auf mein seliges Ende thun kann. Eben hat mir auch die Nachbarin mein Leichenhemde gebracht, das sie für mich genäht hat, da ich nicht mehr bei meinen schwachen Augen die Stiche besehn kann. Es ist ein schönes Hemde; da liegt es noch auf dem Stuhl. Ach, trag' es doch dort in den Schrank — mir wird das Aufstehn so sauer.“

Franziska nahm das Hemd, und hielt es eine Weile in der bebenden Hand. Sie zitterte, sie kämpfte mit ihren Thränen; aber ein heißer Tropfen preßte sich doch aus ihrem Auge und fiel auf das weiße Hemd — das Leichenhemd ihrer Mutter.

„Nun, wie gefällt es Dir? Nicht wahr, es ist eine schöne Leinwand? so fein, so fest. Ich habe sie

selbst im vorigen Jahre auf dem Jahrmarkt von den Fremden gekauft, die Elle kostet sieben Groschen."

Die Tochter schloß das Hemd in den Schrank und trat, ohne zu antworten, an das Fenster. Sie sah hinab auf die Straße.

Drüben in der Belletage des palastartigen Hauses saß im eleganten Morgennegligee ein Mädchen am Fenster, oft durch den Fensterspiegel den Blick auf die Straße richtend. Sie hatte ein Zeichenbrett vor sich und zeichnete mit Emsigkeit an einem Bilde.

„Gewiß sein Bild!" murmelte Franziska vor sich hin. „O Mädchen, wenn Du, zufällig emporsehend, mich erblickst, streift Dein Blick gleichgültig an mir hin; Du ahnst nicht, wie verwandt unsre Herzen sind. Was jetzt in süßer Erwartung Deinen Busen hebt und jetzt mein bebendes Herz zum Zerspringen schwellt — es ist dasselbe Gefühl!"

Ihr Auge fiel auf den Thurm, der hinter den Häusern drüben emporragte; ihre Blicke hafteten auf dem Zifferblatt der Uhr.

„Drei Viertel auf Elf! Noch eine Viertelstunde!" Sie kehrte sich von dem Fenster.

„Kind," sagte die Mutter und zeigte auf eine große Bibel, die auf dem Tisch aufgeschlagen lag: „meine Augen sind so dunkel geworden, ich kann das liebe Gotteswort nicht mehr wie sonst lesen — lies mir vor aus dem heiligen Buche. Ach, das kann auch Dir nur gut und dienlich sein. Ich höre schlimme Dinge

von Dir. Neulich waren der gnädige Herr, der mich wegen der treuen Dienſte Deines ſeligen Vaters noch in ſeinem Hauſe duldet, hier in meinem ſchlechten Kämmerlein, und ſie erkundigten ſich nach meinem Befinden und verſprachen mir, ihren eignen Arzt zu ſchicken. Dabei bedauerten mich der liebe, gnädige Herr wegen Deiner, und ich hörte, daß Du wie die Leute in Sodom lebeſt, über die der Herr Feuer und Schwefel regnen ließ. Meine alten Augen haben viel weinen müſſen, und an Deinen ſeligen Vater mußt' ich denken, und was ich ihm von Dir ſagen ſoll, wenn ich nun zu ihm komme, wie das bald geſchehen wird. — Du haſt mich lange vergeſſen gehabt; ſeit kurzer Zeit erſt kommſt Du wieder immer um dieſe Stunde zu mir. Aber Dein Herz iſt von der Eitelkeit der Welt auch hier befangen, und Du ſtehſt immer am Fenſter und ſiehſt hinaus mit weltlichen Wünſchen im Herzen. Darum lies, Kind, lies!"

Franziska nahm das Buch, ſie ſchlug die Seiten um und las mechaniſch — es war die Geſchichte der Maria Magdalena. Ihre Stimme zitterte, das Buch ſchwankte in ihren Händen ... Da ſchlug die Thurmuhr — ſie horchte, ſie zählte — „Elf!"

Sie ließ die Bibel auf den Tiſch fallen, und eilte zum Fenſter; ohne das zürnend verweiſende Wort der Mutter zu hören, ſtarrte ſie ſpähend auf die Straße. Auch das Mädchen in dem Hauſe drüben hatte ſich vorgebeugt und die Arbeit zurückgeſchoben.

Da scholl Hufschlag. Ein schöner Mann in glänzender Offizierstracht, mit zierlichem Schnurrbart, wohlwattirter Brust und fein geschnürter Taille ritt auf einem wilden Hengst die Straße herab. Vor dem Hause drüben hielt er einen Augenblick und grüßte hinauf. Die Dame neigte sich freundlich, der Offizier spornte das Pferd, daß es wild dahin sprengte; sie sah ihm ängstlich besorgt nach. Auch Franziska folgte dem Reiter mit dem Auge, bis eine Ecke der Straße ihn ihrem Blicke barg. Als sie sich umwandte, sah sie, daß sie nicht mehr mit ihrer Mutter allein war.

Ein junger Mensch in einer etwas seltsamen Livree war eben eingetreten. Er blieb verwirrt an der Thür stehen, als er Franziska erblickte.

„Nehmen Sie's nicht übel," sagte er stockend. „Ich dachte, Sie wären allein, Mutter."

„Komm nur näher, lieber Gottlieb," erwiederte die Alte, „das ist ja die Franziska."

„Ja, das seh' ich," sagte er, sie schüchtern anblickend.

Er trat zu der Alten.

„Nun, was macht Sie? Wie geht es denn mit dem Fieber?"

„Etwas besser, Gottlieb. Und wie geht's Dir? Wie bist Du mit Deinem jungen Herrn zufrieden?"

„O gar gut, Mutter. Er hat freilich manche Eigenheit, aber sonst ist es ein ganz lieber Herr. Er ist weit besser, als der Herr Graf, der der Bräutigam des schönen Fräuleins ist. Der ist gar hochfahrend

und ſtolz, und ſieht Einen immer ſo an, als wenn er einen ehrlichen Bedienten kaum für einen Menſchen hielte."

Franziska wandte ſich ab. Sie ſtand vor der Wand, wo ein ſchlechter Schattenriß hing, das Bild ihres Vaters. Sie betrachtete das Bild unwillkührlich; ſie dachte daran, wie ſie früher als Kind gar nicht habe begreifen können, daß die häßliche ſchwarze Fratze das freundliche Geſicht ihres Vaters verſtellen ſollte. Sie ſuchte eben nach den bekannten Zügen, da ſagte die Mutter:

„Ach, wenn Du nur immer nach dem Willen des Seligen gethan hätteſt, dann wäreſt Du jetzt Gottliebs ehrliche Frau, und die Freude meines Alters. Aber Du haſt es ja ſo gut nicht gewollt."

Gottlieb war roth geworden und ſah verlegen vor ſich nieder.

Franziska ſchritt mit geſenktem Kopf langſam aus der Thür.

2.

Ein junger, blaſſer, mit übertriebener Sorgfalt nach der neueſten Mode gekleideter Mann ſtand am Fenſter und ſpielte mit einer Roſe, die er aus der auf dem Fenſtertiſchchen ſtehenden Blumenvaſe genommen hatte. Franziska ſaß an dem andern Fenſter mit einer

Stickerei beschäftigt. Vor ihr lag ein offnes Buch: es war Marion de Lorme von Victor Hugo.

Das Zimmer war eines von denen, wie man sie in großen Städten nur zu häufig findet. Von außen sah man blendend weiße Gardinen, blanke Fensterspiegel und blühende Blumen am Fenster; im Innern eine zusammengestoppelte Eleganz, viel Sauberkeit und Zierlichkeit, viel Blumen und einige Bücher aus der nächsten Leihbibliothek; an der einen Wand hingen einige Zeichnungen von Maurin, an der andern ein Christuskopf von Carlo Dolce.

Der junge Mann wandte sich vom Fenster.

„Frances, Du siehst trübe aus."

„Auch Sie, Oskar, sind nicht heiter."

Er warf sich mit einem Seufzer auf den Sopha, und frisirte, in den gegenüberhängenden Spiegel blikkend, mit der Hand sein dunkles Haar.

„Warum sollte ich heiter sein? Pah — dies Leben!"

„Ist Ihnen nicht wohl?"

„Was kümmert mich der elende Leib, wenn der Geist leidet; aber in der That, mir ist nicht ganz wohl ... einiges Kopfweh, Appetitlosigkeit, Mißbehagen ..."

„Ihre gewöhnliche Krankheit. Sie haben gestern Abend wohl getrunken?"

„Wie konnte ich anders? Mein Freund Arthur, der in wenigen Tagen mein Schwager sein wird, hatte seine Freunde aus dem Junggesellenstande zu einem fröhlichen Souper eingeladen; ich möcht' es einen Lei-

chenſchmaus nennen, den er ſeiner Jugend gab. Meine Schweſter iſt ein hübſches Mädchen; aber wie man um ihretwillen der Jugend und Freiheit entſagen kann, begreife ein Andrer! Welche Seligkeit im Kinderwiegen liegt, verſtehe ich nicht. Die Atmosphäre einer Kinderſtube verurſacht mir Schwindel, und das Geſchrei der kleinen Erdenbürger Kopfweh. Neulich ward eine Dame meiner Bekanntſchaft entbunden, ich mache die nöthige Viſite; Himmel, zu welcher Scene kam ich da! Der Papa hielt den neugebornen Stammhalter auf dem Arme und bedeckte ihn mit Küſſen, eine Thräne der Vaterfreude ſchimmerte in ſeinen Augen. Er reichte mir in ſeinem Entzücken den umwindelten Miniaturmenſchen zum Kuſſe; mir graute ... das verſchwollene, verquollene rothe Geſicht mit dem keineswegs reinlichen Mäschen ... aber die Pflicht gebot. Darauf fragte der glückliche Vater: Nicht wahr, ein himmliſcher Junge? — Das Ding ſah aus wie ein geſottener Krebs, aber ich ſagte beiſtimmend: „Ein wahrer Engel," und ſuchte mir verſtohlen den Mund abzuwiſchen. Den Engel aber mochte mein Bart ein bischen geſtochen haben, denn er begann zu brüllen mit der vollen Kraft der Jugend. — Ach, Arthur iſt ein Narr!"

„Das iſt ſo ein Geſchwätz in Ihrer gewöhnlichen Weiſe."

„Nun, Du, Frances, wirſt doch wohl nicht eine Apotheoſe der Ehe von mir verlangen wollen. Aber

Du haſt Recht, es war Geſchwätz. Ach wir können nur ſchwatzen, aber nicht handeln, und das iſt unſer Fluch!"

„Das iſt eine von den Redensarten, die man jetzt in den meiſten Journalen, in den meiſten neuen Büchern findet. Sie ſpielen den Zerriſſenen, den von Lebensüberdruß Gequälten, weil das jetzt Sitte iſt. Sie tragen Ihren Rock und Ihre Gefühle nach dem Schnitt, den gerade die Mode verlangt. Und ſollte es die Mode gebieten, ſo werden Sie Ihre finſtern Lebensanſichten ſo leicht wechſeln als den Rock."

„Wie, Sie glauben mir nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß dies Leben wie Alpdruck auf meinem Geiſte laſtet? Wer weiß, ob man nicht bald eines Abends meine blutige Leiche an der Kirchhofsmauer einſcharren wird. Wer weiß! wer weiß! ... O Frances, Sie glauben nicht, wie es mich zuweilen drängt, mir ſelbſt einen Reiſepaß zu meiner Abreiſe in „das unbekannte Land, von deſſen Grenzen noch kein Wandrer wiederkehrte," auszuſtellen. Vor einigen Tagen erwachte ich in der Nacht: der Mond ſchien hell in mein Zimmer, ſein blaſſes Licht umſpielte den Todtenkopf, der über dem Schreibtiſch auf ſchwarzem Sammetkiſſen liegt ... der Schädel ſchien mich melancholiſch anzugrinſen. Das Gerippe in dem dämmerigen Winkel des Zimmers ſtreckte, wie mir däuchte, den einen Knochenarm winkend nach mir hin ... ich richtete mich auf und ſah wirr umher. Ueber meinem Bett hängen

zwei Piſtolen und ein Dolch; an einen Haken in der Wand ſchmiegt ſich ein ſchöner ſtarker Strick mit einer verführeriſchen Schleife; auf dem Nachttiſchchen liegt neben einem Glaſe Waſſer eine zierliche Phiole ... meine Blicke ſchweiften von dem einen Gegenſtand zu dem Andern ... mir war als ſollte ich Gebrauch machen von dem einen ... von welchem? Die Wahl wurde mir ſchwer. Eben dachte ich, wie ſchön es ſein müſſe, das kühle blanke Meſſer in der heißen Bruſt, ſanft einzuträumen, umrieſelt von warmen Blutwellen, als ich, ſeltſam genug, in einen Zuſtand der Betäubung verſank: mein Bewußtſein verdämmerte allmählig, ich war nicht fähig, einen Arm zu bewegen und kam erſt wieder zu mir, als Jean mit dem Kaffee in mein Zimmer trat."

„Das heißt, Sie ſind ſanft eingeſchlafen über Ihre ſchrecklichen Pläne zum Selbſtmord und erſt am Morgen wieder aufgewacht?"

Oskar antwortete nicht; er ſchritt geärgert durch das Zimmer. Franziska nahm das Buch, das vor ihr lag und begann, wo das Zeichen lag, weiter zu leſen.

Nach einer Weile trat Oskar zu ihr.

„Frances, was iſt Dir? Du biſt bewegt, Thränen ſtehen in Deinen Augen . . .

Sie las mit zitternder Stimme:

„ . . . Er ſtößt mich von ſich! —
O laſſ' mir Deine Hand, — Dir iſt das gleich —

Mein Haupt auf Deinem Knie thut Dir nicht weh.
Ich bin hierher gelaufen, bin ermüdet.
Was würden Jene sagen, die mich einst
So heiter kannten, so zufrieden, säh'n sie
Jetzt hier mich weinen? — That ich Dir etwas?
O sag' es mir! Zu Deinen Füßen dulde
Das arme Weib.“*)

Thränen erstickten ihre Stimme.

Oskar stand betroffen, ergriffen vor ihr.

„Frances, Sie lieben!“

Sie schwieg.

Er schien von einem Gedanken erschreckt zu werden, er murmelte vor sich hin: „Wenn es wäre?“ Dann fragte er halblaut: „Frances, lieben Sie mich?“

Sie sah ihn groß an mit den schwimmenden Augen und sagte: „Nein!“

Oskar athmete leicht auf.

„Und wen, wen lieben Sie?“

Franziska schwieg.

„Weiß er, den Sie lieben, wer Sie sind? Oder schwärmt er für Sie à la Didier, und sieht in dem nur zu irdischen Mädchen einen Engel des Himmels?“

„Er weiß, wer ich bin: er verachtet mich, er muß mich verachten.“

„Arme Frances!“

„O, was ich gelitten habe! Er war hier, vor wenigen Tagen. Trunken stürmte er mit einigen Freun-

*) Marion de Lorme, übersetzt von O. L. B. Wolff.

den in der Nacht die Treppe herauf und drohte die Thür zu sprengen, wenn ich nicht öffnete. Dort auf dem Sopha lag er, halb sinnlos — der Gott war zum Vieh geworden, zum niedrigen Thier. O, wie dacht' ich einst so oft, dieser schöne Mund, wie schön, wie edel, wie wunderbar muß er sprechen — und dieser Mund floß über von den gemeinsten Späßen, von den erbärmlichsten Zoten! Gott, an diesem Abend zerbrach mein Herz tausendfältig — er, so schön, und so .... ein liederlicher Faun grinzte durch die Maske des delphischen Gottes!"

„Arme, arme Frances!"

„Ich sehe ihn täglich — er weiß es nicht. Er hat dann nur Augen für eine Andre — für seine Braut. Was ich in solchen Augenblicken empfinde ... Nennt nur das Herz nicht schwach! Es ist stark! Thürmt den Schmerz einer Welt darauf ... es bricht nicht!"

„Ha, Frances, eine Ahnung! Ich habe Sie mehrmals schon, meinem Hause gegenüber, an dem Fenster eines Mansardenstübchens zu einer Stunde gesehen, wenn Arthur unter den Fenstern meiner Schwester vorüber reitet . . ."

„Nun denn, er ist es, von dem ich sprach."

„Arthur! Verflucht! Er besucht Sie? Arme Schwester! Verflucht! . . ."

Er schritt mit hastigen Schritten durch das Zimmer.

Franziska wandte den Kopf nach dem Fenster.

Oskar blieb neben ihr ſtehen; er hörte, daß ſie leiſe weinte.

„Was iſt Ihnen, Franziska?“ fragte er theilnehmend.

Sie ſchwieg.

„Ich beklage Sie. Längſt habe ich bemerkt, daß Sie unglücklich ſind. Sie taugen nicht für das Leben, in dem Sie ſich gegenwärtig befinden; das Veilchen wird gleichgültig zertreten im Staub der Straße. Was ſtieß Sie auf die Stufe, wo Sie jetzt ſtehen?“

Franziska ſah ihm in's Auge und ſprach dann: „In Ihrem Blick ſchimmert etwas, das wie ein Gefühl ausſieht, und ich bin zu ſtolz und zu ehrlich, Ihr Mitgefühl zu hintergehen. Ich könnte Ihnen eine rührende Geſchichte erzählen, daß Sie mit Didier ausrufen ſollten: „ange du ciel, que la terre a flétrie,“ aber ich will Sie nicht belügen. Der Vater ſtarb, die ſchwache Mutter wußte mich nie zu beherrſchen — Erſte Liebe — Verführung — ein Fehltritt — Leichtſinn — zu ſpäte Reue ... da haben Sie meine Geſchichte.“

„Und er, der dieſe Roſe brach, um ſie nachher wie ein gleichgültiges Spielzeug in den Schmutz zu werfen — wer iſt er?“

„Ich nenne ihn nicht.“

„Wer iſt er?“

Sie antwortete nicht.

Nach einer Pause sagte er: „Ich fühle, daß in meinem Munde eine tugendsame Ermahnung lächerlich klingen muß; dennoch frage ich Sie: Sie stehen jenseits der Schranke, die dem Weibe angewiesen ist: denken Sie nicht einen Schritt zurückzuthun, den Sie längst schon bereut haben?"

Sie lächelte bitter.

„Wer möchte der Ausgestoßenen helfend den Arm reichen? Und wollt' ich mich als Magd verdingen, wer würde mich aufnehmen in sein Haus?"

„Die Stadt ist groß, ich wohne in einem andern Stadttheile: Niemand wird Sie in einem Mädchen meiner Schwester suchen."

„Sie meinen ..."

„Warum nicht? Auf meine Empfehlung würde übrigens Rosalie nichts geben, aber unser Jean, der eigentlich Gottlieb heißt, kennt Sie, Franziska ... er hat mir von Ihnen mancherlei erzählt. Der Bursche steht seiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit wegen in gutem Lichte ... er soll Sie vorschlagen. Es wird sich machen."

Franziska neigte sich, Thränen im Auge, ehe er es verhindern konnte, auf seine Hand.

Der Himmel hatte sich trübe umzogen, an die Fenster schlug der Regen.

Oskar bemerkte es, und eine melancholische Abspannung zeigte sich auf seinen Zügen.

„Ah, das traurige Wetter! und das sieht ganz aus

als sollt' es so lange fortregnen. Das ist entsetzlich! Sie können sich nicht denken, welch' eine trübselige Wirkung solch' Regenwetter auf meinen Geist ausübt. Ich kenne kein unheimlicheres Gefühl, als den Regen so einförmig, Tropfen um Tropfen, an die Scheiben pochen zu hören. Und nun gar das Naßwerden im Regen ... wenn die Nässe langsam, kältend durch die Kleider dringt! — In solchem Wetter erfaßt mich ein Lebensüberdruß, es liegt wie Alpwucht auf meinem Geiste, und ich kann erst wieder frei aufathmen, wenn ein Sonnenblick die feuchten Häuser anglänzt und in der nassen Straße sich spiegelt."

Er wühlte mit der Hand in der Tasche und brachte ein kleines Fläschchen hervor.

„Ein werthvoller Beitrag für meine Giftsammlung ... Blausäure ... ächte. Die wenigen Tropfen kosten mich ein Heidengeld, denn die Apotheker sind jetzt leider nicht mehr so arm, wie zu Romeo's und Julia's Zeiten. Hab' ich Ihnen schon von meiner Sammlung erzählt? Seit mir dies Leben eine Last ist, sammle ich allerlei Gifte und Mordinstrumente zu dereinstigem Gebrauch. Gestern hab' ich ein altes Rasirmesser, mit welchem sich ein unglücklicher junger Dichter den Hals abgeschnitten hat, für drei Louisd'ors erstanden."

„Zeigen Sie einmal das Fläschchen."

Er reichte es ihr; sie barg es im Busen.

„Was thun Sie?"

„Lassen Sie mir die Phiole."

„Warum nicht gar!"

„Ich bitte Sie darum."

„Was wollen Sie damit? Sie wissen keinen Gebrauch davon zu machen. Ihnen bietet die Welt noch genug der Lust und Freude, während ich ..."

Sie sah ihn mit einem Blick an, der ihn durchschauerte. Eine tiefe Erbitterung, das Weh eines still brechenden Herzens sprach aus diesem Blick.

„Behalten Sie das Fläschchen, rief er, behalten Sie es!"

Er ging.

3.

In einem eleganten, von den Kerzen hell erleuchteten Zimmer lehnte Oskar nachlässig auf dem Kissen des Divans neben einer jungen Dame.

„Glaube mir, Oskar, ich täusche mich nicht. Arthur ist nicht der, für den ich ihn hielt. Er liebt mich ... o ja, auf seine Weise. Aber ich hielt ihn einer andern Liebe fähig."

„Was sind nun das für Gedanken, die Du Dir da machst! Leere, haltlose Phantome, mit denen Du Dich marterst!"

„Ich kann Dir nicht sagen, Bruder, was zuweilen fremd zwischen mich und ihn tritt. Es spricht zuweilen etwas Eigenes aus seinen Worten, in seinen Blik-

ken, was sich wie kalter Reif auf die junge Saat meiner Gefühle und Hoffnungen legt."

„Du träumst."

Mit niedergeschlagenem Blick, erröthend, sprach sie zögernd:

„Und seine Küsse ... in seinen Küssen liegt so etwas Irdisches und doch Dämonisches ... ich möchte ihm zuweilen meine Lippen entziehen, wie vor einer frechen Berührung bebend ... so küßte Alphons nicht."

Er runzelte die Stirn.

„Was erinnerst Du mich an ihn? Kannst Du noch immer nicht die Vergangenheit vergessen. — Er konnte nicht Dein werden. Weg mit den albernen Kindereien des Herzens! Arthur ist ein Deiner würdiger Mann, Dir gleich an Schönheit, Reichthum und Geburt ... er liebt Dich, Du mußt aber nicht verlangen, daß ein Gardelieutenant liebe wie ein arkadischer Schäfer. Du aber scheinst ihn nicht mehr zu lieben: die Liebe hat aufgehört, sobald man anfängt, die Worte und Blicke des Geliebten zu kritisiren."

Die Klingel erklang.

„Er wird es sein."

Das Mädchen trat ein und meldete: „Graf Arthur!"

Sie öffnete die Thür auf Rosaliens Wink, und Arthur schritt betroffen, mit einem erstaunten Blick, an dem Mädchen vorüber. Oskar beobachtete ihn; er war aufgestanden und schritt im Zimmer umher.

Arthur begrüßte Roſalien mit einer ungewöhnlichen Vertraulichkeit und warf ſich nachläſſig auf den Sopha. Sie ſah ihn groß an und fragte: „Woher kommen Sie?“

„Von einem göttlichen Diner, das Baron M. im Cafe royal gab: der Champagner war ſuperbe.“

Er lehnte den Kopf an die Kiſſen und lächelte wie in ſeligen Erinnerungen ſchwelgend.

„Er iſt betrunken!“ flüſterte Roſalie dem neben ihr ſtehenden Bruder zu.

Oskar zuckte die Achſeln.

„Ich habe mich himmliſch amüſirt, auf Ehre! Wir waren ungeheuer heiter; auch Dir, mein Engel, wurde ein Toaſt gebracht.“

Er wollte ſie umarmen, ſie entzog ſich ihm.

Da trat das Mädchen wieder ein, und ſprach, zu Roſalien gewendet:

„Die gnädige Frau läßt Sie bitten, auf einen Augenblick zu ihr herüber zu kommen.“

„Ich komme ſogleich.“

Das Mädchen zögerte.

„Wenn Sie meiner für jetzt nicht bedürfen, ſo bitt' ich um die Erlaubniß, auf ein Weilchen zu meiner Mutter hinübergehen zu dürfen. Ihre Krankheit hat ſich ſehr verſchlimmert und man fürchtet ...“

„Geh' nur Franziska, geh'!“

Das Mädchen ging. Rosalie folgte ihr, die Herren leicht grüßend.

Arthur hatte sich aufgerichtet, als Franziska eingetreten war. Jetzt sprang er auf.

„Alle Teufel!" rief er.

„Was ist Dir?" fragte Oskar. „Du siehst erregt aus."

„Ich bin nüchtern, auf Ehre! ganz nüchtern. Dies Mädchen ..."

„Nun? Es ist das neue Kammermädchen meiner Schwester."

„Verwünscht. Ich hatte mal ein Verhältniß mit ihr ..."

„Du? Also Du ..."

„Und jetzt ist sie eine gemeine Dirne. Wie kommt sie hieher?"

„Ich habe sie hieher gebracht."

„Du? bist Du toll?"

„Nicht doch! Ich wußte, was ich that. Arthur! Ich bin schlecht mit Dir zufrieden. Du belohnst die Liebe meiner Schwester auf eine Weise, die ... ganz offen! Wenn es sich noch ohne Skandal thun ließe, würde ich die Verbindung meiner Schwester mit Dir noch rückgängig machen. Ich habe von Dir mancherlei gehört, was Rosalie nicht erfahren dürfte. Aber sie soll es erfahren, wenn Du Dich nicht als ein An-

derer zeigst. Der tägliche Anblick dieser Franziska wird Dir hoffentlich einen gewissen Schrecken einflößen und Dir eine heilsame Erinnerung sein ... vergiß es nicht, ich halte Dich in meiner Hand."

Arthur schlug sich mit der Faust vor die Stirn, warf einen zornigen Blick auf Oskar, und stürzte fort.

Oskar sprach vor sich hin: „Du wirst nicht glücklich werden, arme Schwester!"

Rosalie trat wieder ein. Mit trübem Blick trat ihr der Bruder entgegen. Sie sah sich befremdet im Zimmer um.

„Wo ist Arthur?"

„Ich habe ihn nach Hause geschickt!"

4.

Rauschende Musik erscholl aus der glänzend erleuchteten Belletage des Hauses; die Girandolen warfen hellen Schein auf das Dunkel der Straße. Halbberauschte Dienerschaft bewegte sich bunt auf dem erhellten Hausflur; eine lange Reihe von Wagen zog sich von dem Hause an die Straße entlang. Arthur und Rosalie feierten ihre Hochzeit.

Still und fast ganz dunkel lag das gegenüberliegende Haus. Aus einem Dachfenster schimmerte trüber Lampenschein. In jenem Dachstübchen lag eine

alte Frau auf dem Sterbebett ... es war Franziska's Mutter.

Einige alte Weiber waren um die Sterbende beschäftigt; zu den Füßen des Bettes stand Gottlieb mit gefalteten Händen. Niemand sprach. Die Musik und das Klingen der Gläser klang von drüben in grellem Gegensatz durch die Stille des Krankenzimmers.

Da öffnete sich leise die Thür, und stumm und bleich trat Franziska in das halb dunkle Stübchen. Gottlieb sah scheu nach ihr hin, die Weiber betrachteten sie mit gehässigen Blicken, sie bemerkte es nicht; sie sank wie zusammenbrechend neben dem Bett in die Kniee und drückte den Kopf auf die feuchte kalte Hand der Sterbenden. In krampfhaftem Schluchzen zitterten ihre Glieder ... die Mutter erkannte sie nicht mehr, sie lag im Todeskampfe ... bald hatte sie ausgeathmet.

Franziska kniete wie bewußtlos, mit dem Gesicht auf dem Deckbett, neben dem Lager. Die Weiber hatten der Todten bereits die Augen zugedrückt und besprachen halblaut, mit manchem Blick auf Franziska, das Lob der Seligen, da stand das Mädchen auf; sie warf noch einen langen Blick auf das blasse, stille Gesicht der todten Mutter, und schritt, bleich und stumm, wie sie gekommen, zur Thür hinaus. —

... Der Morgen begann zu dämmern, als die letzten Wagen der Hochzeitsgäste durch die Straße roll-

ten. Die Lichter waren tief herabgebrannt, es ward ſtiller und ſtiller in dem Hauſe. Bräutigam und Braut hatten ſich ſchon vor einer Stunde entfernt.

Oskar ſchwankte berauſcht nach ſeinem Zimmer; Gottlieb leuchtete ihm. Plötzlich ſtand er ſtill, der Leuchter zitterte in ſeiner Hand, er ſenkte das Licht, er ſtieß einen Schrei aus. Oskar war näher getreten.

Vor der Schwelle des Brautgemaches lag die Leiche eines Mädchens ausgeſtreckt am Boden. Der Schein der Kerzen fiel auf ihr bleiches, vom Todeskrampf verzogenes Geſicht ... es war Franziska. Neben ihr ſah Oskar ein kleines, leeres Fläſchchen, das er bebend erkannte ... er ſah nichts mehr, der Leuchter war klingend aus Gottlieb's Händen gefallen, die Kerze lag erloſchen verglimmend am Boden.

Oskar lehnte durchſchauert neben der Thür an der Wand, Gottlieb knieete bei der Todten, von der nur das weiße Gewand in der trübe anbrechenden Dämmerung zu erkennen war. — Nach einer Weile richtete ſich Oskar auf. Er neigte das Ohr nach der Thür ... es war ſtill in dem Zimmer, er glaubte die Athemzüge der Schlafenden zu vernehmen.

Mit gepreßter, tonloſer Stimme ſagte er: „Sorge dafür, daß die Leiche noch in der Frühe fortgebracht wird.“

Dann ſchritt er, den Kopf wie ſinnend oder träumend geſenkt, weiter durch den dämmerigen Gang

nach seinem Zimmer. Dort sank er auf den Sopha und drückte die Hände auf das glühende Gesicht.

So lag er eine Weile . . . da rang sich ein Seufzer aus seiner tiefathmenden Brust und leise sprach er vor sich hin: „Ich glaube, ich habe dies Mädchen geliebt!“

Novelletten

von

Arthur Mueller.

I.

Meine Proberolle.

Ihr ſeid mir auch der rechte Sprecher,
Und wohl ein unerfahrner Schächer.
Tieck: Kaiſer Octavianus.

„Wer ſind Sie?“ fragte mich der Thorſchreiber, und ſetzte ſeine Brille auf. „Ein Reiſender,“ war meine Antwort. „Nur ein Reiſender? — und der da?“ fragte er weiter, und zeigte mit dem Finger auf den Gegenſtand ſeiner Neugierde. „Das iſt mein Begleiter, Monſieur Retour, ein treuherziges Geſchöpf, ſehr gebildet, und von Natur ein Pudel.“ „Sie ſind alſo ein Reiſender der mit einer Art von Gefolge reiſet?“ fuhr er fort und nahm die Mütze ab. „Ein ſimpler Reiſende;“ verſetzte ich — „oder wenn Sie das lieber hören: ein fahrendes Genie.“ „Und ohne Equipage?“ ſpottete er, und ſah auf meinen ſtaubigen Anzug. „Wie denn anders!“ entgegnete ich gelaſſen; „kann nicht das fünfte Rad an meinem Phaeton verunglückt ſein? kann ſich nicht mein Fliegenſchimmel den linken hintern Fuß vertreten haben? und nun liegen Beide auf der letzten Station, und warten auf Verbeſſerung der Umſtände. Es iſt freilich ein Malheur, aber doch noch zu ertragen!“ Die

Thorraze sah mich an, mit Augen so groß wie die Gläser seiner Brille; dann klopfte er mir auf die Schulter, daß der Staub herauswirbelte wie eine Wolke, die allenfalls mein schamrothes Inkognito verbergen konnte. „Ach so!" meinte er endlich, „Sie gehören auch wohl dazu? wünsche gute Geschäfte." Damit zog er sich wie ein Fuchs in seinen Bau zurück, und ich betrat, weiter ungestört, die Straßen der Stadt; der Pudel galloppirte vorauf.

Zuerst sammelte ich meinen Geist, und wollte an den Thorschreiber denken, und mir seine letzte Apostrophe erklären; da kam mir ein wahrhaft patriotischer Gedanke: mein armer Magen fiel mir ein. Den konnte ich nicht abweisen; also gab ich das kluge Denken auf, und suchte nach dem Rauch eines Schornsteins, der auf irgend einem Wirthshausdache von der Thätigkeit des Küchenheerds zeugte.

Vor der einen Schenke standen einige Frachtkarren; unter dem Thorweg schnatterten die Enten und gackerten die Hühner, und ein Paar schmutzige Ziegen verweigerten der eben so schmutzigen Magd den Gehorsam, und meckerten und coupettirten wie die Schneider, während der Berliner Herbst-Rebellion. Das war kein Aufenthalt für einen Herrn mit Gefolge; der Pudel hatte dieselbe Meinung, und war bereits weiter gesprungen. Die zweite konnte man dagegen ein Hotel heißen: blanke Spiegelfenster, elegante Wagen die dem Fußgänger in dem Weg standen, gallonirte Diener

und ein ſtolzer Portier, der meinem Hunde einen Tritt gab, als er ſich, mit dem Fourieramte beauftragt, durch die Pforte des Heils drängen wollte. Der Pudel ließ die Ohren hängen, und machte daß er fortkam. Nicht einmal ſo viel Courage hatte das hungerige Thier mehr, daß es dem Cerberus die Zähne zeigte. Die Conſultation, die ich unterdeſſen mit meiner Börſe gehalten hatte, und die etwas mager ausgefallen war, beſtimmte mich ihm zu folgen.

Als ich um die Ecke der Straße bog, tönte mir plötzlich das Schmettern einer Trompete entgegen. Ich und mein Hund, wir ſpitzten Beide die Ohren; dann apportirte er mir den Stock, den ich überraſcht hatte fallen laſſen. Vor einem artigen Wirthshauſe, das ſehr gaſtfreundlich und herablaſſend ausſah, balancirte ein Harlekin auf einem Stuhl, und ſtrengte ſeine Lunge an, ſich aufmerkſame Zuhörer zuſammenzublaſen. Eine bunte, flatternde Fahne hing über ſeinem Kopfe aus einem Fenſter heraus. Ohne das Ende ſeines Soloſpiels abzuwarten, drängte ich mich durch die gaffende Menge der Thüre zu; dieſes Haus war der Ort, wie er zu meiner Verfaſſung paßte.

Auf der Hausflur ſtand der Wirth, eine ſtämmige Figur, mit einem breiten, dunkelrothen Geſichte, dem eine weiße Nachtmütze einen Schimmer von Aufklärung verlieh. Die eine Hand ſchob er in die Hoſentaſche, mit der andern nahm er die kurze Tabacks-pfeife aus dem Munde, und blies mir den Dampf

unter die Naſe. Der Menſch rauchte eine ſchlechte Sorte. Meine Perſon ſowohl als der Pudel, der ſich gleich hingeſtreckt hatte, ließen ihn einſtweilen auf einen müden Reiſenden ſchließen; denn ohne mich weiter mit Fragen zu beläſtigen, zeigte er über den Hof auf eine Thür, die bloß mit einer Klinke verſchließbar war, und ohngefähr den Eingang zu einer Scheune abzugeben ſchien. Tobender Lärm, kreiſchender Geſang und die Klagen einer Violine, die man unbarmherzig maltraitirte, ſchallten mir entgegen. Als ich eintrat fand ich die Erklärung der letzten Apoſtrophe des Thorſchreibers: eine Geſellſchaft reiſender Künſtler, oder um mich des guten, alten Ausdrucks zu bedienen, eine Truppe herumziehender Komödianten. Der Harlekin draußen war alſo nur ein lebendiger Theaterzettel. Die Klagen der Violine ſollten einer kleinen, watſcheligen Dame in die Beine fahren, daß ſie dieſe aufheben und tanzen lerne; und der kreiſchende Geſang gehörte der Kehle eines Orpheus an, der ſich mit der Tonleiter abplagte. Im Hintergrund der Stube war der Platz, von dem der tobende Lärm ausging. Dort ſtand der Beherrſcher des Olymps, ein hagerer Mann, mit einer ſchwarzen, melancholiſchen Stutzperücke, und ſuchte ſich gegen die Zumuthungen eines robuſten Geſellen, den ich für den Heldenſpieler hielt, zu vertheidigen. Dieſer ſchwur und fluchte in Piſtols Manier, und verlangte ſeine Gage, jener kehrte, ſehr überzeugend, die leeren Taſchen um.

Meine Erſcheinung beſänftigte einigermaßen die Wogen des Sturms, der ſich erhoben hatte. Der bedrängte Direktor nahm die Gelegenheit wahr, und entwiſchte ſeinem Peiniger. Ohne noch zu wiſſen was ich wollte und begehrte, kam er, für ſeine Erlöſung dankbar gerührt, mir entgegen, und hieß mich willkommen. Der Himmel weiß, wie ich ausſah; denn auch er, ein Mann von Fach, alſo nicht allein der Thorſchreiber, hielt mich für einen Schauſpieler, und noch dazu für einen der Engagement ſuchte. „Das nun eben nicht;“ erwiederte ich ablehnend — „ich bin nur eine von den kritiſchen Stechfliegen, die man Rezenſenten getauft hat.“ Er prallte entſetzt zurück; der Heldenſpieler kam um einige Schritte näher auf mich zu. „Bitte um Entſchuldigung!“ fuhr ich fort — „daß ich geſtört habe; aber ich ſah draußen vor der Thür den Harlekin mit ſeiner Trompete ſtehen, und glaubte hier für meine müßige Feder Beſchäftigung zu finden.“ Er räuſperte ſich verlegen, und wußte keine Antwort zu geben; ſo ein Fall war ihm vielleicht noch nicht vorgekommen. Da trat der Heldenſpieler heran. „Höre, alter Burſche!“ wandte er ſich zu dem Herrn Direktor — „ein eigener Rezenſent hat unſerer honetten Geſellſchaft bisher noch gefehlt; unberühmt und unbeklagt treiben wir die Kunſt, keine Zeitſchrift erwähnt unſerer vortrefflichen Leiſtungen, keine Zeitung preißt ſie dem Publikum an; engagire ihn! und ich ſchenke Dir die Gage eines ganzen Tages. Fünfzehn Silbergroſchen ſind wahrhaftig keine

Kleinigkeit aber," fügte er stolz hinzu — „der Ruhm gilt mir mehr!" Der geplagte Direktor entschuldigte sich anfangs damit, daß er jetzt keine Zeit habe, um einen Contrakt abzuschließen, weil er mit seinen Mimen das Trauerspiel für den Abend probiren wolle; auch wäre es sehr zweifelhaft, ob ich wirklich das Talent zu diesem Posten besäße. „Dem können wir bald auf die Spur kommen;" meinte der Besitzer des Kothurns — „er soll uns eine Rede aus dem Stegreif halten, uns die Regeln der dramatischen Kunst erklären, und so die Fähigkeit zu seinem zukünftigen Amte darthun." Die ganze Gesellschaft hatte sich um uns gesammelt. Einer machte den Vorschlag: ich sollte die Kutte des Kapuziners aus Wallensteins Lager anziehen, damit ich wenigstens wie eine rhetorische Figur aussehe. Ohne mich lange zu bedenken, warf ich mich in die gewünschte Bekleidung, und stieg auf einen Tisch.

„Meine Damen und Herren!" fing ich an, und verbeugte mich schuldigermaßen. Der Pudel knurrte, der Heldenspieler nickte beifällig, und eine blöde Schöne, die einen Maria Stuarts-Kragen trug, so weiß gewaschen, als hätte er niemals die Bleiche gesehen, lohnte mir meine Höflichkeit mit einem süßen Liebesblick. „Daß ich Sie Alle für große Künstler halte, die nächstens in irgend einem Conversations-Lexikon zu stehen kommen, in dem von Brockhaus oder in dem von Gottfried Basse zu Quedlinburg — das brauche ich wohl kaum zu sagen, indem Sie selbst es besser wissen.

Aber ich erwähne es aus dem Grunde, weil ich mich, einem ſolchen Auditorium gegenüber, nicht bei Kleinigkeiten, oder gar bei den Rudimenten der Kunſt aufzuhalten gedenke; vielmehr fange ich gleich mit den Feinheiten des Spiels an, mit dem was ein Genie charakteriſirt. Unſere heutigen Jamben und Alexandriner müßt Ihr, wie ein routinirter Bänkelſänger, raſch herunterbeten, damit Niemand Euch den Vorwurf mache, Euer Gehirn ſei ein Danaiden-Gefäß, das nicht einmal Waſſer halte. Bei Pauſen dürft Ihr wie ein ſchwindſüchtiger Klepper Athem holen, oder wie ein Froſch, dem die Sonne auf den Leib ſcheint, nach Luft ſchnappen, auch, wenn Ihr mit einer Periode zu Ende, hinlänglich räuſpern, um die rauhe Kehle wieder in Ordnung zu bringen; denn ſo etwas zeigt doch, daß Ihr gewöhnliche Menſchen ſeid und keine Götter. Während der Andere ſpricht, mögt Ihr Euch mit ausgeſpreizten Fingern durch die Haare fahren, und dem kritiſchen Parterre die ſtolze, ſelbſtſüchtige Stirn zeigen, auch, im Nothfalle liebäugeln und auf die wattirten Schenkel ſchlagen. Monologe müßt Ihr laut und im ſchnarrenden Kanzelton herſagen, zuweilen empfindſam kreiſchen, wie ein verliebter Kater, aber am Schluſſe raſen und lamentiren, daß die gutmüthigen Hände des lieben Publikums vor Staunen und Wehmuth zittern und klatſchen, und die Paradiesvögel enthuſiaſtiſch rufen: das iſt ein Kerl! Im Gefühl des Schmerzes könnt Ihr ſchluchzen und leiſe brüllen, brüllen, daß der

Herzog ſagen ſoll: Laßt Ihn noch einmal brüllen — aber nicht weinen; die Thränen würden häßliche Furchen auf den Zinnober-Wangen zurücklaſſen. Seid Ihr zornig oder in Wuth, ſo müßt Ihr Euch geberden, als wolltet Ihr den Erdball zermalmen, Nichts um Euch ſchonen, weder Tiſche noch Stühle, und alle Regeln des Anſtandes verletzen; denn wer wird im Taumel der Leidenſchaft eine Priſe nehmen ohne zu nieſen! Grinſen Euch die Larven des Entſetzens an, ſo werft das ſchwache Haupt zurück, preßt den wohlgenährten Bauch vorwärts, verdreht die Augen, daß nur das Weiße ſichtbar bleibt, reißt den Mund auf, als ob Ihr über die eigene Langweiligkeit gähnen wolltet, und vor allen Dingen vergeßt nicht wie ein Betrunkener an Händen und Füßen zu ſchwanken; je gräßlicher der Ausdruck deſto mehr Natur. Trifft Euch das tragiſche Glück des Selbſtmordes oder der Ermordung, ſo bäumt Euch wie ein kolleriges Pferd, ſchüttelt die ſtruppigen Mähnen wie Meduſa ihr Schlangenhaupt, und wiehert die letzte Tirade mit voller Lunge; dann laßt die verſtimmte Saite Eures Bierbaſſes abſpringen, und ſchlagt rücklings zur Erde, daß die Dielen krachen. Müßt Ihr den Todten zu lange ſpielen, ſo kann's Euch der Satan ſelbſt nicht verargen, wenn Ihr bisweilen ſtöhnt wie ein altes Weib, das an ſeine Runzeln denkt, oder Euch auf die Seite wendet, als hättet Ihr Leibſchmerzen, oder auch zur Unterhaltung mit den Umſtehenden ſcherzt und plaudert; das Roth braucht Ihr eben nicht

von den Wangen zu wiſchen, der unbedeutendſte Statiſt weiß, daß der unbarmherzige Tod wohl die natürliche Farbe raubt, keineswegs aber die Schminke; am Ende iſt die ganze Geſchichte doch nur Spaß geweſen. Hilft der Souffleur nicht gehörig nach, ſo habt Ihr das Recht ihn durch zornige Augenblitze, oder mit einem kräftigen Stampfen auf den Boden, an ſeine verdammte Schuldigkeit und Eure gewöhnliche Noth zu erinnern; will der Unverbeſſerliche auch dann noch nicht hören, ſo zerrt ihn aus ſeiner Klauſe, und verſucht es auf eine nachdrücklichere Weiſe ſeine ſtammelnde Zunge zu löſen. Ueberhaupt müßt Ihr Euch angewöhnen: jeden unſchuldigen Scherz zur Zweideutigkeit, jede Spötterei zur Unart, jeden komiſchen Zug zur gemeinſten Poſſe herabzuwürdigen; aus einem Thoren macht einen Narren, aus einer Schlafmütze eine Schellenkappe, und werdet Ihr gar ausgepfiffen, daß Euch die Zähne vor Froſt klappern, ſo fragt allenfalls: ob die Gimpel auch im Winter pfeifen!"

So weit war ich mit meiner Rede gekommen, und dachte genug gethan zu haben, um meinen Beruf außer Zweifel zu ſetzen; — aber die Barbaren warfen mich zur Thür hinaus.

II.

Scheiden und Meiden.

Amans! heureux amans! voulez-vous voyager!
La Fontaine.

Es war ein kleines freundliches Haus, das dort so traulich am Wege ſtand, und faſt wäre ich vorübergegangen, und hätte das holde Kind nicht bemerkt, das ruhig und träumeriſch aus dem Fenſter ſah, und doch mit ſeinen klaren, gewaltigen Augen die ganze Landſtraße beherrſchte. Jetzt wußte ich, woher die fürchterliche Hitze, warum der Sand unter meinen Füßen ſo glühend, und die Bäume ſo welk und waſſerbegehrend rauſchten, und mein Gehirn ſo abgefallen war, als hätte ich in den Hundstagen die unſterblichen Werke des allergrößten Raupach geleſen.

Wenn ſolche Augen ſtrahlen, müſſen ſelbſt die Gletſcher ſchmelzen, und der wildeſte Frühling drängt ſich verwegen und verlangend, um an der unbarmherzigen Gluth ſchnell zu verwelken. Ich bin kein Gletſcher, und in meiner Bruſt kann der Frühling nicht ſchwinden, der längſt ſchon abgeblüht.

Ich trat in das Haus und in die freundliche Gaſtſtube, wo ein alter noch rüſtiger Mann, mit ſchlich-

ten grauen Haaren, mich herzlich begrüßte, Torniſter und Ziegenhainer, das hölzerne Stammbuch, geſchäftig abnahm, und mir einen Wein vorſetzte, der glatt und lieblich einging. Ein niedlicher hagerer Jüngling, deſſen Geſicht ſo zudringlich wie eine unbezahlte Rechnung, ſaß hinter dem Tiſche, und netzte zuweilen die ſchwammichten Lippen mit einer trüben Neige, wahrſcheinlich Dünnbier oder Spülwaſſer, und ſah gar ſehnſüchtig herüber nach der gefüllten Flaſche. Ich beſtellte noch ein Glas und genügte ſeinem durſtigen Verlangen, und mit einem liſtigen Lächeln trank er auf baldiges Wiederſehen.

Und ich ſaß unter dem Schatten deß ich begehrte, aber noch hatte ich ſeine Frucht nicht geſehen.

Ich verſuchte verſchiedene Geſpräche, um auf die eigentliche Nutzanwendung zu kommen, und erzählte: wie es dem Dromedar in der Wüſte Arabiens ſehr zuträglich, wenn er ſein Kühlfaß oben an der zweiten Herzkammer trage, welches ſchon Plinius in ſeiner Naturgeſchichte berichte, und die Pariſer Akademie beſtätige; und wie es in der Bucharei gegen die heilſamſten Polizeigeſetze, wenn ein Frauenzimmer unverſchleiert aus dem Fenſter ſehe, wodurch einem unſchuldigen Wanderer oft allerhand Unglück widerfahre. Der Alte verſtand nicht was ich wollte, und verſcheuchte gutmüthig eine Fliege, die meine Naſe für das Vorgebirge der guten Hoffnung hielt; aber der Hagere war das Salz der Erde, und ſchnippte wohlgefällig mit den

Fingern, und ſeine Augen fuhren ſuchend hin und her, als wollte er ſagen: ich weiß wie Salomo geliebt und geſungen hat.

Endlich trat Sie herein, vielleicht nur aus weiblicher Neugierde, und unwillkührlich ſtand ich auf und neigte mich tief. Sie reichte mir zutraulich die Hand; und wie ich dieſe ſanfte Hand in der meinigen hielt, den Puls fühlte an den Fingerſpitzen, da glaubte ich an die Zeptergewalt des Pantoffels, und die Bedeutung der Worte wurde mir klar: ſo Dir Jemand einen Streich giebt, auf Deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.

Ach, wie hat dieſe Geſtalt mein zerfallenes Herz bewegt, daß ich ängſtlich die blutigen Scherben zuſammenſuchte!

Sie war ſchlank wie eine Palme, die Stirn hell und klar wie der Perlenſee Hindoſtans; die Augen waren wie Taubenaugen an den Waſſerbächen, mit Milch gewaſchen, und ſtanden in der Fülle, blau und glänzend wie die Champakablume, die nur im Paradieſe blüht, die Wangen duftig wie die Roſen von Kaſchmir, und die wallenden Haare verbürgten ſich für die Wahrheit der Sage von Zal und ſeiner Herrin Rodahver.

Und eine ſtille Schwermuth lag auf dieſem zarten Antlitz, und zuweilen verzogen ſich die ſüßen Lippen, als hätten ſie unreife Kirſchen genaſcht.

Sie hatte ſich dicht neben mir geſetzt, und ſtarrte mich an, und wußte nicht daß ſolches Anſtarren Kopf-

ſchmerzen verurſacht. Aber wahrlich! ich muß ein gutmüthiges Geſicht haben, und jene paßausſtellende Blindſchleiche, die meine Züge als finſter und durch Narben verunſtaltet, ſignaliſirte, würde ſich nicht wenig über das Zutrauen dieſes Heiligenbildes verwundert haben. Sie klagte mir mit wehmüthiger Stimme: wie der Dusle ſich hatte anwerben laſſen, und war nach Neapel gezogen, wo die Berge und die Herzen ſo verderblich glühen; und ſie hatte ihn gar zu ſehr geliebt.

Oh Dusle, Du hartherziges Buble, wie wirſt Du Dich und Deine Sünden bei dem heiligen Januarius vertheidigen!?

Der Vater hatte das Zimmer verlaſſen, und der Hagere ſchon einigemal, ungebeißen, meiner Flaſche zugeſprochen; als er eine alte Clarinette aus der Seitentaſche zog, ſie mühſam zuſammenſchraubte, und eine ſtürmiſche, unheimliche Weiſe ſpielte, die aber immer klagender und ſehnſüchtiger wurde, daß die Fenſterſcheiben anliefen, und die Lerche, die neben dem Fenſter hing, ängſtlich mit den Flügeln flatterte.

Alſo das war Deine Profeſſion: wenn fremde Menſchen gerührt ſind, ſie durch Dein verſtimmtes Inſtrument zu Thränen zu zwingen!

Hatte ich doch oft und viel gehört und geleſen von der Gewalt der Muſik: wie der ſelige Orpheus die Schatten der Unterwelt bezwungen, und bei den Mohren durch das Spiel der Zither die Blumen von gewiſ-

ſen Pflanzen abfallen; und was noch mehr, ich will einmal gelehrt ſcheinen, und den Ovidius Naſo citiren: Uicibus glandes cantataque vitibus uva decidit.

Und in der That, Sie weinte; und dieſe Thränen waren ſo ſelten, wie die Lacrymä Chriſti, die dort am Veſuv wachſen, und worüber der Dusle das arme Mädchen vergeſſen, das in der Heimath ſich um ihn abhärmt.

Sei ruhig und weine nicht länger; mir gebühren der Schmerz und die Scham: daß ich Deinem unſchuldigen Herzen nicht dieſe Dornen nehmen, Deine Thränen nicht ſtillen kann. Aber ich will Dich nicht vergeſſen, und Deiner Wunden gedenken am Urtheilstage der Auferſtehung. Mein weltbürgerlicher Zuſtand erlaubt es nicht den Methuſalah zu ſpielen, oder gar den Ahasverus; ich werde dann wohl im Grabe liegen, und das drohende Appelzeichen erwarten. Ueber meinem Grabe ſitzen zwei Turteltauben und girren zärtlich, und ſchwatzen einander in melancholiſchen Tönen das alte Märchen der Liebe vor. Endlich wirſt Du mich anrufen; ich führe Klage gegen den Ungetreuen, und der Herr wird ſprechen mit gewaltiger Baßſtimme: „Nimm hin, was Du vertheidigeſt! der Dusle kann die Prozeßkoſten nicht bezahlen.“

III.

Die Alpensänger im Schulgarten.

Eine Schilderung aus Berlin.

Ei ſeh'ts! — Nun, iſt die Kehle glatt und wacker?
— — Singt mir ein Lied
Zum Zeitvertreib, die Zeit wird mir was lang.
Immermann's Trauerſpiel in Tyrol. II. 7.

Für einen geplagten Sterblichen, der den ganzen Tag an ſeiner Unſterblichkeit, wie ein Karthäuſer an ſeinem Sarge, arbeitet, und doch nur damit ſein armes Sitzfleiſch martert, oder höchſtens die Füße zum Einſchlafen bringt, iſt das Spazierengehen unſtreitig eine angenehme Erfindung. Wie gut! daß wir nicht allein müdes Sitzfleiſch haben, ſondern auch mobile Beine, und wie ſchön! daß es draußen vor der Thür Raum und Luft giebt, ſich zu bewegen und zu athmen. Sitzenbleiben mag Keiner oder Keine gern; es bringt heißes Blut, und das bedarf der Kühlung, die unter freiem Himmel zu haben iſt.

So ungefähr war meine Meinung, als ich des Tages Laſt und Mühe getragen hatte, ſorgenlos herausflatterte aus dem Käfig meiner Stube, und dem Brandenburger Thor zuwanderte. Bis unter die Linden

war ich gekommen, da fingen meine armen Füße, die unter dem Schreibtiſch ſo wenig Bewegung haben, ſchon an ſich zu beklagen; und nothgedrungen mußte ich mich niederlaſſen, und auf die Fortſetzung ihrer Thätigkeit warten.

Dieſe müßige Zeit benutzte ich, als ein weiſer Haushalter, zu einigen Bemerkungen, wie meine Umgebung ſie mir darbot, um ſo wenigſtens die Phantaſie zu beſchäftigen. Neben mir ſaß ein hübſches Kind, erwachſen genug, um thätig zu wirken für die Kopulations-Sentenz: ſeid fruchtbar und mehret Euch. Ungeduldig bohrte ſie die kleinen Fußſpitzen in den ſandigen Boden, und die blauen, etwas lüſternen Augen, ließ ſie kundſchaftig herumſchweifen; dann ſah ſie den Himmel ſeufzend an, und drohende Blicke warf ſie auf den langſam fortrückenden Zeiger der Akademie-Uhr. Wohl merkte ich, daß hier eine kleine Begebenheit abgeſpielt wurde; nur war mir noch unklar, ob ich ein Mitſpieler oder ein bloßer Zuſchauer. Sie erröthete; zweifelhaft wandte ich mich um, dann ſchlug ich an meine Bruſt, und ſchämte mich meiner ſündigen Eitelkeit, die mir eben keine erbaulichen Dinge zugeflüſtert hatte. Dieſes Erröthen bezeugte, daß ſie einen ſchlanken Dragoner, der mit ängſtlich ſuchenden Augen, wie ein umgarnter Vogel, näher kam, früher geſehen hatte als ich. Wenige Schritte war er noch von uns entfernt, da kehrte ſie ſich erzwungen-gelaſſen um, als wollte ſie ihn nicht bemerken; und doch trug ſie ein begehrendes

Herz in der Bruſt, aus ihren Blicken ſprach die lauſchende Erwartung, und mit einem ſüßen Lächeln hatte die nächſte Hoffnung die roſigen Lippen umzogen. Er ging klirrenden Schrittes an uns vorüber; ſeine Augen glaubten in der Ferne zu finden, was ſeiner in der Nähe wartete. Mit geſpannter Angſt ſah ſie ihm nach; ſchon zog ſie das Tuch feſter um ihre Schultern, und trat eilig mit den Füßen auf, als wollte ſie dem blinden Schäfer folgen; da kehrte er um. Er hatte ſie geſehen, und ſaß bald an ihrer Seite. Strafende Worte wurden geflüſtert, dann drückten ſie ſich die Hände, und eilten dem Himmel ihrer Wünſche zu, gelegen in Moabit, eine Stunde von Berlin.

Ueber dieſe meine Theilnahme für die Sorgen eines Liebespaars hätte ich meine zweite Nachbarin, eine geſunde, ſchmucke Amme, faſt überſehen. Sie wiegte einen kleinen Staatsbürger auf ihren runden Armen, und wohl ſagte mir das herausfordernde Mitleid in ihren Zügen, daß ſie meine Theilnahme bemerkt hatte, und ihre ſchlauen Augen waren dreiſt genug mir eine feurige Entſchädigung anzubieten. Aber ich bin zuweilen ein gänzlich zugeknöpfter Menſch, und weil ich ſah, daß ſie an der Beſchäftigung einer bezahlten Mutter ſo großen Gefallen hatte, ließ ich ihre Pfeile ruhig abprallen an dem Schilde meiner Moralität. Bei meinem geſtern abraſirten Bart ſchwöre ich, daß ich an ihrer zukünftigen und abermaligen Ammenſchaft keine Schuld habe.

Als ich aufstand und weiter ging, hielt ich zuerst meinem Piedestal eine bittere Strafpredigt, ich zählte die Fallstricke auf, welchen ich mit genauer Noth entgangen war, hielt der Enthaltsamkeit eine schwärmerische Lobrede, und daß bloß seine Müdigkeit mir diese Xaviers'schen Versuchungen des heiligen Antonius zugezogen habe. Denn, sagte ich sehr überzeugend: kann ich mich in dieser Sommerhitze immer mit dem lästigen Schilde herumschleppen? und hätte ich den nun einmal an den Nagel gehangen, oder, in einer durstigen Stunde, dem Hrn. Professor Hengstenberg in Verfall gegeben, und Du versagtest mir den schuldigen Dienst; was wäre dann mein trauriges Loos? Ich könnte eine ruinirte Tugend abgeben! Die beschämten Füße versprachen Besserung; damit ließ ich mich für diesmal abfinden.

Nahe dem Thore, von dem mir die Siegesgöttin mit dem eisernen Kreuz, das sie dem lieben Vaterlande ehrlich zurückgebracht, sehr herablassend zuwinkte, begegnete ich einem alten Bekannten, oder er vielmehr mir, ebenfalls ein tiefsinniger Literaturmensch, der sich ebenfalls aus dem Tintensumpfe seiner Tagesbeschäftigung herausbemüht hatte, wie ein Frosch hüpfte und sprang, und nach frischer Luft schnappte, nebenbei sehnsüchtig gestimmt war nach einer guten Flasche Weißbier. Es ist hier wohl an seinem Ort, wenn ich die philosophische Bemerkung anbringe: daß der geplagte Mensch sich in seinem kurzen Leben so viele gute Dinge

abgewöhnen muß. Am Rhein trank ich Wein, hier mundet mir das Bier; dort war ich eine offenherzige Kreatur Gottes, hier bin ich, wie schon gesagt, von oben bis unten zugeknöpft. Und da soll einmal Einer rathen, wie viel es bei mir an der Zeit ist! Freilich, wenn man hinter meinem Rücken eine Laterne anzündete, und vorn belauschte mich die schnöde Neubegier; ich wäre bald zu durchschauen, weil die Magerkeit zur Konstitution eines deutschen Schriftstellers gehört, ein Ergebniß der Dinten ist, die wir als Volksvertreter genießen. Wir leben von den Fasern, um das Fleisch balgen sich die Hunde auf der Straße.

Als wir uns sahen, waren wir Beide gerührt; er über mich und ich über ihn. Wir umarmten uns zärtlich, und ich wünschte gleich, der Teufel möchte ihn holen. Denn ich war überzeugt, daß er später denselben Wunsch that; erhörte uns nun der Gottseibeiuns, so hatte ich doch mit meiner Primabitte den Vorzug, und konnte mich unterdessen geschwind aus dem Staube machen.

„Wo hinaus, wo hinüber?" fragte der alte Bekannte, als er aus der freudigen Ueberraschung des Wiedersehens zu Athem gekommen war.

Ich besah mir die Höhe des Thores, und erwiederte: „Da hinaus oder dort hinüber!"

„Und ohne Flügelpaar?," meinte er.

„Die Flügel habe ich mir längst abgerissen; den einen schenkte ich meiner Wirthin, und sie lobt den

Federnwisch und seine Haltbarkeit; aus dem andern ziehe ich mir die Federn heraus, mit welchen ich meine Gedichte schreibe."

„Scherzhaftes Talent!" spottete er, und deutete auf meine Stirn.

War das eine Beleidigung? Er klopfte mir den Staub ab, der meinen Rockschößen von dem Sitzen unter den Linden anhing. Ich steckte sie ein, und legte sie ihm auf Zinsen.

„Was meinen Sie dazu" fragte er heiter — „wenn wir in den Schulgarten gingen? Es wird dort eine musikalische Unterhaltung aufgespielt, und das Alpen-Kleeblatt, die Steyerischen Sänger geben sich die Ehre mitzuwirken."

„Die Alpensänger?" fragte ich meinerseits freudig erstaunt — „und sie singen, sie jodeln? Das war immer meine Passion. Als ich den Rigi bestieg, und auf die Tochter des Wirths zum Dächli traf, nahm ich in dieser Kunst einen ganzen Morgen bei ihr Unterricht; Sie kennen meine Rabenkehle, und wissen was für entsetzliche Leistungen sie in dergleichen Gewaltthätigkeiten prästirt!" Er legte mir die Hand auf den Mund, und wir gingen zusammen in den Schulgarten.

Unterwegs blieb er plötzlich stehen, und sah mich mit forschenden Augen an, die aber zuletzt einen betrübten Ausdruck annahmen, indem er bemerkte, daß der Eintritt vier gute Groschen koste. Ich gab keine

Antwort darauf, sondern klopfte in meiner Verfassung stolz auf die klingende Tasche. Darüber stieg seine Freundschaft, und er gab sich zufrieden. Mit vieler Mühe fanden wir unter den schattigen Bäumen einen Platz, von dem aus wir die ganze Herrlichkeit übersehen, und Augen und Ohren ergötzen konnten. Was für eine lustige Menschheit hatte sich hier versammelt, wogte trunkenen Muthes auf und ab, oder saß da, ernsthaft thätig, und genoß Musik und Weißbier, wenig Kaffee aber desto mehr Kaltschale. Einem rundgenährten Spießbürger schenkte ich einstweilen meine Aufmerksamkeit, und bewunderte den emsigen Fleiß auf seine Behaglichkeit einzuwirken, wie er mit dem Löffel würgende Brocken aus dem Glase fischte, und zuletzt die kleinen Korinthen mit der Zunge herunterspielte, daß sie in Nacht und Graus versanken, in den bodenlosen Abgrund seines Magens. Es war ein herzerhebender Anblick, der mich den Doktor und Apotheker beklagen ließ, die den Mann zum Kunden haben. Als er seine Anstrengungen beendigt hatte, lehnte er sich hintenüber, fingerte an der goldenen Uhrkette, und faltete die Hände über seine Wohlbeleibtheit; dann lieh er der Kunst ein aufmerksames Ohr, und war überhaupt ein gebildeter Mensch.

Nicht weit entfernt von diesem Gaste hatten sich die Überbleibsel eines Ehepaars aus der alten Zeit niedergelassen, die ihre abnehmende Scheinbarkeit mit einer schiefen Tochter und ihrem wahrscheinlichen Bräu-

tigam auffrischten. Er, der Papa, mager und aus gebacken wie Schiffszwieback, so herrisch von Ansehen wie ein Potentat auf einem Wirthshausschilde; sie, die Hälfte seines Lebens, das Mehr seiner Rippen, klein und verdrossen, schrumpfig und berunzelt, wie eine überwinterte Mohrrübe. Den Bräutigam hielt ich für ein von den Stücken Holz, die man einem krüppelhaften Baum gegen Drang und Sturm anzubinden pflegt. Sie ließen sich schwülen Kaffee geben, während die Mama aus dem fassungsvermögenden Pompadour eine Portion Fourage herauslangte, die für einen schlanken ausgedehnten Gardelieutenant zu einem ganzen Feldzug hingereicht hätte. Nun ging das Schlürfen und Eintunken los: und hier entwickelte der Bräutigam eine Fertigkeit, ein aufräumendes Talent, das nur von den Alten einigermaßen eingeholt wurde, der immer mit dem Kinn wackelte, und mit den Nüstern schnob, wenn seine Tasse leer war.

Aber die Musik hatte bereits angefangen: eine Ouverture aus irgend einer dunkelsten Oper, ich glaube von W. Telle, der man das karge Leben nur noch in Tabagieen und Gartengelegenheiten gönnt. Mein alter Bekannte meinte: sie wäre eine Aufheiterung für die Schustergesellen bei Wisotzki, um sich für Rückgratsvermessungen und dazu gehörige Stuhlbeine zu begeistern. Dann folgte jenes verführerische Duett aus Mozart's Don Juan, zwischen ihm und der schalkhaften Zerline, ein süßes schmeichlerisches Kirren, ein Mö

gen und Wagen, das ſich hinter der Pflichttreue verſchanzt, und zuletzt beſiegt, dem Genuſſe in die Arme ſinkt. Die ſchiefe Tochter des abnehmenden Ehepaars ſchlug dazu den Takt mit der Stricknadel, und blinzelte den Erwählten feuchten Auges an; der Alte tänzelte brünſtig mit den weißbeſtrumpften Beinen, und der ſatte Bräutigam brummte die Melodie zwiſchen den Zähnen, langte über den Tiſch, als wollte er ein kühnes Unternehmen probiren, und ſeine Holdſeligſte entführen. Dafür warf ihm die Dankbare ein großmächtiges Stück Zucker in den Kaffee, welchen ſüßen Lohn der Alte vergebens zu erringen ſtrebte. So gab er ſeine Bemühungen auf, und hielt ſich an die Fourage.

Auf einmal entſtand ein Zuſammenlaufen, ein Stoßen und Drängen in der Nähe des Orcheſters. Das Alpen-Kleebatt war eben angekommen, nicht von den Bergen heruntergeſtiegen ſondern aus der nahen Schenke, und um ſich und ihre Produktionen beſſer ſehen zu laſſen, hatten die guten Burſchen und durſtigen Leute ein Paar Tiſche beſtiegen. Die beiden Sänger nahmen den Zitherſpieler in die rechte Mitte, grüßten die hohen Herrſchaften ſehr herablaſſend, und fingerten auf den probehaltigen Guitarren, mit Mienen ſo ausdrucksvoll, wie die Ziegen und Schafe die ſie einſt geweidet. Sie waren artig genug herausgeputzt, mit reiner Wäſche begabt, und hatten die bunten Hüte ſo verwegen ſitzen, die breiten Gürtel ſo blank geputzt, wie es die Gegenwart ſo vieler hübſchen Schwagerinnen immer nur

wünschen sollte. Dem Einen besonders sah man seine herausziehende Lebensart an; von Molken zu trinken hatte er die rothe begeisterte Nase nicht, und der fuchsige Schnurrbart konnte eine akademische Preisfrage abgeben, ob ihn die Sonne gefärbt oder die Bierneigen. Ein kurzes Räuspern, um die Kehlen zu schmeidigen, und sie begrüßten die lauschende Gesellschaft mit dem „Stadtgruß." Es war ein gut gemeintes Lied, das sich wie ein ungefähres Kompliment anhörte; und eine kluge Dame, die einige Worte verstanden hatte, bemerkte: das Steyermärkische müßte eine ganz leichte Sprache, oder wahrscheinlicher eine Abart des Berliner Dialekts seyn. Gejodelt wurde ebenfalls, doch nur die Wenigkeit, bloß zur Probe, eine Vorbereitung auf längere Modulationen. Lustiger war die „Alpenfreude" anzuhören, die das Leben auf der Alm, bei den Kühen und den Kälbern, als das schönste pries; besonders rührte mich die Stelle von dem Kußerl und dem Schmatzerl, und von dem Truckerl ins Tatzerl, welche der schiefen Tochter Gelegenheit gab, dem Bräutigam ihre zarten Hände zur Bewunderung hinzuhalten. Der aber war, gegen die Gesetze der Chevalerie, eingeschlafen; und als die Mutter, zu seiner Aufmunterung, leise auf seinen Fuß trat, schimpfte er gähnend auf die Hunde: die, obwohl steuerpflichtig, in keiner anständigen Gesellschaft zuzulassen wären.

Als ich ausging, wollte ich meinem gemarterten Sitzfleische Motion anschaffen; und ich saß da wie an-

genagelt, und war froh, daß der erſte Theil des Konzerts zu Ende ging. Ich ſtand auf, um mir die Dunkelheiten der Gartenanlage zu beſehen; da fiel mir ein, daß ich den Schild der Moralität mitgenommen hatte, und zu einer platoniſchen Rolle verurtheilt war. Den alten Bekannten ließ ich neben der zugenommenen Figürlichkeit einer Witwe ſitzen. Er führte ein ſehr anſtößiges Geſpräch über deutſche Literatur, und erklärte ihr aus Goethe's Fauſt die Sabbathsfeier auf dem Blocksberg, jene ſtummen Verſe, die durch Gedankenſtriche ſprechen.

Nicht ich allein hatte meinen Sitz aufgegeben, und maß Raum und Zeit mit langſamen Schritten; es war eine allgemeine Emeute, um aus dem Dunſtkreiſe des Auditoriums etwas mehr an die Luft zu kommen. Nur die Damen waren größtentheils ſitzen geblieben, und zeigten auch hier ihre geduldige Ausdauer in einer ſo achtbaren Gewohnheit. Von Tiſch zu Tiſch flatterten die bunten Schmetterlinge, die ſtatt der Staubflügel die modernſte Thätigkeit der Schneiderzunft auf dem Leibe trugen. Eine unter dieſen ſublimirten Niedergeſchlagenheiten, hatte ſich auf den Stuhl einer deutſchen Jungfrau gelehnt, und kramte, ohne die Elle zu gebrauchen, die gangbarſten Artikel ſeines Witzes aus; ſie waren aber ſo verſchoſſen und aus der Mode gekommen, daß ſie ſich höchſtens zu einem wirklichen Ausverkauf eigneten.

Die Sänger zeigten ſich auf ebenem Boden, und

wurden mit langen Hälsen empfangen. Sie zogen einen Kometenschweif von guten Bekannten und durstigen Brüdern hinter sich, der aber weniger Krieg wie Pestilenz verhieß, und sehr nach geistigem Gemüth duftete. Besonders neugierig waren einige Damen, um zu sehen, ob die Sage wahr wäre, die den Alpensöhnen so kräftige Waden verliehen. Doch hatten sie diesen Zweig der Mode, gegen Heimathsitte und Gewohnheit mit langen Hosen maskirt, so daß darüber kein bestimmtes Urtheil, viel weniger eine letzte Entscheidung abgegeben werden konnte.

Sie zogen mit ihrem Gefolge weiter, und ich mit meinen launischen Gedanken ebenfalls; aber neben einem griesgrämigen Baumstamme war der unglückselige Ort, wo ich meine Freiheit verlor, und in harte Fesseln geschlagen wurde. Dort saß ein Engel, schaler Ausdruck! — eine stolze Juno, die mich gefangen nahm mit der flammenden Macht ihrer Augen, daß ich wie ein Fisch zappelte, der aus seinem Element herausgekommen war. Auf diesen blassen Zügen thronte die Wonne der Schmerzen, Spott und Ernst spielten um den fein geschlossenen Mund, und die glühenden Augen verriethen im Voraus die wogende Lust des Busens. Mit einem stolzen Lächeln maß sie meine erstaunte Figur, und drohende Blicke stellten mich zur Rede ob der Kühnheit meiner Bewunderung; aber das süße Mitleiden flüsterte ihr zu, das Bewußtseyn ihrer Schönheit entschuldigte mein Begehren, und ich sah,

wie ſie unwillkührlich erröthete. Eilig ſchlug ich das lange Regiſter meiner Erfahrungen auf, und fand bald, daß ich mit dieſem Erröthen ſchon weit gekommen war.

Die Muſik vergaß ich und den alten Bekannten, die Alpenſänger und den Bräutigam der ſchiefen Tochter. Nur noch wie fernes Rauſchen, wie die Melodie des Windes klangen die Töne in mein Ohr.

War es ein Traum, oder hielt mich die Wirklichkeit umgarnt?

Das Klopfen meiner Pulſe fühlte ich, die fieberhafte Röthe auf meinen Wangen; und einen Altar errichtete ich der neuen Göttin, in dem von frühern Opferflammen etwas verkohlten Herzen. Immer ſtürmiſcher tobte das heiße Blut in meinen Adern, und wires Dunkel, das ich vergebens zu durchdringen ſtrebte, umflorte meine Gedanken. Da trafen ſich unſere Augen, wie Pfeile die aneinander zerſplittern; und mit ihren wärmſten Strahlen leuchtete die Sonne meiner Wünſche, in glänzender Klarheit der Himmel meiner Sehnſucht. Stolzer ſtrebten die dichtbelaubten Eichen den Wolken zu, die Flüſſe hörte ich rauſchen mit mächtigen Wogen, die Bäche murmeln mit leichten Wellen; glänzende Blumen ſah ich an den Ufern blühen, ſchalkhafte Mädchen pflückten die Kinder des Frühlings, und wanden ſie zu bunten Kränzen. Auf den lachenden Fluren tanzten und ſchäkerten fröhliche Schäfer mit ihren verliebten Schäferinnen, ſtolze Schönheiten, die ſchlanken Leiber in Gold und Seide gehüllt, rauſchten

an mir vorüber, von nie empfundener Luſt pochte das trunkene Herz, und ſüße Wehmuth beſchlich die wirren Gefühle; da ſtürzte der heitere Scherz mit ſeinem tollen Gefolge mir entgegen, Knappen und Zwerge, Dirnen und Pilger, Demagogen und Hofräthe, und am Arm der Weisheit die ausgelaſſene Thorheit. Aengſtlich ſuchte ich umher in dem lärmenden Gewühl nach der holden Geſtalt, die mich und mein Reich einſtweilen beherrſchte; und als ich ſie gefunden wurden meine Gefühle ruhiger, meine Gedanken klarer, und demüthiger mein Sinnen und mein Hoffen.

Auf leichtem Nachen glitt ich den Strom hinunter, in ſeinen Wellen ſpiegelten ſich ſtattliche Burgen und prächtige Schlöſſer; luſtig flatterten die Paniere von den Thürmen, aus den Fenſtern winkten mir holde Frauen zu, ſtolze Ritter tummelten ihre Roſſe, kühnen Muthes und ſcharfen Schwertes, ihre Ehre das Höchſte, das Schönſte ihre Dame; und dazwiſchen ertönten ſüße Klänge, und ich vernahm noch ſüßere Worte, zauberiſche Strophen von Deutſchlands Kraft und Herrlichkeit, von ſeinen ſonnigen Gauen und ſeinen ſchattigen Wäldern, heimliche Lieder von Wein und Liebe, die wie linde balſamiſche Lüfte mein krankes Herz erfriſchten.

O Thränen, ihr ſeltenen Gäſte! wer hieß euch ungerufen erſcheinen? Wollt ihr mir den Spott, meinen treuſten Geſellen, den Hohn, meinen verwegenſten Geſährten vertreiben? Stärker raſſeln die Pfeile in mei-

nem Köcher, kräftiger ſpannt ſich der Bogen in meiner Hand, wenn ich an euch denke; geht und lindert eines Andern Schmerzen, weiß doch Keiner ob ich hinter meiner Maske lache oder weine!

Ich athmete tief, und leiſe Seufzer drängten ſich aus der wunden Bruſt. Wie ein ſchäumendes Meer lag es vor mir, toſende Wogen glaubte ich zu hören, die gegen die nackten Felſen anſchlugen, ihren weißen runden Arm glaubte ich zu ſehen, wie er um Hülfe flehte, und gegen den drohenden Tod ankämpfte. Schon wollte ich mir die Kleider herunterreißen, mich zu ihrer Rettung in die tobende Fluth zu ſtürzen, aber noch einmal ſah ich mich um, ob auch kein ſchlauer Dieb in der Nähe, der mir meine Garderobe entführen könnte, als ich zu meinem größten Erſtaunen bemerkte, daß ich im Schulgarten, in einer ganz anſtändigen Geſellſchaft war, die ſo einen Naturzuſtand, in welchem ich mich aus reinem Enthuſiasmus verſetzen wollte, ſelbſt mit einem Feigenblatte veranſtändigt, wenig goutirt hätte. Schamroth ſah ich ein, was für eine offenbare Blöße ich mir hätte geben können, und ich ſchwur einen heiligen Eid, die ungezogene Einbildung zu verabſchieden; da ſchmetterten die Trompeten, es wirbelten die Trommeln, dazwiſchen klagte die Flöte, ſtöhnte das Waldhorn; einen derben Stoß gab ich der heuchleriſchen Proſa, und mit einem Sprunge ſaß ich wieder auf dem Pegaſus, und ſchlug mit der Zauberruthe an die verſchloſſene Pforte.

Düstere Schatten sah mein Auge, Marmorhallen, den prunkenden Tod, sein Bahrtuch geschmückt mit den Blumen der Dichtkunst; daneben zerbrochene Kronen, rostige Schwerter, zerrissene Fahnen und entfittichte Adler, die goldene Leier ohne Saiten, Lorbeerkränze gelb und welk, das gewaltige Lied von der aschgrauen Eitelkeit, zugleich ein Tribut der staunenden Nachwelt, glühende Worte, Begeisterung von feuriger Zunge, und jene leisen Klagen, die von Ruhm und Ehre getröstet, den Schmerz schon bezwungen haben.

Mit dem letzten Ton, den ich noch erhaschte von dem Ende des Konzerts, stieg ich ruhig herunter von meinem Hippogryphen, und übergab das schwitzende Musenroß einem lungernden Burschen, es auf- und abzuführen, damit es keine lahmen Füße bekomme. Neben mir hatte sich ein langhaariger Pudel hingepflanzt, der mich mit einem Theil seiner pelzbewohnenden Kolonie bevölkern wollte. Aus seiner Nähe fortgescheucht, sah ich, wie die Besitzerin der Reste meines Herzens aufstand und langsam fortging. Sie hatte ihr Taschentuch liegen lassen, und sah sich um, als ob sie suchte und nicht finden wollte. Da stand ich nun, wie Herkules am Scheideweges schon fing ich an Pläne zu schmieden, als der flüchtige Kellner, in seiner Eilfertigkeit, gegen mich lief und den Schild der Moralität anstieß, der mir nachlässig am Arm hing.

Noch einmal begegneten sich unsere Augen; dann gab ich das Taschentuch dem Kellner und zeigte ihm die Dame.

IV.

Liebesrache.

Heil dem Betrog'nen,
Der, seiner Schmach bewußt, die Falsche haßt!
Othello. III. 3.

Was ist die Liebe? Das ist eine kurze Frage, und doch muß ich die Antwort darauf schuldig bleiben. Fragt Maler und Philosophen, fragt Dichter und Romanschreiber, fragt den Kuppler oder den Legationssekretair, der sein guter Kunde ist, ob sie Euch eine und dieselbe Antwort geben. Dante's Liebe war von einer andern Sorte wie die des Kanonikus Petrarka, Boccaz liebte auf eine andere Manier wie Aretin, Calderon hätte keine Maritoren schaffen können wie Cervantes; und nun gar die Helden Fielding's und Smollet's, die in Glück und Unglück für ihre Liebe kämpfen, dulden und endlich siegen, — hatten sie nicht andere Begriffe von der Liebe wie die mit dieser Leidenschaft behafteten Figuranten der Frau von Schopenhauer oder der Madame Caroline Pichler, geborne von Greiner? Fragt die alte Madame Shandy: was ist die Liebe? aber fragt sie an dem Tage, wo ihr Gemahl die Hausuhr aufzieht.

Soviel habe ich über diesen Punkt erfahren, in der

Heimath iſt die Liebe ein ganz anderes Gefühl, eine ganz verſchiedene Leidenſchaft wie in der Fremde. Dort mag ſie ſtabiler, konzentrirter, für Leib und Seele beruhigender ſeyn; hier aber iſt ſie pikanter, berauſchender, das Fieber kurz doch heftig. Nur einmal habe ich in der Heimath geliebt, mit großer Ausdauer, und ſehr muſterhaft, aber gar zu oft in der Fremde, und nicht immer beſonders muſterhaft. In der Heimath, unter dieſen bekannten Geſichtern, unter dieſen klugen und thörichten Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten, wo man die Paſſionsgeſchichte jedes weiblichen Herzens auswendig weiß, oder die Neſtlinge heranwachſen ſah: ein kleines Kind, ein hübſches Mädchen, ein holdes Fräulein, eine blühende Dame — da geht man ohne Begehrungen an der ſchönſten Geſtalt vorüber; die Polizeyſiffigen Mütter, die heirathsfähige Töchter haben, kennen das Signalement jedes unbeweibten Mannes, man darf nicht einmal aufflattern, nicht einmal dem Geſange der Sirenen lauſchen, mit trunkenen Augen und pochendem Herzen, ohne in ein anſtändiges Netz zu gerathen. Gebt Euch keine Mühe, wieder heraus zu kommen! die Maſchen ſind klein, und zum Ueberfluß klebt Ihr zuletzt noch an der Leimruthe feſt.

Aber in der Fremde, fern von der Wiege, die uns groß geſchaukelt, dem Meſſer des Barbiers entſchlüpft, der uns zuerſt den Bart abgenommen hat! dort iſt man ein friſchausgeſchlagener Menſch, den alten Gottfried hat man zu Hauſe gelaſſen, die Bodenkammer behe-

bergt den läſtigen Geſellen, man wirft den Panzer fort, der die klopfende Bruſt beſchützte, und frank und frei bietet man ſie den Pfeilen dar, ein Held, ſiegend oder beſiegt, doch immer bereit zu kämpfen im Dienſte der Schönheit. Da gehen Viele und fragen nach den Merkwürdigkeiten, nach den Wahrzeichen der Städte, die ſie durcheilen, kümmern ſich um des Kaiſers Mantel und um ſeine verſetzte Krone, laſſen ſich herumführen von Pontius zum Pilatus, und doch nur, um zuletzt in die Geſellſchaft von Schächern zu gerathen. Thoren, die Ihr nicht wißt, wozu Ihr geſchaffen! Iſt Euer Herz ſchon ſo alt und baufällig, oder ſo oft von wilden Leidenſchaften umgepflügt, daß der lachende Frühling es nicht mehr kräftigen und erheben kann? Geht auf den Markt, und ſeht was der Schöpfer in ſeiner Milde hat wachſen laſſen! ſchlanke Leiber, umſchloſſen von der Haft des Mieders, ſtolze Naſen und rothe Wangen, ſchwarze Augen, die das naſſe Stroh Eurer Gefühle zünden, Arme geſchaffen Euch zu umgarnen; — damit Ihr erfahren lernt, wie ſchön es in der Fremde iſt. Steht ſtill, und lauſcht wo ein Brunnen plätſchert! hört dem Geplauder des Waſſers und der Dirnen zu! trinkt einen kalten Trunk, und drückt eine warme Hand, das ſtärkt das Herz und den Magen!

Ich bin immer ſehr empfindſamer Natur geweſen, und konnte kein hübſches Geſicht ſehen, ohne einen kurzweiligen Roman zu erfinden, ohne bei dem Herzen anzufragen: ob die Aktien der Enthaltſamkeit geſunken

oder geflogen waren. Sogar geschah es, daß ich träumerisch im Wagen saß, und über die staubige Landstraße rollte, und plötzlich sahen mich aus dem Fenster des Chausséehauses ein Paar strahlende Augen an, streckte sich ein weißer Arm mir entgegen, daß ich nicht wußte, sollte ich mein Geld oder mein Herz in die offene Hand legen.

Fahr' zu, Kutscher! daß wir nach Italien kommen. —

Als ich durch die porta del Popolo in Rom einfuhr, schlummerte das Herz in meiner Brust, oder träumte so leise, daß ich kaum sein Daseyn fühlte. Aber um desto mächtiger arbeitete die Phantasie, wühlte unter den Ruinen der Vergangenheit, schwelgte an den Schätzen der Gegenwart. Ich war wie bezaubert; mit starren Augen sah ich aus dem Wagenfenster heraus auf die alten Marmor-Paläste, auf die stolzen Himmelanstrebenden Kirchen, auf das bunte Treiben der Menschen in den Straßen; ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen, so rasch flogen meine Pulse, so heftig stritten sich Gefühle und Wünsche. Ich schloß die Augen, und lehnte mich zurück in eine Ecke des Wagens, mit dem Bewußtseyn: Du bist in Rom.

Fraget nicht, nach den Alterthümern, nach den Kunstschätzen der ewigen Stadt! Gesehen und genossen habe ich sie; zuerst wie ein Engländer, der, mit dem Gedanken der Weiterreise im Kopfe und mit dem Wegweiser in der Hand, wie toll herumläuft, und schon am drit-

ten Tage seine Stiefeln neu versohlen lassen muß; dann aber wie ein wahrer Deutsche, wie ein erleuchtetes Mitglied irgend einer Akademie, das sich die Zeit seines Aufenthalts in Tage und Stunden eintheilt, und nun mit der größten Anstrengung darauf losarbeitet, jeder Minute ihr Forschungsrecht angedeihen zu lassen. So viel ist mir klar geworden, daß die alten Maler, die man hier Gelegenheit hat aus allen Schulen kennen zu lernen, keinen Vergleich mehr aushalten mit den großen Künstlern der Gegenwart. Mit der betrübtesten Theilnahme stimme ich den gelehrten Thebanern bei, wohnhaft an den romantischen Ufern der schmutzigen Spree, die in Zeitungen und Zeitschriften das, wahrlich nicht kleine, Maul aufreißen, und sich anstrengen erhabene Floskeln und tiefsinnige Beiworte zu erfinden, um sie auszudrücken die Freude ihrer Herzen, die Begeisterung ihrer Gänsespulen, für die unsterblichen Werke der Pinsel aus Berlin und Düsseldorf. —

Um weiter fortzufahren, oder vielmehr anzufangen mit der tragischen Geschichte, die ich eigentlich erzählen will, und die Euch bis zu den bittersten Thränen rühren soll, so erlaubt mir zuerst, etwas Weniges zu klagen und zu lamentiren.

Diese einzige Geschichte kann ich nicht vertilgen aus meinem Gehirn, und es ist eine fatale Geschichte, die man nicht oft erlebt, die ich selbst vielleicht nur einmal erlebt habe. Wer hätte es gewagt, mir zu sagen mit dürren Worten: daß sie, die ich liebte, mit dem Wahn-

ſtum der heftigſten Liebe, die ich verehrte wie eine Heilige, dem Hohn und die Untreue in der Bruſt trage, wie die rothblühende Digitalis das Gift und den Tod? Kein Stahl der mehr verwundet als Eiferſucht, keine Wunde die mehr ſchmerzt als die gekränkter Liebe! Wenn ich Regiſſeur geweſen, ich hätte die Rollen anders vertheilt, da die Kataſtrophe nicht mehr abzuändern war.

Und doch, das ſtille bange Leid auf ihren blaſſen Wangen ſah mich ſo ſchwermüthig an, die blauen Augen, ungewöhnliche Sterne am Himmel Italiens, ſtrahlten tief und ſchmerzbeſiegend in mein Inneres, bezwangen die mächtig drohende Verzweiflung, gaben mich dem Selbſtbewußtſeyn wieder.

Wie unſchuldig war ſie, als ich ſie kennen lernte! in der Kirche des heiligen Pantaleon, wo die Holdſeligſte vergebens in ihren Taſchen ſuchte, um einen alten Bettler zu beſchenken, und ich ihr mitleidig einen Dukaten anbot, den ſie ſelber einſteckte. Wie zärtlich geſtimmt war ſie, als ich ſie länger kannte! und wir uns trafen in dem Hauſe ihrer Tante, einer frommen Dame, die ſehr mit Flöhen und Schulden geplagt war, welche Letztere ich bezahlen mußte, während ſie die Erſtern, der Jagd kundig, mit naſſen Fingerſpitzen verfolgte. Wie ſchmachtend und hingebend war ſie endlich, als wir uns ſchon längſt kannten! und wir zuſammen ausfuhren, in der Kaleſche ihres Neffen, eines langen von der Sonne gelb gebratenen Schlingels, den der Satan mit

zahlloſen Tritten ſeines Pferdehufes bedienen möge! Immer fletſchte der Schuft die Zähne, wenn er mich mit ſeinen hinterliſtigen Fuchsaugen anſah, oder auf meine Rechnung fraß und ſoff, die delikateſten Speiſen, den koſtbarſten Wein, und dann zuletzt mich Eccellenza nannte, wenn ich die Börſe herauszog.

Nein! ich wollte mich ſelbſt überzeugen von ihrer Untreue, und nicht den Worten meiner Wirthin glauben, einer wohlbeleibten Signora, ſo reizend wie ein alter Schmalztopf, ſo verführeriſch wie ein Bratofen im Sommer, und ſo zudringlich wie Mehlſtaub in einer Mühle. Sie hatte einen Nudelfabrikanten geheirathet, einen Makaroni-Anfertiger, duftend nach Parmeſankäſe und ranziger Butter, und nahm mich ſehr in Affektion, weil ich damals einen blonden martialiſchen Stutzbart trug, und täglich ein reines Hemde anzog. Aber ihren Worten konnte ich nicht glauben.

Eben beſann ich mich, auf welche pfiffige Weiſe ich der Wahrheit auf die Spur kommen ſollte, da wurde an meiner Thüre ungebührlich gepocht, und herein trat eine alte Duenna, eine zarte, nur etwas verblühte Dame, mit feuchten grünen Augen, wie eine ſchwermüthige Katze, mit ſteifen abgegriffenen Wangen, wie die Brodtaſchen eines Bettelmönchs. Das Mumienhaupt bewegte ſich kümmerlich hin und her, und die zuſammengekniffenen Lippen lispelten mir einen Gruß zu von der Auserwählten meines wieder beglückten Herzens, und ich empfing ein Brieflein, ſo eilig, daß ich kaum Zeit

hatte, der alten Taube ein ansehnliches Douceur zufrommen zu lassen.

Grausames Schicksal! heraufbeschworen von Prometheus und Hudibras, von Orestes und dem Ritter von la Mancha, wie bist Du mit mir umgesprungen! Als ich den Inhalt des Briefes gelesen, wollte ich vor Scham und Wuth durch die Dielen der Bel-etage in die Erde sinken; aber meine Wirthin hatte gelauscht, und fing mich in ihre Arme auf, drückte mich an ihren gewaltigen Busen, und lamentirte so Posaunengewaltig, daß der duftende Gemahl schwitzend und fluchend hereinsprang, und, erstaunt über dieses Schauspiel für Götter, mich anzuklagen drohte, wegen Turbation seines häuslichen Glücks.

Die rosenrothe Einladungskarte zu der Hochzeit der Ungetreuen hatte ich in meiner Tasche, zur Hochzeit mit dem sogenannten Neffen, Fuhrwerksbesitzer und liebenswürdiger Sohn der sogenannten Tante. Das Lustspiel war aus, und der arme Dichter wurde ausgepfiffen.

Am Strande der Tiber schweifte ich umher, die warmen Winde wehten über verdorrte Blumen und fahle Blätter, die gelben Wogen trugen mich, und ich starrte auf den Grund, wo die alten Römerzeiten noch lebten, und das gräßliche Gewürm mich ansah mit glühenden Molchaugen, daß die Schauer des Todes die wunde Brust durchzogen, und das Wellengrab die kalten Arme brünstig ausstreckte, mich hinunterzuziehen in

den Schooß der Ruhe, mich einzuſchließen in den dunkeln Schrein der Ewigkeit. Aber ich bin am Rhein geboren und liebe das Waſſer nicht; die Wellen waren barmherzig, und wogten traurig weiter, ein muthwilliger Zephir ſchwellte die Segel der Hoffnung, und trieb mich und meinen Nachen an's Land. Ein kühler Lorbeerhain labte mich mit ſeinen breiten Schatten, die Sonne durchdrang mit ihren freudigen Strahlen das grüne Laub, beleuchtete magiſch die ſtille Dämmerung, und die Nachtigallen klagten mir ihre Leiden: alte Liebesgeſchichten, die mit leiſen Seufzern anfangen und mit wahnſinnigen Thränen enden, wo die Geliebte untreu und der Seladon aus Verzweifelung Karthäuſer geworden; und oben in der ſchwülen Luft krächzten und lachten die Raben, die derlei Mährchen aus Erfahrung kennen. —

In der Strada pasquale kaufte ich einen glänzenden Dolch, beim Scheine des Lichts grinſte mein verzerrtes Geſicht auf allen Seiten heraus, und ich barg ihn im Buſen, daß er am kochenden Blute ſich erwärme, und den Haß und die Rache ſauge, und ſicher treffe.

Bald hatte ich das Haus erreicht, und trat in den hellerleuchteten Saal; der mit Hochzeitgäſten ſo angeſtopft war, wie Falſtaff's Bauch mit Speiſen und Getränken, als er hinter der Tapete lag und ſchnarchte. Alles ehrliche Mönchs- und Banditengeſichter, gelbe ſonnverbrannte Mädchen, mit flammenden Augen und

begehrenden Empfindungen. Ich drängte mich durch die wogende Menge; die Ungetreue lächelte höhnisch am Arme des Buhlen; wüthend faßte meine zitternde Hand den Dolch, ein kräftiger Stoß — —

Entschuldigen Sie! Etwas zu hoch! es war nicht durchgedrungen; die Unüberwindliche trug einen falschen Busen.

V.

Der unheimliche Prozeß.

— Die Mitleid fühlen,
Sie mögen Thränen ſchenken unſern Spielen,
Der Inhalt iſt es werth. —
Prolog zu „König Heinrich der Achte."

In der guten Stadt Paris, die das Glück hat einen Bürgerkönig zu beſitzen, im Quartier Bonne-Nouvelle, war das Entſetzlichſte geſchehen; Fortſetzungen folgten, der Schrecken ſtieg, und kaum war ein Ende dieſer unſeligen Thaten abzuſehen. Eine ganze Bande von hartherzigen Böſewichtern hatte ſich dort eingefunden, und ohne Achtung für Rang und Stand, ohne Rückſicht auf Alter oder Jugend, ohne Erbarmen gegen Tugend und Schönheit, todtſchlugen ſie Alle, die ſich auf der Straße ſehen ließen, alle **Katzen**, die auf einen Augenblick von ihren Penaten Abſchied nahmen, und ſich an die warme Sonne, an die friſche Luft wagten. Trauriges Schickſal! das dieſe intereſſanten Thiere getroffen, und ſo manche gute Seele, die ihnen die zärtlichſte Zuneigung geſchenkt, in Angſt und Kummer verſetzte! In Feſſeln wurden ſie geſchlagen, ſeidene Bande trugen ihre zarten Glieder, Schutz- und Trutzbündniſſe wurden zu

ihrer Vertheidigung geschlossen, und der Himmel und die Portiers beschworen, bei seiner ewigen Milde, bei den Pflichten ihres Berufs, über die verfolgte Unschuld zu wachen. Aber der Liebe und der Sorgen Mühe waren umsonst; die schönste Milch, der duftendste Braten konnte die armen Gefangenen nicht trösten für die verlorne Freiheit, und so oft es gelingen wollte, entwischten sie, um niemals, um nun und nimmermehr wiederzukehren in den Schooß der Ihrigen.

Auch eine blühende Wittwe, Madame Mariable, die das Heirathen zum vierten Male abgeschworen, und deswegen ihre passionirten Gefühle auf sonstige Geschöpfe übertrug, hatte den Verlust eines anmuthigen Katers zu beklagen; und es blieb keinem Zweifel unterworfen, daß diese Unholde ihn ebenfalls entführt und abgepelzt hatten. Denn einige Tage später fand man den Körper des mißhandelten Murrkopfs blutig, scham- und balglos auf der Thürschwelle liegen; und obwohl diese höhnische That anfangs den Schmerz der guten Dame steigerte, so hatte sie doch den Trost den Märtyrer seiner Haut in ihrem Blumengarten begraben zu können, in schwermüthigen Stunden über seinem Grabe zu weinen, und in einer einzigen Woche brauchte sie vier Flaschen Eau de Cologne gegen Nervenschwachheiten und Ohnmachten.

Es war dieser Kater ein Cadeau des Schreibers von dem Notar, der seine Amtstube unten in ihrem Hause hatte; und Monsieur Bourdaine gab sich für

einen angenehmen Menſchen aus, ſogar für einen Sergeanten bei den Grenadieren der Nationalgarde, gewählt von ſeinen Mitbürgern, und beſtätigt von dem Könige der Franzoſen. Wenn Gautier, ſo war ſein Taufname, über die Straße ging, in ſeiner Uniform, mit der trotzigen Bärenmütze, konnte Madame niemals unterlaſſen, aus dem Fenſter ihm nachzuſehen, während der ſelige Murrkopf neben ihr ſaß, wohlgefällig ſpann und ſchnurrte, und der noch lebende Mops mißmuthig brummte und glasäugelte. Ach! und dieſem zarten Verhältniſſe hatte das fameuſe Schickſal ein Mitglied entriſſen! Umſonſt ſchwur der kühne Sergeant dem Thäter Rache, ſchlug an ſeinen Säbel, und ließ ein kleines Wort fallen von ſeiner großen Tapferkeit, die ſich bewährt hatte in der entſetzlichen Feuerſpritzenſchlacht des Herrn Mouton, Grafen von Lobau. „Ihm," ſo ſchloß Gautier ſeine Rede — „brachte ſie den Titel eines Marſchalls von Frankreich, und mir das Amt eines Spritzenmeiſters!" Madame Mariable blieb untröſtlich. Vergebens kam ſie aufzuheitern ihre Nachbarin, die Frau eines renomirten Apothekers, gefolgt von dem Lehrburſchen ihres wackern Gemahls, der einen großen ſorgſamen Korb trug, aus dem er die ſchönſte angoriſche Katze herausnahm. Ihr labender Anblick ſollte das Andenken an den herben Verluſt mildern, Zemir's Anblick den Mißmuth fortſcheuchen. Aber auch dieſes, ſonſt gut gewählte, Mittel ſchlug fehl. Die arme Zemir ſaß da, mit bangen Ohren, zugekniſ-

seinen Augen und mattherzigem Schweife, so struppig und melancholisch, als wenn sie merkte, daß draußen auf der Straße das Schwert des Damokles über ihrem Haupte hing.

So war es länger nicht auszuhalten, es mußte eine Änderung eintreten; und diese trat wirklich ein.

Eines frühen Abends kam Madame Mariable aus einer Gesellschaft, die sie zuweilen besuchte, um sich von ihrem Nächsten mit guten und lieben Dingen zu unterhalten. Versunken in Gedanken der Trauer und des Schmerzes eilte sie ihrer Wohnung näher, und glaubte immer, nun müßte Gautier, ihren Mignon auf dem Arm, ihr entgegen kommen. Schon breitete sie die Arme aus, und wollte ihn, den Kater oder den Sergeanten, an ihr klopfendes Herz drücken; aber Keiner von Beiden ließ sich sehen. Da huschte plötzlich ein Weib an ihr vorüber, ängstlich-langsam, und wollte mißtrauisch-eilig weiter huschen. Fort waren die Traumbilder, ein kluger Gedanke blitzte auf, und bald hatte Madame das Weib eingeholt.

Es war ein sehr altes und ein recht böses Weib, das eine geheimnißvolle Schürze, und wahrscheinlich auch etwas darunter trug.

„Was habt Ihr denn da, gute Frau?" fragte die Dame neugierig.

„Ach denken Sie sich das Unglück!" erwiederte die Schlaue, — „mein Mann und ich, wir haben einen Hund, vier Kinder und wenig Brod, und weil der

Hund mehr Hunger hat als die Kinder, ſo ſoll nun die Seine für ſein ferneres Fortkommen ſorgen." Sie ſprach das mit gebrochener Stimme und andächtigen Zügen, es ſtand Mondſchein im Kalender und man konnte klar wie am Tage ſehen — ſo daß die Dame gerührt wurde, und in ihre Taſche griff.

Da hörte ſie den Sergeanten herankommen; ſie erkannte ihn gleich, wie er den Marſeiller Marſch pfiff und ſich auf die Schenkel ſchlug; neuer Argwohn keimte auf, und durch ſeine Nähe kühner geworden, riß ſie dem alten böſen Weibe die geheimnißvolle Schürze fort. Faſt wäre ſie ohnmächtig in Monſieur Bourdaine's Arme geſunken; aber das konnte auf offener Straße eine vieldeutige Affaire abgeben. Gut genug hielt ſie ſich auf den Füßen, und ſah mit Entſetzen, daß die prächtige, ſchneeweiße Katze der Nachbarin, die ſchöne Zemir, ihrem Verhängniß anheimgefallen war. „Zu Hülfe! zu Hülfe!" kreiſchte ſie auf; — „Zu den Waffen!" brüllte der Sergeant. Es war der Anfang einer Emeute.

Die Erſte auf dem Platz war die Nachbarin ſelbſt, mit fliegender Haube und klappernden Pantoffeln, ihr folgte der Lehrburſche mit einer Mörſerkeule bewaffnet, und im Hintergrund ließ ſich die abwägende Figur ihres Gemahls mit einer gefährlichen Papierſcheere ſehen. Schon wollte die Uebelthäterin entwiſchen, aber die zugreifenden Finger der Apothekersfrau, und ein kräftiges

„Arretirt!“ aus dem Munde des kühnen Sergeanten brachte ſie bald wieder zum Stehen.

Großes Erſtaunen aber wenig Thränen! ſondern geſaßt und geiſtesgegenwärtig zog die ganze Geſellſchaft im Triumph nach dem Bureau des Polizeicommiſſairs.

Der Polizeicommiſſaire war ein Mann aus den Zeiten der großen Armee, der das Leben kannte, und ſich ſogar einen runden Bauch angelebt hatte. Er ſaß eben mit einigen Mouchards, Vidocqianern und ſonſtigen guten Freunden der Juli-Regierung bei mehr wie einer Flaſche Chambertin, und ſie ließen die Doktrinairs, den Bürgerkönig und die rechte Seite der Deputirtenkammer gewaltig hoch, und ſich mit dazu leben, als Kläger und Beklagte nebſt Gefolge ankamen.

„Bei der geſegneten Mutter von Blaye!“ rief der Commiſſaire, der den Lärm zuerſt hörte, und ſchlug ein frommes Kreuz — „es iſt eine Emeute ausgebrochen, wir ſind umzingelt!“

Die Mouchards fuhren unter den Tiſch, die Vidocqianer zum Fenſter hinaus, und der Commiſſaire merkte, daß er, wie der heilige Denis, den Kopf verloren hatte. Die Thüre wurde aufgeriſſen, und man ſchob die arme Sünderin, beladen mit dem blutigen Diebſtahl, herein, ſo daß die gute Polizeiklugheit eine Poiſſarde zu ſehen glaubte, die irgend eine Rebellions-Trophäe, und ihn vielleicht mit zu den Akten legen kam. Aber er wurde, dankbar-gerührt, gegen den Lenker der Dinge, bald enttäuſcht; denn die ruhige Bürgerſchaft

folgte, die Compères und Commères, und die ganze Voiſinage, mit Zorn und Klagen die blinde Gerechtigkeit anrufend, nach der Wage und dem Schwerte fragend, daß es dreinſchlagen und ein Beiſpiel ſtatuiren möge.

Der Commiſſaire hatte ſeine Amtswürde wiedergefunden, ſchlang ſich die dreifarbige Schärpe um den Magen, und indem er die Backen aufblies, trank er einen ausgedehnten Schluck, damit der Schrecken ihm gut bekomme. Mit vieler Herablaſſung ließ er ſich die Begebenheit erzählen, beſah das Corpus delicti, und nahm zuerſt das Signalement der Verbrecherin auf. Als Rechtsverſtändiger meinte der Schreiber des Notars: die That wäre ein Meuchelmord, weil ſie mit Vorbedacht und Auflauren geſchehen, und dieſen beſtrafe der Code pénal mit dem Tode. Unterdeſſen hatte der Commiſſaire ein Protokoll über den Thatbeſtand abgefaßt, und da die Frau des Apothekers, von dieſem aſſiſtirt, auf die Klage fortbeſtand, las er daſſelbe mit einer authentiſchen Stimme vor, und befahl den Anweſenden zu unterzeichnen. Madame Mariable that dies mit einem Kreuz, und der Sergeant hing ſeinem Namen einen kalligraphiſchen Zug an, in dem man deutlich ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz erkennen konnte. Die Miſſethäterin wurde einſtweilen in eine Erziehungsanſtalt, hinter Schloß und Riegel, gebracht; und alle zogen mit der Hoffnung ab, eine glänzende Satisfaktion zu erhalten.

Vierzehn Tage war im Quartier Bonne-Nouvelle nur von der Entschlossenheit der Madame Mariable die Rede, und Gautier verglich die Amazone sogar mit der Heldenjungfrau, die sich bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen so tapfer gehalten hatte. Der Apotheker, ein belesener Mensch, wollte sein Kompliment wie eine Pille vergolden, und erinnerte an die Gänse, die einst mit ihrem Geschnatter das Capitol retteten.

Mit der Abfassung des bösen alten Weibes hatten die Verfolgungen ein Ende. Die Katzen und ihre Herrschaften lebten wieder auf. Es war eine Lust die artigen Thiere anzusehen, wie sie in der Sonne lagen und sich den Pelz wärmten, nach den Fliegen haschten, die sie umschwärmten, Besuche abstatteten, und süße Verhältnisse wieder anknüpften. Madame Mariable ging wie ein falsches Fünffrankenstück, mit dem Antlitz des zukünftigen Heinrichs, von Hand zu Hand, aus einer Gesellschaft in die andere, mußte erzählen und abermals erzählen, und niemals fehlte der tapfere Sergeant, der ihrem einfachen historischen Styl den Schmuck der romantischen Ausführung gab. Grausenhaft hörten sich seine Aufklärungen an: wie er dazu gekommen, als Madame mit dem Weibe gerungen habe, wie er demselben ein langes Messer entwunden, und das ganze Weib ein verkleideter Galerien wäre, der seiner Strafe nicht entgehen könnte. Dabei führte er den Bourguignon und den Carnot an, in welchen man die Strafarti-

kel über den Meuchelmord so erläutert fände, daß der Ausgang des Prozesses keinem Zweifel mehr unterliege. Man sprach von einer guten Aussicht, die im Voraus auf dem Greveplatz zu besorgen wäre; und die Apothekersfrau befahl ihrem Gemahl sich nicht rekussiren zu lassen, wenn er diesmal auf der Liste der Geschwornen stände.

Aber der erste Monat tagte sich ab, ohne daß man etwas von dem Fortgange des Prozesses hörte, und der zweite führte sich ebenso abstinenzmäßig auf; schon sank die Geschichte zu einer Sage herab, und der fluthende Strom von sonstigen Begebenheiten hätte sie vielleicht bald verschlungen, als im dritten Monat der Huissier mit den Vorladungen erschien. Man erstaunte, getäuschte Hoffnungen hinkten weiter, darüber, daß ein in den Criminalakten so seltener Fall keineswegs dem Gerichtshof, der über Leben und Tod zu gebieten, sondern dem Polizeitribunal zugewiesen wurde; und das konnte höchstens die frische Luft in Beschlag nehmen, und dafür mit Wasser und Brod entschädigen.

Nichtsdestoweniger erschien endlich der denkwürdige Tag, an dem die Einwohner des Quartier Bonne-Nouvelle dem Audienzsaal zuströmten, als wäre eine Sündfluth im Anzuge, und Noah hätte dort seine Arche der Rettung gezimmert.

Ungefesselt wurde die Angeklagte hereingeführt; und da die relegirte Gensd'armerie seit der ruhmgekrönten Julirevolution außer Cours gekommen war, schenkte ihr

bloß ein Municipalgardist seine Aufmerksamkeit. Indem sie ihrem Sitze zuschritt, warf sie der Apothekersfrau einen langen höhnischen Blick zu, den aber der Sergeant mit der Säbelscheide auffing, so daß er keine weitern Folgen hatte, als einen tiefen Seufzer über Zemirs unersetzlichen Verlust. Als das Weib den Seufzer hörte, ließ sich eine Spur von Schamröthe auf seinem runzlichen Gesicht sehen. Der Sergeant putzte ruhig seine Scheide ab. Ein kluger Spitzfindige, dem man später Gautier's Heldenthat erzählte, gab sie für eine Radotage aus, weil Keiner mit Waffen in der Audienz erscheinen dürfe. „Aber" erwiederte der Erzähler — „es ist hier nur von der Scheide die Rede." — „In dieser eben steckt die Schneide!" meinte der Andere.

Der Präsident suchte seine Würde zusammen, und fing an die Zeugen zu vernehmen; ihre Aussagen wurden immer kläglicher, und zuletzt konnte man vor Schluchzen und Wehmuth kein Wort mehr verstehen; das ganze Auditorium schwamm in Thränen. Vergebens bat sich die Kingel einige Ruhe aus; man hörte sie kaum. Ein anständiger Bürger, der diese Rührungswolken aufsteigen sah, und eine undekartirte Garderobe auf dem Leibe trug, spannte sogar seinen Regenschirm auf. Aber es war nur ein baumwollener, der Schauer drang durch.

Die Angeklagte hatte in ihrer Verstocktheit die Wohlthat eines Parleurs abgelehnt; sie probirte sich damit

rein zu lügen, daß sie die Katze von dem Lehrburschen des Apothekers für ein Pfund verbotener Kirschen gekauft habe, und überdies wären die Anfechtungen, die ihre Tugend drei Monate lang in St. Pelagie ausgestanden, schon eine harte Strafe. Dagegen erhob sich der Staatsprokurator, der das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft wahrnahm; er erinnerte an den bedeutsamen Unterschied zwischen Katzen die als Vagabunden den Rahm von fremder Milch naschen, und solchen die einem bestimmten Familienkreise angehören, auch in ihrem Beruf als Kammerjäger gute Dienste leisten. Das Tribunal hatte zum Beschluß ein billiges Einsehen mit den angeführten Anfechtungen, und löschte der Schuldigen das Kerbholz, das sie bei der Justiz stehen hatte; sie mußte bloß einen Franken Saldo herausgeben.

Was die Kläger zu diesem Urtheil gesagt haben, darüber schweigen die Annalen; aber ein Berliner, der die Affaire mit anhörte, kalkulirte sehr überzeugend: „Acht Silbergroschen! die war der Pelz werth; und in den drei Monaten konnte sie doch Kost und Logis sparen, in Berlin, die Miethsabgaben dazu!“

VI.

Die Serenade.

Auf einem drohenden Felsen stand ein Mensch, mager und abgehärmt, wie ein Gewächs der Wüste, dem Nichts geworden als versengende Strahlen und glühende Winde, nur ein einsames Dahinwelken, unbeklagt und nicht getröstet, ohne Thau und Schatten. Und düster schweigend sah er auf den Weg, den er mühsam zurückgelegt, nahm bedächtig die schwarze Sammtmütze ab, daß irgend ein kühlender Zephyr sein Haupt erfrische, und lachte verächtlich.

„Nichts als Ruinen, gefallene Kraft und zerstörte Herrlichkeit!“ sprach er und stöhnte bedrängt — „das mitleidige Moos will die Schande verhüllen, der selbstsüchtige Epheu die Trümmer zusammenhalten; aber ich weiß zu erzählen von diesen Schluchten und Klüften, und habe die Täuschungen des Lebens, diese Nebelkappen der menschlichen Dressur, redlich bezahlt, nicht wie ein ehelicher Banquerottirer, nein! wie ein gefangener Schuldner, der sich die Freiheit von seinen Gläubigern erkaufen muß. Laßt Eure Ansprüche, die Ihr an die Welt zu haben glaubt, zu Hause! wenn Ihr zum erstenmal die Schwingen versucht. Gebt sie der Amme zurück, die sie Euch einflößte! oder schenkt sie dem Schule

meiſter, der Euch die erſten Ohrfeigen gab, zur Beförderung der Erziehung! Wohin Ihr auch kommt, wohin Ihr gehen wollt, — ſie beläſtigen Euch! Sie ziehen Euch herunter von dem Pferde, das Ihr eben reitet; ſie unterbrechen die Melodie, welche Ihr pfeift, und, wie ein gepuderter Zopf, beſchmutzen ſie Euch nicht allein die ſchönen Sonntagskleider, ſondern geben auch einen Faſſungspunkt ab, bei dem man Euch erwiſchen und durchprügeln kann. Glaubt mir! man muß das Leben nicht mit ſeidenen Handſchuhen anfaſſen, nicht geſchniegelt und wohlfriſirt erſcheinen, mit einem duftenden Blumenſtrauß in der Hand. Wir gehen nicht zum Ball, ſondern zum Kampf. Was ſoll uns da ein blühender Strauß? viel beſſer ein Schwert in der Fauſt! Was ſoll uns die gelungenſte Friſur? viel beſſer einen Helm auf dem Kopfe! Aber jedenfalls laßt Euch den Rock von ſo dauerhaftem Tuch machen, daß die Elbogen nicht früher herausſehen bis Ihr heimkehrt und ihn ablegt, um Euch der Beſchauung zu widmen, die man im Schlafrock genießen muß, mit Pantoffeln an den Füßen."

Der arme Menſch ſprach noch mehr, aber ich habe nicht Alles verſtanden; und obgleich ich ſelbſt dieſer Menſch war, der dazumal lachte und kanzelte, ſo bin ich doch nicht verbunden, öffentlich Buße zu thun, und kann jetzt ſagen und klagen, was und wie ich will.

Und klagen will ich über den hämiſchen Zufall, der mich bezwungen hat mit der engliſchen Patentſcheere

der Teufel! Ich möchte mich durchpeitschen mit einer Ruthe aus Pantoffelholz, oder mit dem altestamentlichen Schwanze von Bileams Esel; und wenn endlich die Verzweiflung den höchsten Gipfel erreicht, wenn in Leipzig die Makulatur nicht mehr blüht, und Heine jedes Kapitel widerruft, das in seinem Buche de Grund fast nur aus Gedankenstrichen besteht — dann will ich mein Elend besingen in vierfüßigen Jamben, und mein Wasser die Flamme löschen, die mich verzehrt.

Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich auf der breiten Straße einer zu erzählenden Geschichte, wo ohnehin das Pflaster schlecht, und die Geleise ausgefahren sind, unwillkürlich in eine Seitengasse gerathen bin. Aber jeder Mensch, und sogar ein Schriftsteller, will verstanden seyn, wenn er, von Hypochondrie nebst Variationen geplagt, den humoristischen Klepper reitet, den unaufhaltsamen Gänsekiel schwingt, der sich zur Zeit mit Berliner Tintenpulver behelfen muß, und das baumwollene Thränentuch entfaltet, dieses spitzfindigste Pfänder, salzig wie Loth's Weib, und so melancholisch wie der Taufschein eines Findelkindes.

Also eine Geschichte wollen Sie erzählen?

Warum nicht? und zufällig eine von der rührenden Gattung!

Es war auf einer Reise durch Italien — — —

Um Vergebung! waren Sie in Italien?

Kann ich nicht so gut, wie Chateaubriand, meinen

Namen durch eine fremde Hand an die Pyramiden Egyptens ſchreiben laſſen?

Kaum war ich einige Wochen in Rom, und hatte bereits das dolce far niente kennen gelernt, ſo daß mich zuweilen die erbärmlichſte Langeweile plagte. Ich verſuchte alles Mögliche, wollte ſogar ein Mitglied der Propagande werden, und die unſeligen Heiden bekehren helfen; aber Nichts wollte anſchlagen. Endlich gab mein Barbier mir den guten Rath, mich nach einer ſüßen Neigung umzuſehen, wobei er mit Salvini behauptete: quanto più la donna sara Giovane, tanto meglio per voi.

Seine Worte fanden Wünſche, die zum Entſchluß reiften, und günſtigen Wind erwarteten, um die Segel aufzuziehen; nur wollte mir die Anwendung dieſer Univerſalmedizin nicht gelingen, vielleicht weil ich bisher den Gebrauchszettel überſehen. Wie gewöhnlich, half mir der Zufall mehr als die tiefſinnigſte Barbier-Weisheit.

Ich hatte mich eines Abends verſpätet, das heißt: ich war in einer Oſterie über dem „Diario di Roma“ eingeſchlafen; und wenn der Wirth mich nicht aufgerüttelt, und mir erklärt hätte: daß es durchaus nicht erlaubt, hier den Demagogen zu ſpielen, ſo würde meine Dachsnatur den glänzendſten Sieg davon getragen haben. Ich ſchlenderte durch die klare, duftige Nacht, und höchſt romantiſch geſtimmt, dachte ich an mein Vaterland, an eine Portion Schellfiſch mit gebratenen Auſtern, und an eine gute Heirath.

Noch war ich einige Schritte von meiner Wohnung entfernt, als ich plötzlich die zarten, schwellenden Töne einer Mandoline hörte. Ich stand lauschend still, putzte meine Brille, und musterte die Umgebungen, die immer bei einer Serenade in Anschlag kommen. Wer hat jemals die Alpen überschritten, oder ließ sich von einem Maulthier hinübertragen, und erinnert sich nicht, mit einem Anflug von deutscher Sehnsucht, der stillen Nachtwächter, wie sie nur zu finden sind unter dem Himmel Italiens? Die schwüle Wärme des Tages ist verschwunden, das summende Gewühl hat aufgehört, und eine angenehme Kühle die müden Menschen zur Ruhe gefächelt; die Blumen und Gewächse haben sich erholt von den Anstrengungen, träumerisch bewegen sich die feuchten Zweige, und es duften die farbigen Blätter; und oben am Himmel strahlt der keusche Mond und spielt mit den leichten, schwimmenden Wolken, neugierig lauschen die kleinen Sterne, sie glänzen und schimmern, als wollten sie streiten um den Vorzug, und vergießen neidisch glimmende Thränen.

So eine Nacht war es, wo ich meine Brille putzte, und die Umgebungen einer Serenade musterte.

Der Amoroso hatte einen Mantel umgeworfen, und ein breiter Hut verschattete sein Gesicht. Und auf dem Altan eines kleinen, aber zierlichen Hauses war der eigentliche Gegenstand seiner verliebten Virtuosität zu sehen: eine hehe, weißgekleidete Gestalt — die Farbe der Unschuld gegen das Verhängniß der Nacht — mit

fliegenden Haaren, die um das verschleierte Antlitz wogten. Stürmischer klangen die Saiten, und mit einer kräftigen Tenorstimme klagte der Seladon seine glühende Neigung.

Ich hatte meine Figur aus sehr unschuldigen Gründen, und vorzüglich gegen den ungünstigen Einfluß des Mondes, im Schatten gestellt, und weil ich, als ein tiefsinniger Mensch, die unverwerfliche Eigenschaft besitze, bei jeder Gelegenheit über antideluvianische Gegenstände zu grübeln, so fand ich es in dieser Jahreszeit höchst unnatürlich: meine zärtliche Passion durch platonische Bußpsalmen zu versinnlichen. Während ich mich so, um in der Theatersprache zu reden — der Schwermuth hingab, wurden plötzlich Worte gewechselt, lauten Ton's und kräftigen Ausdrucks, und es bedrängten die Krethi und Plethi den Virtuosen: Degen blitzten und schlugen Wunden, die des heilenden Balsam's bedurften, es waren aufgestanden aus ihren Gräbern die Gladiatoren, und ein Hasenpelz war die Fahne, die zum endlichen Sieg führte.

Vor Staunen oder vor Angst war mir Hören und Sehen vergangen, und als ich, etwas gefaßter, die Augen wieder aufschlug, fand ich das Schlachtfeld frei von menschlichen Zusätzen, aber auf dem Altan lag die bellissima Signora in verrätherischer Ohnmacht.

Wozu wurde die Prädestination erfunden, und wie wäre dieses langweilige Leben zu ertragen ohne Ironie? Ein unbehülfliches Instrument hatten beide Parteien die Mandoline vergessen; aber meiner Hand fügten sich

der Schmerz und die Lust der Töne, und die Stimme war das sehnsüchtige Echo einer Welt von Gefühlen, die dem geschwätzigen Barbier das Daseyn schuldeten. Auch wie habe ich gespielt und gesungen? Wie klangen die Saiten, wie zürnte die Stimme! Es war die wilde, verzehrende Gluth eines Herzens, das einsam und verlassen dahinstirbt, um das kein Auge in Thränen schwimmert, kein Mund von Klagen seufzt, und keine Wange sich abhärmt! —

Verklungen waren die Saiten, und in stolzer Verlegenheit näherte ich mich dem Altan. — „Madame! haben Sie mich nicht verheirathet, und tragen Sie mich nach Jerusalem? Sehen Sie dieses hagere Magister-Gesicht, mit seinen Cölibats-Geständnissen und verlornen Sottisen? es ist die Verzweifelung eines Jünglings, der bereits seine natürlichen Haare verloren hat, der ein Herz besitzt mit verschiedenen Perticatzien, das sich in Sehnsucht verzehrt nach einer unschuldigen Neigung!"

Vergebens wartete ich auf Antwort; und als der Tag die Nacht bezwungen, stand ich noch immer vor dem kleinen Hause; aber aus der bellissima Signora war die verwitterte Statue irgend einer heiligen Lucrezia geworden, und durch eine, etwas trübe, Brille hatte ich es gesehen: wie ein römischer Spitzbube diesen Steinklumpen plagte mit einer heilbringenden Seresabe. Wohl mir, daß die ehrsame Polizei ihn und nicht mich bei dieser Beschäftigung erwischte!

Nachschrift;

von

Einem und Keinem.

Von welchen gefährlichen Sachen in dieser Nachschrift die Rede seyn wird ist kaum zu glauben, wenn sonst der Leser es nicht bereits errathen hat. Aber wir könnten seine Gabe der Prophezeiung zu Schanden machen, und von Dingen reden, die, wie Hamlet meint, zwischen Himmel und Erde schweben, wenn wir nicht wüßten, daß die Wahrheit doch endlich an den Tag kommen muß, ungeschminkt, wie ein Aktenstück aus dem Portfolio, und nackt, wie der preußische Apollo, der im Berliner Thiergarten steht. Unter solchen Umständen können wir freilich nichts weiter thun, als reumüthig gestehen, daß hier von Druckfehlern die Rede ist, die wir zuerst mit unserer Abwesenheit von dem Druckorte entschuldigen, dann aber einen Theil derselben dem Abschreiber zuschieben müssen. Es befinden sich darunter einige sehr liebenswürdige Gesellen, die sich förmlich als Merkwürdigkeiten können sehen lassen, die uns Kummer und schlaflose Tage bereiteten, bis uns zuletzt der Trost kam, daß Druckfehler, die der Leser selbst bemerkt, wenigstens hoffen lassen, daß er ein Buch nicht ohne aufmerksamen Antheil gelesen hat.

Seite 25 Zeile 12 v. u. statt Mammonssäule lies Memnonssäule.
— 27 — 14 v. o. — des zweiten Sie l. die.
— 30 — 12 v. o. — toller l. tollen.
— 31 — 10 v. u. fällt das Wort ich fort.

[illegible]	[illegible]	5	v. o. statt fette l. satte.
—	35	13	v. o. — jedesmalen l. jedesmaligen.
—	36	3	v. o. — des zweiten die l. der.
—	45	9	v. u. — müssig l. müßig.
—	49	12	v. u. — Wiederwärtigste lies Widerwärtigste.
—	55	11	v. u. muß das Wort zum fort.
—	57	4	v. o. statt eitlen l. eitel.
—	83	6	v. o. — dieselbe l. dieselben.
—	84	1	v. u. — Leonore's l. Leonoren's.
—	89	4	v. o. nach dem Worte mir ist nur einzuschalten.
—	98	4	v. u. statt Fuß l. Fluß.
—	102	8	v. u. — war l. waren.
—	110	4	v. u. — dieses l. diesen.
—	133	6	v. o. — die l. den.
—	124	9	v. o. — Klowe l. Klown.
—	126	9	v. u. — bangte l. bangt.
—	128	10	v. o. — Dinten l. Dieten.
—	256	1	v. u. — Schule l. Schul.

Druck von Bernhard Tauchnitz, jun.

Babiolen.

Novellen und Novelletten

von

Willibald Alexis, E. Ferrand

und

Arthur Mueller.

Nebſt

polemiſchen Papierſtreifen.

Zweiter Band.

Leipzig, 1837.

Verlag von Carl Focke.

Inhalt
des zweiten Bandes.

	Seite
Der Räuberhauptmann von Garda. Von W. Alexis.	1
Der Arzt von Montpellier. Novelle von Arthur Mueller.	43
Drüben! Von E. Ferrand.	63
Die Talentprobe. Von Arthur Mueller.	81
Eine Geistererscheinung. Von E. Ferrand.	107
Polemische Papierstreifen. Von Arthur Mueller.	125
I. Gedichte von Bartholo von Löwenfgh.	127
II. Die Schauspielerin. Novelle von H. Laube.	133
III. Raphael.	138
IV. Gedichte von Otto Weber.	149
V. Glück und Geld. Novelle von Dr. Schiff.	153
VI. Biographisches Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler und Künstlerinnen.	160
VII. Die Ueberschwänglichen. Komischer Roman von Ludwig Bauer.	166
VIII. Polterabendscherze und Strohkranzreden; von Dr. L. Große.	170
IX. Ernst Münch beschreibt die Geschichte der neuesten Zeit.	173

	Seite
Die verkommenen Engländer. Von W. Alexis. . .	183
Die verliebte Weisheit. Von Arthur Mueller. .	207
Der Wirthin Töchterlein. Von E. Ferrand. . .	225
Schilderungen. Von Arthur Mueller.	259
I. Die unschuldige Neigung.	261
II. Ein Besuch im Berliner Diorama. . . .	266
III. Das Trauerbild.	272
IV. Louis Ducker's Portrait.	281

Der
Räuberhauptmann von Garda.

Reiseskizze

von

W. Alexis.

P

I

Was ich hier erzählen will, macht auf kein höheres Intereſſe Anſpruch, als daß es ſich wirklich ereignet hat. Nur die Namen ſind geändert. Wie Vieles ereignet ſich aber nicht im Leben, was ſo nahe dem Romanhaften ſteht, daß es als Roman für unwahrſcheinlich gehalten würde. Wir achten nur nicht genug darauf, auf dieſes Spiel des Zufalls, auf dieſe grellen Antitheſen, auf dieſe Macht des Wunderbaren, welche jedes Werkeltagsleben zu einer Dichtung machte, wenn man nur den Sinn dafür ins Leben mitbrächte. Ich will nicht unterſuchen, wie weit Jedermann ſich mit ſeinem Daſein verſöhnen könnte, wie weit er Harmonie in die Zerriſſenheit, Bedeutung in die Dürftigkeit bringen und ſein Alltagsleben zu einem Kunſtwerke ſich ſelbſt auf leichte Weiſe geſtalten könnte, wenn er dieſe Erſcheinungen feſthielte und in Zuſammenhang brächte. Finden wird dieſer ſich immer; aber freilich iſt es nicht eines Jeden Aufgabe, ihn zu ſuchen. Allein die ſich eine Aufgabe daraus machen, die Dichtenden ſelbſt, beachten dies Gewöhnliche zu wenig, und meinen, erfinden zu müſſen, wo das Wunderbare von ſelbſt gegeben iſt. Es ließe ſich aus dem Folgenden gewiß viel machen,

es iſt aber meine Abſicht nicht, mehr zu geben, als was ich ſelbſt aus dem Munde der Betheiligten gehört habe. Für ſie war es eine intereſſante Erinnerung, ein gewöhnliches Reiſeabenteuer, das niederzuſchreiben ihnen nicht in den Sinn kam, aber indem ſie es im vertraulichen Kreiſe erzählten, lebte es auch ihnen wieder mit helleren Farben auf, und ich fühle mich angeregt, was ſie verſäumt haben, nachzuholen, nämlich es aufzunotiren, als wäre ich beſtellt, ihr Reiſetagebuch zu ſchreiben.

Ein junges Ehepaar glaubte ſeine Flitterwochen nicht beſſer als in Italien feiern zu können. Ohne Begleitung, die den Doppelgenuß, den ſie ſuchten, ſtören konnte, fuhren ſie über die Tyroler Alpen. Von Roveredo aus, wo die erſten vollen italieniſchen Lüfte ſie anhauchten, ging es nach Torbole. Der entzückende Anblick des Gardaſees von den Höhen über dem Städtchen gab ihnen den Beweis für etwas, was man damals noch nicht bezweifelte, nämlich daß Italien ein Heſperien ſei. Auf einen der leichten Segelkähne, welche den unabſehbar weiten Waſſerſpiegel, von tauſend Seitendekorationen der auslaufenden Alpenhügel eingeſchnitten, durchhauchten, ſchifften ſie ſich und ihren Wagen ein. Der erſte italieniſche Handel war ohne zu große Uebervortheilung mit den Schiffern abgeſchloſſen, und doch befiel die junge Frau ſchon eine Art Bangigkeit, welche den reinen Genuß ſtörte, als der Steuermann, eine Rieſengeſtalt mit einem Cyklopenblick aus dem einen Auge, das ihm geblieben, ihr in

den Kahn half. Die Bilder von italieniſchen Räubern und Banditen wurden kaum durch den Gatten verſcheucht, der ihr bemerklich machte, daß der Mann nur die Phyſiognomie aller italieniſchen Landleute trage, und ſein eines Auge, nach des Wirths in Torbole Verſicherung, auf die rühmlichſte Weiſe von der Welt verloren habe, denn er hatte unter Napoleons Garde gedient, und ein Schuß bei Borodino den Schiffer auf dem Gardaſee zum Einäugigen gemacht. Der Dame waren die Vorſtellungen von den Paladinen Napoleons noch nicht mit dem Glorienſchein der Größe umwoben; ſie dachte noch an die franzöſiſche Einquartierung, über die ihre Mutter geſeufzt und ihr Vater geklagt; und warum ſollte der finſtre, einäugige, ſchweigſame Lombarde, der ſie jetzt ſo frech anblickte, dann den Himmel, die Wolken, die Ufer, und Gott weiß was in ſeinem unverſtändlichen Patois dem Kameraden zuflüſterte oder ſang, um deshalb ein ſicherer Mann ſein, weil er ehedem einen noch ſchwärzern Bart getragen, eine Bärenmütze auf dem Kopfe, und fluchend mit dem Kolben gegen die Thür geſtampft hatte, die ſich ihm nicht ſchon von weitem öffnete? Und wenn es wahr iſt, daß ein Napoleoniſcher Gardiſt nicht Räuber und Mörder werden kann; hatte ihr Gatte auch recht verſtanden? und wenn er den Wirth recht verſtanden, der ihn verſichert haben ſollte: Signor können ſich auf den Mann verlaſſen; wer verſicherte ſie, daß der Gatte ihr die Wahrheit, nichts als die Wahrheit ſagte?

Die Angſt iſt erfinderiſch, die von ihr bereiteten Qualen haben aber auch einen wollüſtigen Anſtrich. Allein zu ſterben, oder auch den geliebten Gatten ſterben zu wiſſen, und fern von ihm zu ſein, wäre ein entſetzlicher Gedanke geweſen; aber zuſammen, Arm in Arm, Aug in Aug, in den ſeligen Stunden ihres noch ungetrübten Glückes dem Tode zu verfallen, und das gar auf der Schwelle Italiens, angehaucht von ſeinen friſchen Frühlingsreizen, hatte etwas Verführeriſches in der Vorſtellung, dem das deutſche Gemüth einer gebildeten Frauenſeele nicht widerſteht. Die lauen Lüfte hauchten über die warme Seeluft, Torbole mit ſeiner reizend gelegenen Jeſuitenkirche verſchwand immer mehr und mehr, es wurde ſo einſam ſtill auf dem See; ihr Geſpräch ſchwieg, Hand in Hand ſaßen ſie, das Auge auf die immer wechſelnden Scenen. Anfangs dachte ſie, es wäre ſchön zu verſinken in das ſtille Wellengrab, zur Ruhe eingeläutet durch den ſchwächer und ſchwächer werdenden Klang der Frühglocken von Torbole und dann als ſeliger Geiſt über den Spiegel hinzuſchweben, und, geläutert, ſich noch über eine Schönheit zu freuen, die auch körperloſe Weſen entzücken mußte; dann aber, es ſei doch auch ſchön leben zu bleiben, und noch mit den Augen dieſes Leibes ſich des Farbenſchmelzes zu freuen und der lieblichen Formen; endlich aber, als ein friſcher Wind in die Segel blies, dachte ſie gar nicht mehr ans Sterben, ſondern nur an die Seligkeit in Italien zu reiſen.

Man ſtieg zu Bugliaco aus, um den herrlichen Waſſerfall zu bewundern. Mehr noch entzückte die links auf einem kühnen Uferfelſen maleriſch in den See vorſpringende Feudalburg von Malſeſine, dieſelbe, wo vor einem halben Jahrhundert Göthe, weil er ſie in ſein Skizzenbuch eintrug, vom Kommandanten gefangen geſetzt wurde, ein Abenteuer, mit dem ſo launig ſeine italieniſche Reiſe beginnt. Die Citronengärten von Limone, amphitheatraliſch auf dem anſteigenden Ufer gruppirt, gaben mit ihren laubenartigen Ueberdachungen den erſten wahren Einblick in die Eigenthümlichkeit Italiens, die gewiß da iſt, von der wir aber irrthümlich annehmen, daß ſie überall, wo der Reiſende ſteht und geht, daſein muß.

Bis dahin war Alles wunderſchön, die Sorge vergeſſen, der einäugige Gardiſt mochte doch ein vortrefflicher Mann, und ſein hämiſcher Blick nur Nationalität ſein, und Italien war Hesperien. Aber auf der Höhe von Salo wandte ſich plötzlich der Wind, der bis dahin erfriſchend aus den ſchneebedeckten Alpen hinter ihnen geweht. Er ſprang, nachdem er eine Weile geſchwiegen, unerwartet ſüdweſtlich über, und ſtatt ſie nach Desenzano zu treiben, kam er von dort her. Die Segel wurden eingezogen, die Schiffer murmelten einige Flüche, und Napoleons Gardiſt erklärte den Reiſenden, auf dem Gardaſee ſei es unmöglich, gegen den Wind zu ſegeln.

Aber es war doch akkordirt, in ſechs Stunden ſollte

er ſie von Torbole nach Desenzano, wo ein vortreffliches Wirthshaus iſt, führen! Der Lombarde lächelte hämiſch und zuckte die Achſeln. Es war ſchon weit über Mittag hinaus, die Luft ſchwül, die junge Frau fühlte ſich unwohl. Napoleons Soldat meinte, ſie würden in dem Dorfe Torre, Salo gegenüber, ein gutes Unterkommen finden, und rudern könne er nicht bis Desenzano. Der Wille des Gatten entſchied, und man ſteuerte ans Land, um die Nacht, wie es auch ſei, zu verbringen.

Aber Napoleons Gardiſt mußte an die Quartiere im ruſſiſchen Bivouak gedacht haben, als er die jämmerlichſte Oſteria, welche ein unbeſuchter, verfallener Flecken darbot, als ein gutes Unterkommen anpries. Zum erſten Mal ſah die junge Frau italieniſche Dürftigkeit und Schmutz, Häuſer ohne Farbe und Fenſter; ein großes Loch, worin gewohnt, gekocht, geſchlafen wurde, wo die Thiere, die ſpringenden und nicht ſpringenden, freien Zutritt hatten, war die Wirthsſtube, und ſollte ihre werden. Alles verräuchert, und der Qualm vom Heerde zog an den Balken hin. Die häßliche Wirthin bereitete der Erkrankten eine Stärkung — harte Eier. Giebt es nichts andres zu eſſen? — Nein. — Gar kein andres Haus, um darin zu ſchlafen? Nein. Es gab nichts als finſtre, neugierige Blicke der ſchmutzigen Menſchen am Feuer, und ſo häßliche Frauen, daß der Reiſende ſich gedrungen fand, es in ſeinem Tagebuch als torre delle belle donne zu notiren. Alles in

Allem die vollendete Bestialität, und eine Thräne perlte aus dem Auge der jungen Frau, und der Mann rief: hier können, hier dürfen wir nicht bleiben!

Aber wohin? Auf alle Fragen nichts als pflegmatische Verneinungen und höhnische Blicke. Die Sonne senkte sich schon, der Wind änderte sich nicht. Die nächste Stadt am See, welche ihm den Namen gab, war noch entfernt; aber es war doch eine Stadt, und der Schiffer versicherte die Reisenden auf seine militairische Ehre, daß in Garda un buon albergo anzutreffen sei. Ja es schien, als sei es ihm selbst darum zu thun, sie dahin zu schaffen, als er ihr Mißtrauen und Unbehagen in der Osteria bemerkte, und er warf hin, es sei wohl möglich, noch vor Nachtanbruch dahin zu kommen, wenn man den Kahn längs dem Ufer fortziehen lasse. Man bot Geld und gute Worte, und für beides ist auch in Italien viel zu beschaffen. In Zeit einer halben Stunde saßen unsere Landsleute wieder im Kahne, und ein Unglücklicher, einen Strick um Leib und Schultern, setzte sich in Bewegung, sie für ein Paar Zwanziger von dem Orte, der ihr höchstes Mißfallen erregt, nach einem andern, auf dem ihre ganze Hoffnung stand, zu ziehen.

Es fiel der jungen Frau erst später auf, daß die Wirthin in der Osteria, welche sie verließen, ihnen einen besondern Blick nachgeworfen. Es war nicht die Unzufriedenheit eines Gastwirths, den ein Fremder verläßt, weil ihm das Quartier nicht gefällt; der Blick

war gutmüthig, ſo weit Gutmüthigkeit mit ſo viel Schmutz und Häßlichkeit ſich vertragen können, und ſogar etwas von Theilnahme und Beſorgniß mochte darauf zu leſen geweſen ſein. Auch hatte ſie mehrmals ſich ihr genähert, und ihr etwas geſagt, von dem ſie aber kein Wort verſtand; denn es war das bergamaskiſche Patois einer Sprache, deren muſikaliſche reinſte Laute ſie nur entfernt kannte. Die ſchmutzige Frau hatte ſich kopfſchüttelnd von der Leidenden wieder entfernt und für ſich gebrummt. Jetzt, wie ſie daſtand am Ufer, und den Kahn nicht aus den Augen ließ, ſagte die Frau zu ihrem Gatten: „wir thaten den Leuten doch wohl unrecht. Im Grunde genommen, waren es gute Leute.“ — Er meinte, daß alle Gutmüthigkeit von der Welt den Schmutz nicht ſcheure und die Haut nicht waſche. —

„Aber ſieh den armen Menſchen,“ fuhr ſie fort. „Während wir in Behaglichkeit uns ausruhen und die erquickende Abendluft einſchlürfen, keucht er gekrümmt, im Schweiß ſeines Angeſichtes. Ich fühle es mit, jeden Zug, wie er reißt, wie er ſtöhnt, flucht, kaum athmet. Wer weiß, wozu es gut geweſen, wenn wir geblieben wären. Wiſſen wir denn, was uns in Garda beſcheert iſt. Und wenn der arme Menſch hinſtürzte, beſinnungslos, todt!“

Der Gatte fürchtete die neue Richtung, welche die Phantaſie ſeiner Frau nehmen könnte; er meinte, wenn überall im Leben, ſo werde es auf Reiſen zumal Pflicht,

etwas, was man einmal begonnen hat, auszuführen und nicht auf die Zweifel zurückzukommen, die ein Entschluß beseitigt hat. Was den armen Menschen aber anlange, so sei dies vielleicht sein reichster Tag, ein Wallfischfang unter seinem kümmerlichen Tagelohn. Man sterbe nicht sogleich, weder vom Schreck noch von der Last eines Nahnes, der uns die Schultern wund drückt; aber von dem außerordentlichen Ertrage einer Hand voll Zwanziger lasse sich wohl in den Winkeln der Gardahügel eine neue Wirthschaft einrichten. „Wie nun, Liebe, wenn der arme Mensch ein verzweifelnder Bräutigam wäre, die Armuth hätte einen Riß, der unübersteigbar scheint, zwischen den liebenden Herzen gezogen, und unsere unerwartete Hülfe baute darüber eine Brücke. Sie pachten ein Feld, sie miethen eine Hütte, die Eltern sind versöhnt, der Segen folgt auf die Arbeit, eine blühende Familie entsprießt dem heutigen Schweiß, und ihr Segen folgt uns unbewußt, die wir nur an die Mühseligkeit von ein Paar Stunden denken."

So könne man mit der Phantasie, antwortete sie lächelnd, Berge ebnen und Thäler zu Bergen erhöhen. „Und man brauchte eigentlich keine Wirthshäuser auf Reisen," antwortete er in demselben Ton, „wenn man sie sich recht lebendig vorstellt. Bringt man zu jeder Reise die Lust oder Unlust, die sie uns gewährt, nicht schon eigentlich in der Stimmung mit, in der man sie antritt? Und sieht nicht ein Jeder nur das, wozu er ver-

möge ſeines Sinnes befähigt iſt? Mir zum Beiſpiel, der ich noch ganz von nordiſchen Vorſtellungen befangen bin, ſchienen die herrlichen Büſche dort auf dem Vorgebirge Pinien, und jetzt erſt werde ich inne, daß es Aloen ſind."

Sie waren um die Spitze von San Viglio gefahren, welche durch den herrlichen Aloewuchs ausgezeichnet iſt. Garda tauchte vor ihnen auf; die Sonne war untergegangen, die Dämmerung lagerte ſich ſchnell über dem See, von den ſchneebedeckten Alpen hinter ihnen glänzte nur noch ein matter Flimmer. Es war todtenſtill; nur das Rauſchen der Raubvögel, das Knarren des Ziehſtrickes, das Keuchen des ziehenden Arbeitsmannes war hörbar. Die Schiffer ſaßen mit unterſchlagenen Armen und warfen ſeitwärts Blicke auf die einzelnen, ſparſamen Lichter, welche aus den graubraunen, wüſten Mauern der Stadt allmählich vorblitzten.

„Das iſt Garda?" ſagte die junge Frau, ſich an den Gatten ſchmiegend. „Unſere Vorſtellung hat uns abermals betrogen," antwortete er. „Was berechtigte uns anzunehmen, daß der Flecken Garda eine ſchön lachende Stadt ſein müſſe, weil der See, an dem es liegt, ſo iſt?"

„Ein Fledermausneſt — o und da hinein! — Können wir nicht auf dem See bleiben — wachen, ſchlafen, wie du willſt. Es iſt warm — die Sommerluft balſamiſch."

„Wieder die Phantaſie!" ſagte er. „So grau, wüſt,

ungaſtlich, als es ausſieht, um ſo freundlicher wird das Gaſthaus ſein. Der Tag iſt nun einmal beſtimmt, daß wir aus einer Täuſchung in die andere verfallen ſollen.“

Die junge Frau bekämpfte nur mit Mühe ihre Bangigkeit, als ſie immer näher dem Ufer kamen, und immer troſtloſer die unheimlichen Mauern des finſtern Neſtes ihnen entgegentraten. Es war die einzige Barke, die im Hafen anlegte; ein Pfiff durch die hohle Hand, den der Schiffer that, rief einige der zerlumpten Geſtalten an den Strand. Man wechſelte unartikulirte Töne, die weder Mann noch Frau verſtanden. Die Geſtalten vermehrten ſich und verſchwanden in den finſtern Winkeln. „Was wollen ſie mit uns?“ flüſterte die Gattin ihrem Manne zu. „Sie liefern uns aus.“

Er ſuchte ſie zu beruhigen durch die Verſicherung, daß ſie ſich mitten im öſterreichiſchen Gebiet befänden, wo die beſte Polizei gehandhabt werde; und doch überſchlich auch ihn ein Gefühl, dem er keinen Raum geben mochte. Die Stille iſt die ſicherſte Helferin der Furcht. Ein lautes Wort kann Geſpenſter verſcheuchen und böſe Gedanken. „Wo iſt das gute Wirthshaus?“ rief er überlaut mit zürnendem Tone, indem er den Fuß ans Ufer ſetzte. Die Nebelgeſtalten bekamen Leben, und zehn Stimmen riefen auf einmal: „hier dicht dabei, Signore.“ — Es waren menſchliche Stimmen, wenn auch ſehr unangenehme darunter; aber die Stimme eines Menſchen hat etwas Erquickendes auf dem Meere

wie in der Wüſte, warum nicht auch am Ufer des Gardaſees.

Doppelt ſo viel Hände als Stimmen hatten ſich ihres Gepäckes bemächtigt und man geleitete die Reiſenden in den Albergo. Nur der Wagen blieb in dem Fahrzeuge zurück. Brachte man ſie wie einen ſeltenen Fang oder wie Gefangene in das Wirthshaus? — Die Nacht erlaubte nicht, auf den Geſichtern die Antwort zu leſen. An der Schwelle des dunklen, übel riechenden Flurs leuchtete ihnen der Wirth, die Hand vor dem kleinen Lichtſtümpfchen, entgegen. Sie ſahen ein ſcharfes, prüfendes Geſicht; und was er geſehen, war wenigſtens keine freudige Ueberraſchung, in ihm den Wirth des vortrefflichen Albergo zu entdecken.

Der Cameriere geleitete die Reiſenden durch eine enge, ſchmutzige, ſteinerne Wendeltreppe hinauf in ein geräumiges Gemach. So viel wenigſtens hatten ſie davon geſehen, denn gleich darauf blies der Zugwind durch die zerbrochenen Fenſter das Licht aus. Der Cameriere murmelte einen Fluch und überließ ſie der Finſterniß und ſich ſelbſt, indem er langſam die Treppe hinunterſchlorrte. Sie gewannen eine Viertelſtunde Zeit, mit ſich zu ſein und die Finſterniß zu unterſuchen, wenn nicht die Stimmen unten in der Wirthsſtube ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hätten. Worte waren nicht zu hören, nur Flüche, gräßlich poltternde und langſam heulende. „Man zankt ſich um uns," flüſterte ſie. — „Wenigſtens nicht darüber, ob

man uns überfallen ſoll," ſcherzte der Gatte, „denn über dieſe Station der Angſt ſind wir hinweg, weil wir uns ſchon in ihrer Gewalt befinden." — „Was wird aber daraus?" — „Nichts als eine neue Täuſchung," antwortete er, „denn ſtatt in einen vortrefflichen Albergo, geriethen wir in die elendeſte Trattoria, und ich bin doch gewiß, der Schelm von Schiffer belog uns nicht, denn es iſt die beſte in ganz Garda."

Das Licht kam wieder, und mit ihm zum Vorſchein, wenn auch keine bewaffneten Banditen, doch wenig Tröſtliches. Es war eine leere, große, verfallene Halle, in die man ſie gebracht. Der Mörtel fiel von den Wänden, der Ziegelboden voller Löcher, der Zugwind ſtreifte durch die Fenſter, nirgends Läden und die Thüren ſchloſſen nicht. Man fragte, ob es kein beſſeres Zimmer gebe? Die Antwort war, dies ſei der ſchönſte Saal in ganz Garda, und die und die illustrissimi hätten darin gewohnt, geſchlafen und geſpeiſ't, und wären höchſt zufrieden fortgegangen. Zu andern Zeiten und unter andern Verhältniſſen mochte das ſeine Richtigkeit haben, denn die Fenſter gingen auf den See hinaus, und ehe der Putz von den Wänden gefallen und Schmutz, Ratten und Mäuſe den Boden zerfreſſen, konnte es ein ſtattlicher Saal geweſen ſein. Zwei etagenhohe Betten, ſo breit als lang, durften einſt als Brautbetten bei eines Feudalbarons Hochzeit mit Ehren figurirt haben; die Mäuſe, die jetzt im Maisſtroh raſchelten, ſangen keinen Brautgeſang.

Die junge Frau wußte nicht, ob ſie ſich wohler befand, wenn die Leute im Zimmer, oder wenn ſie fort waren. Ihre Tracht war fremd und wild, ihre Geſichter gelb, finſter, zerriſſen. Sie freute ſich, wenn ſie gingen, denn ihr Auge war unwillkührlich gezwungen, ihren Bewegungen zu folgen, und wenn ſie lange fort waren, und das düſtre Licht flackerte, ungewiſſe Schatten auf die weiten, ungewiſſen Räume werfend, und die Mäuſe raſchelten, und es draußen flüſterte, dann wünſchte ſie, daß ſie bald wieder eintreten möchten, weil ſie das Gefürchtete lieber mit Augen ſehn mochte, als es unſichtbar ſie umſchweben fühlen. Man richtete die Abendmahlzeit an: unſchmackhafte Speiſen in Oel gekocht, ſüßſauren Wein. Aber das Eſſen war geſchmackvoll gegen die Bedienung. Der Schiffer hielt es für ſeine Pflicht, dabei zu helfen, und die junge Frau mußte hinter dem Stuhle ihres Gatten beſtändig den Cameriere ſehen, während dieſen hinter ihrem Seſſel das unwillkommene Geſicht des Schiffers angrinſte. Die Entſcheidung wäre ſchwierig geweſen, wer dabei mehr litt. Der Cameriere war ein eben ſo rieſengroßer Menſch, als der Gondeliere, nur ungeſchickter, ſchwerfälliger gebaut. Seine ſchwarze Manſcheſterjacke, die kurzen Hoſen von demſelben Stoffe, die über die Waden herabhängenden Strümpfe, die tief in der Stirn ruhende, und doch hinten mit einem langen Zipfel herabhängende Mütze unterſtützte den widerwärtigen Eindruck, den ſeine ſchwarzen Geſichtszüge, in denen es zweifelhaft

war, ob mehr Bosheit, oder mehr Schmutz sich abspiegele, verursachten.

Die Reisenden waren nie so schnell vom Tische aufgestanden; die Cameriere lächelten, als sie die vollen Schüsseln hinaustrugen. Ihr seltsamer Blick konnte bedeuten: „Ihr Thoren, bezahlen müßt ihr doch! — Ihr hättet euch noch einmal satt essen sollen."

Als sie allein waren — die Lichter brannten düster — hob draußen ein Gesang an. In einiger Entfernung, man wußte nicht recht von woher, klangen zwei leise sehr gute Altstimmen. Es war ein Duett von vielen, vielen Versen. Sie verstanden kein Wort, aber es war eine unendliche Trauer darin, Wehmuth und Klage. „Will denn der Todtengesang nicht enden!" rief der Reisende wie unwillig, und da brach er plötzlich ab.

„Wir hätten dort bleiben sollen. Es waren gute Leute in Terre," sagte die junge Frau, sich an die Brust des Gatten schmiegend. Er suchte sie zu beruhigen; Schmutz, Armuth, die isolirte Lage, der wenige Umgang mit gebildeten Nachbarn und Reisenden präge diesen Landbewohnern den fremdartigen Stempel auf. Es sei nicht möglich, wenn sie auch wirklich Böses im Sinne hätten, daß sie es ausführen dürften, indem die halbe Stadt Zeuge ihrer Ankunft gewesen sei. „Wenn nun aber die ganze Stadt Räuber sind!" war ihr Einwand, den er vergebens zu widerlegen suchte, da ihm selbst die Gründe und der gute Glaube fehlten.

Er wollte ihnen, wenn etwas Schlimmes bevorſtände, mit der Waffe begegnen, welche in Lagen, wie ihre war, ſich immer als die zuverläſſigſte bewährt hat, nämlich durch Entſchloſſenheit und indem er ſich den Schein des kecken Vertrauens gab. Indem er die Treppe hinunterging, in der Halle unten ſich ans Feuer ſtellte, auf dem Hofe umherſpazierte, wollte er die Menſchen und die Lokalität muſtern. Seine Ausbeute blieb aber gering. Die Leute waren einſylbig, in die Geſpräche, die er anknüpfte, miſchte ſich der einäugige Schiffer, der ihn wie ſein Schatten begleitete. Wie von Beſorgniß getrieben, daß den Einheimiſchen ein unzeitiges Wort entſchlüpfen könne, antwortete er ſtatt ihrer mit einer Geläufigkeit der Zunge, die er vorher nicht ein einziges Mal gezeigt. Der Hof war eng, dunkel, von hohen Mauern umſchloſſen, von da kein Ausweg nach dem See als durch den engen Flur. Der Reiſende hatte ſeine Piſtolen, die einzige Waffe, die er mitführte, im Wagenkaſten verſchloſſen. Er trat ans Ufer, aber auch hier ſtand der Schiffer hinter ihm: „befehlen Signor etwas?“ — Auch wenn er es rathſam gefunden hätte, ſeine Beſorgniß zu verrathen, indem er nach den Piſtolen ſuchte, unterſagte es ihm die gewöhnliche Klugheitsregel. Denn in demſelben verborgenen Seitenfach, wo die Piſtolen lagen, befand ſich auch die Reiſekaſſe.

So ſah er ſich genöthigt, ohne Waffen zurückzukehren. Der Schiffer verließ ihn erſt an der Zimmer-

thür, und ein höhnisches Lächeln schien über den Lippen des Cyklopen zu schweben, als er mit der Versicherung von ihm schied: Signor könne sich drauf verlassen, er werde zur rechten Zeit geweckt werden. Er drückte die Thür auf, und der erste Blick hinein konnte auch einem Helden in dieser Lage das Blut aus den Wangen treiben. Statt ihm entgegen zu eilen, lag seine Gattin, wie es schien, besinnungslos halb auf dem Boden, halb auf einem Stuhle. Sieh, sieh! sprachen ihre starren Augen, oder ihre Lippen riefen es dem Eintretenden entgegen. Er entdeckte, was sie in Schrecken, und vermuthlich nur um wenige Augenblicke vor seinem Eintritt in die Lage, in welcher er sie fand, versetzt hatte, zuerst an ihrem Kleide, indem er sie aufhob, — Blut. An eine Verwundung hatte er glücklicherweise keine Zeit zu denken, denn auch er blutete an der Stirn, auf der Weste waren frische Blutflecke, und ein voller Tropfen fiel jetzt deutlich auf seine Hand. Sein scharfes Auge entdeckte leicht am Plafond die Stelle, von wo es herabträufelte.

„Wir sind in einer Mördergrube," sprach die Athemlose. „Das müssen wir erst untersuchen," entgegnete er, und nahm das Licht. Sie wollte ihn nicht fortlassen, wenigstens nicht von ihm sich trennen. Er gab nach, denn die Entdeckung, wenn sie zum Schlimmsten führen sollte, konnte sich auch für die geliebte Gattin nur um wenige Augenblicke verzögern, wenn sie zurückblieb, und der Anblick des Schrecklichen stählte sie viel-

Ungefälligen das Kind mit dem Bade verschüttet. Wie anders sieht jeder Gegenstand aus nach einer schlaflos zugebrachten Nacht! Ihr unmittelbarer Einfluß ist auf die Träume: hier wird die Phantasie entweder zu Erwartungen oder zur Furcht angespornt. Gewiß haben die Flöhe die Banditenbanden Italiens um das Doppelte für das gläubige Europa vermehrt. Unsere Reisenden suchten sich zu schützen, wie man einen Feind abwehrt, dessen List und Stärke man noch nicht kennt. Sie umbanden die Aermel, hüllten sich in die Mäntel: vergebens, er war schon innerhalb der Mauern und rächte sich durch Uebermuth für den Versuch, ihn abzusperren.

Wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie, in diesem Zustand zwischen Schlafen und Wachen, der Nachtvogel über unserm Haupt zum Lämmergeier, die Maus zum Elephanten anschwillt; das leiseste Geräusch wird ein Erdbeben; die Ahnung zum Gespenst, das selbst das Erwachen nicht verscheucht. — Eine heiße Hand faßte ihn plötzlich: „hörst du nichts!" — Er hatte auf den Zehen, mit verhaltenem Athem, eine abscheuliche Bandengestalt die Treppe heraufschleichen sehen, ein blankes Messer trug er unterm Arm, und lauschte am Schlüsselloch. „So wohlfeilen Kaufes geht es nicht," rief der Erwachte; sein aufgespanntes Taschenmesser, die einzige Waffe, die er bereit gelegt, fest greifend. „Vorsichtig," flüsterte die Gattin. „So weit ist es noch nicht. Aber die Thüren unten knarren. Schon seit einer

Viertelſtunde zanken ſie wieder.“ Er war aufgeſprungen und horchte. Männertritte gingen auf und ab; ſie entfernten ſich nach der Seeſeite. Er trat ans Fenſter und ſah zwei Geſtalten am Strande. Sie waren in eifrigem, heftigem Geſpräch. Der eine der dunkle Cameriere, der andere ein Fremder, umſchlungen von einem braunrothen Mantel, den Hut ſchief auf der Stirn. War jener ein Bandit, ſo verrieth der ſtolze Schritt, der Blick, die Haltung dieſen als ſeinen Hauptmann. Der Cameriere wies auf das Fenſter, der Hauptmann maß die Höhe. Von ihrem Geſpräch drangen nur einzelne Laute zu dem Lauſcher. „Wie viel?“ — „Ein Herr und eine Dame.“ — „Ohne Bedienung?“ — „Ganz ohne Bedienung, Signor.“ — „Von woher ſind ſie?“ — „Von über den Alpen.“ Auf die nächſte Frage, die der Wind fortnahm, wies der Cameriere auf die Barke, in der die Reiſenden gekommen waren. Der Kapitain trat ans Ufer, klopfte mit einer Kennermiene an den Landauer und warf einen bedeutenden Blick in die Kaſten. Der Reiſende hörte noch die Worte: „der Koffer fehlt,“ worauf der Cameriere wie bedauernd die Achſeln zuckte. Beide traten in den Schatten des Hauſes zurück. „Behutſam, daß man ſie nicht weckt!“ war das letzte, was er vernahm.

„Mein Gott, du biſt eiskalt,“ ſagte die Gattin zu dem Rückkehrenden, der ſich ſtumm zu ihr aufs Bett ſetzte. „Was haſt du gehört?“ — Er antwortete

nicht. Auf der Treppe wurden jetzt mehrere Männertritte hörbar. „Muth und Ruhe, hauchte er ihr zu. Wir vertheidigen uns; der Morgen wird uns zu Hülfe kommen.“

„Hier, Signor! sprach es dumpf draußen. Sie schlafen fest, wir können sicher —“ Ein Druck an der Thür, der Tisch widerstand. Noch ein stärkerer: ein Stuhl stürzte mit Gepolter herab. „Corpo di Bacco!“ — Es wurde still, todtenstill, während doch die Pulse des Reisenden und das Herz der Dame so vernehmbar schlugen, daß die Mörder es durch Mauern und Wände hören mußten. Ein Flüstern; dann gingen sie murrend die Treppe hinab.

Die Belagerten schlossen sich in die Arme. In Worten ihre Gefühle auszudrücken, war die Zeit nicht. Ein erster Hahnenschrei, und ein erster, freier Athemzug stieg aus der gepreßten Brust. Thränen erleichterten der jungen Frau die Last, die noch darauf ruhte. Auch jetzt noch kein Wort, kein Laut. Wie erschöpft von der zu großen Anspannung legten sie sich nieder, und weil sie ihn jetzt nicht suchten, hauchte er beschwichtigend mit linkem Fittig über sie — ein leichter Schlaf.

Da ein heftiger Schlag an die Thür. — Nun kommen sie! — Der Schlag wiederholt sich stärker, und die Baßstimme des Napoleonischen Grenadiers ruft: „Buon vento, Signore, buon vento!“ — Nie in ihrem Leben sind beide Gatten so schnell auf-

geſprungen, ſo freudig, ſo friſch nach einer ſchlafloſen Nacht, nie ſo ſchnell mit ihren Toiletten fertig geworden.

Es war keine Liſt. Der Wind blies friſch von den Alpen her über die Nacht, welche noch auf dem Gardaſee lagerte, er ſchwellte das kleine Segel, und die verhängnißvolle, graue Stadt Garda lag hinter ihnen wie ein überwundenes Geſpenſt. Es ſtreckte keine Erlkönigshand ihnen nach. Die Düfte des Südens labten die Ermatteten, die üppige Vegetation tauchte mit dem jungen Tage in unbeſchreiblicher Pracht auf. Die Aloen waren heute keine Pinien, die Citronenterraſſen riefen ihnen zu: Kennſt du das Land? und der Epheu dort auf der Inſel Sermione ſchwell zu einem Walde auf über den Grotten des Catull.

Desenzano war erreicht. Das treffliche deutſche Wirthshaus des Signor Meyer empfing mit europäiſchem Comfort die Reiſenden. Reinlichkeit, Erfriſchungen, Stärkungen und helles Sonnenlicht, und das volle Gefühl der Sicherheit ſchienen ſie mit einem Male aus der unheimlichen Sphäre entrücken zu wollen, die ſich noch an den Saum ihrer Kleider heftete. Aber ganz ſo ſchnell ſollte der Uebergang nicht ſein. Signor Meyer erzählte ihnen von zwei reiſenden Kaufleuten, die in der verwichenen Nacht auf der Straße von Bergamo von Banditen ausgeplündert und ermordet worden, und ſchlug die Hände über den Kopf, als er hörte, wo ſie übernachtet: die von Garda wären cattivissima

gente, und ihr Leben verdankten sie vermuthlich nur dem Umstande, daß sie keinen Koffer bei sich geführt.

„Er, Herr Meyer, so arg sind die Leute in Garda doch auch nicht!" sprach Jemand, der eben ins Zimmer trat, wo das copiose Frühstück servirt war. Er trug um die Schultern geschlungen einen braunen Carbonaro, und der Hut saß noch tief in der Stirn, als der Reisende in dem Fremden den Räuberhauptmann von Garda erkannte.

„Wenn ich nicht irre, kennen wir uns schon," sagte der große Mann, indem er mit höflichem Anstande auf die Reisenden zutrat. Der blonde Kopf, der aus dem gelüfteten Hute zum Vorschein kam, hatte nichts Räuberhaftes an sich. — Man erkannte sich wirklich. Aber die Bekanntschaft war älter als von dieser Nacht. — Es war der berühmte Architekt Hr. v. K — e, der Wiedererbauer von Athen. „Um Himmels willen, Sie hier! Wo kommen Sie her?" — „Diese Nacht aus Garda, sonst aus Griechenland."

Bedarf es für kundige Leser auch nur der Erwähnung dessen, was beide Theile beim muntern Frühstücke sich unter herzlichem Gelächter mittheilten, daß der Architekt so gut wie sie in der Nacht in Garda angekommen, und in dem schlechten Wirthshause ein verzweifeltes Unterkommen gesucht, daß er zwar gelegentlich sich nach ihnen erkundigt, ihren Wagen aus Neugier besehen, und allerdings durch ihr Zimmer in eine anstoßende Kammer sich vom Cameriere führen lassen wollen, nichts weniger

aber im Sinn gehabt habe, als ſie zu plündern und zu ermorden. „Die angenehme Enttäuſchung wäre früher für Sie und glücklicher vielleicht für uns Beide erfolgt, ſchloß er, wenn ich dem ungeſchliffenen Cameriere gefolgt wäre, und mich durch den herabpolternden Stuhl nicht hätte hindern laſſen, bei Ihnen einzudringen."

„Vielleicht ſagte die Dame, ſchützte uns gerade Ihre Ankunft vor einem Attentat, denn daß wir dort nicht ſicher waren, ſagt uns doch auch der Wirth hier, welcher die Leute aus ſeiner Gegend kennen muß."

„Wo ſind Sie abſolut ſicher, meine gnädige Frau, ſagte der Architekt, und wo abſolut unſicher? Ich komme aus einem Lande, das nach den Zeitungen nur aus Räubern und Räuberhäuptlingen beſtehen ſoll, und ich habe nie ſo ruhig geſchlafen und bin nie ſo ſicher gereiſ't, als in Griechenland. Räuber giebt es in Italien, aber jede kleine Raubthat wird durch das Gerücht und die hungrigen Zeitungs- und Novellenſchreiber für Europa vielfach multiplizirt. Sie macht durch alle öffentlichen Blätter einen Kours, geht in die andere Welt hinüber und kommt von dort vergrößert wieder zurück. Fällt dergleichen in Deutſchland nicht vor, reiſen Sie dort überall ſicher? Der Unterſchied iſt nur, daß man Vorfälle der Art bei uns als entſetzliche Ausnahme anſtarrt, während man ſie in Italien zur Regel rechnet. Ich könnte Ihnen aus meiner eigenen Jugendgeſchichte zwei Erlebniſſe mittheilen, die ans Romanhafte ſtreifen und doch buchſtäblich wahr ſind. Sie würden dar-

aus entnehmen, daß die Gefahr, von Räuberhänden umzukommen, dem, welchem es bestimmt ist, in Deutschland, und das in unsern kultivirtesten Gegenden, viel näher und viel wunderbarer nahe rücken kann, als in dem verschrieenen Italien."

Die Reisenden waren begierig es zu hören, und der Architekt begann:

„Mein Vater war kein Philister, auch kein strenger Mann; aber er hatte seine Grillen, seine vorgefaßten Ansichten. Er liebte die Künste und ehrte die Künstler; aber ich sollte keiner werden, weil er in mir, Gott weiß weshalb, keine Anlage entdeckte. Dennoch, gegen seinen Willen, setzte ich es durch, daß ich zeichnen lernte, Mathematik studirte und die Bauschule besuchte. Die gütige Mutter half. Aber er lächelte ungläubig zu allen günstigen Zeugnissen, die ich nach Hause brachte. Je mehr meine Lust wuchs, Paläste und Städte zu bauen, um so fester wurde seine Ueberzeugung: der Junge hat kein Genie! Also war ich von Vaterseite her verdammt, was man so nennt, ein verdorbenes Genie zu werden. Ich that das meinige dazu. Wo die strenge Aufsicht fehlt, mag die ungeregelte Lust nach Willkühr wuchern. Da man mich der einen Kunst nicht für fähig hielt, versuchte ich mich in allen. Ich baute, — natürlich nur auf dem Papier — komponirte, musicirte, portraitirte und versuchte mich als Historien- und Landschaftsmaler. Auch mit Erfindungen gab ich mich ab, die ich früher publicirte und dem Publikum anempfahl,

ehe ich ſelbſt Verſuche damit angeſtellt hatte. Es exiſtiren mancherlei Flugſchriften von mir, auch Kompoſitionen, die man werth fand ſtechen zu laſſen und mir ſogar zu honoriren, denn das Glück, ich bekenne es gern, war mir immer auf eine merkwürdige Weiſe hold.

„Wenn er denn abſolut bauen will," ſagte mein Vater einſt, und ich ſehe noch ſeine höhniſche Miene, „ſo will ich das Meinige dazu thun. Mit Kleinem fängt man an, und mit Großem hört man auf. Da in die Ecke bau mir einen Schweineſtall."

Man war indignirt. Ich nicht; ich zeichnete, rechnete, und der Vater prüfte mit einer Genauigkeit, als gelte es den Aufbau eines Palaſtes, den Anſchlag. Das große Werk förderte ſich, der Stall ſtand da, der Vater ſagte nichts, aber ließ die Schweine einziehen. Leider kam nach acht Tagen ein Platzregen, und mein Werk ſtürzte ein. Meine Furcht war groß, die Familie war hoch betrübt um den eingefallenen Schweineſtall, mit Bangigkeit erwarteten wir den von einer kleinen Reiſe rückkehrenden Vater. Er kam, ſah, lächelte und ſagte freundlich: „Wie ſoll man auch einen tüchtigen Schweineſtall bauen, wenn man noch nicht in Rom war."

Den Spott verſchluckte ich, das Wort zündete. Nach Rom muß der Künſtler, nach Rom mußte ich. Wie aber dahin kommen? Mit dem eingeſtürzten Koben war auch die letzte Hoffnung auf Unterſtützung des Vaters hin. Ein gewöhnlicher Vater würde mich nun

mit herbem Ernſt zu irgend einer Beſchäftigung gezwungen haben. Er lächelte und in ſeinem lächelnden Blicke las ich: hilf dir ſelbſt!

Das that ich denn auch. Aus einem Verſchwender, wie ein Genie in dem Sinne, wie ich bisher es trieb, gewöhnlich iſt, wurde ich ein Geizhals. Was mir von Geld und Geldeswerth in die Hand kam, wurde geſammelt. Ich zeichnete Bekannte und Verwandte, die ſich nur zeichnen laſſen wollten, und ließ mich bezahlen. Auch in unſerm Dorfe fanden ſich Bauern, die dazu Luſt hatten, und ich verſchmähte den halben Gulden ſo wenig als den halben Thaler. Ich zog mit meiner Guitarre in der Nachbarſchaft umher, und ließ mir's gefallen, wenn man Dreier in meine Mütze warf bei der Bauernhochzeit, wo ich zum Tanz aufſpielte. Ja ich ſteckte ſogar zufrieden das Trinkgeld ein, das mir ein etwas angetrunkener Gaſt meines Vaters in die Hand drückte, da er mich für einen Domeſtiken hielt, der ihm hinunterleuchte; — denn es galt ja nicht das Geld, ſondern Rom.

Eines Frühlings Morgens war ich verſchwunden. Man erhielt mit nächſter Poſt einen Brief von mir, der erklärte, was man ſchon wußte, daß ich in die weite Welt, und was man nicht wußte, daß ich direkt nach Rom gegangen war. Die Mutter war außer ſich, und ſprach von Nachſetzen, Zeitungs-Avertiſſements, väterlicher Verzeihung u. ſ. w. Der Vater ſteckte lächelnd den Brief ein und ſagte: „Nun wollen wir doch ſehen,

ob ein Genie aus Rom zurückkommt." — Die Mutter klagte, ich könne nicht ſiebenzig Thaler haben, wie ich damit nach Rom wolle. Der Vater antwortete: „Deſto eher wird er wiederkehren."

Ich kam nicht zurück. Die 70 Thaler waren ſchon in der Schweiz zu Ende, denn ich lebte wieder als Genie. Aber das Talent, die Mittel auszugeben, weiß auch Mittel zu ſchaffen. Ich ſpielte Guitarre, ſang, portraitirte, und, ich will Sie nicht ermüden mit der Erzählung, wie ich hinkam, aber in Rom war ich. Aber in Rom ohne einen Heller Geld. In Rom kann Jeder ſingen, die Guitarre ſpielen, und um ſich portraitiren zu laſſen, braucht er nicht auf einen verlaufenen Bauſchüler aus Deutſchland zu warten. Ich ſchrieb nach Hauſe. Mein Vater ſchrieb wieder: „ein Genie hilft ſich ſelbſt." Die Thränen meiner Mutter ließen ſich nicht in Scudi umprägen. Mitten in allen Herrlichkeiten der alten Welt und der alten Kunſt ging es mir ſpottſchlecht. Auch mit der Epiſode meiner Noth will ich Sie nicht unterhalten, aber ſie war auf dem Punkt, mich an mir ſelbſt, meinem Beruf, oder meinem Genie zweifeln zu laſſen. Das war die ärgſte Kriſis. Da, im Moment, wo ich unter ſalzigen Thränen den Entſchluß gefaßt, nach Deutſchland zurück zu betteln, bot mir Jemand an, ſtatt zu betteln, in einer Prachtkutſche mit Vieren, und ſtatt nach Nordhauſen nach Neapel mit ihm zu fahren.

Es war der Graf A....., jetzt .....ſcher Geſandter

in Paris. Er hatte mir in einer Abendgeſellſchaft nicht gefallen; ich war etwas brüsk gegen ihn geweſen, wo die andern Künſtler devot waren. Sie erwarteten Beſtellungen, ich nicht. Darum aber gerade hatte ich ihm gefallen, denn er wollte keine Beſtellungen machen, ſondern einen muntern Geſellſchafter zur Reiſe haben. Mein Bündel war leicht geſchnürt; es fuhr ſich herrlich in der elaſtiſchen, von vier Pferden gezogenen Kutſche. Der Graf war ein lebensluſtiger, unterrichteter Mann, meine luſtigen Plane gefielen ihm, denn ſie unterhielten ihn und koſteten kein Geld. Er baute mit mir, daß es eine Luſt war. Ich ſah mich von einer Staffel des Glücks zur andern emporgehoben, und drei Tagereiſen, ehe ich ſie wirklich ſehen konnte, ſtand mir vor den Augen, im Schlafen und Wachen, Neapel wie eine Feenſtadt aus leuchtendem Gelbe und geädertem Silbermarmor, beſpült von den ſmaragdenen Wogen des Golfs, damit die Mauern, täglich neu gepubt, noch heller glänzten, und ich wandelte in dieſer Feenſtadt als ein neuer Zauberer Virgilius umher, mit dem Stabe Kreiſe zeichnend und Winkel und Linien, und daraus entſtanden neue, koſtbare Paläſte und Straßen und Plätze, und wo ich mit dem Fuße ſtampfte, verſchwanden eben ſo ſchnell Häuſer, Thore, Gaſſen, Kirchen, die mir die Vue ſtörten. Was Wunder, da der Graf mich als architektoniſches Genie den reichen Prinzipals vorzuſtellen verſprochen, ſollte ich da nicht berufen ſein, eine architektoniſche Revolution in Neapel auszuführen!

Aus diesen schönen Träumen wurde ich plötzlich durch ein lautes Geschrei unseres Postillons aufgestört. Wir hatten die Hohlwege, welche die Straßen nach Neapel bilden, betreten, ohne an etwas Anderes zu denken, als an unsere Bauten; denn Räubereien und Mordthaten waren gerade aus der Mode, das heißt; in sechs Monaten war gerade nichts besonders Merkwürdiges darin vorgefallen. Selbst die Schüsse, die vorhin gefallen, wenn wir in unsern Phantasieen sie wirklich gehört, hatten uns nur als den Schnepfen, oder solchen andern, gefesselten Vögeln bestimmt, gegolten.

Der Wagen hielt still. Der Postillon sprang vom Sattelpferde, und mit dem verzweiflungsvollen Rufe, der mir noch in seinem herzzerreißenden, leidenschaftsvollen Tone in die Ohren gellt: Luigi, o mio Luigi, stürzte er fort, und verschwand. Doch nur um die Ecke, die uns das verbarg, was er auf seinem Sattelpferde früher gesehen, als wir. An dem Felsen lag ein umgeworfener, geplünderter Reisewagen, ein Pferd todt auf der Straße, das andere keuchte, rang und scharrte verstrickt unter Deichsel und Gebiß auf dem Boden, ohne sich aufrichten zu können. Ein blasser Mann mit einem weißen Tuche um den blutenden Kopf saß auf einem Stein und winkte uns ängstlich zu, und deutete auf das, was von dem Schauspiele für den Augenblick das Herzzerreißendste war. Im Graben lag der Postillon, der den Wagen geführt, durch den Kopf ge-

ſchoſſen, todt, und über ihm heulte und ſchrie unſer Poſtillon — denn der Erſchoſſene war ſein Bruder.

Einer Erklärung deſſen, was hier vorgefallen, ſchien es kaum zu bedürfen. Räuber von den Bergen herab hatten den durchreiſenden Kaufmann angefallen. Als der Poſtillon die Pferde antreiben wollte, hatten ihre Schüſſe ihn und das eine Pferd niedergeſtreckt. Ein anderer Schuß hatte den Kaufmann am Kopfe verwundet. Dies war nur das Gewöhnliche an der Geſchichte; daß der Bruder des gefallenen Poſtillons der erſte ſein mußte, der dem angefallenen Reiſewagen nachkam, und der erſte, der den Mord ſeines Bruders ſah, gehört zu den romantiſchen Zufällen, die im Leben weit öfter vorkommen, als man meint. Aber auf uns machte der Vorfall noch eine ganz andere Wirkung. Nicht dem kleinen Kaufmanne aus Florenz, ſondern dem reichen Grafen A..... hatte der Überfall gegolten. Die Banditen, genau durch ihre Spürhunde von unſerer Tour unterrichtet, hatten uns zur rechten Zeit aufgelauert. Es war ihr geringes, und doch ihr größtes Verſehen, daß ſie den zufällig uns voranfahrenden Kaufmann für den Grafen gehalten hatten. Um uns zu retten, mußte der arme Luigi mit ſeinem Pferde erſchoſſen, der Florentiner geplündert und verwundet werden; und weil wir es nicht waren, hatten die Böſewichter ihre getäuſchte Hoffnung und ihren Grimm in Mißhandlungen gegen den doppelt Unſchuldigen ausgelaſſen. Ihre entſetzliche Wuth, die ſie nicht für nöthig

gefunden, aus Klugheitsgründen zu verbergen, ließ uns ahnen, was uns bevorgestanden, wenn unsere Effekten, oder unser Lösegeld ihren Erwartungen nicht entsprochen hätte.

Über alles dies nachzudenken, war aber auf der einsamen Stelle nicht Zeit. Denn oben, auf dem äußersten Rande der Berge standen, in rothe Mäntel gehüllt, von breitkrämpigen Spitzhüten überschattet, die Räuber, und schienen zu überlegen, ob sie den Angriff wiederholen sollten. Welcher Auftritt der Angst, Hast, Verwirrung — den Postillon von seinem todten Bruder aufzubringen, das gefallene Pferd von dem todten los und an unsern Wagen zu spannen, den verwundeten Kaufmann, in dessen Gliedern das Fieber des Entsetzens schlotterte, zur Besinnung und zum Entschluß zu bringen, mit uns in den Wagen zu steigen! Und ein Blick in die Höhe, und wir sahen angelegte Stutze, und die rothen Kerle sich in Bewegung setzen; einige kletterten hinunter, andere auf dem Bergrücken weiter, um uns einen Vorsprung abzugewinnen.

Aber wir hatten doch gewonnen, wir saßen wieder im Wagen, Luigi's Bruder, durch eine ausgesetzte Prämie angespornt, peitschte die Pferde aus allen Kräften. Sie rissen uns in Karriere von dem todten Luigi, dem gestürzten Pferde, dem zerbrochenen Wagen fort, und zwei bis drei Schüsse hinter uns von den Bergen, deren keiner indessen traf, war das letzte, was ich aus eigener Erfahrung von den italienischen Räubern weiß."

Der Architekt hielt einen Augenblick inne: „Mit dem todten Luigi und den knallenden Räuberschüssen," fuhr er fort, „war meine Fata Morgana des von mir neu aufzubauenden Neapels urplötzlich verschwunden; auch meinem Grafen A..... schien das Schwert, das an einem Haare über seinem Haupte geschwebt, die vorige Heiterkeit mit einem Male geraubt zu haben. Wollte er es vergessen, so erinnerte ihn das blasse, blutende Gesicht des Mannes neben ihm, daß auch Luftschlösser bauen Geld und mehr als das kosten kann.

Er war auch in Neapel, wo wir ohne weitere Fährlichkeiten ankamen, höchst freundlich gegen mich. Ich wurde manchem Prinzipe vorgestellt, der mir erlaubte, seinen Palast von vorn und hinten zu besichtigen und zu zeichnen, aber was die Aufträge anlangt, so erhielt ich auch nicht einmal den: einen Schweinestall anzulegen. Ich kann nicht sagen, daß ich wie Göthe's Schatzgräber:

Arm an Beutel, reich an Sorgen,

Neapel verließ, als ich eines Morgens jenen schnürte, um mich zu Fuß auf den Weg nach Deutschland zu machen. Denn mein Ränzel war dick vollgestopft von Studien und Skizzen, welche sich in dem Viertel-Säculo, das seitdem verstrichen ist, in baares Kapital verwandelt und Zins von Zins reichlich eingetragen haben, und was die Sorgen anlangt, so hatte ich sie wirklich noch nicht kennen gelernt.

Das gewohnte Glück begleitete mich auf meiner

Rückreiſe. Neue Luftſchlöſſer ſtiegen auf; allein ſie hatten ſchon ein ſolideres Fundament in den wirklichen Entwürfen nach Palladio, Sanſovino, Michel Angelo und den alten Meiſtern, die ich auf dem Rücken trug. Deutſchland läßt ein Genie, das ſo auf dem Poſitiven und Hiſtoriſchen fußt, nicht verkommen. — Und doch ſollte in dem lieben, deutſchen Vaterlande, drei Schritt von dem Vaterhauſe, das Schwert, welches dort hinter Terracina am Haare hängen blieb, ſich losreißen."

„Aber es fiel nebenbei —" ſagte die Dame.

„Mir war ſo wohl, mir war ſo weh," ſagte der Architekt, „als ich mich der Vaterſtadt näherte. Sehen wollte ich ſie zum erſten Male wieder von einer Stelle, wo ſie ſich mir immer am ſchönſten präſentirt hatte, von einem bewaldeten Höhenzuge, ungefähr eine Meile entfernt. Ich machte daher, mein Alles mit mir tragend, einen Umweg. Wer ſo leicht geſchnürt, wie ich damals, durch die Welt zieht, trägt die Poeſie mit ſich, die ſich in den breitſpurigen Reiſewagen ſo ſchwer mitnehmen läßt. Ich glaubte die Wege noch zu kennen, auf denen ich ſo oft als Kind umhergeſtreift, oder vielmehr ich überließ mich meiner Erinnerung, indem ich die Wege verließ und durch das Dickicht die Richtung nach der Höhe ſuchte, von wo ich Nordhauſen zu meinen Füßen liegend ſehen mußte.

Wirklich lichtete ſich auch ſchon das Dickicht, was mir aber, ſeit der Zeit, wo ich es zum letzten Male betreten, weit verwachſener ſchien. War doch auch eine

ſo lange Reihe von Jahren, und ein Krieg, der eben erſt beendet, dazwiſchen. Schon ſah ich den Horizont durch die Stämme ſchimmern, als mich ein Geräuſch aufmerkſam machte. Es kam von ſeitwärts — Männerſtimmen, Frauenlichern dazwiſchen. Ich ſchlich mich behutſam näher, und daſſelbe Geräuſch, welches mich betroffen machte, ſchützte mich vor der Entdeckung. Hinter einem Haſelbuſch gekauert, ſah ich durch die Zweige, in der Entfernung von noch nicht funfzig Schritten, einen Kreis von widerwärtigen, zerlumpten Kerlen mit einigen noch ſcheuslichern Frauenzimmern unter ihnen. Sie ſchienen eben erſt aus dem Nachtſchlaf erwacht und kochten ſich an einem Feuer ihr Frühſtück unter wilden abſcheulichen Scherzen. Die der Frauen waren noch empörender, als die der Männer. Auch ich, meine Freunde, war ſo wenig als Sie geneigt, an Räuberbanden in Deutſchland zu denken. Hier aber genügte der erſte Blick, die erſten Reden, mich davon zu überzeugen, daß ich mich in der Nähe der allergefährlichſten Geſellſchaft befand. Der Krieg war zu Ende, die Truppen aus Frankreich heimgekehrt, aber die alte, polizeiliche Ordnung konnte noch nicht in den wiedergewonnenen Ländern vollkommen eingeführt ſein. Viel heimathloſes Geſindel trieb ſich auf den Straßen umher und machte dieſe und die einzeln gelegenen Häuſer unſicher. Aber dies waren nicht mehr Maraudeure, es waren Geſellen, die unter keine Kriegs-Polizei, ſondern unter die Kriminaljuſtiz gehörten. Mit viehiſcher Luſt

erzählten ſie ſich von ihren Thaten, Brandſtiftungen, Einbrüchen und kaltblütigen Mordthaten, und nach Allem, was ich vernahm, war ich ſicher, daß ſie, im Fall ſie mich entdeckten, mich ohne Umſtände aus der Welt ſchaffen würden. Hier ſah es kein menſchliches Auge, kein menſchliches Ohr hörte es. Vor mir, am Rande der Höhe lag das Land meiner Jugend, die Thürme meiner Vaterſtadt; es dämmerte aus dem Grün der Gebüſche der Kirchthurm des Dorfes, wo ich meine Kinderſpiele geſpielt, wo Eltern, Geſchwiſter mich in weniger als zwei Stunden ans Herz ſchließen ſollten — ich konnte die Schritte zählen bis dahin; und vielleicht war es in zwei Minuten zu ſpät, und zwei Schritte für mich eine weitere Entfernung als vom Gipfel des Aetna bis zum Fuße des Harzes. Italieniſche Räuber ſchleppen die Reiſenden in ihre Felsſchluchten, und man kann ſich ranzioniren. Kanibalen dieſer Art fehlt jeder Anflug von Romantik. Ihre viehiſche Gier rechnet nicht in die Ferne. Sie erſchlagen um ein Silberſtück, und würden über das Anerbieten eines Löſegelds lachen, wo nur das tiefſte Geheimniß ihrer Exiſtenz ſie ſchützt, und jede Verhandlung zu ihrer Entdeckung führen müßte.

Mit jedem Augenblicke wurde meine Lage gefährlicher. Der Rückzug war es noch mehr, da jetzt, wo es während ihres Eſſens ſtill geworden, ſchon das Aufflattern einer Krähe, das Springen eines Eichhorns die Aufmerkſamkeit der Böſewichter erregte.

Fort mußte ich. Ich benutzte alſo den Moment, wo ein lauter Streit ſich unter ihnen erhob, ich glaube, um eines der widerwärtigen Weibsperſonen; und kriechend ſuchte ich mich auf dem Mooſe und Raſen, wo er am freiſten war von den verrätheriſchen trocknen Blättern, fortzubewegen. Ich kam glücklich an den ſchroffen Rand der Höhe. Ein ſteiler Abgrund, aber nicht ſo gefährlich als er ausſah. Zuweilen hatte ich mich als Knabe aus Muthwillen an dieſen von Regen und Schnee jedes Jahr neu abgeſpülten Bergrändern von Thon und kieſigem Lehm hinuntergelaſſen, und war dieſer Abgrund auch tiefer und ſteiler, ſo ſtand diesmal dafür ein Leben auf dem Spiel. Aber es galt einen ſchnellen Entſchluß. Der Streit hatte aufgehört, es war ſo ſtill geworden, als lauſchten ſie auf den entdeckten Lauſcher. Zudem war ich in dem Augenblick, wo ich die Rettung wagte, auch verrathen; denn an demſelben Rande, von dem ich mich hinunterlaſſen mußte, lagerten auch ſie, nur um ſiebzig Schritte entfernt, und ſie mußten mich ſehen und hören, indem ich mich hinunterſtürzte. Mit dem Torniſter auf dem Rücken war es nicht möglich, da ich mich mit Händen, Füßen und dem Rücken anhalten mußte. Alſo löste ich ihn, ſchleuderte ihn vor mir herab, und warf mich ſelbſt nach.

Es war doch eine verzweifelte Höhe. Ich riß und ſtieß mich an hervorragenden Steinen und Dornen, aber die Angſt und die Nothwendigkeit flößte den richtigen Takt ein, der beim Fallen nöthiger iſt, als beim Stei-

gen. Ich war unten, und meinen Torniſter ergreifen und die wilden Kerle nicht hundert Schritt von mir die jähe Höhe auch hinunterſtürzen ſehen, um mich zu faſſen, war eins. Sie werden nun vielleicht der Meinung ſein, wo es das Leben galt, hätte ich den Torniſter ſollen fahren laſſen. Aber in dieſem kleinen Ranzen lag meine Zukunft. Mit ihm untergehen, oder mit ihm gerettet werden. Eine weite Wieſe lag vor mir, aber unglücklicher Weiſe durchſchnitt ſie ein tiefer Bach, er lief mit dem Bergrande ungefähr parallel. Ich blieb in ihrer Gewalt, wenn ich nicht hinüber konnte. Zum Hinüberſpringen war es ſo wenig, als zum Schwimmen angethan. Schon hörte ich ihre Tritte im Schilf hinter mir. Da erblickte ich am Rande des Baches eine überhängende Weide. Ich umfaßte ſie, ſchwang mich übers Waſſer, der Aſt trägt mich, und ich erreiche das andere Ufer.

Nun ſpornſtracks gelaufen über Feld und Wieſe. Ein beſtialiſches Gelächter und Pfeifen vor Wuth und Hohn ſchallte mir nach. Es war das Letzte, was ich von dieſen Räubern hörte. Das Glockengeläute aus meinem Dorfe, — es war ein Sonntagmorgen — hat mir dagegen nie ſo ſüß geklungen. Das kleine Abenteuer war eine Würze, um mir den Empfang in der Heimath doppelt willkommen zu machen."

Der Arzt von Montpellier.

Novelle

von

Arthur Mueller.

1.

Das Carneval, mit seinen lustigen Scherzen und heidnischen Gewohnheiten, hatte in Montpellier wiederum für ein Jahr Abschied genommen, und die wilde tobende Lust der langweiligen Alltäglichkeit den Platz geräumt. Am Morgen des Aschermittwoch waren die Kirchen überfüllt mit sündigen Menschen, die sich andächtig drängten die genossenen Freuden abzubüßen, und das Zeichen des Kreuzes zu erhalten, von der Hand des Priesters mit Asche an die Stirn gemalt: des Staubes sollten sie gedenken, woraus sie erstanden, und wozu dereinst sie wieder werden.

Bald war der gläubigen Einfalt Genüge geleistet, und die fromme Menge verlor sich so schnell, als wollte sie die Zeit wieder gewinnen, die sie dem Fasching geopfert hatte; nur Wenige eilten, durch das freundliche Wetter verführt, nach der Esplanade. Zwei Reihen Bäume umgaben diesen geräumigen Platz, zwar noch ohne Blätter und Schatten, aber doch schon durch Knospen und Blüthen das milde, südliche Klima bezeugend. An einigen Stellen waren steinerne Sitze angebracht, die halb verwittert und mit Moos überwachsen, wohl viel älter seyn mochten, als der junge Mensch, der auf einem derselben saß, und sich ungeduldig hin und her

wiegte. Von Gestalt war er lang und schmächtig, das Gesicht etwas gelb, obwohl gesund, so daß die Wangen nur leicht geröthet; eine Art von Schmerz drückte sich in seinen Zügen aus, doch verriethen die dunkeln, unruhig blitzenden Augen Kraft und Entschlossenheit. Sein Anzug war durchaus schwarz, wozu das weiße Halstuch und die zierlichen Manschetten einen angenehmen Contrast bildeten. Er trug eine goldene Brille, und wahrscheinlich nicht sowohl wegen Kurzsichtigkeit, als um seinen jugendlichen Zügen eine standesmäßige Autorität zu geben; die rechte Hand hielt ein Bambusrohr, und ein kostbarer Siegelring, mit einer Gemme des Hippokrates, schmückte den Zeigefinger, woraus wir fast schließen möchten: daß diese Hand zum Pulsfühlen bestimmt, und der gesetzliche Eigenthümer derselben ein Arzt war.

Zuweilen sah er sich forschend um, und nahm sogar, um deutlicher zu sehen, die Brille ab. Aber vergebens! Er wurde immer ungeduldiger, sprang endlich auf, und wollte schon den Platz verlassen, als ein magerer, windspielartiger Jüngling, der eben aus einer der Seitenstraßen kam, seinen Namen rief.

„Schon zwei Mal war ich in Deiner Wohnung, und wollte Dir zu einem Ausflug rathen; gut, daß ich Dich finde! Die Heilkunst läßt [illegible] ohnehin freie Zeit genug, und hier wollen wir den [illegible] der Gleißner und Büßenden erwarten, und uns zum Heil unserer Sünden gewaltig demüthigen."

„Ich beneide Dich um Deine Heiterkeit!“ erwiederte der Arzt — „nicht dieſe abergläubige Mummerei hat mich hieher geführt; die Stubenluft, die Atmoſphäre der ſtaubigen Weisheit, hielt meinen Geiſt gefangen, die Feſſeln klirrten, wenn die Gedanken auflebten, und es war finſter auf der Tiefe des Herzens.“

„Halten Sie ein, wertheſter Doktor!“ unterbrach ihn der Magere — „erlauben Sie, daß ich eines natürlichen Todes ſterbe; ich habe geſtern zur Ader gelaſſen, und kann heute unmöglich dieſen Pathos vertragen.“

„Du willſt mich nicht verſtehen, Charles! — oder wäre dieſer kalte Hohn Dein Ernſt, wo ich der Hülfe und des mitleidigen Troſtes ſo ſehr bedarf?“

„Nein Pierre! ich wollte Dich nicht beleidigen; Du mußt der Zunge nicht glauben, wenn das Herz unſchuldig iſt; aber Dein Stillſchweigen will mir nicht gefallen, und hat es verrathen, daß ein heimlicher Kummer Dich verzehrt.“

Der Arzt ſah den Freund fragend und faſt ängſtlich an, als wenn er etwas zu hören fürchtete, das er geſtrebt zu verbergen, damit kein Wiſſender den trüben Frieden ſtöre und ſeine Angſt vermehre.

„Kennſt Du den Capitain Armand?“ fragte er endlich mit unſicherer Stimme.

„Frage Deinen Oheim, den Pater Juan, er wird Dir die verlangte Auskunft geben.“

„Mag er ihn haſſen und verfolgen!“ zürnte Pierre, mit funkelnden Augen — „ich fühle mich ſelbſtſtändig

und will nicht länger der Spielball dieſes kalten, ſchleichenden Heuchlers ſeyn."

„Wie hat ſich der Muth in ſo kurzer Zeit bei dieſem abhängigen Menſchen entwickelt!" lachte der Andere. „Da ſieht man, wie belohnend es iſt, ſich ohne vormundſchaftliche Erlaubniß zu verlieben."

„Charles!" ſtöhnte der Arzt und wagte nicht die Augen aufzuſchlagen — „was weißt Du —?"

„Nur ruhig, Meiſter Pierre! Dein Zuſtand fängt an mir zu behagen. Ich bin ein freier Jüngling, und habe mein armes Herz bisher gegen alle Verſuchungen geſchützt, kann alſo bei dieſer Gelegenheit füglich als Unparteiiſcher einſchreiten."

„Plage mich nicht länger, und ſage was Du weißt!"

„Was ich weiß? Viel und wenig! Du fühlſt eine unſchuldige Neigung zu der hübſchen Tochter des Capitains Armand, Dein Oheim haßt dieſen Menſchen mit der hinterliſtigen Wuth eines feigen Mönchs, und willſt Du ferner den Verliebten ſpielen, ſo mußt Du den Neffen fahren laſſen, denn niemals wird der zornglühende Spanier Deine nähere Verbindung mit ſeinem Feinde erlauben."

„Das iſt es, was mich bedrängt," klagte Pierre — „dieſe ſchmerzliche Ungewißheit: ob die Zukunft mir Verderben bringt, oder dieſe glühende Neigung ein ruhiges Ziel finden wird."

„Jedem Streben iſt ſein Ziel aufgepflanzt!" ſchwatzte

der Magere — „und das Deinige ist vielleicht nicht so entfernt als Du glaubst.“ —

2.

Aus einer der Seitenstraßen kam ein langer Zug vermummter Gestalten. Es war eine der Brüderschaften, bekannt unter dem Namen der Penitenten, die an gewissen Tagen des Jahres einen feierlichen Umzug halten. Das Kreuz des Glaubens, das geheiligte Zeichen der Demuth und Duldung, wurde voran getragen, und langsamen Schrittes folgte die Gesellschaft der Büssenden. Sie trugen ein weißes, das Gesicht und den Körper verhüllende Gewand, an welchem nur die Augen ausgeschnitten waren, um den Leib einen blauen Gürtel, und hielten brennende Wachslichter in den Händen. Und still und ernst bewegte sich der seltsame Zug, nur zuweilen durch das Absingen kläglicher Litaneien belebt.

Schweigend und neugierig sahen die Freunde dem scheinheiligen Treiben der Menge zu, und beugten demüthig das Haupt, als das Hochwürdigste vorbeigetragen wurde, obwohl ein unläugbares Lächeln die Gedanken verrieth, die sie über diese Formen und Gebräuche hatten. „Wie dieses traurige Gesindel sich mit seinen Sünden und lästerlichen Schulden plagt! Sollte man nicht glauben: das ganze Ketzerfeuer, wenn nicht gar die Hölle, hätte sich hier eingefunden, um durch Schein-

und Pfarren das Reinigungsfeſt irgend einer ablaßreichen Nutznießung zu begehen! Sie wollen Alle den Himmel ſtürmen, und ſingen jetzt Pſalmen, um dereinſt Ambroſia zu naſchen; aber wenn ein wohlthätiger Sturmwind der heuchleriſchen Schaar die Kapuzen abſtreifte, ſo würde der Teufel ſich über ſeine zahlreiche Verwandtſchaft wundern."

Der Arzt ſchien des Freundes Worte zu überhören. Er hatte ſich näher gedrängt, und muſterte mit ungeduldig ſuchenden Augen die verhüllten Geſtalten.

„Aber Pierre!" rief der Magere mit geſteigerter Stimme, indem er ſeine ſchattenähnliche Figur zu einer ſehr theatraliſchen Stellung zwang — „was will dieſe bußende Heilige? Sie grüßt uns ſo heimlich, und zeigt dabei auf den zierlich verſchlungenen Gürtel, faltet flehend die Hände, und noch immer wendet ſie ſich um, als wollte ſie dringend fragen, ob wir dieſe Zeichen verſtanden?"

„Wir haben ſie verſtanden!" lachte der Arzt, und eine lebhafte Zufriedenheit ſtrahlte aus ſeinen Augen — „aber Du, der Jüngling mit dem freien Herzen, haſt wahrſcheinlich dieſe zierlichen Verſchlingungen nicht gezählt."

„Das alſo war Marie Armand?" rief Charles aus, und nahm dann eine ernſte Miene an. „O laſterhafte Welt! — der Bußgürtel wird zum Stundenzeiger der Sehnſucht, und verliebte Bedrängniſſe werden mit flehenden Händen beklagt."

„So höre doch endlich auf mit Deinen ironiſchen Verſuchungen!“ erwiederte Pierre — „die Penitenten haben ſich bereits entfernt; erzeige Dich freundſchaftlich, und führe mich, wohin Du willſt, nur daß ich die ſchleichende Zeit bezwinge.“

13.

Die beiden Freunde durchzogen einige Straßen, und gelangten auf den Boulevard de la Comédie, wo aber ein ungewöhnliches Gedränge ihnen den Weg verſperrte. Auf einem kanzelartigen Gerüſte, das mit einem rothen, golddurchwebten Teppich behangen war, ſtand ein Kapuziner im Schweiße ſeines Angeſichts, und hielt der zahlreich verſammelten Menge eine Faſtenpredigt. Die grobe Kutte paßte wenig zu der kleinen, lebhaften Geſtalt, und die hohe, gewölbte Stirn noch weniger zu den grauen ſtruppigen Haaren; ein höhniſches Grinſen, vielleicht das ſelbſtſüchtige Bewußtſeyn geiſtiger Überlegenheit, verſtellte das runzelige Geſicht, und die eingefallenen Wangen waren fieberhaft geröthet.

Nicht das kleinſte Geräuſch ſtörte den Fluß der geiſtlichen Rede, und mit ſtrengen, eindringlichen Worten, mit einer zornigen Begeiſterung, ſprach der Mönch von der ewigen Gerechtigkeit, und von der unausbleiblichen Strafe, die den Sünder ereilt.

„Wie gefällt Dir dieſe Kapuzinade?“ flüſterte Charles dem Arzte zu, deſſen Züge eine unangenehme Über-

raschung ausdrückten. „Fürwahr! Dein ehrwürdiger Oheim besitzt eine liebenswürdige Kanzelfertigkeit."

„Verwünschter Pöbel!" zürnte Pierre, schwang das dünne Bambusrohr, und versuchte sich mit Gewalt durch die dicht geschaarten Menschen zu drängen. Charles ermahnte ihn geduldig auszudauern, und meinte: „Deine Anstrengungen sind vergebens, und die kräftigsten Arme zu schwache Ruder, um gegen diesen Strom zu arbeiten."

Und immer glühender wurde der schwärmerische Eifer des Kapuziners, der Wangen fieberhafte Röthe war verschwunden, und die schwarzen, wild rollenden Augen gaben dem bleichen Gesicht einen unheimlichen Anstrich. Er schilderte mit grellen Farben den trostlosen Zustand eines bösen Gewissens, und freventlich pries er die süße Genugthuung der Selbsthülfe, die verzehrende Wollust der Rache, den giftigen Samen wollte er ausstreuen, daß er wachse und verderbliche Frucht treibe.

Die starre Verwunderung der Zuhörer ging in Schluchzen und Stöhnen über, und mit der geballten Faust schlugen sie an die Brust, das unbeständige Herz den blutigen Zug der Leidenschaften zu verhöhnen; und als der Mönch die Hände aufhob, als wollte er den Himmel anrufen zum Zeugen seiner Worte, da warfen sie sich nieder im Staube, die schmutzige Erde wurde feucht von den Thränen reumüthiger Menschen, und wohlthätig lachend gab er der Versammlung den heilbringenden Segen.

Die anfangs undurchdringliche Masse zertheilte sich nach allen Seiten, und auch die Freunde glaubten ungesehen zu entschlüpfen; aber der Mönch hatte sie schon längst mit seinen Luchsaugen bemerkt, holte sie bald ein, und faßte heftig den Arm des Arztes. „Wohin so eilends?" herrschte er ihm zu, und athmete tief. „Überall habe ich Dich gesucht, und hier hätte ich Dich am wenigsten vermuthet!"

„Unser andächtiges Gemüth verlangte nach Trost, nach dem Manna der Wüste!" nahm der Magere das Wort.

„Du begleitest mich!" fuhr der Pater fort. „Und Sie, Monsieur Charles! was sollen diese Zudringlichkeiten? Die kluge Welt will einen vernünftigen Menschen, und keinen Scapin und Grazioso haben."

„Da ziehen sie hin!" lachte der Magere — „der Stolz und die Blüthe Spaniens! — der Eine das nichtswürdigste Zerrbild der heiligen Kleriſei, der Andere eine gelungene Ode auf die blinde Ergebenheit."

4.

Nicht ohne geheimen Widerwillen begleitete der Neffe den Oheim, dessen rechte Hand einen aus Bernstein künstlich gearbeiteten Rosenkranz hielt, während die murmelnden Lippen von seiner frommen Thätigkeit zeugten. Vergebens hätte man in diesen abgelebten Zügen, in der

mühsamen Haltung des Körpers und dem schleichenden Gange jene Kraft der Rede, jene Lebendigkeit und falsche Begeisterung gesucht, die eben noch eine Menge der verschiedensten Menschen zu dem widerlichsten Enthusiasmus verführt hatten. Er schlug die Augen nieder, und nur zuweilen hob er das zitternde Haupt, zog die buschigen Brauen drohend zusammen, und schielte nach den Vorübergehenden, die ihn demüthig grüßten, oder gar den Saum seines rauhen Gewandes berührten.

Eine ungewisse Furcht bedrängte den Arzt, als er durch die kleine Pforte in das alterthümliche Kloster trat, und ihm der Dunst des Weihrauchs, der betäubende Nebel des Heiligthums, entgegen schlug. Kein warmer Sonnenstrahl belebte diese düstern Kreuzgänge; nur ein zweifelhaftes Licht fiel durch die buntgemalten Scheiben auf die feuchten Mauern, und spielte mit dem Staube, der bei jedem Schritte aufwirbelte. Über eine schmale Treppe gelangten sie zu der Zelle des Paters, die mit einem sinnlichen Reichthum prangte, wie er wenig zu dem strengen Gelübde der freiwilligen Armuth paßte. Herrliche Gemälde hingen in goldenen Rahmen an den tapezierten Wänden, und mit rothseidenen Vorhängen waren die klaren Fenster halb verhüllt, so daß eine angenehme Dämmerung herrschte, die Alles mit einem magischen Schimmer umgab. Der Boden war mit Teppichen belegt, und auf dem schwellenden Sopha lag ein Windspiel, das sich neugierig umsah, während

ein ſchwatzender Papagey ſich wohlgefällig in ſeinem glänzenden Käfig wiegte.

Der Mönch hatte die läſtige Kapuze abgeworfen, und zeigte ſchweigend auf einen Seſſel. Die Gluth des Zorns färbte die bleichen Wangen; aber bald hatte er dieſen Ausbruch ſeiner Gefühle bezwungen, nahm gelaſſen das Brevier, und während er emſig die abgenutzten Blätter umſchlug, verweilten die Augen auf dem Arzt, der ruhig da ſaß, ſeinen Träumen nachhing, und ſchon vergeſſen hatte, wo und in weſſen Geſellſchaft er war.

„Pierre! Du biſt älter geworden, als ich glaubte!“ ſprach der Pater mit einem Ausdruck, der faſt wie väterliche Sorgfalt klang — „und ich muß Dich von nun an Deiner eigenen Führung überlaſſen.“ Er ſah ihn durchdringend an, und ſchien irgend eine Antwort zu erwarten. „Hörſt Du, Neffe!“ fuhr er drohend fort — „ich will Dir Rede ſtehen: wie ich Deiner Jugend ein Beſchützer, und der verlaſſenen Waiſe ein ſorgſamer Vater war.“

„Mein Wunſch wird endlich erfüllt!“ rief der Arzt freudig bewegt, und glaubte ſich ſchon der Feſſeln ledig, die ſeinen freien Willen bisher gezügelt hatten.

„Und jetzt trage ab Deine Schuld! ſage, wie Du die Zeit benutzt haſt, die Dir gegeben wurde, um dereinſt ohne Furcht die ungewiſſe Zukunft zu ertragen!“

Erſtaunt über dieſe unerwartete Zwiſchenrede, ſah Pierre ſeinen Onkel forſchend an, bemerkte den ſtechen-

den Blick, das hämiſche Lächeln des Mönchs, und ſprang zornig auf. „Genug der Poſſen!“ eiferte er unmuthig — „ich weiß, was ich geworden bin, und werde meine Schuld niemals vergeſſen; aber ich will den Schleier heben, und endlich erfahren, wer ich bin und wer mir das Daſeyn gab!“

„Wer Dir das Daſeyn gab?“ tobte der Mönch und zitterte an allen Gliedern. „Eine Schlange habe ich im Buſen genährt, eine flucherzeugte Schlange, der es nach meinem Blute gelüſtet. Sieh, mein Söhnchen!“ lachte er wild, und zeigte nach einem Gemälde, das ganz im Schatten hing — „das war Deine Mutter, dieſes ſündige Weib hat Dich geboren in Schande und Verworfenheit: Du biſt ein Baſtard!“

Stumm und regungslos ſtand der Arzt, keines Wortes fähig, und nur das verzerrte Geſicht, die flammenden Augen, und das Beben der Lippen verriethen die innere Wuth, das Gefühl der Scham und den tiefen Schmerz.

„Und nun,“ ſpottete der Mönch — „ziehe hin' und ſage der Welt, wie ich einen Auswurf der Menſchheit geliebt habe! Hochzeit halte! und ich will Dir fröhlich Gaſte dann laden.“

3.

Am Abend dieſes Tages ſaß Marie Armand einſam und verlaſſen in der kleinen Stube, und zählte un-

geduldig die eilenden Minuten, die dem blühenden Mädchen immer noch zu langsam schwanden. Das zarte Antlitz trug die Spuren banger Sorgen, verrätherische Thränen schimmerten in den klaren, blauen Augen, und ängstlich niedergeschlagen waren die schattigen Wimper. Und wer kann den Zauber beschreiben, der in den Thränen eines Mädchens lebt, das in Gram und Liebe verzagt? — „Wo er nur heute so lange bleibt!“ klagte sie seufzend, und drängte die ringelnden Haare zurück, die unter der zierlichen Haube entschlüpften, als wollten sie den Schmerz verschatten — „aber er soll meine Angst büßen, und kein freundliches Wort, nicht eine Sylbe hören.“

Heftige Schritte näherten sich der Thür und der Arzt trat herein. „Pierre, mein Pierre!“ rief das arme Mädchen, und flog ihm entgegen. Vergessen war der zürnende Entschluß, der süße Krieg, wo die Augen kühne Blitze senden und die Lippen sprachlos siegen. „Und hast Du keinen Gruß für Deine Marie? Du starrst mich so finster an! was ist Dir geschehen? Deine Hand zittert in der meinigen, und die Angst wühlt auf Deiner Stirne tiefe Furchen auf.“

„Nicht die Angst!“ lachte der Arzt „es ist der Scherz mit etwas Wehmuth vermischt, die romantische Stimmung eines durchaus Verliebten; und dieses spiegelkluge Lächeln soll Deiner zärtlichen Gewalt Verderben bringen.“

„Pierre!“ stöhnte Marie, und ließ die Hand des

Arztes fahren, die ſie umſchloſſen hielt — „faſt wünſche ich meinen Vater hier!“

„Wandelt Dich eine tugendhafte Reue an, mein artiges Schätzchen? Sei ruhig und verzage nicht! Mein ehrwürdiger Oheim, den der Himmel beſchützen möge! will die Hochzeit ausrichten, mit klingenden Geigen, mit Spiel und Tanz, und mit rabenväterlichen Variationen.“

„Du haſt es gewagt, dem Pater unſere Wünſche zu geſtehen?“ fragte ſie ängſtlich — „und was hat er geſagt?“

„Daß ich ein Baſtard ſei!“ kreiſchte er wild und ſtürzte fort.

6.

Es war eine klare, duftige April-Nacht, als ein ärmlich gekleideter Menſch durch den Triumphbogen Ludwigs des Vierzehnten ſchritt, und nach einer der beiden Terraſſen eilte, die das Peyreu von Montpellier bilden. Er hatte ſich mit einer Guitarre beladen, die an einer blaßgrünen Schleife hing, und fuhr zuweilen mit der Hand über die klingenden Saiten, indem er beſtändig pauſierte und mit der Zunge ſchnalzte, als wollte er einen ſehr angenehmen Geſang unternehmen. Mit vieler Mühe hatte er den Hügel erſtiegen, fiel entkräftet in das hohe, thaubenetzte Gras, und winſelte und ſtöhnte.

„Parbleu!“ krächzte er und blinzelte neugierig mit den trüben Augen — „eine hübsche Aussicht! das wogende Meer und die frühlingslustigen Berge, starre Alpen und flimmernder Mondschein — Diable! bin ich denn ein Salbader, der mit Pillen und Essenzen handelt, oder ein höchst rühmlicher Dichter, der sein Bischen Poesie versetzen, und dem Niemand für Mottenschaden einstehen wollte? Nein, nein! ich bin das Schema eines Menschen ohne Namen, dessen Taufschein in einer neutralen Stunde geschrieben wurde, und will, zum Beispiel, heute den Verzweifelten spielen.“

Er wollte rasch aufspringen, aber die müden Glieder versagten den schuldigen Dienst. „Heida!“ rief er ausgelassen, und wandte sich nach der Statue des Königs, die in stolzer, herrischer Größe mitten auf dem Platze stand — „Monsieur Quatorze! helfen Sie mir gütigst auf die Beine! Etwas Klassisches, ein Paar Alexandriner-Stelzen, um das romantische Fieber zu vertreiben.“ Er hatte sich mühsam erhoben, und das abgezehrte Gesicht verzog sich zu einem wehmüthigen Lächeln. „Genug, mein Pierre! zu viel für ein defektes Gemüth, dessen moralische Finanzen in Verfall gerathen sind! Und nun wollen wir der girrenden Donna ein vorzügliches Ständchen bringen!“

Singend und pfeifend stolperte er durch die Straßen, und hoch schwang er die unschuldige Zither, das glaubwürdige Zeichen seiner nächtlichen Unternehmungen. „Weh mir!“ rief er plötzlich, und blieb vor einem

anſehnlichen Hauſe ſtehen — „wo nehme ich in dieſer tragiſchen Geſchichte Noten und Harmonie her?“ Er ſeufzte vernehmlich, und ſchmachtend ſah er nach den hellen Fenſtern, und klimperte und fiſtulirte mit einer ſchmelzenden Stimme. „Ein köſtliches Inſtrument!“ ſpottete der Kammerer, der neben dem Arzte ſtand, und mit einem kräftigen Fauſtſchlag die Guitarre zertrümmerte.

„Oheimchen, Oheimchen!“ wimmerte Pierre — „kennſt Du die Regulation?“

„Es harren die Gäſte in ſpäter Nacht!“ erwiederte der Mönch, und zerrte ihn gewaltſam durch die offenſtehende Thüre.

Kalt und ſtarr lag Marie in einem reichverzierten Sarge, und ohne Beſinnung fiel der Arzt zu Boden.

„Capitain Armand!“ rief der Pater — „kennſt Du den Grafen Mirabeau?“

Neben der Bahre ſaß eine von Schmerz und Trauer zuſammengefallene Geſtalt, mit einem vernarbten Geſicht und grauen Haaren, die ſich auf dieſen Zuruf gewaltſam erhob, und den Mönch düſter-forſchend anſah, mit hellen, weit aufgeriſſenen Augen.

„Mein Weib haſt Du verführt!“ brüllte der Pater „und die Rache hat Dich getroffen! Sieh! dieſer wahnſinnige Irre iſt Dein Sohn, Dein Fleiſch und Blut! und um dieſen Baſtard hat Dein einziges Töchterlein den Tod gefunden in Gram und Verzweiflung!“

Kein Wort entfuhr dem Munde des Capitains; er ſtürzte ſich auf den Grafen mit einer Wuth, als wenn er ihn erwürgen wollte. Ein verderbliches Stilet ſchwang der Graf drohend über dem Haupte ſeines Gegners, als der Arzt ſich erholte, und den blinkenden Stahl in der Hand des Mönchs gewahrte. Mit einem wilden Ausruf entriß er ihm den Dolch, und ſtieß ihn tief in die Bruſt des wüthenden Kapuziners. „Fahre zur Hölle! der Satan bedarf Deiner Talente, um ſich die Langeweile zu vertreiben!“

Drüben!

Von

E. Ferrand.

I.

Sie war ein hübſches Mädchen, und er wohnte ihr gegenüber.

Es iſt ſchön, wenn man einem hübſchen Mädchen gegenüber wohnt — man wird nicht viel über Langeweile zu klagen haben. Und mehr als das — in dem Leben eines jeden Menſchen giebt es fatale Stunden, wo das ganze Leben ſo aſchgrau ausſieht, wie der Himmel eines regneriſchen Novembertags. Da fühlt man ſich ſo unheimlich in dieſer bunten Welt, da wird das Zimmer zu enge — und man möchte hinausſtürmen — wohin? Das weiß man nicht, denn ein Spaziergang nach einem nachbarlichen Stern iſt unmöglich. Den Sturm ſolcher Gefühle beſchwichtigt nichts ſo ſehr, als der Anblick eines ſchönen Mädchens — nichts feſſelt den von Welten zu Welten ſtürmenden Geiſt ſo ſehr an dieſe arme Erde, als ein blühendes Mädchen. Wie ſchön iſt es, wenn man, an's Fenſter tretend, drüben hinter den Blumen auf dem Fenſterbrett ein jugendliches, liebliches Geſichtchen erblickt. — Wer weiß, ob nicht die Wohnungsanzeigen in den Intelligenzblättern bald in dieſer Weiſe abgefaßt ſein werden: „In der ... Straße Nr.... iſt ein meublirtes Zimmer an einen

Herrn zu vermuthen, gegenüber wohnt ein hübsches Mädchen."

Sie war ein hübsches Mädchen, und er wohnte ihr gegenüber.

2.

Sie stand oft am Fenster, und sah hin über die Straße, wo sie, von den Blumen halb verborgen, am Nähtischchen saß. So fleißig sie war, warf sie doch zuweilen einen Blick auf die Straße, und sah auch wohl flüchtig empor zu dem jungen Manne, der es nicht müde ward, sie anzublicken. Wenn sie einmal etwa ein gewöhnlich zu ihm herüber gesehen hatte, war ihm so wohl, so wohl — er begriff selbst nicht, warum ihn ein flüchtig hingeworfener Blick so süß durchschauern könne. Er begriff das nicht, denn er hatte noch nicht geliebt.

Was ihn besonders anzog, war ein gewisser schwermüthiger Hauch, der das ganze Wesen seiner Nachbarin zu umweben schien; sie saß immer so still, in sich versunken, sie kam ihm wie eine junge träumende Nonne vor, die das Räthsel ihres Frühlingslebens nicht lösen kann, und bange dem entfaltenden Strahl entgegenlebt. Ach, nichts ist reizender, nichts steht mehr an, als eine süße Melancholie ohne Grund, welche oft die jugendrothen Wangen erblühender Jungfrauen blaß umbaucht in jener Zeit, wo das Herz die Puppen der Kindheit hinter sich geworfen hat und halb bewußt

los Unverſtandenem, Dunkelgeahntem entgegenzittert, wo die Mädchen unruhig ſchlafen und ſchlafend und wachend viel träumen: wirre, bunte Träume von Grab und Brautbett, und die Seele tauſend geiſtige Arme ausbreitet, um ein Traumbild zu umarmen. Es giebt nichts Anmuthigeres, als ſo ein Mädchen, das beklommen auf der Schwelle eines neuen Lebens ſteht und vor dem einen Schritt, der es in eine andere Welt tragen ſoll, zurückſchauert, das ſich mit einem Male ſo einſam, ſo verlaſſen fühlt, und unwillkührlich nach dem umſchaut, der es liebend leiten und ſchirmen wird in jener neuen fremden Welt. O in dieſem holden Bangen, in dieſer ſüßen Schwermuth ſind die Mädchen ſo ſchön, ſo ſchön! Ich verliebte mich einmal in ein mir ganz unbekanntes Mädchen blos deßhalb, weil ſie immer, wenn ich Nachmittags an ihrem Hauſe vorübergieng, träumeriſch am Fenſter ſaß, und mit einer unnachahmlichen Melancholie ihren Kaffee trank.

3.

Guſtav war ein ſchüchterner junger Menſch, der fern von ſeinem kleinen Heimathſtädtchen ſich in der großen Stadt gar fremd und unheimlich fühlte. Während ihm die Wochentage einförmig bei ſeinen Studien vergingen, trat das Gefühl der Einſamkeit um ſo mehr am Sonntage hervor. Das traute Familienleben, die heitre Geſelligkeit, welche dieſen Tag in kleinen

Städten einen so großen Reiz geben, vermißte Gustav schmerzlich. Er trieb sich traurig auf den Spaziergängen unter den fremden geputzten Leuten herum, die ihn nicht beachteten; er trat in die mit frohen Menschen gefüllten Treibhäuser und Blumengärten, — und betrachtete die vielen schönen, blühenden Mädchen; er beneidete die eleganten jungen Männer, die neben diesen lieblichen Gestalten sitzen und ihnen versichern durften, daß das Wetter recht schön sei. Nur zu deutlich fühlte er eine große Leere in seinem Herzen und in seinem Leben — O Gott! Welche Seligkeit, wenn auch er hier mit steifer Miene rufen könnte: Marqueur! eine Portion Kaffee und zwei Tassen!

11.

Seit Gustav einen Theil des Tages am Fenster zubrachte, fand er sich heimlich in der großen, weiten Stadt; die Straße, wo er wohnte, und ein Haus darin waren ihm gar lieb geworden. Er fühlte sich nicht mehr so einsam, er hatte ein Wesen, an das er denken, von dem er träumen konnte.

Wenn ein junger Mann aus dem Vaterhause zum ersten Male in die Fremde tritt, giebt es wohl immer Stunden in seinem Leben, wo ihm das Heimweh mächtig das Herz bedrängt. Das sind besonders die Dämmerstunden am Abend vor dem Lichtanzünden; da treten die lieben Bilder aus der Heimath, aus der Kind-

heit ſo nah vor das Auge des Geiſtes, daß man die Arme ausbreiten möchte, um Vater und Mutter und Geſchwiſter zu umfaſſen und zu weinen an ihrer Bruſt; da übermannen Erinnerung und Wehmuth ſo gewaltig das Herz, daß man aufſpringen möchte und hinausſtürmen aus der fremden Stadt wie auf Sturmesflügeln, daß man hineilen möchte über das dämmerige Land, und erſt aufathmend raſten fern, fern in einem wohlbekannten Orte, vor einem wohlbekannten Hauſe, und in ein lichthelles Zimmer treten unter froherſtaunte Geſichter.

Ach! wer kennt nicht dieſe Abendſtunden, die ſo reich ſind an bangem Schmerz und wehmüthiger Luſt, dieſe Abendſtunden, verträumt in der Ecke des Sopha's, wenn die Laternen der Straße ein dämmeriges Halblicht in das dunkle Zimmer werfen. Da ſitzt man ſo bang und traurig, und weiß doch: wenn du das Zündhölzchen in das vor dir ſtehende Fläſchchen tauchſt, ſo flieht dieſer bange Abendtraum vor dem hellen Lichtſtrahl, und du ſchauſt erwachend um dich, und ärgerſt dich über deine dumme Sentimentalität. Aber man zögert, den drückenden Traum von dem gepreßten Herzen zu werfen, man zögert und zögert, die gaukelnden Bilder zu verſcheuchen, denn ſie blicken zu lieb, zu traut!

Guſtav hatte das Alles gefühlt und erlebt, jetzt war er mit einem Male von ſeinem Heimweh und ſeiner Abendſchwermuth geneſen. Jetzt ſaß er Abends ſelig-

träumend auf dem Sopha mit geschlossenen Augen und vor seinem Geiste gaukelte das verklärte Bild eines Mädchens, er plauderte mit ihr süßes, verwirrtes Zeug, und lächelte und kos'te und war glücklich — in seinen Träumen.

5.

Auch in seinem Äußern verwandelte sich Gustav mehr und mehr. Er hatte sonst zu seiner Toilette nie viel Zeit gebraucht, und der Spiegel hing in seiner Stube als ein ziemlich überflüssiges Ding; er war mit jedem Rock, den ihm der Schneider brachte, zufrieden, sobald ihn der Rock nicht druckte; sein schlichtes Haar lag wirr auf der Stirn und er ließ sich zwei Mal in der Woche rasiren. Jetzt bestellte er sich einen Anzug nach der neuesten Mode bei einem der berühmtesten Kleiderkünstler, jetzt gab er seinem jugendlich blonden Schnurrbart an jedem Morgen eine dunkle Farbe, jetzt ließ er sich täglich rasiren, obgleich das gar nicht nöthig war; jetzt begann er sein Haar zu cultiviren und übte sich täglich im Knüpfen der Halstuchschleife.

Glaubt nicht, daß Gustav ein Geck geworden sei, so sehr es auch danach aussieht. Ach, ihm gefiel ja ein Mädchen, und er fühlte das Bedürfniß, ihr zu gefallen. Oft erröthete er oder lachte oder ärgerte sich über sich selbst, daß er so thöricht sein könne. Ihr hättet nur die Vorwürfe hören sollen, die er sich selbst

machte. Er hatte bisher kaum daran gedacht, ob er ſchön ſei oder häßlich; jetzt war er einmal, nachdem er lange am Fenſter geſtanden, von einem Gedanken ergriffen, plötzlich vor den Spiegel getreten und hatte ſich aufmerkſam betrachtet — ach! er fand, daß er nicht ſchön ſei. Armer Guſtav!

6.

In dem Zimmer drüben ſah er außer ihr noch eine ältliche Frau und ein junges Mädchen. Zu der Frau fühlte er gleich eine herzliche Zuneigung, ſie ſah ſo wohlwollend, ſo freundlich aus, ſie kam ihm vor wie ſeine Mutter — es war ja ihre Mutter!

Die kleine Familie führte ein ſtilles, einförmiges Leben; ſie gingen faſt nie aus, und nur zuweilen ſah Guſtav andre Mädchen, Freundinnen der beiden Töchter, drüben. Er ſann hin und her, wie er ſich wohl ſeiner ſchönen Nachbarin nähern könne — dem blöden jungen Manne wollte nichts einfallen. Da war kein Bruder, deſſen Bekanntſchaft er machen, und von dem er ſich dort konnte einführen laſſen. Die Frauen beſuchten keine öffentlichen Orte, wo er ſich ihnen hätte nähern können, wenn er nämlich das Herz dazu gehabt hätte. Es fiel ihm jener Spanier ein, der ein Haus in Brand ſteckte, um ſeine Geliebte aus den Flammen zu tragen. Dazu wollte es aber Guſtav nicht kommen laſſen.

So mußte er ſich begnügen, ſie vom Fenſter aus zu belauſchen. Da ſah er jeden Tag, was er am erſten Tage geſehen hatte. Des Morgens um ſieben Uhr kam ſie aus dem hintern Zimmer und brachte dem Canarienvogel, der ihrem Sitz am Fenſter gegenüber hing, friſches Waſſer und ſchüttete ihm Futter in das Näpfchen, ſie neckte ſich mit ihm und ließ ſich in den roſigen Finger picken; dann begoß ſie die Blumen und die Mutter brachte den Kaffee. Während des Frühſtücks ſtand ſie immer einmal auf und trat zum Fenſter, um dem Vogel ein Stückchen Zucker zwiſchen die Stäbe des Käfigs zu ſtecken. — Faſt den ganzen Tag ſaß ſie am Fenſter, mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigt; Mutter und Schweſter beſorgten das Hausweſen. Sie mochte wohl für eine Modewaarenhandlung arbeiten, denn nie ſah Guſtav, daß ſie ſelbſt eins der Putzſtücke trug, die ſie fertigte.

Eines verſtörte ihn. Abends kam oft ein junger Mann zu den Frauen; der Fremde ſchien ihnen kein Fremder zu ſein. Guſtav wußte ſelbſt nicht, warum dieſer Mann einen höchſt wiederwärtigen Eindruck auf ihn machte.

Einſt begegnete er den beiden Mädchen auf der Straße; er folgte ihnen. Ein andres Mädchen kam auf ſie zu.

„Ach! liebes Julchen! Was machſt Du denn? Ich habe Dich ja ſo lange nicht geſehen ꝛc.“

Alſo Julie heißt ſie — Julie! Wie ſüß klang ihm der Name, er wiederholte ihn unzählige Male. Am andern Tage fing er an Engliſch zu lernen, um Shakeſpeare's Romeo und Julia in der Urſprache leſen zu können.

7.

In dem Hauſe, wo Julie wohnte, grade unter ihrem Zimmer befand ſich eine Weinſtube. Hier ſaß Guſtav manche Stunde und träumte ſeine ſüßeſten Träume; hier lehnte er ſtumm auf dem Stuhle, und ſtarrte die Verzierungen der Stubendecke an — über ihm waltete ja ſie in ihrer ſtillen, friedlichen Häuslichkeit. O wie durchbebte es ihn ſo ſüß, wenn er meinte, oben das Rücken eines Stuhles oder einen Schritt vernommen zu haben. —

Oft ergriff es ihn plötzlich, als müſſe er aufſpringen und raſchen Schrittes die Treppe hinaufeilen und in das trauliche Zimmer treten. Da war es ihm, als könne ſie gar nicht erſtaunen über ſein unverhofftes Erſcheinen, als müſſe er ihr kein Fremder ſeyn, ſondern längſt in ihren Träumen leben, wie ſie in den ſeinen. Aber dann überkam ihn wieder das ganze Verzagtſeyn und ſchüchterne Bangen der Liebe, und er zitterte faſt vor dem Gedanken, ihr gegenüber zu ſtehn und Auge in Auge zu blicken.

Täglich kam Guſtav in die Weinſtube. Wie ſüß

war ihm der Gedanke, mit der Geliebten ſich unter einem Dache zu befinden. Wie oft blieb er auf dem halbdunkeln Hausflur ſtehn und ſtarrte die Treppe an, die nach ihrer Wohnung führte. Und wenn er kam und ging, mit welchem freudigen Schauer faßte er beim Öffnen der Hausthür den kalten Griff — ach! auch ihre Hand hatte ja oft dieſelbe Stelle berührt!

8.

(Tagebuchblatt.)

Kaum bin ich meiner Sinne mächtig!

Ich hatte ihm viel von ihr erzählt, und Adolph hatte mir mit Theilnahme zugehört. Heute ging ich mit ihm auf der Straße, und ſie kam mit ihrer Mutter an uns vorüber. Mein Herz ſchlug laut, mein Arm bebte in dem Arm des Freundes —

„Das, das iſt ſie!“ flüſterte ich ihm zu.

„Die!“ rief er erſtaunend, „die? — Nun — die iſt gar nicht übel.“

„Die iſt gar nicht übel!“ O ich habe ſein Staunen, ich habe ſeine Worte verſtanden — er findet ſie nicht ſchön! Sie iſt ihm nichts als ein gewöhnliches Mädchen — ſie iſt „nicht übel!“ Oh! —

Ha! und wenn er recht hätte — zum erſten Male erfaßt mich der Gedanke. Und wenn ich die Nebel des Traums von dem Geiſt ſtreife! Wenn ich ſie betrachte, ruhig und mit klaren Blicken — was find' ich? Ein

Mädchen, ein gewöhnliches Mädchen! — Sie iſt nicht einmal ſchön! Sie trägt ſich recht hübſch, das glatt geſcheitelte blonde Haar kleidet ſie ſehr gut; helle, blaue Augen, jugendroſige Wangen — aber ſchön iſt ſie nicht! Und mir iſt ſie das Schönſte auf der Welt? Warum? — Und ich bin ein Narr geworden um ihretwillen? Warum? — Warum weckt mich das laute Schlagen meines Herzens, wenn ich träume, daß ihr Kleid mich ſtreifte? Dies Kleid von ſchlechtem Kattun, dies elende Kleid, warum iſt es mir ſo heilig, warum möchte ich ein Jahr meines Lebens darum geben, wenn ich nur einmal ſeinen Saum küſſen könnte! — O ſie iſt um nichts anders als die gewöhnlichen Mädchen, denen ein Ball das höchſte Glück iſt, und die acht Tage lang von dem ſchönen Tänzer träumen, der ſie mehrere Male zum Tanz aufgefordert hat. Ich bin ein Thor, ein Narr, und ſie — „ſie iſt nicht übel" —

9.

Guſtav bebte an allen Gliedern. Ihm war, als ſollte ihn das zum Herzen drängende Blut erſticken.

Drüben ſaß Julie am Fenſter, und neben ihrem Stuhl ſtand jener Mann, den Guſtav ſchon oft mit eiferſüchtigem Bangen bei ihr geſehen. Er hatte den Arm um ihren ſchlanken Leib geſchlungen und ſich über ſie gebeugt — ſie ſah ihm lächelnd innig in's Auge .... So blickt nur die Liebe!

Die Tochter ſeiner Wirthin war in Guſtav's Zimmer getreten, ohne daß er es bemerkte, und ſetzte ihm, wie an jedem Nachmittage, den Kaffee auf den Tiſch am Fenſter. Ihr Blick fiel auf das Fenſter drüben, und ſpöttiſch ſagte ſie: „Ein Schauſpiel für Götter, zwei Liebende ſehn!"

Guſtav ſuchte ſeine Bewegung zu unterdrücken und fragte mit bebender Stimme: „Kennen Sie den Herrn drüben?"

„Das iſt der Bräutigam der Mamſell Julie. Ein großes Glück macht ſie auch nicht mit ihm, aber ſie hatte ſich ja nach ihm, wer weiß, wie ſehr; ſie war ganz ſchwermüthig geworden, weil ſie dachte, daß ſie ihn nicht bekommen würde. Nun iſt die Freude groß, und am Sonntage ſollen ſie zum erſten Male aufgeboten werden.... Aber um des Himmels willen! was iſt Ihnen?"

Er riß das Fenſter auf.

„Nichts! — Schwindel... Luft! Luft!"

10.

(Tagebuchblatt.)

Ich möchte ſterben.

Der Jugendtraum meines Lebens iſt zerronnen, und das Erwachen iſt ſo nüchtern, wie das Erwachen nach einem Rauſch. Ach! mein Leben in dieſem halben Jahre war ja ein ſchöner Rauſch, und nun kam

der Katzenjammer. Wie hat die Welt mit einem Mal ihr helles Frühlingskleid ausgezogen, und blickt mich so nüchtern, so aſchgrau an. Alle Menſchen müſſen einmal aus dem ſüßen Jugendtraum erwachen, wenn ſie auch nicht ſo plötzlich wachgerüttelt werden wie ich. Aber wahrlich! dann ſollten die Menſchen auch ſterben. Was noch kommt, lohnt die Mühe zu leben nicht: Sorge, Drangſal, Krankheit, Alter — oder im glücklichſten Fall eine matte Wiederholung jenes Traumes ... ich ſehe ein und daſſelbe Stück nicht gern zum zweiten Mal aufführen.

Sie liebt! Nun iſt's entſchieden, nun iſt's gut, und ſchnell bin ich geheilt von ... Verflucht! das ſagt ja Schiller's Wallenſtein. Das iſt auch gräßlich, wenn Einem ein dummes Citat einfällt in einem Augenblick, wo das Herz brechen möchte. Sie liebt! Gram der Liebe überſchattete ſo lang' trübe ihr Geſicht. Nun iſt ſie glücklich. Sie liebt!

Und ich? — O verdammt! welche jämmerliche Rolle ſpiel' ich in dieſem ſüßen, auf's Beſte endenden Liebesroman? Ha! welch' erbärmliche Perſon iſt heut zu Tage ein unglücklicher Liebhaber! Die Zeiten ſind vorüber, wo ein arkadiſcher Seladon, der auf dem Haberohr den Nymphen ſeine Schmerzen vorpfeift, für poetiſch galt. Ich möchte in die Erde ſinken! Das Geheimniß meines Herzens, das ich nun vor mir ſelbſt verbergen möchte, iſt offenkundig.

Sie muß es wiſſen, daß ich ſie liebe, wenn ſie es

auch nicht zu bemerken scheint. Gewiß wird beuden viel von mir gesprochen; denn wenn sie Besuch hat von ihren Freundinnen, so weichen und wanken diese Mädchen nicht vom Fenster, und starren nach mir herüber und betrachten mich wie ein Wanderthier, mit einem Blick, der ganz deutlich sagt: Also das ist der! — O verdammt! Sie zeigt mich ihren Freundinnen, wie sie ihnen ein neues Tuch, ein neues Kleid zeigen würde! — Und ich liebe sie? — Einbildung! Täuschung! — Ich liebe sie nicht, es ist ja nicht möglich, daß ich sie liebe — nun ja, ich sehe sie gern, ich habe mich an ihren Anblick gewöhnt, und da bildete ich mir denn ein, ich liebe sie. Weg mit diesem Traume, der schon zu lange gewährt hat! Ich kann ruhig sein und ich will's! Und wenn auch mein Herz bei ihrem Anblick etwas lauter schlägt, was ist's weiter — ich liebe sie nicht! — Ha, sie tritt zum Fenster — sie sieht herauf — oh! — Ich liebe sie! —

Sterben! sterben!" —

II.

Er stand am Fenster, die Stirn an die kalte Scheibe lehnend. Sein Kopf glühte, er fühlte die Adern in den Schläfen fiebrisch pochen. Auf dem Fenster stand ein mit Wein gefülltes Glas.

Die Zimmer drüben waren überfüllt mit geputzten Menschen. Julie stand schön geschmückt, den Mittel-

[illegible] Seite ihres Mannes; sie waren [illegible] getraut worden. Julie war heiter, sie lachte und scherzte und blickte oft mit Innigkeit auf ihn, der ihrem Blick liebend erwiederte — bei dem hellen Schein der Lichter konnte Gustav das Alles sehen.

Gustav stand wie im Traume; zuweilen murmelte er unverständliche Worte oder lachte leise vor sich hin; halb bewußtlos trommelte er mit der bebenden Hand auf die Scheiben. Er sah, wie man sich drüben zu Tische setzte; Julie saß ihm zugewendet, der Schein der Lichter fiel auf ihr lieblich geröthetes Angesicht — so schön war sie ihm nie erschienen — er rührte mit dem Theelöffel in dem Glase, das vor ihm stand. Da ward drüben dem Brautpaare der erste Toast gebracht — die Gläser klangen, das: Hoch! hoch! hoch! drang über die Straße — Gustav erhob das Glas — er bebte an allen Gliedern, er war bleich, Tropfen standen auf seiner Stirn, er stieß einige unverständliche Worte hervor und leerte hastig das Glas. Mit bebender Hand setzte er es nieder; ein Schauder schüttelte ihn, die Kniee wollten unter ihm brechen, kaum konnte er sich auf den Füßen erhalten — er sank auf den Stuhl, und barg das Gesicht in den Händen.

12.

„Adolph! Adolph!“

„Ach! Du hier, Moritz! willkommen! willkommen!“

„Vor einer Stunde ſprang ich aus dem Poſtwagen; ich war ſchon in Deiner Wohnung und ſuchte Dich.“

„Wo aber willſt Du jetzt hin?“

„Ich wollte Guſtav aufſuchen — in dieſer Straße wohnt er ja wohl — ſtehen wir hier nicht vor dem Hauſe?“

„Er wohnt hier nicht mehr.“

„Er iſt ausgezogen? Wo wohnt er jetzt?“

„Auf dem Kirchhof.“

„Todt?!“

„Ja. An der Kirchhofmauer: „dort iſt ein Plätzchen, da wächſt kein Gras, da weben die Winde ſo ſchaurig“ — dort hat man ihn in voriger Nacht eingeſcharrt.“

„An der Kirchhofmauer?“

„Ja. Die Leute meinten, wegen eines dummen Streiches, den er begangen hat, verdiene er kein ehrliches Begräbniß.“

„Wie ſoll ich das verſtehn?“

„Sieh Dir 'mal das Frauenzimmer an, die in dem Hauſe drüben am Fenſter ſteht, und mit trüben Blicken hinauf nach dem Zimmer ſieht, wo Guſtav gewohnt hat — Guſtav hat ſie geliebt. Vor Kurzem hatte ſie Hochzeit, und am Morgen darauf fand man Guſtav todt auf ſeinem Zimmer. Sein plötzliches Ende erregte Verdacht; man hat den Leichnam und den Bodenſatz des Glaſes unterſuchen laſſen und gefunden, daß er ſich in ſeinen Wein auf eine Weiſe gewürgt hat, wie das einem Chriſtenmenſchen nicht erlaubt iſt.“

„Armer, armer Freund!“

Die

Talentprobe.

Komiſche Begebenheit

von

Arthur Mueller.

Witz soll nicht unbelohnt bleiben, so lang' ich König in dieſem Lande bin.

Shakſpeare: Der Sturm. 4. Aufz.

1.

Der König Robert von Neapel war, neben ſeinen Regierungsſorgen, ſeit einiger Zeit mit böſen Grillen und Hypochondrie geplagt. Vergebens hatte ſein Aſtrolog, ein ſterblicher Menſch aber unergründlich an Weisheit und Vernunft, die Sterne um Rath gefragt: wie dieſem fatalen Zuſtande abzuhelfen wäre; ſie ſchimmerten und glänzten mit ewigen Strahlen, und gaben keine Antwort.

Wie ausgeſtorben war der ganze Hof; die Heiterkeit hatte das Antlitz verhüllt, mit dem Schleier des Unmuths, und um des Fürſten trübe Stimmung trugen Kummer ſeine Ritter und Barone. Für die Bewunderer der Legitimität von Gottes Gnaden war es beſonders Herzerhebend anzuſehen, wie die allerhöchſte Trauer des Herrſchers pflichtmäßig übergegangen war auf ſämmtliche courfähige Kreaturen; von dem Reichskanzler an bis zu dem Hühneraugen-Operateur, und von dem Troßbuben wieder herauf bis zu dem Oberſtallmeiſter. Da ſah man ernſte Falten in den ſonſt

lachenden Geſichtern, ſo tiefſinnig und betrübt, daß die Spitzel vor Wehmuth anliefen; da hörte man froſtige und bekümmerte Worte von bebenden Lippen, die ſonſt dem Scherz und dem Frohſinn ergeben waren; die Damen legten keine Schminke mehr auf, und die Brodpreiſe ſanken auf dem Grunde, weil die Herren ohne Puder erſchienen, und die Friſeurs verhungern ließen.

Einſt, da eben ein ſehr betrübter Tag, an dem ſogar der Veſuv rauchte und Steine auswarf, groß genug zu gigantiſchen Himmelserſtürmungen, oder zu Granitſchalen im Berliner Luſtgarten; an dem die Lazzaroni murrten, weil es der Sonne verboten war ihnen auf den Pelz zu brennen, und die Mönche fluchten, weil ſie nicht mehr als eine Portion Makaroni genießen durften; an dem man den Fliegen die Mäuler verbunden und den Hunden die Schwänze abgehauen hatte, damit jene nicht ſummen und dieſe nicht wedeln konnten, — an dieſem denkwürdigen Tage war der ganze Hof ſchon am frühen Morgen im Audienzſaal verſammelt, und harrte traurig und niedergeſchlagen des leidtragenden Herrſchers.

Endlich erſchien der König wankenden Schrittes, und geſtützt auf ſeinem Leib-Kammer-Huſaren, den er ſich aus dem Lande Ungarn verſchrieben hatte. Mühſam ſtieg er die Stufen des Thrones hinauf, die unter der Laſt ſeines Kummers knarrten, und ließ ſich ſeufzend nieder.

„Iſt denn kein Sänger hier?“ fragte er und run-

zelte die Stirn — „kein Zögling der keuſchen Muſen, kein Sohn des ſchnöden Hungers und der ſalzigen Thränen, kein mit Sang und Klang begabter Bote aus den blühenden Gefilden der Dichtkunſt, daß er mit ſeinen klingenden Tönen, mit ſeinen Klagen und Liedern, mit den Wogen ſeiner Sehnſucht und den Strömen ſeiner Luſt mein krankes Herz erfriſche?“

„Du wirſt der Wahrheit gern verzeihen!“ nahm der Kammerherr das unterthänige Wort — „der Sänger hat bei dem Wechsler Deines Hofes ſeine ſtolze Garderobe verſetzt gegen ein einziges Lotterieloos, das in der letzten Ziehung nicht herausgekommen iſt; in ſeiner Blöße haben die Muſen ihn verlaſſen, und ſogar Apollo will ihn nicht mehr als Mitglied der Heerde des Admetus. Die Töne ſchweigen und verklungen ſind ſeine ſüßen Lieder; doch erſcheinen ſie nächſtens als Manuſcript für Freunde, die darauf pränumerirt haben.“

„Und blüht keine Schönheit mehr an dieſem Hofe“ wandte der König ſich zu den Rittern — „die Euch zu einer kühnen That begeiſtert, wo die Waffen ſtreiten, ohne Haſſ und Zorn, für die Huld und Anmuth einer Dame?“

Die Ritter ſeufzten und ſchlugen die Augen nieder, und die goldberingte Hand legte der Kammerherr an den ganz ergebenſten Paradedegen.

„Aber Du, Lorenzo!“ fuhr Robert fort und ſah ſich forſchend um — „wo weilſt Du in dieſer Noth? Der heitere Scherz hat mich verlaſſen, und Gram und

Sorgen verſehen den Dienſt; kaum daß die Hand den Zepter hält, es ſchwankt die Krone auf dem müden Haupte, und wund ſind mir die Schultern von der Pracht des Hermelins."

Kein Ritter von der Stahlklinge, kein Baron von der Dämmerungs-Verwegenheit wußte Rede und Auskunft zu geben über Lorenzo's Abweſenheit; ſchon wollte der König in Zorn gerathen, und in ſtrengen Worten zeigte er ſeine Ungeduld, da drängte ſich ein kleiner, bebender Menſch durch die glänzende Menge, und warf ſich nieder zu den Stufen des Thrones. Er trug einen ſchwarzen, unbeareiflichen Talar, eine höchſt verwirrte Perrücke, und hatte um den Hals eine goldene Gnadenkette hangen. „Geſtrenger Herr!" lispelte er mit einer neutralen Stimme und kreuzte die Arme — „ich bin ein beſcheidener Mann, der ſich ſchon längſt zum geheimen Ober-Medizinalrath berufen fühlt; und doch hat Dein Hofnarr geſagt: ich ſei ein arger Schwätzer, ein ſo großartiger Pfuſcher, daß er mir den Rath gebe, in mein Wappen ein Paar Barbierbecken und ein aufgeklapptes Raſirmeſſer anzubringen. Aber jetzt will ich meinen ſämmtlichen Widerſachern beweiſen: daß ich des Doktortitels und dieſer Gnadenkette würdig bin."

„Du giebſt mir keine Antwort auf meine Frage!" meinte der König ſtreng — „Was ſoll mir dieſes Signalement aus Deinem eigenen Munde? Glaubſt Du vielleicht unſere Weisheit wäre unbekannt mit den Talenten unſerer Unterthanen? Sieh meine Umgebung

an! und ſei überzeugt: daß es mir leichter iſt, zehn Ritter und Barone zu ſchaffen als einen einzigen klugen Narrn.“

„Verzeihung Deinem Diener!“ antwortete der Doktor und verbeugte ſich tief — „ich wollte anfangs ſchweigen als von einem Dinge das in der Weltgeſchichte keinen Werth hat, doch weil Du es befiehlſt, ſo will ich reden und das ſagen, was ich zu wiſſen glaube. Lorenzo, den Du zuweilen haſt geheißen: die Blüthe Deines Hofes, er iſt bedroht von einer nebelhaften Gefahr, von einer Krankheit, die, ohne Farbe und Vermuthung, keine Erklärung zuläßt.“

„Was iſt denn das?“ fragte Robert — „warum iſt dieſe malade Perſon nicht eingetragen in das Krankenregiſter, wie wir befohlen haben, daß es mit Jedem an meinem Hofe geſchehen ſoll, der an ſeiner Leibes-Konſtitution Schaden genommen hat?“

„Von einer ordinairen Krankheit, die man mit Pillen und Latwergen beſchwören kann, iſt hier keine Rede;“ erwiederte der Doktor mit dem ſchwarzen Talar und der verwirrten Perrücke — „und wollte ich meiner Vermuthung eine ungefähre Beſtimmtheit, dem aufſteigenden Gedanken klare Worte geben, ſo müßte ich ſagen: er hat das poetiſche Fieber; und das iſt, wie ſchon Hippokrates und Galen behaupteten, nur durch Sympathie zu heilen.“

„Aber wie, Doktor des Lebens und des Sterbens! wie biſt Du auf dieſen ſonderbaren Einfall gekom-

men? — Armer Lorenzo! wohl haben wir Dir das Patent gegeben, mit der Pritsche und der Schellenkappe ein ganzer Narr zu seyn; aber das poetische Fieber, diese betrübte Erlaubniß von Thau und Thränen zu leben, die blasse Wehmuth, die über jeden Seufzer in Ohnmacht fällt und Krämpfe hat, die stand nicht auf dem Pergament, das wir unterschrieben und besiegelt haben."

Der Doktor klopfte mit dem Zeigefinger an die kluge Stirn, und blinzelte in seiner Weisheit mit den Augen. „So viel aus den Symptomen zu schließen ist, muß er durchaus mit diesem Nebel geplagt seyn. Er vermischt den Wein, den glühenden Falerner, mit Wasser, daß es eine wahre Schande ist; und was er sonst niemals gethan hat, mit alten Weibern, mit der Unschuld bei Jahren, mit den Runzeln ohne Zahl, mit den grauen Haaren unter einer Nachtmütze verborgen, mit den blauen Lippen, die sich nur noch zum Beten oder Verwünschen öffnen, mit dieser Besenstielberittenen Sippschaft pflegt er Umgang. Am Tage schläft er wie die träge Eule, und hat die Nacht die Schwingen ausgebreitet, dann lebt er auf, er singt und pfeift mit klarer Kehle, schmelzende Töne, Worte des Erbarmens; mit dem trüben Monde hält er eine rührende Konversation, und die Sterne ruft er an, als wären es koncessionirte Heilige die im Kalender stehen."

Der König, der aufmerksam zugehört, sah den Doktor, am Schlusse seiner pathetischen Rede, nicht ohne

Wohlwollen an; dann ſprach er: „Was Du uns da erzählt haſt, beſitzt des Zweifelhaften mehr als Wahrſcheinlichkeit; doch werden wir die Beſchaffenheit der Dinge bald erfahren, den ſeltſamen Inhalt Deiner Worte bewahrheitet oder als Tageslüge beſtraft ſehen. Lorenzo ſoll hier erſcheinen und Rechenſchaft geben von dem was ihn betroffen hat; und weil wir Antheil nehmen und ſeiner Perſon gewogen ſind, ſo beſchließen und befehlen wir ferner: daß der Kammerherr hingehe, und ihn befrage um die Stunde ſeiner Geburt, und was für Zeichen damals am Himmel ſtanden; wir werden dann ſein Horoskop entwerfen laſſen; ihn aber begleite der Geheimſchreiber, daß er uns das raſche Wort bewahre mit Feder und Tinte!"

Mit dieſem Beſchluß entließ Robert ſeine Vaſallen, die Söhne der Tapferkeit und der geheimen Verhältniſſe, und nur der Aſtrolog und der Leib-Kammer-Huſar durften bleiben und gedeihen an den Strahlen der Hoheit.

2.

Als der Kammerherr ſich in haſtiger Eile entfernen wollte, und dem Geheimſchreiber befahl ihn zu begleiten, wie es der Wille des Fürſten war, faßte der Doktor ſeinen Arm, und mit einer wohlerzogenen Dreiſtigkeit bat er, daß man ihm erlauben möge bei dieſer Angelegenheit der Dritte zu ſeyn.

„Was hat die alte Klugheit mit der närriſchen Gemüthsverfaſſung zu ſchaffen?“ fragte der Kammerherr mit ſpöttiſcher Miene.

„Daß uns Lorenzo und ſeine Geißel fehlen hört man ſchon aus dieſer Frage!“ erwiederte der Doktor. „Als Volontair will ich dieſer Affaire beiwohnen, eine Probe meines Dienſteifers geben, und jedenfalls die Wiſſenſchaften zum Fortſchreiten bringen.“

Sie ſchritten durch die gaffende Menge der Pagen und Hofſchranzen, die in den Vorzimmern Geſchäfte der Neugierde trieben, und gelangten bald in die weniger bewohnten Theile des Pallaſtes, wo der Hofnarr ſeine Klauſe hatte.

„Ich werde anklopfen,“ wisperte der Doktor — „und als freiwilliges Mitglied dieſer Deputation zuerſt eintreten.“

„Aber wenn er am Tage ſchläft, wie Sie zu ſagen beliebten,“ bemerkte der Kammerherr — „wenn wir ihn aufſtören, und den Mohn herabreißen von ſeiner warmen Stirn, dann wird er gewiß über dieſe Plötzlichkeit zu Schaden kommen, und Sie müſſen ihn umſonſt kuriren.“

„Umſonſt?“ wiederholte der Heilkünſtler und lächelte ungläubig. „Laſſen wir das die geringſte Sorge ſeyn, und ohne Verweilen die Komödie anfangen.“

Der Doktor klopfte an, anfangs etwas leiſe, mit dem beſcheidenen Finger, dann immer tobender, mit der kräftigen Fauſt; aber vergebens. „Der ſchläft wie ein

Maulwurf, oder wie einer der Sieben aus Epheſus!“ rief der Doktor ungeduldig und ſtieß ohne weitere Förmlichkeiten die Thüre auf.

Als ſie eintraten ſaß Lorenzo vor einem Tiſche, auf dem zwei gelbe Wachskerzen brannten, während die Fenſter verhangen waren. Er hatte in der warmen Jahreszeit einen Schlafpelz angezogen, dazu weißſeidene Strümpfe, und Schuhe mit rothen Schleifen beſetzt; auf dem Kopfe trug er eine ſchwarze Mütze, die in der Idee befangen war, wie Hegels ſcholaſtiſcher Helm auf ſeinem Portrait von Sebbers, und in der Hand hielt er eine Fliegenklatſche, die er zuweilen in Thätigkeit ſetzte. Ohne von ſeinen Gäſten Notiz zu nehmen, ohne gerührt und erſtaunt aufzuſpringen, um in tiefſter Demuth der Botſchaft zu lauſchen, blieb er in ſtiller Ergebenheit auf ſeinem Sorgenſtuhle ſitzen, und mit ſtarren Augen ſah er auf die hölzerne Pritſche, die mit Moor umwunden auf dem Tiſche und neben den Kerzen lag.

„Signor Lorenzo!“ nahm der Doktor das Wort — „dieſe Herren, welche nicht allein von altem und tuchtbarem Adel ſondern auch Diener des Staats und Knechte des Königs ſind, haben den Befehl zu fragen und auszuforſchen, ſo ſcharf wie Spurhunde der Polizei, und eine höchſte Perſon hat ſich entſchloſſen dann für Deine Wohlfahrt Sorge zu tragen.“

Der Narr fuhr auf und griff mit drohender Geberde nach ſeiner Pritſche, aber der Kammerherr, überzeugt

von der Wichtigkeit seines Auftrags, schlug an seinen Degen und verlangte offenes Gehör. „Ich bin der Kammerherr und der Schlüsselbegabte, trage einen Degen in der Scheide, und dieser Degen hat eine beherzte Schneide, und ich frage Dich, Lorenzo! wie viel es an der Zeit war, als Du mit Schmerzen geboren wurdest, und was die Amme oder die kluge Frau gesagt hat über die Sterne und Gestirne, die damals am Himmel standen?"

„Deine Frage hat mein Herz getroffen;" erwiederte der Narr — „es rührt mich tief, daß Robert, König von Neapel, Erbarmen fühlt für die alte Thorheit, die sich seit einiger Zeit etwas gar zu Pantoffelbequem und Schlafrocksbedürftig gestimmt fühlt, die sich wie ein Maulwurf in die Erde eingraben könnte, um einen Hügel aufzuwerfen, so schwermüthig geformt, daß ein kluger Kopf ihn für das Grabmaal meiner Wünsche halten sollte. Oh, sage mir! Du einst der Angenehmste unter den Kammerherren, und nun eine mit dem Epheu eines Zopfes bewachsene Ruine; Du damals ein Ideal, aus einer Modenzeitung gestohlen, und nun so griesgrämig, wie ein alter Holzschnitt auf einem Ablaßbriefe! kann ich ohne Taufschein wohl die Stunde meiner Geburt wissen? Konnte die kluge Nachtwächterschaft, die mich hörte die Welt mit Weinen begrüßen, wohl vermuthen, daß ich es dereinst zu solcher Berühmtheit bringen würde, wie sie mich jetzt umstrahlt? Nur das weiß ich, daß an meinem Geburtstage sich im-

mer der Regen in Strömen ergießt; wahrscheinlich also auch an dem Tage, wo meines Vaters Frau meine Mutter wurde. Wo blieben da die Sterne und Gestirne?"

„So gieb mir wenigstens Auskunft über das was Du geworden bist;" befahl der Kammerherr — „denn ich bin ein Abgesandter, der seine Charge zu bekleiden weiß, und wenn ich das Eine nicht erfahre, so erfahre ich doch das Andere."

„Was läßt Du Dir einfallen in Deiner vornehmen Einfalt?" spottete Lorenzo — „glaubst Du, ich wäre einfältig genug und wollte aus der Schule plaudern, wie ein altes Weib, das bei jeder Gelegenheit erzählt, wo es seine Runzeln bergehelt und die Zähne verloren hat? Nein, Kammerherr! ich bin ganz ohne Talent für alberne Erinnerungen, ich besitze kein Janus-Gesicht, um es der farblosen Vergangenheit zuzukehren; was ich geworden bin, das bin ich geworden aus eigener Noth und Ueberzeugung, und als ein Narr gedenke ich zu sterben und sogar dereinst selig zu werden."

„Laß Deinen Eifer fahren!" versetzte der Kammerherr — „und höre, was ich Dir ferner zu befehlen den Auftrag habe. Weil Du ein Mitglied dieses Hofes bist, und das auszuführen hast, wozu Du hier berufen, so hat der König es mit Zorn erfahren, wie selten Du Dein Amt versiehst, daß Du Dich einschließen und ein ganz verkehrtes Leben führst; deswegen sollst Du bei der morgenden Audienz erscheinen, und gefaßt seyn mit

Wort und That Dich zu vertheidigen und Dein Betragen zu erklären. Das iſt ſein hoher Wille, und ich bin das Organ, das Dir dieſen Willen mittheilt."

Als der Kammerherr und ſein Gefolge abgegangen waren, löſchte Lorenzo die Kerzen aus; er riß das Fenſter auf, daß die warme Sonne hereinſtrahlte, und die friſche Luft ſeine heißen Wangen kühlte. „Du biſt das Symbol der tiefſten Weisheit!" rief er aus, und hob mit einer bangen Sorgfalt die Pritſche auf — „nur aus Holz geſchnitzt, und doch mehr werth als Gold und Perlen. Du weißt zu erzählen von meinen irdiſchen Schmerzen, von den Plagen der Zeit, die ohne Erbarmen über mich gingen; Dir habe ich es geklagt, und Dein klapperndes Stöhnen war mir ein herzerhebender Troſt. Laß ſie ziehen die Thoren, die niemals klug werden! wir haben mit der Erfahrung eine dauernde Allianz geſchloſſen, wir haben es erprobt, wie wenig das Leben Werth hat, und morgen werden wir ein Beiſpiel von ſüßer Verzweiflung geben."

8.

Verſammelt waren die Ritter und Barone, die Schranzen und Pagen, die Schmeichler und Heuchler, und auf ſeinem Thron ſaß Robert der König von Neapel. Der Aſtrolog und der Zeremonienmeiſter ſtanden ihm zur Seite; und dieſer erhob den goldenen Stab,

und erklärte mit feierlicher Stimme: daß die Audienz angefangen habe.

„Tritt näher, Lorenzo! den Stufen meines Thrones.“ befahl Robert. „Verschiedenes haben wir zu reden, Auge gegen Auge, Zunge gegen Zunge, und jedes spitze Wort, mit dem Du uns zu treffen weißt, es sei im Voraus Dir verziehen.“

„Du treibst ein Klerisei-Geschäft,“ erwiederte der Narr — „ein frommes, gesegnetes Geschäft, das mehr Zinsen bringt als das Kapital werth ist; für die Sünden der Zukunft giebst Du schon Ablaß, und dem was noch ungeboren ist, hast Du ein Kleid bestimmt, ohne das Maas zu nehmen.“

„Das zeugt von einer Sorgfalt, die Du wenig zu schätzen weißt;“ meinte der König — „eben weil der Mensch zu Sünden geneigt ist, deswegen wurde der Ablaß erfunden, um wenigstens sein zagendes Herz von Angst zu befreien, wenn auch die Schuld dadurch nicht getilgt wird.“

„Deine Sorgfalt abzuschätzen, das wäre eine Arbeit ohne Lohn;“ entgegnete Lorenzo — „aber daß ich sie mir zuweilen gefallen ließ, darüber ist mein armes Gehirn aus seinen Fugen gegangen.“

„So war es also die Wahrheit, die da sagte: das poetische Fieber sei bei Dir eingekehrt, und Du habest diesen Mißwachs mit offenen Armen empfangen?“

„Das poetische Fieber?“ rief der Narr aus und schüttelte sich vor Entsetzen — „Gut getroffen, Robert!

das war die verwundbare Ferse. Bin ich denn ein Bogen Leidpapier, der über seine abgetragene Abkunft betrübt ist; der an die Lumpen denkt, welchen er sein Dasein schuldet, und an die Lumpen, die ihre Blöße damit bedeckten? Bin ich ein stumpfer Besen, geschaffen um den Unrath der Begeisterung auszufegen? Gehöre ich zu der Art von Geschöpfen, die einem kritischen Kostgänger den Magen verderben? Nein, Robertus! niemals war mein Gehirn dem Apollo ein Ambos, auf dem er schale Gedanken breit schlug!"

„Und was fehlte Dir denn sonst fehlen?" fragte Robert besorgt, und milderte den Ernst seiner Züge — „So wie ich glaube, geben wir Dir Anlaß genug Deinem Amte ohne Mangel an Stoff vorzustehn."

„Das war und ist meine geringste Sorge!" bekräftigte Lorenzo und klapperte mit der Pritsche — „ich bin überzeugt, daß Alle, die hier zugegen sind, sich in dieser Beziehung außerordentliche Mühe geben; ein Trost so heilkräftig, daß er mich erhebt über die Plagen dieses Lebens."

„Du gerathst auf Abwege, die Dich unfehlbar zu einem Sumpfe führen;" sagte der König mit einer Miene die immer heiterer wurde — „oder glaubst Du, daß wir mit unserer Weisheit niemals fehl schießen, wenn wir gut zu zielen belieben?"

Mit einer tiefen Verbeugung beantwortete der Narr diese Frage.

„So höre denn Lorenzo! was für eine sonderbare

Frage wir hinter Deiner Maske vermuthen: Du biſt — — "

„Halt ein, Monarch! verſchone mich mit dieſem Worte, das auf der Spitze Deiner Zunge ſchwebt. Mit dem Stabe der Erkenntniß, der oben kahl und abgenutzt, haſt Du die Wahrheit getroffen, ein Treffer unter dieſen Nieten; aber laß ein Geheimniß ſeyn, das wir Beide nur wiſſen, eine Allianz ohne diplomatiſche Ueberzeugung: denn wer den Schaden hat, darf für keinen Spott ſorgen, er gehört zu dem Polizei-Gefolge der Dinge, zu den loſen Buben, die den kahlköpfigen Propheten verhöhnten."

„Merkt Euch dieſe Manieren!" rief Robert ſeiner Umgebung zu — „das iſt die Art und Weiſe, wie man gegen die Hypochondrie zu Felde ziehen muß: ein fremdes Leiden, toll genug, daß wir es ohne Kummer ſehen, dabei der Vorſatz, ſelbſt einzugreifen und die Farben anzugeben — das bringt uns die Heiterkeit zurück, die wir verloren hatten. Du aber Lorenzo! weil Du uns geholfen haſt, dieſes Uebel zu vertreiben, ſo ſind wir entſchloſſen, das Deinige ebenfalls zu einem luſtigen Ende zu führen."

Als der Narr dieſen hohen Beſchluß vernahm, riß er den Flor von ſeiner Peitſche, und ſchüttelte den Kopf daß die Schellen ſeiner Kappe zuſammenklangen, während eine fieberhafte Röthe ſein blaſſes Geſicht belebte.

„Und nun ſage mir" fuhr der König fort — „wie weit Du von dem, was Du zu beſitzen ſtrebſt, entfernt

biſt, und ob Dein Mißmuth dahin zu erklären iſt, daß kein Plan Dir auszuführen gelingt?“

Der Narr gab anfangs keine Antwort; er hob den abgeriſſenen Flor auf, und hielt denſelben an ſeine Augen, als wollte er die Thränen der Rührung verbergen, dann aber klagte er: „Was ſind die Vorſätze der Menſchen? Das iſt eine Frage, die in das Trübſelige hinüberſpielt; und wer in ſeinem Leben den Einfall hatte, ſich ohne Spiegel zu barbiren, der weiß daß man bei dieſer Gelegenheit ſelten ohne Blut und naſſe Augen fertig wird. Und wie heißt die Fabel zu dieſer Moral? Daß ich ebenfalls einen Vorſatz habe, einen blühenden Vorſatz, den ich mit Zufall und Möglichkeiten, mit überſtandenen Schmerzen und verbeißenem Lohn groß gezogen, deſſen Ausführung aber eine hartherzige Gewalt verhindert. Es iſt die Politik des Kaſtengeiſtes, das kalte Blut der Amphibien, der Ahnenſtolz, die Stammbaumsgröße, und mehr der desperaten Dinge, die erfunden ſind, um der Flamme das Prajſein zu vertreiben.“

„Du haſt Dich alſo verſtiegen, wo die Sproſſen ſich in Nebel verlieren, und jeder Tritt Gefahr bringt? Andrer Vorwurf fehlte Dir weniger als unſer Wort, wir waren unentſchloſſen Dir dieſen Weg zu bahnen. Doch weiſe Dich! es bleibt bei dem was wir geſagt haben. Aber, will Keiner zu ſeinem Ziele gelangt, der nur in Wahn und Thaten iſt, ſo muß auch Du Dich hier zuſammennehmen, ein kühnes Abenteuer beſtehen.

damit Du Preis und Lohn zu schätzen weißt. Sieh diese Ritter und Barone, die uns umgeben! sie sind mit Orden und Ehren herausgeputzt, die ihren Verdiensten die Wage halten: der Eine hat seinen abnehmenden Muth gestählt im Kampfe gegen Panzerthiere, die wir Aufgeklärte böse Gewohnheiten heißen, der Andere gekämpft mit den Waffen der Eitelkeit um das Horn des Ueberflusses; Du aber sollst —"

„Großmüthigster Monarch!" unterbrach ihn der Narr — „laß es etwas seyn, das zu meiner Natur, zu der Pritsche paßt, die ich als Wappen und Waffe führe. Zum Ritter fehlen mir die Sporen, die das lahme Roß der Tapferkeit vorwärts bringen, und für das Horn des Ueberflusses ist meine Stirn kein kulturfähiger Boden."

„Sei ohne Sorgen!" gegenredete der König — „was Du zu leisten hast, ist von der Art, daß ein Narr kein Bedenken trägt, seinem Gewissen die Absolution zu ertheilen. Hier in Neapel in dem Kloster der Dreifaltigkeit, lebt ein Abt, der geiziger ist als seine Pfründe zuläßt: es giebt keinen Lebendigen, dem er auf seine Kosten fortzuleben erlaubte, keinen Todten, dem er sein Sterben mit Amensagen versüßte; — von ihm mußt Du uns eine goldene Gabe bringen. Und hast Du diese That so ausgeführt, wie es einem Kandidaten der Desperation geziemt, dann werden wir die Katastrophe zu Deiner Zufriedenheit herbeiführen."

„Frisch auf, Lorenzo!" rief der Narr in seiner Aus-

gelaſſenheit — „das Ziel iſt aufgepflanzt, der Bogen in guter Hand, nur ein Bolzen fehlt, und der wird doch wohl zu finden ſeyn!“

4.

Lorenzo, der kluge Hofnarr, hatte bald einen Entſchluß gefaßt, und eben ſo bald war er bereit, denſelben auszuführen. Er warf Pritſche und Schellenkappe bei Seite, als Waffen, die für die Tapferkeit ſeines Witzes von keinem Nutzen waren, und über das bunte Narrenkleid zog er das faltige Gewand eines Pilgers, wie ſie damals auf Koſten der Einfalt ein ſorgenfreies Leben führten. Es war um die Zeit der Sieſta, als er bei der Kloſterpforte ankam, und ohne auf die Mittagsruhe der frommen Mönche beſcheidene Rückſicht zu nehmen, anklopfte. Während er dieſes Klopfen wiederholte und verſtärkte, hatte er Zeit ſeine Rolle zu überdenken und ſich die Zukunft mit roſigen Farben auszumalen. Endlich ließ ſich das warme Antlitz des Bruder Pförtners ſehen, der ihn mit verſchlafenen Augen anglotzte, und mit gähnendem Munde nach ſeinem Begehren fragte.

„Ein armer Pilger hofft bei dem Abte dieſes Kloſters geneigtes Gehör zu finden.“

„Guter Pilger!“ verſetzte der Bruder — „zu dieſer Stunde ſind die Ohren unſeres hochwürdigen Abtes verſchloſſen; er treibt Buß- und Reſtaurations-Geſchäfte,

damit der Abend ihn und er die Abendtafel bereit finde. Kannſt Du mir nicht Deines Leibes Nothdurft klagen?"

„Das wäre gegen den Anſtand," erwiederte der Narr — „obwohl das Geheimniß ein dringendes iſt; und ſage ich ferner: daß es ein entſetzliches Geheimniß iſt;" fuhr er fort und unterſtützte ſeine Worte mit einer geprägten Ueberzeugung — „dann muß Dir alſo bald geholfen werden!" ergänzte der Bruder ſeine Rede, und watſchelte mit ſeiner eilfertigen Korpulenz zu dem Abte.

Das heftige Thüraufreißen ſtörte den Abt aus einem ſanften Momente der Vergeſſenheit; noch ſchwebten ſüße Traumbilder auf ſeiner Stirn, und die Augen blinzelten, als hätten ſie bis in den ſiebente Himmel geſehen.

„Knecht Gottes und dieſes Kloſters! was bringſt Du?" fragte der Abt.

„Ein Pilger und ein Geheimniß warten auf Deine Gegenwart."

„Wir arbeiten im Weinberge;" fuhr ihn der Abt an, und wiſchte die perlenden Tropfen von dem Glühoſen, der in ſeinem Angeſichte den Platz der Naſe uſurpirt hatte — „und das iſt ein böſer Zufall, der uns in dieſer heiligen Arbeit ſtört."

„Der böſe Zufall," erwiederte der Pförtner — „der dieſen Bußfertigen zu dieſer Zeit zu uns führet, iſt ein Apotheker, der ſeine Pillen vergoldet;" und damit

erzählte er, daß der Pilger eine geprägte Ueberzeugungsgabe nebſt anſehnlichem Gefolge beſitze.

„Wem der Spaten gegeben iſt," ſchmunzelte der Abt — „der muß den Garten umgraben. Führe den Pilger in die Kapelle! dort werden wir ſeinem zerknirſchten Herzen Troſt oder Strafe bringen."

Der Bruder Pförtner beeilte ſich mit dem Auftrage des Abtes, und dieſer zog zu der Audienz, die er ertheilen wollte, eine koſtbare Kapuze an, die von Gold und Perlen ſtrahlte. Als er in die Kapelle trat, warf ſich der Pilger zu ſeinen Füßen. „Steh' auf, mein Sohn!" tröſtete der Abt — „und ſage uns, was für ein geheimer Nebel Dein Gewiſſen belaſtet."

„Laß mich hier zu Deinen Füßen liegen, ſeufzen und klagen!" ſtöhnte der Narr und ſchlug an ſeine Bruſt — „denn meine Sünde iſt ſo groß, daß ich niemals Gnade zu finden hoffe."

Der Abt wurde neugierig und bedrängte den Narren mit der Zuſage ſeiner Verzeihung, die wohl vermögend: ſelbſt einem Steine die Zunge zu löſen. Anfangs ſah ſich der Narr mit ſcheuen Augen um, als wenn er die Gegenwart eines Dritten fürchtete; dann aber ſprang er auf und wisperte: „Nur Deine Ohren hielt ich für erhaben genug, dieſes Geheimniß zu erfahren. So wiſſe denn! daß ich zuweilen eine ganz ſonderbare Natur habe, ſo daß ich ein reißender Wolf zu ſeyn glaube; und das mit einer Wuth, mit einer Raſerei, die das Heiligſte vergebens zu bändigen ſtrebte."

Kaum hatte der Abt dieſe gefahrbringende Seltenheit erfahren, ſo fing er an zu zittern und ſich zu entfernen; aber der Narr, mit den Augen des Argus, war bald wieder an ſeiner Seite, und verzerrte das Geſicht, rollte die Augen und ſchrie: „Erbarmen, Erbarmen! ich fange an ein Wolf zu werden!“ dabei fletſchte er die Zähne, und wollte den Abt anfaſſen, der ſeinen stolpernden Füßen das Heil ſeines Lebens übergab. Schon waren ſie aus der Kapelle heraus, und flohen von verſchiedener Begierde getrieben, der Sakriſtei zu, als es dem Narren gelang, den Abt bei der Kapuze feſtzuhalten. Vergebens tobte und lärmte der Abt, und rief ſeinen Schutzpatron um Beiſtand an; er mußte in ſeiner Noth die Troddel zerreißen, mit der die Kapuze zuſammen geknüpft war, und ſo mit dem Verluſt ſeiner Bardewde die Freiheit erkaufen. „Triumph!“ rief der Narr und hob das koſtbare Pfand ſeines Sieges auf — „der Bolzen hat getroffen, und mein iſt der Preis!“

5.

Ganz Neapel war in Aufruhr; und fragte man: was der Lärm bedeute, ſo war immer die Antwort, der Teufel iſt los! Ging man aber näher auf dieſe Antwort ein, und verlangte mit befangener Miene die Details zu wiſſen, ſo hörte man mit Entſetzen: daß der leibhaftige Satan dem Abte des Dreifaltigkeits-Kloſters er-

ſchienen ſei, und demſelben, als eine Strafe ſeines Geizes, eine koſtbare Kapuze geſtohlen habe, die ſo viel an Werth: daß er damit ſeine Hölle einen ganzen Winter umſonſt einheizen könne.

Auch zu den Stufen des Throns war die Sage gedrungen; aber Robert hatte von dem Narren die Löſung ſeiner Aufgabe erfahren: der Faden war in ſeiner Hand, er konnte dieſen fliegenden Drachen aus der Luft herunterziehen, und als ein unnützes Spielwerk in den Winkel werfen; deswegen beſchied er den Abt an ſeinen Hof.

„Was muß ich hören!“ redete der König den Mann Gottes an — „führſt Du in Deinem Sprengel keine beſſere Polizei, daß es der Teufel wagen darf, Dir ohne das geringſte Inkognito zu erſcheinen?“

„Verzeihe Deinem Diener!“ entſchuldigte der Abt — „er trug gewiſſermaßen das Kleid eines Pilgers, an dem eine feine Naſe aber bald die infernaliſche Atmoſphäre witterte; ſonſt ſah er aus wie ein vernunftbegabter Menſch, und das eben zeugt von der Tiefe unſerer Verdorbenheit, daß wir ausſehen wie dieſer Teufel.“

„Du biſt wohl bei dieſer Affaire zu kurz gekommen?“ fragte Robert ſpottend.

„Meine koſtbare Kapuze, meine Staats- und Audienz-Kapuze, das rothe Gold, die waſſerklaren Perlen hat der — Gott ſei bei uns! mir geſtohlen; er mußte den Schnupfen haben, daß der Geruch der Heiligkeit ſeinen böſen Willen nicht betäubte.“

Nur mit Mühe behauptete der König seinen humoristischen Ernst. „Aber was sagst Du dazu, daß wir ebenfalls seiner satanischen Hoheit Audienz gegeben haben?“

Der Abt starrte ihn an, und zitterte und bekreuzigte sich.

„Es war zu Deinem Vortheil,“ fuhr der König fort — „denn unser Narr, ein beherztes Gemüth, eroberte mit der Kraft seiner Pritsche Deine Kapuze wieder. Ruft ihn herein, den Paladin, den tapfern Ritter der diesen Zauber zerstörte!“

Der Zeremonienmeister öffnete die Thür eines Seitenzimmers, und heraus traten Lorenzo, der lustige Rath des Königs von Neapel, und Aldruda, die blühende Tochter des alten Kammerherrn. Auf dem einen Arm trug der Narr die geraubte Dignität des Abtes, während der Andere den Preis seiner Tapferkeit führte.

Kein geringes Staunen bemeisterte sich der Höflinge; sie fanden endlich die Krankheit des Narren erklärt, und priesen das Heilmittel mit begeisterter Zunge. Der Astrolog bekräftigte: „Es stand in den Sternen geschrieben!“ — und der Doktor rief: „War es kein poetisches Fieber, so hatte er doch das Liebesfieber!“ — Zuletzt übertönte die zornige Stimme des Kammerherrn den Beifall der Menge. Mit einer Miene, die wenig dazu beitrug, seinen Unmuth zu verbergen, näherte er sich dem Paare: „Was muß ich sehen? — Aldruda,

man hat Dich bethört! — Nein, das ſtreitet gegen meine Autorität!“

„Wer biſt Du denn?“ entgegnete der König — „Einer meiner Diener, dem wir die Erlaubniß gaben Knöpfe zu tragen. Der Narr hat freilich keine Knöpfe auf dem Kleide ſitzen, aber er trägt ſie in ſeinem Kopfe; und das iſt etwas das außer dem Geſchäftskreiſe des Hoftailleurs liegt. — Fügt dieſes Paar zuſammen, Herr Abt! und glaubt, daß kein Ding ſieghafter iſt als eines Narren kluger Witz. — Biſt Du mit dieſem Beſchluß zufrieden, Lorenzo?“

Der Narr verbeugte ſich und küßte die Hand ſeines gnädigen Fürſten; dann aber erwiederte er: „Das Leben iſt ein Trauer- oder ein Luſtſpiel, die Leidenſchaften ſind das Perſonal, die Erfahrung der Soufleur, und das Herz der Verfaſſer des Ganzen.“

Eine Geistererscheinung.

Von

E. Ferrand.

1.

Natalie und Wilhelm liebten ſich. Wie dies plötzlich gekommen, das war ein Gegenſtand, der in den Cirkeln der Stadt oft erörtert und beſprochen ward. Man behauptete, Natalie ſei in den ſchönen Alfred, den gefeiertſten jungen Mann in der Gegend, ſterblich verliebt geweſen; Alfred habe aber nach ſeiner Weiſe nur ein wenig mit ihrem Herzen getändelt, und ſie dann — wie es die proſaiſche Welt recht proſaiſch nennt, wenn die Liebesbande zweier Herzen ſich löſen — ſitzen laſſen. Natalie war ein hübſches, etwas kokettes Mädchen, dem es an Bewerbern nicht fehlte, denn ſie hatte das Glück, nicht bloß mit einem gefallſamen Aeußern, ſondern auch mit andern Reizen begabt zu ſein, die mehr ins Gewicht fallen.

Sie gehörte zu einer Art von Mädchen, die jetzt ſehr ſelten geworden iſt, die aber in der Zeit, als die Geſpenſter-Romantik beliebt geworden war, häufig genug war. Es iſt bekannt, daß die Gebildeten im weiblichen Geſchlecht, wie jede andere Mode, auch die Mode mit machen, die in der Literatur grade herrſcht. Damals nun begannen Geſpenſternovellen an der Tagesordnung zu ſein; faſt alle Dichterwerke ſpiegelten die Poeſie des Geſpenſtigen wieder, die plötzlich aus der halbdunkeln Kinderſtube auf den hellen Markt der Literatur war geriſſen worden. — Natalie lebte und

webte in den ſchauerlichen Gebilden, die aus den zierlich gebundenen Büchern auf dem Toilettentiſch vor ihrer ſchauer-gekitzelten Seele aufſtiegen, und kannte keinen höhern Genuß, als Abends im hellerleuchteten Schlafzimmer neben ihrem ſchlaftrunkenen Kammermädchen ſich in die Schauer der Geiſterwelt hineinzuleſen.

Als nun Alfred ſich von ihr wendete, als ſie ſehen mußte, wie er der reichen aber keineswegs hübſchen Herminie den Hof machte, da zog ſie ſich immer mehr zu ihren lieben Geſpenſtern zurück, und beglückte nebenbei einen unter ihren Bewerbern mit ihrer Huld, deren dieſer geduldſame, hartnäckige Anbeter ſich bis dahin nicht zu erfreuen hatte. Wilhelm, der Lieutenant, lebte von ſeinem Solde nicht ſehr glänzend, und war ein guter ehrlicher Menſch, der ſeine Untergebenen nur dann malträtirte, wenn er übler Laune war. Wenn er nicht von Dienſtſachen oder Pferden zu ſprechen hatte, war er ſtill und ſchweigſam, entwickelte aber beim Exerciren eine geſunde und kräftige Lunge. Auch fluchte er ſelten und ſprach das Deutſche ziemlich richtig. Er hatte ſich im Felde ausgezeichnet, und galt bei allen Vernünftigen für einen ehrenwerthen Soldaten, der mehr Verdienſt als Glück habe.

Natalie und er hatten ſich ſchon als Kinder gekannt; aus dem Kadettenhaus zurückkommend, hatte er ſich unter die Anbeterzahl des erblühenden Mädchens geſtellt; aus dem Kriege zurückgekehrt, trat er wieder in ſeine alte Stelle bei der ſchon etwas verblühenden Na-

talie; aber im Dienſt der Liebe hatte er ſo wenig Glück als im Militairdienſt. Natalie war ihm nie ſonderlich gewogen, ſie hielt ihn für einen proſaiſchen Menſchen, und es iſt wahr, daß er an literariſchen Gegenſtänden keinen Geſchmack fand. Was dem wackern Wilhelm in ihren Augen ſehr ſchadete, war, daß er das Unglück hatte, eine etwas röthliche Naſe zu beſitzen, deren Roth ſich bei verſchiedenen Wetterzuſtänden bald dunkler färbte, bald lichtete. Dadurch war er in den Verdacht gekommen, daß er dem Gott des Weines mehr huldige, als es ſich für einen Liebenden ſchickt. Wahr iſt es, daß Wilhelm lange Stunden ohne ein Wort zu ſprechen, im Kaffeehauſe ſitzen, und an ſeine Geliebte und an ſein Pferd denkend, ein Glas Grog nach dem andern trinken und eine Cigarre nach der andern rauchen konnte. Dieſe Eigenſchaft gereichte ihm bei Natalien, die ihn übrigens achtete, nicht zur Empfehlung.

Was Natalien bewog, nach Alfreds Treuloſigkeit Wilhelm den Platz in ihrem Herzen einzuraumen, den jener vorher eingenommen hatte, weiß man nicht mit Beſtimmtheit. Vielleicht war ſie klug genug, einzuſehen, daß von allen ihren Bewerbern Wilhelm der Einzige war, der ſich uneigennützig genug zeigte, ſie um ihrer ſelbſt und nicht um ihres Geldes willen zu lieben; vielleicht ſchien es ihr belohnenswerth, daß Wilhelm treu, wie ſeinen Dienſteid, den Dienſteid des Herzens hielt, welchen er ihr vor Jahren geſchworen hatte; vielleicht auch hielt ſie ihn um ſeiner unwandelbaren Ge-

duld willen tauglich für einen guten Ehemann. Genug, Wilhelm war der Erwählte, und Natalie gab ſich Mühe, ſeinen Geiſt ein wenig einzuſchulen und literariſch zu dreſſiren. Wilhelm hatte das Glück, jeden Abend ſeiner Geliebten und ihrer Mutter vorzuleſen, und Natalie war unermüdlich, ihn auf die Schönheiten des Geleſenen aufmerkſam zu machen. Wenn er dann nach ſolchen Stunden des Glücks ſpät noch nach dem Kaffeehauſe ſchritt, wo er früher ſeine Abende zugebracht hatte, und ſich auf ſeinen alten Sitz niederließ, von dem er ſich nicht weggewöhnen konnte, zeigte ſein Geſicht einen gar trübſeligen Ausdruck von Müdigkeit und Abſpannung, ſelbſt ſein Schnurrbart, den er ſonſt recht mannlich und kräftig empor zu drehen pflegte, hing ſchwermüthig herab; mit einer ſeltſamen Haſt ſog Wilhelm dann das kräftige Getränk hinab, von deſſen belebenden Eigenſchaften denn nach und nach jene Spuren geiſtiger Erſchlaffung verſchwanden, und ſeine Wangen und ſeine Naſe ſich höher färbten.

Die ſchönen Stunden ſeines Liebesglückes ſollten aber nicht lange währen. Der Mann, welcher Europa eine Zeitlang munter erhalten hatte, trat im letzten Akt der großen Welttragödie auf, deren Held er war. Wilhelm gehörte zu den Statiſten, die in dieſem Drama mitſpielten; und man will behaupten, daß er bei der Nachricht von dem neuen Kriege freudiger ausgeſehen habe, als ſich eigentlich für einen Liebenden geziemte. Er mußte von Natalien ſcheiden.

Am Abend vor dem Trennungstage kam er, von der Verlobten Abſchied zu nehmen. Es war ein trüber, regneriſcher Tag geweſen; das Dunkel war früh hereingebrochen. Schwächer als gewöhnlich war das Zimmer erleuchtet. Natalie ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, und ſtarrte durch die dunkelfeuchten Fenſterſcheiben, die zuweilen in den Stößen des Windes erzitterten. Wilhelm näherte ſich ihr, und wußte wie gewöhnlich nicht recht, was er ſagen ſollte.

„Wilhelm," ſprach ſie mit einer Stimme, welche ſie ſchauerlich leiſe zu machen ſuchte — „Wilhelm! ich habe eine Ahnung."

„Eine Ahnung?"

„Ja! Eine düſtre Ahnung. Wilhelm! Wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten . . . ?"

„Ach, Narrenspoſſen! Wer wird an ſo was denken? Ich komme bald genug wieder, und avancire, ſo Gott will."

Natalie nahm ein Buch, das aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag, und gab es ihm. Es waren Bürgers Gedichte.

„Kennen Sie dies Gedicht?"

Es war die Lenore.

„Leſen Sie!" ſagte ſie, als er verneinte.

Widerſtrebend ging er an die Lectüre der Ballade. Lenorens Liebesleid ſchien ihn nicht ſonderlich zu rühren; erſt bei dem gewaltigen Ritt erwachte ſein Intereſſe an der Dichtung, denn er war ein großer Liebhaber von Pferden.

„Donnerw. . . . !“ unterbrach er ſich, ſeinen Ausruf aber halb erſtickend, weil Nataliens Ohr dergleichen nicht gern hörte. „Das iſt ja ein prächtiges Thier! Herrlich, auf Ehre! Gegen den iſt mein Achilles gar nichts, der doch auch ſeines Gleichen ſucht. Rathen Sie einmal, Natalie, was mir geſtern Baron B. für meinen Achilles geboten hat?“

Natalie, die mit ſchaurigem Intereſſe der düſtern Dichtung gelauſcht hatte, ſchien nicht ſehr erbaut von dieſer Unterbrechung, und ſagte mit jenem Blick, der ihm immer anzeigte, wenn er etwas unrecht gemacht hatte: „Was kümmert mich das? Gehört das hierher? Leſen Sie weiter.“

Wilhelm gehorchte, konnte aber doch nicht umhin, zur Ehre ſeines Achilles vorher die Worte: „Zweihundert Dukaten, auf Ehre!“ einzuſchalten.

Erſt am Schluß des Gedichtes kam ihm eine Ahnung, daß das Pferd geſpenſtiger Race geweſen ſei, und das ſchien ihm um ſeines Achilles willen angenehm zu ſein. Natalie aber dachte an ganz andere Dinge; ſie befand ſich in einer jener ſchaurig ſüßen Aufregungen, die ihr ſo angenehm waren.

„Wilhelm! Ihr Name iſt auch der Name jenes geſpenſtigen Reiters in der Ballade . . . Wilhelm! Wenn ich wie Lenore harren müßte . . . und wenn dann das Heer „mit Sang und Klang, geſchmückt mit grünen Reiſern“ heimzöge, ich aber „den Zug wohl auf und ab“ fragen müßte, und mir keiner Antwort gäbe

„von allen, ſo da kamen“ . . . Wilhelm! Und wenn Sie dann in der Nacht . . . “

Er richtete ſich ernſt und männlich ſtolz empor, und ſagte mit feſter Stimme: „Wie der Himmel will! So gern ich mit Ihnen vereint, Natalie, noch lange leben möchte, ſo würde ich doch auch mit Freuden den ſchönen Tod ſterben für meinen König und mein Vaterland.“

Sein gewöhnlich nichts ſagendes Auge blitzte mit edlem Feuer.

„Sie werden mich dann betrauren, aber Sie werden nicht wie das tolle Frauenzimmer in dem Gedicht gotteslästerlich wüthen und toben. Fürchten Sie ſich nicht! Ich werde dann ruhig in meinem ehrenvollen Grabe liegen, und nicht nöthig haben zu ſpuken, wie mein Namensvetter.“

„Nein, Wilhelm!“ ſagte ſie mit halb erſtickter Stimme, und ſchmiegte ſich mit ſchaurigem Entzücken an ihn. „Wenn das Schickſal es verhängen ſollte, daß Sie . . . o, ich ſchaudre! . . . Dann beweiſen Sie mir, daß des Grabes Riegel treue Liebe nicht trennt, dann“ . . .

Er ſtarrte ſie, nicht verſtehend, an.

„Dann brechen Sie den Bann des Todes, dann nahen Sie mir wie Wilhelm Lenoren, wie der todte Holgi Sigrunen.“

Er ſtand ſtumm. Tiefe Stille im Zimmer . . . Nur das Sauſen des Windes in den Straßen war vernehmbar. Da ſchlug der Fenſterflügel im Wind-

ſtoß klingend gegen den Meſſingriegel, der das Fenſter geſchloſſen hielt . . . Sie ſchauerte zuſammen und ließ die Augen ſcheu durch das halbdunkle Zimmer ſtreifen.

„Ich ſoll alſo nach meinem Tode umgehen!“ ſagte Wilhelm, der Nataliens Begehren nicht zu faſſen vermochte.

„Nicht dieſen proſaiſchen Ausdruck für den gewaltigen Drang, der über Tod und Grab hinaus noch Herz zum Herzen zieht, der den feſſelfreien Geiſt in das verwehende Gewand des Staubes zurück bannt, der die Grenzen zweier Welten überſpringend, die höchſte Verklärung der Liebe iſt! Wilhelm, wenn Sie mich lieben, ſo beweiſen Sie es mir!“

Von dieſer Scene war Wilhelm keineswegs erbaut. Er hatte auf eine in Thränen zerfließende Braut gerechnet, die in liebendem Schmerze an ſeinem Halſe hängen würde; er begann zu ahnen, daß die Aufregung Nataliens nicht von übergroßer Trauer um ſeinen Verluſt herrühre, und daß die Freude an einer thörichten Grille den Schmerz der Trennung bei ihr überwiege. Ueberdieß war ſeine Zeit gemeſſen, denn er wollte einem Abſchiedsgelage beiwohnen, das ſich die Offiziere des Regiments gaben. Er war verwirrt, er ſtand wie auf Kohlen, und um nur loszukommen, rief er ziemlich wild: „Nun, ins Teufels Namen! Wenn Sie es denn durchaus haben wollen, ſo will ich wie mein Namensvetter kommen, falls mir der Schwarze einen Renner aus ſeinem Marſtall bergen will!“

„O nicht das! So meine ich es nicht. Ich bitte Sie nur, mir ein Anzeichen ihres Todes zu geben, mir zu beweiſen, daß Sie noch im Sterben meiner denken. O nicht den grauſigen Ritt! Ach, mein Wilhelm, Du ſollſt mir ja nur zeigen, daß auch im Tode Deine Liebe nicht ſtirbt, daß das Grab nicht das Band unſrer Herzen zu trennen vermag. Dann werde ich ruhig ſein, und ſtill weinen und trauern . . . ich weiß ja dann, daß Deine Liebe lebt! Und freudig werd' ich die Stunde grüßen, die uns wieder vereint!"

Thränen rannen ihr über die feine blaſſe Wange. Wilhelms Verwirrung war noch geſtiegen. Für ſolche Scenen war er nicht eingerichtet. Der einfachen Sprache des Gefühls würde ſein Herz geantwortet haben; aber der Sprache der Ueberſpannung wußte er nichts zu erwiedern.

„Schön! . . . Sehr ſchön!" ſagte er . . . „Ganz wie Sie es wünſchen."

Natalie hatte ſich aber in eine ſolche Gefühlſchwärmerei hineingeredet, daß ſie ſeine eben nicht ſchwärmeriſche Antwort kaum bemerkte.

Sie umſchlang ihn.

„Treue bis in den Tod, bis über's Grab hinaus!"

Er küßte ſie.

„Ja wohl . . . Gewiß . . . bis über's Grab hinaus!" rief er und riß ſich aus ihren Armen. Tief aufathmend eilte er über die regennaſſen Straßen zu

ſeinen Kameraden, die den längſt Erwarteten mit fröhlichem Gläſerklang empfingen.

2.

Er ſchrieb öfters, aber das Schreiben war eigentlich nicht ſeine Sache; er wußte den Degen beſſer als die Feder zu führen. Natalie beantwortete ſeine Briefe auf eine gefühlsſeurige Weiſe, aber ſie ſelbſt war dabei ziemlich ruhig und ward kühler und kühler. Alfred nämlich kehrte reuevoll zu Natalien zurück, denn Herminie, der er ſeit längerer Zeit huldigte, hatte für gut befunden, einen Andern zu heirathen. Natalie dachte allerdings daran, wie er ſie damals ſchnöde verlaſſen, um die Reichere zu werben; ſie vermuthete auch, daß nur das Fehlſchlagen der einen Speculation ihn dazu gebracht habe, eine andere ſchon aufgegebene Speculation von Neuem aufzunehmen. Aber ſie konnte ihm nicht widerſtehen; Alfred galt ja allgemein für den liebenswürdigſten aller Männer, er war der Liebling aller Damen, ſo daß ſeine Eroberung ſie mehr befriedigte, als wenn ſie nach irgend einer neuen Mode zuerſt gekleidet geweſen wäre. Sie konnte ihm nicht widerſtehen, aber ſie ſchien ihm noch zu widerſtehen.

An einem heitern Sommerabend war in dem Garten hinter Nataliens Hauſe eine Geſellſchaft junger Leute verſammelt. Sie hatten ſich bei irgend einem unſerer geiſtreichen Geſellſchaftsſpiele müde gelangweilt,

und ſaßen nun plaudernd in einer blühenden Geisblattslaube. Natalie war ungewöhnlich blaß, und hatte ſchon mehrmals über leichtes Unwohlſein und eine ſeltſame Bangigkeit geklagt, die ſchon den ganzen Tag über ihre Bruſt beklemmte.

Es war dämmrig geworden, das Grauen des Abends ſchlich leiſe durch die flüſternden Blätter, Dämmerungsſchmetterlinge umfurrten die Laube und mit haſtigem Flug kreuzte eine Fledermaus zum Schrecken der Damen in Garten hin und her. Die Luft war mild, aber innerlich fröſtelnd hüllte ſich Natalie dichter in ihren Shawl. Sie würde auch den Garten verlaſſen haben, wenn nicht Alfred, der ihre Liebhaberei kannte, das Geſpräch auf Geiſter und geſpenſtige Erſcheinungen gebracht hätte. Jeder erzählte nun allerlei ſonderbare Vorfälle, nur Natalie war gegen ihre Gewohnheit ſchweigſam, ſchien aber aufmerkſam zuzuhören.

Plötzlich ſtieß ſie einen Schrei aus.

„Wilhelm!“

Sie war aufgeſprungen, ſie ſtand einen Augenblick, ihr bleiches, mondbeſchienenes Geſicht mit dem Ausdruck des Entſetzens gegen den Eingang der Laube gerichtet, und ſank dann ohnmächtig nieder.

Schnell ward ſie in das Haus gebracht. Nach einer Weile kam ſie zu ſich.

„Er iſt todt . . . er iſt todt . . . Er hat Wort gehalten!“

Eine Menge neugieriger Fragen beſtürmte ſie.

Endlich hatte ſie ſich ſo weit erholt, um zu erzählen, daß ſie, als ſie zufällig ihre Augen nach dem Eingang der Laube wendete, Wilhelm dort habe ſtehen ſehen; ſein Geſicht war todtenblaß und ſein Auge ſtarr und glanzlos auf ſie geheftet, ob winkend oder drohend, wußte ſie nicht, da das Geſicht ſtarr unverändert blieb; blutüberdeckt war ſeine Bruſt, und langſam erhob er die Hand ... Der Anblick ſei unbeſchreiblich entſetzensvoll geweſen, und es habe ihr geſchienen, als wenn das ſtarre Auge der Geſtalt ihr das Leben aus dem Herzen geſaugt hätte.

Sie ward von ihren Zuhörern höchlichſt bedauert; aber doch ſchien dieſe merkwürdige Begebenheit nicht viel Glauben zu finden. Selbſt Alfred, der gern den Witzigen ſpielte, wenn es mit geringem Geiſtes-Aufwande geſchehen konnte, und den alle noch unverheiratheten Damen einen liebenswürdigen Spötter nannten, erlaubte ſich die ſehr witzige Frage, wie es möglich ſei, daß Wilhelms Geiſt erſcheinen könnte, da Wilhelm nie Geiſt beſeſſen habe. Da ſah ihn aber Natalie ernſt mit ihren großen Augen an, die eben erſt gewürdigt waren, einen wirklichen Geiſt zu ſehen, und Alfred verſtummte.

Die Geſchichte ward vielfältig in der Stadt beſprochen. Die Einen meinten, die Erſcheinung ſei ein Spiel von Nataliens erregter Einbildungskraft geweſen, die Andern ließen die Vermuthung laut werden, daß Natalie die ganze Geiſtergeſchichte nur erfunden

habe, um ſich intereſſant und von ſich reden zu machen; der Geiſt würde ſonſt wohl eine gelegnere Stunde abgewartet haben, da es doch eigentlich gegen den geſpenſtiſchen guten Ton ſei, ſich zu anderer Zeit, als um Mitternacht zu zeigen. —

Großes Erſtaunen aber erregte die bald darauf einlaufende Nachricht, daß Wilhelm an eben dem Tage, wo Natalie ihn zu ſehen meinte, in der Schlacht bei la belle Alliance gefallen ſei. Es ſoll ſelbſt geſchienen haben, daß Natalie durch dieſe Todesbotſchaft etwas überraſcht geweſen ſei.

Bald galt nun Alfred für Nataliens Verlobten, die nicht mehr gern von Geiſtern ſprach, ſeit ſie die Nachricht von dem Tode Wilhelms erhalten hatte. Noch in demſelben Jahre feierten Natalie und Alfred ihre Hochzeit.

3.

Natalie ſaß einige Zeit darauf, an einem trüben Nachmittage, allein in ihrem Zimmer. Sie war nicht heiter gelaunt; ein Zwiſt mit ihrem Manne, der ſich als Ehemann nicht zu ſeinem Vortheil geändert, hatte ſie verſtimmt. Da dachte ſie nun an Allerlei, und auch an den etwas geiſtesarmen, aber gutherzigen Wilhelm; ſie kam auf den Gedanken, daß ſie mit ihm vielleicht glücklicher als mit Alfred geweſen ſein würde, und begann ſeinen frühen Tod zum erſten Mal ernſt-

lich zu betrauern. Immer mehr in trübe Gedanken verſinkend, hörte ſie nicht das Klopfen an die Thür; ſie fuhr erſt auf, als die Thür ſich langſam öffnete.

Ein Mann in unſcheinbarer Kleidung war in das Zimmer getreten... Ein Blick auf ſein Geſicht ... und von jähem Schreck erfaßt, ſank Natalie mit dem Schrei: Wilhelm! ohnmächtig zurück.

Als ſie zu ſich kam, ſah ſie das Geſpenſt beſchäftigt, ſie mit Eau de Cologne zu beſpritzen. Zu einer ſolchen Hülfsleiſtung hatte ſich noch nie ein Geiſt verſtanden, ihr Muth begann zurückzukehren.

„Mein Gott! Sind Sie es wirklich? Sie leben?"

Es war Wilhelm. Nun kam es zu Erklärungen.

Ein Hieb auf den Kopf hatte ihn in der Schlacht beſinnungslos niedergeſtreckt. Man hielt ihn für todt. Wann er zu ſich kam, wußte er nicht anzugeben. Er war auf dem Schlachtfelde gefunden worden, geplündert, ſeiner Kleider beraubt. Da er Zeichen des Lebens gab, ward er in ein Hospital gebracht. Seine Wunden waren bald geheilt, aber ſeine Geiſteskräfte hatten durch den Schlag auf den Kopf gelitten, ſein Gedächtniß war verſchwunden. Blödſinnig lebte er ein Jahr lang in einem Irrenhauſe. Sein Geiſt, ſein Erinnerungsvermögen erwachte erſt, als eine von den Fremden, die das berühmte Irrenhaus, wie andere Merkwürdigkeiten, zu beſehen pflegten, in ſeiner Gegenwart Natalie genannt wurde. Bald gelang es einem geſchickten Arzte, ihn vollends herzuſtellen.

Nach einer langen Unterredung mit Natalien ſah man ihn mit trüb' ernſtem Blick dem Kaffeehauſe zuſchreiten, wo er früher ſeinen Grog zu trinken pflegte. Ein neuer Schmerz ſtand ihm bevor . . . auf dem Platze, wo er ſonſt immer geſeſſen hatte, ſaß jetzt ein Anderer. Schwermüthig ließ er ſich in einem Winkel nieder, und ſaß dort eine Weile ſchweigſam, die Augen auf ſeinen früheren Platz geheftet. Aber der Grog ſchien ihm nicht zu munden, es litt ihn nicht lange in dem Zimmer. Mit einem tiefen Seufzer ſtand er auf und entfernte ſich ſchweigend.

Am andern Tage forderte er ſeinen Abſchied, und erhielt ihn nebſt dem Titel eines Rittmeiſters. Bald darauf verließ er die Stadt; wohin er ſich wendete, hat man nicht erfahren. Natalie hat mehrmals geäußert, daß er ſich wahrſcheinlich ein Leid angethan oder aus Liebesgram geſtorben ſei. Das glaube ich aber nicht; denn zu ſolchen Schwärmereien war Wilhelm nicht geſchaffen; auch hat ſein Geiſt Natalien noch keine Viſite gemacht.

Polemische Papierstreifen;

von

Arthur Mueller.

Es geschah ungefähr um dieselbe Zeit, daß unter allen Büchern dieser berühmten Bibliothek eine große Rangverwirrung herrschte, die man verschiedenen Ursachen zuschrieb.

Swift's Bücherschlacht.

I.

Gedichte von dem Bürgermeiſter Bartholo von Löwenigh. Aachen 1833.

Schon längſt iſt man von der Anſicht, daß bloß Narren und Müßiggänger ſich mit der Dichtkunſt beſchäftigen, zurückgekommen; auch kluge Leute treiben oft dieſe brodloſe Kunſt, auch vornehme Herren, ſogar Barone und dergleichen Hochwohlgeborne, reiten zuweilen dieſes Steckenpferd; nur iſt die Dicht-, Vers- oder Reimkunſt denſelben keine melkende Kuh, und wenn ſie ſich und ihrer Sippſchaft etwas vorſpielen, oder ſich mit ihren erhabenen Talenten zu der Bürger-Canaille herablaſſen, ſo denken ſie weniger ihren freiherrlichen Magen damit zu ſtärken, als ſich die Grillen zu vertreiben.

Einen muſikaliſchen Bürgermeiſter, den Herrn Wolfram, kennen wir bereits; und nun lernen wir hier einen poetiſchen Bürgermeiſter kennen. Wie ſchön wäre es, wollte der Eine einmal eine Oper zuſammenreimen, und der Andere ſie componiren; es müßte ein ganz einziger Genuß ſein!

Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß die hohen und höchſten Regierungen zu wenig Rückſicht nehmen auf die poetiſche Bildung ihrer Beamten. Sie fragen nicht einmal darnach, ob ein ausgezeichneter Menſch, der ſich zu einer Miniſterſtelle meldet, in ſeiner Jugend, wo er es keineswegs ſo weit zu bringen hoffte, Gedichte gemacht hat, ob er ſchwärmeriſche Anfechtungen erlitten von den zudringlichen Muſen, ob er gedient unter den bunten Fahnen Apollo's; nicht einmal unterſuchen ſie ſeinen Torniſter, den er mitgebracht aus ſeinem erſten und letzten Feldzuge, nach Beute, die er eingetauſcht oder geplündert am Fuße des Parnaſſes, wo die Dornen ſeinen nackten Beinen zuſetzten, oder in der Mitte des Berges, wo er keuchend und ſchwitzend ſich ärgerte über das ſchlechte Pflaſter, vielleicht auch umkehrte, weil ſeine Versfüße nicht in der Verfaſſung waren die Mühſeligkeiten des Weges, der auf den Gipfel führt, zu überwinden; von wo aus er die ſchönſte Ausſicht gehabt hätte: Berge und Thäler, blaue Luft und grüne Wälder, warme Sonne und kühlen Schatten, wo ſein Durſt wäre geſtillt worden mit ſüßem Nektar, den die Holde ſeines Herzens ihm angeboten, ſein Hunger geſtopft mit Ambroſia, das Rothſchild's Koch zubereitet. —

Sonſt wüßte ich wenig von dieſen Gedichten zu ſagen, wären ſie gut, hätte ich nur eine Spur von Poeſie, einen Funken von Begeiſterung gefunden; aber ſo gar nichts, die ſteif geſchnürte Unbedeutenheit beladen

mit Dumſt und Spaßhaftigkeit, die aufgeblaſene Arroganz bewandert in den Regionen des Spießbürgerthums, — und die beſingt ihre Noth in Verſen, die klagt und ſeufzt in Reimen, weniger zum Verzweifeln, als um in eine mitleidige Stimmung zu gerathen. Ich kann mir den Mann ungefähr denken, wie er da ſitzt und Poeſiegeſchäfte treibt. Die Sorgen des ganzen Dorfs hat er getragen, für das Wohl ſeiner Untergebenen gedroſchen und geſchwitzt, und nun er eine freie Stunde hat, umſieht er ſich nach einer ſtandesmäßigen Erholung. Die Pantoffeln läßt er ſich bringen und den geblümten Schlafrock, die blanke Thonpfeife und den aufrichtigen Knaſter; auf dem Tiſche ſteht ein friſcher Trunk aus der Hippokrene, ſchäumendes Märzbier, und hinter ſeinem Stuhle Peter Katzenbart, ſein Leib- und Kammerdiener.

„Peter Katzenbart!“ ruft er aus, und begleitet den Ernſt der Rede mit einem kräftigen Zug aus dem erfriſchenden Kruge — „mir iſt ſonderbar zu Muth! Mein Herz iſt traurig geſtimmt, mein Geiſt umflort, und doch ſcheint draußen die Sonne, ich höre das Brüllen der Kühe, das Schnattern der Gänſe und den Geſang der Fröſche; aber meine Ohren haben kein Gefühl mehr für dieſe Naturlaute, die Umgebungen haben mich gefärbt, laſſen mich einſam und abgeſpannt. Es muß auf eine neue Manier kommen!“

„So laſſen Sie es doch kommen!“ erwiedert Peter mit einem ſtumpfen Lächeln. „Sie ſind hier der Ge-

bieter, Sie vermögen mehr, um mich so auszudrücken, wie der Brummer auf der Gemeindewieſe, verlieben ſie ſich, zum Beiſpiel! etwas Weniges."

„Schlechter Schalksknecht!" fährt ihn Meiſter Barthelo an — „meinſt Du in der Wirklichkeit oder bloß in der Idee?"

„Diesmal bin ich für die Wirklichkeit;" erläutert Peter ſeine Meinung — „die Idee, das mag mir eine angenehme Perſon ſein. Alſo nicht einmal Kleider hat ſie auf dem Leibe: eine bloße Idee! und an eine ſo nackte Anmeſſigkeit denken Sie?"

„Heiliger Apollo!" ſtöhnt der Bürgermeiſter — „ſäule mich in dieſer Noth!"

„Der liegt ruhig in ſeiner Hütte, und ſtärkt ſich ſelbſt;" bemerkt ſein Diener — „ſehen Sie, wie das arme Thier ſich die Zähne ſtumpf nagt an den magern Knochen. Sie laſſen auch gar zu wenig daran ſitzen."

Das iſt zu arg! der Bürgermeiſter ſpringt in ſeinem Zorn auf, aber er denkt an ſeine Würde, und ſinkt gelaſſen zurück auf den Stuhl, heftiger dampfend und haſtiger trinkend. „Roher, ungebildeter Menſch!" läßt er ſich vernehmen — „haſt Du keinen Begriff von der Poeſie? Fort aus meinen Augen. Aber ſchäme Dich zuerſt, und dann höre, daß die Muſe des Geſanges ihre Gunſt mir geſchenkt, und mich zu einem Gedicht auf die Cholera begeiſtert hat."

Peter ſchämt ſich, und klappert mit den Zähnen.

„Dieſe koſtbaren Strophen," fährt Stiner Barthelo fort — „habe ich überſchrieben: Das furchtbare Geheimniß. Und ſie lauten alſo:

„In Laſſa, wo Dalai — Lama
Auf Caſchmir ſitzt, von Reisbrei platzt,
Erſchien ein Mädchen, dem die Lama
Seitdem die Augen ausgekratzt.
Ob ſie in jenem Thal geboren? . . .
Ach! Keiner weiß woher ſie kam
Ein Räthſel iſt ſie den Doktoren,
Und auch als Mädchen wunderſam.
In tauſend Werken mag man leſen:
Nicht wer ſie iſt, nur was ſie thut;
Und dieſes unſichtbare Weſen
Trinkt wie ein Vampyr . . Menſchenblut!" —

Bis ſo weit iſt der Bürgermeiſter mit ſeiner Poeſie gekommen, da fängt der geplagte Peter zu ſeufzen an, er ſchwitzt auf Stirn und Naſe, flunkert mit den Augen, zittert am ganzen Leibe.

„Was haſt Du, was fehlt Dir?" fragt der begabte Sänger betroffen, und ſpringt von ſeinem Stuhle auf.

„Herr Bürgermeiſter!" ſtöhnt der Leib- und Kammerdiener — „ich glaube, ich bekomme" —

„Doch nicht die Cholera!" ruft Barthelo mit einem Schrei des Entſetzens, und ſtürzt in raſender Eile aus dem Zimmer.

Peter Katzenbart ſchüttelt den gereimten Platzregen ruhig ab, und hört wie ſein Herr und Meiſter die Treppe hinunter ſtolpert; dann ſetzt er ſich auf ſeinen Stuhl, trinkt von ſeinem Märzbier und raucht von ſeinem Knaſter, und das ſchöne Gedicht auf die Cholera entwürdigt er zu einem ſchnöden Fidibus.

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

II.

Die Schauſpielerin. Novelle von H. Laube. Mannheim 1836.

Sogar glaube ich, daß es auf die Umgebung, auf den Ort ankommt, an dem man ſich eben befindet, ſobald man den Vorſatz ausführt, ein neues Werk, ein Buch oder zehn Bogen bedrucktes Velinpapier zu leſen. Die Eindrücke müſſen ſich nothwendig nach der geiſtigen Stimmung geſtalten, die uns beherrſcht, und auf dieſe hat die körperliche Behaglichkeit einen größern Einfluß, als wir, beladen mit der Bürde unſeres philoſophiſchen Gleichmuths, geſtehen mögen. So kann ich es mir kaum denken, daß Einer den Einfall hätte: Goethe's weſtöſtlichen Divan in einer Spelunke bei einem Torffeuer zu leſen, unterſtützt von Grüneberger Nektar und Knaſter aus Hinterpommern, außer etwa ein Schulmeiſter, ſo ein Packeſel der zukünftigen Dorfbildung, oder ein Landpfarrer, der eine ſtarke Familie hat, oder allenfalls Vater Jahn, glorreichen Andenkens. Ueberhaupt wäre es für heruntergekommene Gaſtwirthe eine lohnende Spekulation, wenn ſie zugleich Leihbibliothekare, wenn ſie den Speiſezettel und die Weinkarte ſo einrichteten, daß man bei jeder Sorte und bei jedem

Gericht einen analogen Autor mit genießen könnte. Welche reiche Auswahl hätte, zum Beispiel, ein moralischer Mensch, der sich für Gänsebraten erklärte, unter den deutschen Schriftstellerinnen; und nun vollends Schöpsenfleisch! jede Seite des Meßkatalogs stellte ihren Rekruten, so einen kostbaren Burschen, daß man ihn gleich mästen kochen möchte.

Es war ein schöner, sonniger Morgen, blauer Himmel und linde Luft, an dem ich diese Novelle las. Einsam und ungestört saß ich in meinem Zimmer an einem offenen Fenster, so weit das Auge reichte blühende Gärten, frisches Grün und den Duft der Blumen; da summten die Maikäfer, flatterten die Schmetterlinge und zwitscherten die klugen Schwalben, und einer Gruppe von lachenden Mädchen, die in einer schattigen Laube saßen, sang eine Nachtigall ihre schönsten Lieder vor. Vergebens! die Holden hörten nicht auf die süßen Töne des armen Vogels, Putz- und Heirathsgedanken beschäftigten die jungen Herzen; die Eine beschrieb mit glänzender Beredtsamkeit ihren wahrscheinlichen Brautstaat, eine Zweite glaubte nicht ohne Zofe leben zu können, und die Dritte war bereits so klug, daß sie, in guter Hoffnung des zukünftigen Gatten, den Nutzen einer gesunden Amme einsah. Aber was kümmerte mich diese Prosa der Worte; die wonnigen Gestalten, ihre rosigen Wangen, die Flammen, die aus ihren Augen leuchteten, die dunkeln Locken vom Winde bewegt, die bunten Farben ihrer Kleider — das

war genug zu einer intereſſanten Staffage. Und begehrte ich noch mehr, ſo half mir mein Nachbar zur Linken aus: nur ein Schauſpieler, aber ein Mann des Entſetzens für die Sperlinge ſeines Gartens, braun gebraten von der Sonne, angethan mit einer belgiſchen Blouſe, auf dem Kopfe einen alten Strohhut ſeiner Frau, in der einen Hand die Gießkanne und in der andern eine lange Pfeife, Dampfwolken von ſich blaſend und Waſſerſtröme ausgießend; dazwiſchen deklamirte er die ſchönſten Stellen aus Fiesko und Clavigo, aus der Schuld und dem Schneider Fips, und zuweilen kam er ſo in Schwung und Pathos, daß er die Gießkanne niederſetzte, die Pfeife wie ein Schwert ſchwang und mit drohender Miene einem alten blätterloſen Baume zuſchritt, den er wahrſcheinlich für einen grauſamen Tyrannen hielt, der eine fleckenloſe Unſchuld gemordet, oder für einen noch grauſamern Dichter, der die Kälber ſeiner Muſe auf die Beutelweide der Pränumeration treibt. Mein Nachbar rechts, ein ſehr gelehrter Doktor, ſaß auf dem Balkon ſeines Gartenhauſes, das breite Geſicht überzogen von tiefſinnigen Falten, die Brille auf der wirklichen geheimen Forſchungsnaſe, und beſchäftigt ſeinen knurrenden Pudel zu ſcheeren; dabei belferte er mit den Lippen, als lernte er die Todesſentenzen auswendig, womit er die Unheilbarſten ſeiner Patienten nächſtens überraſchen wollte.

So ſaß ich und träumte, von der Fabellehre und

dem Befreiungskriege, von Knipperdolling und der Berliner Cenſur, von der Sündfluth und dem deutſchen Parnaß, ſogar von dem verlornen Paradies und von mathematiſchen Unterſuchungen über die Größe der damaligen Feigenblätter; immer höher ſtieg die Sonne, heißer brannten ihre Strahlen, und immer mehr verlor ſich der Schatten von meinem Fenſter. Das war nicht länger auszuhalten. Als ich aufſtand und mich wieder umſah in der Wirklichkeit, hatte die Mittagsgluth der Sonne den Sieg gewonnen über die ſämmtliche Staffage meiner Ausſicht, und ohne es zu ahnen, war ich zugleich mit dem Leſen der Novelle zu Ende gekommen. Wie das ſo leicht und unbemerkt zugegangen, konnte ich mir anfangs kaum erklären, gewann aber bald die Ueberzeugung: daß Stimmung und Umgebung des Leſers oft ſo viel wirken als die Kunſt des Autors, und daß ein weicher Armſeſſel größern Anſpruch hat den kritiſchen Dreifuß vorzuſtellen als eine harte Schulbank. Die Kunſt des Verfaſſers muß ich zuerſt loben: dieſe glatte angenehme Schreibart, die feine zierliche Ausdrucksweiſe, ſie haben mich gefeſſelt, zuweilen überraſcht. Das Thema iſt ſo einfach, das Reſultat noch einfacher als der Titel vermuthen läßt, und doch ſteigt das Intereſſe, nicht ängſtlich ſpannend, ſondern lebendig anregend; Geſtalten mit Fleiſch und Blut, das warme pulſirende Leben, bewegt ſich in dem kleinen Kreiſe, den der Dichter gezogen. Wohl möchte ich einmal die Wirkung

dieſer einfachen, lebenswarmen Novelle beobachten an einem Hageſtolzen, wie er eifrig und doch gemüthsruhig die Blätter überfliegt, mit einem Lächeln in den alten Zügen, das trotz der Jahre noch ſiegestrunken irrleuchtet. Da tritt ſein Mädchen für Alles mit dem blanken Theegeſchirr herein; er ſtreicht die dünnen Haare auf dem kahlen Haupt zuſammen, ſchmunzelt ſo ſüß und blinzelt ſo wonneſam, und eine deutliche Armbewegung heißt den Kammerdiener, der hinter ſeinem Stuhle ſteht, zum Teufel gehen.

III.

Raphael;
aber kein Maler ſondern ein Scharfrichter, kein Menſch ſondern eine Oper.

— ich will Verzeichniſſe von meiner Schönheit ausgehen laſſen; es wird ein Inventarium davon gemacht, und jedes Theilchen und Stückchen meinem Teſtamente angehängt.
Was ihr wollt. I. 8.

Mein lieber Peter Pumpauf!

Daß Du ein malitiöſer Spötter biſt, weiß ich ſchon längſt: ſonſt wenigſtens könnte ich mir Deine ſonderbare Anfrage: was ich von der ſchönen neuen Oper „Raphael" halte, nicht erklären. Mit Recht vermuthеſt Du in Deiner Weisheit, daß ich dieſes klaſſiſche Werk, während meiner Anweſenheit in Aachen, geſehen und genoſſen habe. Wehe mir! dem iſt alſo; noch kehrt ſich mir das Herz im Leibe, wenn ich an dieſen Genuß denke. Es war am 22. Dezember 1831 als ſich die erſte Vorſtellung dieſes muſikaliſchen Mirakels begab: aber ich Glücklicher hatte das Unglück ihr nicht beiwohnen zu können. Dagegen war es am 30. Dezember, Abends von ſechs bis neun Uhr, als ich

ſo frei war ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Wie dankte ich meinem Schöpfer, daß ich Augen hatte zu ſehen und Ohren zu hören, und wie ärgerte ich mich, daß ich eben keine Baumwolle in den Ohren trug, keine Pfropfen von zarter weißer Baumwolle.

Was ich niemals glauben wollte, was ich für ein albernes Märchen hielt: daß der Enthuſiasmus über ein Kunſtwerk zuweilen in Raſerei ausarte — das mußte ich zu meiner Beſchämung erleben und erfahren. Schon am frühen Morgen ſtanden ganze Bataillons von Leuten an den Straßenecken, und laſen und buchſtabirten das löſchpapierne Verheißungsplakat; man konnte ſich einen ungefähren Begriff von der Peſtalozzi'ſchen Methode machen, indem der Zunächſtſtehende immer eine Zeile mit lauter Stimme abdeklamirte, und die Uebrigen ſie wiederholten. Etwas weiter begegneten mir verſchiedene Perſonen, die ich ſonſt als anſtändige Bürger kannte, mit zerriſſenen Kleidern und bunter Malerei auf den Geſichtern: Einer hatte den Hut, ein Zweiter die Perrücke dazu verloren; und doch waren ſie munter und luſtig, und ſchämten ſich nicht ein Bischen ihrer ruinirten Garderobe. Anfangs konnte ich mir dieſe Erſcheinung nicht erklären, dann aber hörte ich, daß ſie aus einer mörderiſchen Schlacht kamen, die bei der Theaterkaſſe um die letzten Billets geliefert wurde. Dorthin lenkte ich meine Schritte. Dir eine Schilderung zu entwerfen von dem Tumult, der da herrſchte, von den kühnen Thaten die geſchahen, von

den Ränken und Kniffen die probirt wurden, überſteigt meine Kräfte; denke Dir eine Zuſammenſetzung von der Babyloniſchen Verwirrung und von der Erſtürmung der Baſtille, und Du haſt eine ziemliche Vorſtellung von dieſem angenehmen Treiben. Zu Tauſenden wogten die Menſchen auf und ab, balgten und ſchoben ſich, um der Thüre, die zu dem Büreau führte, näher zu kommen. War einem beſonders Muthigen dieſer Wunſch gelungen, ſo wurde er, als ein Emporkömmling, auf ſeinem neuen Platze mit Stößen und Tritten empfangen, und hatte mit den entſetzlichſten Anfechtungen zu kämpfen, bis er endlich dazu kam ſich einzubürgern. Und doch waren keine Billets mehr zu haben. Nur ein einziges Gallerieбillet wartete noch auf den zukünftigen Beſitzer; weil aber ſo Viele ſich darum ſtritten, ſollte es durch einen Notar meiſtbietend verſteigert werden. Dieſer erſchien, und nun fing der wahre Spektakel an. Was für Gebote geſchahen, würde man allenfalls glaublich finden, wenn es ſich um ein Eintrittsbillet zu dem wirklichen Paradieſe gehandelt hätte. So viel Münze kam übrigens heraus, daß die Direktion, nach Abzug der Auktionskoſten, den Komponiſten mit einem wohlverdienten Lorbeerkranz beſchenken konnte.

Haſt Du Dich über dieſes Vorſpiel genug gewundert, ſo kann ich Dir den freundſchaftlichen Rath geben, über die Oper ſelbſt aus der Haut zu fahren. Aber ſei ſo gut und zieh' einen Schlafrock an; Du

könntest Dich sonst erkälten. Gegen vier Uhr Nachmittags wurden die Straßen, die nach dem Theater führen, abgesperrt, Keiner durfte sie passiren, der nicht mit einem Billet dazu berufen war. Höchst traurig sahen verschiedene Häuser aus, in welchen die Bewohner auf das Glück, die schöne neue Oper zu sehen, verzichten mußten: die Fenster waren verhangen, die Thüren verschlossen, und Schluchzen und Weinen klagten dem Vorübergehenden den Mangel eines Billets. Dagegen standen vor einigen Wohnungen tapferste Soldaten, die scharf geladen hatten, um die wirklichen Besitzer von Eintrittskarten gegen die Zudringlichkeiten eifersüchtiger und unerhörter Liebhaber zu schützen. Sogar ließen sich die Furchtsamen, mit ihren Marken in den zugenähten Taschen, von einer Sauvegarde nach dem Theater eskortiren. Ein Colporteur der den guten Einfall hatte, vier Dutzend Billets aufzukaufen, verdiente so viel, daß er sein Geschäft aufgeben und von den Zinsen des erworbenen Kapitals leben konnte. Daß es an Unglücksfällen nicht fehlte, kannst Du Dir wohl denken; man weiß wozu die Verzweiflung den Menschen treibt, um desto mehr also die harte Resignation auf den Genuß eines solchen Meisterwerks. Der Eine stürzte sich in die tobenden Fluthen der Wurm, und wollte lieber den Fischen und Fröschen Gesellschaft leisten, als ohne die Oper gesehn zu haben, schlafen gehen; ein Zweiter versuchte aus dem Bodenfenster herausfliegen zu lernen, fand aber den Tod des

Ikarus, mit dem Unterſchied, daß er nicht in das Meer, ſondern auf das Straßenpflaſter fiel; der Dritte beſtieg den Lousberg, und wie Fiesko aus ſeinem Fenſter, ſah er ſtolz auf die Stadt herunter, in der nicht einmal ein Theaterbillet mehr zu haben war, dann hing er ſich an die dort ſtehende Pyramide auf. Auch die Damen blieben mit ihren tragiſchen Aufopferungen nicht zurück. Die Eine ſpielte die Rolle der Julie, aber ich meine nicht die abgeliebte Wirthin am Eliſenbrunnen, ſondern die Shakſpear'ſche Julie — und mit den Worten: „Dies trink' ich Dir mein Raphael!" trank ſie das Gift ſo gierig, wie in heißen Sommertagen ein Glas Orgeade. Eine weniger Kühne, aber eben ſo Verzweifelte hatte den Tag über eine ſolche Fluth von Thränen vergeſſen, daß man ſie Abends, wie Loth's Weib, in eine Salzſäule verwandelt fand.

Indem ich Dir ſo die traurigen Folgen des Mangels an Eintrittskarten geſchildert habe, kannſt Du zugleich verſichert ſein, daß ich ſehr froh war ein Parterrebillet zu beſitzen. Wer weiß, wozu ich mich ſonſt bewogen gefunden hätte! Erhaben, einzig in ſeiner Art, war der Anblick des über und über, des unten und oben gefüllten Hauſes, Kopf an Kopf, Wolken von Menſchen. Alle begeiſtert von derſelben Erwartung: die ſchöne neue Oper zu ſehen und zu hören. An eine Abſonderung der Stände, wie man ſie nach den verſchiedenen Plätzen und Preiſen in einem Theater gewohnt iſt, war diesmal nicht zu denken: die zier-

lichſten Damen ſaßen auf der Gallerie neben den plumpſten Marktweibern, und die klügſten Hofräthe ſtanden im Parterre neben den hirnvernagelſten Burſchen, und waren nicht einmal vor der Anſteckung bange; ſogar ſaß ein Schneider, den der Zugwind eines offenen Fenſters von dem Paradies herunter in eine Loge geblaſen hatte, dort einem vornehmen Fräulein wie ein Bologneſer auf dem Schooß, denn ihn herauszuwerfen, war eine Unmöglichkeit; er führte ſich übrigens ſo angenehm und manierlich auf, daß ich ſeinem guten Ruf keinen Schaden that, wenn ich ihn für einen Damenſchneider hielt. Sehr erfinderiſch hatten die Muſikanten ihre Inſtrumente mit Blumen geziert, und ſtatt der ſchmutzigen Oellampen brannten reine Spiritusflammen neben den Notenblättern. Als der gefeierte Componiſt, Hr. Wilhelm Tell, ſeinen Platz im Orcheſter einnahm, ertönte ein gewaltiges Bravo-, Vivat- und Hurrahrufen, während man ſo viel Kränze und Gedichte herabwarf, daß die Direktion ſpäter die Fortſchaffung derſelben in Entrepriſe geben mußte. An Beifallklatſchen war dagegen kaum zu denken. Wie ſollte auch Einer die eingekeilten Hände zu dieſer Huldigung herausholen? konnte ich doch nicht einmal mein Taſchentuch zum Vorſchein bringen, um mir die Thränen der Rührung abzutrocknen! Du kennſt meine ſentimentale Natur, und weißt was ich für ein empfindſamer Menſch bin. —

Bevor ich nun der himmliſchen Muſik meine Be-

wunderung darbringe, muß ich Dir zuerſt etwas von dem Inhalt der Oper ſagen, der eben ſo genial wie ſeine Compoſition iſt. Man hat ſich Anfangs mit den gelehrteſten Unterſuchungen geplagt: ob ſie zu der komiſchen oder zauberiſchen, zu der heroiſchen oder romantiſchen Sorte von Opern gehöre; weil es aber ſpaniſche und böhmiſche Dörfer giebt, ſo hielt man ſie zuletzt für ein ſpaniſches Geſchöpf, beſonders darum, weil ſie in Spanien, wahrſcheinlich in der Provinz la Mancha, ſpielt. Als Verfaſſer des Textes zu den Noten hatte ſich der damalige Theaterſchreiber ausgegeben; ein Mann, berühmt wegen ſeiner poetiſchen Ader, mehr noch wegen ſeiner Schönheit, ein wahrer Antinous, ein Gott Apis oder König Bausback in Rollenhagens Froſchmäusler. Aber den ganzen Inhalt, Scene für Scene, zu recapituliren, das wäre eine entſetzliche Aufgabe, eine Herkules-Arbeit, ein Siſyphus-Unternehmen, dem ich mit meinen ſchwachen Kräften nicht gewachſen bin, obwohl ich fünf Fuß und neun Zoll habe; auch kenne ich, als Sohn eines Apothekers, die heilſame Verordnung: daß man ohne ärztliche Vorſchrift kein Opium verabreichen darf. Du mußt alſo mit einem kurzen Umriß ſchon zufrieden ſein, und kannſt Dir denſelben, wenn Du Luſt dazu haſt, ſelbſt ausmalen; meine Art zu coloriren iſt Dir bekannt, und an Pinſeln kein Mangel. Greif zu! aber laß es ein grober Borſten-Pinſel ſein, ſo Einer trägt beſſer auf.

Marquita, das holde Töchterlein einer reichen Spa-

nierin, liebt den Herzog von Medina; dieſer unter der Hülle eines Muſiklehrers, Leonoren, eine Mexikanerin, die in einem Fräuleinſtift vegetirt. Raphael, der Held der Geſchichte und, den Muſen ſei es geklagt! der Sohn eines Scharfrichters, iſt ſeinerſeits wieder gegen Marguita brünſtig geſtimmt. Er hat ihr, mit den ſchönſten Anlagen zu einem Orlando furioſo, zweimal das liebe Leben gerettet, kann aber keine Erhörung finden, und ſtiehlt, um doch etwas für Herz und Magen zu haben, ihr reich mit Brillanten beſetztes Bildniß, weßwegen er ſpäter der blinden Gerechtigkeit anheimfällt. Marguita, das arme Schaf, kommt endlich der Liaiſon des Herzogs auf die Spur; ſie will in ihrer Verzweiflung Gift nehmen, und eben bereitet ſie ſich zu dieſer Herzſtärkung vor, als die naſchhafte Leonore erſcheint und das Gift für ſie austrinkt. Natürlich wird Marguita für die Mörderin gehalten, und im dritten Akt finden wir ſie im Kerker, den Tod erwartend. Raphael hat, um ſeiner Strafe zu entgehen, das Gewerbe ſeines Vaters ergriffen, und bietet der Gefangenen, zur Rettung ihres Lebens, ſeine Hand an. Marguita ſchlägt ſie aus; und nun erſcheinen der Herr Herzog nebſt Gefolge und der Begnadigung, und heirathen die arme Perſon. Raphael, deſſen Plan geſcheitert iſt, giebt ſich zum Beſchluß den letzten Reſt.

So war der koſtbare Inhalt der zweiten Vorſtellung beſchaffen; in der erſten kamen ein Paar Perſonen mehr um ihr geplagtes Leben, indem Marguita nach

den Regeln der Kunſt geköpft wurde, und ihre Frau Mama ſich bewogen fand, aus Gram zu ſterben. Das war aber etwas zu viel für eine ganz unſchuldige Oper; auch brach unter den Damen im Publikum eine Epidemie von Ohnmachten aus, ſo daß die Sicherheitspolizei auf Milderung einiger Sentenzen des hochnothpeinlichen Halsgerichts antrug. Uebrigens gab der geniale Verfaſſer den Inhalt keineswegs für ſeine höchſt eigene Erfindung, ſondern für eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen aus; was aber nur die lobenswertheſte Beſcheidenheit war. Denn ich frage Dich, kann ein Franzoſe wohl den klugen Gedanken haben, aus einem ſo dankbaren Stoff eine Oper zuſammen zu foltern? Nein! das kann nur ein Deutſcher, ein Theatersekretair, ein Doktor der Weltweisheit! Schicke mir doch, mit nächſter Gelegenheit, noch ein Pfund von dem bewußten Schnupftabak; er iſt meiner Naſe ſehr gut bekommen. Um den Eingangszoll zu ſparen, kannſt Du „Rattenpulver" darauf ſchreiben.

Ohne Zweifel biſt Du begierig zu erfahren: was für muſikaliſche Eigenſchaften der divino Maestro dieſer Martergeſchichte angepaßt hat? und da kann ich Dir die tröſtliche Verſicherung geben, daß ſie für einander geſchaffen ſind: die Muſik für den Text und der Text für die Muſik, und Beide für die Unſterblichkeit, die mit Heulen anfängt und mit Zähneklappern aufhört. Wäre ich nicht ſo weichherzig geſtimmt, ich könnte mich zu einer Pindar'ſchen Ode begeiſtern, und

ſingen und abermals ſingen von der ſchönen neuen Oper „Raphael.“ Einſtweilen bin ich heiſer, und bitte Dich mir den pflichtſchuldigen Lobgeſang für diesmal zu ſchenken. Das aber kannſt Du glauben: daß die Muſik die ſämmtlichen Möglichkeiten leiſtet, die im unbegrenzten Reich der Töne vorhanden ſind. Schon die Ouvertüre riß mich dermaßen hin, daß ich ganz außer mir kam, und eine Zeit lang vergebens auf meine Zurückkunft wartete. Sie hat freilich einige Aehnlichkeit mit den Konzerten, mit welchen die unzufriedenen Franzoſen in den Departements ihre Deputirten empfangen, aber das ſchadet keineswegs dem Ruhme der Oper, der bereits ſo groß gewachſen iſt, daß er ganz Europa, ſogar das freudig bewegte Hannover, in Beſtürzung ſetzt. Wohl kann ich ſagen und klagen: nun ich dieſe Oper gehört habe, glaube ich an Orpheus und den Zauber der Muſik, an das Einſtürzen der Mauern von Jericho, an Merkur, der mit ſeiner Tonkunſt den Argus einſchläferte; nun ich dieſe Oper gehört habe, glaube ich, daß David mit ſeiner Harfe den Zorn Saul's beſänftigte; ich glaube an Amphion, der mit ſeiner Muſik die Mauern von Theben zuſammenfügte, an Arion, der nicht ſchwimmen konnte, und ſich mit ſeinem Leierkaſten in's Meer ſtürzte, hier ein Konzert gab, und von einem Delphin aus Dankbarkeit an das Ufer getragen wurde; nun ich dieſe Oper gehört habe, glaube ich an Apollo, der in ſeiner Verbannung die Hirten mit Spiel und Geſang unterhielt, daß die

Götter im Himmel ſie beneideten; ich glaube an den Rattenfänger und ſeine muſikaliſchen Verführungen, an den Kuhreihen, der die Schweizer aus weiter Ferne der Heimat Tell's zutreibt; und zum Beſchluß glaube ich, daß ſolche Muſik wohl im Stande iſt, die Bären auf den Märkten zum Tanzen zu bringen. Luſtig! Munter! Hopſa!

Warum bin ich kein Fürſt ohne Schulden? warum habe ich nicht das Münzregale? damit ich den Schöpfer dieſes Meiſterwerks nach Verdienſt belohnen könnte. Beklage mich, Peter Pumpauf! ſchenke mir Deine Theilnahme, und überzeuge den Komponiſten von meiner wehmüthigſten Achtung.

IV.

Gedichte von Otto Weber. Leipzig. 1832.

Wie haben ſich die ſchönen Zeiten geändert, wie ſind die Menſchen, behaftet mit dem politiſchen Schwindel, kalt und verſchloſſen geworden gegen die arme, verlaſſene Dichtkunſt! Vergebens ſpielt die Begeiſterung ihre ſchönſten Weiſen auf, vergebens härmt ſich die deutſche Muſe ab in ihrer Einſamkeit; kaum daß Einer auf die ſüßen Töne lauſcht, ohne ſich ſeiner Theilnahme zu ſchämen, kaum daß Einer Gefühl zeigt für die Klagen der Ariadne, ohne ſein Herz alsbald zu verſchließen. Der Ernſt des Tages hat keine Ohren mehr für die harmloſen Spiele der Muſe, und ſein lumpiges Gefolge, der Abſchaum ſeiner Geſinnungen, ahmt, müde und verdroſſen, die einſtweilige Manier ſeines Meiſters nach. Sonſt galt ein Dichter für ein höheres Weſen, für eine mythologiſche Gottheit; und konnte er auch ſeine Schulden nicht bezahlen, wenigſtens hatte er Ruhm und Lorbeerkränze zu erwarten. Den Ruhm konnte er verſetzen, und mit den Lorbeerkränzen ſeinen Pegaſus füttern; das war doch etwas. Der traurigſte Magiſter in ſeiner Dachſtube, wenn er des Tages Laſt

und Sorgen getragen, ergriff die goldene Leier, und klimperte mit ſeinen müden Fingern, und mit roſtiger Stimme beſang er allenfalls den keuſchen Mond, der eben in ſeine Stube hereinſchimmerte, oder das Hemd der Geliebten, das drüben auf der Trockenleine hing; während unten die frommen Straßengänger ſeinem Geſange lauſchten, in Andacht verſunken, ſtolz auf den Beſitz eines Geſchöpfs, das mit ſeinen Klagen und Liedern ihnen den Nachtwächter erſetzte, den eine ehrſame Stadt aus Mangel an Fonds entlaſſen mußte. Und nun gar die luſtige Jugend; wie lebte ſie ſelig in träumeriſcher Luſt, in poetiſchem Saus und Braus! Sturm und Drang in der freien Bruſt, geſpornt von ihrem heißen Blut, ohne Zaum und Zügel, tobte und lärmte ſie in die altkluge Welt hinein; das Vaterland beſang ſie, und die erſte Liebe und den keimenden Bart. Damals waren die Muſen noch ganz ohne Bildung, oder vielmehr ſehr herablaſſend: Stundenlang konnten ſie es aushalten bei Bier und Tabak, und ließen ſich die größte Möglichkeit von Poeſie vorſingen; Minerva trug ſtatt des Helms eine Schlafmütze, und wenn Jupiter ſein ambroſiſches Haupt ſchüttelte, ſtäubte eine Wolke von Puder umher, daß man ſeine Göttlichkeit nicht mehr ſah. Alles ſang und Jeder dichtete; das gute Deutſchland hatte ſich in zwei große Hälften getheilt: die eine mit offenem Munde, die andere mit offenen Ohren: und wer den lauteſten Mund hatte, und wer die längſten Ohren beſaß, der war entweder ein

Horaz oder ein Mäcen, und lief der Unſterblichkeit auf lahmen Versfüßen entgegen, die noch dazu mit warmen wollenen Strümpfen bewahrt waren, daß man den Schnupfen nicht bekam. Schöne Zeiten, wo man im Schlafe berühmt wurde, und wenn man aufſtand, ſich zum ewigen Andenken in Kupfer geſtochen fand! Herrſcht denn jetzt in Deutſchland eine andere Luft wie damals? oder haben wir mit dem Zopfe zugleich den ganzen Schopf verloren, daß auch nicht ein einziger Büſchel übrig geblieben, bei dem man uns faſſen und zuſammenrütteln könnte? Freilich haben ſich die Zeiten geändert, und wir uns mit denſelben: wir ſind groß gewachſen und vornehm geworden, und mit mitleidigem Achſelzucken ſprechen wir von dem poetiſchen Treiben der Vorfahren. Wir haben auch Bildung genoſſen; wenn das zuſammengeſchrumpfte Herz ſich nach den Muſen ſehnt, ſo laſſen wir uns zuerſt melden, wir ziehen Handſchuhe an, tragen Manſchetten, und ſpielen den Zierlichen, der ſogar mit Damen umzugehen weiß. Nun geben wir der Begeiſterung Audienz: wir beſingen die Lenden einer Tänzerin und die Perücke eines Jubilars, und auf die Fußtritte, mit welchen man uns belohnt, machen wir eine ganz gehorſame Ode.

Aber fort von dieſen trüben Bildern und luſtigen Schatten! Noch giebt es Sänger, noch haben wir Dichter, wenige, aber beſſer als gar keine; das Geſindel, das am Fuße des Parnaſſes herumkriecht, ſich auf ſeinen eigenen Plunderhaufen ſetzt, und nun glaubt, es

ſitze auf der Spitze des Helikons, — möge es den Spleen bekommen, und ſeinen letzten Kreuzer zum Seiler tragen. —

Ueber eine Sammlung von Gedichten wollte ich ſprechen, und ſchwatze von alten Dingen, die ſchon oft da geweſen, die man auswendig weiß, und zu den Akten gelegt hat. Den Würmern und dem Staube angehören ſie; — ſie ſollen ſie haben. Die Gedichte von Otto Weber kündigen ſich als poetiſche Erſtlinge an; ſeine Muſe tritt hier im Flügelkleide auf, noch trägt ſie keine Schleppe, mit der ſie die Dielen fegt, und unangefochten von der böſen Kritik, hat ſie noch ruhige Träume und einen geſunden Schlaf. Was mich, der ich ein Menſch von verliebter Komplexion bin, ſehr ſchmerzte, war, daß ich in dieſen Gedichten ſo wenig von Liebe und Triebe, von Herz und Schmerz, und nichts von Wonne und Sonne fand. Ein Dichter ohne Liebe, der unter der Garderobe ſeiner Gefühle nicht einmal ein ſchmachtendes Herz beſitzt; das iſt etwas arg! Doch was mich wieder einigermaßen tröſtete, waren die ſchönen Strophen, „Johannisberg" überſchrieben, die den Eroberer Indiens und ſeine goldene Gabe preiſen. Mit Wein muß man die keimende Liebe begießen, und ſie wird wachſen und gedeihen, ſie nicht an den Stock der Enthaltſamkeit binden, ſondern ſie an ein volles Faß lehnen, und ſie lernt genießen; eine rothe Naſe und rothe Lippen müſſen das höchſte Begehren des Dichters ſein. Aber ſorgt wohl ein

deutſcher Verleger für rothe Naſen? Die armſelige Kreatur, Dünnbier genannt, ſetzt kein Blut ab. Und begehrt ein Dichter nach rothen Lippen, ſo fragt die Holde zuerſt, ob er auch eine Frau ernähren kann. Oh, proſaiſche Welt, nüchterner Himmel! und dazu ſo dunkel, daß wir die Geigen nicht mehr ſehn, die daran hängen, und wir haben doch den Fiedelbogen und möchten gern aufſpielen, eine luſtige Melodie, bachantiſche Variationen, und ſonſt was Gutes. Wie geſagt, von Liebe iſt nicht viel die Rede in dieſen Gedichten, von Wein weniger als zu einem Rauſche gehört; und doch iſt der Verfaſſer ein Dichter, ein begeiſterter Sänger. Nicht „die Zither lebt in ſeiner Hand," die rauſchende Harfe; und er weiß die Saiten zu ſchlagen, kühnen Muthes, kräftigen Sinnes. Von Oeſterreich ſingt er, von Tirol und Sachſen, von dem Kaiſer und ſeiner großen Armee: dem ſterbenden Adler ſehen wir in die gebrochenen Augen, und kalt und geiſterhaft weht uns die ſinkende Fahne an. Dann wieder fühlen wir uns erhoben auf den Schwingen der Religion, mit feuriger Zunge deutet er die heiligen Sagen, und die Wunder der Natur läßt er an uns vorüberziehen. Von den Schlußgedichten, die das hingemordete Polen und ſeine Helden feiern, kann ich, leider! nichts ſagen; man könnte mir ſonſt vielleicht zurufen: Ziehe heim Schäfer mit deinen Lämmern, es ſteigt ein Cenſur-Gewitter auf. Ich kann nicht gut leben, aber ich wünſche man glaube mir: daß der Inhalt der Ge-

dichte poetiſch iſt, und die Sprache ebenfalls; wer Geſang liebt der wird den Sänger ſchätzen lernen, wunde Gefühle finden hier Linderung, ſogar kalte Seelen können ſich an dieſem poetiſchen Zornfeuer warm braten.

V.

Glück und Geld. Novelle von Dr. Schiff. Hamburg 1836.

Der geistreiche Verfasser dieser Novelle hat mit dem letzten und höchstseligen Könige von Spanien gleiches Schicksal gehabt. Die Zeitungssage, dieses moderne Fatum, hat ihn bei sehr lebendigem Leibe für todt ausgegeben, sogar eines tragischen Todes gestorben, auf einer kahlen Haide oder in einem dunkeln Walde von rohen Räuberfäusten, die dem Abiturienten selten den bittern Trost der Eitelkeit gewähren, daß er mit einem Herz und Nieren ergreifenden Epilog Abschied nehmen kann von der schönen „Gewohnheit des Daseins." Er war ein todter Mann, und weil er sonst ein wunderlicher Heiliger gewesen, bewarben sich die Bekenner seines Ruhms bereits um einen Platz für ihn im Kalender, zu welcher Canonisation mein werther Freund Willibald Alexis sein Andenken mit einem biographischen Heiligenschein umgab, aber nicht in der von Weihrauch duftenden und von Salböl glänzenden Manier des seligen Böttticher, sondern so, daß der Kalender-Candidat zu-

weilen aussah, als gehöre er eigentlich in das Martyrologium. Zu der Zeit, daß man in Berlin seine Unsterblichkeit vorbereitete, die Buchhändler sich um die Ehre stritten, seine nachgelassenen Werke herauszugeben, und Raupach, den er immer sehr verehrte, sein Leben und Sterben zu einem Melodram bearbeiten wollte, befand sich der Seligentschlafene frisch und gesund in Hamburg, und bloß an dem Tage, als er in der Staatszeitung die Nachricht von seinem Tode las, soll er selbst etwas bleich und angegriffen, die blonden Stoppeln aber, die er, zu schmeichelhaft, für seinen Schnurrbart ausgab, noch betrübter wie gewöhnlich ausgesehen haben, welcher melancholische Zug mich und seinen Barbier besonders gerührt hat.

Es ist eine sonderbare Seltenheit, daß über einen lebenden Dichter so unparteiisch geurtheilt wurde, als gehöre er den Todten an, als lebe sein Geist nur noch in seinen Schriften, mächtig genug, uns sein Andenken theuer und seinen Verlust beklagenswerth zu machen. Schiff, der gestorbene Lebendige, hat, abgesehen von der pikanten Garderobe seiner geschilderten Persönlichkeit, nur günstige Urtheile erfahren, sie wurden ihm von einem Richter zugesprochen, der, wenn ich seinen polemischen Eifer gegen Börne auf das Kerbholz der Zeitumstände setze, vor Vielen dazu berufen ist, uns die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers zur klarsten Erkenntniß zu bringen, der die kritischen Farben scharf und bestimmt aufträgt, und das Talent eines Autors so zu

beleuchten verſtehe, daß wir dem ſchaffenden Geiſte mit deſto größerem Antheil folgen, weil wir den Weg kennen, den er uns führet. Wahrſcheinlich iſt Schiff darüber nicht eitel geworden, aber es ſcheint mir, als ruhe er zu lange aus auf ſeinen Lorbeeren, denn was von ihm, ſeit ſeiner Abreiſe von Berlin, Gedrucktes erſchienen, wurde ſchon früher geſchrieben; er und ſeine Muſe müſſen ſich nothwendig durchliegen. Oder ſollte vielleicht das Gerücht wahr ſein, das ihn mit antiquariſchen Forſchungen ſich beſchäftigen läßt, als arbeite er jetzt an einem ſtrategiſchen Commentar über die Eroberungen der ſchönen Mariane? Er wäre freilich der Mann dazu, aber ich kann es kaum glauben. Noch iſt ſein Herz zu offen und empfänglich, ſeine Phantaſie zu reich und blühend, noch trägt er zu warme Gefühle in der Bruſt, zu launige Erfindungen im Kopfe, als daß er ſich den Beſchäftigungen des Alters ergeben ſollte, wo wir die Göttin der Freude nicht mehr bezahlen können mit der eigenen Fröhlichkeit, die wir zu ihren Feſten beitragen. Schiff hat keine Geduld, den alten Firniß von einem Gemälde abzuputzen, um das urſprüngliche Colorit zu bewundern, oder den Schmutz von einer Statue abzuwaſchen, um die Pracht des Marmors anzuſtaunen, er hat kein Gedächtniß für den Moder der Vergänglichkeit, für den Plunder und die Heiligthümer der Vergangenheit, der letzte Tag mit ſeinen bunten Erſcheinungen lebt in ſeiner Erinnerung am längſten. Nur einen ſolchen Tag aus ſeinem Hamburger Leben

ſoll er uns beſchreiben, damit wir ein neues Wahrzeichen haben von ſeiner literariſchen Thätigkeit. Was ſind alte Lorbeeren auf dem Markte der Literatur? Was kann ein Dichter mit welken Lorbeeren anfangen, als höchſtens ſeine Schlafmatratze damit ausſtopfen, um darauf zu träumen von friſchen, grünen Kränzen? Ohne boshaft zu ſein, könnte ich an Schiff eine Art von Vergeltung ausüben, und ihm den Vorwurf zurückgeben, den er mir einſt machte: daß ich faul ſei und ein ganzes Jahr lang nichts habe drucken laſſen; aber ich goutire ſeine Novellen zu ſehr, als daß ich ſie nicht, wie es hier mit einigen geſchehen, geſammelt und zum zweiten Male leſen könnte; ſogar wenn ich ſie zum dritten Male leſen müßte, hätten ſie immer noch mehr Intereſſe für mich, als jene Wechſelbälge, die unſern Leſepöbel in gerechtes Erſtaunen ſetzen, ſentimentalen Nähterinnen die zwirnloſe und nadelfreie Zeit vertreiben, und an deren Einbänden man in der Leihbibliothek das ganze Zunftweſen herausriecht. Aber das eben iſt Schiff's Unglück, was ſeiner Popularität entgegen arbeitet, daß ſich ſeine Schriften mehr wie einmal leſen laſſen. Hätte er ſtatt Gedanken abgetriebene Gemeinplätze, beſäße er ſtatt des Humors einen nobeln Schimmer von Spaßhaftigkeit, gäbe er uns ſtatt ſeiner pſychologiſch entwickelten Charaktere Puppen mit Werg gefüllt, und wäre ſeine Kenntniß des Lebens und der höhern Geſellſchaft aus Glasbrenners Schriften geſchöpft, er könnte es zu einem barbariſchen Ruf unter den Lieblingen des Publicums bringen.

Indem ich diese Anzeige schließen will, gewahre ich zu meinem Erstaunen, daß ich mehr von dem Autor, als von seiner Novelle gesagt habe. Es ist freilich ein Fehler, aber ich tröste mich mit dem Gedanken: daß, wer den Dichter schätzt oder lieben lernt, seinen Antheil zugleich auf die Kinder seiner Muse überträgt, ohne daß ich mit der Erklärungstrompete zu erscheinen brauche.

VI.

Biographiſches Taſchenbuch deutſcher Bühnenkünſtler und Künſtlerinnen. Leipzig 1836.

Gunſtige Leſer brauche ich wohl kaum um Entſchuldigung zu bitten, daß ich mit der Anzeige dieſes Taſchenbuchs ſo ſpät komme; wäre es meinen bibliographiſchen Forſchungen gelungen, ſeine Bekanntſchaft früher zu machen, ich hätte keinen Augenblick geſäumt, Deutſchlands größte Aufmerkſamkeit auf dieſes wichtige Werk zu lenken. Die zahlreiche Unterſtützung, die das Unternehmen in allen Gauen unſeres Vaterlandes gefunden, iſt ein ſchönes Beiſpiel von der aufopfernden Achtung, die Hermanns Söhne und Thusnelda's Töchter noch immer, trotz der hohen Brod- und Fleiſchpreiſe, gegen die dramatiſche Kunſt bewahren. Es bedarf nur des geringſten Luftzugs, und der glimmende Funke ſchlägt zur bengaliſchen Flamme auf: die Unſterblichkeit der Götter und Halbgötter zu beleuchten, die da thronen, ſich ſpreizen und ſtolziren auf den Bretern, die ein Stück Welt bedeuten, und hinter den Couliſſen, die

allenfalls den Himmel auf Erden vorſtellen, auf dem geſpannten oder ſchlappen Seile, und hinter dem Fetzen bemalter Leinwand, der ſich herabgelaſſen, die Scene eines Puppentheaters den Kenneraugen irgend einer achtbaren Dorfgemeinde zu entrücken. Sage Keiner, daß das ganze Subſcribentenverzeichniß faſt nur aus Comödianten beſteht, ich wollte höflicher ſagen aus Schauſpielern, ich wollte noch großartiger ſagen, aus Bühnenkünſtlern; das eben iſt eine Gewährleiſtung für die bedauernswerthe Fortdauer des kleinen feinen Almanachs, mit der Autor und Verleger die leidende Menſchheit bedrohen. Gäbe es keine Eitelkeit mehr unter der Sonne, die ſich im Waſſer ſpiegelt, oder wäre der Egoismus auf die trübe Neige gegangen, wir müßten oft ſogar auf die Fortſetzung der allgemeinen Weltgeſchichte warten. Uebrigens iſt dieſes Taſchenbuch nicht allein der dramatiſchen, ſondern, ſehr tröſtlich, auch der bildenden Kunſt gewidmet, indem ein ganzes Viertel Dutzend höchſt gelungener Portraits uns einen ſchwachen, aber entſetzlichen Begriff von den Fortſchritten der Kupferſtecherkunſt geben. Zu meiner Beſchämung muß ich geſtehen, daß ich ein paſſionirter Freund von herzhaften Rührungen bin, aus welchem Grunde ich auch die Cholerazeitung las, und zuweilen ein Luſtſpiel von Weishaupt oder Altini genieße, aber ſo eine große Portion Zerknirſchung, wie ſie mir des Vorwortes Anfang bereitet, habe ich nicht ausgeſtanden ſeit dem Tage, an dem mein Friſeur mir unter dem Siegel des Geheimniſſes

offenbarte, daß ein kleines Toupet mir Noth thäte. Höre Leser! ſtaune und ſei einmal nicht gerührt, wenn Du kannſt! Und haſt Du geleſen, haſt Du geſtaunt, biſt Du wie ich gerührt und zerknirſcht, dann gehe nicht zu nahe ſpazieren an die lachenden Ufer der wogenden Spree, Du könnteſt Dich aus Verzweiflung hinunterſtürzen.

„Wo's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen —“

Betrachte die Wandnägel in Deiner Stube nicht ſo ſchwärmeriſch, das halbſeidene Taſchentuch, das Du eben half die Thränen abtrocknen, könnte Dich ſonſt zu einer Aufknüpfung aufmuntern; und zuletzt, gehe dann nicht durch die Königsſtraße, es wohnen dort viele Schwertfeger, es hangen dort blanke Dolche, drehende Piſtolen und ſonſtige Schnurrpfeifereien, die ſich für habilitirte Aerzte gegen Deine Melancholei ausgeben; — weil ich Dich liebe, beſchwöre ich Dich darum; ich bin und bleibe Dein Freund, und nun höre und ſtaune. „Allgemein und wohlbegründet ſind die Klagen des dramatiſchen Künſtlers über die flüchtige Vergänglichkeit ſeines Ruhmes; ſeinem Verdienſte etwas mehr Fortdauer zu geben, ihr durch eine kurze Schilderung ſeines fortſchreitenden Strebens auf der dornenvollen Bahn der Kunſt zu belohnen, war der Hauptgrund, der mich zu der Herausgabe eines biographiſch-dramatiſchen Taſchenbuchs bewog.“ Ach, heiliger Apollo! und Du ſein Serail, beſtehend aus neun etwas alten Schön-

heiten, die man Musen getauft hat! was für kostbare Belohnungen theilt der Herausgeber an die glückseligen Künstler aus, die zum Theil darauf unterzeichnet haben! Es geht mitunter recht romantisch zu: bald plazregnet es unverwelkliche Lorbern, und bald sehen wir am theatralischen Horizont Sterne erster Größe erscheinen; dann wieder werden glänzende Triumphe gefeiert, stürmischer Applaus erschallt, und die Ehre des Hervorrufens setzt dem ganzen Spektakel die wohlverdiente Krone auf. Immer interessanter gestalten sich die Verhältnisse der Dinge, die da kommen: der Eine ist besonders vorzüglich in betrunkenen Rollen, ob aber auf oder außer der Bühne, darüber finden wir keine Aufklärung, — und der Zweite hat sogar das Unglück, daß er in Prenzlau, von dem kunstsinnigsten Publicum der Mark Brandenburg, herausgerufen wird. Zuweilen auch wachsen dem Genius die Schwingen, und stolz sich wiegend auf Weihrauchwolken schwülstiger Lobpsalmen, flattert er, weiß gewaschen und reinlich angezogen, der strahlenden Sonne zu, die der Maschinist für sein vorzüglichstes Werk hält. Daß es einem solchen Panegyristen nicht an Galanterie gegen das schöne Geschlecht fehlt, ist eine wirkliche Thatsache, die der schwärzesten Verläumdung standhaft Farbe hält. So beschreibt er einmal die Gemahlin eines großen Mimen mit den Worten: seine Frau, ein äußerst liebenswürdiges Weibchen. Nun frage ich den zärtlichsten

Troubadour aus dem Norddeutſchen Frühlingsalmanach, was er an dieſer rhetoriſchen Blume ſonſt noch auszuſetzen hat, als daß ſie ein Plagiat aus Hegels Encyklopädie oder Claurens Vergißmeinnicht iſt? Als ein wahres Meiſterwerk muß ich beſonders und ſchließlich die Biographie des Tenoriſten Greiner anführen. Sie iſt der klaſſiſchen Feder des Herrn von Sommerfeld entfloſſen, ſie hat den geiſtreichen Redacteur der immergrünen Berliner Theaterzeitung zum Verfaſſer, einen Kritikus, der in ſeinem Kopfe noch Platz genug hat für Leſſings Scharfſinn, gepaart mit Swifts Laune, der mit dieſer einzigen Biographie Plutarch und La Bruyère aus dem Felde der Lebendigen geſchlagen hat, weil ſie zufällig Beide ſchon geſtorben und längſt begraben ſind. Endlich, geduldiger Leſer! glaube nicht, daß wir hier zu Ende ſind, aber halte mich auch nicht für einen ſolchen Barbaren, der des ſchwarzen Vorſatzes fähig: Dir noch mehr von den Merkwürdigkeiten dieſes Taſchenbuchs aufzudringen. Es folgen freilich hinter den Biographien noch einige vermiſchte Aufſätze, aber ich weiß, Du haſt keinen Straußmagen, und dieſe Vermiſchung könnte Dir ſo mit Tod und Leben ringend bekommen, als hätteſt Du dem Gaſtmahl beigewohnt, das der Doctor in Schmollets Peregrine Pickle nach Art der Alten zugerichtet. Lebe wohl, und ſei meinerſeits verſichert, daß, ſo lange in Deutſchland noch Sauerkraut zu haben iſt, ſo lange ich noch irgend einen gemüthlichen Ladendiener oder eine feingebildete Schnei-

dermamſell auftreiben kann, zur Führung nützlicher und langweiliger Geſpräche über unſer eben ſo langweiliges Theater, und ſo lange Herr Hofrath Tieck in Dresden noch Briefe wechſelt mit den berühmteſten Künſtlern über die Angelegenheiten der deutſchen Bühne — ſo lange ſoll Amerika mich nicht als Anſiedler begrüßen.

VII.

Die Ueberschwänglichen. Komischer Roman von Ludwig Bauer. Stuttgart 1836.

Belesene Leser gerathen wie ich selber in gerechtes Erstaunen, sobald sie hören, daß hier von einem deutschen Originalroman, der sich für einen komischen Roman ausgiebt, die Rede ist. Meinerseits fing ich bereits an, denselben mit einem wahren Heißhunger zu verschlingen, denn so seltene Kost muß nothwendig den Appetit reizen, aber diese barbarische Manier, mit einem unschuldigen Buche umzuspringen, wurde mir bald verleidet, weil mein Magen nur auf Fleisch eingerichtet ist, nicht aber auf Haut und Knochen dazu. Wir haben freilich das Pulver erfunden, und was die Holländer nicht glauben wollen, sogar die Buchdruckerkunst, keineswegs aber die komischen Romane; vielmehr sind diese so selten bei uns, daß wir bis jetzt nur Versuche, mehr oder minder gelungen, besitzen. Einige von Jean Paul haben, abgesehen von ihrer sonstigen Meisterschaft, noch den größten Anspruch auf den Namen; ein Paar gutgemeinte Spaßhaftigkeiten von Langbein, Stoffe von

[illegible] von [illegible] die in der Ausführung zu platt und [illegible] sind, [illegible] von Seibold und Laun, [illegible] [illegible] nur zu geschwätzige Conversations-[illegible], [illegible] ist ungefähr die ganze Ausbeute. Was früher [illegible] geschrieben, Jünger, Fr. Schulz, Wetzel und [illegible] aus Itzehoe, ist jetzt kaum zu genießen; der einzige Wieland macht eine Ausnahme, aber trotz seines Reichthums an Geist und Talent, ist er zuweilen doch gar zu langweilig. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier die Verdienste anderer Nationen um den komischen Roman zugliedern; genug, wir selbst haben Mangel an dieser Waare und Ueberfluß an Stoff dazu. Wir sind so [illegible] Volk, wenn ich die Bewohner [illegible] mitzähle, so komische Völker, daß wir unsere Lächerlichkeiten mit einer Schonung behandeln, mit einer Sorgfalt pflegen, wie ein neugebornes Kind, oder wie [illegible] sein einziges Paar Hosen, und wir haben doch mehrere Paare, und wie die kluge Base meint, noch dazu sehr defecte und altmodische. Wo sollen da die komischen Romane herkommen? Dem Momus nehmen wir sogar die Narrenkappe und setzen ihm dafür eine [illegible] auf, wir schmeicheln seinem Ehrgeize und schenken ihm das Bürgerrecht, und läßt der Schalk es sich dennoch einfallen, unserer Thorheiten zu spotten, so wird er von Rathswegen ausgepeitscht, und von der Sicherheitscommission so lange eingesteckt, bis er schwört, sich einen Zopf wachsen zu lassen und ein ehrliches Gewerbe anzufangen, mit Schwefelhölzern

oder mit baumwollenen Waaren. Wo ſollen da die komiſchen Romane herkommen? Von der Straße! Mit Händen könnt Ihr die Figuren greifen; Euer Nachbar der Schneider borgt Euch die Garderobe zu den Blößen, die ſie ſich geben, und aus dem Intelligenzblatt könnt Ihr die Situationen nehmen, Ihr braucht bloß den poetiſchen Schmuck der Rede mit etwas kauſtiſcher Lauge zu verſetzen; aber den Amtsrock müßt Ihr dabei ausziehen, damit ſich die Ellbogen freier bewegen, die Lockenperrücke abnehmen, damit Euch die ſchwülen Gedanken vergehen, nebenbei holt Euren Witz aus der Pfandleihe, die Zinſen freſſen ſonſt das Capital auf, und nun erfindet und ſchreibt, bis die Tinte nicht mehr fließt, ſteht aber unterdeſſen nicht Gevatter, Ihr könntet in die alte Spießbürgerlichkeit zurückfallen, geht lieber Kegelſchieben und ſingt patriotiſche Lieder, das heitert den Geiſt auf und ſtärkt den Körper. — Was leſe ich denn da? es ſind Eure Biographien, ſie ſtehen im Converſationslexicon, in den Zeitgenoſſen, Ihr ſeid berühmte Männer geworden, oder iſt es vielleicht nicht wahr? Dann habt Ihr meinem Rathe nicht gefolgt, ihn für Scherz gehalten, und es war doch Ernſt. —

Geiſt und Talent iſt dem Verfaſſer des vorliegenden Romans nicht abzuſprechen, auch die Ausführung, ſo weit der Stoff es zuläßt, gelungen; aber das ganze Gebäude iſt aus ſehr langweiligem Holze gezimmert, aus den Fenſtern gähnt uns die Schläfrigkeit entgegen, und in der Hausthüre ſteht ein wohlbeleibter Portier,

der keinen Spaß verſteht, mit einem gewaltigen Spieß bewaffnet. Da bringe einmal die Laune durch mit ihrem luſtigen Gefolge! ſie hat leider keine Eintrittskarte, ſie muß draußen ſtehen bleiben und dem Spektakel, ohne mitzuſpielen, ruhig zuſehen. Wäre nur der Portier nicht mit ſeinem roſtigen Spieß, vielleicht käme ſie noch Zeit genug; ſo aber kann ſie nichts Beſſeres thun, als ſich empfehlen.

VIII.

Neueſte Polterabendſcherze und Strohkranzreden; von Dr. L. Große. Stettin, 1833.

Den Hochzeitstag halte ich für den wichtigſten Tag, der Nacht nicht einmal zu gedenken, im Leben eines Menſchen, wichtiger ſelbſt als den Geburts- oder Sterbetag: denn darüber ſind die tiefſinnigſten, alſo auch die abſprechendſten Philoſophen einig, daß jeder Menſch zuerſt muß geboren werden, um ſpäter zu ſterben; ob er aber auch heirathen muß, ob Hochzeitmachen eine Bedingung des Lebens iſt? Was meint Ihr wohl dazu, Ihr gottleſen Hageſtolzen! Ihr frommen Jungfern! deren Bräutigam im neunten Himmel ſitzt, und die Ihr die Verlobungskarten ganz zuletzt, mit dem befiederten Raben, mit der angetrunkenen Traurigkeit, mit dem Leichenbitter herumſchickt? Das ſteht ſehr die Frage! antwortet Ihr. Gut getroffen, kluge Baſenſchaft! das iſt auch meine Meinung; aber weniger für mich, als für Euch ein Troſt. Nichts deſto weniger gebe ich Euch den guten Rath, bald zu heirathen; es iſt freilich ein gewagtes Spiel, und eben ſo viel dabei zu verlieren als zu gewinnen; aber ſchon in dem Wagen

liegt der Reiz, und ist Euch nun gar ein Treffer zugefallen, der Euch vier Wochen lang zu dem Glücklichsten der Sterblichen, oder zu der Holdesten der Göttinnen macht, zum Herkules mit dem Spinnrocken, oder zur Venus mit dem gelösten Gürtel, zum Hamlet mit den herunterhangenden Strümpfen, oder zur Ophelia mit dem Strohkranze — so lobt Ihr den Rathgeber ohne Bedenken, tragt ihn vielleicht auf den Händen: doch dazu habt Ihr dann keine Zeit. Zieht Ihr aber eine Niete, so schiebt mir wenigstens die Schuld nicht zu; es waren viele und verschiedene Loose in der Urne, warum mußtet Ihr eben dieses ziehen? ich bin daran unschuldig, ich habe Euch bloß die Urne zugeschoben. Bedenkt einmal, wenn es keine Heirathslustigen gäbe, für wen hätte der Herr Doctor wohl seine Recepte zu Polterabenden geschrieben? für welche Zuhörer hätte er seine Strohkranzreden gehalten? für wen hätte er seine Talente ausgekramt, Verse zusammengeleimt und Reime gedrechselt? für wen wäre er witzig gewesen und humoristisch, oder keins von beiden? Das bedenkt und folgt meinem Rathe.

Um von dem Buche selbst etwas zu sagen, so giebt es freilich schon einige dergleichen Anleitungen; und warum sollte es auch keine geben? Wir sind in Deutschland reich an Vorschriften, Mustern und Regeln zu Dingen, die auf das Häusliche Bezug haben, von dem Kinderwarten bis herunter auf die Schafveredlung, von der bürgerlichen Kochkunst bis zu der Stallfütterung;

zu Kopulations- und Leichenſermonen, zu Petitionen und Reſolutionen ſind die Schema's da, ſogar beſitzen wir ein Paar Sammlungen von Vorbildern zu Inſchriften auf Leichenſteine, ſchwarz brochirt und mit einer betrübten Vignette geziert; mehr kann man doch nicht thun für das größte Bedürfniß. Die Häuslichkeit iſt unſere ſchönſte Tugend, und obwohl ſie alt geworden und griesgrämig, obſchon der Ofen raucht und die Fliegen uns beläſtigen, wir lieben ſie ſehr, wir beten ſie an, inſoweit das ſich mit Schlafen im Großvaterſtuhle abmachen läßt: was draußen auf der Straße paſſirt, was der laute Markt bringt, kümmert uns ſchon weniger, wir wagen uns höchſtens bis auf den Bürgerſteig, und ſehen, ob das Wetter am Himmel mit dem im Kalender übereinſtimmt; Herr Nachbar! es ſteigt eine trübe Wolke auf, geſchwind die Schlafmütze über die Ohren gezogen, man könnte den Schnupfen bekommen; bleibt zu Haus, trinkt Fliederthee und laßt Euch aus der Poſtille vorleſen.

Uebrigens find' ich es ganz in der Ordnung, daß nach und nach in allen Winkeln Deutſchlands Konvendien zu Luſtbarkeiten erſcheinen, bald zu dieſer, bald zu einer andern. Unſer Vaterland iſt kein abgeſchloſſener Staat, wir haben keine Reſidenz, die den Ton angiebt, die kleinſte Stadt in den Provinzen ſpielt ihr Inſtrument für ſich, greift ihre eigene Lunge an, daß einem die Ohren mehr oder weniger gellen; aber es hat ſeine gute Seite: ein grundgelehrter Profeſſor kann der-

einſt eine hübſche Culturgeſchichte unſerer Zeit ſchreiben, den wirren Stoff noch zehnmal mehr verwirren, und darüber noch zehnmal gelehrter werden, als er wirklich zu ſein glaubt.

Was den Inhalt des Buches betrifft, ſo kann der, welcher ihn eben braucht, damit zufrieden ſein; aber über den dramatiſchen Polterabendſcherz, der den Reihen eröffnet, möchte ich denn doch wohl ein Paar Worte verlieren. Als Perſonen ſpielen Braut und Bräutigam, und die Kammermädchen der Braut; das Thema iſt ein altes: die Untreue der böſen Männer. Dieſe contagiöſe Krankheit, wenigſtens bei einem Maladen zu heilen, iſt die Aufgabe, und ſonderbar genug ſind die Kammerzofen Doctor und Medicin zugleich. Die lieben Kinder merken es dem Heirathscandidaten gleich an, daß er ein luſtiger Vogelfänger iſt, und neben der wahren Abgöttin ſeines Herzens auch die blühenden Reize ſecundairer Gottheiten ſchätzt und verehrt. Sie theilen ihre Vermuthung, gegen Sitte und Herkommen, der Braut mit; und dieſe beſchließt, den leichtfertigen Seladon zu züchtigen und zu beſtrafen. Die Ausführung iſt größtentheils den Zofen überlaſſen. Sie werfen eine nach der andern die Angel aus, und richtig! der Fiſch beißt an; mit Beiden wird ein Stelldichein verabredet, und es iſt ſogar die Rede von einem Beſuch im Schlafgemach. So eine Verabredung, wenn ſchon nicht ernſt gemeint, iſt doch ein gefährliches Ding; Gelegenheit macht Diebe, oder eine kluge Hausfrau läßt niemals

die Zuckerdoſe offen ſtehen. Das denkt die Braut ebenfalls, und damit die Anfechtungen, die in der Dunkelheit vorfallen könnten, nicht an die Unrechte kommen ſollen, was ein großes Unglück wäre — übernimmt ſie die Rolle der Kammermädchen, und empfängt die Huldigungen des Ungetreuen; die Dirnen ſelbſt erſcheinen dem getäuſchten Baron, die eine als ein böſer Geiſt, die zweite ſogar als der Teufel, plagen und ängſtigen ihn, und rühren das bange Gewiſſen des Furchtſamen dermaßen, daß er eine radikale Heilung hoffen läßt. Iſt das nicht die größte Unwahrſcheinlichkeit, die man ſich denken kann? denn ich will irgend einen Mann von Erfahrung, das heißt einen Verheiratheten fragen, oder einen, der zu dieſem Unternehmen Luſt hat, ob er ſich wohl in einer ſo kindiſchen Verfaſſung befindet, daß er Geſpenſter fürchtet, ob er wohl noch einen Funken von Reſpect für den ſchwärzeſten Teufel übrig hat? Mit der Auserkorenen, die man heirathet, führt man zugleich ihren Pagen, einen ganz kleinen Satan heim, einen plumpen Pferdefuß hat er freilich nicht, ſondern einen kleinen, niedlichen Fuß, und an dem Füßchen einen Pantoffel. Ach, dieſer Pantoffel! aber pfui! Madame! wie kann man einen ſo auf den Mund ſchlagen! daß ich ſchweige, wünſchen Sie? Nichts ausplaudern ſoll ich? Sie haben zu befehlen; ich ſchweige.

IX.

Ernſt Münch beſchreibt die Geſchichte der neueſten Zeit.

So oft ich den Namen Ernſt Münch im Meßkatalog leſe, ſo oft ich ihn bewundere auf dem Titelblatte eines Buches, umgeben von dem glänzenden Gefolge ſeiner Chargen und Titel, fühle ich tief die Ungerechtigkeit der Behauptung: daß man in Deutſchland kein Talent anerkenne, ein Genie nicht zu ſchätzen wiſſe und der Gänſekiel ein ſchlechtes Pfropfreis ſei, um ſaftige Früchte zu erzielen. Wie freue ich mich, daß eben dieſer Mann dergleichen Verläumdungen in ſeiner höchſt eigenen Perſon widerlegt. Er iſt ſo zu ſagen mein Freund, und ich war ſein Schüler; und ich müßte ein undankbares Geſchöpf ſein, nähme ich an ſeiner Berühmtheit nicht wenigſtens ſo viel Antheil, als der kühne Piſtol an dem Tode ſeines Protectors. Sehe ich alſo mit theilnehmenden Augen zurück auf den Gang ſeines Lebens, von dem Amte eines Lehrers bei der Cantonsſchule zu Aarau, bis zu dem Poſten eines Mitgliedes des Dürervereins zu Nürnberg, ſo muß ich den klugen Schiffer loben, der ſeinen Kahn ſo gut zu lenken

wußte, daß er, trotz der Klippen und Stürme, bald genug in den Hafen einer Sinecure einlief. Keine Kompendien hat er geſchrieben, ſein Reis nicht auf dem Baume der Brodwiſſenſchaft gepfropft; ein beherzter Schwimmer, warf er ſich gleich anfangs in den Strudel der Tagespolitik, den verſchiedenen Zuſtänden der Gegenwart hielt er den hiſtoriſchen Spiegel der Vergangenheit vor, und wenn er ihn auch zuweilen mit einem Flor überzog, ſo hat er uns doch niemals die kahle Rückſeite deſſelben gezeigt, wie ſeine Gegner große Luſt haben, ihm vorzuwerfen. Seine literariſche Thätigkeit, in dem federfertigen Umfange, wie wir ſie kennen, fing eigentlich in Freiburg an. Dort war er Profeſſor der Statiſtik, einer Wiſſenſchaft, die unter den Studenten ſo wenig Theilnahme fand, daß die Vorleſungen darüber niemals zu Stande kamen. Er hatte alſo Zeit und Weile, ſehr gelehrte Nebendinge zu treiben: er beſchrieb die Heereszüge der Osmanen gegen die Griechen, gab die Werke Ulrichs von Hutten heraus, und lieferte in dem Leben und den Thaten Franz von Sickingens dem Herrn von Tromlitz den Stoff zu einer Reihe ſeiner ſchönſten Erzählungen. Auch beſchäftigte er ſich mit der Aufklärung, indem er gegen Päpſte und Jeſuiten zu Felde zog; verſäumte aber keineswegs, ſich am Frohnleichnamstage in der großen Proceſſion mit einer andächtig brennenden Wachskerze einzufinden. Zu beklagen iſt der Verluſt eines Trauerſpiels, von dem ich leider wenig mehr weiß, als daß es

auf der Poſt zwiſchen Freiburg und Karlsruhe verloren ging; da der Verfaſſer keine Abſchrift beſaß, wurde die deutſche Literatur um ein Meiſterwerk ärmer. Er folgte ſpäter einem Rufe, als Lehrer des Kirchenrechts, an die Univerſität nach Lüttich, und obwohl geboren im Lande der Freiheit und der Käſe, wollte ihm der Aufenthalt, in einer Gegend, wo man die letztern ebenfalls gut anfertigt, nicht recht behagen. Doch wurde ſein ſinkender Muth mit einer Ausgabe ſeiner Gedichte auf Velinpapier, mit dem, was ſeine keuſche Muſe, von Kindesbeinen an bis zu dem Zeitpunkte, wo ſie alt und aus der Mode gekommen, geſungen, getröſtet; die Herausgabe der Geſchichte des Hauſes Fürſtenberg zeigte von friſcher Kraft und von ſeiner patriotiſchen Geſinnung, die er im Auslande für den Leipziger Markt bewahrte. Durch die belgiſche Revolution wurde er nach dem Haag verſetzt; als Bibliothekar des Königs von Holland fing er hier die Geſchichte des Hauſes Oranien-Naſſau an, und zur Abwechſelung verſah er die Allgemeine Zeitung mit jenen berüchtigten Artikeln aus dem Haag, die ſeinem Rufe einen neuen, nur etwas zweideutigen Glanz gaben. Dieſen einigermaßen aufzufriſchen, ſchrieb er einen biographiſchen Panegyrikus Rottecks, und zählte zugleich ſeine bisherigen Thaten auf; oder gab vielmehr ein Verzeichniß ſeiner eigenen Schriften, eine beſcheidene Erinnerung an das, was er geleiſtet, an ſeine Tage an Valmy und Gemappe; wahrſcheinlich für diejenigen, die ſeine Fahne zu verlaſſen

drohten. Ueber dieſe arme Fahne! ſie hat nach allen Winden geflattert, und zerriſſen und fetzig iſt nichts daran ganz geblieben, als der hölzerne Stiel, mit dem mag er ſeinen Patriotismus aufwärmen.

Endlich kehrte er nach Deutſchland zurück; das Phlegma der Holländer wollte ſeiner wetterwendiſchen Natur nicht länger zuſagen. Schon von dem Haag aus hatte er ſich die Federn zu einem warmen Neſte zuſammengetragen, und nun ſtand ihm die Wahl frei zwiſchen Freiburg oder Stuttgart. Ohne langes Bedenken entſchied er ſich für den letztern Ort: denn wohl fühlte er, daß er mit dem Regenbogen ſeiner Meinungen wenig zu einem Kreis von Männern paſſe, die, wenn ich auch zugebe, daß ſie ſich mit ihren politiſchen Anſichten eben nicht auf der fahrbaren Landſtraße befinden, doch niemals ihre Geſinnungen verändert oder gar abgeläugnet haben. So nahm er denn des ſeligen Matthiſſons Platz als Oberbibliothekar ein, bekam den Titel eines geheimen Hofraths, und führte die eingreifende Aufſicht über die Stuttgarter Zeitung.

Das erſte Werk auf heimiſchem Boden, mit dem er Deutſchland beſchenkte, war ein Reinigungsverſuch ſein öffentliches Leben und Treiben wollte er nicht allein vertheidigen, ſondern auch mit dem Strohwiſch ſpitzfindiger Entſchuldigungen wieder ſo blank ſcheuern, daß die ſchärfſte Brille keine Roſtflecken entdecken ſollte. In wie weit ihm dies gelungen, mag ich nicht entſcheiden, nur glaube ich bei dieſer Gelegenheit bemerken zu

müſſen: daß Ernſt Münch der Verfaſſer der meiſten Artikel über Holland und Belgien iſt, die das Converſationslexicon der neueſten Zeit und Literatur enthält. Ein Einwirken auf den Geiſt der Zeit hat ſeiner thätigen Feder niemals gelingen wollen; nicht einmal für die Fortdauer ſeiner Zeitſchriften wollte das undankbare Deutſchland Sorge tragen. Schon in Freiburg gab er ein „Deutſches Muſeum" heraus, das aber bald zu Grabe getragen wurde; eben ſo ging die Zeitſchrift „Aletheia" unbeklagt hinüber in das Reich der Schatten. Zum Propheten fehlte ihm die Sehergabe, zum Beobachter das klare, unbefangene Auge, die Ruhe des Bewußtſeins, weil er immer aus Eitelkeit ſelbſt mitſpielen wollte, und als Berichterſtatter war die Garderobe ſeiner Erfahrungen zu bunt und harlekinirt, als daß die ernſte Zeit von ſeinen Anſtrengungen Notiz genommen hätte.

Nach dieſen Friedenspräliminarien komme ich auf die Anzeige ſeiner Geſchichte der neueſten Zeit, die mit dem großen Kampfe gegen den Kaiſer Napoleon anfängt, einem Kampfe, in welchem das Volk die Caſtanien aus dem Feuer holte, und ſpäter mit den Schalen zufrieden ſein mußte. Sollte ich nun über das ganze Werk urtheilen, frank und frei, und bloß meine eigene, ungeſchminkte Anſicht ausſprechen, ſo müßte ich ſagen: daß ich das gefunden, was ich erwartete, und dies nun eben weiter ausführen; was ich jedoch aus Hochachtung gegen die Standesperſonen, welche

in der Geſchichte der neueſten Zeit eine Rolle ſpielen, unterthänigſt unterlaſſe. Aber, unbeſchadet meiner perſönlichen Meinung, die da oft eine Keule trägt, wo ein Spazierſtöckchen erlaubter und anſtändiger wäre, kann ich, als gewiſſenhafter Recenſent, Münchs ſechsbändige Arbeit dem Leſepublicum ſehr empfehlen. Das Werk hilft in ſeiner Ausführlichkeit einem Bedürfniſſe ab, und, verbunden mit der guten Schreibart des Verfaſſers, wird man Vieles finden, was behagt und gefällt, was ſogar denjenigen belehrt, der zu knechtiſch geſonnen, als daß ein eigenes Urtheil über politiſche Zuſtände bei ihm aufkommen kann; jedenfalls aber wird man eine Art von Freimuth loben, der, wenn auch abgewogen, auf jener Goldwage, die ein Geheimrath immer über ſeinem Schreibtiſche hangen hat, doch den ernſten Gedanken an hiſtoriſche Wahrheit aufleben läßt.

Um offenherzig zu ſein, glaube ich, daß es kein ernſthafteres und zugleich kein luſtigeres Unternehmen giebt, als die Geſchichte der neueſten Zeit ſchreiben. Ernſthaft für den, der die Begebenheiten des Tages für Reſultate der Vergangenheit anſieht; der nicht allein an ein Fortſchreiten der Menſchheit, ſondern auch an die Fortſchritte der geſellſchaftlichen Inſtitutionen glaubt; der die Krankheit des großen menſchlichen Körpers nicht in zufälligen Bedingungen, ſondern in ſeiner fehlerhaften Organiſation ſucht; der von jedem Heilmittel die Wirkungen erwartet, welche die Arzneimittellehre einmal angenommen hat; der bei der Darſtellung irgend einer

Staatsaction nur an die Helden denkt, die vor ſeinen Augen kämpfen und ſtreiten, und niemals an die Diplomatie, die verborgen im Souffleurkaſten lauert und das ganze Schauſpiel mit kundiger Zunge und raſchen Fingern lenkt, und zuletzt, der jeden fremden Pulsſchlag in ſeinem eigenen Herzen wiederſchlagen fühlt. Luſtig dagegen für ſolche, die wiſſen, daß man auch außer der Faſchingszeit Masken trägt; die den Kammerdiener genauer kennen, der ſeiner Herrlichkeit zu dem letzten Siege den Harniſch angelegt und die wattirten Beinkleider angezogen hat; die ſo neugierig ſind, zuweilen hinter die Couliſſen zu ſehen, wo Alles bunt durcheinander zugeht, die Rollen nachträglich memorirt werden, hier ein Helmbuſch feſter geſteckt oder eine Schleife zierlicher gebunden, dort ein Schönpflaſterchen aufgelegt oder der Schnurrbart ſchwarzer und grauſenhafter gefärbt wird; die ſo kühn ſind, zu vermuthen, daß Jeder nur ein Hemd auf dem Leibe trägt, mag er darüber nun ein beſterntes Brokatkleid oder einen unſcheinbaren Prieſtermantel tragen; und die ſich in ihrer ſelbſt eigenen Haut ſo comfortabel fühlen, daß ſie mit keiner fremden tauſchen mögen, und wären die Ohren daran noch ſo anſehnlich, die Farbe noch ſo bunt, und ſtände ſelbſt der Hofkürſchner für die Seltenheit des Pelzes ein.

Mag übrigens Einer ein ſolches Unternehmen von der ernſthaften oder luſtigen Seite auffaſſen, immer bleibt es ein gewagtes Unternehmen, dem ſich ſo viele

Schlagbäume und Hemmketten entgegen ſperren, daß er die beſten Gedanken, die ſeltenſten Schauſtücke und Münzen auf der langen Reiſe als Zollgeld bezahlen muß, was übrig bleibt, ſind beſchnittene und abgegriffene Münzſorten, und nur die Noth der Zeit zwingt uns dazu, ſie im Handel und Wandel für vollwichtig anzunehmen.

Die verhimmelten Engländer.

Ein Nachtstück

von

W. Alexis.

Es war am 17ten October 18.. Abends nach acht, als es heftig an das Thor des Kirchendieners der ... kirche klopfte. Nach dem kalten, ſtürmiſchen und regneriſchen Tage, von dem nur noch ein letzter Schein über das coloſſale Kirchendach in die Fenſter des niedrigen Häuschens fiel, hatte die Familie des Beamteten ſich um den ſtark geheizten Ofen traulich geſetzt, und die Abendſuppe dampfte auf dem Tiſche, indem keiner eines Beſuches oder einer Störung noch gewärtig war. Der Winkel, in welchem das Haus ſteht, wird nur von kleinen Leuten bewohnt, es iſt um dieſe Zeit daſelbſt äußerſt ſtill; die Geſchäfte des Tages waren in reichlichem Maße abgethan, und der Diener, der vor einer Stunde von dem Probſt und Kirchenvorſteher ſo entlaſſen worden, daß er nicht vorausſehen konnte, noch einmal zu ihnen berufen zu werden, hatte es ſich in Schlafrock und Pariſern bequem gemacht. Andern als den eben Genannten hatte er nicht zu gehorchen; und die ſonſt willkommene Urſache, weshalb auch wohl ein Fremder ſo heftig an die kleine Thüre klopfte, nämlich die Anforderung, ſich auf den Thurm führen zu laſſen, war um dieſe Stunde doch nicht mehr möglich.

Um deshalb öffnete er ungehalten das Fenſter und fragte verdrießlich hinunter, was der Lärm ſolle?

Ein einzelner Mann ſtand an der Thür und pochte noch immer fort, als der Kirchendiener bereits das Fenſter geöffnet und die Frage an ihn geſtellt hatte. Seiner Kleidung nach, ſo viel das Licht zu ſehen erlaubte, gehörte er nicht zu einem Stande, der ein ſo trotziges Benehmen rechtfertigt; denn obſchon er wohlangezogen war, deuteten ſeine hellen Kamaſchen und der Oberrock mit blanken Metallknöpfen nur auf den vornehmen Diener einer Herrſchaft, von der indeſſen nichts zu entdecken war.

In gebrochenem Deutſch fragte der Mann unten, ob der Oeffnende oben der Mann ſei, welcher den Schlüſſel zum Kirchthurm habe?

Der Poſten eines Kirchendieners an der ...kirche iſt eben durch die Abfälle, welche der Thurmbeſuch bringt, kein ſo gedrückter, daß nicht ſein Inhaber einem gewiſſen männlichen Stolze Raum geben ſollte, welches ihn diesmal veranlaßte, zu dem Andern unten zu rufen:

„Morgen wiederkommen, mein Lieber!“

„Das geht nicht,“ erwiderte der Andere. „Sie müſſen heut und auf der Stelle heraus, und uns den Thurm aufſchließen.“

Der Beamte ſchien geneigt, auf die ſtarke Zumuthung eine noch ſtärkere Rückweiſung folgen zu laſſen, als ihn das Wort uns, welches der Mann gebrauchte, einigermaßen befremdete. Er fragte hinunter, „wer er

denn wäre," als ihn seine Tochter am Aermel zupfte und zuflüsterte: „Vater, es ist ja ein Engländer."

Der Mann antwortete: „Ich bin der Kammerdiener von Lord —." Er hat, entsinnen sich Vater sowohl als Tochter, den Namen genannt, aber keiner von beiden hat den fremd klingenden behalten, und wenn man ihnen auch später die Namensliste der ganzen englischen Pairie vorhielt, sie konnten bei keinem mit gutem Gewissen behaupten, daß er dem des genannten Lords ähnlich geklungen habe. — „Ich bin der Kammerdiener von Lord —, der so eben von Hamburg ankommt, morgen früh Berlin wieder verlassen haben, und um deshalb noch heut auf den ... thurm muß. Darum beeilen Sie sich, denn ich höre schon seine Herrlichkeit um die Ecke kommen."

Einige Augenblicke waren Alle in der kleinen Wohnung still und wie von etwas Unerwartetem betroffen. Die Frau des Dieners hatte die Schürze über die rauchende Schüssel gedeckt, und die Arme kreuzweis über die Brust geschlagen. Sie sprach ein: „Gott steh uns bei!" — Die Tochter mußte den am meisten betroffenen Vater aufmuntern, zu sprechen. Er fragte hinunter, „was denn die gnädigen Herrschaften auf dem Thurme wollten?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete kurz der Kammerdiener.

„Aber sie können ja nichts sehen oben," rief der Kirchendiener.

„Das geht Sie nichts an," rief der Andere noch trotziger. „Ich frage Sie, im Namen des Lords und der Lady, ob Sie dieſelben auf den Thurm führen wollen oder nicht? Darauf haben Sie zu antworten. Man hat mir Sie genannt, als den Mann, der das Geſchäft hat. Wollen Sie nicht, ſo muß ich mich bei der Polizei erkundigen, wer das Geſchäft auf Ihre Koſten und Ihre Gefahr übernimmt."

„Thu's nicht, thu's nicht!" rief eine innere Stimme der Mutter, „Du weißt nicht, was draus wird."

In dem Augenblicke hörte man durch die einzige fahrbare Straße, welche in den Kirchenwinkel, der ſonſt nur durch die engſten Gäßchen mit der andern Stadt Verbindung hat, mündet, eine Equipage einbiegen. Sie hielt unfern von der Wohnung des Kirchendieners, und die Familie konnte ſich durch den Augenſchein von der Richtigkeit der Angabe des Kammerdieners überzeugen. Denn der Anzug der Bedienten, des Kammermädchen auf dem Bocke, und die fremdartige, ſtaubbedeckte, aber ſehr elegante und geräumige Kutſche, konnte nur einer reiſenden engliſchen Herrſchaft gehören. Aus dem Innern ſtieg nun, von den Dienern unterſtützt, ein langer, vornehm ausſehender Mann, und half darauf ſelbſt mit Anſtand der verſchleierten Lady heraus. Nicht lange darauf ſtanden Alle im Flur des Häuschens, denn wiewohl der Kirchendiener noch immer gezögert, die Aufforderung des Kammerdieners zu beantworten, hatte er ſich, bei dieſer Ankunft, doch beeilt,

die Thür zu öffnen, und mit der Laterne den vornehmen Herrſchaften zu leuchten, daß ſie vor dem Ungeſtüm des Wetters einſtweilen Zuflucht gewönnen.

Nur die Lady, in einem grünen Schleier tief verhüllt, hatte von dem ihr angebotenen Schemmel Gebrauch gemacht, und ſaß darauf, ohne eine Wort zu reden, indeſſen der Lord mit einem rothbunt gewürfelten Mantel, daſtand, und durch eine Lorgnette was um ihn vorging, betrachtete. Der Kammerdiener ſprach Engliſch zu ihm, wozu der Lord mit dem Kopfe nickte, ohne etwas zu erwiedern. Er mochte, groß gewachſen, blond und mit röthlichem Barte, ein Mann in ſeinen beſten Jahren ſein. Die Lady, eine ſchön gewachſene Geſtalt, konnte höchſtens dreißig Jahre zählen. Die Kirchendienertochter will bemerkt haben, daß ſie ſehr elegante Füße gehabt, und ein Paar glänzende Augen, zuweilen aus dem grünen Schleier vorgeleuchtet hätten.

Der Kirchendiener hatte ſich bemüht den vornehmen Herrſchaften Erfriſchungen anzubieten, aber nur die Lady ein Glas Waſſer angenommen, welches ſie zur Hälfte leerte, das andere halbe Glas dann aber der Frau zurückgab, die es noch bis vor kurzem unberührt in einer Ecke des Schrankes aufbewahrt hielt. Doch iſt das Waſſer ſeitdem ausgetrocknet, ohne daß ſich etwas anderes daraus, als ein dicker gelblicher Rand auf dem Boden des Glaſes entwickelt hat.

Wenn auch keiner aus der Familie ein Wort Engliſch verſtand, ſo wußte doch jeder, was der Kammer-

diener jetzt mit seinem Herrn verhandelte, und als letzterer dem Kirchendiener zunickte, hielt sich dieser verpflichtet dem vornehmen Herrn dieselbe Vorstellung zu machen, welche er vorhin dem Bedienten entgegengesetzt, wenn dies auch in anderm Tone und mit andern Worten geschah. Er erinnerte, daß es ganz finster sei, Niemand um diese Zeit den beschwerlichen Weg über die engen und steilen Treppen wage, und oben seine Herrlichkeit doch nichts sehen könnten, als die neblige Atmosphäre der Stadt, durch welche höchstens einige Lichter verblicken würden. Wenn aber Seine Herrlichkeit bis morgen zu warten geruhten, wolle er ihn, so früh und so oft derselben es befehle, hinaufführen, und alles zeigen, was man in und um die Stadt von dem . . . thurm sehen könne.

Der Lord hörte ihm lächelnd zu, und sagte auf Deutsch: Schon gut! dann zog er aus der Seitentasche, in der er mit der Hand gespielt ein Stück Gold, hielt es dem Diener hin, und fragte: „Wollen Sie?"

An sich war bei dem Anmuthen nichts Schlimmes, es stand nicht in der Instruction des Kirchendieners, Fremde bei Nachtzeit nicht auf den Thurm zu führen, und es war ein vollwichtiges Goldstück, welches er unwillkührlich in der Hand hielt. Aber auf der andern Seite war er Familienvater, die stumme Sprache seiner Frau rief ihm zu: Thu' es nicht, und es war Nacht, kalt, stürmisch.

Der Lord mußte seinen Zweifel bemerken, er griff

wieder in die Taſche indem er den Kammerdiener lächelnd anblickte, und als dieſer nickte, warf er ein zweites Goldſtück auf den Schemmel, der für ihn hingeſtellt worden.

So viele Gründe ſchienen die Zweifel, welche Vernunft und Furcht aufbrachte, zu überwältigen. Die Tochter, ein muthiges Mädchen, gab den Ausſchlag, indem ſie hinwarf: Es ſind Engländer, und da muß man ſich nicht wundern, wenn ſie etwas Apartes wollen. Weil die andern Menſchen die Stadt in der Regel bei Tage ſehen, wollen ſie dieſelbe bei Nacht betrachten, und man muß jedem Menſchen ſeinen Willen laſſen. —

„Aber wenn ſie Dich nun oben umbringen!" entfuhr es der Mutter.

Die Tochter bewältigte auch diesmal die aufs neue aufſteigende Beſorgniß des Vaters. Sie zeigte auf die Ringe an der Hand des Lords: das lohnte ſich wohl für ſolche unmenſchlich reiche Leute, darum nach Berlin zu kommen!.

Sie erbot ſich den Vater zu begleiten. Weder er noch die Mutter hatten etwas dagegen. Man holte noch eine Laterne, und der Lord neigte das Haupt zur ſtummen Lady. Sie ſtand auf, und ergriff ſchweigend den dargebotenen Arm.

Der Zug war nicht unbedeutend, der ſich nach der Kirche in Bewegung ſetzte. Der Lord ließ auch ſeine Dienerſchaft an dem Genuſſe Theil nehmen, ja meh-

rere Schachteln und Kaſſetten wurden aus der Kutſche gehoben und mitgenommen. Voran leuchtete die muthige Tochter, der Vater zeigte dem Ehepaar mit der Laterne vorſichtig den Weg. Hinterher kamen der Kammerdiener, das Kammermädchen und beide männliche Bediente. Das ſchwere Schloß hörte die lauſchende Mutter aufſchließen, die Geſtalten und die Lichter verſchwanden, die Thür wurde wieder zugedrückt, einmal umgeſchloſſen, und ſie war für Aug und Ohr getrennt von einer Erſcheinung, von der es ihr im nächſten Augenblicke vorkam, als ſei es ein Traum geweſen.

Seltſame Ahnungen kreuzten ſich in ihren Gedanken. Konnten die Engländer durch die Finſterniß ſehen? Waren es Schatzgräber, die in der Kuppel des alten Thurmes einen Schatz verborgen wußten? Sie wußte aus ihrer Jugend paßliche Ammenmärchen, welche die verſtohlene Lectüre der Tochter aus der modernen Literatur wieder angefriſcht haben konnten. Waren es Unholde, die oben ein grauſames Martyrium an dem alten Manne, an dem unſchuldigen Mädchen verhatten? Katholiſche Vorſtellungen liefen mitunter, aber die Engländer ſind eifrige Proteſtanten, und der Lord hatte, ungeachtet des Lächelns, das über ſeinen Lippen ſchwebte, ein ernſtes, ruhiges Geſicht. Aus dem Pompadour der Lady, deſſen entſann ſie ſich auch zu ihrer Beruhigung, hatte ein Gebetbuch in rothen Kerdnan vergeblickt.

Sie gab ſich zufrieden, denn auch am Thurme oben ſah ſie jetzt aus der Luke Lichtſchein vorblicken. So war alles in Ordnung. Sie verfolgte den Schein, der verſchwand und wiederkam, bis er ganz matt oben auf der Gallerie dämmerte. „Sie werden doch ein bischen ſehen" tröſtete ſie ſich, und warf ſich in den Lehnſtuhl, um von dem Schreck und den Sorgen auszuruhen.

Der Glockenſchlag der Wanduhr weckte ſie. Zehn lange Schläge, die Lampe brannte düſter in einer — leeren Stube. Wo war der Mann, wo die Tochter? Die Hausthür offen — Nacht draußen, Todtenſtille. War ſie allein zurückgeblieben? Nein, die zwei Goldſtücke, echtes, geprägtes curſirendes Geld, lagen im Schubkaſten. — Es war alſo Wahrheit.

Da knarrte drüben die Kirchenthür, und ſchloß wieder zu. Das Horn des Poſtillons ſchallte in die Nachtluft, und ein ſchwerer Wagen raſſelte über das Pflaſter in demſelben Augenblicke, als blaſſen Angeſichts, ihr Mann, der Kirchendiener und ihre Tochter in die Stube zur Verlaſſenen traten.

„Gott ſteh uns bei!" rief ſie, und ihr Mann antwortete Amen! Dann ſetzte er ſich an den Tiſch, und ſtützte das blaſſe Geſicht in der einen Hand, die andere wühlte in der Taſche. Mißtrauiſch fuhren ſeine Augen in die Winkel der Stube und laſen im Geſicht der Frau und der Tochter, was darauf geſchrieben ſtehe.

„Jeſus Chriſt! Andreas, was iſt Dir?"

Der Mann antwortete nicht.

„Haben ſie Dich umbringen wollen?"

Er ſchüttelte den Kopf.

„Haſt Du ſie umgebracht?"

Er ſtierte die Frau ſeltſam an, und dann die Tochter. Doch ſchüttelte er wieder den Kopf.

„Mann, leben wir denn in der katholiſchen Heidenzeit, wo ſie die Biſchöfe todt ſchlugen, und ſteinerne Kreuze darauf ſetzten, oder haben ſie Dich verhext?"

Der Mann griff in die Taſche, und ſtreute zehn blinkende Friedrichsdor auf den Tiſch. „Da haſt Du's."

„Gott ſei mit uns; haſt Du ſie beſtohlen?"

Der Kirchendiener legte den Finger an den Mund und ſagte zur Tochter: „Eulalie, ſieh ob die Hausthür zu iſt." Dann forderte er einen Schnaps, und auf die Frage der Frau: Wo ſind ſie denn? antwortete er mit einer ſeltſamen Pantomime: oben!

Als die Hausthür und die Stubenthür zugeſchloſſen war, und er einen zweiten, die Frau, die auch der Stärkung bedurfte, aber einen erſten Schnaps über die Lippen genommen, erzählte er ihr folgendes, was wir nicht mit ſeinen Worten wieder erzählen wollen, weil er in der Erſchütterung und Angſt ſeines Gemüthes manches doppelt ſagte, was man ſchon Mühe hat einfach zu glauben.

In langſam ſchweigendem Zuge, oft anhaltend, um Athem zu ſchöpfen, waren ſie durch die letzte Fallthür

auf die oberſte Gallerie getreten. Die Raubvögel, die hier ihr Aſyl haben, waren unwillig über die unerlaubte Störung, aufgeſcheucht. Noch aber kreiſten ſie, wie grollend und dräuend, um den Thurm, indeß die blutigen Federn der armen Opfer, die ſie verzehrt, um die Köpfe der nächtlichen Beſucher flatterten. Der Sturm hatte ſich gelegt, es regnete nicht mehr, aber ein feuchter Nebelqualm lagerte rings über das Dächermeer, nur hier und dort röthlich angehaucht von dem Dunſt der Gasflammen. Sehen konnte man auch nicht ein einziges Licht. Aber der Kirchendiener war ein redlicher Mann. Er wollte ſeine zwei Friedrichsd'or nicht umſonſt genommen haben. Er hielt die Laterne hinaus, und zeigte und erklärte ihnen, was nicht zu ſehen war. Aber vergebens, nicht die Lady, nicht der Lord, nicht das Kammermädchen, nicht der Kammerdiener horchten auf ihn. Jene ſtand nach Oſten, dieſer nach Weſten über die Brüſtung gelehnt, und regten ſich nicht, als ſtände der Kirchendiener nicht hinter ihnen und Berlin und die Welt nicht vor ihnen. Die Dienerſchaft war ſtumm und ſteif in der Mitte geblieben, unbekümmert um Berlin und die Erklärungen und Bemühungen des Mannes, der, um nur etwas zu thun, ſich mit ſeiner Tochter unterhielt und ſtritt, was man ſehen könne und was nicht, denn ihm wurde Angſt unter den Schweigenden; und wäre Eulalie nicht bei ihm geweſen, er hätte ſelbſt bald nicht gewußt, was rechts und links war.

Das währte eine Stunde, und noch eine Viertelſtunde, und der Lord und die Lady wurden nicht müde, ſich den Rücken zu kehren, und ſie froren nicht, während doch dem Kirchendiener und ſeiner Tochter die Finger erſtarrten, und die Füße Eis wurden. Vergebens fragte er den Kammerdiener, wie lange denn ſeine Herrlichkeit oben zu bleiben gedächten? Er erhielt nur die hingemurmelte Antwort: das weiß ſeine Herrlichkeit ſelbſt am beſten. So deutlich, betrübend und verletzend, brummten doch die Glocken den Verlauf der Zeit jede Viertelſtunde ins Ohr; die beiden ſchienen der Zeitlichkeit entſagt zu haben. Jetzt aber mahnte ein dringender Umſtand den Pflichteifrigen. Die Talglichter in der Laterne waren bis auf ein kleines Stümpfchen herunter gebrannt; es war die höchſte Zeit umzukehren, wenn man nicht im Finſtern den gefährlichen Weg zurückmeſſen wollte. Er wagte es an den rothen Mantel zu zupfen, und den Lord an das eine zu erinnern, was noth that.

Der Lord richtete ſich auf, und wandte ſich um: „Wir bleiben oben!“ tönte es dem Beamten ins Ohr.

Es klang fürchterlicher, als der volle Glockenſchlag.

Noch heut weiß der Kirchendiener der ... kirche in Berlin nicht, was ihm damals den Muth gab, dem Lord kurzweg zu entgegnen: „Ich aber nicht, Ihre Herrlichkeit.“

Der brittiſche Pair ſagte mit der vorigen Ruhe: „Das können Sie halten, wie Sie wollen.“

Es wäre zu weitläufig das, was hierauf gefolgt

iſt, den ganzen Dialog mit den Worten der handelnden Perſonen aufzuführen. Genug, der Lord und die Lady wollten oben bleiben und der Kirchendiener hinunterſteigen. Wiewohl jene dieſem letzteres durchaus nicht verweigerten, lag dieſem doch daran, daß jene mit ihm hinunterſtiegen, denn er behauptete, es ſchicke ſich nicht über Nacht auf dem Thurm zu bleiben, überdem ſei es gegen die Vernunft, gegen die Geſundheit und gegen ſeine Amtspflicht. Er dürfe abſolut Niemand, am allerwenigſten einen, von dem er nicht wiſſe, wer er ſei, und was er wolle, ohne Aufſicht auf dem Thurm laſſen. Der Lord ſah lächelnd auf die große Glocke, als könne der andere meinen, er beabſichtige ſie fortzutragen. — „So können Sie mich ja einſchließen," entgegnete er. Damit gab ſich der eifrige Mann indeſſen nicht zufrieden, erklärte vielmehr, und wenn er der Oberbürgermeiſter ſelbſt wäre, ſo dürfe er es nicht zugeben, daß er allein bei der Glocke bleibe, von der Gefahr gar nicht zu reden, daß er ſich vom Thurm herunterſtürze, was einem Engländer wohl einfallen könne, und einen Skandal gäbe, der ihn um Amt und Brod bringen könne. Der Lord lächelte: „Nun gut, mein Freund, wenn Sie es nicht dulden, bleibe ich ohne Duldung, denn, die Frauen nicht gerechnet, bin ich hier mit acht Armen, während Sie nur zwei haben. Verſuchen Sie es mich damit hinunter zu treiben." — Aber dies entflammte den Beamten nur noch mehr, er drohte an der Glocke zu ſtürmen und das Feuerſignal zu geben,

denn, und wenn es ihm Kopf und Kragen koſte, nun müſſe und ſolle der Lord hinunter. — Als dieſer den ſteigenden Eifer des Kirchendieners ſah, — denn Amtseifer kann auch den Furchtſamſten zu einem Helden machen, — redete er eine andere Sprache, welche in mehreren Fällen, nach glaubwürdigen Hiſtorikern auch jene überwindet. Er griff in die Taſche und was er aus dieſer herausholte, wanderte nicht dahin zurück, ſondern — verſchwand, bis wir es vorhin wieder auf dem Tiſche des Kirchendieners erſcheinen ſahen.

Die Einigung war geſchehen zwiſchen Vernunft, Geſundheit, Pflichteifer auf der einen, und einer unbekannten Größe von der andern Seite. — „Sie werden die Glocken nicht verderben," flüſterte der Vater ſeiner Tochter zu, „denn es ſind im Grunde genommen anſtändige Leute." So beſchwichtigt ſich auch redlicher Sinn mit Truggründen, wenn wir einmal von dem Pfade des Rechten abweichen!

Man war auch dahin, zur Beruhigung der Amtspflicht übereingekommen, daß der Kirchendiener ſowohl die obere Fallthüre, als alle andern Thüren und Kirchenthüren feſt verriegeln und verſchließen dürfe und ſolle. Denn auf die Vorſtellungen, ob es Seiner Herrlichkeit nicht doch noch leid werden könne und ſich Gründe finden, die ihn über Nacht hinunter trieben, hatten der Lord ſowohl als die Lady den Kopf lächelnd geſchüttelt, und erklärt, ſie wären gute Hochtorys, und wichen gar keinen Gründen in der Welt.

So blieb dem Vater von des Kirchendieners Tochter nichts übrig als den Lord zu fragen, wann derſelbe befehle, daß er morgen die Thür öffne?

„Das können Sie thun, wann Sie wollen," war die Antwort.

Nun blieb auf dem Thurme kein Geſchäft mehr übrig als das Abſchiednehmen. Dies geſchah indeſſen nicht allein von Seiten der beiden Berliner, ſondern auch von Seiten der engliſchen Domeſtiken; denn dieſe ſollten, trotz der zehn Geldſtücke, nicht mit oben bleiben. Ob der Lord die Mehrausgabe ſcheute, oder ob er es für unpaſſend hielt, daß Dienſtboten mit ihrer Herrſchaft dieſelben außerordentlichen Begünſtigungen theilten, bleibt unentſchieden. Der Kirchendiener erklärte an dem Abende, da es einmal ſo weit gekommen, ſei es ihm egal geweſen, ob zwei oder ſechs Menſchen oben blieben, und für zehn Louisd'or wolle er alle Nacht zehn Engländer eben logiren, eine Aeußerung, deren er ſich ſpäter natürlicherweiſe nur mit tiefer Reue erinnerte, und ſie gern aus dem Gedächtniß verlöſcht hätte.

Aus der Art des Abſchiedes hätte der Kirchendiener, wäre er minder von der Neuheit der Erſcheinung betroffen geweſen, ſchon eine Ahnung von dem, was erfolgt iſt, entnehmen dürfen. Aber ſo verblenden Furcht und Leidenſchaft auch die Gemüther, von denen Du glaubſt, daß ſie feſt ſind in den Stunden der Gefahr; denn der Menſch iſt nur in dem einen feſt,

wenn er weiß, daß er ſchwach iſt. Der Lord vertheilte Spenden, jedem einzelnen beſonders, hochherzige Worte hinzufügend, von Vaterlandsliebe, Dienſttreue, Aufopferung der Einzelnen für's Allgemeine. Er verſäumte nicht ſie auf die Gefahren des Augenblicks aufmerkſam zu machen, und daß die am meiſten irren, welche am gradeſten zu gehen wähnen. Wäre erſt Raum für ein Sandkorn zum Durchfallen, ſo falle auch bald ein Edelſtein aus dem was wir feſthalten. Darum ſei Nachgeben im Kleinen das erſte Laſter der Zeit, und beſſer ſich ſelbſt hinopfern, als, wäre es auch nur ein Nadelknopf von dem was wir beſitzen. — Man darf annehmen, daß er viel gab, denn Alle ſchienen zufrieden.

Rührend klangen die Ermahnungen der Lady. Sie forderte ſie auf, feſt zu halten in dieſer Zeit der Empörung und Auflöſung, an alter Sitte und Treue. Sie ſeien jetzt in einem Lande, wo Gottes Gebote nicht geachtet würden; aber daß ſich keiner von ihnen unterſtehen ſolle, am Sonntage weltlichen Vergnügungen nachzugehen; ſchließen ſollten ſie die Augen am Sabbath vor den Schauſpielen und der Muſik und dem Geſange, denn die Augen ihres Gottes und ihrer Herrſchaft würden ihnen überall folgen. Namentlich ermahnte ſie die recht hübſche Kammerjungfer, tugendhaft zu bleiben, auch keinen, der nicht die 39 Artikel der engliſchen Kirche unterſchriebe, ihre Hand zu reichen, ihrem eitlen Gelüſte nach herrſchaftlichem Putz

u entſagen, und nie, auch wenn der Wagen leer ſei, nd kein Menſch es ſehe, dem Kibel zu folgen und om Bock herunter in die Kutſche zu ſteigen. Denn enn auch Niemand ſonſt, Gott ſehe es doch.

Die Zofe zerging in Thränen und konnte ihre Lip- en nicht von der Hand der Lady fortbringen. Sie erſprach bis an ihren Tod auf dem Bock ſitzen zu leiben.

„Wer bürgt mir dafür, wenn ich fort bin," ſagte nit ernſtem Tone die Lady, „Thränen ſind eitel, und enn die böſen Spötter in dieſem Lande Dich da oben uslachen und Dir zurufen, wie damals: „Jungfer, der Wagen iſt leer und der Bock iſt zu ſchwer," wirſt Du iderſtehn können?"

„Ich will's verſuchen," ſchluchzte die Arme.

„Ja wo wir verſuchen, iſt auch der Verſucher," ent- egnete die Lady. „Wir hätten nie etwas verſuchen ſol- en, dann wäre die Welt noch in Ordnung und altem Glücke."

Der Lord gab das Zeichen zum Abſchied. — „Ach Gott," ſeufzte das Kammermädchen, „gäb's doch noch auſend Thürme auf der Welt, die Ihre Herrlichkeit noch nicht beſtiegen haben, und warum muß das gerade der letzte ſein!"

Die Lady und der Lord ſegneten Alle, dann ſtiegen ie, vom Kirchendiener vorgeleuchtet, hinunter. Als Eulalia mit der zweiten Laterne dem Zuge folgen wollte,

ergriff die Lady ihre Hand ihre Hand und ſprach: „Liebes Kind, Du biſt zwar die Tochter eines Kirchendieners, aber er dient einer Kirche, die Gott nicht dient, denn die Kirche gefällt nicht Gott, die keine Zehnten nimmt, und wo man Sonntags Klavier ſpielen darf. Aber Du biſt noch unerfahren und jung, und gute Saat kann in Dir gute Frucht bringen. Darum nimm dies Buch — es war ihr **common prayer book** — und lies darin Morgens und Abends die 39 Artikel, die den guten Glauben machen und allein zur Gottſeligkeit führen. Wenn Du aber einſt Kammermädchen wirſt, wozu Du mir nach Deiner ſittſamen Miene berufen ſcheinſt, ſo ahme nicht die ſchlechte Sitte derer in dieſem Lande nach, und ſetze Dich, auch wenn Deine Herrſchaft es Dir erlaubt, denn ſo gottvergeſſen freigeiſtiſch ſind ſie hier, niemals in den Wagen ſelbſt. Denn auch der Rückſitz iſt nicht für Dich, ſondern für Deine Herrſchaft. Setze Dich vielmehr, ob die Sonne ſcheinen mag, oder der Regen in Strömen fließt, auf den Bock zu dem Bedienten, ſo allein kannſt Du ſittſam bleiben und Gott wohlgefällig werden, denn ihm gefällt nicht Hoffahrt und Eitelkeit, ſondern Demuth und Feſthalten an den Satzungen, die er uns in ſeiner unbeſchreiblichen Güte gegeben hat.“

Aus dem Glaſe Liqueur, vermöge deſſen die Familie des Kirchendieners den Schreck wegſpülen wollte, war im Verlaufe der Nacht eine Bowle Punſch geworden. Man wechſelte beim ſtillen Gläſerklange ab,

zwischen Gesundheiten auf das Wohlergehn der hochherzigen Britten und scharfsinnigen Vermuthungen, was ihr Zweck sei? Der Vater baute ein Luftschloß von schönen Träumen, wie das Beispiel des Lords immer mehr Nachfolger nach sich ziehen und er des Tages die Deutschen, des Nachts nur Engländer auf den Thurm führen wolle. Ja er sprach davon, daß er das Tagesgeschäft ganz aufgeben, und die lumpige Groschencinnahme von den Continentalen einem Adjunct überlassen wolle, und nahm sich vor noch in seinem Alter die englische Sprache zu lernen. Während der Vater spekulirte, übte sich die Tochter in Vermuthungen löblicher Wißbegier. Am meisten Wahrscheinlichkeit hatte es für sie, daß die Lady eben die Nacht abzeichnen wolle, denn die andere Vorstellung, daß sie sich umbringen möchten, sei nur deshalb nicht annehmbar, weil dazu nach der neuesten Mode nicht freie Luft, sondern Kohlendampf erforderlich ist. Der Vater wollte nichts von Selbstmord hören, wiewohl das Bild, daß sie sich über Nacht doch vom Thurm hinunterstürzen möchten, ihn bisweilen peinlich überschlich; denn damit waren alle seine Luftschlösser nicht allein zu Wasser, sondern die Gewißheit vor der Thür, daß morgen eine Untersuchung an dieselbe klopfen würde. Um deshalb hörte er mit immerem Grauen wenn der Sturm einen Ziegel vom Dache auf die Straße warf. Die Mutter aber schlich oft ans Fenster, und öffnete daselbe, ob sich nichts entdecken lasse. Zuweilen kam es

ihr vor, als ob ſie fromme Kirchenlieder höre, die der Wind herabtrug.

So kam der Morgen heran. Doch kann ich über das Folgende, indem die Begebenheit eigentlich hiermit zu Ende iſt, kurz ſein. Als der Kirchendiener beim erſten Tagesgrauen hinaufſtieg, fand er alle Thüren ſo feſt verwahrt und verſchieſſen, als er ſie Nachts verließ, ja eine Spinnewebe hatte über eine derſelben inzwiſchen ihr Netz anzufangen zu ziehen, aber die Engländer fand er nicht eben auf dem Thurme. Ja nicht einmal eine Spur von ihnen. Wer den . . . thurm in Berlin kennt, weiß, daß es unmöglich iſt eben ſo wohl von außen hinab zu klettern, als mit Leitern hinauf. Mit einem Fallſchirm ſich herunter zu laſſen, iſt um deshalb unmöglich, weil der obere Theil ſchmaler iſt und an dem untern, je mehr man nach unten kommt, um ſo mehr ſcharfe Kanten, Pfeiler und Ecken heraustreten. Mit einem Luftballon anzulegen, war in der Nacht des anhaltenden Sturmes wegen unmöglich. Hinuntergeſtürzt konnten ſie ſich nicht haben — wiewohl dies der beſtürzte Kirchendiener zuerſt vermuthete denn es fand ſich ringsum auf dem Pflaſter nicht die geringſte Blutſpur. So blieb keine andere mögliche Annahme, als daß es fliegende Engländer giebt, oder, daß beide ſich durch einen unbegreiflichen Prozeß verflüchtigt hatten. Hierüber ſchwanken noch heut die Anſichten in der Familie des Kirchendieners.

Die Verwirrung und die daraus folgenden Effecte,

erſt in dem Manne ſelbſt, der der Lockung erfolgt war, dann bei denen, welche wenn auch nur in der Phantaſie, an den Früchten mitgekoſtet, zu ſchildern, halte ich für den unmöglich, dem Wahrheit höher ſteht als eitler Redepunk. „Die Leidenſchaften," ſagt Tacitus, „die das Maaß überſteigen, macht der Hiſtoriker nur dann glaublich, wenn er über ſie ſchweigt.

Der Kirchendiener folgte auch darin dem großen Hiſtoriker, daß er ſchwieg. Und er ergriff das beſte Mittel, um aus einer verwickelten Angelegenheit herauszukommen. Er erkundigte ſich unter der Hand nach allen vernehmen Engländern, die in jener Nacht in Berlin angekommen, aber auch hierin fand er, weder in den Wirthshäuſern, noch bei der Polizei die geringſte Spur. Dies beruhigte ihn vor der Furcht, die ſein Gemüth lange belaſtet, zur Unterſuchung gezogen zu werden, wegen thätiger Beihülfe zur Verhimmelung zweier Engländer. Die andere Sorge, wie die Engländer verhimmelt und aus welchen Gründen, überließ der thatkräftige Mann, befriedigt durch die Ueberzeugung, daß das Factum hinter ihm lag, als nunmehr müßig, ſeinen Frauenzimmern. Sein Weib, durch keine Maxime des klaſſiſchen Alterthums geſtählt, konnte nicht abgebracht werden von der Vorſtellung diaboliſchen Spuks, und erſt als die zwölf Friedrichsd'or allmählig gewechſelt und zum Nutzen der Wirthſchaft aufgewandt waren, verließ ſie die Furcht, daß es Teufelsgeld geweſen. Im Gemüth der Tochter kämpften lange Be-

denken, ob die Stimme von Gott gekommen oder vom Satan, daß sie ihr Lebelang auf dem Beck sitzen sollte. Um aus solchem Meer von Zweifeln herauszukommen, wurde sie nicht Kammerjungfer, sondern heirathete einen Schneider. Erst als alle Faden abgerissen waren, um dieser unbegreiflichen Geschichte auf die Spur zu kommen, verlautbarte die Familie an einige Bekannte, was bis da, selbst von der Frau, unverbrüchliches Geheimniß geblieben war.

Die verliebte Weisheit.

Von

Arthur Mueller.

1.

Der alte Jüngling.

Zu der ſeligen Zeit, als Holland noch den, jetzt confiscirten, Namen einer Republik führte, lebte in Venlo ein kleiner und wohlbeleibter Menſch, Mynheer Gilles Vangülpen, der als Doktor der Arzneigelahrtheit ſehr berühmt war. Er hatte von einer alten Tante, welche, zur Belohnung ihres Glaubens an die Heilkraft ſeiner Medikamente, die ewige Seligkeit erlangte, ein Haus nebſt Mobilien, und Kiſten und Kaſten gefüllt, geerbt, das zwar in einem baufälligen Zuſtande, aber immer noch gut genug war, einen bisherigen Junggeſellen gegen Wind und Regen zu ſchützen.

Wie dieſes Haus, ſo war auch ſein Beſitzer. Bereits über die Tage des Seufzens, über die Neumondsbeluſtigungen des Herzens, über die Jahre der albernen Jugend hinaus, wo wir höchſtens den erträglichen Flegel ſpielen, hatte ſeine Geſtalt eine figürliche Solidität errungen, die eben ſo wenig von geiſtiger Anſtrengung als von Kummer und Sorgen zeugte; das Geſicht war mit einer derben Naſe geziert, die wie ein Spirituskolben glänzte, und die glühenden Augen hätte ein harle-

mer Blumiſt für blühende Diſteln auf einer troſtloſen Sandſteppe gehalten. Wenn er über die Straße ging, hatte er den kahlen Kürbiskopf durch eine Perrücke geſchützt, die ſein Nachbar, der Barbier und Friſeur Zechel, als eine Seltenheit aus dem Roßſchweife eines Paſcha verfertigte; dabei trug er gewöhnlich einen rothen Aderlaß-Rock, grüne Schierlingshoſen und eine gelbe Rhabarberweſte, ſo daß es ſeinen Patienten bei ſeinem Anblick ſchon grün und gelb vor den Augen wurde.

2.

Nichts als Worte.

Wo der Doctor eigentlich ſeine Facultätsſtudien bezwungen, und auf welcher Akademie er mit Hand und Fuß um ſein Diplom geſtritten, war füglich nicht zu entſcheiden. Die Welt hatte Vermuthungen: als habe er ſeine Kenntniſſe aus einer Folioausgabe des Ratten- und Wanzen-Vertilgers geſchöpft, und nur aus klingenden Gründen treibe er jetzt die Kunſt, das menſchliche Leben zu verkürzen. Wie dem auch ſei; er behandelte die widerſetzlichſten Krankheiten mit einer kalten Entſchloſſenheit, ließ zuweilen der Natur freies Spiel, und nur in gefährlichen Momenten war er mit einer Art von Pillen und lateiniſchen Sentenzen verſehen, die auch den kräftigſten Willen zu beugen wußten. Geſunde und Malade beſtürmten ſein Haus; der Einbildung wurde geholfen, und um ſeinen Ruhm zu vermehren,

fehlte es nicht an ſterblichen Zufällen. So vertilgte Gilles Vangülpen die Zeit und die Menſchen, war den ganzen Tag geſchäftig, für die Bedürfniſſe des Todes zu wirken, und wenn der Abend die müden Sorgen und die letzten Seufzer verſchattete, ſtellte er ſeine fahrende Habe unter den Schutz einer alten Haushälterin, und begab ſich zu ſeinem Nachbar, dem Meiſter Zechel, wo er die halbe Nacht bei Karten und Wachholder ſaß, und den guten Ruf der Hochmögenden mit politiſchen Anzüglichkeiten zu untergraben ſtrebte.

3.

Natürliche Eigenſchaften.

Wer kann die hoffnungsvolle Erwartung, den ungeduldigen Schmerz beſchreiben, der in einem weiblichen Herzen wohnt, das ohne zärtliche Erfahrungen alt geworden iſt, dem Nichts geblieben als die zweideutige Ausſicht, ſich in ſeinen herbſtlichen Tagen für die Kaſteiungen der Jugend zu entſchädigen. Jungfer Barbara, die Haushälterin, zählte bereits vierzig Jahre, und hatte die gefährlichen Grenzen überſchritten, wo die Titulatur ſich nicht mehr zu helfen weiß, und man gezwungen iſt, ein altes Weib mit dem Namen einer würdigen Perſon, ſo viel als möglich, zu verunſchuldigen. Sie war an Fleiſch und Zuthaten eigentlich nur ein Gerippe, ein Blitzableiter des Hungers, ein Stipendium für Nahrungsſorgen, die Wehmuth mit Schim-

mel überzogen, hatte aber ein Geſicht, deſſen Kalenderzüge für jede Witterung paßten, und das in ſeiner Einfalt nicht ſowohl von Verführungsthaten, als von Zerknirſchungsgeſchichten zeugte. Uebrigens wäre dieſes Geſicht ein wahres Räthſel für die Sicherheitspolizei geweſen, die doch ſonſt in treffendem Portraits und romantiſchen Beſchreibungen kein geringes Talent verräth.

4.

Magiſter Grünſchnabel.

Gegenüber dem Hauſe des Doctors wohnte ein mit Geld und Gut begabter Handelsherr, der ſeinem einzigen Sohne einen durchaus gelehrten Magiſter hielt. Valentin Grünſchnabel war ſein Name, und er hatte nicht Zeit und Mühe geſpart, ſeinem Zöglinge die Tugend einzupeitſchen, ihm die Schätze der Weisheit zu erſchließen, gegen ein Honorar, das jeden ehrlichen Menſchen in Zweifel ließ, ob er dabei leben oder ſterben ſollte. War es daher ein Wunder, wenn der arme Valentin nach irgend einer Vergünſtigung ſtrebte, um ſich und ſeine Verhältniſſe aus dem Stande der Entbehrung zu bringen! Er hatte dazu ſchon vielerlei Dinge getrieben, aber immer noch klagte der Schneider: es habe ſein Körper zu ſcharfe Umriſſe, um ihn anſtändig und ohne ſchlotterige Verlegenheiten zu bekleiden. Endlich trieben ihn die Noth und Gewiſſensbiſſe über

die Nüchternheit ſeiner zukünftigen Ausſichten zu dem verzweifelten Entſchluß, das letzte Mittel zu ergreifen.

5.

Gloſſen.

Wer bin ich denn, und was iſt aus mir geworden? Dermalen Nichts; eine verballhornte Ausgabe des Buches Hiob, eine Angſt-Theorie für Sperlinge, die Vignette zu Juvenals Satyren, ein Eſel, dem die Ohren beſchnitten ſind, und der durchaus zu irgend einem Titel kommen will. Gift und Sokrates! wo ſind die Piſtolen? Auf Ehre, ich weiß es nicht! So geht das Tragiſche verloren, und der kühne Entſchluß war vergebens. Schade, daß ich keinen Mantel beſitze! einen kurzen ſchwarzen Mantel, etwas abgetragen und mit Gold oder Franſen beſetzt, daß er mir ein adeliges Anſehen gebe, ich den Stolz der Wolle und des Webers über die Schulter werfe und eine Stellung annehme, die zu mir und meiner Stimmung paßt. Wie wollte ich glänzen und ein herablaſſendes Geſicht tragen, ſchöne Augen verführen und mir ein Herz erobern, ein Herz, in Liebe ſelig, geſchaffen, einen armen Teufel zu tröſten und ſeinen Kummer zu theilen. Aber ich habe nichts als das Bischen Weisheit, das Einzige, was die Vernunft mir gelaſſen hat, und das iſt zu wenig zu einer theatraliſchen Garderobe, zu viel für den alten Adam, als er ohne Feigenblatt das Paradies und ſeine Eva beherrſchte.

6.

Verliebte Anzeichen.

Mit dieſen Worten hatte der Magiſter einen klugen Entſchluß gefaßt, der ſeine Finanzen verbeſſern ſollte, und ihm die ungefähre Möglichkeit zeigte, dereinſt ein Leben zu führen, das nicht nur in ſeiner Einbildung, ſondern auch für die Disciplin ſeines Magens von außerordentlichem Vortheil war. Nicht nach der Ferne ſtrebte ſein Geiſt, ganz in ſeiner Nähe, in Barbara hatte er das Ideal gefunden, deſſen blühende Eigenſchaften von der Art waren, ſeiner Verzweiflung Troſt und ſeinem Herzen Gefühle zu bringen, die von der Reſignation eines Gelehrten ein erhebendes Beiſpiel gaben. Von dieſer Zeit an vertilgte er aus ſeinem bedrängten Geſichte die Diſſonanzen der Sorge, und ſo viel es die herben Züge erlaubten, trug ſein Antlitz die Farbe der Fröhlichkeit: ſeine Kleidung lernte die Wohlthaten einer Bürſte kennen, und die ſonſt etwas ſchmutzige Wäſche ließ einen gelinden Anflug von Cultur vermuthen. Er ſtellte artiſtiſche Verſuche an, mit angenehmen Manieren zu glänzen, und während die claſſiſche Erziehung ſeines Zöglings Ferien hielt, durchzog er mit einer unternehmenden Miene die Straße, und mit dringenden Augen blinzelte er nach dem letzten Viertel ſeiner Paſſion.

7.

Geſchwinde Fortſchritte.

Barbara, die holde Perſon, hatte niemals einen Moment erlebt, wo das Herz in Gefahr war, ſeine Freiheit zu verlieren; ſie ſpielte eine Rolle, deren Erfolg nicht über die Thürſchwelle kam, und daher kein Stoff war für das ſüße Erbarmen eines verliebten Schäfers. Aber ſie wußte die Gelegenheit, die alte Schlange, zu benutzen, und aus den Beſtrebungen des Magiſters zog ſie den rührenden Schluß, daß endlich ein kühner Paladin den Muth gefunden habe, für den Beſitz ihrer Reize entſetzliche Thaten zu beſtehen. Bald hatte das Pärchen eine gegenſeitige Erklärung abgegeben, die von beiden Seiten ohne Ueberraſchung aufgenommen wurde, und als Valentin hörte von den vermiſchten und gemünzten Metallen, die aus den Zeiten der Dienſtbarkeit herrührten, da pries er ſein Eroberungstalent, und beklagte ſehr, daß er bisher ohne die Vermuthung gelebt hatte, dereinſt dieſen Schatz zu heben.

Jeden Abend, wenn Gilles Vangülpen das Haus verlaſſen hatte, kamen ſie zuſammen; es wurden Pläne entworfen für das Heil der Zukunft, Stipulationen feſtgeſetzt und Seufzer beſchworen.

„Und willſt Du niemals mehr von mir ſcheiden?“ fragte Barbara, die in beſcheidenen Zweifeln befangen war.

„Niemals, ſo wahr draußen der blaſſe Mond ſtrahlt!“ entgegnete der Magiſter, und ſchlürfte mit ſchnalzender Zunge den perlenden Wein.

„Und kennſt Du auch den Beruf eines verheiratheten Menſchen?“ fuhr ſie fort, und füllte mit einer bebenden Sorgfalt das grüne Kelchglas.

Valentin war durch Nichts aus der Faſſung zu bringen und ſpießte mit der Gabel den Flügel eines gebratenen Kapauns. Das war zu viel für ein fühlendes Herz; die Thränen der Rührung ſtanden in Barbara's Augen. „Kind und Engel!“ nahm der Magiſter das Wort — „die Sterne glänzen am Firmament, und bei dem Schein der Kerzen kehrt die Begeiſterung bei mir ein; der Feder wollen Carmina entfließen, Dich und Deine Anmuth zu preiſen, aber nicht hier, auf meiner ſtillen Stube will ich den Muſen Audienz geben. Schlafe wohl, ich werde desgleichen thun!“

8.

Ein Intermezzo.

Während Valentin Grünſchnabel ſo die Dämmerung benutzte, und die eigentliche Aufgabe ſeines Daſeins zu löſen glaubte, führte ſein Telemach ein Intermezzo auf, das ſeine Fähigkeiten außer Zweifel ſetzte.

Er war dem Verbeſſerungsplane des Magiſters auf die Spur gekommen, er hatte die Maſchen gezählt an

em ausgeſtellten Netze; und ohne dieſes ſolide Streben
u mißbilligen oder zu verrathen, gelobte er ebenfalls
er Stimme der Natur zu folgen; und das iſt eine
lingende Stimme, die ohne Notenſchlüſſel zu jeder
ehle paßt. Mit der Freiheit ſeiner Abende wuchs der
ringende Eifer, die warme Jahreszeit hatte Einfluß
uf ſeine Beſtrebungen und nicht lange, ſo war Thereſe,
in Mädchen, blühender als ein ganzer Frühling von
ulpen, das Spiegelbild ſeiner Einbildung.

Wie beklagte Wilhelm die Zeit, die er verſchwendet
atte, die Geheimniſſe der Wiſſenſchaften zu erforſchen,
nd wie war er zufrieden in ſeiner Ausgelaſſenheit, daß
es Magiſters Vor- und Beiſpiel für ſeine Abſchwei-
ung von dem, oft langweiligen, Thema der Moral
in Schuz und Schirm war, der ihn bei einer unver-
nutheten Aufklärung der Dinge gegen den Zorn ſeines
aters in Sicherheit ſtellte.

9.

Das Stelldichein.

Es war ein warmer Tag geweſen, an dem Valentin
ie Mythologie erklärt, und nicht ohne geheimes Wohl-
efallen Europa's Entführungsperiode erzählt hatte. Die
ize des Tages und dieſer Geſchichte waren für ſeine
Ruhe von einer zu Thaten reizenden Gefahr; aber
gegen ſeinen Willen mußte er der Ungeduld die Schwin-
en beſchneiden, und auf den Abend hoffen, wo ſeinem

Begehrungsvermögen mit der Erfüllung auch die Sicherheit wurde, ungeſtört zu bleiben. Endlich war die Zeit überſtanden, der Termin abgelaufen, und die Grenze ausgeglichen. Er ſah in den Spiegel und mußte geſtehen, daß er für ſeine Jahre ſehr abgefallen war, wie ein Sperling, der eben die magere Mäßigkeit des Winters verlebt hat; dann ging er hinüber, des Lohnes gewiß, der ſeiner Standhaftigkeit werden ſollte.

Barbara hatte mit ihren Heirathe-Ausſichten auch eine dazu paſſende Stimmung angenommen; die vergeſſene Unſchuld war wieder eingekehrt, und obwohl ſie nicht Alles ſo gefunden, wie ſie es verlaſſen hatte, war ſie doch beſcheiden genug, wegen dieſer außerordentlichen Charge keine Gelegenheitsklage abzugeben. Als beide Theile die Heftigkeit der gegenſeitigen Zuneigung mit dem Vergnügen einer wohlbeſetzten Tafel auf die Probe geſtellt hatten, fühlten ſie das Bedürfniß einer gelinden Bewegung. Die Art und Weiſe war bald gefunden: ſie ſpielten Verbergen, und Valentin ſtieg in einen Kaſten, in eine Arznei-Arche, die zur Hälfte mit Eſſenzen und Ingredienzen gefüllt war, aber doch noch Platz hatte für ſo eine Zwirn-Figur, ein Nebel-Gerippe, einen Schatten aus Haarpuder.

10.

Die Heimkehr.

Nicht ſobald hatte der Magiſter dieſes Logis bezogen, als die Hausthür knarrte und Gilles Vangülpen

mit dröhnenden Schritten heranſtolperte. Hier war keine Zeit mehr, zu entfliehen. „Wo biſt Du denn, Barbara?“ rief der Doctor mit einer eilfertigen Geſchäftsſtimme.

Mit einer blaſſen Ueberraſchung auf dem erſchrockenen Angeſicht erſchien das arme Bärbchen.

„Einen Brief auf Poſtpapier hat mir ein alter Patron geſchrieben, eine Botſchaft von Gröningen an der Maas, daß eine ſchlimme Begebenheit ſein koſtbares Leben bedrohe, und er von mir offenherzigen Troſt erwarte. Der Glaube bringt die Seligkeit: ſeiner Einfalt ſoll geholfen werden. Herein, Paulus, Du morſches Vernunft-Ruder!“

Auf dieſen Zuruf trat die plumpe, unterſetzte Geſtalt eines Schiffers herein.

„Nimm dieſen Kaſten! er enthält das Arſenal des Todes, die Beſchwörungsformeln, die Klyſtier- und Preſſirmaſchine; ich werde Dir folgen mit meiner Piedeſtalfertigkeit!“

Der Kerl hob den Kaſten auf, und ohne die Maſſe der Weisheit, die er beherbergte, zu vermuthen, zog er ſeines Weges.

Noch ſtand Barbara in banger Verlegenheit, als Gilles über den zunehmenden Mond ſeiner Glatze eine friſch gewaſchene Schlafmütze ſtülpte, und ſeinen Abſchied durch verſchiedene Maaßregeln außer Gefahr ſetzte. „Höre, Barbara! Du und Deine Sorgfalt haben bisher meine Perſon beſchützt, und ich muß geſtehen, ich bin mit meiner Korpulenz zufrieden; aber in dieſer An-

gelegenheit, wo ich Haus und Hof verlaſſe, einer entfernten Beſtimmung zu folgen, was ſoll da aus meiner Kundſchaft, aus den periodiſchen Klienten werden, wer ſoll die Senſe ſchleifen, und wer die Prozente ziehen von den reifen Garben? Dich, die Dornroſe von Damals, habe ich erwählt zu dieſem Geſchäft, Du ſollſt der Schwindel-Fetiſch und das Fieber-Anathema ſeyn, Du ſollſt das Waſſer beſehen und den Alp vertreiben, und als ein arznei-vernünftiges Geſchöpf durch alte Weiberkuren berühmt werden; den Bart haſt Du, es fehlt nur ein Diplom, und das erſetzen Deine Runzeln."

II.

Die Entführung.

Vergebens hatte Barbara den Namen des Geliebten gerufen, ſeinen Schatten beſchworen, daß er ſein geheimes Quartier verlaſſe; ſie mußte annehmen: er habe ſein Heil durch irgend ein Fenſter gefunden, und befinde ſich wohlbehalten in ſeiner Dachheimath. Aber die Geſchichte wurde auf eine entgegengeſetzte Weiſe ausgeführt. Wilhelm hatte die Abweſenheit des Magiſters in Ueberlegung gezogen, und da die nahen Umgebungen ohne die geringſte Idylle waren, beſchloß er, ſeine Amourſchaft in das Romantiſche zu bringen und eine Entführung zu wagen. Thereſe war bald zu überſchwatzen; ſie wollten eine Inſel in Beſitz nehmen, ein-

ſam gelegen und etwas ohne Kultur, wo Milch und Honig fleuße, und dort ein zweites Arkadien gründen. Er hatte ſchon früher einen eifrigen Nebenbegriff mit der Kaſſe ſeines Vaters verbunden, ſo daß ſeine Kenntniſſe von der Verminderungs-Theorie nur zu loben waren; und weil zwei Menſchen hier das Ferſengeld bezahlten, mußte der Beſchluß dieſer Anleihe ſehr herzhaft ausfalle .

12.

Die Abreiſe.

Der Wind blies in die Segel, die Ruder waren beſorgt, das Fahrzeug von der Stelle zu bringen, und wie ein Pfeil glitt der Kahn dahin über die plätſchernden Wellen. „Nur zugefahren, Paulus! jeder Ruderſchlag ſoll Dir kleine Münze bringen!“

„Muß ich denn durchaus an dieſe Verheißung glauben?“ fragte der Schiffer, und ließ den Kahn gegen das Ufer treiben.

Gilles zog die Mütze tiefer über die Ohren, und ſtopfte ſich eine friſche Pfeife. Plötzlich blieb das Fahrzeug ſtehen und durch das Anprallen erhielt der Doctor einen Stoß, der ihn ohne Complimente zu Boden warf. „Wir ſind auf den Sand gerathen!“ klagte Paulus, und half dem Gefallenen wieder auf die Füße. Was war da anzufangen? — Monheer tobte und haranguirte,

aber er hatte Eile, und der Kahn wollte nicht mehr flott werden. Er mußte zuletzt aussteigen, und durch das Waſſer bis an das Ufer waten, wo er in dem nahen Dorfe ein klepperiges Roß nahm und ſeine Reiſe fortſetzte.

13.

Die benutzte Gelegenheit.

Als der Kahn am Morgen wieder Fahrwaſſer gewonnen hatte, fuhr Paulus in einem Zuge bis gegen Geiſteren, wo er zwei Paſſagiere und einen Koffer fand, die ebenfalls nach Gröningen wollten. Es waren Wilhelm und Thereſe, die hier einſtiegen, und die Gefahren des Waſſers erprobten. Der Schiffer erhielt einen doppelten Lohn, und die Träger, über dieſe freigebigen Ausſichten ganz außer Faſſung, ergriffen in der Dunkelheit nicht den Koffer, ſondern den Kaſten, den ſie mit einer haſtigen Dienſtfertigkeit den Flüchtlingen nachtrugen.

In dem Wirthshauſe, wo ſie eingekehrt waren, entſtand gegen Morgen ein gewaltiger Lärm. Auf der Treppe hörte man die Stimme des Doctors, das Toben kam näher, und mit dem Ausrufe: „Mein Kaſten, mein Kaſten! einen Koffer für meinen Kaſten!“ ſtürzte er in das Zimmer und auf das verlorene Eigenthum, auf das geraubte Vließ zu.

Und was ſahen ſeine Augen, ohne blind zu werden, als er den Deckel aufheben wollte, um ſich von der Vollſtändigkeit des Inhalts zu überzeugen?!

14.

Beſchluß.

Blaß und abgehärmt entſtieg der Magiſter ſeiner Reiſegelegenheit, und mit bebenden Lippen lispelte er: „Guten Morgen, meine Herrſchaften!“ —

Wilhelm wußte in ſeiner abgekürzten Verſchlagenheit keine Worte zu finden für dieſes Zuſammentreffen, aber des Doctors Verwunderung ging bald in Eifer und Antheil über. „Wie ſind Sie als Staubfaden in dieſen Kelch gerathen, wie haben Sie es mit der Fortſetzung des Lebens gehalten?“

Anfangs hörte der Magiſter nicht auf dieſe Fragen; er dehnte die Arme und hüpfte mit froſchſchenkeligen Schritten die Stube auf und ab. Endlich nahm er das Wort: „Monſieur Wilhelm! wie es der Anſchein vermuthen läßt, haben Sie die frühzeitige Abſicht, ein Mitarbeiter an der Population zu werden, und dieſem Unternehmen muß ich dermalen meinen Beifall verſagen. Was mich betrifft, Mynheer Vangülpen, ſo habe ich an meinem geſunden Körper die Kraft und Wirkung Ihrer Arzneien verſucht; ich bin auf dieſer Reiſe eingedrungen in die geheimen Appartements der Wiſſenſchaft,

und werde in kurzer Zeit Dero Haushälterin mit meinem Namen belehnen und ſo unter Hygiea's Auſpizien daſſelbe Gewerbe anfangen!"

Wilhelms Gluth war bereits zu Kohlen geworden, aber Thereſe klagte, und wollte in der Desperation aus dem Fenſter in die vorbeifließende Maas ſpringen. „Sieh Dich zufrieden, Du Ariadne aus Venlo!" tröſtete Gilles; „mir fehlt für die Zukunft daheim eine Regentin; willſt Du den verlaſſenen Thron einnehmen, ich werde Dir das Zepter, den klirrenden Schlüſſelbund übergeben!" —

„Angenommen!" rief Thereſe wieder mit fröhlichem Muthe — „aber auch beſchwören müſſen Sie dieſen Vorſchlag!" und ſo hielt ſie ihm einen Pantoffel hin, den Gilles mit einer hoffnungsvollen Ergebungsmiene küßte und dabei ſehr zweifelhaft an ſeine Stirn fühlte.

Der Wirthin Töchterlein.

Von

E. Ferrand.

1.

dolf ſaß allein in der Weinſtube; vor ihm ſtand ein b geleertes Glas. Ein ſtilles Weh zuckte in ſeinen gen und ſchwamm in ſeinen feuchten Augen. Die ür öffnete ſich, Eduard trat in das Zimmer. Adolf ch ſchnell mit der Hand über ſein Geſicht, als wollte etwas wegwiſchen; der Andere bemerkte ihn nicht. uard forderte Champagner und ſchritt gedankenvoll der trübe erleuchteten Stube auf und nieder. Nach r Weile fiel ſein Blick auf Adolf.

Sie grüßten ſich und wechſelten einige gleichgültige rte.

Der Kellner brachte die Flaſche. Eduard rief nach m zweiten Glaſe und ſetzte ſich neben Adolf.

„Wir ſind uns ſchon manchmal im Leben begeg- " ſagte er, „und immer fremd an einander vorüber- hritten. Aber trotz Ihres zurückhaltenden Weſens lte ich mich längſt zu Ihnen hingezogen; es iſt mir daß uns heut der Zufall zuſammenführt."

Adolf erwiederte ziemlich verlegen einige Höflich- phraſen.

Mit dem Geſpräch wollte es nicht fort. Der Eine

ſah trübe vor ſich nieder, der Andere ſtarrte in ſein Glas und ſah die hellen Schaumperlen zerfließen. Die Gedanken der Beiden weilten an andern Orten.

„Wahrhaftig, es iſt ſeltſam!“ ſprach Eduard nach einer Weile vor ſich hin.

Adolf ſah ihn an.

„Sie werden mich vielleicht nicht begreifen,“ ſagte Eduard, „wenn ich Ihnen erzähle, was mir begegnet iſt, was mich eigen ergriffen hat. Wenn Sie mir zuhören wollen . . . doch Sie müſſen verzeihen, wenn ich weitläufig werde.“

Adolf neigte ſich höflich, aber theilnahmlos.

„Wenn ich in der Nacht nach Hauſe gehe,“ erzählte Eduard, „bleibe ich faſt jedes Mal eine Weile vor einer langen Gaſſe ſtehen, die von der Straße, ich weiß nicht, wohin führt. Sie können nicht glauben, welchen eigenen Eindruck der Anblick dieſer ſtillen, mondbeſchienenen Gaſſe auf mich macht. Da iſt Alles ſo ruhig und reinlich, eine Nachtigall ſingt vor einem nahen Hauſe; weiter hinten ragen Lindenbäume über die Dächer. Wenn ich ſo Nachts vor der Gaſſe weile, dann ergreifen mich ſeltſame Gefühle. Ich muß an die Straßen meiner Heimathſtadt denken, wo die Mädchen Abends vor den Thüren ſaßen unter den Lindenbäumen, während die Nachtigallen ſangen und der Mond hell auf die alterthümlichen Häuſer herabblickte. Und dann folgt ein Bild der Erinnerung dem andern. — Es wurde Abend, als ich heut an jener Gaſſe vor-

überkam, und ein Spiel wirrer Empfindungen ſtehen blieb. Mir war das Herz ſo erinnerungsvoll, und doch ſo erwartungsreich, ſo ahnungsſchwer. Es war mir, als wohne in dieſer Gaſſe Jemand, der mir innig herzverwandt ſei, den ich nur zu ſehen brauche, um ihn zu lieben. Während ich ſo in Gedanken ſtand, gingen zwei Männer an mir vorüber in die Gaſſe hinein.

„Das arme Kind!“ ſagte der Eine.

„So jung, ſo ſchön!“ murmelte der Andre.

Ich weiß nicht, was mich drängte, dieſen Worten zu horchen und den Beiden zu folgen.

Vor einem hübſchen kleinen Hauſe zögerten ſie, und traten in die offene Thür. Der Flur des Hauſes war erleuchtet. Mehrere Menſchen, beſonders Frauen und Kinder ſtanden gedrängt um einen Sarg, in dem ein junges Mädchen ruhte. Ich trat näher, während mein Herz unwillkührlich lauter zu ſchlagen begann, und ſah in ein ſchönes, bleiches Geſicht. Ein friſcher Myrthenkranz ſchlang ſich durch das dunkelblonde Haar, mit Blumen war das weiße Linnen beſtreut, das zurückgeſchlagen die Todte halb überdeckte. Ich weiß nicht, warum dies blaſſe Angeſicht mich ſo zauberhaft anzog. War es der klare Himmelsfriede, der aus dieſen auch im Tode engelſchönen Zügen ſprach? — Ich ſtand unbeweglich, ich konnte den Blick nicht abwenden von der Schlummernden, ich hörte nicht mehr das Flüſtern des Bedauerns und der Neugier mich umſummen — ein Gewirr von wunderbaren Gefühlen durchwogte meine

Bruſt. Der Schmerz und die Luſt der Liebe, die Wonne des erſten Erblickens und die Trauer um die Verlorene, ſchnell aufkeimende und im Keimen ſchon welkende Wünſche, das ſüße Sehnen erwachender Liebe und die wehmüthige Luſt des Entſagens ſchmolzen in einen wunderſamen Gefühlsſtrudel zuſammen, der bedrängend mein Herz überfluthete. Und als es ſich Luft zu machen ſuchte in Worten, da waren es die Worte unſres Dichters, die ich unwillkührlich vor mich hin ſprach:

„O daß Du geſtorben, Du ſchöne Maid!
Ich würde Dich lieben von dieſer Zeit.“

Wie lange ich dort geſtanden habe, ich weiß es nicht. Seit mehreren Stunden ſchon bin ich umhergeirrt in den Straßen, aber noch immer ſchwebt ihr Bild vor meiner Seele, noch immer bin ich wie von einem wunderſamen Traum befangen.“

Adolf hatte ihm mit ſteigendem Antheil, tief ergriffen zugehört: nun ſprach er leiſe:

„O daß Du ſchon liegſt auf der Todtenbahr'!
Ich hab' Dich geliebet ſo manches Jahr.“

Als ihn Eduard befremdet anſah, ſagte er: „Das Mädchen, welches Sie im Sarge ſahen, kannte ich. Ich wohne in jenem Hauſe, ſie iſt die Tochter meiner Wirthin.“

Eduard faßte bewegt ſeine Hand, und ſchaute ihm ſtumm ins Auge. Ohne Worte verſtanden ſie ſich. Die beiden jungen Männer, die ſich bisher nur ſelten

und flüchtig geſehn hatten, waren in dieſem Augenblick Freunde geworden. Sie ſaßen noch lange beiſammen in ernſtem Geſpräch, und ſchieden mit dem Verſprechen, ſich bald wieder zu ſehn.

2.

Es war eine dunkle Nacht. Aufgeregt vom Wein ſchritt Adolf durch die einſamen Straßen. Der Luftzug ſpielte kühlend um ſeine heißen Wangen, und umwehte ihn mit dem Duft des blühenden Flieders, deſſen Büſche dunkel über die Gartenmauern ragten.

Adolf murmelte leiſe vor ſich hin, mit geſenktem Kopf vorüberſchreitend: „Es iſt Frühling — Alles grünt und blüht . . . ſie ſieht es nicht.“

Sein Herz war drückend voll.

Er ſtand vor ſeiner Hausthür. Wie er den Schlüſſel hervorzog, pfiff in der Ferne der Wächter.

„Schon Mitternacht!“

Als er in den Hausflur trat, drang ihm ein ſchwüler Duft entgegen, in den ſich der widrige Geruch der ſchwarzen Sargfarbe und der Rauch verbrannter Wachholderbeeren miſchten; er glaubte für einen Augenblick das glänzende Schwarz des Sarges und die blanken Blechbeſchläge durch das Dunkel matt leuchten zu ſehen. Die Thür fiel ſchallend hinter ihm in's Schloß; er ſtand in dichter Finſterniß. Verwirrt, mit unſichern Schritten, ging er über den Flur — jäh ſchrak er zu-

rück . . . er hatte an eine Ecke des Sarges geſtoßen. Wie er weiter tappte, rauſchte es knitternd neben ihm .. er hatte das über den Sarg vorhängende Leichengewand oder die ſtarren Kiſſen geſtreift. Bebend ſtand er an der Treppe und ſtieg faſt unhörbar, als ſcheue er ſich, die Todte zu erwecken, die erſten Stufen empor; doch ſich beſinnend, ſeufzte er tief, und ſchritt nun mit raſchem Gang die hallende Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer.

Er warf ſich auf den Sopha, und ſtarrte lange in die bläuliche Flamme des trübe brennenden Lichtes. Dann ergriff er ein Buch und verſuchte zu leſen. Bald aber ſprang er auf und ging einige Male im Zimmer auf und nieder.

„Ich will ſie noch einmal ſehen! Morgen wird ſie begraben, und nur wenige Augenblicke dürften mir dann vergönnt ſein.“

Er nahm den Leuchter, und ſchritt aus der Thür. Nachdem er das Licht oben auf einen Pfeiler der Treppe geſtellt hatte, ſtieg er leiſe die Stufen hinab. Er ſtand neben dem Sarge, und hob die leichten Decken, welche die Todte verhüllten. Das Licht warf von oben trüben Schein auf das blaßſchöne Geſicht, über das eine unbeſchreibliche Ruhe ausgegoſſen lag.

„Ich hab' Dich geliebet ſo manches Jahr!“ wiederholte Adolf leiſe. Starr betrachtend ſtand er eine Weile; dann zog es ſich heiß in ſeinen Augen zuſammen, und in heftiger Bewegung ließ er den Kopf

auf das Geſicht der Todten ſinken, deſſen Kälte ihn eiſig durchſchauerte.

Als er ſich wieder aufrichtete, ſchien er ruhiger; ſein Schmerz war milder, und die tiefe Ruhe der Todten durchhauchte ſchlummerkühl ſein Herz. So ſtand er lange, das Haupt geſenkt, mit erinnerung-durchwogtem Hirn; allerlei Bilder aus früheren Tagen gingen an ſeinem Geiſt vorüber, bald bleich-verworren, bald erſchreckend-deutlich. Er dachte an Vorfälle ſeines Lebens, deren er ſeit Jahren nicht gedacht hatte, und wußte ſich keine Rechenſchaft zu geben, warum ihm gerade jetzt ſolche gleichgültige Dinge in den Sinn kamen. Und dieſe Dinge vermiſchten ſich wieder mit Traum- und Phantaſiegebilden, mit Nie-Erlebtem, das aber jetzt plötzlich ſo lebenswahr vor ſeine Seele trat, als wäre es mehr als Traum. Der erregte Geiſt geſtaltete Bild auf Bild, und wirbelte ſie wieder ineinander; auf allen dieſen verſchiedenartigen Gebilden lag aber ein dunkles Etwas, ein heimlicher Schatten der Trauer, und doch war ihm ſo hell-ruhig, als hätte ſich der Himmel ſeiner Seele aufgeklärt, und ihm ſchien, als könne er nun ſo ganz ohne Wunſch und Trauer ſtill durch das Leben gehen.

Ein leichtes Geräuſch, ein tiefer Seufzer weckte ihn aus ſeinen Träumen, er blickte auf — ſie ſaß aufgerichtet im Sarge, und ſtarrte mit großen, glanzloſen Augen durch die Dämmerung nach ihm hin. Er zuckte zuſammen — was ihn ergriff, es war nicht

Schreck, nicht Freude; es war ein Starrkrampf des Geiſtes, ein unbeſchreibliches Gefühl, das die Gedanken ſeines Hirns und das Schlagen ſeines Herzens jäh verſtummen machte.

Wie die Erwachte jetzt durch den Schleier des Traumes die Wirklichkeit ſah oder zu ſehen meinte, da mochte ihr Alles ein düſterer Traum, aber nur ein Traum ſcheinen, und mit einer ſchlaffen Ruhe in den Zügen ſenkte ſie den Kopf wieder auf das Kiſſen.

„Sie lebt!“ zitterte es durch ſein Herz, und der Ruf: „Clara!“ riß ſich von ſeinen Lippen.

Sie fuhr empor, und ſah mit hellerem Auge umher.

„Wie iſt mir denn?“ murmelte ſie, „wo bin ich?“

Sie ſah — ſie ſtieß einen Schrei aus, und ſank beſinnungslos zurück.

„Du lebſt!“ —

Er lag neben dem Sarge auf den Knien.

Da öffnete ſich die Stubenthür; eine alte Frau mit grauweißem Haar trat im Schlafkleid, eine Nachtlampe in der Hand, heraus, und ſah ängſtlich forſchend umher.

Ihr Auge ruhte in ſtaunendem Schrecken auf der Ohnmächtigen, auf dem Knienden. Er hob halb außer ſich die Hände empor und jauchzte: „Sie lebt!“ —

3.

Am andern Morgen trat Eduard ſchon früh in das Haus des Tiſchlers, bei dem Adolf wohnte; auf der Straße ſtanden mehrere Leute in einzelnen Gruppen, emſig ſprechend und auf das Haus deutend. Eduard war befremdet, den Sarg nicht mehr auf dem Hausflur zu finden.

„So komm' ich zu ſpät, um Dich noch einmal zu ſehen!" ſprach er ſchmerzlich. Da öffnete ſich eine Stubenthür, eine Frau trat heraus, die Thür ſchloß ſich wieder. Er hatte zufällig einen Augenblick in das Zimmer geſehen, und ſtand verwirrt und betäubt.

„Träum' ich denn?" murmelte er endlich, nach Adolfs Wohnung emporſteigend.

Adolf kam dem Eintretenden mit leuchtendem Blick entgegen.

„Ich weiß nicht," rief Eduard, „bin ich wahnſinnig, oder neckt mich ein böſer Geiſt mit trügeriſchen Gebilden. Meinte ich doch eben, als ich in's Haus trat, die Todte, bleich, aber lebend, in dem einen Zimmer auf dem Sopha ſitzen zu ſehen; aber ſo deutlich, daß ich mich noch zweifelnd frage, ob ich bei Sinnen bin."

„Sie haben ganz recht geſehen — Clara lebt!"

„Sie lebt!"

Adolf erzählte.

„Und was befremdlich genug iſt," ſchloß er, „Clara's Erwachen hat bei ihren Eltern nur eine mit Grauen gemiſchte Freude erwecken können. Sie betrachteten ſie mit bangen, zweifelhaften Blicken. Daran iſt beſonders eine ſteinalte, halb blödſinnige Frau, Clara's Großmutter, Schuld. Sie kam dazu, als die Scheintodte eben erwacht war; doch ſtatt Freude zu äußern, ließ ſie ſich kaum bewegen, der Neubelebten einige Hülfsleiſtungen zu erweiſen, während ich die Aeltern weckte. Heute hat ſich die abergläubiſche Alte in dunkeln Worten gar ſeltſam ausgeſprochen. Sie meint: daß Clara wieder erwacht ſei, würde ihr und Andern zum Unglück werden; der Tod ließe Keinen wieder los, der ihm einmal gehöre, und wenn es auf kurze Zeit geſchähe, ſo habe das immer ſeine Urſachen, und dergleichen Reden mehr. Die Aeltern glauben nun wohl das tolle Zeug nicht, doch ſehen ſie dabei ernſthaft genug aus. Das arme, kaum wieder ganz zu ſich gekommene, noch von den Schauern des Grabes durchbebte Mädchen ängſtigt ſich aber, und ihr ſcheint zu grauen vor dem Leben wie vor dem Tode."

Eduard hatte wenig von Adelfs letzten Worten gehört. „Clara lebt!" wiederholte er.

Adelf ſah ihn an; ihre Blicke begegneten ſich. Stumm ſaßen ſie ſich eine Weile gegenüber. Was ſie geſtern ſo ſchnell verband, ſchien jetzt ſtörend zwiſchen ſie zu treten. Doch bald ſchwanden wieder die Schatten von dem Geſicht eines Jeden vor dem Sonnen-

ſtrahl der Freude, die beider Herzen durchleuchtete. Die Freunde ſchieden nicht minder herzlich von einander als geſtern.

4.

Ein einfaches Zimmer — ſchlechte Bilder an der Wand — Meubles, die vortheilhaft gegen die grob angeſtrichenen Wände abſtechen — am Fenſter blühende, wohlgepflegte Blumen. Das Licht des Mondes erhellt halb das einfache Stübchen, und begrenzt ſcharfe Schatten. An dem Ofen ſitzen in mondlichem Dämmerlicht Zweie — er hat ihre Hand gefaßt, ſie ſenkt das blaue Auge.

„Ach, Du liebſt mich doch nicht. Das weiß ich wohl."

Er war eben aus einer luſtigen Geſellſchaft gekommen, und ſprach ziemlich aufgeregt: „Du zweifelſt, Clara? Wie thöricht ſeid ihr Weiber. Vom Manne verlangt ihr, daß ſein Gefühl ſich ganz auf dieſelbe Weiſe äußere, wie das eure. Euch iſt die Liebe Alles; in ihr iſt euer ganzes Leben umgrenzt und abgeſchloſſen. Wir aber, wenn wir über die erſten Gefühlsſchwärmereien hinaus ſind, ſehn nicht bloß immer und immer die Geliebte allein, ſondern auch die Welt, in der wir leben, die Welt, in der wir glücklich ſind. Du biſt nun verſtimmt, und deuteſt mir es übel, daß ich heut, während Du mich erwartet haſt, in einem heitern

Kreiſe verweilte. Du begreifſt nicht, daß auch dann, wenn ich unter muntern Freunden bin, wenn der Geliebten die Gläſer klingen in jauchzendem Toaſt und lauter die vollen Herzen ſchlagen, daß auch dann Dein Bild mir nahe iſt, und der Gedanke an Dich ſich ſüß durch all die Blumen der Freude flicht, die dann vor der lächelnden Seele aufknospen. Oder wenn ich allein, nur in der Geſellſchaft meiner Phantaſien, beim vollen Glaſe ſitze — dann treibt das Herz ſeine ſchönſten Blüthen, dann träumt es ſeine ſüßeſten Liebesträume. Ihr Weiber aber denkt: Mein Gott, er trinkt ſchon wieder!"

Sie neigte ſich zu ihm.

„Vergieb mir," ſagte ſie begütigt, „ich glaube Dir ja, und nur zuweilen iſt mir's, als liebteſt Du mich doch nicht ſo recht, ſo nicht, wie ich Dich liebe. Sieh, Du biſt ganz anders, wie ich mir ſonſt einen Liebhaber gedacht habe. In den Romanbüchern, die mir Jettchen zuweilen geborgt hat, da ſind die Männer ganz anders. Da thun ſie Alles, da beſtehn Sie die ſchrecklichſten Gefahren, bloß um mit der Geliebten ein Weilchen ſprechen zu können. Du aber kannſt kommen, wann Du willſt. Dem Vater fehlt die Zeit, ſich um uns zu bekümmern, die Mutter hat nichts gegen unſre Liebe, und die alte Großmutter höchſtens ſchüttelt ſchweigend den Kopf, oder Georg ſieht uns mit hämiſchen Blicken an."

„Georg?"

„Der Geſelle. Er hat ſchon vor einem halben Jahre um mich gefreit, aber ich mag ihn nicht. Um keinen Preis hätt' ich ihn genommen."

„Es iſt wohl noch Einer, der mein Kommen nicht ſonderlich gern ſieht."

Leicht erröthend ſagte ſie: „Du meinſt? . . ."

„Du weißt, wen ich meine. Hat er Dir nie näher geſtanden als jetzt, war er Dir nie mehr als Freund? Ich frage Dich ernſt, Clara."

„Gewiß nicht, Eduard, gewiß nicht. Ich war noch ein halbes Kind, als er zu uns zog. Er machte ſich viel mit mir zu ſchaffen, er gab mir Unterricht, er trachte meinen Geiſt auszubilden — o ich bin ihm vielen Dank ſchuldig. Er iſt ein trefflicher Menſch, ſo ſtill und beſcheiden, und dann wieder ſo ernſt, ſo feſt."

Sie ſenkte das Auge.

„Ich glaube, er hat mich geliebt," fuhr ſie leiſer fort. „Und das macht mich jetzt bedrückt in ſeiner Gegenwart, und mir quillt das Herz, wenn er mich zu Zeiten ſo wehmüthig ernſt mit ſeinem dunkeln Auge anſieht. — Ich meine auch," ſetzte ſie zögernd hinzu, „daß mein Herz ſich wohl allmählig zu ihm geneigt hätte; ich war ihm ſchon recht gut — da kamſt Du!"

Sie ſchlang die Arme um ſeinen Nacken.

„Clara! Meine Clara!" —

Nach einer Weile ſagte er: „Erſchrick nicht, Clara, wenn ich Dir ſage, daß ich Dich auf einige Zeit verlaſſen werde."

„Du — mich verlaſſen?“

„Ja, Clara. Aber bald kehre ich wieder, um Dich nie mehr zu verlaſſen. Ich bin vor wenigen Tagen mündig geworden nach unſern Geſetzen, und nun mein eigener Herr. In dieſer Woche noch will ich mich auf den Weg nach der Heimath, machen, meine Vermögensumſtände zu ordnen und meinen Vater mit meiner Liebe zu Dir bekannt zu machen. Wenn ich wiederkehre, wirſt Du mein Weib.“

„O mein geliebter Eduard! So bald ſchon! Ich kann es kaum glauben. Denke nicht, daß ich je an Dir gezweifelt habe — ich nicht! ich nicht! Aber die Leute reden, Du würdeſt zuletzt doch nichts von mir wiſſen wollen, und auch der Vater und die Mutter ſagten das oft — Ach! und um der Großmutter willen iſt es mir beſonders lieb, daß ich jetzt ſchon Deine Frau werden ſoll. Die ſieht mich ſeit jener ſchrecklichen Nacht immer ſo ſeltſam und faſt feindlich an mit ihren halbblinden Augen, und iſt gar nicht mehr gegen mich wie ſonſt. Sie meint immer, ich wäre nur ins Leben zurückgekehrt zu meinem Unglück. Nun aber wird ſie ſehen, wie alle ihre böſen Ahnungen nicht erfüllt werden. — Ich bin ja ſo glücklich!“

Sie ſchmiegte ihr Köpfchen koſend an ſeine Bruſt.

„Und wie Jettchen ſich ärgern wird,“ rief ſie dann wieder, „und Müllers Emilie! die gönnten Dich mir nicht, und ſahen immer ſo ſpöttiſch, wenn ich von Dir ſprach. Die Eine kann noch lange warten auf einen

Bräutigam, und die Andere ſich noch lange ſchleppen mit ihrem Studenten. — — Aber Dein Vater, Eduard, wird er auch zufrieden ſein mit unſrer Liebe, wird er freundlich mich armes Mädchen aufnehmen?“

Er runzelte die Stirn, und zwang ſich zum Lächeln.

„O gewiß! Wie ſollte er nicht? — Du wirſt, Du mußt mein werden, wenn das Loos auch nur beſcheiden iſt, das ich jetzt Dir bieten kann.“

„Ich habe ja Dich!“ rief ſie innig, und fuhr gleich darauf fort: „Und am Hochzeittage, da werd' ich ſchön ſein — ein weißes Atlaskleid mit Blonden — und der Kranz — und die ſchöne Kette, die Du mir geſchenkt haſt — Ach, Eduard! Eduard!“ —

So plauderte ſie bunt durcheinander im Rauſch der Freude, und entzückt ſah er in ihr lieblich gerötetes Angeſicht, das die Lichter des Mondes ſüß verklärend umwoben.

Da knarrte die Hausthür.

„Die Aeltern kommen,“ rief ſie. „Darf ich ihnen gehen . . .“

„Jetzt nicht! Noch nicht! Vor meiner Abreiſe werde ich mit Deinem Vater ſprechen.“

Die Thür öffnete ſich. Mürriſch befahl der Vater, Licht anzuzünden, und ging, Eduard's Gruß kaum wiedergrüßend, in ſeine Kammer. Auch die Mutter ſah gewöhnlich die Beiden an. Nach wenigen Worten entfernte ſich Eduard; doch ſtatt wie gewöhnlich nach Hauſe oder in luſtige Geſellſchaft zu gehen, ſtieg er die

Treppe nach Adolfs Zimmer hinauf. Adolf ſaß am Schreibtiſch, und ſah dem Kommenden verwundert entgegen.

„Du kommſt einmal wieder? Es iſt lange her, daß Du nicht bei mir warſt.“

„Ich muß doch ſehen, was Du machſt; Du kommſt ja gar nicht mehr herunter zu Clara. — Aber ich bitte Dich, gieb mir etwas zu trinken — iſt das Rum in der Flaſche da? Die Abende werden ſchon kühl, mache mir ein Glas Grog.“

Während Adolf ſchweigend die Thermaſchine füllte, ſagte Eduard: „Biſt Du mir böſe, Adolf? Es iſt wahr, als ich durch Dich Clara kennen lernte, da waren wir faſt beſtändig beiſammen, und jetzt treffen wir uns nur ſelten und flüchtig. Sieh, das iſt aber ſo natürlich. Als wir Beide noch unbegünſtigt um Clara warben, da verbrüderte uns das gleiche Schickſal faſt noch mehr, als unſere ſchnell entſtandene Freundſchaft. Es iſt wahr, ich kam nicht ſelten weniger um Deinetwillen, als um die ſchöne Tochter Deiner Wirthin zu ſehen, das aber wird der Freund dem Liebenden verzeihen. Jetzt nun, wo ich glücklich bin in Clara's Liebe, vermeide ich oft, Dir zu begegnen, wie Du mich vermeideſt; denn wie es dem Unbeglückten peinlich iſt, einem Glücklichen zu ſehen, ſo peinigend iſt für den Glücklichen der Anblick eines nicht Glücklichen, beſonders wenn der Eine glücklich iſt auf Koſten des Andern. Auch biſt Du für einige Zeit ſo ſeltſam, ſo kurz und ſcheu

gegen mich, ich weiß nicht, warum. Ich habe ja Clara's Herz Dir nicht geraubt, ich habe es errungen, offen und ehrlich werbend gleich Dir."

Adolf trat vor ihn hin.

„Clara liebt Dich — sei glücklich! Ich zürne nicht. Aber sprich offen und ehrlich: was soll aus dieser Liebelei werden? Du bist leichten Sinnes; schon jetzt, ich weiß es, füllt die Liebe nicht Dein ganzes Herz. Dein Verhältniß zu Clara hat sich ernst gestaltet, längst spricht man über Dich und sie, ihr Ruf leidet. — Hast Du schon an die Zukunft gedacht, Du, der fast nur dem Augenblick zu leben scheint?"

„Das hab' ich," antwortete Eduard unbefangen. „Wie kannst Du daran zweifeln. Eben hab' ich Clara gesagt, daß ich in wenigen Tagen abreise, um mit meinem Vater zu sprechen, und daß ich bald wiederkehren werde, um hier, meinem Jugendleichtsinn Valet sagend, meinen Heerd zu bauen und sie heimzuführen als mein [illegible] Weib."

Adolf sah ihm scharf in die Augen.

„Ist das Dein fester Entschluß?"

„Er ist's! Jetzt aber laß uns anstoßen — meine Braut soll leben!"

Er füllte rasch zwei Gläser. Adolf aber umarmte ihn heftig.

„Nun ist es gut, nun ist Alles gut! Was ich auch einst hoffte und träumte, von ganzem Herzen wünsch' ich doch: seid glücklich. Vielleicht werde ich

glücklich ſein in Eurem Glück. Vergieb mir! Ich dachte, Du könnteſt . . . Nichts mehr davon — vergieb mir!"

5.

Einige Monate waren vergangen. Adolf trat, im Begriff auszugehen, aus ſeinem Zimmer. Schon auf der Treppe hörte er in der Wohnung des Tiſchlers großen Lärm; Fluchen und Weinen und Schimpfworte drangen an ſein Ohr. Er blieb unwillkührlich ſtehn; da ward die Thür aufgeriſſen, und mit ergrimmtem, zerrerbten Geſicht ſtürmte der Tiſchler, ohne ihn zu grüßen, an ihm vorüber. Adolf hatte Clara's weinende Stimme vernommen und öffnete raſch die Thür.

„Daß ich das an Dir erleben mußte!" rief die Mutter, die blaß und verſtört ausſah.

Clara war auf das Bett geſunken, und barg unter krampfhaftem Schluchzen das Geſicht in die Kiſſen. Die Arbeitsjacke und das Schurzfell des Tiſchlers lagen auf dem Boden; einige Stühle waren umgeworfen.

„Was geht hier vor!" fragte Adolf betroffen umherblickend.

„Ach, mein armes Kind! Der Schändliche, daß er jemals in unſer Haus gekommen iſt!"

Adolf fragte nicht weiter. — Er konnte auch nicht ſprechen; tiefer Schmerz und jäh aufflammende Wuth, trauernde Wehmuth und tödtlicher Grimm wirrten in

ſeinem Herzen durcheinander, und erſtickten jedes Wort auf ſeinen Lippen. Die Mutter lief während deſſen im Zimmer umher, und klagte und eiferte, bald ihre Tochter, bald Eduard anklagend.

„Daß Du uns dieſe Schande gemacht haſt! Wärſt Du doch lieber todt geblieben damals, es wäre beſſer geweſen.“

„Habe ich's nicht geſagt?“ ließ ſich eine dumpfe, zitternde Stimme hören. Die Großmutter hatte ſich in ihrem Lehnſtuhl aufgerichtet, und ſah mit ſtarrem, todten Blick nach Clara hin.

Die Mutter war vor Adolf ſtehn geblieben.

„Und Sie haben auch keinen Brief von ihm erhalten, als den einen?“

Adolf raffte ſich zuſammen, und antwortete ſcheinbar gefaßt: „Keinen, als damals, wo er uns gleich nach ſeiner Ankunft in der Heimath die Krankheit ſeines Vaters anzeigte.“

„Aber was ſollen wir nun thun? — Mein armer Kopf iſt ganz verwirrt. Sprechen Sie, rathen Sie doch!“

„Ich werde für Sie handeln!“ ſagte Adolf feſt, und verließ mit einem ſchmerzlichen Blick auf Clara, die bleich, mit geſchloſſenen Augen faſt regungslos lag, die Stube.

Nachdem er lange in großer Aufregung in ſeinem Zimmer auf und ab gegangen war, ſchrieb er, äußerlich ruhig, einen Brief.

6.

„Du forderſt mich zu einer offenen, einfachen Erklärung meines Betragens auf, das Du in heftigen Ausdrücken verdammſt, das auch ich, um aufrichtig zu ſein, nicht ganz vor mir entſchuldigen kann. Höre, was ich Dir zu ſagen habe, nicht, weil Du dieſe Erklärung in drohenden Worten forderſt, ſondern weil es mir ſelbſt ganz genehm iſt, Dir das mitzutheilen, womit ich mich ſo ziemlich vor mir ſelbſt rechtfertige.

„Ich lernte ein junges Mädchen kennen, das mich durch Jugendanmuth, und mehr noch durch das ſeltſame Geſchick anzog, welches die Tode, auf der trauernd und bewundernd meine Blicke weilten, der ich im Leben nahe geſtanden zu haben wünſchte, plötzlich wieder in's Leben rief. Ich lernte ſie lieben — und ſie liebte mich. Zu ſchnell ergab ſich mir ihr Herz, das fühl ich, zu ſchnell für mich; denn ich bin ſo ein Thor, der nur langſam und voll Mühe Errungenes lange hochſchätzt. Nenne mich einen Narren — Du magſt Recht haben; ich kann aber nicht anders. Ich glaube, ich würde dem in meinem Wege liegenden Goldklumpen ein Geringes vorziehen, das ich mit Mühe oder Gefahr, ja ſelbſt mit Verbrechen errungen hätte. Tadle nicht, ſprich nicht klug; jeder nicht ganz alltägliche Menſch hat wohl eine Seite, die ihn in den Augen Anderer und in manchen Stunden in ſeinen eigenen Augen thöricht und ſeltſam erſcheinen läßt.

„Sie ſollte mein Weib werden, das war mein Wille, mein Entſchluß. Dieſer Vorſatz kann mich nicht rein ſprechen, aber doch meine Schuld mildern. Ich reiſte nach meiner Heimath mit dem feſten Entſchluß, meinem Vater meine Liebe anzuzeigen, und ihm zu eröffnen, daß ich geſonnen ſei, nächſtens zu heirathen. Mein Vater war ein harter, ſtarrer, ſtolzer Mann, und hatte mich nie anders, als hart und ſtarr und ſtolz behandelt. In ſeinem Hauſe war ich der kaum Beachtete, der Zurückgeſetzte, der Ausgeſtoßene — der Himmel weiß, warum. Und ſelbſt, als meine bevorzugten Brüder beide raſch nach einander geſtorben, und ich der Letzte war eines alten Patriziergeſchlechts, ſelbſt da neigte mein Vater ſich nur widerſtrebend zu mir, und mir war's, als ließe er bei meinem kleinſten Fehl den Schmerz über meiner Brüder Tod verdoppelt an mir aus. Die Blume der Kindesliebe welkte und verkam unter dem eiſigen Blick meines Vaters: und mein dem ſeinen vielleicht nicht unähnlicher Geiſt bewahrte treu das Gedächtniß ſo mancher unverſchuldeten Wehthat.

„Meine früh geſtorbene Mutter hatte mir ein kleines Vermögen hinterlaſſen, das wenigſtens genügte, mir von einem beſcheidenen Platz im Leben die Sorge fern zu halten. Ich wollte mit kecker Stirne vor meinen Vater treten, ja, ich freute mich unkindlich darauf, ihm durch Ein Wort Alles zu vergelten, was ich gegen ihn — einen Speicher des Haſſes — grollend geſam-

malt hatte. Ich wußte, daß ihn mein Entſchluß, ein armes, niedriges Mädchen zu freien, tief verwunden würde; denn der Stolz jener Patrizier in reichen Handelsſtädten übertrifft oft noch weit den Stolz des Adels.

„Mit einem Herzen voll Groll trat ich in mein väterliches Haus — und ſtand am Siechbett meines Vaters. Schwer erkrankt, zum Tode krank lag er da. Wie war er verwandelt, ſeit ich ihn nicht geſehen. Schwach, gebrochen lag der ſonſt ſo ſtarke, feſte Mann vor mir. Auf eine halb kindiſche Weiſe empfing er mich, aber zum erſten Male war es doch ein Vater, der mich empfing. Was ich ihm ſagen wollte, ich hatte es vergeſſen; ich ſchwieg. Wenige Tage vergingen, und mein Vater — der Mann, den ich jetzt zum erſten Male von Herzen meinen Vater nannte, war geſtorben. In ſeinen letzten Stunden hatte er geſühnt, was er durch zu große Strenge vielleicht an mir verſchuldet — ein Vater ſchied von ſeinem Sohne — und keine erheuchelte Thräne fiel auf das bleiche Angeſicht des Todten.

„Und nun? — — Mein Vater war reich, reicher als ich je gedacht hatte — ein weites, glänzendes Leben lag plötzlich prangend vor meinen trunkenen Augen — wie ein beklemmender Schleier fiel es von meinen Blicken. Mit einem Mal war ich ein ganz anderer Menſch geworden; tauſend Wünſche und Hoffnungen, die ich nie gekannt, regten ahnungsſelig ihre Flügel. Verlöſcht war plötzlich ein Name, den ich für

Ewigkeiten in mein Herz gegraben glaubte. Gegenüber ſtand ich einer unendlichen, tauſendfältig lächelnden, blühenden, wonnigen, mit hundert liebesarmen winkenden Welt — ich konnte zu mir ſagen: dieſe Welt iſt Dein; Du kannſt all' ihre Schöne, all' ihre Wonne um Dich aufhäufen, Du kannſt Dich berauſchen in ihren zahlloſen Reizen, oder ſie mit Füßen treten, wie es Dir beliebt, wie es eine flüchtige, wüſte Laune will — und das iſt vielleicht der höchſte Genuß. Ich bin reich — ich bin frei! —

„— Mein Vater hatte mir die Tochter eines ſeiner Geſchäftsfreunde zur Gattin beſtimmt; mir iſt, als wär' es meine Pflicht, mich jetzt ſeinen Wünſchen zu fügen, denen ich trotzendes Verneinen entgegen ſetzte, ſo lange er mir nach meiner Meinung unväterlich begegnete. Wie iſt ſie ſo ſchön geworden, ſeit ich fern war!

„Was Clara betrifft, ich will für ſie ſorgen, ich will reichlich für ihr Kind ſorgen, wenn es ſo iſt, wie Du mir ſchreibſt. Gelöſt ſei ein Verhältniß, das auf mehr als eine Weiſe ein Mißbündniß war. Du wirſt mich verdammen, und ich würde mich früher ſelbſt verdammt haben, wäre ich damals einer ſolchen Handlung fähig geweſen. Aber jetzt, wo ich reich bin, ſcheint mir mein Betragen ganz natürlich und entſchuldigt. Das iſt der böſe Zauber des Reichthums, daß er nicht bloß das Auge, ſondern ſelbſt das Auge des Gewiſſens blendet. — Die gute Clara! Möge ſie mich vergeſſen! Möge

sie mich selbst hassen oder verachten! So weh mir das thun würde, so muß mir doch Haß und Verachtung leichter zu ertragen sein, als resignirendes Verzeihen; denn ich weiß, was ich nach ihrem Gefühl verdient habe. Möge sie noch glücklich werden — mit mir wäre sie es nicht geworden. Sie ist so gut, so schön! — Still, still, mein Herz! Ich darf sie nie wieder sehn.

„Uebermorgen reise ich. Fragst Du, wohin? Ich weiß es nicht. In die Welt hinein! Ich will nicht reisen, um fremde Länder und Städte, oder schöne Gegenden, oder Gemälde und Statuen, oder berühmte Männer kennen zu lernen — nur das Leben will ich aufsuchen, das Leben in seinen verschiedensten Gestalten. Des Lebens Wellen sollen mich überstürzen, freudekräftig will ich mit ihnen ringen, bis sie den ermüdenden Schwimmer leise zurückspülen zur Heimat, wo er dann befriedigt ausruhen mag von den Wirbelstürmen der Jugend. Jetzt aber will ich lernen zu leben.

„Ueber den drohenden Ton Deines Briefes will ich hinwegsehen. Bist Du gesonnen, die Rolle eines Tugendrächers zu spielen, so warte, bis ich zurückkehre, falls dann nicht die Fluth Deines Zorns längst gebebt hat. Ich habe keine Lust, ein Leben voll Jugend und Freude auf den Wurf eines Augenblicks zu setzen — ich war nie feige, aber, um ganz aufrichtig zu sprechen, mein Glück hat mich feige gemacht.

„Adolf — Clara — lebt wohl! Vergeßt den, wel-

chen ein unſeliges Geſchick verſtörend, nicht zu ſeiner Freude, in Euren Lebensweg warf — Lebt wohl!"

Eduard.

Einige Tage ſpäter, als er dieſen Brief empfangen hatte, verließ Adolf die Stadt.

7.

Faſt ein Jahr war vergangen. Kinder und Frauen trieben ſich vor dem Hauſe des Tiſchlers umher, und ſahen zu den Fenſtern empor. Adolf trat in Reiſekleidern auf den reingefegten, mit friſchem Sand beſtreuten Hausflur.

Er hatte ſich in der kurzen Zeit ſehr verändert, im Aeußern, wie in ſeinem ganzen Weſen. Der ſonſt ſo ſtille junge Mann trat feſter, entſchiedener auf; ſeine Geſtalt ſchien höher, ſchärfer der Blick ſeines Auges, tiefer der Ton ſeiner Stimme geworden zu ſein. Nicht die wenigen Monate, nur irgend eine Begebenheit konnte ihn umgewandelt haben; denn mehr und ſchneller als die Zeit verändert den Menſchen ein bedeutendes Erlebniß.

Adolf ſtand einen Augenblick vor der Thür von Clara's Stube; er athmete bedrückt, es ſchauerte heißroth über ſein bleiches Geſicht. Da hörte er eine fremde Stimme im Zimmer ſingen.

„Tuſu, mein Kindchen,
Was raſchelt im Stroh?
Das ſind die kleinen Gänschen,
Die haben keine Schuh.“

Mit raſchem Druck öffnete er die Thür. Ein junges Mädchen ſaß in der Stube auf einem Bänkchen, ein wenige Monate altes Kind auf dem Arme ſchaukelnd, während ſie das Wiegenliedchen weiter ſang:

„Der Schuſter hat Leder,
Keinen Leiſten nicht dazu;
Drum ſchlafe, mein Kindchen,
In guter Ruh.“

Adolf trat in das Zimmer. Das Mädchen winkte ihm, auf das halbſchlafende Kind deutend, leiſe aufzutreten.

„Ei, wo kommen Sie denn her, Herr Adolf? Und gerade heute! das iſt ja recht hübſch.“

Er erkannte die Tochter einer Nachbarin.

„Wo iſt Clara?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

„Oben,“ antwortete ſie. „Sie ſind jetzt beim Kaffee. Ihre Stube, Herr Adolf haben ſie auch nehmen müſſen. Das Haus iſt ſo klein, ſie hatten keinen Platz . . . Aber es iſt ja wahr, Sie wiſſen wohl nicht einmal, daß Clärchen heut Hochzeit hat. Hier unten war es zu eng, und wo ſollte auch die alte Mutter bleiben und der arme Balg hier.“

Sie deutete auf das Kind und den Stubenwinkel; Adolf ſah dort die Großmutter unbeweglich, bleich und

mit halbgeſchloſſenen Augen auf ihrem alten Lehnſtuhl. Man hatte die alte Frau feſttäglich angezogen; in verſchoſſenem Putz, in altmodiſchen, verblichenen Kleidern von ſchwerem verſchollenen Stoff ſaß ſie ſtarr und antheillos, ohne zu ſehen, ohne zu hören, die Hände, die vor Alterſchwäche zitterten, auf dem Schooße. Es lag etwas Grauenhaftes in ihrer Erſcheinung, und ſcheu glitt Adolfs Blick über ſie weg. Das Mädchen bemerkte es.

„Ja," ſagte ſie, „es wird Einem oft ganz graulich bei ihr; beſonders wenn ſie vor ſich hinmurmelt, und dann mal ſtill ſchweigt ein Weilchen, und wieder anfängt, und man verſteht doch nichts. Es iſt immer, als redete ſie mit Jemand in der Stube, den man nicht ſieht, und dabei läuft es Einem kalt über den Rücken. — Sie iſt ganz alt und kindiſch geworden, ſeit Sie verreiſt ſind."

Adolf unterbrach die Schwätzerin. Er war näher getreten, und beugte ſich über das Kind. Es öffnete die Augenlieder, und ſah ihn halb verſchlafen mit großen blauen Augen an. Das war Clara's Auge.

„Dies Kind . . .?" ſagte er ſchwerathmend mit fragendem Blick.

„Ja freilich," antwortete ſie, ſich tändelnd zu dem Kinde neigend, „das iſt Clärchens Kind, mein liebes Annchen, mein hübſches Blauauge."

„Und der Bräutigam?"

„Das iſt der Georg, der Geſelle, der häßliche

Menſch mit dem pockennarbigen Geſicht, der Clärchen ſchon längſt heirathen wollte, um mit ihrem Gelde Meiſter zu werden und das Geſchäft hier einmal zu übernehmen. Als nun der ſchöne Herr, Ihr Freund, Clärchen hat ſitzen laſſen, und das Unglück ſich ereignet hat, ſo drückte er ein Auge zu, und kam wieder mit ſeinem Antrag; und die Aeltern waren noch froh, daß ihr Kind wieder zu Ehren kam. Clärchen wollte ihn nicht, aber ſie mußte. — Doch wollen Sie nicht hinaufgehen? - Clärchen wird ſich freuen, Sie wieder zu ſehen; ſie hielt immer viel auf Sie."

Adolf wandte ſich ab, und verließ ſchweigend die Stube. Er ſtieg die Treppe hinan, und trat in ſein Zimmer, das von den Hochzeitgäſten erfüllt war. Bürger und Handwerker in ihren Sonntagsröcken, mit gewöhnlichen oder roben Geſichtern, ihre Frauen und Töchter in geſchmackloſem Putz, drängten ſich in dem engen Raume, während im Nebenzimmer eine Tafel gedeckt wurde. Große Kannen mit Milchkaffee und Schüſſeln mit grobem, gewöhnlichen Kuchen ſtanden auf dem Tiſch.

Verſchiedenartige Blicke empfingen den Eintretenden. Den meiſten Anweſenden war er fremd und gleichgültig: erglühend und zuſammenſchauernd ſaß Clara, unfreundliche Blicke richteten der Bräutigam und der Vater auf ihn, traurig und verlegen ſah ihn die Mutter an.

Adolf beachtete es nicht; ein leichtes Beben unter-

druckend, näherte er sich der Braut. Er stammelte einige unzusammenhängende Worte, sie stand verlegen und zitternd. Er bemerkte, daß sie beobachtet würden, und sich zusammennehmend mühte er sich, gleichgültig zu scheinen und zu sprechen. Bald kümmerte man sich nicht mehr um ihn.

Sein Herz war voll von Weh. Wie verändert war Clara! Das Roth, das bei seinem Eintreten ihre Wange überflog, war einer krankhaften Blässe gewichen. Sie war mager geworden; und was ihn besonders tief befremdend ergriff, war ein Ausdruck von Stumpfheit und Gleichgültigkeit, der auf ihren Zügen lag. Sie, die ihm früher immer ein Gebild des Himmels im Staube war, schien ihm jetzt kaum von der Gewöhnlichkeit ihrer Umgebung abzustechen; ihr Geist schien halb schon zurückgesunken in die Niedrigkeit der Alltagsgedanken und trüb' umflort wie ihr Auge. Adolf war darauf gefaßt, sie in tiefem Schmerz zu finden, und Schmerz und Trauer lagen auch auf ihrem bleichen Gesicht. Aber es war ein dumpfer, stumpfer Schmerz, ein Schmerz ohne Adel, ohne Poesie.

Sie standen, abgesondert von der Menge, stumm am Fenster; er starrte vor sich nieder, sie blickte in das Abendroth, das schon über die Dächer glänzte.

„Clara!" sagte er leise, „ich bringe Ihnen den letzten Gruß von ihm."

„Von ihm!" — Sie schlug das Auge nieder. „Sie haben ihn also gesehen?"

„Ich ſuchte ihn, und fand ihn endlich.“

Er zog ein altes Zeitungsblatt aus der Taſche, und zeigte auf eine Stelle.

„Leſen Sie!“ ſprach er mit unterdrückter Bewegung.

Zitternd und immer heftiger zitternd las ſie:

„In dem Wäldchen vor dem Wallthore ward geſtern die Leiche eines jungen Mannes aufgefunden, der vor Kurzem hier angekommen und wahrſcheinlich das Opfer eines Duells geworden iſt. Man fand neben ihm ein Piſtol, ein anderes lag einige Schritte weiter. Uhr, Ringe, Börſe und Brieftaſche ſcheinen unberührt. Nach dem Paß und verſchiedenen Briefſchaften, die ſich bei dem Todten vorfanden, iſt ſein Name . . . .“

Clara ließ das Blatt fallen — ſie ſchwankte, und ſank ohnmächtig ihrer herbeieilenden Mutter in die Arme. —

8.

Adolf zog in eine andere Gegend der Stadt. Clara ſah ihn nur ſelten an ihrem Hauſe vorübergehen; doch verlor er ſie nie ganz aus den Augen.

Nach einem Jahre ſtarb Clara im Wochenbett. Sie ward an einem trüben Herbſtmorgen begraben; Adolf war auf dem Kirchhofe. Er ſtand in der Ferne; Keiner von den Leidtragenden ſah ihn. Erſt als der gleichgültige Witwer und die Uebrigen ſich entfernt,

als die Knechte des Todtengräbers die Balken weggeräumt und den sandigen Hügel aufgeworfen hatten, trat er zu dem Grabe. Lange stand er dort. Ein feiner Regen fiel; mit den kalten Tropfen fiel eine heiße Thräne auf den Grabhügel.

Adolf betete leise. Dann sprach er halblaut mit bebender Stimme die Worte des Liedes:

„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut,
Und werde Dich lieben in Ewigkeit!" —

Ob sein Herz Wort gehalten hat? — Ich weiß es nicht. Freilich hat er sich nach mehreren Jahren verheirathet, und soll glücklich in seiner Familie leben; aber wer weiß, ob nicht oft in stillen Nächten ihm an der Seite seines schlummernden Weibes vor der zitternden Seele das bleiche Bild seiner Jugendliebe auftaucht, und die Erinnerung sein gealtertes Herz mit heißen Schauern durchzuckt. Vielleicht hat er die noch nicht vergessen, die, von der ganzen Welt vergessen, auf jenem Kirchhofe schläft, und deren Name nur dann genannt wird, wenn an schönen Sommertagen ein Kindermädchen mit dem Kind auf dem Arm im Sonnenschein auf dem Kirchhof spazieren geht, und, den Liebsten erwartend, die Inschriften der Kreuze und Grabdenkmäler aus langer Weile ablieſt.

Schilderungen;

von

Arthur Mueller.

I.

Die unschuldige Neigung.

Was ist der Mensch, wenn er aus übermüthiger Neubegier den fahrenden Pilger spielt, wenn sein Herz die Segel aufgezogen, und vergebens gegen Wind und Wellen strebt! Und war ich nicht hinlänglich zu beklagen? Ein trostbedürftiger Kandidat, der eben die Universität verlassen hatte, trug ich die förmliche Anweisung in der Tasche, mich nach einer schulmeisterlichen Ernährung umzusehen! Zum Bubenpeitscher hatte mich der väterliche Wille bestimmt, und drei Jahre waren dahin geschwunden, nicht in thätiger Arbeit, nein! das frische, lustige Leben hatte mich begeistert, daß ich die kleinlichen Sorgen der Weisheit vergessen, und mich wenig betrübte um die verblühten Reize der ehrwürdigen Minerva.

Wie schlug mein Herz in verlangender Sehnsucht: wenn ich der freudigen Lust gedachte, die ich verlassen, der seligen Freiheit, die mich umgeben, und der treuen Freunde, die so uneigennützig die Last der Gelehrsamkeit tragen geholfen! Die Wellen der Zeit haben Al-

les überfluthet, der Wind hat die Blüthen abgeſtreift, und Nichts gelaſſen, als das herbſtliche Rauſchen der Erinnerung.

Oh Ironie, du ſündiges Kind der mißhandelten Phantaſie, wie ſchreiteſt du einher auf Stelzen, und glaubſt mich zu bethören! Du biſt der blinde Bettler, der ſeinen Führer verloren hat, ein Dolch mit Blumen geziert, eine vergiftete Hoſtie, das verderbliche Neſſus-Gewand, die Judas-Leuchte, gedungen, den Meiſter zu verrathen. Aufgehoben den Schleier, daß ich dein verwelktes Antlitz ſehe, und die Spuren der Erinnerung ſuche!

Laß es gut ſein, mein deutſches Gemüth! Du befindeſt dich jetzt auf der öffentlichen Landſtraße, und glaubſt ohne zufälliges Unheil einzuziehen in das wehmüthige Philiſterium. Ich glaubte es freilich; aber eine Strohhütte, die ſo einſam und verlaſſen am Wege ſtand, als wollte ſie das Mitleiden anrufen: einzukehren und ſich zu erbarmen, hielt die eilfertigen Schritte auf. Thür und Fenſter waren offen, die Sperlinge zwitſcherten um einen alten gaſtfreiherrlichen Filzhut, und zahme Tauben vergnügten ſich an dem warmen, ſtrahlenden Himmel, und erzählten girrende Geſchichten, worüber ein Menſch, der ſchon die Milchzähne verloren hat, oft ganz desperat werden kann.

Ich muß nothwendig hier eine überzeugende Erklärung geben: wie jedes Alter, von der ſchwebenden Wiege bis zur ſtolpernden Krücke, ſeine beſtimmten

igungen und Gewohnheiten hat. Noch jetzt, in inen alten Tagen, überfällt mich eine elegiſche Weh- th, wenn ich auf meinen einſamen Wanderungen hübſches Kind ſehe, weißgekleidet, und mit Augen blau und frühzeitig wie die Veilchen, wie es ſcheu d furchtſam dahinſchwebt, verfolgt von irgend einem bgierigen Habicht, ſich ängſtlich umwendet und den ütherich anſtarrt, flehend und troſtbedürftig; dann enke ich mitleidig des Taubenſchlages und der Be- ngniſſe ſeiner Einwohner, ein gewaltſamer Schmerz chfährt meine Bruſt, ich eile fort, wie vom Winde eitſcht, und noch aus der Ferne ſchallt die klagende imme herüber: „Herr, wie Du willſt, nur keinen enl"

Während ich ſo der Vergangenheit die ſchuldigen nneurs widmete, vernahm ich die kreiſchenden Töne er Geige, die eben aus dieſer Hütte kamen, die ein- n und verlaſſen am Wege ſtand. Wie kann ſo ein echtes Inſtrument das arme Menſchenherz erheben, es vergeſſen lernt, und nur für die Gegenwart t! Ich ging ohne dringende Erlaubniß hinein und r ſchon mitten in der Stube, ehe ich noch wußte, s ich eigentlich wollte. Ein alter, fröhlicher Knabe, die Saiten mit einer unbarmherzigen Fertigkeit zer- eitete, ſaß auf einem Schemmel, und die niedlichſte rne, ein Milch- und Blutgeſicht von etwa achtzehn hren, ſchien ſich im Tanzen oder Springen zu üben. will es mit einem kräftigen Eide beſtätigen: daß

dieſes verſchämte Kind der ſchnöden Welt keine Erfahrungen zu verzinſen hatte — die uns immer zu einer gegenſeitigen Dreiſtigkeit beſtimmen. Ihre unſchuldige Heiterkeit wurde durch meine zudringliche Ankunft geſtört. Sie ſah mich fragend an, und verlangte wahrſcheinlich eine deutliche Auflöſung dieſes Räthſels: wie ein fremder Menſch, der noch dazu, wegen Unſicherheit der Straßen, einen ſtrangulirten Knebelbart trug, es wagen durfte, hier einzudringen. Aber der Alte war nicht aus ſeiner muſikaliſchen Verfaſſung zu bringen; er zeigte ein zerknirſchtes Gemüth, und fiedelte mit einem Lärm, als wenn er, wie Spontini nach dem Titel eines Dekters der Muſik ſtrebte. Endlich führte ein gräßlicher Triller den Beſchluß herbei; und es war die höchſte Zeit, daß ich etwas von Durſt und Hitze, von Staub und Wehmuth ſchwatzte. Mit einer unbegreiflichen Reſignation ertrug ich die trübe Zweideutigkeit, die ſich für Bier ausgab; während der Virtuoſe mir die Standesverhältniſſe und Würdigkeiten eines fahrenden Tanzmeiſters erklärte. Der arme Teufel hatte in ſeinem Geſicht eine magere Ahnung von beſcheidenem Hunger, und ein demüthiges Lächeln ſpielte ſehr erfriſchend um die rothgeflammte Naſe.

Es dauerte nicht lange, und er ſtimmte wieder ſeine Violine, und wohl verſtand ich dieſes leichtfertige Blinzeln, und das furchtſame Mädchen holte ich zu einem raſchen Walzer. Ach Du kalte Seele, die Du Dich ſeit Deinem anfänglichſten Barbier-Vergnügen mit fal-

schen Waden beholfen hast — was würde Dein schafledernes Herz dazu gesagt haben, und wie wären Deine spitalbedürftigen Gefühle in Angst und Schwulitäten gerathen! Und warum soll ich es verheimlichen, daß ich immer nach der kleinen Nadel sah, die das Busentuch zusammenhielt? — wenn man auf der Reise ist, trägt man ohnehin die Augen nicht in der Tasche. Als der Walzer für mich ein zu frühes Ende gefunden, begehrte ich mit Ungestüm den süßen Tribut. Sie wollte sich zwar mit einem Patschhändli abfinden, aber ich fühlte es, daß dieser Kuß, oder auch der Pluralis herzlich gern gegeben wurde, und mehr werth war, als die armseligen Kreuzer, welche ich dem Kunsttalente aufdrang für Schuhsohlen und Darmsaiten.

II.

Ein Beſuch im Berliner Diorama.

Es war mir unmöglich, den Frühling zu beſingen, und hätten auch Thomſon und Kleiſt dem bedrängten Menſchenkinde Hülfe geleiſtet, mein Bischen Poeſie war nicht zu finden. Den ganzen Morgen hatte ich auf ſpringende Versfüße und lahme Reime ein entſetzliches Treiben angeſtellt und den warmen Ofen beneidet um ſeinen glühenden Enthuſiasmus, aber vergebens: draußen trieb der kalte Winter ſein mürriſches Weſen, und hier in meiner Stube wuchſen keine Lorbeern. Was war da Vernünftiges zu thun? Mit ſüßen Erinnerungen das alte Herz erfriſchen, oder von Italien träumen, von der Gluth des Südens, von flammenden Augen und begehrenden Lippen? Nein, das that ich nicht; ich ging bis auf den Petri-Platz und ſtieg gelaſſen in eine Droſchke.

„Wohin?“ fragte der Windbeflügelte und knallte mit der Peitſche. — „Nach dem Diorama!“ — Der Klepper ſeufzte und ſchüttelte den Hals, klitſch! klatſch! der Kaſten ſtöhnte, klitſch! klatſch! und endlich ſetzten wir uns in Bewegung. Hier hätte ich nun Gelegen-

heit, eine Satyre auf die menſchliche Geduld zu ſchreiben oder etwas Weniges in Verzweiflung zu gerathen, und worüber? über Nichts, über ein raſſelndes Ding, das, wie die Aufklärung, immer von der Stelle will, und bei jedem Schritte über Steine und Spitzfindigkeiten ſtolpert. Dieſes Roß — es war kein gewöhnliches Roß, es war eine Berliner Ausgabe des Pegaſus, der Kutſcher ein veritables Original, mit einem Patente gegen den Nachdruck; und ſie waren mir ſehr gewogen, und trotz meiner Ungeduld, nicht aus der Faſſung zu bringen.

Nach langen Kreuz- und Irrfahrten hielten wir zuletzt bei dem Diorama, und es war wirklich die höchſte Zeit, wenn ich noch etwas ſehen wollte. Der Vorhang wurde eben zugezogen. „Ach dieſe Finſterniß!" lispelte eine klagende Stimme, ein begabter Mund, eine entfeſſelte Zunge, und ganz in meiner Nähe hörte ich das Rauſchen eines ſeidenen Kleides. Nun habe ich die unverwerfliche Eigenſchaft, bei einer Dame niemals nach dem Taufſchein zu fragen, und will es der Zufall, daß wir uns in der Dunkelheit treffen, ſo gebe ich meiner Einbildung ein glänzendes Feſt und halte jedes weibliche Weſen für eine mythologiſche Venus. Mit dieſer Reſignation, geſchützt gegen ſpätere Erfahrungen, hatte ich bald den Faden eines Geſprächs gefunden; die Worte paßten zu der Dämmerung und es waren keine fünf Minuten verfloſſen, da wußte ich ſchon, daß meine Nachbarin eine frühzeitige und reiche Witwe

war, den Sommer in Charlottenburg und den Winter in Berlin verlebte und eine unendliche Paſſion für Italien und Bologneſer hatte. Was übrigens aus dieſer Offenherzigkeit werden ſollte, darüber war ich ſehr in Zweifel und Vermuthungen; die „Anſicht des Hafens von Genua" ſchob einſtweilen die Fortſetzung auf.

Der Menſch iſt von Natur aus ein Tölpel, und hat er dieſe Garderobe ausgezogen, ſo bleibt ihm die Wahl, ein Narr und unſterblich zu werden, oder das alte Kleid zu tragen, bis die Fetzen bezeugen, daß es ſeine Beſtimmung erfüllt hat. Dort in einer weiten Halle des Palaſtes Doria ſtanden Tiſch und Stühle, und Keiner wird es übel nehmen, wenn ich in Gedanken mich hinſetze, von dem Weine ſchlürfte und auf der Guitarre klimperte, und ſo zwiſchen Wein und ſüßen Tönen dieſes herrliche Schauſpiel genoß.

„Wie finden Sie dieſe Gegend?" fragte die Witwe und zeigte mit dem goldberingten Finger auf den Spiegel des Golfs.

Meine Gefühle Preis geben, in Worte ſetzen, und ſie einer fremden Stimmung erklären, dazu war ich wenig aufgelegt. „Ich denke an Fieske," erwiederte ich mit einem Seufzer, der uns von dieſem Thema abbringen ſollte — „wie er das Fenſter aufreißt und einen Monolog hält."

„Sie ſind ein Schwärmer!" wisperte ſie in einem zärtlichen Tone — „und dort in der Niſche, das Gyps-Geſicht, was ſoll denn das vorſtellen?" fuhr ſie fort.

„Das ist Muley Hassan, der verrätherische Mohr.“

„Aber, so weiß wie Kreide!“ versetzte sie etwas herabgestimmt.

„Der arme Kerl hat die Bronze verloren, eine Folge der Windsor-Seife, und das giebt seiner Physiognomie diese ungewöhnliche Klarheit.“ Sie beugte sich über das Geländer, als wollte sie dieser boshaften Auslegung näher auf die Spur kommen; die Klingel ertönte und der Vorhang verhüllte das Bild.

Und nun kamen die Plagen der Vertraulichkeit über mich; mit nassen Augen, mit einer desperaten Ergebung erzählte sie mir die rührende Geschichte von einem Schooßhunde, und dazwischen fragte sie immer: „Wenn ich nur wüßte, was dem armen Thiere fehlte?“

Auf die Arzneiwissenschaft habe ich mich niemals verlegt, viel weniger die Gemüthsverfassung einer vierfüßigen Kreatur in Ueberlegung gezogen; wie sollte ich mich besser aus dieser Affaire ziehen, als daß ich sagte: „er hat das Heimweh!“

„Unmöglich! und giebt es denn kein Mittel dagegen?“ stöhnte sie besorgt.

„Bringen Sie ihn hieher, Genua muß er sehen, Genua oder Bologna, das wird seinem Dasein Trost und Hoffnung bringen.“ Sie war überzeugt von der Heilsamkeit dieses Vorschlages, und ich, in meiner Aufgelassenheit, wollte noch ein zweites Mittel, das

Magnetiſiren anrathen, als der Vorhang auseinander ging und uns, „die Kirche des heiligen Grabes in Northampton" ſehen ließ.

Anfangs konnte die Dame keine Worte finden, um die frommen Gefühle ihres andächtigen Herzens auszudrücken. Sie ſeufzte bedeutſam und drückte mir leiſe die Hand. „Sehen Sie," meinte ſie endlich — „was mich immer ſo tief ergreift, wenn ich eine Kirche beſuche, es iſt der Altar, den ich niemals ohne ſchmerzliche Regungen anſehen kann." Sie zog das wohl parfümirte Taſchentuch heraus, und hielt es ſich an die Augen. „Ach! dann gedenke ich immer des ſchönen Tages," fuhr ſie fort und zeigte nach dem Altar der gemalten Kirche — „wo ich da ſtand, eine geſchmückte Braut, an der rechten Seite meines ſehr ſeligen Gatten, der mich ſo ſehr liebte, und ſo gern Rheinwein trank und für Burgunder ſchwärmte, von dem noch ein anſehnlicher Vorrath in meinem Keller liegt." Halt! fiel mir plötzlich ein, und ich verwünſchte die Dunkelheit, die mir nicht erlaubte, das holde Antlitz der klagenden Nachbarin zu bewundern. — Halt! eine zärtliche Witwe, die einen Gemahl geliebt, der für ein Paar der nebelſten Weinſorten ſchwärmte, die ſchon darauf eingeübt, ſchwarzen Kaffee zu kochen, die in Charlottenburg eine Sommerwohnung und in Berlin ein Flaſchenlager beſitzt; und ich, unbeweibt und immer durſtig! Mein Entſchluß war gefaßt.

Ich bot ihr meinen Arm. Wir kamen bis auf den Gang, wo uns die Tageshelle entgegenſtrahlte. Adieu Dioramа! — Und die Dame? — war eine Frucht vom Baume der Erkenntniß, alt genug, um mit Ehren kanoniſirt zu werden.

III.

Das Trauerbild.

Wer auch nur einmal in Berlin gewesen ist, in dieser schönsten Stadt Europa's, wie Hr. von Zedlitz, Preußens größter Statistiker, und die dortigen Lohnlakaien behaupten — der hat gewiß einigemal die Königsstraße besucht, und sich an dem bunten Treiben der Menge, das dort, bis in die sinkende Nacht lebt und webt, nicht wenig ergötzt. Sie ist die belebteste Straße der ganzen Residenz: in der Mitte Wagen auf Wagen, Karren und Droschken, Reiter und Viehstandsangehörige, und zu beiden Seiten das Drängen und Vorwärtsstoßen der Fußgänger, oft so eilfertig geschwind, staubbeflügelt, und dann wieder so nachtmützenschläferig und maulaffenfeilhabend, daß der arme Erdensohn und sein düsteres Schicksal zu beklagen, der eben an Hühneraugen leidet, der Glückliche aber zu beneiden ist, dem die hülfreiche Natur ein Paar derbe Ellbogen verliehen hat, um Raum zu gewinnen, unter diesen höflichsten Staatsbürgern der preußischen Monarchie.

Ich ſitze zuweilen im Rathskeller, ſtecke die Naſe in's Glas, und berathe meine Angelegenheiten, durchblättere die Journale, und ſehe mir das Treiben durch die Fenſterſcheiben an; und iſt mir der Kopf von dem Genuß der neueſten deutſchen Literatur — nicht vom Wein, denn ich bin ſehr mäßig — etwas ſchwer geworden, ſo ſteige ich auf die Straße, und laſſe mich mit fortſchieben von der fluthenden Volksmenge, gaffend und begafft, Stöße empfangend und austheilend, daß oft meine Haut ſo Berlinerblau ausſieht, als hätte ich mir das Ehrenbürgerrecht nebſt Gratulationen dazu erworben. Bald ſind es die Menſchen, die mich anziehen, dieſe thörichten Kinder der Erde, aber die vernünftigſten der ganzen Mark Brandenburg, von Sandes Gnaden, wie ſie rennen und laufen, ſtehen und plappern, und die modernſten Hüte ſchwenken, wenn Seine Herrlichkeit vorüberfahren, mit der roth angeputzten Dienerſchaft, die jetzt Haken und Oeſen, ſtatt der Schnallen, an den engen Hoſen trägt.

Volle Welt! bevölkert mit Narren und Dummköpfen, die von den Klugen zum Umpflügen ihres Ackers gebraucht werden! Wie biſt Du ſo alt und verſtändig, und zugleich ſo kindiſch und läppiſch! Die alten, faltigen Züge Deines Angeſichts haſt Du Dir jugendlich aufgeſchminkt; die Perrücke, die Du trägſt, ſie iſt aus den Haaren der Vergangenheit zuſammenfriſirt, und doch möchteſt Du dieſe bei ihren langen Haaren feſthalten, und weißt nicht mehr, daß Du ſie

ihr ſchon längſt abgeſchnitten haſt, um darunter Dein kahles Haupt zu verbergen. Unſinniges Weibsbild! bezahle wenigſtens den Friſeur; er iſt ein Läſtermaul, und plaudert ſonſt die Heimlichkeiten Deiner Toilette aus. Ueber dem Reifrocke Deiner frommen Großmutter trägſt Du das luſtige Kleid einer feilen Tänzerin, unter dem farbigen Cachemir-Tuch die ſchwarze Beguinenkappe; Deine Taſchen ſtrotzen von Liebes- und Ablaßbriefen, von ſchmutzigen Adreſſen und heuchleriſchen Predigten; Kirchenlieder ſchweben Dir auf der Zunge, und Opernarien klingen in Deinen Ohren; mit zerriſſenen Strümpfen und Schuhen ohne Sohlen tanzeſt Du über Stock und Stein, über Gräber und Ruinen; die dumpfe Nachteule, die träge und verdroſſen über Dir ſchwebt, hältſt Du, in Deiner Eitelkeit, für einen Siegesadler, und das Hohngelächter, das Dir nachſchallt, für das Beifallſjauchzen Deiner Günſtlinge. Lache nicht! man ſieht ſonſt daß Du keine Zähne mehr haſt. Drohe nicht mit Deiner Krücke! Du könnteſt das Gleichgewicht verlieren.

Ich wünſche oft, ich wäre der Gott Vitzliputzli, dann wüßte ich doch, warum ich die Menſchen für verrückt hielte, wenn ſie mich anbeteten.

Um wieder von dieſem Eſel auf mein Steckenpferd, die Königsſtraße in Berlin, zu kommen, ſo iſt es eine wahre Luſt hier die Leute zu beobachten. Man kann ungefähr die verſchiedenen Stände herauskennen, ohne daß ſie eben ihre Firma auf dem Rücken tragen. Da

ſieht man den geſchäftigen Kaufmann, mit dem accreditirten Ausdruck ſeines münzkundigen Geſichts, mit den ſchlauen Augen, die eilfertig nach der Gelegenheit ſuchen, ſein Kapital raſch umzuſchlagen; dann wieder den geldſtolzen Banquier, der aus ſtaatspapiernen Beſitzthumsgründen ein vortrefflicher Patriot iſt, und an Don Carlos glaubt, und an ſeinen Schwager aus Portugall, der jetzt in Rom ſich zum Miſſionair vorbereitet, um dereinſt den Doniſchen Koſaken die Freiheit zu predigen, — der aber nicht mehr glaubt an den heiligen Geiſt, weil ſeine Papiere geſunken ſind, auf der Börſe zu Frankfurt am Main. Auch der filzige Krämer iſt bald herauszufinden, ſirupsliebrigen Angeſichts, ſeifebedürftiger Reinigung, begabt mit Käſe- und Häringsduft, mit magern Fingern, die nach der letzten Kaffeebohne greifen, die auf der Wage die Zunge noch um ein Haar breit durchſchlagen läßt. Da ſchreitet einher der wohlbeleibte Rentier, Hausbeſitzer und Stadtverordneter, mit einem Rock auf dem Leibe, zu weit für dieſe Welt, mit Stiefeln an den Füßen, die ein Paar Löſcheimer abgeben könnten; er kommt eben aus einer Weinſtube, wo er ein ganzes Achtel getrunken, und bedeutſame Geſpräche geführt hat, über die Mahl- und Schlachtſteuer, über den Backenbart Louis Philipp's und ſeine Beſchwörungskunſt, den böſen Liberalismus auszutreiben.

Ja, Louis Philipp iſt ein kluger Mann! der ſich auf die Uhrmacherkunſt verſteht, und die gangbarſten

Münzſorten von ganz Europa kennt; und er hat eben ſo kluge Geſellen in ſeiner Werkſtatt ſitzen, die da ſeilen und reguliren, und die Kipper und Wipper der Freiheiten des Volks abgeben. —

Soll ich noch mehr von der Königsſtraße erzählen, oder endlich meine Geſchichte anfangen, die diesmal das Gute hat, daß ſie ſehr kurz iſt? Mir iſt nur bange, die liebenswürdige Polizei könnte meinen Guckkaſten konfiſciren; ſonſt, an Gruppen und Figuren iſt eben kein Mangel, und ich verſtehe mich ſo ziemlich auf eine wirkſame Erklärung.

Es war in der Königsſtraße, an einem ſonnenhellen Tage, als ich die holde Dame zum erſtenmal ſah, blaß aber reizend, mit einem veilchenblauen Atlaskleide, und flammenaugen, die mein zagendes Herz, in ſüßer Liebesſehnſucht, gefangen nahmen. Sie ſtand vor dem Schaufenſter einer Putzhandlung, und beſah ſich die bunten Bänder, die zierlichen Hauben, die ſeidenen Stoffe, und ſie belohnte mein Angaffen mit einem langen, fragenden Blick. Ich fühlte, wie ich roth wurde vor Schaam, daß ich auf öffentlicher Straße ſtehen geblieben war, und die Schönheit einer Dame bewunderte. Dazumal hatte ich es noch nicht beſonders weit gebracht in der Cultur, „die alle Welt beleckt;“ ich wußte noch nicht, daß dreiſtes Angaffen, oder vielmehr Analogen, wo möglich von einer Veille oder Lorgnette unterſtützt, zu den Regeln des guten Tons gehörte.

Also entfernte ich mich so rasch ich konnte, ungefähr wie ein begossener Pudel.

Lange hatte ich sie nicht wiedergesehen; da traf ich sie endlich, freudig überrascht, im Königstädtischen Theater. Ich hatte mich für einen Freund aufgeopfert, und sollte den ganzen Abend die erbärmlichen Bestrebungen dieser langweiligen Histrionen ansehen. Schon schwitzte ich so große Geduld wie ein demagogischer Türke, der vor dem Bilde des Sultans Abbitte thun muß, und ich wußte nicht, sollte ich einschlafen oder fortlaufen, um wenigstens mein Leben zu retten, wenn auch mit halberstorbenem Geiste demselben dann wiedergegeben. Noch war ich in Zweifel befangen, wie ich diesen Plan, ohne meinen Freund zu beleidigen, ausführen sollte; und ich sah mich um nach Leidensgefährten, die, wie ich, auf der Folter lagen. Da bemerkte ich sie in einer Loge, und an der Röthe, die auf einen Augenblick das marmorblasse Antlitz belebte, daß sie mich ebenfalls gesehen hatte. Neben ihr saß eine alte, etwas abgetragene Dame, mit erfahrungsreichen Falten in den strengen Zügen.

Keinen Abend fehlte ich nun mehr im Theater, und jedesmal war die Holdselige, mit dem veilchenblauen Atlaskleide und den Flammenaugen auch da. Wann nun sie mich immer so verlangend und schmachtend ansah, als wenn ich der Ritter von der traurigen Gestalt, der aus Barmherzigkeit für den endlichen Sieg der Unschuld kämpfen sollte, mit dem Todesmesser des

Lords Londonderry, oder der Pritsche des unsterblichen Harlekins? Und dann wieder dieses unheimliche, fast höhnische Lächeln, das alle Gedanken der Liebe vernichtete, den blühenden Traum zerstörte, woraus ich nichts gerettet als eine einzige Thräne der Sehnsucht, die immer und ewig in meinem linken Auge glänzt, und wovon der Doktor behauptet: sie sei nur ein Gerstenkorn, dem mit einer Lanzette schon abzuhelfen.

Aber diese Flammenaugen hatten mich festgebannt, wie die der Klapperschlange, einen armen Vogel, daß er den Zauberkreis nicht mehr verlassen kann, und das Verderben ihn ereilt. Wäre die geldsüchtige Matrone nicht gewesen, die stets als verzweifelter Appendix in der Loge saß, und mit einem alten Fächer die sechzigjährigen Gefühle zur Geduld und Ausdauer ermahnte, ich hätte mir, gleich anfangs, im Rathskeller hinlänglichen Muth gekauft, um dem [illegible] Weibe zu folgen: wie ein melancholischer Schulamts-Kandidat sich an dem vestalischen Küchenfeuer seiner Geliebten einen Fidibus anzünden kann, ohne sich zu verbrennen. So aber bildete dieser verwitterte Schirmstein eine chinesische Mauer, die für mich und meine Kraft unübersteiglich; ein Paar ausrangirte Wasserbeine hätten zum Springen treffliche Dienste geleistet.

Die Geschichte des Alterthums besteht nur aus Sagen, das Mittelalter zeigt schon erhebliche Fakta, und die neueste Zeit Begebenheiten, wo, ganz gegen Hegel, das Wirkliche oft sehr unvernünftig ist. So

ging es meiner Liebe, die, ohne Erlaubniß einer hohen Obrigkeit, aus einem Liliputaner zum dienstpflichtigen Maas, und zuletzt zum Ungeheuer herangewachsen. Shakespeare's Hamlet war angekündigt, und zwar nach Schlegel's Ueberſetzung, und Goethe's Andeutungen im Wilhelm Meiſter bearbeitet von dem leider! ſterblichen Albini, auch Kakerlack genannt. Der Wirth aus der polniſchen Judenſchenke ſpielte den Dänenprinzen, und Rudolph Gernlein die Ophelia, der Direktor ſelbſt aber verſuchte ſich in der Rolle des Polonius, des alten, ſtaatsklugen Höflings, und erwarb ſich rauſchenden Beifall, als er den Rattentod hinter der Tapete ſtarb. „Todt! für 'nen Dukaten, todt! — Oh ich bin umgebracht! — Weh mir! was thateſt Du?“

Der Morgen- und Abendſtern der Liebe flammte wieder am Himmel, und, ob meine Augen durch das Lampenlicht kurzſichtig geworden, oder der Bogenfeiler die alte Abigail verbarg, die Matrone war nicht zu ſehen.

Und als der Vorhang gefallen, die Leichen fortgetragen, und der Todtenmarſch verklungen war, eilte ich hin, der Unbeſchützten meinen Heldenarm zu bieten.

Das Geſicht war eine ſtille Wehmuth, und die rothe Tinte der Liebe färbte die bleichen Züge, daß ſie wie Flammenſchrift in mein Herz ſtrahlten.

Was ſie mir erzählte?

Es war eine lange Paſſionsgeſchichte voller Dornen und Wunden, die meiner Thränenfiſtel bedeutend

zuckte, und noch immer fortdauerte, als wir ihre Wohnung erreicht, wo ſie, von Leid und Schmerz übermannt, meine Hand krampfhaft drückte, und mit einer höchſt naiven Unverſchämtheit fragte: „Was ſchenken Sie mir denn?“

IV.

Louis Drucker's Portrait.

Den liebenswürdigen Berlinern, meinen Mitmenschen unter den Völkerschaften der Erde, die Alles wissen, was auf dieser und im Monde passirt, die auf alle Neuigkeiten pränumerirt haben, brauche ich wohl kaum zu sagen, wer der Mann eigentlich ist, dessen Porträt, in einer geistreich erfundenen Lithographie, erschienen ist. Sogar im übrigen Deutschland, die Republik Hannover nicht ausgenommen, fängt er an bekannt zu werden; er ist bereits das fruchtbare Thema der Correspondenzler, die am Tage so viel Honorar über ihn herausschreiben, als sie Abends, wenn sie sonst müßig sind, bei ihm verzehren.

Und dabei ist der Portraitirte kein Gelehrter, der in den dunkeln Schacht der Wissenschaften eingedrungen, und die Erzstufen heraufbringt, aus dem verschlossenen Schoos der Erde an das helle Tageslicht; nein! er bringt höchstens in seinen Keller ein, klopft an die vollen Fässer und lächelt schlau, die Augen werden ihm heiter und er schnalzt mit der kundigen

Zunge. Er iſt auch kein Künſtler, der ſich allenfalls ſo viel oder wenig von ſeiner Gage abhungert, um ſich auf eigene Koſten lithographiren zu laſſen, der Welt zum Erſtaunen und ſich ſelbſt zur Erbauung; nicht einmal iſt er ein Vermiſchungs-Künſtler, indem ich niemals herausgeprobt, daß er das damals große jetzt aber bekannte Wunder wiederholt hätte, welches ſich auf der Hochzeit zu Canaan zutrug.

Aber wer iſt der Mann denn? können diejenigen meiner Leſer fragen, die ihn noch nicht kennen — welche Eigenſchaften beſitzt er, was hat er für Thaten gethan, für Gefahren beſtanden, zu Lande und zu Waſſer, die ihn ſo bekannt gemacht, daß ſein Bildniß bei allen Kunſthändlern aushängt? Gefahren hat er ſonſt Keine beſtanden, als daß er zuweilen ſo unglücklich war, der Märtyrer ſeines eigenen Durſtes zu ſein; Thaten dagegen, wie ſie in der allgemeinen Weltgeſchichte vorkommen, oder die man, nach preußiſchem Münzfuß, mit Orden und Titeln belohnt, weiß ich ebenfalls Keine von ihm. Und doch könnte er, im Bremer Rathskeller, mit ſeinen kühnen Thaten, mit ſeinem Muthe, der ſelbſt nicht zittert im Angeſicht einer ganzen Flaſchenbatterie, mit ſeiner Beſonnenheit im Gewühl des Kampfes, wo die Pfropfen am lauteſten knallen — einen Helden abgeben. Er iſt im Winter Beſitzer einer Weinſtube, und im Sommer ſein höchſteigener Chargé d'affaires in einem Weingarten; und was noch mehr, er hat die berittenen Kellner erfunden, die dienſt-

baren Geister in rothen Hosen, die nicht wie [illegible] der alte Mundschenk des Olymps, herumhinken, [illegible] dern auf kleinen, Litthauer Pferden herumgal[illegible] flaschenbeschwert und gläsertragend.

Wie oft, wenn ich des Tages Last getragen, und mich müde gearbeitet im Makulaturberge der Literatur, saß in seinen Räumen, und arbeitete in einem ganzen andern Berge! Es ist dort eine so schöne Gegend, man trifft so muntere Gesellen an, man fühlt sich so heiter gestimmt, und zuletzt ist man gar selig. Und doch wurde mir nicht selten ganz melancholisch zu Muth, wenn ich meine Landsleute, die kräftigen Söhne des Rheins, näher kennen lernte, und der Heimath gedachte, der rebenbekränzten Berge, welche die Sonne, mit ihren goldenen Strahlen, sich zu ihren Lieblingen erkoren hat. Dann hörte ich ihn wieder rauschen, den stolzen Strom mit seinen blauen Wogen, sah in seinen Fluthen die alten Städte sich abspiegeln, die lachenden Dörfer, die blühenden Thäler, und die trotzigen Berge, beladen mit den Schätzen eines gesegneten Herbstes. Mitten unter dem treuherzigen Volke saß ich, vielleicht in einer unscheinbaren Schenke, und ich lauschte seinen Worten, nahm Theil an seiner Lust und an seinem gerechten Zorn; meine Ohren hörten das Klappern der Kannen, meine Augen sahen das süße Lächeln der flinken Kellnerin, meine Zunge prüfte den funkelnden Wein, und ich bemerkte, wie, an der schwarzen Tafel,

Wirth auf Strich zugeschrieben würde. Aber sie haben nur die Bedeutung von Schoppen.

Ach Weißbier! wie tief bist Du in meiner Achtung gesunken! —

Louis Drucker ist auf seinem Portrait in einer sehr noblen Situation befangen. Er sitzt, ernst und gemüthsruhig, mit einem Glase Wein in der Hand, aus welchem noch ein Schluck auf seiner Zunge schwebt; das sieht man an den zusammengezogenen Lippen, an der bedeutsam riechenden Nase, und den forschenden Augen. Das Alter der Sorte, die er eben trinkt, ist leicht zu errathen, denn eine der Flaschen, die neben ihm auf dem Tische stehen, trägt die Jahresfirma 1834; die brennende Cigarre, welche dabei liegt, soll wahrscheinlich die, für Berlin, außerordentliche Erlaubniß bedeuten: daß man in seinem Lokal auch rauchen darf. Schwerlich wird Einer hinter diesem bedeutungsvollen Zügen den immer heitern Wirth suchen, der so reich an Scherz und Humor, so dienstbeflissen gegen seine Gäste, und, ohne zudringlich zu sein, der angenehmste Gesellschafter in seinen eigenen vier Pfählen ist.

Die Randverzierungen sind von der genialen Hand Adolph Menzel's, und lassen in ihrer Bedeutsamkeit mehr wie eine Erklärung zu. Ich will versuchen, ob vielleicht meine schwache Feder dem Geiste des Erfinders folgen kann.

Oben sitzt, oder schwebt vielmehr, Berlin's Paganini, Hr. Lazarus Hirsch, Kapellmeister und Tonkünst-

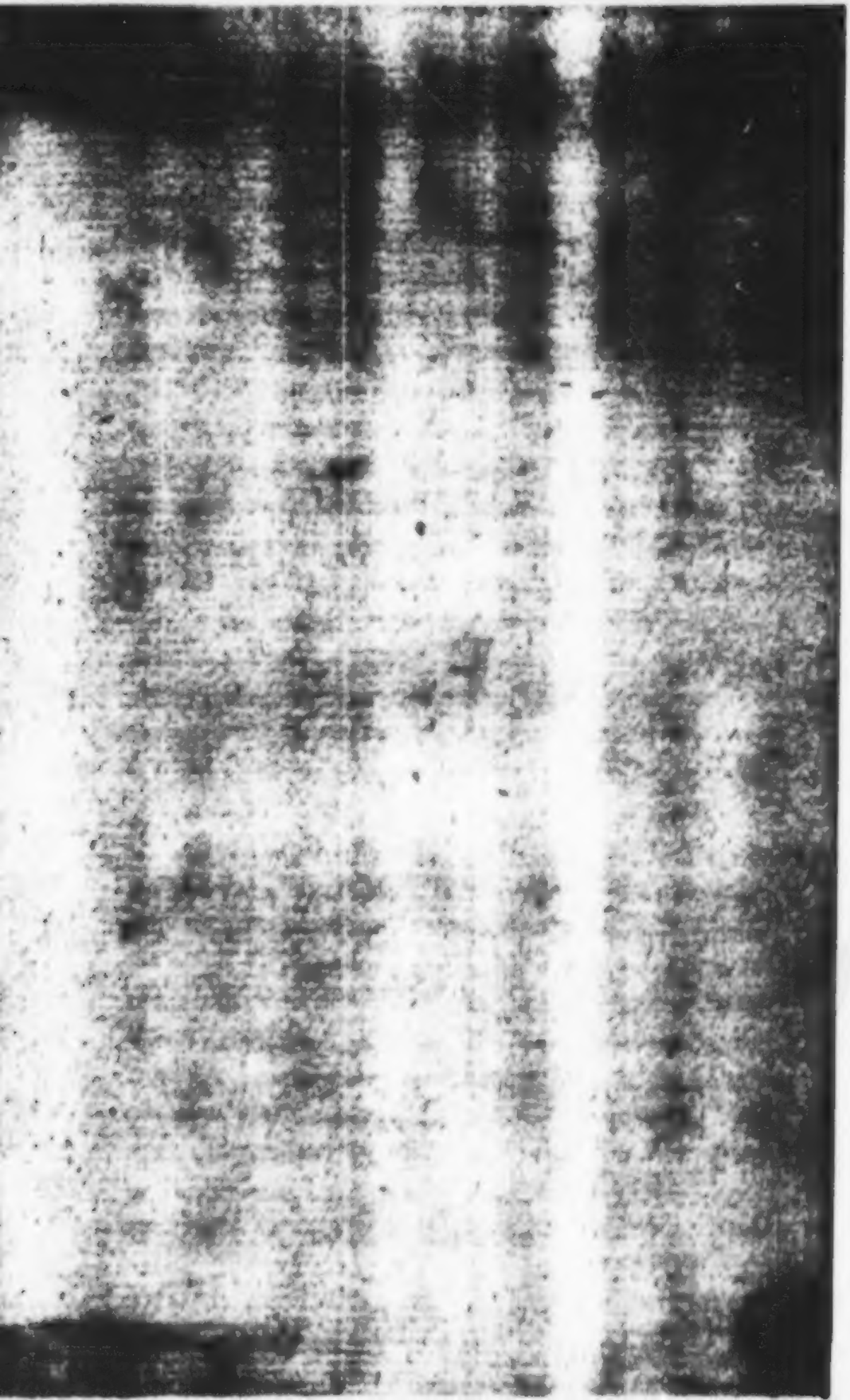
ler, kahlen [illegible] und langgeschenkelt, zu[illegible] kreuzbeinig, [illegible] Geige mit zwei, schlaff [illegible] ten, Bogen str[illegible] neigt den Kopf so kunstbe[illegible] auf die Seite, [illegible] die Augen so begeistert zu, [illegible] tektmäßig zuckt es, [illegible] in den Beinen, daß wir die klingenden Töne zu hören glauben, die er seinem Instrumente zu entlocken versteht. Rechts und links hat eine Harfenbegabte Dame Platz genommen, die Eine auf einem Champagnerglase, um anzudeuten, daß die Liebe nur ein Rausch, die Andre auf einem [illegible] vielleicht um das Feuer ihrer Empfindung auszudrücken. Die Letztere, die in der Wirklichkeit, wie [illegible] und Gaudy mir bezeugen können, etwas schielt, [illegible] mit offenem Munde und [illegible] Augen, ein schönes Lied, Worte so süß und [illegible] risch, daß sich ein artiger Schwarm von lustigen und lauschenden Vögeln versammelt hat.

Unten sehen wir uns in Drucker's Trinkanstalt versetzt, unter durstigen Patienten, welche die Flaschenkur brauchen. Rings um einen runden Tisch herum sitzen und stehen die Gäste. Der Eine, ein ausgepolsterter Bursche, mit einem Silens-Gesicht, und einem Bauche so stattlich, daß er würdig, die Pension eines wirklichen Geheimeraths zu genießen, empfängt von dem berittenen Kellner eine neue Flasche, [illegible] noch seinen vergnügten Augen zu urtheilen, noch nicht die letzte; er hat eine Schüssel vor sich stehen, so groß und füllreich, daß sich an dem Inhalt derselben ein halbes

Waisenhaus, oder das ganze Kadettencorps, sättigen könnte. Neben ihm schenkt sich ein langer, breitgeschulterter Mensch, der mir sehr bekannt vorkommt, sein Glas voll; wenn ich nicht irre, so ist es ein Günstling der Muse des Gesanges, der immer in seinen Liedern Feuer und Flamme ist, und diese mit den Fluthen des Rheins und der Mosel abzukühlen sucht. Der Hutbedeckte Jüngling, mit dem Stock an der Nase, der dem Einschenken, anspruchslos aber theilnehmend, zusieht, kann ein Rezensent des Berliner Frühlingsalmanachs sein, der vielleicht seine Meinung dahin abgiebt: daß Einige der Mitarbeiter an demselben doch gar zu sehr auf der breiten Straße der Gewöhnlichkeit traben, und daher wohl thäten, ihrem flügellosen Pegasus Hufeisen unterlegen zu lassen. Eine Figur, ganz Eifer und Durst, hat sich erhoben, um mit der einen Hand seine Cigarre [illegible], während die andre das volle Glas mißtrauisch umschlossen hält; die leeren Flaschen, welche vor ihm stehen, zeugen von seiner Thätigkeit, und der bis oben zugeknöpfte Rock von seiner kalten Entschlossenheit, so lange auszuhalten, bis er nicht mehr am Tische sitzt, sondern unter demselben liegt. Hinter ihm steht ein trostbedürftiger Zierbengel, die modernste Original-Ausgabe eines Berliner Manufakturwaarenritters; der angenehme Mensch ist mit einer entsetzlichen Cravatte und grausamen Vatermördern geschmückt, und sieht so hundertzig schwül, so abgeschmackt sonderbar aus, daß man ihm jetzt schon

anmerkt, wie [illegible] und Rauchen zugleich seinem unschuldigen M[illegible] schlecht bekommen wird. Sein Nebenmann le[illegible] übereinandergeschlagenen Armen, auf den Tisch, und trägt ein Angesicht zur Schau, Bardolphsmäßig angefeuert, [illegible] [illegible]drossen, katzenjammerhaft-verzogen, daß [illegible] ein Spital von Uebelkeiten voraussetzen [illegible] Schelle! warum hast Du Dich nicht an einer und derselben Sorte gehalten? Warum hast Du zu hastig und nicht gemüthsruhig getrunken? Sieh Deinen Nachbar an! mit der Sicherheit eines praktischen Operateurs läßt er den Pfropfen knallen, von einer Flasche aus dem Keller der Hrrn. Jacquesson et fils à Châlons sur Marne. Dabei hat er die Brille von den Augen geschoben, den Backenbart so wohlhabend frisirt, und sieht trotz des Lärmens um ihn herum, so diplomatisch-ernsthaft, so erfahrungsreich und selbstgenügsam aus, daß der wackere Kämpe nicht zu verkennen ist, der schon in vielen weinblutigen Schlachten gefochten, und unendlichen Flaschen den schlanken, zierlichen Hals gebrochen hat. Noch befinden sich auf der einen Seite ein Paar knebelbärtige Studenten, Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins, die hier den Wissenschaften obliegen, und, in ihrem Enthusiasmus für dieselben, dem Wirthe, mit erhobenen Gläsern, ein Vivat! bringen; während auf der andern Seite ein kluger Kopf unter dem Bratspieß weilt, und begeistert in die Höhe schaut; ob aber nach der holden Dame, die darauf sitzt, bezwei-

[illegible] ich sehr, augenscheinlicher nach der gebratenen Gans, die daran hängt, indem es Augenblicke im menschlichen Leben giebt, wo die Bekanntschaft mit einer solchen viel angenehmer ist als mit einer lebendigen.

Die berittenen Kellner, die, statt der eigensinnigen Köpfe, diensteifrige Borst- und Federwische tragen, bilden die Schluß-Dekoration des Portraits, das in seiner geistreichen Erfindung, in seiner gelungenen Ausführung den heitersten Eindruck bei dem Beschauer zurückläßt.

P